
Library of
Princeton University.


Dei
Sub Numine
Viget


Digitized by Google

Westermanns Monatshefte



März 1923

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

67. Jahrg. Braunschweig Heft: 7



Westermanns Monatshefte

Inhalt des einhundertvierunddreißigsten Bandes

1. und 2. Teil: März – August 1923

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Seite

Literarische Rundschau

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Handwerk und Kunstgewerbe. XI und XII

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Das Reich der Frau. LX

Kunstblätter und Einschaltbilder

März:

April

Mai



Verzeichnis der Mitarbeiter





Alfred Lüdke: Am Starnberger See



Brand vor dem Wind

Novelle von Magdalena Kind

Sankt Hubertus und all seine Jäger« — »Vivat!« schrien sie um den runden Eichentisch, der mächtig mitten in der Schankstube protzte. Lauter verwegene Kerle, Freischützen und Holzhauer und Flößer aus den wilden Spessartwäldern, Fuhrknechte und Hopfenbauern. Das saß im »Käschtebaum« und vollführte einen Höllenspektakel.

Der »Käschtebaum« ist die alte Wegschenke und Posthalterei an der großen Heerstraße neben dem Kilianstor, wo es über die vielbogige Mainbrücke geht. Breit und wuchtig steht das Steinhaus da, mit dem hohen Doppeldach und der großen, gewölbten Einfahrt. Das sah schon die wilden Zeiten ferner Jahrhunderte — damals, als das große Wetterleuchten über das Land lief, die Scheiterhaufen brannten, die Pest kam und die Geißelbrüder die Menschen rasend machten, der rote Hahn auf den Giebeln tanzte und die Sturmglocken zeterten. Tolle Bauernrotten mit Sense und Morgenstern durchzogen damals das Maintal — einen mächtigen Gloriafetzen vorauf. In der großen Schankstube ist noch die Tür mit den Stichen darin. Dort zeichneten die Bauern einen Kreidekreis, warfen die Messer mitten hinein, daß sie bis ans Heft in das Holz fuhren und schrien: »Allen edelen Herren im fränkischen Land zum Verderb!« Im Stadthaus stemmten die Bürger die Fäuste auf den Tisch, und der Bürgermeister Stauffer sagte: »Wir alle miteinander sein freie Bürger, wir beugen uns nit vor Fürsten und Pfaffen!«

Hitzköpfe und Raufbolde von jeher, sitzen sie breit und wuchtig hinter ihren großen Basteien, die so dick sind wie die Stückfässer in Würzburg. Mit weinfrohen Augen und cholerischen Gesichtern — zu allen Zeiten rauf- und händellustig. Schon all die reichsunmittelbaren, ritterlichen und geistlichen Herren hauten sich gegenseitig die Schädel ein, daß es krachte. So waren sie alle miteinander ein frohes, lebenswildes Geschlecht — Herren und Bürger und Bauern.

In den Gassen ist viel Handwerkskunst zu sehen. Feingehämmerte Messingklopfer und Türnagelköpfe, schmiedeeiserne Gasthofschilder, steingehauene Wappen und Werkzeichen. Aber ein Pflaster — holprig und bös wie der Weg zur Hölle! Grasfetzen wachsen dazwischen, und Pfützen, groß wie ein Taufbecken, lauern breitgrinsend. Hühnerleitern von Stiegen sind in den lustigen Fachwerkhäusern, da gibt es Kirchtürme, die gefährlich nach einer Seite torkeln, breitbeinige Tore mit einem wahren Hauklotz von Turm darüber, dem die grüne Kupferhaube verwegen im Nacken sitzt.

Ein starkes, freies Bürgertum, das keine Zeit verderben konnte.

In der Sonnenferne, weit über dem Maintal verschwimmen im Mittagsdunst die blauen Bergwälder des Spessarts ...

Hoch über dem Wald am »Verlorenen Grund« liegt die Guntersegg. »Das freie Haus der Herren von Gunderstein,« wie es in den alten Urkunden heißt. Düsteres, halb zerfallenes Gemäuer mit einem steilen Bergfried. Hoch flattert seit wenigen Wochen wieder die Fahne vom Dach: Das silberne Jagdhorn im blauen Feld. In die

dreißig Jahre hat der Bau leer gestanden nach dem plötzlichen sonderbaren Tod des Stefan Gunderstein und seiner Gattin.

Die Gundersteins sind adlige Herren aus dem Spessart. Sie waren Eisenschädel und Schnapphähne, bis ihre Burgen niedergebrannt waren — das letzte Dorf verspielt, das allerletzte Stückfaß im Keller ausgetrunken. Dann traten sie in die Kaiserliche Reiterei ein, wurden Kornetts und Obristen der Liga, katholisch bis in die Knochen. Heute sind sie Forstleute und Priester; es gab Wilde und Beschauliche von jezeit unter ihnen.

Außer den beiden Söhnen des Stefan lebte noch einer aus dem Geschlecht: der achtzigjährige Onkel Sigismund, der unverheiratet oben in einem Turmzimmer der Guntersegg hauste, mit Jerôme, seinem uralten Diener. Nur einen Tag im Jahr kam er aus seinem »Dachsbau« heraus — am Sankt Hubertustag, wenn das große Jagen war.

Seitdem die Gundersteinschen Söhne wieder im Land waren — der eine von Regensburg, der ältere aus einer Oberförsterei in der Rheinpfalz, hoch droben auf der Hardt wo es nach dem Bliestal hinuntergeht, seitdem war ein seltsames Gerücht wieder aufgewacht, das über ein Menschenalter geschwiegen hatte. Sie raunten in den Schenken, vor den Waldhütten und auf den Flößen eine wilde, verschollene Sage. Es war damals um eine Frau gegangen, man sagte: um die schöne Barbara Humbser aus Bamberg, die nachher den Julius Stauffer heiratete, den reichen Hopfenhändler am Markt. Doch keiner wußte etwas Rechtes, die Zeit war darüber hingegangen. Aber das Gerücht lief durch die Gassen, hier und da, ungreifbar wie Brand vor dem Wind ...

Draußen fegte ein Reiter auf einem Fuchshengst daher, daß das Feuer aus dem Pflaster sprang. Die Torfahrt donnerte von den Hufschlägen wider.

»Das ist er!«

»Wer?!« Sie machten lange Hälse.

»Der Sohn vom Stefan Gunderstein.«

»Grad wie sei' Vadder!« sagte Klingelhöfer, der alte Forstwart.

Man hörte draußen ein helles Mädchenlachen.

Da stand der Ferdinand von Gunderstein in der Küche am Herd neben der Monika Stauffer; die Käschte hüpften über dem Feuer, daß die Schale knallend zersprang. Im breit auseinandergeschlagenen Marderpelz stand er in dem roten Feuerschein, wild und verwegen mit lichterloh flammenden Augen.

Jetzt wandte er jäh den Kopf und horchte nach den Stimmen in der Schankstube; das Lachen in seinen Augen war erloschen. Warum nannten sie ihn überall den »Sohn vom Stefan Gunderstein?« Immer wieder hörte er diese sonderbaren Worte, sah er seltsame Blicke, war ein scheues Raunen und Flüstern hinter ihm und ein plötzliches Verstummen und unsicheres Schweigen, trat er ins Zimmer.

Sein Blick wurde finster. Er mußte seinen Bruder fragen. Der war ja ein Pfarrherr, ein Tausendgescheiter, und würde schon durch diese Bolzenschädel durchsehen können. Ach, zum Teufel mit den Gespenstern! Was gehen die ihn an? Ihn und die Monika Stauffer!

Moses Menschengedenken hockte mit seinem Hausierkasten zusammengekrochen im Herdwinkel. Übermütig kaufte Ferdinand der Monika ein knallrotes Seidenband. Ratsch! schnitt er mit dem Messer ein Stück ab und schob es in die Brieftasche. Dem alten Juden warf er ein Geldstück zu, ohne zuzusehen, wieviel es war. »Gott über die Welt! Tausend Jahre dem gnädigen Herrn Baron!«

Auf der Gasse rollt ein Wogen — dem leichten Hufschlag und dem eleganten Vorfahren nach eine Equipage. Wahrhaftig, der neue Pfarrherr Maximilian von Gunderstein in Soutane und Seidenschärpe.

»Reverenz!« Kilian Dingeldey, der Wirt vom »Käschtebaum« zog die Kappe und schüttelte die höflich dargebotene Hand, eine kühle, wesenlose Hand.

Nein, danke, er wolle nicht aussteigen. Er erwarte nur seinen Bruder. Man solle bitte dem Kutscher einen Schoppen Wein geben.

Dingeldey rief nach dem Küfer, er selber blieb am Wagenschlag stehen. Nachdenklich betrachtete er das stille, verschlossene Gesicht. Die Augen sind blicklos und dunkel, auch jetzt, da er lächelnd ein paar freundliche Worte spricht. Es ist, als trüge er schwer an fremden Geheimnissen. Was mag der wissen!

Drinnen in der Schankstube begehrte einer der Fuhrknechte auf: »Freilich, ball der Himmel ei'fällt, sin alle Spatze dot! Geb' emal Obacht, du Dreckspatz! Nix gege' die Gundersteins, sonst lernt ihr mich kenne — ich bin der Wachtinger aus Hinterdotzinge!« —

Draußen zogen die Pferde an. Ferdinand von Gunderstein auf seinem Fuchshengst ritt neben dem Wagen des geistlichen Bruders.

»Ein Kerl, schön wie ein Gott!« rief Dingeldey begeistert, als er wieder unter seine Gäste trat. »Da werden unsre Frauen fromm, wenn der predigt.«

»Der sieht aus, als wenn er was wüßt',« sagte einer der Flößer.

»Ja, was glaubste, was der im Beichtstuhl all zu hören kriegt! Jesses, mir tät's davon träume! Und als nix schwätze dürfe —«

»Das is es,« knurrte der Forstwort hinter seiner Pfeife. »Ob er was weiß?«

»Davon?« fragte Dingeldey. »Keiner weiß



was. Jeder von uns hat auch bloß was gehört — von wem? Das wißt ihr selber nit mehr.«

»'s ist über dreißig Jahr' her.« Der Forstwart langte die Büchse vom Haken und pfiff seinem Hund. »Pikas, daher!« —

»Klingelhöfer!« Es war der junge Arzt, der ihm in den Hausflur nachgekommen war. »Was ist denn das mit den Gundersteins? Ich höre immerfort und überall geheimnisvoll von ihnen reden, ohne daß einer was Rechtes weiß. Sprecht doch einmal. Ich gehe ein Stück mit Euch.«

Der Forstwart warf die Büchse über den Rücken und steckelte mit langen Schritten durch ein Seitengäßchen zwischen den Gärten hin nach dem Wald hinauf. Man mußte eine gute Lungenweite haben, um ihm nachzukommen.

»Da droben sind sie zu Haus.« Er deutete nach dem wilden Gemäuer, das düster in den Novemberhimmel ragte. »Den Stefan Gunderstein, dem Ferdinand seinen Vater, den hat man vor dreißig Jahren eines Morgens im Verlorenen Grund tot gefunden. Vielleicht hat er sich totgefallen, und die Büchse ist ihm im Sturz losgegangen — das weiß keiner. Pikas, daher! Ja — die Frau ist am Schreck gestorben, als sie ihn ihr ins Haus brachten. Das war eine echte Frau.« Dem Alten leuchteten die Augen. »Sie war drunten aus Südfranken her. Um Dinkelsbühl war sie zu Haus, wo die Reichsunmittelbaren sitzen. Ich weiß noch, wie sie ankam: vierspännig, zwei Brettlhupfer hintenauf. Das war eine Stolze! Wie's halt so geht. Der Gunderstein ist ein unbändiger Kerl gewesen, dem sprang das Feuer nur so aus den Augen! Entweder er soff dem Bischof ein Loch in seinen Weinkeller, oder er saß hinter den Karten. Er hat einmal eine Wette ausgetragen um hundert Flaschen Würzburger Leisten, er würde die große Treppe im Schloß herauf und wieder herunter reiten. Er hat's geschafft! Das Gewitterdonnerwetter, ich sag' Euch, er hat's geschafft! Aber die hundert Flaschen Leisten — die hat ihm der Stauffer am selben Abend wieder abgewonnen! Ja, ja, der hatt's los! Der Ferdinand, der is grad wie sei Vadder.«

»Und das Dunkel, das über seinem Tod liegt, das ist nie gelichtet worden?«

»Bewahre.« Der Alte spähte vorsichtig hinter sich. »Er war damals scharf auf die Barbara Humbser, die hernach den Julius Stauffer geheiratet hat. Aber wer kann da was sagen? Das Gerücht lief halt durch die Gassen, aber keiner weiß was. Es ist doch sonderbar und seltsam. An die dreißig Jahre hat Euch das alles geschlafen, war vergessen. Die beiden Söhne vom Stefan Gunderstein kommen zurück — mit einem Schlag ist alles wieder wach. Die hätten fortbleiben sollen.«

»Wo haben sie denn bis jetzt gelebt?«

»Der Maximilian ist auf der Klosterschule Andechs aufgewachsen, und der Ferdinand, der ist drunten in München in der Pagerie erzogen.«

»Das ist doch sonderbar — all das —«

»Ja, so geht's Euch. Mer hat se! — Pikas, daher!«

Der junge Arzt sah dem Forstwart nach, wie er mit lang ausgreifenden Schritten den Berghang quer hinaufstelzte. »Der weiß auch was — der alte Waldläufer. Nun, mir soll's recht sein. Was geht mich das an! Mich und die Monika Stauffer.«

Als er über den Markt ging, begegnete er dem Vater der Monika. Die beiden gingen ein Stück zusammen, und der Doktor fing an, von der Monika zu sprechen. Schweigend hörte Stauffer zu. Der Arzt war der Sohn eines reichen Weinbergbesitzers aus Deidesheim. Er kannte die Familie, eine Schwester hatte nach Antwerpen geheiratet.

»Kann die Monika Sie denn auch leiden?« fragte der Vater und kniff schmunzelnd die Augen zu, als der andre ihn verdutzt ansah.

»Freilich! Wir kennen uns doch bald fünf Jahre.«

»Das heißt gar nix. Wissen Sie, Doktor, mir wäre es schon recht, wenn Sie mein Schwiegersohn würden. Ich habe nichts dagegen.« Stauffer gab dem Arzt die Hand. »Also — halten Sie sich dran!«

»Soll ein Wort sein.«

»Aber dann wollen wir eins zusammen trinken darauf. Kommen Sie!«

»Ich hab' keine Zeit,« wehrte der junge Arzt ab.

Stauffer lachte. »Kei' Zeit? Ich hab' mei' ganz Lewe immer Zeit für e' Fläschche Wein gehabt!«

Im Wohnzimmer stand die Monika am Fenster und hatte eine goldene Kette in der Hand. Sie hat die leuchtenden Haare ihrer Mutter und ihre dunklen Augen.

Über dem Sofa hängt des Urgroßvaters Porträt im Bürgermeisterhabit. Überall in den Zimmern hängen ihre Bilder an den Wänden: reiche Bürger, mit ihren Frauen — die tragen steife Seidenkleider und haben viele Kinder. Mit breiten, ruhigen Gesichtern blicken sie vor sich hin, Mütter großer Familien, die ihr Leben Mann und Kindern hingaben. Die Möbel sind wuchtig und reich im Zierat. Von der niederen Balkendecke hängt ein eiserner Lichtreifen. Seit Generationen steht jedes Stück am selben Fleck.

Im Hausflur hörte man des Stauffers laute, lachende Stimme, breit und behaglich kam er herein. Er hatte kaum die Tür hinter sich zugemacht, da zog die Monika ihn schon nach ihrem Platz am Fenster.



»Was hast du denn da?« Er griff nach der feinen Goldkette.

Lachend wand sie sich das neue Schmuckstück um den Hals.

»Vom Doktor?« fragte Stauffer.

Sie schüttelte den Kopf. »Du, Vater!« flüsterte sie mit leuchtenden Augen. »Vater, ich habe einen lieb, so arg lieb!«

»Du hast einen lieb, sagst du — einen andern? Nun ja, es fragt sich da noch, ob du ihn auch heiraten kannst. Wer ist es denn?«

»Der Ferdinand von Gunderstein!«

»Nein! Nein!!« schrie Stauffer und wurde ganz fahl im Gesicht. »Gunderstein — den Gunderstein? Den Sohn vom — Niemals!«

Er rannte zur Tür hinaus, riß draußen den Hut vom Haken und warf die Haustür hinter sich zu. Kaum daß er wußte, wohin er ging, nur hinaus mußte er. »Der Ferdinand von Gunderstein —« Schwer stützte sich Stauffer auf seinen Stock. »Das Schicksal weiß doch nicht, was es tut.«

Er ging zu seinem Bruder, dem Goldschmied, in die Werkstatt.

»Ja, grüß dich, Julius. Gerade war der Gunderstein da. Er hat eine goldene Kette gekauft.«

»Ich weiß, für die Monika.«

Die beiden Brüder sahen einander an.

»Schau, schau!« nickte der Goldschmied.

»Wie die Funken, die am Boden her laufen — wenn der Wind hineinfährt, gibt es Brand! Kein Mensch kann dafür, wo's hinfliegt, aber daß gerade der Sohn vom Gunderstein es sein soll — nein!«

»Julius, ich mein' als, sie ist doch mit dem Doktor so gut wie versprochen?«

»Ach, geh her, versprochen. Spinnwebfäden, die noch tausendmal reißen. Hast du den Gunderstein gesehen? Also! Ich kann es keinem Mädchen verdenken, wenn sie ihm gut ist. Dem Stefan liefen sie auch alle nach. Du weißt schon, was ich meine — seit dreißig Jahren liegt er auf mir, der heimliche Verdacht. Weißt du, wie das am Leben zehrt, wenn alle glauben, man hat einen Mord auf der Seele?! Da ist nicht einer in der Stadt, der nicht daran glaubt. Es mag es vielleicht einer gebeichtet haben, der lange tot ist — und unsre Priester müssen schweigen.«

Die letzten Blätter der Silberpappeln flackern durch die Luft ...

Ferdinand von Gunderstein lehnte müßig am Fenster, sein scharfes Profil stand dunkel gegen das silberne Abendlicht über dem Wald.

Seine Tante, Benedikte von Lauda, saß am Sofatisch und las ein wenig. Wachskerzen brannten in dem hohen Armleuchter. Ihr warmes Licht glitt über welke, verblaßte Seidenfalten und spielte in dem weißen Haar um die feinen Schläfen. Sie muß sehr schön gewesen sein, die Tante Benedikte.

Das alte Fräulein meinte damals zu sterben vor Entsetzen, als sie aus der beschaulichen Ruhe ihres Stiftes in Aschaffenburg hierher in diese Waldeinsamkeit kommen mußte, dem Haushalt ihres Neffen vorzustehen. Die Damen im Stift gaben sich aber alle das Wort, ihn, sobald es ging, zu verheiraten. Er war der letzte Gunderstein.

Ihre Augen glitten verstohlen über sein Gesicht. Nein, er trug keinen Zug jener fremden Frau, die seine Mutter war, im Gesicht. Er war ganz der Stefan Gunderstein, ihr über alles geliebter Vetter Stefan. Das alte Fräulein lächelte verloren vor sich hin und schloß ihr in violetten Samt gebundenes Andachtsbuch. »Sie ist scharmant, die Gisel Castell, und auch die Hanna Leiningen. Ich denke, die jüngste Tochter vom Ludwig Penzing geht auch schon aus. Wir sollten einmal nach Amorbach fahren an einem schönen Sonntag. Es ist eine herrliche Fahrt — Ferdinand! Du hörst ja gar nicht, was ich sage. O Ferdinand — du hast eine heimliche Amour.«

Er ging mit abwesendem Lächeln zum Kamin und erwiderte nichts.

»Ist es eine Edeltochter?«

»Nein. Es ist ein Wildling mit vielen Dornen. Sakrament! Sie kann stechen! Und der alte Stauffer, der möchte uns wohl in die Hölle schicken.«

Tante Benedikte schwieg ein wenig. »Du bist nicht heiter, Ferdinand. Ich sehe wohl, daß du oft versonnen und finster am Fenster stehst, hinausblickst und doch nichts siehst.«

»Warum nennen sie mich ,den Sohn vom Stefan Gunderstein'?« fragte er grübelnd.

»Warum? Bist du nicht stolz darauf?«

Er fuhr mit der Hand über das Haar. »Es liegt eine sonderbare Bedeutung in ihrem Ton dabei.« —

Nach dem Abendtisch, als das alte Fräulein sich zurückgezogen hatte, saß Ferdinand über alten Schriften und der Chronik, die ihm von seinem Geschlecht erzählte.

»... Droben im Schloß in der Halle hängt eine alte zerfetzte, blutfleckige Seidenfahne — die hat ein Stefan Gunderstein getragen —« So begann die Chronik.

Seltsam klangen dem Manne die Worte in der Seele nach. Er blätterte weiter und las von seltsamen Begebenheiten und wilden Schicksalen. Er blickte auf und sah die Bilder an den Wänden, die nun lebendig für ihn wurden, da jedes ein Schicksal verbarg.

Langsam ging er von Bild zu Bild.

Eine weißhaarige Frau, deren erloschener Blick in die Ferne sah, wo der Gatte und vier



Söhne im Sand lagen, Fraß für die Geier, auf dem Mantel das Zeichen der Kreuzfahrer. Der rätselvoll und bitter lächelnde Narr in der zipfligen Schellenkappe, der dem Sieger diente mit lächelndem, blutscharfem Witz. Der schmallippige Kardinal, dessen Lippen früh das Schweigen lernten, aus dessen Bildnis Roms mächtiger Atem wehte. Die schöne Benedikta, die eine Königskurtisane wurde. Der Mönch mit den unbarmherzigen Augen. Der ließ seinen eignen Bruder vor seinen Augen als Ketzer brennen! Die Äbtissin Maria Klaudia, die in dem Kloster auf der Rheininsel lebte — Nonnenwerth heißt es.

Sein Geschlecht zog an ihm vorüber in vergessenen ungeheuren Leidenschaften, deren Gewalt aus verschollenen Zeitaltern erwachte gleich einem Gespensterlauf um die Mitternacht.

Draußen wandert der Mond über sturmzerfetzten Wolken. Im Verlorenen Grund sucht der Uhu. Es braust und tobt im Wald, jammernd winden sich die mächtigen Rottannen.

Jetzt ducken sie sich in den Dörfern um das Herdfeuer zusammen, wenn sie das Gellen in den Lüften hören. »Der Rodensteiner —« flüstern sie und lugen scheu durch einen Vorhangspalt hinaus in die wilde Nacht. Die Wolken rennen schwarz und gespenstisch über dem Wald ...

Die lange Spätherbstnacht ließ ihn nicht schlafen. Es ist ein rätselhaftes Dunkel über ihm von Begebenheiten, die dahier vor seiner Zeit geschehen, die mit seinem Geschlecht verknüpft sind, in denen der Name seines Vaters klang, die noch heute wie eine verschollene Sage in dem Gedächtnis der Menschen leben.

Als der abnehmende Mond noch hoch am Himmel stand, trieb es ihn aus dem Bett. Quer durch den Walt ging er und pochte den Oberförster heraus. Der war auch schon wach. Noch im tiefen Nebeldunkel der halben Nacht gab es einen glühendheißen Kaffee, so stark, daß die Lebenslust wie Flammen aufflog.

Die Gespenster erloschen im ersten kühlen Hauch des Morgenwindes, der aus den weiten Spessartwäldern herkam.

Der Sturm hatte sich gelegt, der Wald atmete tief und stark.

Gunderstein hielt sich nicht lange in der Oberförsterei auf. Er schlug einen Haken um den großen Windbruch und schwang sich zwischen den Buchenjugenden zu Tal.

Hoch flammen die großen Sternbilder. Es ist noch nirgends ein lichter Schimmer zu sehen, aber man fühlt schon wie ein hauchzartes Wehen den kommenden Tag. Tief im Osten flammt der Morgenstern.

Ferdinand von Gunderstein stand auf der Steinbrücke über dem Main und horchte in die dunkelblau dahinschießende Wassertiefe.

Die Lieder erloschener Geschlechter und vergessener Völker und ihre Sagen leben am längsten. Winde und Wogen tragen sie auf ihren Schwingen durch die Nächte einsamer Menschen, ihre Gestalten sind im Nebel und flackern in den Irrlichtern über weltfernen Heiden ... Ferne Wälder lassen sie erwachen, und die ziehenden Wolken weisen den Weg.

Jene seltsamen Laute, die wie die Ströme des Lebens vorüberklingen, erlauschte er auf seinen Jagdfahrten überall, wo die Wälder wild und menschenfern waren. Immer wieder zogen sie mit ihm in den Wolkenzügen der letzten Nachtstunde.

Auch heute stand er vor Tag und lauschte den Gesängen vergessener Jahrhunderte, die über die große steinerne Mainbrücke zogen. Denn hier geht die große Handelsstraße vorbei. Von Holland herauf, drunten von Rotterdam und Antwerpen, am heiligen Köln vorüber durch das Rheingau mit dem goldenen Mainz und dem mächtigen Frankfurt, über den Spessart zum Main hinunter. Durch das weinfrohe, fromme Franken die Donau entlang nach dem Südosten. Über Ungarn zum Orient — ja, weiter bis nach den tausendjährigen Städten an den Karawanenstraßen Asiens.

Das raunt aus der Tiefe des strömenden Flusses, der eilig um die Brückenpfeiler rennt und wirbelt.

Tief unter den Wolken gleitet ein hellroter Schein hin, ganz weit in der silbergrauen Ferne über den Türmen von Würzburg ...

Die Hähne krähen, die Hunde wecken sich gegenseitig auf. Nachtvögel streichen in weichem Flug zu Horst. Sonst ist alles still. Es ist die zaubergleiche Stunde zwischen Nacht und Tag, in der das Leben noch schläft. —

Ferdinand warf den Kopf auf und spähte scharf. Aus dem weißen Flußnebel löst sich eine schwarze Gestalt, die langsam, in tiefem Nachsinnen über die Brücke ihm entgegenkommt.

»Maximilian!«

Der Angerufene sah auf. Er sprach ein freundliches »Guten Morgen!« und reichte ihm die Hand. Die sonst so kühle Priesterhand ist heiß von langen, schlaflosen Nachtstunden.

»Ich gehe gern ein wenig durch den erwachenden Tag, ehe ich die Frühmesse bei den Stiftsdamen lese. Mein Weg führt mich über die Brücke.«

Eine Weile standen die beiden Brüder schweigend nebeneinander an der Brückenmauer. Das Wasser toste unter ihnen fort ...

Maximilian wies in die Höhe. »Es wacht eine tiefe Sehnsucht in den Menschen auf, wenn sie die Wolken wandern sehen — so frei, so hoch über uns hin. Aber sie kommen nie wieder und bringen Botschaft heim von dem, was sie sahen. In der Ferne vergehen sie, gleich

einem einzelnen Menschenschicksal, dessen Flamme der Wind verweht.«

Ferdinand blickte seinen Bruder an, der so seltsame Worte sprach, die sein Lächeln Lügen straften. Sein Gesicht war verändert, seine Augen blickten starr und hatten einen brennenden Glanz. Grübelt er über dasselbe nach, das ihm heimlich die Ruhe nahm?

Ferdinand gab ihm die Hand zum Abschied, er wollte noch weiter hinauf in die Wälder.

Die Büchse lose übergehängt, ging Gunderstein durch den Wald, eine steinige ausgetrocknete Wasserrinne hin durch den »Verlorenen Grund«.

Eine rote Fahne lugt unter den verrotteten Wurfböden hervor und verschwindet eiligst wieder, obwohl der Mann mit dem vermaledeiten Rohr auf dem Rücken heute anscheinend keine Augen für den Brandroten hat.

Es rinnt und rieselt irgendwo von einem verborgenen Wildbach im Gestein, der bunte Sandstein schimmert zwischen Moosfetzen und silbergrauem Flechtengewirr. Hoch oben über den Wipfeln johlt der Südwest ...

Gunderstein dehnte die Glieder. Ist das warm heute! Ein Föhntag nach der wilden Nacht wie im Februar.

Ein wenig abseits von dem Pfad, den Wilderer und Holzhauer getreten haben, steht unter mannshohen Adlerfarn ein verwittertes Steinkreuz.

Gunderstein trat näher und schob die feuchten Wedel zurück. Es steht kein Name darauf, nur eine Jahreszahl: die deutet dreißig Jahre zurück. Was mag hier geschehen sein? Vielleicht ein Mord? Oder ist dort einer von einem wütenden Hirsch zu Tode geforkelt worden?

Eine Otter züngelt neben dem Stein, als ob sie Totenwacht hielte für einen, der keinen Rächer fand. Am Ende ist es auch für einen verunglückten Holzknecht errichtet worden oder einen erschossenen Förster. Der Wald breitet sein Schweigen darüber.

Er geht weiter. Aus dem moorigen Grund steigen weiße Dünste.

Bergauf führt wieder der Wildpfad, vorüber an einer zerfallenen Römerschanze. Ein Quaderbogen ragt noch in kühnem Schwung über die tiefe Schlucht ...

Ferdinand klopfte an die hohen Buchenstämme — vierzigjähriger Bestand. Alles Gundersteinscher Wald!

Der Südwest fegt über die Weite. Feuchtigkeit und Wärme geben leuchtende Farben ...

Ein verwittertes Holzhaus aus groben Fichtenstämmen steht am Wege. Auf dem Erdboden vor der Tür türmen sich eine Menge Blumentöpfe. Der Ton leuchtet in glühenden Farben vom tiefen Goldocker bis zum brennenden Scharlach. Süßer Duft liegt weich in der Sonne, auf allen Fensterbrettern blühen Goldlackstöcke. Jetzt noch, so spät im Herbst.

Die vermoosten Baumstämme, die neben dem Häuschen liegen, schimmern in dunklen Samttönen wie Sepia und Smaragd. Auf dem Boden gleiten tiefviolette Schatten, und über den hohen Wipfeln der Buchen ein lichtblauer, wolkenüberflockter Himmel ...

»Ist das schön bei Euch!«

Der alte Forstwart lümmelte mit der Pfeife im Mundwinkel am Zaun. »Grüß Gott, Herr von Gunderstein. Pikas — daher!«

»Sagt, was ist denn das für ein Kreuz da unten im ,Verlorenen Grund'? Was ist das überhaupt für ein düsterer, unheimlicher Ort — gerade als wäre dort vor langen Jahren einer erschlagen, den niemand rächte?«

Der Alte nickte ernsthaft. »Da ist auch einer erschlagen worden.«

»Wer?!«

Der Alte sah ihm eine Weile in die Augen, dann blinzelte er wieder nach der Sonne. »Der Stefan Gunderstein!«

Das war ein dumpfer, wilder Schrei, daß selbst das Echo erschrocken schwieg, als habe ihn die Erde verschlungen.

Ferdinand von Gunderstein packte den Alten bei den Schultern. »Wer hat das getan? Wer hat es getan?!«

»Das weiß bis auf den heutigen Tag kein Mensch.«

Schwer lehnte er gegen den morschen, moosigen Zaun. »Darum schauen sie mir alle so seltsam nach, wenn ich vorübergeh'. Darum flüstern sie scheu hinter mir drein. Alle wissen, was geschehen ist, nur ich nicht. Nur ich allein nicht — sein Sohn.«

»Ihr wart ja noch so klein, als Euer Vater — starb.«

»Und mein Bruder?«

»Der erinnert sich sicher nicht mehr. Er kam so weit fort.«

»Wer hat das Kreuz gesetzt?« fragte Ferdinand von Gunderstein tonlos, als sei er betäubt von einem Hieb.

»Ich. Auf dem Pirschgang des Morgens fand ich ihn.«

»Vielleicht — vielleicht war es ein Unglück?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Der Schuß kam aus der Entfernung, sonst hätte er wohl die Kleider gesengt. Kommt herein, Herr, und ruht Euch.«

»Nein.« Ferdinand von Gunderstein schauderte es.

Was war aus dem letzten sonnigen Tag geworden!

Neben dem Kilianstor im »Käschtebaum« wird es langsam lebendig. Kilian Dingelden kommt zur Haustür heraus und steht sperr-



beinig auf der breiten Steintreppe, deren Stufen sechs Jahrhunderte ausgetreten haben.

Nun rührt es sich auch im Hof. Die Fuhrleute, die dort übernachtet haben, fangen an, die Gäule zu füttern. Da ist der Wachtinger, der die Frachten fährt ins Gebirge hinauf; er kennt den Spessart von allen vier Seiten und den Main stromauf und stromab. Seine Gutherzigkeit verbirgt sich hinter einem großen Aufwand von Spektakel. Jetzt singt er schon, kaum daß er den Kopf in den Stalleimer getunkt hat:

»Wenn i's nur aa so hätt',
Wie 's Schulz' Elisawett —
Dees leit bei Doag ins Bett,
Sooo — han i's net!«

Dingeldey dreht sich nach ihm um und schreit durch die Torfahrt in den Hof: »Du Heidesack, wann bist denn du angekomme? Gestern abend hab' ich nix von dir gesehe.«

»Z' Nacht!« schreit Wachtinger zurück und gießt den Stalleimer in weitem Bogen über das Pflaster aus.

»Was? Mitte in der Nacht die Birkenhainer Straß' über den Eselspfad hin? Du wirst dich noch emal dotfahre! Mitte in der stockfinstere Nacht über die Berg ze fahre — hast du net Sorg, daß emal ebbes geschieht?«

»Ach woher! Kommste über'n Hund, kommste über'n Schwanz!« —

In den Kirchen läutet es zur Messe.

Schon kommen von den Dörfern, deren Kirchtürme weithin in der Frühsonne ragen, die ersten Bauernkarren mit schreienden Gänsen, mit Ferkeln und Körben voll Zwetschgen. Ganze Ladungen Krautköpfe türmen sich auf den hohen Leiterwagen. Die erste Koppel Ochsen trottet über die Brücke.

Heute ist Novembermarkt und Sankt Hubertus; da reiten die Herren die große Jagd.

Gerade kommt der Oberförster daher. Er hat in aller Frühe kommuniziert und dem Heiligen eine pfündige Wachskerze gestiftet, wie sich das für einen gläubigen Jägersmann schickt. Nun flucht er noch einmal so ausgiebig. »Ich bin ja aller Sünden ledig!« meinte er, als Madame Dingeldey entsetzt die Hände hebt. »Und nun, Frau Wirtin, Essen, Trinken, Speck und Schinken! — Ganz ergebensten Diener, Hochwürden.«

Der Pfarrherr neigt höflich lächelnd den Kopf. Er deutet mit der schmalen Hand nach dem Marktplatz. »Es wird ein lebhaft bewegter Tag heute.«

Sigismund von Gunderstein reitet dieses Jahr die große Jagd nicht mit. Er ist müde und ihn fröstelt, als glitte die Kälte des Todes über ihn hin. Er hat sich auf eine der Südaltanen führen lassen; dort sitzt er in seinem tiefen Armstuhl und sinnt. Die hellen, scharfen Augen sehen dem niederrinnenden Laub zu ...

»Das große Sterben geht durch die Natur.«

Jerôme sieht seinen Herrn angstvoll an. »Ein wenig Lektüre, gnädiger Herr?«

»Keine Bücher heute. Ich will diesen letzten Tag für mich genießen. Es ist gut, Alter. Laß mich allein —«

In der herben, brausenden Herbstluft sitzt Sigismund von Gunderstein. Von hier sieht man weit, weit über das Land hin.

»So weit, wie die Hörner schallen,« sagte einst der Bischof, »soll Gundersteinsches Land sein.« Da setzte der Ahnherr das Jagdhorn an die Lippen und blies das Halali — so laut, daß alle Berge hallten und ihm selber das Herz zersprang.

Der Alte lächelte vor sich hin. Große Schicksale und wilde Herzen hatten alle Gundersteins. Nun schauen sie aus pompösen Bildern von den Wänden herab — erloschen —, und das heiße, wilde Herz gaben sie ihren Nachkommen — kurzes Glück und jähen Tod.

Tief unten geht der Main, die letzten Flöße ziehen zu Tal. Ganz in der Ferne sieht man die Türme von Würzburg. Ringsum nichts als die mächtigen Wälderwogen des Spessarts, und dahinter in der Weite blaut der Odenwald. Ferne, ferne Kuppen und Bergzüge. Nach Süden läuft der Blick weiter über das Frankenland ...

Überall mainauf und mainab sieht man schieferblaue Turmhauben mit dem Gockel obenauf, der sich nach jedem Wind dreht. Rote Ziegeldächer, an den Mauerecken Tortürme wie die Bolzenköpfe. —

Singend kam es den Bergpfad her. Ein flatterndes helles Kleid, leuchtendes Haar, mit dem der Südost raufte. Ein »Guten Morgen, Herr Baron!« flog zu dem alten Herrn hinüber, der, ohne ein Wort zu erwidern, den Kopf neigte.

Oben im Maudereck, wo im Frühjahr die Veilchen zwischen den Steinen duften und die Eidechsen rennen, saß Monika eine Weile nieder.

»Wie mächtig und alt die Mauern sind! Wie lange mag die Guntersegg schon stehen?« fragte sie.

Der alte Herr hob die Hand ein wenig, eine blasse feine Hand, wie man sie auf alten Fürstenbildern sieht. »Seit sechshundert Jahren sind die Gundersteins schloßgesessene Herren im Spessart.«

Monika sah ihm stolz in die Augen. »Und seit über vierhundert Jahren haben die Stauffer das Bürgerrecht in der Stadt.«

Er sah ihr forschend nach, wie sie den schmalen Pfad zwischen den Hagedornhecken durch die Weingärten hinunterlief. Seine Lippen pressen sich schmal aufeinander und seine Augen haben einen wilden Blick.

Der Jagdzug kommt den Waldweg herauf. Grüne Uniformen und rote Röcke flammen in



der Morgensonne, über den grauen Mauern lodern die goldenen Birken und flackert der Bergahorn, die Buchenwälder stehen wie Feuer vor dem blauen Himmel. Hundegekläff und Pferdegewieher und fröhlicher Zuruf. Die Hörner blasen: »Der wilde Falk ist mein Gesell ...« Klar klingen die Hörner über die Waldtäler hin — im Hof verhallt das Echo — die grauen Türme stehen hoch in Sonne und brausendem Wind.

Mauern, die die Signale für edles Geweih durch Jahrhunderte hörten ...

Heute geht es hoch her im Städtchen. Die Krambuden sind fertig aufgeschlagen und ausgeputzt, drüben der Viehmarkt hat schon begonnen. Erregt schlagen Pferdehufe den steinigen Boden. Pferdehändler aus Würzburg und Marktbreit gehen die Reihen entlang, sie hauen mit den Gerten gelangweilt gegen ihre blanken Stiefel. Dort, wo das Rindvieh steht, ist ein fortwährendes Muhen und Brüllen, ein störrisches Zerren an den Ketten. Es ist viel gutes Vieh da: breitstirnige Frankenrinder und graue, schöngehörnte Rhönochsen. Am wildesten aber ist das Getöse, wo die Schweine verzweifelt grunzend in ihren Lattenverschlägen hin und wider rasen.

Die Viehhändler in ihren langen Leinenmänteln, die Peitsche unter den Arm geklemmt, den Hut im Genick, reden schreiend und hastig auf ein paar dickköpfige, verschlagen grinsende Bauern ein. Einer führt immer wieder eine Kuh vor, atemlos rennt er mit dem Tier hin und her, halb gezerrt, halb geschleift, lang flattert der schmierige Mantel.

Unter einem Zeltdach, wo lange Brettertische und Bänke stehen, hat sich Veilchen Goldberg etabliert. Sie schöpft eifrig aus dem dampfenden Kaffeekessel und lacht sich halbtot über die Anzüglichkeiten, die ihr Selig Brückengeländer sagt, der heute als Schadchen in vollem Gang ist.

An der Ecke vom Viehmarkt zu den Krambuden sitzt Moses Menschengedenken mit seinem Kasten voll bunter Seidenbänder. Eine weißblaue Girlande hat er sich als Reklame an den Hut geknüpft; sieht er nicht mit dem Geflatter aus wie ein Hochzeitslader?

Es dauert nicht lange, so haben sich Menschengedenken und Selig Brückengeländer in den Haaren, ihr Geschrei gellt über den ganzen Marktplatz.

»A Schnittwarengeschäft sollste erben — im Paradies!« fährt Brückengeländer mit allen zehn Fingern auf den andern los.

Der Bandelkrämer ist durch seine größere Ruhe im Vorteil. »Tausend Jahr sollste werden — aber gleich,« entgegnet er.

Brückengeländer stülpt seinen steifen Hut in den Nacken. Er kann kaum reden vor Wut. »Gras soll dir wachsen vor der Tür!« Durch diesen furchtbaren Fluch denkt er den Glaubensgenossen zerschmettert zu haben und schiebt mit triumphierendem Rundblick die Daumen in die Westenlöcher. »Nun?«

Menschengedenken schweigt. Dann faßt er ihn ganz leicht beim Ärmel und sagt leise mit vollkommen ausdruckslosem Gesicht: »Hundert Häuser sollste haben — in jedem von de hundert Häusern hundert Zimmer — in jedem von de hundert Zimmern hundert Betten — in jedem sollste liegen — tausend Jahr — und Wanzen sollste haben — ä Million.«

Die Wirkung dieses mit tonloser Stimme gesprochenen Fluches war überwältigend. Veilchen Goldberg bekam Konvulsionen. »Großartig!« schrie sie. »Groß—artig!!«

Wieherndes Gelächter umschauerte Brückengeländer, der sich, der Tobsucht nah, seinen neuen steifen Hut vom Kopf riß und wie ein Besessener darauf herumtrampelte.

Der Bandelkrämer saß ernst, mit halbgeschlossenen Augen hinter seinem Schaukasten.

Da wurde der Tumult auf einmal ganz still. Musik hallte an den Häusern wider. Der Jagdzug kam zurück. Voran ritt Ferdinand von Gunderstein als Jagdkönig. Alle Hälse reckten sich, jeder drehte den Kopf nach ihm. Wie düster seine Augen über die Gaffenden hinliefen! Die Linke hielt die Zügel hart umgriffen. Sein Pferd stieg und tänzelte unter dem starken Schenkeldruck.

Wie ein Alp kroch es dem alten Forstwart über den Rücken, als er ihn sah.

Dann ging der Spektakel von neuem weiter. Die Kipperweiber, die Fäuste in die Seiten gestemmt, schreien den eilig flüchtenden Gassenjungen die fix einen Griff in die Obststände taten, nach: »Derstické sollste draa! Im Hals steckebleiwe soll es dir, der Quetschekern, du Malefizkrott! — Was wünscht die Frau Nachbarin?«

Was dischkuriere denn die?« Der Forstwart horchte nach dem Herrenzimmer, wo man die weinlaute Stimme Stauffers hörte.

»Hall die Gosch!« sagte Wachtinger. »Die unnerhalbe sich gebild't uff technisch, des geht emal ohne Schkandal net ab.«

»Die Monika, dem Stauffer seine Tochter — dem Julius seine, mein ich — die is aach für nix auf der Welt gut, als wie die Mannsleut dorchenanner ze bringe,« brummte der Forstwart wieder.

»Ja, ja, Klingelhöfer. Heirat', du lachst dich kaputt.«

»Meinste?«

Der Wachtinger saß da, beide Ellbogen bis mitten über den Tisch weg.





Isabella Lindner: Feldmohn

»Das gibt noch emal was!« fing der Klingelhöfer wieder an.

»Das mit dem Gunderstein geht meiner Lebtag net gut aus, und der Doktor, der hat's Nachsehe.«

»Du spinnst ja. Des is all halb so schlimm. Es fällt kaan Spatz vom Dach. Komm her, Mädchen, jetzt tanze wir zwei aber einen.«

Und schon tanzte der Wachtinger mit seinem Schatz dahin, daß die Dielen krachten.

Im Augenblick war der freie Raum zwischen den Tischen mit tanzenden Paaren angefüllt. Die Hängelampen schwankten, ein juchendes Getöse füllte die Schankstube, übertönt von dem Zetern der Klarinetten draußen und dem Jaulen der Handorgel, die der Küfer Schorsch spielte.

Gunderstein, der nebenan in der Herrenstube an der abgeräumten Tafel saß, sprach wenig. Immer wieder glitten seine Gedanken von dem lärmenden Gespräch der Herren ab. Unwillkürlich horchte er hinüber nach der großen Schankstube.

Eben kam wieder ein Schub zur Tür herein. Die Hände abgrundtief in den Hosentaschen, die Hüte schief und liederlich im Nacken, Rauflust in den Augen. Die ganze Schankstube ist voll Spektakel. Die Kerle sind alle wie besoffen von Lebenslust. Über allem hört man dem Wachtinger seine Stimme. —

Gunderstein gegenüber auf dem Sofa saß breit und wuchtig der Julius Stauffer. Sein Gesicht war heiß vom Wein, seine Augen flammten unstet, wenn sie Gundersteins Blick trafen. Er sprach viel und lachte laut. Wenn er das Glas hob, zitterte ihm die Hand.

»Den Stefan Gunderstein — ja, meine Herren, den hab' ich gut gekannt. Der hat ein Leben in sich gehabt für zwei und ist so früh gestorben. Hat so früh sterben müssen! Aber — aber das Geheimnis, das über jener Nacht im ‚Verlorenen Grund' liegt, das löst keiner von uns, das hat der Stefan Gunderstein mit in den Tod genommen.« Er hob das Glas. »Freiherr von Gunderstein, ich trinke das Andenken Ihres Vaters.«

Schweigend taten alle Herren Bescheid.

Plötzlich richtete sich Julius Stauffer auf, und seine trunkenen Augen glühten in wilder Verzweiflung, seine Stimme hatte einen gellenden Klang. »Den Gunderstein hab' ich gut gekannt, meine Herren. Nix über den Stefan Gunderstein! Aber ich — ich war es nicht. Seht, meine Hände sind rein. S t e r b e n — in dieser Stunde noch will ich, wenn ich es getan habe!« So schrie er und hob die Schwurhand.

Da ruft man nach ihm.

Draußen scharren seine Pferde ungeduldig das Pflaster. Er muß heute abend noch zum Zug nach Würzburg. Es ist Zeit, der Kutscher steht mahnend in der Tür.

Das bestürzte Wesen der Herren bei seinen seltsamen Worten verbirgt sich in lebhaften Abschiedsrufen.

Als er fort war, fragte man einander leise, und flüsternde Antworten wurden gegeben. Man war unfrei und wollte nicht sprechen, Ferdinand Gunderstein lehnte am Fenster und hatte ein seltsam erstarrtes Gesicht.

Einige der Herren traten an die halboffene Tür zur Schankstube, wo ein paar Flößer mit ihren Mädchen tanzten.

»Alleweil Gunderstein und immerdar!« rief ein Knecht von der Guntersegg und haute sein Glas auf den Tisch.

Dem Stauffer sein Küfer sah auf. »Wer kann's wisse —«

»Was heißt des?« drohte der andre.

»Der Stefan Gunderstein mußt' auch zwischen Mitternacht und Sonnenaufgang sterben.«

»Und wer hat's getan?«

Der Küfer war ein Hitzkopf, schon sprang er mitten in die Tanzenden, es regnete Zurufe und hagelte Püffe. »Sag's noch emal!«

»Gundersteinsche und Staufferssche auseinanner, sag' ich!« Der Wachtinger bohrte sich mit den Ellbogen durch den Menschenknäuel. »Sonst gitt's geschmisse raus aus der Manufaktur!«

Aber der Wein hatte die Köpfe heiß gemacht, das wollte irgendwo hinaus, ein schiefer Blick war da genug, um im nächsten Augenblick alles explodieren zu lassen.

Ein Schoppenglas flog durch die Luft, klirrte in die Fensterscheibe hinein, draußen auf dem Pflaster splitterten die Scherben.

Verzweifelt ließ der Schorsch seine Handorgel quietschen — kein Mensch hörte mehr. Die Burschen warfen ihre Mädchen hinter sich, krempelten die Hemdsärmel auf, und die Rangelei war im Gang. Mittendrin prügelten sich der Küfer und der Knecht von der Guntersegg.

Jetzt schien die Rauferei ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Da kam Madame Dingeldey wie das Ungewitter dazwischen. »Sag' ich's net? De ganz Dag hawe se Schkandal mitenanner und zwischedorch mache se Radau! Aber euch komm' ich!«

Erst goß sie den Raufenden ein Schaff Wasser über die Hitzköpfe, daß sie tropfnaß auseinanderfuhren und unter Assistenz vom Wachtinger zur Schankstube hinaus, die Haustreppe hinunter auf die Gasse stolperten und rollten — ein paar in der Eile ausgerissene Schemel eine schmiß die Wirtin noch hinter ihnen drein, dann goß sie einen zweiten Zuber voll durch die Stube, so daß Wachtinger und der Forstwart hurtig ihre Beine hochwarfen vor dieser barbarischen Sündflut, und fing an auszuscheuern.

Die Hinausgeschmissenen verloren sich im Markttrubel, wo die Buden abgebrochen wurden und die Bauern anfingen das Vieh heimzutreiben.

Wachtinger lümmelte sich wieder kommod über den Tisch, rief nach einem neuen Schoppen und grölte:

Lott' is dot,
Lott' is dot,
Julche' leit im Ster—beee!«

Da — von draußen plötzlich ein angstvolles Schreien und panikartiges Zusammenlaufen. Ein wildes Kreischen flüchtender Frauen — dazwischen knatternde Pferdehufe, die in rasender Schnelligkeit näher kommen.

Alles rennt an die Fenster.

Mitten durch die halb abgerissenen Buden, zwischen scheuendem Rindvieh und übereinanderpolternden Kötzen und Körben hin tobt ein durchgehendes Gespann.

»Den Stauffer schleifen seine Pferde!« schreit jemand.

Schon stürzt der Wachtinger zur Tür hinaus und wirft sich den wildgewordenen Tieren entgegen. Ehe noch die andern hinterdreinkommen, hat er sie schon stehen. Alles springt zu und sucht den Verunglückten von dem Zügelwerk, in das er sich verstrickt hat, frei zu machen.

Den Julius Stauffer tragen sie für tot heim.

Eine plötzliche Stille lastet über der Tafel. Die Herren denken alle an seine sonderbaren Worte von vorhin.

Gunderstein ist ganz fahl im Gesicht. Er steht auf und geht, ohne Lebewohl zu sagen, hinaus. Sein Pferd holt er selbst aus dem Stall und sitzt auf. »Platz da!« schreit er die Kinder an und fegt um die Ecke nach dem Marktplatz.

Im Staufferschen Haus standen alle Türen sperrweit offen. Aus dem Oberstock hörte man jammerndes Schreien. Die Mädchen kauerten verängstigt in der Küche zusammen. Ferdinand ging durch alle Zimmer, da kam ihm die Monika die Treppe herunter entgegen. Verzweifelt warf sie sich in seinen Arm. Hart riß er sie an sich und hielt sie fest, ganz fest in die Arme gepreßt. »Wie steht es?«

»Schlecht. Wenn er nur nicht stirbt!« weinte sie. Noch heißer flammte die Leidenschaft für dies Mädchen in ihm auf, als er sie da hielt, mit ihren verzweifelten Augen und dem unbändigen Leuchten ihrer Haare.

Bald geht das unaufhörliche helle Klingeln des Mesners über den Platz. Maximilian von Gunderstein trägt die Sterbesakramente in das Haus.

Am Treppenfuß stehen die beiden. Immer wieder gleitet Ferdinands Hand über ihr Haar. »Und wenn der Vater stirbt und was auch sonst geschieht, du bist mein eigen! Trotz allem, hörst du mich, Monika?« Und er küßte sie.

Da tritt der Priester in die Haustür. Die beiden Brüder blicken einander an — nur einen Atemzug lang. Als die Monika ihm den Weg zum Sterbezimmer weisen will, weicht der Priester zurück, als schlügen ihm Flammen in das Gesicht. Seine Hände umklammern das Heiligtum, das sie tragen, aber seine Augen scheinen zu zerfließen, ihr Blick ist fessellos. Dann schreitet er lautlos die Stufen hinauf.

Monika und Ferdinand standen beide schweigend vor dem Zimmer ihres Vaters. Ferdinand horchte in qualvoller Spannung, obwohl nicht ein Laut aus dem Sterbezimmer zu vernehmen war.

»Er schrie so nach dem Priester, wie er zu sich kam — gerade, als hätte er etwas Schweres auf der Seele,« flüsterte Monika ängstlich.

Leise hörten sie nun die murmelnde Priesterstimme: »Per istam sanctam unctionem et suam piissimam misericordiam tuam, quidquid per visum deliquisti.«

Die beiden Brüder sitzen vor dem Schachbrett. Über ihnen an der Wand hängt das Bild des Vaters.

Der Pfarrherr hält den Kopf in die Hand gesenkt. »Gardez! Du bist zerstreut, Maximilian.« Der sieht auf. Sein Gesicht ist blaß, und die Augen brennen aus tiefen Schatten.

»Fühlst du dich nicht wohl?« Ferdinand sieht, wie ihn ein Frösteln überläuft, und seine Hände zittern.

Maximilian lehnte sich im Stuhl zurück und schloß die Augen. »Nein, ich bin wohl, nur etwas müde.«

Die Stille stand wartend zwischen ihnen.

»Der Stauffer ist außer Lebensgefahr?«

»Ja, Gott sei Dank! Es war nicht so schlimm, als es sich zuerst ansah.«

Plötzlich warf Ferdinand die Figuren hin und sprang auf. »Herrgott! Ich ertrage dieses Schweigen nicht mehr, so sprich doch! Sprich von dem, was du weißt!«

Maximilian richtete sich zitternd auf. »Wovon soll ich sprechen?«

»Da, sieh in den Spiegel — sieh deine entsetzten Augen, aus denen das Grauen starrt — sprich! Ich ertrage das nicht mehr, ich will es wissen! Ich will die Wahrheit wissen, die sie in allen Gassen raunen. Herrgott, weiß denn niemand etwas, ist das alles nur Nebel und Schemen, von dem Vergessen übriggeblieben? ‚Der Sohn vom Stefan Gunderstein' — so nennen sie mich, und ihre Blicke zeigen dabei alle denselben Gedanken. Keiner, der mich bei meinem Namen nennt. Was schläft denn da Gräßliches in der Vergangenheit? Du — wer weiß, was du weißt, und du mußt schweigen. Du, der vielleicht das gräßliche Geheimnis kennt! Was mag er gebeichtet haben, der an dem Abend so wild nach dem Priester schrie?« Leise flüsterte Ferdinand die letzten Worte und sank verzweifelt in den Sessel zurück. »Oder weißt du auch nichts von dem, was wie ein Gespenst hinter uns geht?«



Maximilian sah den Bruder verstört an. Er selber ist blaß vor Erregung, aber Ferdinands wilde, verzweifelte Worte geben ihm all seine Beherrschung zurück. »Willst du mir nicht sagen, was dich quält?«

Ferdinand umfaßte seine beiden Hände. »Sage mir, was jener Mann, als er sich in Sterbenot glaubte, dir beichtete. Sage es mir! Ich ahne es — es ist etwas, das mit unserm Geschlecht zusammenhängt — er weiß etwas — er —«

Der Pfarrherr löste die Hände aus dem harten Griff und stand auf. »Du weißt wohl, daß mein Amt mir Schweigen befiehlt.« Seine Stimme war schneidend kalt.

Mit wilden Augen sprang Ferdinand auf. »Und du weißt es, daß der Julius Stauffer unsern Vater erschlagen hat!« schrie er.

Maximilian blickte den Rasenden mit seinen dunklen Augen an und schwieg.

Vor diesem Blick wurde Ferdinand unsicher, und eine eiskalte Gewißheit kroch in ihm auf, die sprach: Der Julius Stauffer, der hat es nicht getan. Aber was machte den Bruder denn so verstört? Es raunte plötzlich in ihm, eine Erinnerung kam, ein Gedanke wollte ihn fassen — so jäh, so heiß — daß er — Seine Hand fuhr nach dem Hirschfänger an der Wand.

Die Augen des priesterlichen Bruders folgten ihm, in diesen Augen lag eine mächtige Gewalt.

Brudermord?

Schaudernd stürzte Ferdinand aus dem Zimmer, hinunter durch das hallende Treppenhaus, hinaus in den Wald.

Auf und ab ging der Priester in dem Zimmer, dessen breiter Erker nach dem Städtchen hinuntersah. Draußen sank die frühe Dunkelheit.

Er kämpft mit seinen Gedanken, mit der Versuchung des Lebens, die ihn quält. Haß ist es gegen Ferdinand; böse, finstere Gedanken wollen seiner Herr werden, und ein grausames Lächeln gleitet über sein farbloses Gesicht. Er denkt an den Einfluß, den er auf Monika haben kann als ihr Beichtvater, wenn er ihr von der Schuld spricht, die ihre Mutter auf sich lud. Er kann sie zuletzt mit seinem Willen, ihr selber unbewußt, dazu bringen, den Nonnenschleier zu nehmen. Steht sie nicht auch zwischen zwei Männern? Er weiß es, wenn sie es auch noch nicht bekannte. War nicht ihre Mutter schuld daran, daß der Vater ihres Geliebten erschlagen wurde? Und es war eine schaurige, nie an das Licht gekommene Tat. Man fand den Mörder nicht, und ihr eigner Vater litt seit einem Menschenalter unter dem heimlichen Verdacht des Volkes. Sogar ihr Geliebter glaubte an die Schuld ihres Vaters. War es nicht ein großes Opfer, das die Monika bringen konnte? Würde sie mit dieser Gewißheit Ferdinand überhaupt noch lieben können? Ständen nicht die Toten wie eiskalte Schatten zwischen ihnen? Und sein eignes Begehren, sein menschliches Verlangen nach dem Mädchen, die Sünde wider sein Priestergelübde konnte er gutmachen. Er dachte an die geheimen grausamen Wege, die es gab, solch eine Menschenseele zu beherrschen. Seine schmalen Finger griffen um die Sessellehne, die Augen bekamen von neuem jene dämonische Gewalt.

Mit einem Wort konnte er den Kampf in die erregte Mädchenseele werfen wie einen Feuerbrand, und niemand konnte sie aus diesem Kampf, der ihr Leben zerstören würde, erlösen, niemand als er selber — denn sie mußte schweigen vor allen Menschen. Da war keiner, dem sie ihr Vertrauen in ihrer verzweifelten Not geben konnte, als er.

War sie nicht herrlich, die Macht, welche die Kirche ihrem Priester gab, um zu herrschen? Zu beherrschen! Menschenseelen auf den Händen zu tragen wie ein Kleinod, das man zertrümmern kann und dessen zitternde Bangigkeit man mit einem Lächeln der Barmherzigkeit erlösen kann?

Aber das entsagende Lächeln verrann in seinen Mundwinkeln, um die sich Qual und Sehnsucht in tiefen Furchen gruben, das herrische Blut seines adligen Geschlechts drohte Herr über ihn zu werden. Er breitete die Arme aus und sank wie mit einem stummen Ruf in die Knie. Monika!

Doch es war nur ein Augenblick, nur ein Atemzug. Drüben von der Wand blickten zwei Augen kalt und verächtlich auf ihn nieder, das Bild jenes Mönches, der seinen Bruder als Ketzer brennen ließ.

Wie leicht machte er sein Opfer, wenn er Monika in die Qual eines tödlichen Kampfes stieß und sich selber von ihr erlöste durch den Anblick ihrer Qualen, die ihm nichts als eine grausame Lust waren!

Er ging zum Erker, wo die breiten Sessel standen, und setzte sich. Da lag aufgeschlagen die Chronik der Familie. Er las die Historie von dem Dominikus Gunderstein.

Wer begriff heute den Mönch jenes verschollenen Jahrhunderts, als die Gewalt der Kirche noch mächtiger war als Richterspruch und Königswort?

Zwei Brüder standen sich gegenüber im geistlichen Disput. Der eine ein Dominikanermönch, der andre ein Prediger der neuen Lehre von Wittenberg. Denn zu jener Zeit spalteten sich die Gundersteins in eine katholische und eine protestantische Linie. Und wie sie in einer andern vergangenen Zeit um eine Frau auf den Tod kämpften, so stritten die beiden Brüder um den Glauben.

Freude an großem Schaugepränge und Streitlust lebten von jeher in der leidenschaftlichen Rasse des Landes. Die großen Festzüge, das Maskenlaufen, die Prozessionen — das alles



war nur ein Wahrzeichen gesteigerter Lebenskraft. Ein Funke von einem kühnen Redner; ein wildes Lied, das ein fremder Spielmann geigte; ein Gerücht aus fernen Ländern — und es flammte empor. Rebellionen und Aufstände!

So brannten die Hexen — so loderte der Bauernkrieg — so kamen die Zeiten, welche die großen Märtyrer schufen. Jene Redner standen auf, welche die Kraft hatten, ein ganzes Volk zu entflammen mit ihrem Willen — verwegener Bekennermut, der zum Scheiterhaufen führte!

Auf und nieder schritt Maximilian von neuem. Der Diener hatte die Lampen gebracht. Kaum, daß er es merkte. Ruhelos durchmaß er den Raum. Von der Wand flammten aus dem gedunkelten Bild die unbarmherzigen Augen des Mönches. In dem Wohnzimmer der Tante Benedikte hing ein andres Bild von ihm; darin blickten die Augen heiter und friedlich. Und dann — dann opferte er sich der Gewalt des Glaubens.

Sollte er in **ihm** erloschen sein, jener große Bekennermut? Nein! Er will nicht in das Leben dieses Mädchens eingreifen, er will auch nicht fort von hier gehen auf einen Posten in der Einsamkeit. So wie jener Mönch den eignen Bruder auf dem Scheiterhaufen brennen sah als einen Jünger des Satans — so will er seine Seele in die Flammen werfen. --

Mit einem heiteren Wort führte er das alte Fräulein zu Tisch, als der Diener zum Abendessen bat. Er erzählte von Rom und erinnerte sich an vergessene Familiengeschichten.

»Die Gisel Castell? Gewiß, ich erinnere mich. Der jüngste Bruder war mit mir zusammen in Regensburg. Wäre sie nicht eine scharmante Gattin für Ferdinand? Es ist nur ein Gedanke von mir, verehrte Tante.«

»Oh, wie du meinen Wunsch errätst! Ich habe so wenig Einfluß. Und —«

»Ich weiß, **das** wird vergehen. Eine kleine Amour gehört zu einem vollendeten Weltmann.«

»Oh, Maximilian!«

Der Priester griff nach einem schmalen Band, der in dem Stickkorb der Tante lag.

»Bitte, lies mir ein wenig vor.«

Und er las aus alten naiven Heiligenlegenden. Seine Stimme glitt weich und heiter dahin ...

Die Nacht ist stockfinster. Über den Wäldern weht noch immer der Wind in lauen Stößen.

Irrlichter rennen im Moor. Sie flackern blau und stehen wie steile Flammen über der Tiefe. Weidenstümpfe glimmen, und faules Holz glost.

Vorbei rannte Gunderstein an dem Mordkreuz quer durch den Wald. Wohin? Erschöpft lehnte er gegen einen Buchenstamm.

Todesbangigkeit erfüllt den Wald unter den schwülen, langen Stößen des Föhnwindes. Gunderstein lauscht in die Höhe, wo die Wipfel in ruhelosem Gewoge gehen. Schreitet das Geheimnis jener Todesnacht durch den Wald?

Tiefauf stöhnt es — irgendwo in der Waldtiefe bricht eine alte Buche vom Sturm nieder.

Langsam tappt er sich zwischen den Stämmen durch nach der Straße. —

Onkel Sigismund!

Vielleicht — ach, der weiß auch nichts, fern von den Menschen, wie er seit Jahren schon lebt. Niemand, der lebt, kennt das Geheimnis, das über dem Tod seines Vaters liegt.

Spät pochte er bei dem Alten an. Leise ging die Vorsaaltür auf.

Jerôme hatte ein verstörtes Gesicht und flüsterte: »Ich weiß nicht, der gnädige Herr sind so seltsam heute nacht. Ich glaube — ich fürchte, es geht zu Ende.«

»Laß mich hinein,« bat Ferdinand erregt.

Lautlos glitt ein Vorhang beiseite.

In dem hohen Turmzimmer ist ein rötliches Licht, dicke Wachskerzen brennen auf einem plumpen Silberleuchter. Ein Lichterweibchen schaukelt leicht an seiner Kette. Bis in das Dämmer der Balkendecke hinauf Gehörne und Geweihe an mächtigen Knäufen. Hirschfänger und Saufedern gleißen an den Wänden, wo die Silberpokale auf den Borden stehen. Das weichschimmernde Dunkel geschnitzter Truhen füllt die Ecken. Die hohen Bogenfenster sind weit geöffnet; der Duft herbstfeuchter Wälder strömt stark herein. Draußen ist die Novembernacht mit dem Föhn über den Bergen.

Im Kerzenschimmer leuchtet das Bild einer Frau in feierlicher Hofrobe aus Silberbrokat, ein Smaragddiadem im Haar. Seine Mutter --

Onkel Sigismund saß am Feuer, die schmalen Hände auf der Pelzdecke, und blickte mit seinen klaren blauen Augen in die Flammen ...

Sah er ihn? Wußte er, daß er im Zimmer war?

So klar blicken nur die Augen Sterbender, die den Weg ihres Lebens noch einmal wandern.

Er ging leise auf ihn zu. »Onkel Sigismund —«

»Komm und setze dich zu mir, Ferdinand. Gib mir nur einen Augenblick Zeit — die Toten waren zu mir gekommen, um mich zu rufen.«

»Zu mir auch!« stöhnte Ferdinand und warf sich in den Sessel dem Alten gegenüber. Flüsternd und hastig erzählte er. »Wenn ich den Vater rächen könnte! Herrgott, laß mich den Mörder finden — daß ich ihn töten kann!«

Aus dem weiten Maintal herauf hört man klar und schneidend einen Hornruf — dort unten bläst einer die Signale der Jägerei, die am Hubertustag durch die Waldtäler jubeln.

Der Alte hebt lauschend den Kopf. »Wir



sind ganz allein, wir beide. Draußen ist die Nacht und der Sturm, über uns der Tod —«

Groß und ernst richtete sich Sigismund von Gunderstein auf und sprach im Verscheiden: »Ich war es, der den Stefan Gunderstein getötet hat! Er betrog seine Gattin mit der schönen Barbara Humbser — deine Mutter, die stolzeste Edelfrau, die ich sah. Da hielt ich Gericht mit meinem Bruder, denn ich liebte deine Mutter. Wir warfen das Los und kämpften ehrlich. Über seiner Leiche brach deine Mutter zusammen und stürzte sich vom Altan hinunter — so groß war ihre Liebe zu Stefan Gunderstein.«

Ferdinand stand da, aschfahl, und starrte den Sterbenden an.

Das klang so grausig, so fremd und gewaltig gleich einer nordischen Drapa. Die großen Schicksale seines Geschlechts stürmen in dieser Stunde über sein Leben dahin wie der Brand vor dem Wind ...

Leise senkte Sigismund von Gunderstein die Stirn — der letzte Hauch seines Atems verwehte.

Da brach Ferdinand vor dem Toten in die Knie. Kein Laut kam über seine Lippen. Es war, als sei alles Leben in ihm erloschen.

Über das Maintal fliegen die hinreißenden Signale. Hell dringen die Töne durch die Nacht. Es klingt wie ein Totenlied am Abend nach der Schlacht, wenn sich die Fahnen senken. —

Jerôme rührte leise an die Schulter des Daliegenden. »Der gnädige Herr sind verschieden,« sagte er mit zitternder Stimme.

Gunderstein stand auf. Schwer stützte er sich auf den alten Diener. Dann ging er hinaus — Treppen hinunter, durch weite Gänge in ein Zimmer, wo er am Fenster stand und in die vergehende Nacht starrte.

Und er, der Sohn vom Stefan Gunderstein, liebt die Tochter der Barbara Humbser, um die seine Eltern einen schaurigen Tod starben.

»Oh, Maximilian, wie ist das alles geschehen?« Das alte Fräulein stützte sich zitternd auf den Pfarrherrn. »Laß mich hier niedersitzen. Hier — wo ich ihn sehen kann.«

In dem Saal stehen auf dem Katafalk zwei Särge: Sigismund und Ferdinand von Gunderstein.

»Ich hatte die Frühmesse gelesen und ging auf dem Heimweg über den Markt. Vor mir schritt Monika Stauffer, die auch aus der Kirche kam. Da stob Ferdinand in rasendem Galopp daher. Er ist — er war ja ein tollkühner Reiter.«

»Wie sein Vater —« flüsterte das alte Fräulein ganz leise.

»Er mußte etwas Furchtbares erlebt haben, denn er war in einer maßlosen Erregung, die ihm alle Besinnung nahm. So sah ich ihn noch nie. Da hörte ich einen gräßlichen Schrei. Er hatte die Monika überritten. Sie muß unglücklich gestürzt sein, sie war sofort tot. Ich weiß nicht, wie er vom Pferd herunterkam — er warf sich über die Tote und schrie ihren Namen wie ein Verzweifelter. Schon kam der Stauffer herbeigerannt — er war wohl wahnsinnig geworden — er muß wahnsinnig gewesen sein,« sagte der Pfarrherr, und ein Schauder packte seine schlanke Gestalt und schüttelte sie. »,So wahr meine Hände rein sind von dem Blut Stefan Gundersteins!' schrie er und — und — erstach den Ferdinand. Das Ganze war ja wie ein entsetzlicher Traum — in ein paar Augenblicken war alles geschehen. Ehe noch Leute zusammenlaufen konnten, war der Ferdinand schon tot.«

»Hat er noch —« Dem alten Fräulein versagte die Stimme.

»Keinen Laut.«

»Und der Stauffer?«

»Er flüchtete, wie gehetzt von dem Grauen vor sich selbst, zum Kilianstor hinaus über die Mainbrücke. Man weiß noch nicht, wo er geendet.«

Leise rinnen die Wachstropfen von den brennenden Kerzen ... Geheimnisvoll und verschlossen sind die Züge Sigismunds von Gunderstein. Keiner hat es erfahren, was der Sterbende auf der Guntersegg sprach.

Benedikte von Lauda saß und blickte den Toten an, der aussah wie sein Vater, da er jung war.

Heute noch Gunderstein und nimmermehr.

Am dritten Tag fanden Holzknechte den Stauffer. Halb verhungert kauerte er im Dickicht, wo das Mordkreuz stand. Das Grauen hatte ihn von Sinnen gebracht. In den Händen hielt er eine dornige Brombeerranke und mühte sich, sie zu einem Kranz zu schlingen. Für die Monika, wenn sie Hochzeit machte mit dem Doktor —

Der Wachtinger fuhr ihn heim. Über die vielbogige Mainbrücke am »Käschtebaum« vorüber, in das alte, stolze Bürgerhaus am Markt, wo die Monika im Sarg auf ihn wartete, mit Schleier und Myrtenkranz geschmückt nach alter Sitte. Gerade, als die Glocken zu läuten begannen für Sigismund und Ferdinand von Gunderstein.

Langsam, ganz langsam führte der Wachtinger die Pferde am Zügel.

»Requiem aeternam dona eis, Domine.« Pfarrherr Maximilian von Gunderstein hebt die Hände segnend über die Toten. »Et lux perpetua luceat eis.«

Der Nordwind weht eisig vom Spessart herunter. Über Nacht sind alle Wipfel kahlgefegt. Schnee rieselt auf die beiden Särge.



Alte und neue Kunst

Von Wolfgang Schumann

Die neuere Kunst, bald als Mode des Tages abgetan, bald als Irrsinn beschimpft, in ihrer raschen Wandlung für den Fernerstehenden fast nicht mehr überblickbar, in Wahrheit chaotisch wie alle Zeugnisse eines von tiefsten Gefühlen hervorgepreßten Wandels im Willen, sie erst war es, die den zwischen Kunst und Zeit schon lange fühlbaren Riß zur Kluft erweitert hat. Manche haben sich nun endgültig abgewendet von der Kunst. Viele andre aber bedrückt es, daß so viele empfängliche Menschen mit den Bildern, den Plastiken, dem Schmuck, Zierat und Raumtum von heute nicht innerlich »mitgehen« können.

Nun soll man gewiß nicht jeder Mode mit dem kläglichen Versuch nachlaufen, ihr durch Einfühlung und Hingabe einen Sinn abzugewinnen oder durch kluges Wortesetzen einzubeuten; jeder solcher Versuch verleiht dem zu viel Gewicht, was mit dem Abend schon abstirbt, wenn es am Morgen erst erblühte, und darüber kommt unser inneres Verhältnis zum Dauernden und Ewigen in Gefahr. Aber was die Probefrist einer Modendauer übersteht, hat Anspruch auf Einfühlung und Nachsinnen. Eben weil es dann gewiß nicht Eintags-Einfällen und kurzlebigen Zeitgefühlen sein Dasein verdankt, sondern Kräften, die auch im Dauernden mitwirkten und vielleicht nur eine Zeitlang vergessen, übersehen, überwuchert oder verdrängt waren.

Ob nun die »neuere Kunst« ein solches Zeugnis zeitweilig vergessener, verdrängter, jetzt aber neu ans Licht tretender Kräfte ist? Wir werden dies nur wissen, wenn wir sie nicht für sich, sondern im Lichte einer Betrachtung anschauen, die weitere Zeiträume und größere seelische Bezirke umfaßt.

Seit Jahrtausenden gilt es für ausgemacht, daß Kunst die »Nachahmung« der Natur ist oder sein sollte, ein Satz, den Aristoteles zuerst genau aufgestellt hat. Es muß nicht gerade die »sklavische«, die Zug um Zug »genaue« Nachahmung sein; das Kunstwerk soll sozusagen nach dieser Meinung die Natur oder die »Wirklichkeit« nur irgendwie erkennen lassen, sehr genau oder minder genau, vereinfacht oder gesteigert, auf wenige Grundzüge gebracht oder umgebildet, alltäglich oder festlich, vollständig oder unvollständig — jedenfalls will man sie im dichterischen, malerischen, plastischen Abbild »wiedererkennen«. Diese Möglichkeit des Wiedererkennens gilt für eine Hauptbedingung des Kunstwerks. Daß die Musik ein solches Wiedererkennen nicht erlaubt und doch echte Kunst ist, bleibt für so Denkende freilich immer ein Ärgernis.

Ihre letzte Steigerung hat diese Ansicht durch einen sehr eigenwilligen Denker unsrer Zeit erfahren, durch Arno Holz, der rückhaltlos erklärte, Kunst habe nach Maßgabe ihrer Mittel einfach Natur zu sein. Diese seine Aufstellung von der Naturhaftigkeit der Kunst, die Theorie des »Naturalismus«, ist unzweifelhaft mit kühnem Willen hingeworfen und in den Grundlinien scharf durchdacht; daß sie mit unzulänglichen Denkmitteln begründet und ausgeführt ist, beeinträchtigt ihre eigentümliche Bedeutung nicht allzusehr.

Kunst verdankt ihr Dasein einem letzten, nicht weiter erklärbaren Antrieb im Menschen, den man Kunsttrieb nennen mag. Mit ihm zusammen wirken, im Dunkel der Seele, nach Gesetzen und in Verwebungen, die wir nicht kennen, andre Triebe: der Spieltrieb; der Wunsch, Merkzeichen, Erinnerungszeichen zu schaffen, der Nachahmungstrieb, der Ausdrucksdrang und andre. Auf die Namen dieser Triebe kommt wenig an; es ist auch schwierig, sie zu sondern. Genug, Kunst entsteht aus Antrieben, die in der menschlichen Seele gegeben sind. Deren gemeinsames Wesen aber ist dieses: In eine Welt von Dingen, Menschen, Vorgängen, von Not und Lust, von Feindschaft und Freundschaft, von Sturm und Stille, Hitze und Kälte, Hunger und Sättigung, Gefahr und Ruhe, von Aufgaben und Fragen hineingeboren mit unserm ganzen Lebensdrang, finden wir uns darin nicht heimisch. Selten, daß ein Mensch die Welt als Heimat, als rätselleer, als fraglose Beglückung empfindet. Die tiefe Furcht vor den Bedrohungen durch die Welt bestimmte nicht nur die Millionen vorgeschichtlicher Menschenhorden, die im steten Kampf den Erdboden bewanderten, auch uns noch umfängt sie. Aufgegeben ist uns: die Welt zu überstehen, sie zu meistern, festen Boden in ihr zu finden. Ein Leben zu finden, das uns mit dem Gefühl erfüllt, heimisch oder wenigstens der Welt gewachsen zu sein.

Um die Aufgabe zu lösen, zieht der Eine aus, die Welt zu »erobern«. Wie der Beherzte in dunkler Nacht in das gespenstisch knackende Zimmer hineintritt, sein Licht erhebt und in der Helle der Lampe erkennt, daß nichts Schreckliches im dunklen Raum war, so tritt er in die unbegriffen-dunkle Welt und sucht sie zu »erkennen« mit dem Licht seines Geistes. Nun gibt es ein wundervolles Mittel, ein Ding bis zur tiefsten Vertrautheit zu erkennen: wir bilden es ab. Mit Worten oder mit Pinsel, Stift und Meißel. Das tut der Künstler. Künstlerisches »Schaffen« — dieses Erkennen der Welt durch ein Abbilden — ist sein Mittel, die Welt zu erobern und mit ihr vertraut zu werden, in ihr Boden zu fassen. Gewiß ist es noch keinem gelungen, wird es keinem je gelingen, die grenzenlose Fülle der Welt ganz im Abbild einzu-

fangen. Doch schon der Versuch am kleinsten Teil der Wirklichkeit entkleidet diesen und damit die Weltwirklichkeit schlechthin ihrer Fremdheit, ihrer Schrecken; ist auch nur ein Teil »erobert«, so wissen wir plötzlich: ich kann überhaupt Welt erobern. Und je fester und tiefer dieses Gefühl sich entwickelt, um so reger treten alle Antriebe des schaffenden Abbildens in Bewegung: Nachahmungstrieb, Spieltrieb, Merkzeichentrieb, alle treten — im Phantasieweben durcheinander benutzt — in den Dienst der einen großen Aufgabe, die Welt zu erobern. Dies ist der Sinn der »Kunst als Nachahmung«.

All das aber erschöpft noch immer nicht, was mit der Kunst an Fragen gegeben ist. So gewiß Kunstschaffen im letzten Wesen ein Mittel zur Sicherung und Festigung des Lebens- und Weltgefühls ist, so gewiß wird diese Sicherheit und Festigkeit unsers Daseinsgefühls nicht allein von den objektiven Mächten, den Dingen, Menschen und Ereignissen der Welt bedroht. Es ist sogar entscheidend, daß wir erkennen: auch von innen her droht unserm Leben Gefahr. Von »innen«? Ja. Durch die Mächte, die unsrer Seele eingeboren sind, durch Drang und Kampf der Triebe in uns, von der Furcht an über den Geschlechtstrieb bis zur flammenden Liebe, vom Spieltrieb über den Geselligkeitstrieb bis zum Machttrieb. Durch die Gewalt unsrer Gedanken und Ideen, die in uns sich wirren und bekämpfen und herauswollen ins Licht, um klar und faßbar zu werden und, vom Willen beflügelt, einzugehen in das lebendige Wirken am Teppich der Welt. Unser eigenstes Wesen ist eines Wallens, eines Siedens, eines verwirrenden Gesamtdranges fähig, bildlich gesprochen, einer Besessenheit, einer Hochspannung, die uns das Leben in der Welt — mag die äußere Welt nun begreifbar und beherrschbar oder unfaßlich und fremd sein — zur unerträglichen Qual macht. Und auch diese Gefahr von innen suchen wir durch künstlerisches Schaffen zu überwinden, mit demselben Mittel wie die andre: wir bilden sie ab, wir werfen den glühenden Lebensdrang der Triebe, Gefühle, Gedanken, Ideen aus uns heraus, wir drücken ihn aus. Wir stellen ihn vor uns hin, lösen ihn von uns ab, werden seiner ledig, seiner Herr: wir entlasten uns und schreiten freier und beruhigter durch die Welt. Das Werk aber, das so geboren wird, Werk der Dichtung, der Musik, der Plastik, der Malerei, des Tanzes, des Gesanges, des Schauspiels — vergänglich oder unvergänglich —, ist nicht »Nachahmung der Natur«, sondern Laut unsrer Seele, freie Schöpfung unsers Geistes, Ausdruck unsers Inneren. Und ist dennoch so gut wie jenes Kunst! Im Dienst seines Werdens, unter dem Befehl der Phantasie standen gleiche oder ähnliche Kräfte wie die, welche am Abbild der äußeren Natur wirkten. Solche Kunst ist für Schöpfer und Empfangenden gleichermaßen nur Entlastung und Reinigung, ein Hingeführtwerden zu jenem erträumten Naturzustand, der Ruhe und Daseinssicherheit in sich schließt. Sie »sagt, was wir leiden« und überwindet es durch ihr Sagen.

Kunst als Abbild und Kunst als Ausdruck haben wir gefunden. Sie schließen einander nicht aus; sie sind rein gedacht, in reiner Prägung, nur äußerste, weit voneinander geschiedene Möglichkeiten, ein und dieselbe Aufgabe zu erfüllen. Gemeinhin gehen sie verschwistert. Kunst ist zu allermeist Abbild der äußeren und Ausdruck der inneren Welt zugleich. Eine Dichtung: Abbild von Menschen und Ereignissen und zugleich Ausdruck des Leidens und letzte Prägung der Gedanken dessen, der ihn abbildete. Ein Gemälde: Abbild einer Landschaft, doch auch Ausdruck der Gefühle, die den Maler beseelten, als er sie »erkannte«.

Nun leuchtet alsbald eines ein: Malerei und Plastik, bildende Künste, scheinen berufen, Abbilder der äußeren Welt zu geben, der sie ihre Vorbilder leicht entnehmen können. Musik dagegen scheint beispielsweise berufen, Ausdruck des Inneren zu geben, da sie nicht viel von der äußeren Welt abbilden kann, jedoch unser Innenleben mit unvergleichlicher Gewalt »ausdrückt«. Dies leuchtet ein, doch ist es kein bindendes Gesetz. Alles kommt darauf an, nicht was wir nach irgendeinem Vorurteil erwarten, sondern was schaffenden Menschen gelingt. Sobald ein Musikstück gelingt, das Abbild äußerer Eindrücke ist, beugen wir uns und erkennen an, daß auch Musik Abbildkunst sein kann. Sobald ein Gemälde geschaffen ist als unzweifelhaft starker, zwingender Ausdruck eines Menscheninneren, sei es auch gar nicht mehr Abbild eines Äußeren, steht der Malerei der Weg offen zur Ausdruckskunst.

Daß alle Wege versucht werden, immer wieder und mit immer neuem Drang, liegt im Wesen der unerschöpflich rastlosen Menschennatur, die sich bei Strafe des Unterganges kein Mittel entgehen lassen kann, die Welt zur Heimat zu gewinnen. Nie kann einer der Wege allein geöffnet sein, nie eine Kunstpraxis allein geübt werden, nie eine Vorschrift von allen als gültiges Gesetz befolgt werden. Und wenn tausend Musiker nur Ausdruckskunst schaffen und alle Welt überzeugt ist, daß dies allein der Sinn der Musik sei — einer wird gewiß immer abseits auf dem einsamen Pfad der Abbildkunst sich versuchen. Wenn ganze Geschlechter nur Abbildmalerei kennen und üben und für sie Regeln finden und auf sie schwören und zu ihr die Werdenden anleiten — einige werden immer auch Ausdruck-Malerei suchen und fremd bleiben denen, die sie umgeben. Eine Ansicht über das, was sein »soll«, mag



herrschen, mit despotischer Gewalt schaffende, empfangende und kritische Geister zwingen — irgendwann kommt der Tag, da einer, zwei, zehn, hundert, tausend Menschen beginnen, sich dieser Gewalt zu entringen, und die entgegengesetzten Pfade versuchen. Dieser Versuch muß gemacht werden; die Menschheit ist übersättigt von der einen Seite her, sie hat fürs erste und zweite die einen Möglichkeiten erschöpft — unter dem unabwendbaren Druck ihrer Weltnot versucht sie die andern.

Alle solche Gedanken nun lehren unzweifelhaft nicht ein einziges Drama, nicht ein einziges Musikwerk oder Gemälde »verstehen«. Man kann dieses alles sehr gut wissen und dennoch der einen oder andern Kunstgattung, dem einen oder andern Werk völlig verschlossen bleiben. Was wir hier aussprechen, zielt auch gar nicht auf Kunstwerke, sondern auf das Kunstschaffen: auf die inneren Antriebe, denen die Werke zuletzt ihr Dasein und in gewissem Sinne ihr So-sein und Nicht-anders-sein verdanken. Damit ein Werk hernach Bestand habe, dazu bedarf es nicht allein des starken und echten Quells, sei er rein oder gemischt, sondern auch der Prägung.

Die Neigung, Kunst als Abbildnerin der sichtbaren Welt und nur als solche gelten zu lassen und auszuüben, hat nun schon sehr lange geherrscht. Betrachten wir nur flüchtig die Malerei etwa der letzten hundert Jahre, so steht uns eine Fülle von Abbildungen gegenüber, deren »Urbilder« wir mühelos wiedererkennen: menschliche Gestalten und Gewänder, Behausungen und Szenen, irdische Landschaften, Idyllen und Stilleben. Selbst wo Phantasie das abbildete, was nur sie, aber keine Erfahrung je sah, bildete sie gleichsam im Banne der geltenden Weise ab; wir denken etwa an Böcklins »Schweigen im Walde«: es ist vollkommen wirklichkeitsgerechter Wald, der da im Märchenschweigen brütet, und das einsame Einhorntier darin stellt sich mit derselben Deutlichkeit dar, wie wir gewohnt sind »wirkliche« Tiere abgebildet zu finden. In ihrem Streben nach abbildender Kunst stehen so verschiedene Künstler wie Feuerbach, Böcklin, Monet und Israels einander näher, als sie alle zusammen einem nicht mehr abbilden wollenden Künstler »modernster« Richtung von etwa Franz Marcs Schlage stehen, und das Einhorn Böcklins ist mehr Abbild als eine Kuh, wie sie der hochmoderne Chagall bietet.

Die kaum entrinnbare Folge einer jahrzehntelangen Gewöhnung an die Abbildkunst mußte aber über kurz oder lang eine sehr tiefe Besinnung, Abkehr und Umkehr sein. Warum? Weil diese Kunst leichter lernbar als eigentliche, reine Ausdruckskunst ist, weil sie darum leicht zu Konventionen führt und die Unmittelbarkeit des Schaffens dadurch gefährdet, weil sie die nachfolgenden Geschlechter immer fester an bestimmte Einstellungen und Kunstweisen fesselt und weil sie durch alles dies zuletzt das Gefühl mit sich bringt, daß auf solche Weise die letzte eigentliche Aufgabe des Schaffens, das Erobern der Welt und das innere Freiwerden und Heimischwerden, nicht mehr erfüllt wird. Die leichte Lernbarkeit des unmittelbaren, nachahmerischen Abbildens ist seine Gefahr. Wirklich ist dieses Abbilden in hohem Grade Sache des Lernens, einige Begabung des Auges und der Hand vorausgesetzt; es läßt sich einem Schüler zeigen, wie man einen Apfel, einen Baum, eine Fernsicht, einen Tierkörper erkennbar abbildet. Eine ganze Anzahl von Kunstregeln und Handgriffen, in langer Übung erfahren und überliefert, helfen dem Lehrer und dem Lernenden. Nun aber bleibt die abzubildende Wirklichkeit über Jahrhunderte hin ein und dieselbe. Und je länger eine Periode des Abbildens, mit einseitiger Neigung dazu, andauert, um so deutlicher wird eine gewisse Eintönigkeit der »gelernten«, nach allgemein bekannten Regeln und Gebräuchen geschaffenen Kunst hervortreten müssen. Man empfindet peinlich das Eintönige — dann kommt eine neue Technik erlösend wie etwa die Freilichtmalerei, welche die Ateliermalerei ablöst; aber auch für die Freilichtmalerei entstehen bald lernbare Regeln und Konventionen und aus ihnen eine neue Eintönigkeit. Immer noch gilt der überlieferte Zwang, das Wirkliche abzubilden, so oder so. Je mehr aber dieser Zwang als Zwang empfunden wird, je leichter es anderseits ist, kraft erlernbarer Technik Wirklichkeit abzubilden, um so tiefer tritt das eigentliche Wesen des Kunstschaffens in den Hintergrund: das Gefühl, durch eigne unmittelbare Auseinandersetzung mit der Welt sie zu »erobern« und in ihr heimisch zu werden. Denn darin liegt freilich das Geheimnis: das große bleibende Werk entsteht nur durch unmittelbares Schaffen, bei dem zwischen Künstler und Welt nichts, aber auch gar nichts steht; das Gefühl, die tiefsten Triebe zu erlösen, einer unvergleichlichen Sendung zu leben, begleitet dieses Schaffen um so unverlierbarer, je reiner, unmittelbarer und eigenwüchsiger es ist. Und dieses Gefühl kann ein Künstler kaum noch haben, wenn sein Schaffen sich nach Regeln vollzieht, die er gelernt hat, wenn er mehr oder weniger »dasselbe« tut wie dreihundert Zeitgenossen und dies weiß, wenn er ein Stück Welt abbildet, aber nicht seine Welt, sondern die Normalwelt seiner Zeit- und Kunstgenossenschaft; in Wahrheit »erobert« er dann nicht und hat nicht das Gefühl zu erobern, sondern er wiederholt frühere Eroberungen. Er tut etwas im tiefsten Sinne Sinnloses.

Und erst wenn dieses Gefühl lebhaft, andrängend, überwältigend wird, dann kommt die





Nicola Michailow: Bildnis der Frau von Hannstein

»Revolution«. Die Abkehr und Umkehr. Die radikale Absage an alles Abbilden überhaupt. Die Schlagwortzeit mit den Rufen: Sklaverei der Naturnachahmung! Photographenideale! Jämmerliches Wiederkäuen der ewig gleichen, schäbigen Wirklichkeit! Die explosive Liebe zum Ausdruck. Der Expressionismus. Die Losung: Ich will endlich *mich* ausdrücken, *mein* Wallen und Sieden, *meine* Gedanken, Ideen, Gefühle, Leidenschaften, Besessenheiten entladen, *meiner* Not ledig werden! Und dazu verhilft mir euer stetes Abmalen des Gegebenen den Teufel *nicht*! Ich male keine Natur? Ich male *meine* Natur! Und ihr malt die irgendwelcher andern Leute! Die längst gestorben sind! Ihr könnt euch bei meiner Malerei nichts denken? Um so schlimmer für euch! Das zeigt nur, wie wenig unverbildeten Kunstsinn ihr habt. Es zeigt, daß ihr vom Abbildteufel besessen seid und gar nicht mehr wißt, daß Kunst etwas *sagen* will, erschütternd und hinschmeißend, aber keineswegs etwas wiederholen, was im Original viel besser ist.

Aber — jede solche aufwühlende Welle der Erneuerung bringt Schlamm, bringt unreine Lösungen mit sich, und so bleibt ein letztes Wünschen und Sehnen ungestillt. Gegen jede Welle, Richtung, Kampfbewegung wendet ruhige Besinnung ein: Mußtet ihr alles Errungene preisgeben? Mußtet ihr mit den Götzen die Götter zertrümmern? mit den Stümpern die Meister schmähen? mit dem hellen Feldgeschrei nicht nur den Wahn, sondern auch die bleibende Wahrheit aus dem Felde scheuchen? und solcherart den Irrtum erneuern, nur mit anderm Vorzeichen? Wir kennen die Antwort. Sie lautet: Wir mußten! Denn den Durchbruch erkämpft eben *nicht* die stille Besinnung; nur die harte und unfertwegen grobe Tat, die fessellose Übertreibung legt Bresche in die Mauern. — Gleichviel, wir aus der Ferne sehen die Opfer und bedauern sie. Darüber hinaus aber sehen wir die Erfüllung.

Die Opfer? Abbildkunst, so sagten wir, ist leichter lernbar, und sie ist gebunden an das sichtbare Bild der Welt, von dem sie nicht nur abgenutzten Stoff, sondern auch überzeitlichen Gehalt empfängt. Wie die »äußere Welt« uns nicht anders als unsre Vorfahren bedrängt und ängstet und damit zu Selbsthilfe in Kunst, Religion, Schaffen aller Art antreibt, so bleibt eine unverrückbare Aufgabe menschlichen Schaffens, sie abzubilden und in ihr heimisch zu werden. Mag dieser Weg der Erlösung zehntausendmal von Unberufenen breitgetreten und längst von keinem mehr bis zum Ende abgeschritten worden sein, er bleibt dennoch ein echter Weg. Und morgen kann der da sein, der ihn versunken begeht, auf ihm sich heimfindet und im kristallenen Abbild das Ewige bannt. Nie hätte der Weg Zehntausende gelockt, wenn er ein Irrpfad gewesen wäre. Mit dem Verbot, ihn zu beschreiten, opfert ihr das frohe Glück derer, die für ihn geboren sind und ihn nun wider den »Zeitgeist« wandeln müssen. Mit dem unbedingten Gebot zur neuen, zur Ausdruckskunst aber opfert ihr weit mehr. Denn deren Gehalt ist nicht die Welt, sondern das Ich. Und darum ist sie ein für allemal *nur die Kunst der Stärksten*. Wenn einer uns ein Stücklein Welt reines Herzens abbildet, es mag dann nicht große Kunst sein, falls er ein Mensch mittleren Ranges ist, aber etwas liegt darin vom Glanz der Welt, etwas leuchtet drüberhin von Natur und Unverlierbarem. Wenn aber einer gleichen Formats ein paar kleine Empfindeleien und Leidenschäftchen seines armen Ichs ausdrückt, so wird es ein Gelächter und eine schmerzliche Scham. Und das ist unvermeidliches Schicksal Tausender in Zeiten vorwaltenden Ausdruckstrebens.

Abbildkunst ist irgendwie noch sinnvoll, wenn sie mittelmäßig ist; sie »ergötzt und belehrt«, sie ist das Welt-Bilderbuch der Erwachsenen, voll von schönen Erinnerungen und leuchtenden Träumen. Ausdruckskunst ist sinnlos, wenn sie nicht von hohem Rang ist, denn es interessiert einfach niemanden, von dem durchschnittlichen, alltäglichen Leiden und Sinnen und Suchen mittelmäßiger Menschen Kenntnis zu nehmen durch so »ungenaue« Zeugnisse, wie es Bilder sind; die Menschen sind keine Psychologen, am wenigsten wenn sie Kunst beschauen, und sie *sollen* es nicht sein. Darin liegt die Gefahr der Ausdruckskunst, daß sie viele zu nutz- und wertlosem Tun, zu Selbstüberschätzung und Eitelkeit verleitet! Und vollends ist Ausdruckskunst weder lehr- noch lernbar; hier gilt es, Befehle in sich zu empfangen und rein auszuführen — das lernt sich nicht. Der Gegenstand ist »individuell«, denn er ist das Individuum selber, und damit schrumpft die Menge der Regeln, wie man ihn erlauscht und faßt, auf ein Mindestmaß zusammen. Darum kann Ausdruckskunst allein keine Tradition schaffen, weil sie wenig Lernbares enthält; darum sind die *langen* Perioden der Kunst solche des Abbildstrebens, und die kürzeren Perioden erhöhten, einseitigen Ausdruckstrebens fordern als Opfer alle diejenigen, welche den Drang zur Kunst haben, aber bald genug fühlen, daß sie — nichts auszudrücken haben und letzten Endes überflüssige Mitläufer sind. Das sind die Opfer, die wir sehen.

Nun von der Erfüllung, die wir ahnen.

Wir ahnen sie nicht nur, wir wissen sie. Wir wissen, daß sie war. Wir ahnen, daß sie sein wird. Es ist die Vermählung beider Triebe, beider Richtungen. Der Doppelwille zum Abbild und zum Ausdruck, frei, gelöst, sich in sich

selbst befruchtend und entzündend, einheitlich vorwärtstreibend, wird zum Motor klassischer Schöpfungen. Damit freilich in Wahrheit und Wirklichkeit klassische Werke entstehen, müssen noch andre Bedingungen erfüllt sein als die seelischen eines harmonischen und freien Willens von der geschilderten Art; die Künstler müssen eingestellt sein auf und fähig sein zur technisch reinen Lösung des Problems, wie denn der Doppeltrieb sich in Bild und Gedicht, Skulptur und Drama wahrhaft, voll, rein, stark und zwingend umsetzt. Das Werk Michelangelos, Rembrandts, Praxiteles', Kaiser Hui Tsungs ist nicht allein darum »klassisch«, weil es Welt und Persönlichkeit ist, weil es im Abbild des Menschen das Menschtum als Weltteil und im tönenden Ganzen die ringende und singende Seele des Schöpfers irgendwie darbietet, sein Geheimnis beruht darüber hinaus darin, daß in jedem Element, in jeder Farbe, jeder Linie, jeder Fläche, in Maßen und Verhältnissen des Ganzen die Weltkunde und die volle, innerste Innerlichkeit des Schöpfers sich gleichermaßen offenbaren. Einstellung und Fähigkeit, Farbe, Linie, Fläche, Maße und Verhältnisse so zu handhaben, daß dieses Wunder geschehe, müssen darum gegeben sein, wenn klassische Kunst entstehen soll; so wichtig sind sie, daß diese Bedingungen den Künstlern zuweilen als die einzig notwendigen erscheinen, daß sie um diese Qualitäten allein ringen und debattieren und von den andern Voraussetzungen schweigen, als ob sie ohnehin gegeben seien. Indes, wie denn nun dies geschieht, daß der klassische Doppeltrieb sich in Sichtbares umsetzt, und welche Aussicht bestehen mag, diese Einstellung und Fähigkeit wieder zu erringen, davon wird hier nicht gesprochen. Wären diese Bedingungen unwichtig, würden die seelischen Voraussetzungen allein genügen, so hätten wir ständig Klassik. Denn es gibt immer, auch unter den Künstlern, klassisch abgestimmte Menschen; immer Persönlichkeiten, die höchste Harmonie zugleich abbildender und ausdrückender Kunst schaffend suchen; und immer solche, die, wissend oder unwissend, solche Kunst als höchste empfinden; diese sind es, welche das Verständnis für Klassik immer wieder beleben und gleichsam die Erinnerung an die Edelzeiten der Kunstgeschichte wachhalten. Aber es gibt nicht immer Künstler, die aus solcher Stimmung zu schaffen verstehen, im Gegenteil, sie sind selten wie alles Große. Und noch weniger bietet die zeitliche Welt dauernd die günstigen Bedingungen, unter denen sich klassische Begabung leicht und frei und wirksam entfaltet.

Unsre Betrachtung ist beendet. Wir kennen Kunst, die Abbild ist — »Nachahmung« der Natur. In ihren reinsten Werken ist sie edel und gewinnend. Doch ist sie, einseitig geschaffen, halbe Kunst. Denn sie klingt nicht vom Menschen. Sie ist nicht Ausdruck.

Wir kennen Kunst, die Ausdruck ist — Entladung des Geistes und der Seele. Auch sie ist in ihren reinsten Werken des Zaubers voll. Und auch sie ist halb. Denn sie spiegelt nicht die Welt.

Wir sehen — und vielleicht sehen wir es gerade heute klarer als seit langem —, wie in einseitiger Übung die Kunst des Abbildens und die Kunst des Ausdrückens sich, jede für sich, entwickeln. Jede für sich — obwohl keine je »chemisch rein« auftritt, obwohl jedem einseitigen Streben stets ein Unterstreben der andern Richtung beigemischt ist. Wir sehen sie sich entwickeln und unter Zuckungen und Lärm einander ablösen. Im Gipfelpunkt des Ablösungsprozesses sehen wir die grellsten, die wunderlichsten, die irrtumvollsten Einseitigkeiten auftauchen. Wir lächeln darüber; doch in ihnen, im Überraschendsten und Widrigsten selbst noch, gewahren wir die Wiedergeburt eines unentbehrlichen, menschheitlich unverlierbaren Strebens. Bald wird die überbetonte, sich selbst im Rausch der errungenen Freiheit genießende Einseitigkeit schwinden. Und die Hoffnung ist erlaubt, daß dem überwundenen einen sich zuletzt das überwindende andre Streben vermähle, daß aus befruchtendem Zusammenstrom die Kraft zu höchster Vollkommenheit sich entfalte. Mit solcher Erwartung allein werden wir dem Werdenden gerecht, das sich absurd gebärdet, und solche Hoffnung zu bekräftigen kann die einzige Aufgabe ruhiger Besinnung und freier Betrachtung sein, welche Anzeichen und Keime lieben zu lehren hat.

Wat de Maan seggt

Nu kiek, nu kiek! Een schull't ni glöwen —
Künnt ji ni noch en beten töwen?
Un noch en Söten, noch en Söten —
Nee, dat mi so wat mutt bemöten! —
Ik heff keen Tied mehr, nu gu' Nach!
Ji gaht ni!? Heff ik't mi ni dach!?

Nu mutt ik mi dörch Wulken wöhln,
't gifft Regen — ji ward juch verköhln!
Nee — noch en Söten, noch en Söten —
Sünd dat mi awer en poor Kröten! —
Na, denn man to — ik weet Bescheed,
Dat is ja werr' dat ole Leed.

Albert Mähl



Bildnisse von Nicola Michailow

Von Hermann Widmer

Die Maler, die das Bildnis einer eleganten Dame malen können, die ihr inneres und äußeres Wesen, ihre Erscheinung und ihre Seele wiederzugeben vermögen, sind äußerst selten. Um das zu begreifen, muß man sich vergegenwärtigen, was eine vornehme und verwöhnte Frau von ihrem Bildnis verlangt, welche Art von Kunst ihrer innersten Natur entspricht und ihr infolgedessen allein gefällt.

Stellen wir uns vor, die Dame tritt in eine Galerie, um sich vor den Meisterwerken aller Zeiten und Schulen darüber klar zu werden, was ihr, auf ihre Person angewendet, zusagt. Sie sieht alle die großen Meister der Vergangenheit, sie sieht Rembrandt und Frans Hals, sieht Raffael und Lionardo, Michelangelo und Velazquez und von den neueren Leibl und Menzel und viele andre mehr. Sind das alles Maler, von denen sie sich malen ließe? Nein! Sie steht natürlich mit ungeheurem Respekt vor deren Bildern, denn sie ist ja »gebildet«, und seit ihrer frühesten Jugend weiß sie, daß jene großen Namen »unsterblich« sind. Aber wenn sie die Werke betrachtet und sich überlegt: Dieser Mann sollte mein Porträt malen — dann bleibt irgend etwas in ihr unbefriedigt. Rembrandt ist ihr» zu schwarz«, und bei seinem Helldunkel fürchtet sie, daß ihr rosiger Teint nicht genug zur Geltung kommen werde. Hals ist ihr zu nüchtern, zu schlicht in der Auffassung, ebenso Velazquez. Über Michelangelo ist gar nicht zu reden — um Gottes willen, der würde ja ein Heldenweib, eine Heroine oder eine Heilige aus ihr machen! Aber auch Raffael, Lionardo, Leibl und Menzel sind nichts für sie. Nein, sie eignen sich nicht, denn es fehlt ihnen die Hauptsache: Sie sind nicht »schick«! Sie mögen ja bedeutende Maler sein, aber sie haben keine Ahnung von Mode, keine Ahnung von Eleganz, keine Ahnung, was eine Frau von *ihrem* Bildnis wünscht, will, verlangt und unbedingt haben muß! Sie will nicht nur das Objekt einer künstlerischen Auffassung sein. Sie hat ja nichts dagegen, wenn ihr Bild gut gemalt ist, so daß es auch die Künstler und Kenner befriedigt, im Gegenteil, das wünscht sie sogar, aber die Hauptsache ist: es muß elegant sein, und es muß eben dadurch ihr ganzes Wesen wiedergeben. Nicht elegant in der trivialen Weise einer Modepuppe natürlich, aber doch elegant im Sinne einer vornehmen Frau. Das Künstlerische allein genügt ihr nicht. Und die großen Meister sind eben vom Standpunkt der Frauen aus leider nicht selten *nur* künstlerisch.

Und dann geht unsre Dame durch die Galerie und kommt zur englischen Schule, kommt zu Thomas Gainsborough — und da schlägt ihr Herz höher. Das ist ihr Mann. Das ist ein Maler, der Frauen malen konnte. Ja, wenn wir einen solchen hätten! Von dem würde sie sich sofort malen lassen.

Ich will nicht behaupten, daß Nicola Michailow ein moderner Gainsborough sei, solche Vergleiche sind immer mißlich — aber zweifellos ist es, daß sein Talent in dieser Richtung liegt. Das erklärt seine Beliebtheit bei den Damen der Gesellschaft, und das erklärt seine großen Erfolge. Er ist ohne



Dame mit Hündchen



Dame mit Krinoline (Die Tänzerin Alice Rejane)

Frage ein eignes und starkes Talent, ein Mann, der viel gelernt und eine gute Schule hat. Aber das sind und das haben auch andre. Was er darüber hat, was ihn von den meisten unterscheidet, was ihn so beliebt gemacht hat, das ist eben sein Verständnis für das Wesen der eleganten Frau und seine außerordentliche Fähigkeit, dieses Wesen in seinen Bildern wiederzugeben. Das hat ihn zu einem Schilderer distinguierter Damen, zu einem Frauenlob unter den Malern gemacht. Und die Künstler und Kenner befriedigen seine Werke durch ihre schönen Farben, ihre gute, zum Teil große Komposition und ihre äußerst sichere und flotte Mache.

Betrachten wir einmal das Bildnis der Dame mit dem Hündchen auf Seite 19. Es zeigt eine Größe der Komposition, eine Größe des kompositionellen Wurfes gewissermaßen, der an gute spanische Meister erinnert, die Art, wie die Figur im Raume steht, wie die vertikale Linie der Gestalt den Bildraum durchschneidet und wie sie wieder ihrerseits durch die horizontale, nach rechts etwas ansteigende Linie des Vordergrundes gekreuzt wird, das zeugt von außerordentlichem malerischem Raumgefühl. Der dunkle dreieckige Fleck des Samtüberwurfes ist eine wohlberechnete kompositionelle Feinheit. Auf diesen Dingen baut sich die malerische Wirkung auf. Ich bin überzeugt, daß sich die wenigsten Laien darüber klar werden, daß alle diese Raumwerte, alle diese Linien, diese hellen und dunklen Farbflecken und Gruppen vom Künstler fein berechnet, wohl überlegt und auf ihre Wirkung hin ausprobiert sind. Der Beschauer sieht und empfindet allerdings die Wirkung; aber wie sie erreicht wird, ist ihm nicht ohne weiteres klar. Diese Gesetze der Komposition sind außerordentlich schwierig. Obschon sie auf einer jahrhundertalten Überlieferung beruhen, sind sie doch bis zu einem gewissen Grade Empfindungssache. Alle großen Meister haben sie gehabt. Einer hat sie immer wieder vom andern in der Weise gelernt, daß er die Wirkung seiner Bilder studierte und sich klarmachte: Warum wirkt das Bild so? Um bei unserm Beispiel zu bleiben: Warum geht der dunkle Vordergrund nicht ganz bis zur halben Höhe? Warum bildet er eine schiefe Linie? Warum bildet er nicht unten nur einen schmalen Streifen oder geht erheblich höher hinauf, etwa bis zur Schulter? Warum ist nicht der ganze Hintergrund gleichmäßig dunkel? Warum ragt das Dreieck des dunkleren Überwurfes plötzlich in den oben hellen Hintergrund hinein? Warum steht die an sich helle Figur oben plötzlich auf einem hellen Hintergrunde und nur das dunkle Haar hebt sich ziemlich unvermittelt noch einmal als dunkler Fleck ab? Das alles sind Fragen der kompositionellen Empfindung, sozusagen des kompositionellen Taktes, die jeder Meister in seiner Art löst, und die hier jedenfalls meisterhaft gelöst sind. Der Künstler schreibt nicht etwa die Natur einfach ab, sondern übersetzt sie in die Sprache seiner Kunst. Er zerlegt sie sozusagen analytisch und baut sie mit seinen Mitteln synthetisch wieder auf. Damit unterscheidet er sich vom photographischen Apparat. Der gute Photograph kann in der Hauptsache nur die Töne der Platte verändern, aber an die Zeichnung ist er gebunden. Deshalb hat

seine Kunst bald eine Grenze und kann nie das eigentliche Kunstwerk, das Werk der Malerei ersetzen. Soviel im allgemeinen.

Kehren wir nun wieder zu unserm Bildnis zurück. Von größter Wichtigkeit war auch die Frage, ob die Figur ganz dargestellt werden soll oder nur bis zum Knie. Der Künstler hat das letztere gewählt, weil sie dadurch größer, monumentaler erscheint.

Und nun zu den Einzelheiten: Wie schön sind die Stoffe wiedergegeben, die Falten des Überwurfes und des Kleides! Wie reizend ist das kleine Hündchen dargestellt! Hier möchte ich noch einmal auf ein wichtiges kompositionelles Moment aufmerksam machen. Das Hündchen ist nicht nur eine reizvolle Zugabe zu dem Bilde der Dame, das nebenbei die Tierliebe der Dargestellten kennzeichnet, sondern es unterbricht auch die sonst vielleicht allzu schlichte Linie des Körpers. Es wirkt, rein als Farbfleck betrachtet, noch einmal als eine Ausbuchtung der vertikalen, etwas kurvenförmigen Linie, die durch den Körper gebildet wird: das ist natürlich auch wohlberechnet und beabsichtigt.



In rosa Seide (Die Gattin des Künstlers)

Soviel über den künstlerischen und technischen Aufbau des Bildes, über seine Konstruktion sozusagen, also über die grundlegenden Dinge, denen ein Kunstwerk seine Wirkung verdankt. Sie sind natürlich nicht alles, sie sind nicht das Letzte der Kunst. Dieses Letzte ist die Wiedergabe des Geistes, der Seele, des ganzen inneren und äußeren Wesens der Dargestellten. Aber hat man nicht den Eindruck, daß auch das vorzüglich gelungen ist? Ist es nicht eine vornehme, schöne Frau, die uns hier lächelnd anblickt? Diese Dinge muß Michailow treffen, sonst hätte er nicht die großen Erfolge. Denn der Laie sieht im allgemeinen bewußt nur diese Seite eines Kunstwerks. Die andern Qualitäten empfindet er mehr unbewußt, mehr instinktiv.

Sehen wir sodann das Bild der Dame mit der Krinoline, der Tänzerin Rejane. Auch hier ist wieder das wichtigste, wie das Bild in den Raum gestellt ist. Die Bewegung des Oberkörpers, die Linie, die die Arme



Frau Michalowsky



Gräfin Strachwitz

gerichtete Haltung, durch die die gehende Bewegung ausgedrückt werden soll, ergibt im Bildraum gleichzeitig eine leicht schiefe Vertikallinie von links nach rechts, die interessanter wirkt, als wenn sie beispielsweise ganz senkrecht wäre. Auch hier wird der Bildraum, der durch die Figur in vertikaler Richtung geteilt wird, durch die Gestalt des Hundes horizontal unterbrochen. Ich weise mit Absicht noch einmal auf diese kompositionellen Feinheiten hin, denn sie sind durchaus nicht zufällig, sondern wohlberechnet. Auch die Tatsache, daß die weibliche Figur als das Wichtigste am meisten durchgebildet ist, daß der Hund sehr viel einfacher, unterdrückter, toniger behandelt ist, und daß der Hintergrund — Rasen, Bäume usw. — nur noch gobelinartig angedeutet ist, erscheint als wohlberechnete Absicht. In der Wirklichkeit wird man z. B. bei einem Baum, der so nahe an der Figur steht wie hier auf dem Bilde, sehr viel mehr Einzelheiten, Blätter und Äste, sehen. Sie sind aber unterdrückt zugunsten des Kleides, der Figur im Vordergrunde, die

und die Hände im Bildraum ergeben, auch die vom kompositionellen Standpunkt aus vorzüglich gewählte Bewegung des Kopfes, all das ist künstlerisch ausgezeichnet gelöst. Das sind die technischen Dinge, die die Kenner befriedigen. Aber das Ganze ist darüber hinaus das Bildnis einer schönen, lebhaften, temperamentvollen Frau, einer Frau voll Feuer und Rasse, und dieses Resultat ist für die Bestellerin die Hauptsache.

F r a u v. H a n n s t e i n (siehe unser Einschaltbild) ist zusammen mit ihrem Lieblingshunde dargestellt, eine hübsche mädchenhafte Erscheinung, die durch die Wahl des duftigen Kleides noch wesentlich unterstützt wird. Auch hier ist der sinnende Ausdruck des zarten Gesichts und die geschickte Beleuchtung des schönen blonden Haares besonders geglückt. Und auch hier ist die Figur außerordentlich glücklich in den Raum gestellt. Die etwas nach vorn



Fräulein Naumann




Fräulein Olga Michailow (Die Tochter des Künstlers)

Auch diese Komposition erinnert stark an alte Meister, besonders an die Spanier. Auch hier ist die Figur unterhalb der Knie abgeschnitten, damit sie größer erscheint. Und auch hier bilden die horizontalen Linien des Hintergrundes einen angenehmen Gegensatz zu den vertikalen der Figur — die oft angewandte künstlerische Finesse Michailows. Dieser Hintergrund ist übrigens mit seinen Sträuchern und seinem weiten Blick überaus reizvoll gestaltet. Wieder eine Feinheit: in der Nähe der Figur ist er ruhig, erst in einiger Entfernung von ihr, links im Mittelgrund, hat er etwas mehr eignes Leben. Sonst würde er ja die Hauptsache, die Figur, stören. Der tonige Wolkenhintergrund in der oberen Hälfte des Bildes läßt die Figur und besonders den Kopf sich gut und doch weich abheben. Auch dieser Hintergrund ist wieder in der Nähe des Kopfes am ruhigsten. Wir sehen an diesem Bilde wie an den vorigen, wie fein und berechnend der Künstler seine Wirkungen aufbaut, und begreifen dann den guten Gesamteindruck.

andernfalls durch allzu starke Betonung des Hintergrundes etwas von ihrer Wirkung eingebüßt hätte. Am ruhigsten ist der Hintergrund — wieder mit voller Absicht — in der Nähe des Gesichts, weil das Gesicht natürlich das Wichtigste am ganzen Bilde ist, und weil dessen Wirkung infolgedessen am wenigsten durch die Umgebung gestört werden darf.

Sodann das Bildnis der Frau Michalowsky, das einfach und groß, hell auf tonigem Hintergrund erscheint, und bei dem die Bewegung des Armes, die großzügige Faltengebung die gewollt vereinfachte Wiedergabe der Natur vortrefflich unterstützt. Und nun sehe man sich das feine Gesicht, das ernste und doch träumerische Auge an, das schöne, edle, schlichte Haar, und man wird zugeben, daß eine Frau, die ihr Wesen so wiedergegeben sieht, mit Recht zufrieden sein darf.



Fräulein Wendel

Ähnlich wirkt das Bild »In rosa Seide«. Es ist durchaus großzügig, beinahe monumental in der Komposition; die Linienführung und die Fleckenverteilung der Figur als solcher und der wichtigsten Einzelheiten, besonders der Faltengruppen, sind vorzüglich gewählt, die Farben gerade bei diesem Bilde wunderschön, und die Seide ist brillant dargestellt. Wie schimmert und glänzt sie besonders in den unteren Teilen des Kleides, zum Greifen deutlich ist sie wiedergegeben, und doch nicht kleinlich, das Einzelne, die einzelne Falte, bleibt der großen, beinahe monumentalen Form durchaus untergeordnet. Die großen Partien des Körpers sind selbstverständlich immer die Hauptsache und beherrschen die Einzelheiten. So muß ein gutes Bild gemalt sein! Man sieht, daß Michailow auch die guten Holländer — Terborch z. B. — studiert hat. Auch hier ist der Hintergrund wieder wohlberechnet. Dunkel und ruhig, aber keineswegs eintönig und nichtssagend. So ruhig, daß die Figur durchaus zuerst den Blick auf sich zieht. Aber doch immer noch interessant genug, um uns in dem Halbdunkel noch so allerlei ahnen zu lassen, etwa eine dämmerige Landschaft mit hohen Bäumen.



Mercedes Molina

Einen geeigneten Hintergrund zu einem Bilde zu wählen, ist überhaupt eine große Kunst. Davon nicht zuletzt hängt die Wirkung des Werkes ab. Wie viele sonst ganz gute Maler erreichen keinen starken Eindruck, weil sie das nicht verstehen. Es ist Gefühlssache, angeboren in erster Linie, aber das Studium der großen Alten hilft natürlich viel dabei.



Fräulein Centa Williams

Das sind die malerischen Mittel, mit denen der Künstler hier ein starkes, reifes Kunstwerk aufgebaut hat. Aber das alles nur zu dem Zwecke, um das Wesen einer schönen, vornehmen, stolzen Frau meisterhaft wiederzugeben. Man hat wieder den Eindruck, daß nicht nur die äußere Schönheit, sondern auch die ganze Persönlichkeit getroffen ist.

Eine gewisse Verwandtschaft in der kompositionellen Auffassung mit dem Damenbildnis auf Seite 19 und mit dem Bilde der Frau Michalowski zeigt das Bildnis der Gräfin Strachwitz, obschon sie selber einen ganz andern Frauentyp darstellt. Ein wenig sanfter, ein wenig an die Königin Luise erinnernd, und deshalb auch im

der ganzen Komposition zarter, weicher aufgefaßt. Die Formen und Falten des Kleides sind aufgelöster, nicht so streng, so betont in der Linie: das würde zu dieser Erscheinung weniger passen. Wie schön sind wieder die großen dunklen Augen, die feine Nase, der edle Mund und der schlanke Hals und endlich die vollen dunklen welligen Haare! Die Gräfin geht in ihrem Park spazieren, aber das Schloß und der See sind nur angedeutet. Sonst ist der Hintergrund ruhig und wieder in eine helle und eine dunkle Gruppe geteilt. Es stört nicht, daß in der dunklen unteren Hälfte plötzlich zwei Dinge ausführlicher behandelt werden, während alles andre nur angedeutet ist, aber diese Einzelheiten vervollständigen die Besonderheit des Bildes, sie erzählen uns einiges aus dem Leben dieser schönen und vornehmen Frau. Mit vornehmer Lässigkeit hält sie in der rechten Hand ihren leichten Sommerhut und in der linken ein schlankes Spazierstöckchen. Beides dient nicht allein dazu, das Charakteristische zu vervollständigen, sondern ist auch — wie schon bei andern Bildern — aus kompositionellen Gründen gewählt, um die sonst zu einfach wirkende Körperlinie zu unterbrechen.



Baronin von Wietzlow mit ihren beiden Kindern



Josefine Molina

Sodann das **Bildnis Fräulein Naumanns**. Eine Erscheinung, blond und sinnend und ein wenig gretchenhaft, mit außerordentlich feinen, zierlichen Händen. Dem andern Frauentyp entsprechend ist auch die Malweise eine andre: duftiger und aufgelöster sind die Formen, auf die Wiedergabe der feinen pastellartigen Tonwerte ist besonderer Wert gelegt. Grund dafür: die Darstellung der zarteren Erscheinung soll durch die Wahl zarterer Farben unterstrichen werden.

Ähnlich liegen die Dinge bei dem **Bildnis Fräulein Olga Michailows**, der Tochter des Künst-



Baron Hubert von Geibler

lers. Auch hier, noch mehr als in dem vorigen Bilde, sind duftige, feine Kontraste gewählt, um das Jugendliche und Knospenhafte des Wesens herauszuholen.

Das Bildnis Fräulein Wendels dagegen zeigt vollere Formen, frischen Teint, dunkelblonde Haare und lebhafte Augen. Diese Dame nähert sich ein wenig einem Rubensschen Frauentyp, deshalb ist auch die Auffassung ihres Bildes ein wenig von Rubens beeinflußt. Der fragende, lebhafte, ein klein wenig schelmische Ausdruck ihres Gesichts scheint mir besonders geglückt zu sein. In den schönen Händen hält sie eine Schale mit Blumen. Blumen und Frauenblüten gehören ja zusammen. Rein malerisch ist das Bild ganz anders als die vorigen aufgefaßt. Dunkle und dabei lebhafte Farben sind im Kleid und Hintergrund zusammengestimmt, zu dem einzigen Zweck, den rosigen Fleischton hervortreten zu lassen. Ich bitte zu bemerken, daß der Hintergrund in der Nähe des Kopfes plötzlich um einen Ton heller wird, offenbar damit sich das Haar ein wenig dunkler abheben kann. Wäre er durchgehends so dunkel wie rechts und links davon, so würde das Haar kaum zu sehen sein, sein Ton würde in dem gleichstarken Ton des Hintergrundes ertrinken. In einem Bilde, in dem die dunklen und die hellen Töne (Kleid, Haar, Hintergrund, im Gegensatz zum Fleischton) geschlossene Gruppen bilden, zu dem Zweck, die hellen besonders zu betonen, müssen auch die dunklen fein abgestuft sein, damit sie ihre eigne Plastik, ihr eignes Leben haben — eine manchmal recht schwierige Aufgabe. Das sind so technische Feinheiten der Malerei.

Fräulein Centa Williams ist eine chilenische Schönheit, und das Kostüm und die ganze Auffassung soll das Urwüchsige ihres Wesens hervorheben. Prächtig ist die Farbe ihrer blonden Haare, die das schöne lebhafte Gesicht mit dem leicht geöffneten Mund wirkungsvoll umrahmen. Die malerische Wirkung dieses Bildes hat viel Verwandtes mit dem vorigen, indem auch hier alles andre zu einer Gruppe mehr oder weniger dunkler Töne vereinigt ist und nur der Fleischton hervorleuchtet. Das blonde Haar bildet den Übergang zu den dunklen Tönen des Hintergrundes und des Kostüms.

Zwei Bildnisse junger Mädchen, Mercedes und Josephine Molina, der Töchter des argentinischen Gesandten in Berlin, zeigen den Künstler von einer besonderen Seite. Trotz ihrer geschwisterlichen Ähnlichkeit sind sie sehr verschieden aufgefaßt, die eine mehr als farbiger Akkord, die andre in Weiß auf dunklem Hintergrunde. Die zweite ein wenig von alten Meistern, etwa Rubens oder Velazquez, beeinflußt, die andre weiß auf Dunkel, selbständiger in der Auffassung; bei der einen das Sinnende, bei der andern das Lebhafte des Charakters mehr hervorgehoben. Jedenfalls beides gute malerische Leistungen.

Endlich schließen die Frauenbildnisse mit dem der Baronin von Wietzlow ab, die mit ihren beiden reizenden Kindern dargestellt ist. Ein außerordentlich schönes und wirkungsvolles Gruppenbild. Wie hübsch ist der Gesichtsausdruck der Kinder geglückt! Wie reizend schmiegen sie sich an ihre Mutter an! Zeugt es nicht für die treffsichere Wiedergabe dieser Menschen, daß sich das kleine Mädchen mehr anschmiegt als der größere Junge, der schon ein wenig selbständiger, selbstbewußter ist? Auch hier ist wieder die Wahl des Hintergrundes lehr-

reich und bezeichnend: eine Parklandschaft, aber nur in gobelinartigen Tönen angedeutet, damit er die Hauptsache, die Figurengruppe, nicht stört. Und doch genügt es, denn man hat durchaus den Eindruck, die drei Menschen sitzen auf einer Steinbank im Park, und es genügt auch, um im Hintergrunde noch das Schloß mit seinen vielen Türmchen erkennen zu lassen.



Dr. Stresemann

Natürlich kann ein Bildnismaler von den Fähigkeiten Michailows auch *Männer* malen, wie die beiden guten Bilder des Barons *Hubert von Geibler* und des *Reichstagsabgeordneten* Dr. *Stresemann* beweisen. Aber in der Hauptsache ist er doch ein Frauenmaler, ein Künstler, der die seltene Gabe hat, das Wesen der schönen vornehmen Frau zu erfassen. Ein beneidenswertes und nicht häufig vorkommendes Talent! Davon kann man sich bei jedem Gang durch unsre Ausstellungen und Kunstsalons überzeugen. Denn, wie schon bemerkt, gibt es sehr starke malerische Begabungen, ja sogar große Meister, deren Werke Ewigkeitswert haben, und denen doch die Gabe mangelt, den letzten Scharm der Frau auf die Leinwand zu bannen. Man braucht nicht nur an Menzel zu denken, der bekanntlich die Damen der Hofgesellschaft, die er auf seinen Geschichtsbildern darzustellen hatte, in diesem Punkte nie befriedigte, man wird auf den Frauenbildnissen *vieler* Unsterblicher Ähnliches bemerken.

Michailow ist in Schumla in Bulgarien am 10. Januar 1876 geboren. Sein Talent wurde von dem König Ferdinand von Bulgarien entdeckt, der ihn auf seine Kosten ausbilden ließ. Er lebt seit langem in Deutschland und hat seine hauptsächlichste Ausbildung an der Akademie in München erhalten. Sodann studierte er auf der Akademie Julian in Paris und malte längere Zeit in London. Natürlich hat er auch andre Länder, besonders im Osten, bereist, und überall hat seine Kunst ihre Früchte gepflückt. Er ist in der Blüte seiner Schaffenskraft, und wir dürfen noch manches schöne Werk von ihm erwarten.

Heimkehr

Wie lag der Meerpark so still,
Wie blühten die Tulpen so rot,
Als ich in die Bucht fuhr und an
Der Kette festband das Boot!

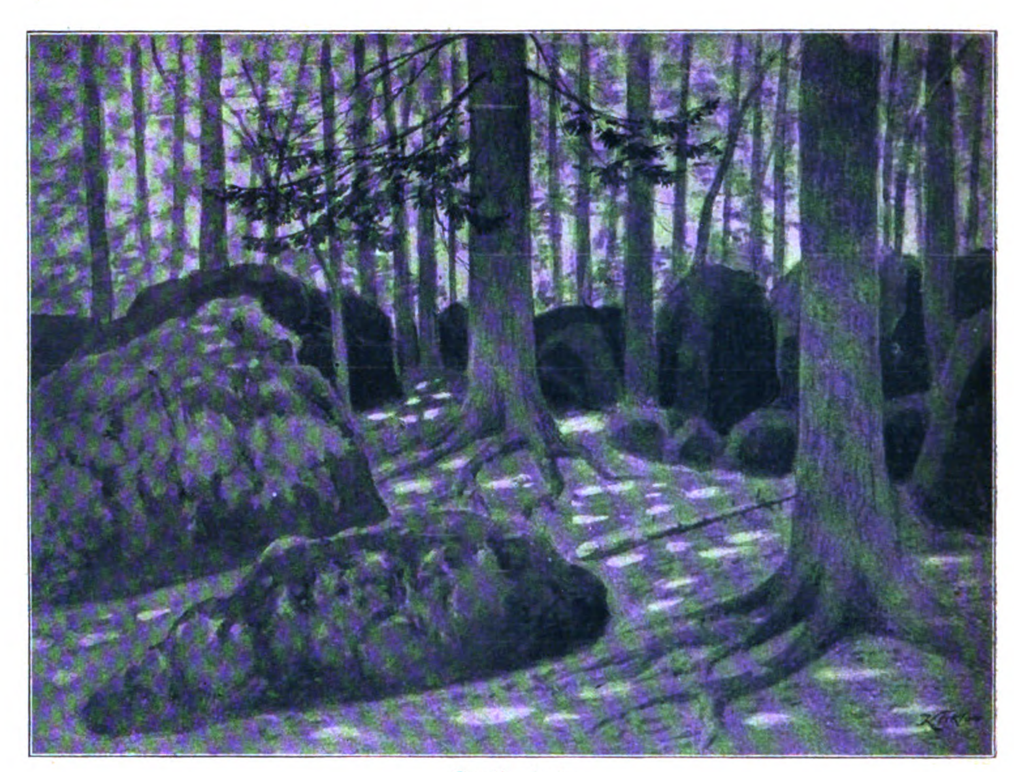
Von ferne sah der Palast
Mit Turm und Fenster hervor;
Ich stieg die Höhe hinan
Und pochte ans eichene Tor.

Es öffnete sich. Und ich zog
Es hinter mir wieder an.
Da schlief ja im Kissen der Greis,
Der silberhaarige Mann!

Am Bettuch lag seine Hand
Mit ihrem Ringe aus Ton.
Er hob sich mühsam empor
Und sagte: „Bist du es, mein Sohn?“

Ich konnte nichts sprechen. Ich ging
Zu seiner Lagerstatt hin
Und warf mich darauf und vergrub
Mich tief und weinte darin.

Robert Braun



Druidenhain

Im Lande der Tropfsteinhöhlen

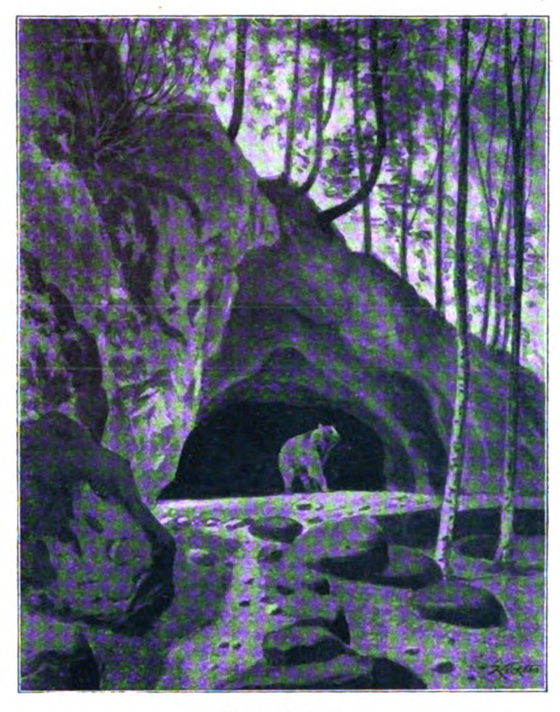
Von Erika Kickton

Mit sechs Abbildungen nach Reiseskizzen des Geheimen Oberbaurats Arthur Kickton

er da nicht glauben will, daß es einst Riesen gab, die in grauer Vorzeit mächtige Felsenblöcke zu Burgen und Schlössern türmten, und zarte Elfen, die milchweiße Säulen, Figuren und Kerzen herabrieseln ließen, wer etwa zweifelt, daß aus dunklen Höhlen einst feuerspeiende Drachen grinsten und Nebelgespenster in felsigen Hainen ihr Unwesen trieben, der greife zum Kursbuch, zum nächsten Zug in die Fränkische Schweiz, und er ist mitten drin im Lande der Tropfsteinhöhlen, der Grottenwunder und Felsenhaine. Doch seine Schönheit erschließt sich nicht auf dem weichen Polster der kilometerfressenden Motorrosse, die die Welt auf breiter Straße erobern wollen — bewaldete Höhenzüge zu beiden Seiten, aus denen hier und dort eine Felsnase lugt, schauen steif und zurückhaltend auf die ratternde Staubwolke zu ihren Füßen und verzichten darauf, ihre Schönheit aufdringlich anzupreisen. Klimmt aber der Fuß eines Wanderers hinauf auf die bewaldeten Schroffen des Juragebirges, so teilen sich willig die grünverschlungenen Zweige der Bäume und offenbaren in wildromantischer Schönheit jene zyklopischen Meisterwerke, die dort im Zwielicht mystischen Dämmers ihren jahrtausendelangen Schlummer halten. Dann werden die alten Sagen und Märchen wieder lebendig, die germanische Phantasie bis zum Mittelalter, von der Stimmungsgewalt solcher Stätten gepackt, schauen und hören mußte ... Dann streift ein Hauch urewiger Ehrfurcht auch unsre heutige, mit naturwissenschaftlicher Brille bewaffnete Generation. Wir lernen wieder das Gruseln, wenn auf bemoosten Steinen die Abendsonne langsam verglüht und tiefe Schatten den nächtlichen Reigen beginnen — wenn durch die Kronen hochstämmiger Bäume Sternaugen niederfunkeln und geisternder Mondschein sein bläuliches Lichtmeer ergießt — Blätter und Nadeln erschauern im Nachtwind, ein Käuzchen schreit — sein Lockruf verhallt, wo die Felsen sich dichter zusammenschieben — wo ein Abgrund mit wirbelnden Nebelgestalten in gähnende Tiefen verweist ...

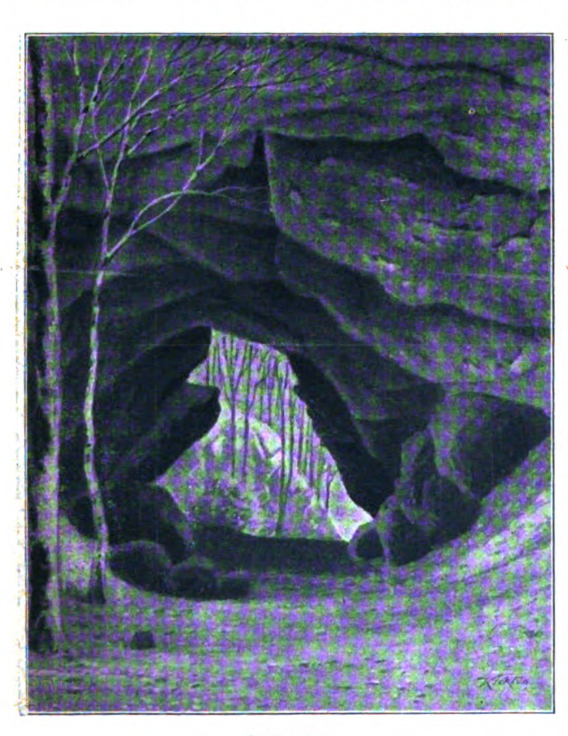
Doch zurück an den Anfang des Tals, den die Wiesent durchfließt und die Morgensonne rosig erleuchtet. Bis Gasseldorf führte das Dampfroß, nun geht es zu Fuß in die langsam einander sich nähernden Bergkulissen hinein, die registriert zu dem Typus der deutschen Mittelgebirge gehören. Bald ragt auf der linken Seite der mächtige Felssockel der Streitburg empor,

dem sich ein kleines Dörfchen lieblich zu Füßen schmiegt. Hier öffnet der erste Höhlengang von 340 Meter Länge und 70 Meter Tiefe seine milchweiße, paradiesische Schönheit, schlanke Säulen und Kerzen wachsen zu beiden Seiten empor, hier lehnt eine durchsichtig schimmernde Harfe, dort wehen erstarrte Fahnen von oben herab. Wir wandern stumm durch den Kerzensaal, durch den Venussaal, vorbei am Allerheiligsten, und erblicken nach einer halben Stunde wieder die nüchterne Helle des Tageslichts. Jahrmillionenlang haben Wasser und Kalk in der Sommer und Winter gleichen Temperatur von 12 Grad Celsius diese feenhaft plastischen Gebilde errichtet, alle dreizehn Jahre um einen Millimeter die Stalagmiten erhöht und die Stalaktiten verlängert, bis vor jetzt siebzehn Jahren die heilige Stille dieser verborgenen Schöpfung zum erstenmal von Menschen entdeckt und betreten ward. Der das »Sesam, öffne dich!« sprach, Kommerzienrat Bing, ließ in geschickter Weise elektrisches Licht anlegen, um die weiße Zartheit der Tropfsteingebilde vor dem schwärzenden Kerzenrauch zu bewahren, der sie in früher entdeckten Höhlen leider arg zerstört hat.



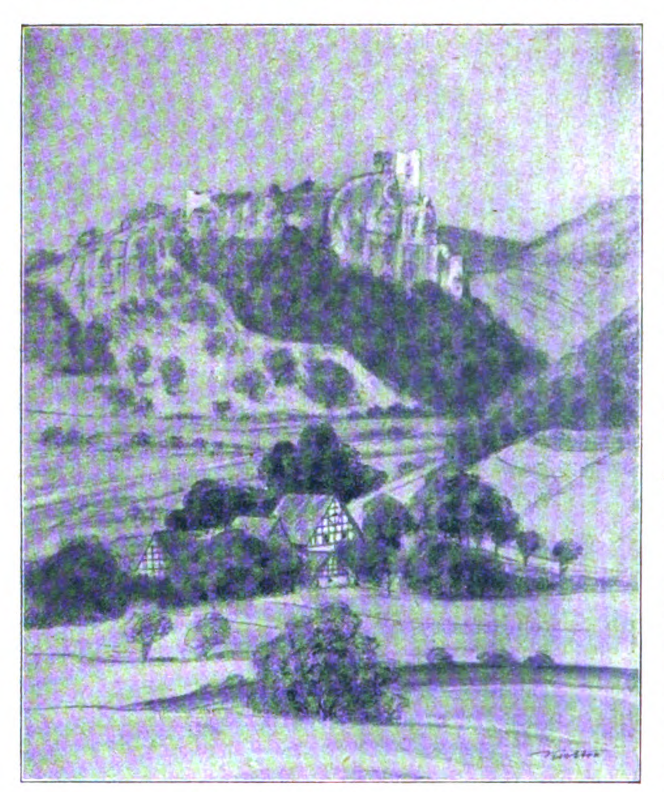
Oswaldhöhle

Weiter hinauf führt der Weg zu drei andern, längere Zeit schon bekannten unterirdischen Gängen: der Schönsteinhöhle, in welcher Lots Weib, ein Chinese und ein Marienbild in einträchtigem Beieinander hausen, zur Brunnsteinhöhle mit 80 Zentimeter tiefem Wasserbassin und zu der kleineren Kirchenweghöhle.



Felsentor

Drunten im Einbruchskessel der Dolomiten glüht jetzt die goldene Mittagssonne. Von blauem Wasser umschlängelt, schiebt sich ins Tal das kühne Profil einer Burgruine, welche aus überragendem Felsen trotzig emporwächst. Es ist die von Scheffel besungene Neideck, in deren Nähe sich eine Grotte, von Bäumen und wildem Gesträuch umwuchert, dem Blick der kurzlebigen Menschen entzieht. Sie träumt von den Zeiten, da mächtige Wesen ihre gewaltigen Hallen erbaut, da Drachen und andre Sagentiere die später vergrabenen Schätze bewachten, da Mammut, Wisent und Bär sich vor feindlichem Angriff verbergen mußten, oder die ersten Menschen der Diluvialzeit, deren erwachende Intelligenz Sieger im Kampf gegen stärkere Übermacht blieb. Stein- und Mammutelfenbeinwerkzeuge geben uns Kunde von den Troglodyten der paleolithischen Zeit; gespaltene und geröstete Menschenknochen bezeichnen sie als Anthropophagen. Eine höhere Stufe als ihre Vorfahren nehmen die neolithischen Höh-



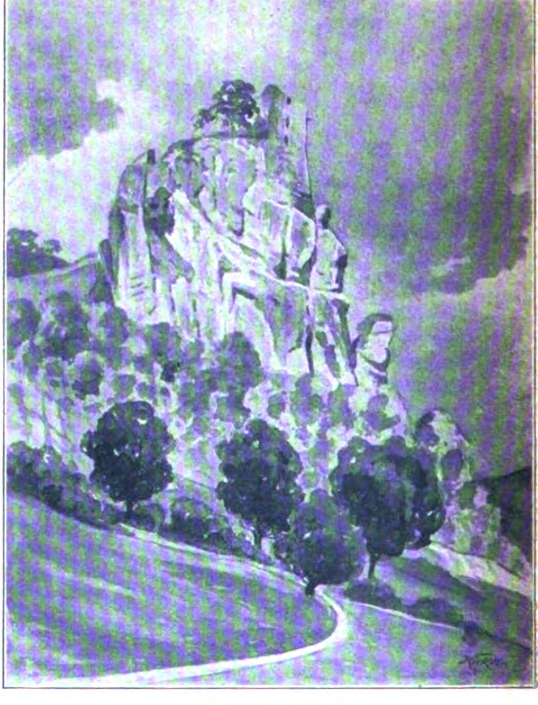
Wiesenttal mit Burg Neideck

zwölf Apostel, aber auch Wickelkinder, Schweinsohren und andre lustige Dinge, da die Natur bei aller Erhabenheit, wie jeder große Künstler und Baumeister, den Humor nicht vergessen hat.

Begrüßt uns wieder das Tageslicht, so führt der Weg durch felsigen Wald hinauf auf den Kamm des Gebirges, bis uns ein finsteres Tor mit gewaltigem Rachen entgegengähnt. Wir befinden uns vor der Oswaldhöhle, die ihren Namen von einem frommen Ritter erhielt, der hier als Einsiedler gelebt hat und gestorben ist. In den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges diente die Höhle als Zufluchtsort, später als Felsenkeller. Betreten wir ihr domartiges Gewölbe und tasten mutig ins Dunkle hinein, so zeigt gar bald ein rechts einfallendes Licht, daß wir noch einen zweiten Eingang vorfinden werden. Und siehe — der dunkle Rachen öffnet sich wieder, von Tageshelle geblendet senkt sich der Blick auf den tiefen Abgrund zu unsern Füßen — das

lenbewohner ein, von welchen sich noch geschliffene Steine, geschnitzte Knochen, Tonscherben und geflochtene Stoffreste erhalten haben. Heute liegen Grotten und Höhlen verlassen da; mit dem Beginn der Kultur siedelte sich die Menschheit drunten am Wasser in Hütten und Häusern an und benutzte die dunklen Verstecke nur noch vorübergehend in gefahrvollen Zeiten.

Verlassen wir also die ältesten Stätten unsrer Geschichte und folgen dem Blick, der hinunter ins Tal schweift, wo ein buntes, freundliches Dörfchen mit Kirchturm, Brücke und glitzernden Dächern gleich einer Spielzeugschachtel heraufgrüßt. Wir nähern uns Muggendorf, dem Zentrum des fränkischen Höhlengebietes. Auch hier befinden sich gleich am Bergeshange vier größere, sehr verschieden geformte unterirdische Hallen. Die erste, von Rosenmüller 1793 auf einer 16 Meter langen Leiter bestiegen, hat jetzt einen künstlichen Eingang erhalten. Wir treten in einen mächtig gewölbten Raum, zu dessen Decke mit Kerzen magisch erleuchtete Treppengänge emporführen. Dort gibt es einen Altar mit drei Lichtern, ein Orgelwerk und die

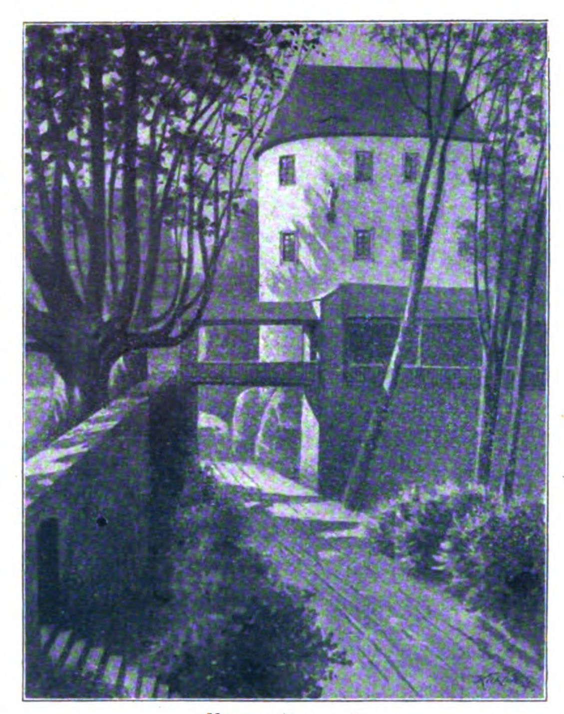


Burg Neideck

Wiesenttal lächelt in majestätischer Ferne herauf. Dunkle Tiefen und sonnige Höhen — wo kann man sonst den wechselnden Reiz der Natur in solch verschwenderischer Fülle genießen?

Wir stehen jetzt hoch auf dem Kamm des Gebirges. Wenige Schritte noch über uns, und das Felsenplateau ist erreicht. Hier wurde 1772 während eines Gewitters die Wunderhöhle von ihrem Namengeber entdeckt. Noch heute ist der Eintritt nur in kriechender Stellung möglich. Etwas tiefer, im grünen Laube versteckt, erinnert die Witzenhöhle an heidnische Zeiten, da Slawen ihrem Gott der Gerechtigkeit, Vith oder Witte, heimliche Opfer brachten. Mächtige, von Deckeneinstürzen herrührende Felsblöcke liegen am Boden umher.

Wir verlassen die Stätten, da Steine reden könnten von menschlicher Einsamkeit, phantastischem Götzenkultus, von Kämpfen und Blutvergießen, und steigen hinunter ins Tal, überschreiten die Brücke und wandern dann langsam am jenseitigen Berghang hinauf. Heilige Stille umfängt uns, immer höher wachsen die felsigen Blöcke auf Waldesboden, immer dichter ragen die schlanken Pfeiler der Bäume zu ihrem Blättergewölbe empor. Altgermanische Stimmung träumt noch im Druidenhain, der letzten Steigerung mystisch romantischer Landschaft, folgt uns hinan bis zum Felsentor, ihrer gewaltigsten Schöpfung. Wie ein Trichter stürzt das Gelände unter ihm in die Tiefe, und durch den prachtvollen Bogen flutet die blaue Helle des Tages herein. Gegenüber auf gleicher Höhe reckt das bizarre Quackenschloß seinen steinernen Buckel empor, ängstlich von weißen Wolkenschiffchen umflattert. Wenige Schritte noch, und wir sind in Burggailenreuth.



Burggailenreuth

Zwischen dichtem Laubwerk versteckt, will eine neue Schönheit entdeckt sein: ein alter Herrensitz, auf dessen Terrasse tulpenförmig wachsende Linden das Auge fesseln. Auch von hier aus erschließt sich ein herrlicher Fernblick auf Berge und Tal — schattige Wege locken ins Dickicht des Waldes hinein, führen zu weiteren charakteristischen Höhlenprofilen. Da ist das schauerlichste, gefährlichste aller fränkischen Felsenlöcher, bei Moggast gelegen, mit gähnenden Klüften, riesigen Spalten rings in den Wänden und einer einsturzdrohenden Decke, da sind die Wassergrotte, das Klingloch, die Zoolithenhöhle, welche ein ganzes Knochenmuseum von diluvialen Säugetieren, wie Wolf, Hyäne, Urochs und Renntier, umfaßt.

Doch es ist Abend geworden, die Schatten der Bäume wachsen, die Kronen der Kiefern beginnen zu glühen. Schon brodelt der Nebel vom Tale herauf und wirft seine blaugrauen Schleier höher und höher. Da läßt es sich besser im Schloß mit Gespenstern verkehren als draußen zwischen Nebeln und Felszyklopen, die sich bedrohlich zu recken beginnen. Leise rauschen die alten Linden im Nachtwind und plaudern uns von den Wundern des neuen Tages, die noch im verborgenen harren. Sie wissen auch zu erzählen, daß weiter im Osten, nach Norden zu und nach Süden, noch einzelne Wege ins Innere unsers Planeten führen.

»Die Maximiliansgrotte ist doch die schönste!« flüstert die eine Linde, und eine andre fügt hinzu: »Sie sagen es alle! Zu meinen Füßen lag einst eine Rose, die war durch sämtliche Säle gewandert, durch die Mariengrotte, den Echosaal, den Kristallpalast, den Olymp. Ein großer Adler kam ihr mit mächtigen Schwingen entgegen, und plötzlich erklangen die Orgelpfeifen rings an den Wänden.

‚So zart wie mein Duft,‘ sprach sie leise, ‚aber es war Musik. Dann fuhren wir über den großen See durch einen Felsenbogen hindurch, und aus dem kleinen ragte ein Leuchtturm, so weiß wie Zucker, auf einer Insel empor, und über uns schwebten erstarrte Wolken, und alle schienen zu fragen: Was füllt ihr unsre Stille mit Duft und Geräusch? Mit dem Hauch der Vergänglichkeit unsre ewigen Säle?‘ So schwärmte die rote Rose noch lange, und dann verhauchte sie lächelnd ihr Seelchen.«

»Was ich aber weiß!« knarrte ein stämmiger Baum und ließ seine mächtigen Zweige rauschen. »Drei Käse hoch war ich, es mögen wohl an die Hunderte her sein, da saßen in meiner Nähe drei Männer im bunten Rock. Der eine öffnete seinen Sack und holte ein Kästchen mit weißem Pulver hervor. ‚Höhlenkalk,' schmunzelte er, ‚daraus machen wir Gold!' Es waren drei Alchymisten. Ob ihr wohl wißt, was für Leute das sind?«

»Es geht doch nichts über den blauen Himmel!« erklang ein Stimmchen im Hintergrund, und die Bäume spendeten rauschenden Beifall.

Nur die Linde, zu deren Füßen das Rosenseelchen verblühte, flüsterte weiter: »Es führt ein schwindelnder Pfad aus der Tiefe hinauf in die Höhe, aber freilich, der Himmel ist klein, der hereinschaut. Wir können nicht wurzeln in jenen leblosen Welten da drunten, die nur des Lebens überschüssige Kraft beseelt und erwärmt.«

So rauschen die alten Linden im Burghof, und ihre mondbeschienenen Zweige lösen die Wände in zitterndes Rankenwerk auf — — —

Langsam verwischt sich die Grenze zwischen Leben und Traum.

Versailles

„Vater!" – „Mein Junge?" – „Sag', hast du geweint?
Weinen auch Männer? Sprich, schlug dich ein Feind?
Vater, nicht lachen! Sieh, grau ward dein Haar,
Und wenn du lachst, ist dein Lachen nicht wahr!

Bin doch dein Junge, einst werd' ich ein Mann,
Einst kann ich zwingen, was heut ich nicht kann.
Schüttle dein Haupt nicht so müd und gequält.
Jugend will Kampf, wird durch Not gestählt."

„Junge, mein letzter, so höre mein Wort:
Roh riß der Krieg mir den ältesten fort,
Warf ihn zur Erde in rasendem Spiel,
Und ich – war stolz, weil für Stolzes er fiel.

Mutter? Ja, Mütter sind oft zu weich,
Mutter war krank, und sie folgte ihm gleich. –
Dann – kam der Friede, der Deutschland zerbrach –
Knabe, Versailles heißt unsre Schmach!

Hörst du Versailles, dann erröte vor Scham:
So heißt das Wort, das die Ehre uns nahm.
Hörst du Versailles, dann krampfe die Hand,
So heißt das Wort, das zerriß unser Land.

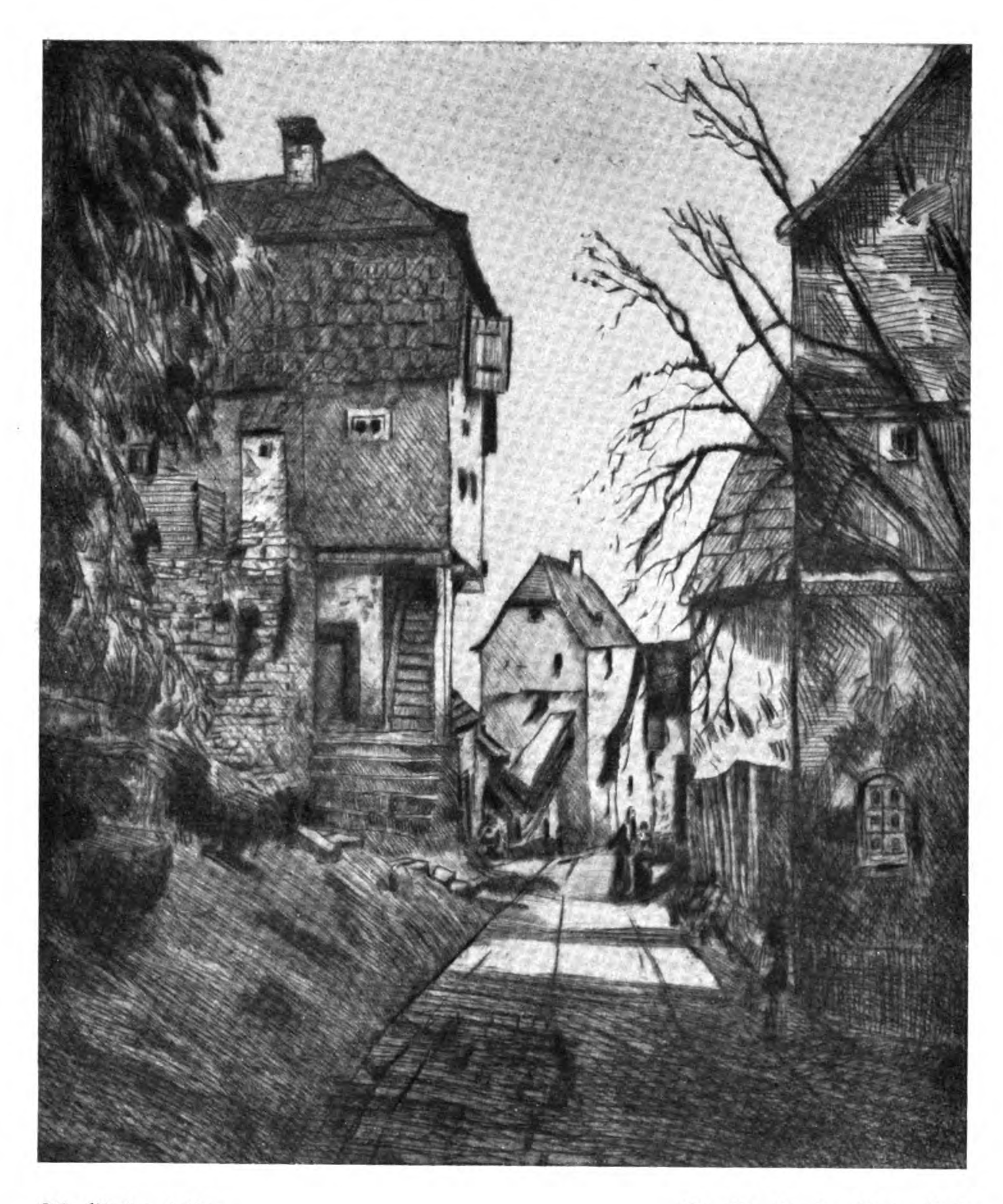
Hörst du Versailles, dann senke das Haupt,
Weil deine Väter Betrügern geglaubt.
Hörst du Versailles, dann segne den Tod:
Besser verfault, als im Ekel verroht!

Sieh, du bist jung, mir zerquält's das Herz:
Glaubst noch an Sonne, freust dich am Scherz,
Hörst nicht den Schrei aus geraubtem Land,
Siehst nicht des Hasses rings schwelenden Brand."

„Vater, halt ein! Denn mein Wort ist ein Schwur:
Deutschland vergeht nicht, es schläft doch nur,
Deutschland ist krank, und es harrt seiner Zeit,
Deutschland trägt einst wieder stolz sein Kleid,
Deutschland muß nachtdunkle Wege gehn,
Deutschland muß sterben, um aufzuerstehn.
Deutschland lebt ewig! – Versailles heißt der Ruf,
Der Deutschlands Knaben zu Männern schuf."

Ernst Kleuker (Flensburg)





W. Bohnefeldt: Dorfstraße im Unterelsaß

Ade, bis übers Jahr!

Eine Erzählung von Paul Quensel

II (Schluß)

Das ist im Leben nicht anders, Dietrich Weidenkaff: der Traum rennt lustig und geschwind auf Wolken dahin; sobald er auf Feldwege und Heerstraßen gestellt wird, hängt sich die schwere Erde an seine Schuh. Märchen soll man nicht leben wollen, und wenn der Wolf der Erkenntnis die Geißlein der Kinderseele erst zwischen den Zähnen gehabt hat, dann tanzen sie nie mehr um den Brunnen. Das Muß macht die Freuden bitter; durch Alltäglichkeit wird Sehnsucht zum Überdruß. Wohl dem, der ohne Zorn und Erschrecken aus dem Kindermorgen hineingeht in den hellen, harten Tag!

So verfärbte sich auch die Hütejungenlust, sobald Dietrich Weidenkaff sie leben mußte. Die sonnigen, wohligen Tage waren so kurz und die kalten, nassen so lang. Die Kühe hatten feste Schuhe, froren nicht an die Zehen im nassen Gras. Sie hatten auch warme Röcke und zitterten nicht, wenn ein Nordost das Weidatal heraufkam. Wie anders bei ihm! Darum zwängte er sich in hohle Weiden und zog die Arme in die Ärmel der verwachsenen, fadenscheinigen Jacke. Aber das Wetter fand ihn doch, schmitzte Regen hinein, Graupeln und Schnee. Wie klebte dann das nasse Hemd auf dem zitternden Leib. Da half kein Herdbau; denn das grüne Holz wollte nicht brennen, und brannte es, so gab's viel bissigen Rauch und wenig Wärme. Selbst die alte gute Blesse zeigte sich anders, als sie Dieter geträumt hatte. Ungehalten über die geheimen Melkversuche, peitschte sie ärgerlich mit dem Schwanz und trat mit dem Hinterbein. Kriegte er die scharfen Zotteln etlichemal über das Gesicht und einen Schmiß aufs Knie, so dachte er grimmig: Das ist mir die Sach net wert. Er trank am Fluß, kaute sein Kleiebrot dazu, rannte im Kreis, um sich zu erwärmen, hängte den nassen Kittel über den rauchenden Herd — wenn auch alles ohne Klagelaute, stumm, mit trotzig zusammengebissenen Zähnen.

Dann kam die Lehrzeit. Wie wurde da weiter Baum um Baum niedergelegt aus dem weiten Traumwald! Als Junge hatte er's wie ein seltenes Glück empfunden, frei eisen zu dürfen. Nun aber, wo er, halbe Tage lang im Tauwasser stehend, mit der Axt Rimmen hauen und die Schollen mit dem Eisbaum sprengen mußte, um das Wehr für die Eisfahrt frei zu machen, wie wurde da die Lust zur Plage! So ging's mit der Arbeit an der Schleuse, am Rad, sogar am Aalfang. In der Sommerszeit war's freilich unterhaltsam, die Schutzbretter zu setzen oder am Mühlgraben hinaufzuschleichen bis zum oberen Schütz. Da standen blaue und gelbe Wasserlilien, und die Weißfische glotzten zwischen den Stengeln herauf. Ein Knechtlein aus Schüptitz gesellte sich wohl hinzu und erzählte, was der Hans von Pöllnitz wieder für tolles Zeug getrieben. Aber die Schützen wollten in jeder Tages- und Jahreszeit und in jedem Wetter besorgt sein. Oft mußte er um Mitternacht hinaus, in Schlagregen oder Schneegestöber. Das einemal glitt er vom vereisten Ufer und stürzte in die Flut; das andremal liefen ihm im fahlen Mondschein die Totenhühnel übern Weg: Gück, gück, gück! Da zog's ihm das Nackenhaar hoch: die gelten dir, Dietrich Weidenkaff! Wirst abklitschen in dem Wasserschacht und vom Rad erdrückt werden. Die Müllerin hat dir deinen Übermut oft genug verwiesen!

Aber auch da jammerte er nicht, sondern biß die Zähne zusammen als ein rechter Kerl. Lieber vom wilden Jäger erdrosselt, als vom Meister verspottet. Nur an den Sonntagnachmittagen, wenn er beim Vater Görg in der Weberstube saß oder mit ihm umherschweifte, schlug mitunter die Bitterkeit wie ein eingepreßtes Feuer hervor. Der Alte redete gut zu, indem er neben den stattlichen Müller den armseligen Weber stellte, dessen Arbeit doch auch getan werden müsse; er tröstete auch mit den schönen Tagen, wo mit erfüllter Lehrzeit der Zwang erlischt, wo die Gesellen aufs Wandern gehen und singen:

Wir Handwerksburschen han die Manier:
Gefällt's uns net, bleiben wir net hier.
Wir lassen die Meister Meister sein
Und reisen in die Welt hinein —
Adjes, Partie!

Dann begannen die beiden großen Kinder, das graue und das blonde, wieder neue Traumwälder an Stelle der abgeholzten zu pflanzen und begossen die Stämme mit Fleiß und Behagen. Allerlei bunte Früchte wuchsen an den Ästen: goldener Rheinwein, Pfälzer Tobak, sächsische Mädel und Würzburger Domherren. Dabei war es spaßig, zu sehen, wie der Alte, der eben noch so nachdenklich gepredigt hatte, sich aufs neue am Leben verankerte, um sein Schifflein mit hundert nichtigen Kästen und Schachteln zu beladen: »Das wird ein Lebenschön, Dieter, wenn wir selbander ausfahren! Wollen sehn, wie sie's am Rhein treiben; auch Aachen steht noch aus und Limburg mit seinem Backsteinkäs und das fette Brabant, woselbst die Milch den Kühen fast das Euter zertreibt. Von da ist's bis an das unendliche Weltmeer nimmer weit. Leute, ihr Leute, wenn ich könnt mal übers unendliche Weltmeer fahren bis ins Engelland! Da sollten sie lauschen, die Mutzkaffern, wenn ich nachert erzählen tät beim Bier!«

Um einen Burschen wie den Dietrich Weidenkaff wurde die Valentinsmühle viel beneidet.



Er trug aber auch seinen Zentnersack treppauf, treppab und keilte ihn nicht in den Trichter, daß die Körner spritzten, sondern hatte ihn allezeit in der Gewalt. Dazu war er anstellig, kannte sich nicht nur in der Mühle aus, sondern auch im Stall, auf dem Feld und im Arbeitsschuppen, ersetzte mithin einen Knappen, einen Knecht und einen Zimmermann. Ein mannbarer Kerl war er geworden, mit hellem Flaum am Backen herunter. Von der Eitelkeit jenes Übergangsalters wurde auch er gepackt. Nicht nur, daß er bei der Herrichtung seiner Frisur außerordentlich viel Wasser verbrauchte; er ging auch immer in gut geschmierten Schuhen und verwendete die kleinen Trinkgelder, die ihm zuflossen, auf Hals- und Sacktücher. Die Dirnen guckten hinter ihm drein. Sogar die Tochter des Meisters hielt ihn ihrer Gunst nicht für unwürdig, was er freilich nicht als überschwenglichen Gewinn betrachten durfte, da sie nicht hübsch war, nicht einmal frisch und gesund, sondern die Füße nachzog, als ginge sie in Kleister.

Als sie wieder einmal durch die Mühle schlich, stieß sie auf Dieter, tat höchlichst überrascht, blieb aber stehen. Er hatte den Läufer des dritten Ganges ausgehoben, die Bille zur Hand genommen und wollte ihn schärfen. Was er da schaffe und wie und warum. Sie zeigte sich furchtbar angeregt, als ob sie dergleichen in ihrem Leben noch nie gesehen habe und sich nichts Schöneres denken könne als das Einhauen einer dreieckigen Kerbe in einen Stein. Er sah sie prüfend an, gewahrte in ihrem blassen Gesicht nichts als die Pickel, worauf ihm der dumme Gedanke durch den Kopf schoß, sie müsse einen Pockennarbigen freien: die beiden Gesichter gäben ein gut Waffeleisen. Darüber mußte er lachen, weshalb sie ungnädig wurde und durch das Wassertürchen hinaus auf den Steg ging.

Nun hing er seinen Träumen nach. Wieder einmal hatte ein Strahl das vergessene Juwel im Grase getroffen; es fing an zu glühen und ließ die glückseligste Zeit aus dem Dunkel erstehen. Dieter wähnte einen alten guten Mann neben sich, der ihm zuerst das Leben einer Mühle mit all den drehenden, ziehenden, rüttelnden Kräften erklärt hatte. Der schaute jetzt aus wasserblauen Augen auf die an dem Läufer vollzogene Arbeit, strich mit der Hand über die Rillen, nickte und sagte: Alles richtig, mein Bursch. Gut geschärft ist halb gemahlen.

Jetzt zog ein hübsches Mägdlein mit Henkelzöpfen ein Wäglein hinter sich her, still und bedachtsam, damit ihm kein Schaden geschehe. Wohinaus, Lore? fragte der alte gute Mann. Und das Kind mit ernsten Augen: Zur Mutter. Doch jener: Mußt warten, bis du groß bist; dann besuchst du sie droben im Himmel, nimmst ihr einen Blumenstrauß mit ausm Garten ... Wie lange ist's her, Dietrich Weidenkaff? Über elf Jahre. Die Lore regiert heut wohl schon selbst in der Auenmühle, hat ein rot Mieder und Zöpfe bis übern Rock. Und groß und stattlich ist sie, klaräugig, nicht grüngelb wie die andre draußen auf dem Steg ...

Aber vielleicht lahm, Dietrich Weidenkaff? Lahm von einer Truhe, die ihr damals auf ihr Füßchen gestürzt ist. Und niemand hat es erfahren, durch welchen herrischen Feigling das Unglück gekommen ist. Niemand!

Wieder ging die Hitzwelle über ihn her wie immer, wenn ihn jener Gedanke ängstigte. Es gab eine Spannung bis in die Augen hinein. Er preßte den Stiel seines Werkzeugs mit beiden Händen, wurde sie aber nicht los. Im selben Augenblick kam die andre schöntuerisch durch das Wassertürchen zurück, um von neuem anzubinden. Er aber beugte sich wütend auf den Stein und blies mit mächtiger Puste allen abgehauenen Sand über sie hin. Nun war er die Spannung los, aber die Verehrerin auch.

Gut, daß er bald danach beim Osterquartal der Zunft vom Obermeister vor offener Lade über allerlei Müllereisachen, wie Kreis- und Felderschärfung, Wehrpfahl und Fachbaum abgefragt und losgesprochen wurde! Darauf hieß es wie im Lied: Frisch auf, Kameraden, habt neuen Mut, tut jetzo das Bündel schnüren!

Görg Kramer hatte lange sehnsüchtig darauf gewartet und im stillen allerlei Vorbereitungen getroffen: die Schuhe bezweckt und gesalbt, den alten Schubkarren ausgebessert, den letzten Dukaten, der ihm aus der Dragoner-Erbschaft noch übrig war, in den Rock genäht, und auch sein alt approbiert Mittel wider die Würm aufs neue in ansehnlicher Menge hergestellt. Allein der große Finger des Schicksals machte ihm einen Strich durch den Wanderpaß, und die unerbittliche Stimme sagte: Dageblieben, Leinweber! Ein alter Kerl, der vor Kopfreißen Tag und Nacht um den Tisch rennt, gehört nicht auf die Landstraße, selbst als Bettler nicht!

Dieter wartete ungeduldig einen Tag um den andern, so wild ihm auch der Wanderdrang in den Füßen rumorte. Schließlich sagte er: »Deine Krankheit will diesmal net nachlassen, Vater Görg, und ich kann net länger brachliegen. Sie weisen mit Fingern auf mich als auf einen Nesthock, der zu schlapp ist zum Walzen. So muß ich vorerst allein hinaus und hol dich übers Jahr.«

Bei solcher Ankündigung brach der Alte in sich zusammen wie ein Kind, dem der Christbaum verbrennt. Die Sonne aber, gerade ironischer Laune, malte sein Schattenbild an die Wand, und das glich einem alten Esel, dem die Ohren, gebildet von den Zipfeln des Kopflappens, recht munter vom Kopfe standen. »Kindesliebe!« seufzte er. »Kindesdank! Kindestreue!«

»Ich hol dich übers Jahr!« versicherte Dieter nochmals in seinem tiefsten Brustton.

»So schwör's bei Gott, dem allmächtigen Schöpfer!«

»Ich schwör's bei Gott, dem allmächtigen Schöpfer.«

So zog Dietrich Weidenkaff mit seinem Felleisen allein hinaus und war im tiefsten Herzen froh darüber. Trieb's ihn doch nicht den Main und Rhein hinunter, sondern nordwärts, gleich einem Zugvogel. Dahin, wo das Harzgebirge in der Ferne aufdämmerte. Da lag irgendwo im Wiesengrund eine Mühle, darin brauchte man einen Gesellen, einen, der imstande war, sie durch Geschick und Kraft reich und angesehen zu machen im ganzen Land — einen, der damit gutmachen wollte, was er einst unrecht getan, der freilich auch in tiefster Seele einen Dankesblick erhoffte aus zwei stillen, schönen dunklen Augen.

Mit mächtigen Schritten zog er dahin, über Berg und Tal, der Hoffnung nach, die ihre Sonnenschleier über alle Wege und Waldsteige schwenkte. Er hatte das Reisbüchlein seines Pflegevaters wohl studiert, trug es doch die Bemerkung auf dem Titelblatt: »Geschrieben meinem Pflegesohn Dietrich Weidenkaff zu Nutz und Frommen, damit er daraus Weisheit lerne, wenn er dermaleinst allein wandern tut.« Doch über die Weisheit, nach der er verlangte, schwiegen sich die wunderlichen Niederschriften aus, und auch in der Erinnerung des alten Mannes waren nur dunkle Spuren des Weges geblieben, den er damals mit dem Kinde gegangen.

Da hieß es nur für Dieter, nachdem er das Harzgebrge in Bläue aufsteigen sah, fleißig suchen die Kreuz und Quer. Allein dabei wurde ihm die Rede seines Pflegevaters immer klarer: »Die Gotteswelt ist weitläufig. Sie hat viel ansehnliche Ortschaften, Kirchen und Plätze.« Und so verschlossen taten die Menschen gegeneinander. Kaum wußten sie, wer zwei Stunden weiter des Weges wohnte. Und gar erst die Mühlen! Die lagen versteckt und zogen die Dächer ein, daß sie nicht über die nächste Hügelwelle hinüberleuchteten, umsteckten sich überdies noch mit dichten Bäumen, und die Wege zu ihnen schlichen sich den Talgrund hinan oder krochen heimlichtuerisch in einer Falte über den Hügel herüber.

Dietrich Weidenkaff trat hier und da in Arbeit, befragte alle Wanderer, Hausierer und Postillione nach der Auenmühle, machte Sonntags weite Gänge, wechselte die Arbeitsstätte nur, um dem Ziele näher zu kommen, und sah es doch immer in der Ferne bleiben wie einen schönen lebendigen Traum.

Dietrich Weidenkaff hatte seinem Pflegevater keinen Meineid geleistet bei Gott, dem allmächtigen Schöpfer; sondern im nächsten Frühjahr kam er zurück und holte ihn, diesmal vom Reißen frei, zum Reisen.

Es war dasselbe Maifest wie vor Jahren, da der ehrsame Leinweber Görg Kramer mit dem Dragonerbüblein zum erstenmal in die Welt gefahren war. Die Vögel lärmten von allen Zweigen; die Sonnenfunken weckten die letzten Langschläfer im Laub; die Frühlingswässerchen schossen die Rinnen herunter. Wieder sang der Krienitz ... eia, einer, der seine Sach gelernt hat, und drüben in der Weißbuche die Zippe. Nur hatte der Alte wenig Zeit zum Hinhorchen; denn der Dieter hielt die strammen Beine so hurtig in Schwung, als könne er nicht rasch genug aus der heimatlichen Pflege wieder hinauskommen. Dabei schnellte er den abgetakelten Schubkarren wie ein Spielzeug vor sich her, durch helle Rufe den Wandertakt beschwingend: »Um Mittag müssen wir in den blauen Wäldern sein, dahinten! Immer munter, Vater Görg — hollaho!« Worauf der Alte atemlos: »Da machen wir Feuer und kochen einen Fisch!«

Allein kurze Zeit danach ging's nicht weiter. »Du magst ein exquisiter Mühlknappe sein,« schnappte er, »aber des Martini Zeilleri besinnliches Reisen hast du noch net gelernt. Was soll all das Eifern und Rennen? Es kommt noch jeder an seinen Ort. Auch hast du allen Grund und Ursach, dich ein wenig in meine Art zu schicken, maßen ich doch sonst um deinetwillen erschrecklichen Aufenthalt gehabt, wenn hier ein Heupferd saß und dort eine Amse. Hatt ich dich endlich wieder unterm Verdeck — Sackerment, du warst ein strammer Balg und wogst dein Teil. In den alten Steinhohlen war's immer besonders schlimm, woselbst ich mich oft hab stemmen müssen wie ein Vieh.«

»So wär's mithin recht und billig, wenn ich heimzahlte!« rief Dieter übermütig. »Also drauf auf den Karren!«

Der Weißkopf tat beleidigt, suchte doppelt auszuschreiten. Nachdem er aber noch ein Stündchen gebeinelt war, konnte er wirklich nicht mehr, und er setzte sich, natürlich nur des Spaßes wegen, doch einmal auf. Es gab ein drolliges Bild: der ausgediente Karren und der klapprige Mann, der nicht recht wußte, wie er die Beine türkenmäßig unterschlagen solle. Als die seltsame Fuhre an einem Heuschuppen vorüberkam, rief ein Knecht belustigt aus der Tür: »He du — wo willsta hin mit dem alten Mann?«

»Zu seiner Tochter in Kurpfalz!« gab Dieter schlagfertig zurück.

Darauf jener: »Kunntr den alten Sterl net aufm Wagen hinführen?«

Und der andre: »Geht net. Unser Pferd wird übermorgen mündig und muß aufs Amt.«

Hierauf kamen Bauern den Weg her. Auch die schüttelten die Köpfe zwischen Spott und Mitleid und fragten, was dem alten Mann fehle.



»Die Gelenkschmiere!« ulkte Dieter. »Und ein paar tausend Taler obendrein. Gut also, daß Ihr kommt.«

Görg Kramer verwies ihm den Übermut. Man solle keine Kreatur gegen sich aufsässig machen, lehrte er, selbst keinen Bauern nicht. Gerade bei ihnen, in Gehöften und Schenken, suchte er ja gutgläubige Abnehmer für sein alt approbiert Mittel wider die Würm.

Die Dummen pflegten die Päcklein zu beglotzen und zwischen den Fingern zu drehen. Die Erfahrenen rochen daran, meinten, es sei Wurmsamen, nichts weiter, brachten aber damit den Leinweber in Harnisch. »Wirklich nichts weiter?« sprudelte er. »So wär ich ein rechter Quacksalber und Leutebetrüger, ja mehr: ein schändlicher Malefikant; denn Semen linae macht wohl den Würm den Garaus, läßt sie aber im Gedärm und wirkt durch ihre Fäulnis den Tod.«

»Was ist's dann sonst?« fragten sie kleinlauter.

»Ihr seid mir die Rechten!« spottete und schmeichelte er in einem Ton. »Ihr wollt für zwei Groschen net nur euer Päcklein, sondern gleich das ganze Geheimnis, daran der Doktor Johann Ernst Hebenstreit, der medizinischen Fakultät in Leipzig Decan, sechzig Jahre spekuliert und laboriert.«

»Und der hätt's Euch vermacht?« mißtraute einer, indem er den armseligen Mann von Kopf zu Füßen betrachtete.

»Jawohl, mir!« fuhr er nun giftig heraus. »Mir, weil ich ihn damals vom Otternbiß geheilt.« Er riß ihnen die Päcklein aus der Hand und machte Miene, sie wieder in den Kasten einzureihen, worauf denn endlich etliche den Beutel zogen und zahlten, wenn auch nicht, ohne vorher ihr Tütchen geöffnet und den Inhalt beleckt zu haben.

Während der Alte solcherart der armen, geplagten Menschheit wider die Würm beistand, sagte Dieter in den Mühlen seinen Handwerksgruß und erhielt den Reisepfennig. Allein nicht lange sollte er sich der Freiheit ungestört erfreuen; bald bot man ihm Arbeit und wollte ihn als Gesellen einstellen. Das war ein böser, konträrer Wind, konnte aber die Wanderfahrt nicht aufhalten; sondern was Dieter in Scherz und Übermut angedreht hatte, spann er nun in heuchlerischem Ernste weiter: er müsse zuvor einen alten gichtbrüchigen Mann, den er bei sich habe, um Gotteslohn zu seiner Tochter in Kurpfalz schaffen. Darauf konnte der Meister freilich nur enttäuscht brummen; die Tochter dagegen steckte dem hübschen Gesellen aus lauter christlicher Barmherzigkeit heimlich ein Stück Brot und Wurst zu, als Wegzehrung für den alten Mann.

Damit hatte der Teufel der Narreteiungen ein spaßiges Widerspiel geschaffen. Die wandernde Waisenversorgungs-Anstalt war zu einem wandernden Altmänner-Heim geworden. Der ehemalige Geschäftsführer hatte sich zum Pflegling, und der ehemalige Pflegling zum Geschäftsführer umgebildet, das Zugtier zum Reisenden, und der Reisende zum Zugtier — und somit gingen Görg Kramers vielseitige Tätigkeiten an Dietrich Weidenkaff über, der nunmehr zwitschern, fischen, die Straßenbereiter und Förster täuschen, den Torschreibern ums Maul gehen, billiges Nachtquartier erschwindeln und Vortrag halten mußte über das mühselige und unglückliche Leben des alten Jammermannes auf dem Schubkarren. Dem blieb, von seinem Wurmsamvertrieb abgesehen, nichts weiter zu tun, als eilig auf den Karren zu kriechen, sobald eine Reisekutsche oder ein Flecken nahte, und wie ein harmlos Irrer mit den Lippen zu wackeln und vor sich hin zu pröpeln, wenn sein Pflegesohn dem Dornenkranz des Leinweberdaseins eine neue Passionsblume einfügte. Denn wie der Alte einst an der Lebensbeschreibung des Dragonerjungen zum Dichter geworden war, so versuchte nunmehr Dieter mit dem Schicksal seines Pflegevaters Tränen und Liebesgaben herauszupressen.

So zogen die beiden unterschiedlichen Wanderer, begünstigt von leidlichem Wetter, das sonnige Maintal hinunter. Manche schöne Erinnerung dämmerte herauf; dennoch deuchte es dem Alten, es müsse eine seltsame Umbildung in die Dinge und Menschen gekommen sein. Rief Dieter frohgelaunt: »Heut sind die Wälder wieder mal blau, da drüben!« so legte er die Hand über die zusammengekniffenen wässerigen Augen, zwinkerte in die Ferne und sagte müde: »Recht blau!« dachte aber griesgrämig: Wie der die grauen Wolken für blaue Wälder anspricht! Oft nickte er tagsüber am Wirtstisch ein und hatte dann gleichwohl nachts wenig Schlaf. Die Streu war aber auch gar so karg. »Es ist ein Jammer,« klagte er, »ein Jammer mit den Herbergen von heutzutag; die nehmen auf einen alten Mann kein bissel Rücksicht, sondern tun eine Hampfel Stroh hinschmeißen, wo man doch dürr ist wie ein Geißbock und da ein Knochen hinausspießt und da ein Knorpel.« Machte er morgens dem Wirt Vorwürfe, so gab es patzige Gegenrede: er wolle wohl für seinen Zweier Schlafgeld ein Daunenbett mit fünf Kopfkissen? Alte Leute sollten nicht auf der Straße liegen, sondern im Spittel unterkriechen, in dem Ort, wo sie zuständig. Solche Redensarten beleidigten den Leinweber; er klagte dem Pflegesohn sein Leid, damit der den Wirt auspoche. Doch Dieter schäkerte mit der Magd und ließ ihn ruhig an seinem Grimm kauen.

Und so ging's weiter, Enttäuschung über Enttäuschung. Wie hatte er einst mit dem alten



Häcker kommersiert und lustige Reden geführt! Wie lind und söffig war die liebe Gottesgabe eingegangen, recht als ein Elixier zu einem langen Leben in dauernder Fröhlichkeit. Und heute? Die Alten, gemütlich und freigebig, lagen unter der Erde, und das neumodische Geschmeiß war vielgeschäftig, gleichgültig, geizig und abweisend. Der Hamburger Geist schien sich auch am Main und Rhein ausgesamt zu haben. Sie hatten weder Zeit für nützliche Lehren noch für medizinische Gutachten, kelterten sauren Wein, buken geringeres Brot, machten die Schnapsgläsel immer kleiner und ließen ihn grob an, wenn er mit seinen schmutzigen Schuhen in der Wirtsstube herumtrappte.

Sogar die fromme und schöne Stadt Köln war so ganz anders geworden. Ruppig und ungastlich kam sie ihm vor, als ob er überall im Wege sei. Er hatte sich einen guten Absatz seines Wurmmittels versprochen; doch die Leute beguckten seinen schäbigen Anzug, und wenn sie vollends das bräunliche Schnupftröpflein an seiner Nase zwischen Anhänglichkeit und Abtrünnigkeit schwanken sahen, so brachen sie den Handel ab und gingen davon. Oft saß er abends allein; denn Dieter drückte sich, um mit andern Handwerksgesellen umherzuschweifen. War das Glück hold, dann fand sich für den Leinweber ein Krauter ähnlichen Kalibers; meist jedoch kam er an Leute von jüngerem Schlag, die, stärkeren Tabak gewöhnt, seine übergärigen Schnurren und Schneller aus Großmutters Handkorb fad und würzelos fanden. Darum lächelten sie mehr mitleidig-überlegen als ergötzt, dachten auch nicht daran, ihm zur Belohnung die kleine Zeche zu bezahlen. Das verbitterte ihn immer mehr; er machte Dieter Vorwürfe, in denen er von Undankbarkeit und Rücksichtslosigkeit redete. Der aber sagte ihm die Meinung frei heraus: »Der Wein ist, wie er uns schmeckt, Vater Görg, und die Welt, wie man sie anguckt. Vor Jahren ist sie dir gut und lustig gewest. Warum heut net mehr? Gefällt sie doch mir gar wohl! Mach also keine Umständ, guck sie lustig an, so wird sie dir wieder gefallen.«

Da ging dem Görg Kramer nach und nach eine wehmütige Erkenntnis auf. Er mußte an den Prediger Salomo denken: Ein jegliches Ding hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde. Geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen ... hat seine Zeit. Und die verhaltene Wehmut des alten Volksliedes gesellte sich zu der Erkenntnis: Ich wollt, daß ich daheime wär!

Er sagte Dieter nichts von dem, was ihn bewegte; im Gegenteil, er tat immer rüstig, wanderhungrig und wissensdurstig, strafte sich aber auf Schritt und Tritt selber Lügen. Als Dieter den Dom staunend durchwandelte, hockte er hinter einem Beichtstuhl und nickte. Und als jener sagte: »Wir müssen weiter, Vater Görg! Haben noch viel vor. Aachen steht noch aus und Limburg mit seinem Backsteinkäs und das fette Brabant, wo die Milch den Kühen fast das Euter zertreibt. Von da ist's bis ans Meer nimmer weit« — da fiel ihm der Alte nachdenklich ins Wort: »Denk an des Herrn Martini Zeilleri Dekretionen! Es möcht für dies Jahr leicht zuviel sein. Ein paar Monate im eignen Bett macht wieder frisch und rüstig, woselbst ich's überhaupt für kommoder ästimier. Die Kost, Tisch und Stuhl, Weg und Steg — man ist alles mehr gewöhnt. Was für Not hat's allein mit dem Balbieren! Die Kerle kratzen einem wie mit der Holzraspel ums Maul, daß es knirschelt; wohingegen daheim, mein alter Klappenbach, der schabt so sänftiglich als ein guter Christ.«

Das Endergebnis war das offene Verlangen zur Umkehr. In Thüringen sollte Dieter in Arbeit gehen, während der Alte den kleinen Wegrest allein zu bewältigen dachte. Jener war's zufrieden, lockte seinen Pflegevater aber in weitem Bogen über Soest und Paderborn, führte ihn bei Corvey über den Weserstrom und lenkte dann, den Harz zur Linken, nach Thüringen hinein. Es war ein seltsamer Flugzwang in ihm wie im Vogel, der nach seinem Baume strebt. Das vergessene Juwel glühte wieder in alter Pracht und Verheißung durch die Halme; dazu wollte ihm das Lied nicht aus dem Sinn:

Würdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest da, wo man die Sonne nicht kennt,
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eisen und Kerker und feindliches Heer.

Eines Tags versteckten die beiden den Karren im Gebüsch und begannen, ein Flüßchen hinunter zu fischen. Der ganze Grund war mit Obstbäumen reich bepflanzt; ein überlegsamer Geist hatte ein kluges Netzwerk von Gräben gezogen, wodurch sie bewässert werden konnten. Der Erfolg entsprach der Mühe; denn die Ruten bogen sich unter der Last der Äpfelrispen zur Erde. Auch an den Abhängen zeigte sich derselbe tüchtige, unternehmende Geist. Da waren ehemalige Triftflächen unter den Pflug genommen worden und hatten einen achtbaren Ertrag an Hafer.

Die beiden Fischer waren in ihr Geschäft vertieft und hatten wenig acht auf diese Dinge. Dieter, fast nackt wie ein Nickelmann, holte die Forellen unter den Erlenstöcken hervor und warf sie ans Ufer. Dort schnellten sie wie silberne Sprenkel aus dem Rasen; der Alte mußte immer zwei-, dreimal grapsen, ehe er sie fassen und in den Lederranzen stecken konnte. In ihrem Eifer merkten sie nicht, daß eine hübsche

neue Mühle nicht gar weit von ihnen auftauchte. Bei ihrem Anblick machten sie schleunigst kehrt, holten die Kleider und den Karren und fuhren nun recht ehrbar den Wiesenweg hinab. Im Hoftor stand ein junges, stattliches Weibsbild, das sie ruhigen Auges zu erwarten schien. Dieter näherte sich mit gezogener Kappe und sagte, da er sie für die Meisterin hielt, seinen Handwerksspruch: »Mit Gunst und Erlaubnis. Einen freundlichen Gruß vom ehrbaren Müllermeister Christof Walter, bei welchem ich drei Jahre das ehrsame Müllerhandwerk erlernet, von der Frau Meisterin und Jungfer Tochter und dem ganzen ehrsamen Müllerhandwerk im reußischen Oberland ...« und so weiter, eine endlose Formel.

Währenddem hatte die Angeredete ihre Blicke vom Sprecher nach dem Alten auf dem Schubkarren und zurück zum Sprecher fliegen lassen. Ein Erkennen schien über ihr Gesicht zu laufen und zog ihr die Brauen zusammen. »Um Arbeit bittet Ihr? Wirklich um Arbeit?« fragte sie, einen tiefen Unmut zurückstauend. Dann brach er offen hindurch, bestimmt und scharf: »Das ist eine Lüge, Dietrich Weidenkaff!«

Er starrte sie mit aufgerissenen Augen an wie eine übernatürliche Erscheinung. »Die Lore!« stieß er erschrocken hervor und blickte unwillkürlich nach ihrem linken Fuß. Nun rappelte sich auch der Leinweber auf. Er steckte sein Wurmmittel wieder ein und wollte eine beglückte Miene aufsetzen, erreichte damit jedoch nur den Ausdruck eines alten sorgenvollen Affen. »Die Lore!« grinste auch er. »Wie lange ist's her, Lore? Das waren andre Zeiten damals —«

»Wieso andre Zeiten?« fiel sie überlegen ein. »Damals hat der Alte auf den Jungen gebettelt, und heute bettelt der Junge auf den Alten. Der Bettelbrief ist umdatiert, und die Namen sind umgestellt. Das ist der ganze Unterschied.«

Ihr Ton war streng und zeigte weder Entgegenkommen noch Verbindlichkeit; so kam es recht kleinlaut heraus, was Dieter zur Verantwortung vorbrachte: »Sie drängen einem ihre Geschenke auf. Sie können ohne arme Leute net auskommen, um zu erweisen, daß sie die christlichen Hauptstücke respektieren. Um des Christentums willen wird einer zum Bettler gemacht.«

»Wohl auch zum Dieb?« rief sie sarkastisch. »Wozu doch das Christentum alles herhalten muß!«

Er versuchte, der Frage mit Unverfrorenheit zu begegnen. »Wir sind ehrliche Menschen!« sagte er im tiefsten Brustton, und der Alte echote gläubig überzeugt: »Ehrliche Menschen!«

Doch sie, ihrer Sache gewiß: »Machen wir die Probe! Gebt euren Ranzen her. Sind keine Fische drin, so will ich's unterschreiben ... Worauf wartet ihr noch? Her mit dem Ranzen!«

Sie sperrten die Mäuler auf wie Schwerhörige. Dann begann der Junge seine vertretenen Schuhe zu betrachten, und der Alte bewegte die Lippen, als ob er katholisch bete. Lore wendete sich wie von einer verächtlichen Sache, schnappte das Täschlein auf, das ihr an einem blanken Gurt auf die Hüfte hing, und legte ein paar kleine Münzen auf den Steintisch. »Da!« sagte sie, nahm ihr Nähzeug und ging hinweg, stolz und frank, nicht hinkend, sondern auf zwei gesunden, zierlichen Füßen.

Aus dieser Gewißheit empfing Dietrich Weidenkaff neue Zuversicht und folgte ihr einige Schritte. »Ich will kein Almosen, ich will Arbeit!« rief er.

Da wendete sie sich gemessen und blitzte ihn durchdringend an. »Eine neue Unredlichkeit? Um das Viatikum zu erschnappen, gebt Ihr vor, ein Müller zu sein?«

Was er auf diesen argen Verdacht entgegnete, kam stockend heraus und seltsam weichmütig: »Ich hab die Müllerei von Grund auf erlernt ... ich mußte sie lernen: das Erinnern, Jungfer Müllerin ... das Erinnern an die Auenmühle, an die Zeit, da ich ein Mensch wurde ... das Erinnern an Euch, an den alten guten Mann, der mir alles gewiesen hat ... das Erinnern ist mit mir gegangen, durch alle die langen Jahre, und hat mich net wieder losgelassen, das Erinnern.«

Abgewendet, in der Tür stehend, hatte sie ihn angehört; nun drehte sie sich nochmals nach ihm herum. Auch aus ihren Augen schimmerte es wie ein mildes Besinnen auf vergangene Zeit. Es entstand eine Stille, ehe sie sagte: »Ich werd's mit dem Vetter besprechen.«

Als sie hinein war, setzten sich die beiden ungleichen Wandergesellen auf die Steinbank unter der Linde und fingen an, das Gehöft zu betrachten. Nur die große Scheune hatte sich mit ihrem Schindeldach behauptet. Sonst war alles neu geworden: freundlicher, übersichtlicher, nicht geizig ausgeklügelt, doch auch nicht unüberlegt verwinkelt. Den Bach hatte man, soweit er den Hof durchschnitt, mit mächtigen Steinplatten überdeckt, das erhöhte Vorgärtchen voll lustiger Bauernblumen mit gefugten Futtermauern und einem blauen Staket geschützt. Das Wohnhaus zeigte ein munteres Spiel von braunem Holzwerk, hellem Putz und grünen Läden. Neben der Haustür sah man auf einem gemeißelten Stein das Müllerwappen, die Jahreszahl 1765 und darunter den Spruch:

Zum Sorgen und zum Lieben
Solln fest zusammenstehn,
Die ein und aus dem Hause
Durch diese Pforte gehn.

Ein großes Volk Hühner gackelte um den Düngerhaufen; die Tauben gurrten auf Simsen und Dächern; die Mühle pochte; im Stalle

brüllte ein Rind; von ferne hörte man, daß Pferde angetrieben wurden, wahrscheinlich um das letzte Getreide einzubringen, wie verzettelte Ähren am Tore anzeigten. So hatte man den Eindruck aufbauender Regsamkeit in der Stille, vollen schaffenden Lebens in der Abgeschiedenheit. Auch die beiden Bummler konnten sich ihm nicht entziehen; deshalb sagte Dieter beklommen: »Die Auenmühle ist gut vorwärtsgekommen.« Doch der Alte, zur eignen Entschuldigung: »Wir haben uns vielerlei nützliche Kenntnisse und Fertigkeiten erworben. Wär das etwa nichts?«

Jetzt kam eine dralle Magd mit einer Schüssel. »Die Fische will ich!« sagte sie. Da mußten die beiden den Ranzen aufschnallen, und Dietrich Weidenkaff war heiß durchglüht, daß ihm die Schande nicht erspart blieb. »Man ist wohl karg in der Mühle?« fragte er, und seine Stimme bebte.

»Es sieht jeder auf das Seine!« lachte die Dirne schnippisch. »Ihr etwa nicht?«

Dann humpelte ein verschrumpftes Männlein am Stock aus der Tür: der Vetter. Er legt den Kopf noch mehr auf die Seite als früher, dachte der Leinweber. Und das Köpfel ist schier noch kleiner geworden.

Das Männlein kam ganz dicht an ihn heran und sagte: »Je, o je! Er ist alt geworden, sehr alt! Es wird nimmer gehn mit dem Arbeiten, wenn Er's auch wollen tät.«

Das reizte Görg Kramer. Er dünkte sich ein Jüngling gegen den alten Müller, ruckte sich kümmerlich im Kreuz auf und erwiderte: »Ich bin noch gut bei Kräften. Gibt's etwa in der Auenmühle wieder Garn zu weben?«

»Ich glaub's schon!« nickte kindisch der andre. »In der Auenmühle hat's Korn und Wolle und Garn und Obst. Gelt, Lore? Drum denk ich, wir nehmen sie noch einmal an, die Landstörzer.«

So zogen sie wieder in die Mühle, demütig und geduckt. In dem ihnen zugewiesenen Kämmerchen war nichts weiter zu sehen als zwei Bettladen mit Strohsäcken und Decken, ein Schemel mit einem Waschnapf und etliche rostige Nägel in der Wand. Da standen sie wortlos, und Dieter schaute an seinem Pflegevater finster vorbei wie an einem lästigen, unsauberen Zeugen. Aber dann änderte die Scham ihr Ziel, erkannte er doch in dem schäbigen Landstreicher nur sein eignes gealtertes Abbild. Das blanke, geordnete Hauswesen war wie ein Spiegel; darin sah sich Dietrich Weidenkaff nunmehr doppelt verwahrlost: die Hose mit den Zadelfähnchen, der Rock mit den Fleckenstraßen, das Schuhwerk mit der offenen Schnauze. Und ein Geruch von Herberge kam aus den Lumpen, daß er vor sich selber hätte weichen mögen.

War das das Wiedersehen gewesen, das von Kindheit an in seinen stillsten und besten Stunden als ein wundersames Ereignis vor ihm gestanden hatte? Mit dem unsagbaren Klange einer Christbescherung oder eines schönen, sonnigen Ostertags? Die Hitzwelle stob über ihn hin, heftiger als je zuvor. Seine Hände zerrten an den übriggebliebenen Westenknöpfen; seine Augen schossen zornig an den getünchten Wänden umher. Am Rock des Pflegevaters blieben sie hängen, in dessen Zipfel er den allerletzten Dukaten aus der Dragonererbschaft eingenäht wußte. Er schlich sich hinzu und löste verstohlen die Naht.

»Was machst denn, Dieter?« fragte der Alte, der sich müde auf das Bett geworfen hatte, im Halbschlaf.

»Ne Laus will ich metzgen, oder brauchst du sie zur Zucht?« war die gereizte Antwort. Dann rannte er mit dem Geld wie ein Dieb dem nächsten Städtchen zu.

Dietrich Weidenkaff wurde von dem Schneider fast weidmännisch herausstaffiert. Seine schrundigen Hände glätteten sich, das grannige Haar besänftigte sich, und der feine Mehlstaub gab den Backen einen Pfirsichduft. Dabei hatte er eine Art zu schreiten, ganz anders als die Bauern: nicht vornübergebeugt, die Beine nachziehend, sondern gereckt und frei. Die Dirnen der Umgegend liefen dem hübschen Kerl zu Gefallen. Die Magd aus der Auenmühle sah es nicht gern, sondern suchte die Rivalinnen auszustechen und sprühte ihre vollblütige Liebe über ihn hin, wo es nur immer die Gelegenheit ergab.

War er im Hof beschäftigt, so gackerte sie um ihn herum, den Kopf wie eine fürsorgliche Glucke auf die Seite gelegt und die Augen verzückt nach oben gedreht, dem Posaunenengel gleich am Altar der Dorfkirche. Begegnete sie ihm aber in einer Enge, etwa auf der Treppe oder auf dem dämmrigen Oberflur, dann rauschte sie wie ein Feuerschiff auf ihn zu und rammte ihn liebreich aufmunternd in der Weiche. Doch der Mühlknappe war ein bereiftes Holz, entzündete sich nicht an der nahegehaltenen Glut, blieb stumm und kalt, zumal wenn er die Müllerin in der Nähe vermutete.

Da schien ihr der Gedanke zu kommen, daß sie das Feuer seiner Liebe durch Opfergaben hervorlocken könne, weshalb sie etliche gute Dinge gewann, woran sich der Burschen Herz zu freuen pflegt. Doch als sie die erste Spende verstohlen unter seinem Kopfkissen niederlegen wollte, ging sie dabei so schwertrittig und selbstfroh zu Werke, daß sie der Leinweber mit den gewitzten Spatzenaugen belauerte und das Päcklein Tobak, das sie mit ihren mageren Spargroschen bezahlt hatte, für sich selbst erbeutete. Das Rauchzeug war nicht zum besten, sondern füllte das Haus mit einem Rüchlein, das zwi-



schen Moorbrand und versengten Socken stand; doch der Alte war nicht verwöhnt, liebte auch an und für sich alle scharfen Sachen.

Von nun an lag er wie ein Vogelsteller auf der Lauer und untersuchte des Tags wohl viermal, ob die verliebte, vollblütige Henne nicht wieder ein Eilein gelegt habe. So erwischte er in einigen Abständen nacheinander eine Knackwurst, ein Stück Kuchen, ein Paar Pulswärmer und einiges Kleingeld, das ihm bei seiner mageren Einnahme außerordentlich zustatten kam. Nur eine eingewickelte saure Gurke ließ er großmütig liegen, da er solche Frucht nicht vertragen konnte.

Als Dankesquittung und zu freundlicher Aufmunterung schrieb der Leinweber in seiner kunstreichsten Sch örkelschrift mancherlei Lobsprüche in Vers und Prosa und legte sie in der Magd Kammer. Und schon bewegte er die Hoffnung in seinem Herzen, der Allgütige werde ihm in seinem Pflegesohn zum andernmal eine ergiebige Milchkuh bescheren, da wurde dem schönen Traum ein unvermutetes Ende bereitet. Denn als Dietrich Weidenkaff eines Abends in der Gesindestube im Kalender las und die Magd ihm liebend über die Achsel äugte, da fuhr er gereizt herum: er könne Knoblauchsgeruch nun einmal net leiden.

Das war ein Faustschlag für ihre Opfergaben. Zuerst blieb ihr die Wut im Halse stecken, dann aber rasselte sie wie ein Schloßenwetter über ihn hin. Einen Klingler, Schnorrer, Klinkenputzer, Gatterklopfer nannte sie ihn, einen Pfründenschlauch und Liebesritter, der sich schmieren läßt und despektierlich wird, wenn er sich sattgefuttert. Die Müllerin, die dazukam, gebot der Schäumenden Ruhe, und Dietrich nannte sie eine Tollhäuslerin. Da tauchte sie mit der Hand in das wogende Mieder, holte eine Anzahl vergriffener Zettel heraus und hielt sie ihm unter die Nase.

»Der war für den Rauchtobak!« rief sie; darauf stand: Tabak wird von gar manchem Leib-Medico gerühmt, weil er denen, so feuchter Complexion sind, sehr dienlich und bekömmlich. Gratias!

»Der war für die Knackwurst!« Darauf stand:
Knackwurst deucht den Burschen gut,
Gibt zur Liebe Kraft und Mut.

»Hab nichts davon gemerkt!« fügte sie höhnisch hinzu, und indem sie ihm andre Zettel vorhielt: »Der war für die Pulswärmer! Der für das Geld! Der für die Gurke —«

Die Gurke — da schoß es ihm aufhellend durch den Geist. Deshalb senkte er den Kopf über seinen Kalender, schamvoll errötend über den alten Mann, der sich seines selbstlosen Pflegeramtes zu rühmen pflegte, während er sein Mündel rupfte und täuschte. Und eine bittere Erkenntnis schlug ihm aus den sich verwirrenden Zeilen des Kalenders entgegen: Vater und Mutter sollen wir ehren! Sie müßten nur auch danach sein!

Das Liebesfieber der Magd schlug nun in offenen Haß um. Sie kürzte Dietrich Weidenkaff und dem Leinweber am Frühstück, versalzte die Suppen und legte dem unwürdigen Geliebten zum Zeichen ihrer grenzenlosen Verachtung eine tote Maus ins Bett. Auch ward sie eines Tags von ähnlichem Zorn übermannt wie der redliche König Saul, als er den kunstreichen David die Harfe besonders gefühlvoll schlagen hörte. Nur schoß sie nicht mit dem Spieß, sondern mit einem schweren Stallbesen. Er wich ihm, wie ehemals den Wurfgeschossen der alten Muhme, mit elegantem Fechtsprung aus, mußte jedoch einen neuen Sprühregen von Titulaturen über sich ergehen lassen, worauf die ganze peinliche Abrechnung mit den Worten zum Abschluß kam: »Meinen Tobak zu schmauchen, meine Pfannkuchen zu fressen, mein Spargeld zu versimsen, dazu sind sie nicht zu stolz, die Musjöh Lumpenpariser. Aber mit einem honetten Weibsen honett zu scharmieren, das ist unter ihrer Fürnehmheit!«

Hinfort rückte Dietrich Weidenkaff noch stolzer von dem übrigen Gesinde ab und lebte sich immer tiefer in eine sonderliche Rolle ein. Einen wundertätigen Hauskobold gedachte er zu spielen und dem ganzen Anwesen nach dem Muster hübscher Märchen zu ungeahntem Segen zu verhelfen. Aber nicht durch stilles, bescheidenes Walten sollte sich das Wunder vollziehen, sondern durch großtuerische Arbeitswut. Knecht und Magd suchte er an Kraft und Regsamkeit zu übertrumpfen; er drängte sich in Dinge, die ihn nichts angingen, und kam mit großspurigen Vorschlägen für allerlei goldig glänzende Neuordnungen. Damit wollte er Lore zu Bewunderung und Dankbarkeit zwingen, nicht bedenkend, daß sie bereits einen echten und wahrhaft segenspendenden Hauskobold im Solde hatte: ihren überlegsamen, tatkräftigen Geist. Frische Spannkraft im jugendlichen Körper, ging sie in sicherem Gleichmut ihren Geschäften nach, war zeitig auf und löschte als letzte ihr Licht, wenn sie alles Nötige in ihrem Buche vermerkt und verrechnet hatte. Die nachdenklichen Aber, die sie Dietrich Weidenkaff entgegensetzte, machten diesen nicht besonnen, sondern reizten ihn zu neuer Verstiegenheit, so daß er zuletzt von Knecht und Magd als ein vollendeter Narr ausgeschrien und von der Müllerin eher bedauert als bewundert wurde. Was sie an Obstplantagen und neuen Feldern geschaffen hatte, hätte ihm zeigen sollen, wie man nur durch ruhig schreitende Tatkraft zum Ziele kommt, nicht durch komödiantische Überspanntheit, die elf Kegel schieben möchte und sich zuletzt selbst überschlägt.

Da es ihm durchaus nicht gelingen wollte,





St. Augustinus. Bildwerk des Isenheimer Altars
Nach einer Aufnahme von Dr. S. Hausmann

bei Lore Anerkennung und Hingebung zu ernten, so redete er sich in schmollende Verbitterung, als ob die Müllerin vor lauter ausbündischem Hochmut über seine Verdienste hinwegsehe und ihn als einträglichen Knecht wohl gelten lasse, doch seine Leistungen nicht sehen wolle, um nicht danken zu müssen.

So nahte die Zeit, da Görg Kramer mit seiner Weberarbeit, so sehr er sie auch gestreckt hatte, zu Ende kam und an den Abschied denken mußte. Am letzten Abend hockten sie im Müllerstübchen beisammen, und keiner sagte ein Wort. Der Alte zumal hatte trübe Gedanken: Der Herbstwind singt um die Mühle und jagt Nebelschwaden den Grund herunter. Eine schlechte Zeit zum Wandern! Der Dachs hat den Bau wohl bereitet, das Hörnchen dichtet das Nest; der Siebenschläfer liegt in tiefer Ruhe — und er, der Leinweber? Es würgte ihn einigemal hörbar an der Kehle; dann brach es halb weinend hervor: »Alsdann nun heißt's: Wieder hinaus auf die Feldwege, du armseliger Hund! Im wohlbestellten Haus ist für dich kein Platz mehr!«

Dieter, durch seinen Mißerfolg wehleidig und grimmig gemacht, verstärkte die trübselige Litanei über die Hartherzigkeit der Wohlbestallten, die ihr Christentum in der Bibel verschlossen halten und ihre Liebe im Geldkasten, wie an dieser überheblichen Müllerin deutlich zu sehen. Kein Vorschlag ist gut, keine Verbesserung wird anerkannt. Hinter ihrer Freundlichkeit steckt Habsucht und hinter ihrer Ruhe Berechnung.

Dann saß er wieder wortlos und grübelte. Was er wohl durch sein ferneres Bleiben gewinnen werde? Nichts, nichts! schrie es als Antwort.

Und was er wohl verlieren könne, wenn er auf und davon gehe? Nichts, nichts! schrie es zum andern.

»Abgemacht!« rief er laut und schlug mit der Faust aufs Knie, als wolle er's aufsprengen wie eine Nuß. Und indem er den Alten mit heißen Augen anstarrte: »Nun will ich dir Bescheid geben, Vater Görg, und so soll's werden: Du mußt wieder hinaus aus der Auenmühle, und ich will wieder hinaus. Also gehen wir zusammen.«

Als der Leinweber in der Frühe des andern Tages bis zur Femlinde gekommen war, hielt er der Verabredung gemäß und setzte sich auf den klapprigen Schubkarren, seinen Pflegesohn zu erwarten. Er wendete das Auge auf das geborgene Anwesen im Grund. Rauchsäulen stiegen schnurgerade über die hohen Dächer, die stärkste aus der Küche, wo man wahrscheinlich schon wieder fürs Mittagbrot dämpfte und röstete, die schwächere aus der Wohnstube, wo es sich der alte Freund wohlsein ließ beim Pfeifchenschmauchen, Eindämmern und Hinblinzeln über den geschäftigen Hof. Er war behütet vor Frost, Hunger und Einsamkeit, war mit der Jugend geeinigt zu einer guten Gemeinschaft, in der jeder Teil erhielt, was ihm frommte: der eine die werktätige Arbeit, der andre das Ausruhen, und beide gemeinsam die ehrliche Beratung. Nur ihm, dem alten abgearbeiteten Weber, wurde sein Teil vorenthalten; er mußte wieder hinaus auf die Straße, in armselige Verlassenheit.

Ein Morgenwind erhob sich, nestelte die letzten herbstgoldigen Blätter von der Linde und wisperte: Merkst du, wie das kam? Wohl dem, der das Verweilen beizeiten lernt, ein Nest baut für den Winter und einen Genossen findet als Beistand in den endlosen Nächten, wo der Wind gar so traurig singt, die Uhr so lange braucht, ehe sie den Morgen anzeigt. Du hast dich keinem Menschen gesellt, Görg Kramer; dein Daheim ist keins. Kannst verrecken in deinem Loch, ehe es ein andrer gewahr wird. Und bis dahin steht noch manches aus, wenn deine Augen immer blöder werden, deine Arme immer steifer, das Reißen in den Knien immer beständiger. Was dann?

»Spittel, Spittel!« zitterte eine Meise. Und Görg Kramer: »Das wär freilich noch das beste. Spittel!«

Er schlug die Hände vor das Gesicht und saß gramvoll, ohne Regung. Er merkte nicht, daß Dieter mit seinem Bündel herzuschlich, sich auf den Grenzstein setzte, den Kopf in die Fäuste senkte wie er. Er merkte auch nicht, daß Lore, den groben Rock geschürzt und den Rechen auf der Schulter, den Rain herkam und die beiden Trauermänner verwundert betrachtete. Dietrich Weidenkaff, der sich ohne Aufkündigung und Abschied davonstehlen wollte, erregte ihren Unmut; der alte kindische Weißkopf dagegen, dem es feucht durch die Finger sinterte, schuf ihr Mitleid. Sie trat leise an ihn heran und fragte mit ihrer tiefen Stimme, was ihn bedrücke.

Er starrte sie geistesabwesend an, nach einer Weile seufzend: »Wer fragt da noch? Ist's net jämmerlich, wenn ein alter Mensch das bissel Brot nimmer wert ist, das er braucht?«

»Freilich ist's jämmerlich,« entgegnete sie ruhig. »Er hätte eben früher drauf denken sollen, daß sein Schrank nicht leer blieb.« Und nach einer Pause in wärmerem Ton: »Fahrt mit Eurem Karren zurück in die Mühle. Wir wollen sehen, ob Euch zu helfen ist.«

Damit wendete sie sich zum Gehen, drehte sich aber noch einmal halb nach Dieter um: »Und Ihr? Hat man Euch in der Auenmühle schlecht behandelt? Den Lohn nicht voll ausgezahlt? Oder gelüstet's Euch wieder nach der Landstraße?«

Was in seinem Herzen durcheinanderschrie,

wollte er nicht sagen, hätt es auch nicht gekonnt, so unklar war's. Deshalb entschuldigte er sich, sein Geschick sei durch die Dankbarkeit an das des alten Mannes geknüpft; er habe mit ihm gehen und ihm Beistand leisten wollen. Gewähre man ihm Brot, so wolle er auch bleiben und gern seinen Lohn kürzen lassen. Lore überhörte die aufdringliche Großmut und ging rüstig dem neugewonnenen Felde zu, wo sie die unnützen Steine auf Haufen zu rechen begann.

Im folgenden Frühjahr sollte eine Linde am Hause gefällt werden, weil sie im Sturm an Rinnen und Ziegelwerk Schaden angerichtet hatte. Der Knecht kerbte den Stamm über der Wurzel mit Axt und Säge; dann versuchte er, sie mit einem Seil niederzulegen.

Dietrich Weidenkaff stand breitbeinig dabei und verfolgte die Hantierung mit geringschätzigem Lächeln. Er war von einem neuen Geist besessen, aber von keinem besseren. Hatte ihn früher der Arbeitsteufel geritten, so spielte er nunmehr den Gespreizten und sperrte sich vor jeder Arbeit, die außerhalb der Mahlmühle lag. Für die Vorsicht und Mühe des Knechtes hatte er nur Hohn. Er schimpfte ihn einen Feigling, der sich an der Leine herumschinde wie ein Zugochs, statt den Zapfen vollends durchzuhauen. Der Knecht gab ihm einen Prahler zurück und zwang ihn damit, die eigne Kühnheit zu erweisen. Da riß Dietrich den Rock herunter, lief hitzig hinzu und meißelte mit der Axt, daß die Späne flogen.

Lore war am Fenster erschienen. Sie schrie auf, als sie sah, wie ein Zittern durch die Linde lief. Doch reizte sie damit nur Dietrichs Eitelkeit, so daß er, mit der Gefahr spielend, doppelt gemächlich beiseite ging. Da war es, als ob der Baum über die schauspielerische Herausforderung erbose. Mit vervielfachter Geschwindigkeit fegte er plötzlich nieder und schlug den Frevler mit einem ausgreifenden Aste zu Boden.

Dem Knecht erstarrte die Schadenfreude zu fahlem Entsetzen. Er stand wie angepflöckt, auf die gestürzte Linde und ihr Opfer glotzend. Da schoß Lore aus dem Tor, schrie ihm zu und löste ihn damit aus der Starre. Sie schleiften den Leblosen unter den Ästen hervor. Seine Augen waren geschlossen; Blut rann ihm vom Munde. Sie trugen ihn in die Kammer. Der Leinweber, der Schäfer und der Doktor übten nach- und durcheinander ihre Kunst. Aber der Tod ließ sich durch dies medizinische Kollegium nicht verblüffen.

Görg Kramer bemerkte ihn eines Abends im Mondschein, wie er, auf der Mauer sitzend, gemächlich mit den Beinen baumelte und nach der Mühle hinübergrinste. Da wurde der Alte wieder einmal vom Jammer gepackt; sah er doch die Hoffnung auf ein gemächliches Alter durch den Knochenmann von neuem bedroht, und das erschien ihm als ein liebloser und verwerflicher Anschlag Gottes auf ein wohlerworbenes Recht. In solchem Zustand streckte er sich traurig auf das Bett, faltete die knochigen Hände und begann, seinem Herrn und Meister die Ohren zu waschen. Er war mit der Aufstellung seiner guten Werke gerade zu Ende und wollte daraus seine Ansprüche ableiten, als leise an die Tür geklopft wurde. Er verhielt sich still und stellte sich schlafend. So gewahrte er zwischen den wimperlosen Lidern, wie Lore hereinhuschte und die fragenden Blicke von ihm auf den Kranken lenkte, an dessen abgezehrtem Antlitz sie in großer Teilnahme haften blieben.

Ihre Augen glänzten in Wehmut und Mitleid. Die Kindheit begann vor ihr in rosenfarbenen Bildern aufzuleuchten, milde Mahnungen klangen dazwischen. Da überwand sie alle jungfräuliche Bedenklichkeit, ging vorsichtig zum Krankenlager, rückte die Kopfkissen zurecht und netzte das Tuch auf Dietrichs heißer Stirn. Der Leinweber rührte sich nicht, sondern blies den Atem recht ruhig und tief von sich, als wolle er seine Mehlsuppe kühlen. Er gewahrte, wie sie sich den Holzschemel ans Bett rückte, wie sie sich fürsorglich über den Kranken beugte, auch ihre Hand ein wenig auf die seine legte, als wolle sie der Glut, die in ihm tobte, einen Abzug schaffen. Wenn sie sein blasses Gesicht im weichen Schein des Öllämpchens matt und hilflos liegen sah, vermeinte sie, es sei das eines armen, verlassenen Jungen, den sie krank am Wege aufgelesen hatte. Eine mütterliche Milde kam über sie. Sie kühlte ihm die Stirn von neuem und bettete den Kopf bequemer. Als sie ihm dabei über die flaumige Wange strich, wurde sie freilich vor sich selbst verlegen. Ein Frührotschein schoß ihr über das Gesicht; sie trat abseits und schaute betroffen nach dem Leinweber. Der rührte sich nicht, obwohl ein helles Frohlocken sein Herz erfüllte. Hochzeitsglocken begannen in der Ferne zu läuten und läuteten ihn in einen guten Schlaf mit einem schönen Traum. Darin sah er sich selber im feierlichen Bratenrock, umworben von allen Gästen. Ja, einer von ihnen trank ihm den vollen Weinkrug zu und nannte ihn einen rechten Glücksstifter und künstlichen Ehebrechsler.

Die Müllerin trieb ihr Pflegewerk, bis über dem östlichen Talhang ein matter Tagesschein heraufstieg und im Apfelbaum unter dem Fenster eine frühe Amsel anhob zu schlagen. Da schien die Wut des Fiebers gebrochen; die Atemzüge wurden ruhig, die wächsernen Hände hörten auf zu zucken. Deshalb huschte sie mit einem Abschiedsblick auf den Genesenden ungesehen hinaus.

In ihrer Kammer warf sie sich angekleidet aufs Bett, die Hände über der Brust gefaltet,



konnte aber die Unruhe nicht einpressen, die in ihr war. Oder meinst du gar, Lore Brehm, man könne Freuden und Sorgen mit den zehn gespreizten Fingern eingittern wie ein Nest junger Vögel, Nachtigallen oder auch Eulen? Sie schlüpfen zwischen den Stäben hindurch, setzen sich auf alle Bäume um dich her und finden ein vielfältiges Echo ihres Schlagens und Wehklagens. Dann klingt deine Lust hundertstimmig von außen wider; aber auch deine Sorgen kommen hundertstimmig zu dir zurück. Denn die Welt leuchtet nur in deinem eignen Licht, und alle Dinge sind Widerschein aus deinem eignen Spiegel.

Als Lore dem Genesenden im Scheine der Frühlingssonne das erstemal begegnete, war die selbstsichere Ruhe von ihr gewichen. Sie fand kein Wort der Begrüßung, und als sich endlich der Ruf von ihren Lippen löste: »Narrenspiel will Raum haben!« da klang er verweisend und kalt wie ein richterliches Urteil.

Das traf ihn in seiner Schwäche doppelt, und bitter entgegnete er: »Strafreden halten ist net not. Das besorgen die zittrigen Arme und Beine.«

Sie suchte nach einem Ausweg aus dem Mißverständnis; doch er schnitt ihn hart ab: »Was Euren Schaden anlangt, Müllerin, so seid ohne Sorge. Ich will den Ausfall wettmachen; denn ich bin nie nichts schuldig geblieben.«

Da ging sie hinweg. Sann aber auf eine erneute Annäherung. Sie ließ ihm bessere Kost zubereiten und auf das Müllerstübchen tragen. Allein er verhärtete sich bis zur abweisenden Tat und gab der Magd den Korb mit dem Bemerken zurück, die Unterstützung sei nicht not; er wolle auch ohnedies bald wieder arbeitsfähig sein und nachholen, was die Herrschaft seinetwegen an Einbuße erlitten habe.

»Bettelstolz!« rief Lore und suchte überlegen zu lächeln. Doch als die Magd hinaus war, trat sie ans Fenster und blickte mit einem wehen Zug in die Blütenfülle, die den Talgrund herunterquoll. Zuletzt senkte sich ihr Blick hinunter ins Hausgärtchen, und ihr war, als sei die schönste und hoffnungsreichste Knospe aus purem Unverstand zertreten worden.

Der Leinweber witterte mit dem Spürsinn des alten Fuchses den ärgerlichen Umschlag, und wenn er auch seinem Gott gegenüber auf einem rechnerischen Standpunkt stand, so war er doch nicht so anspruchsvoll, auch in diesem Falle alle Abhilfe von ihm allein zu verlangen; vielmehr wurde es ihm klar, daß er mit eignem Witz zur Hand gehen müsse, gemäß dem alten Spruch: Tue das Deine, so tut Gott das Seine.

Also saß er und sann wie die Mutter Mosis, als sie ihr Kind zu retten gedachte. Und je mehr seine Überlegung versagte und je weniger sein Pflegesohn Dietrich Weidenkaff einem gleichen lernte, der dem Tod ein Schnippchen geschlagen hat und nun das Leben um so übermütiger in die Arme preßt, um so dringlicher wurde sein Ringen um eine beglückende Eingebung.

Dann war sie urplötzlich da. Worauf er ein verschwiegenes Schreibwerk begann mit Gallustinte, gutem Papier und Schnörkelwerk wie in alter Zeit, da er dem Herbergsvater in Hof den schönen Liebesbrief angefertigt hatte. Nur etwas zittriger war's, zeigte auch ein mageres Säulein neben der Unterschrift und eine Spur von feuchtem Schnupftabak. Er pitschierte es kunstgerecht mit dem Meininger Zweier und schrieb die Anschrift: An den ehrsamen Mühlknappen Dietrich Weidenkaff. Dann legte er's, wie die Mutter Mosis ihr Kästlein, an einen Ort, da es finden mußte, für die es bestimmt war: Lore.

Sie brachte es ihm, die Neugierde unter der Gleichmütigkeit versteckend. Und er hielt es weit vor sich hin und beguckte es mit Kopfschütteln und großer Nachdenklichkeit: »Gar ein Liebesbrief? Sollte der dumme Junge miezen gehen? Eingefangen werden von irgendeiner Schlumpe, die, wenn sie auf die Leiter steigt, auf Erden nichts mehr zu suchen hat?«

»Seine Sache!« warf Lore dazwischen.

»Nein, meine!« gab er feierlich zurück. »Wenn ich net über ihm wachen tät, was sollt ich dann seinem Vater sagen, so der mich in der Ewigkeit mit den blauen Dragoneraugen anguckén und fragen tät: He, Görg Kramer, hast du mein Kind auch christlich behüt vor Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Leben?« Nun brach er das Schriftstück mit ruhigem Gewissen auf und las im Kanzelton: »Ehrsamer, lieber Geselle, Euer Brief nimmt mich Wunder, dieweil Ihr wollt als Knappe in meiner Mühle bleiben, wo man Euch als Wegwurf betracht, nicht wissend, was man an Euch hat. Rückt ab, rat ich, setzt Eure gute Kraft anderswo ein, wo die Meisterstöchter bescheidenermaßen einhergehen und sich freuen, wenn sie ein ehrsamer Geselle ästimieren tut —«

Jetzt konnte der alte Spitzbube vor Überraschung nicht weiterlesen. »Das ist mir ein Angebot!« rief er und wischte sich eine künstliche Freudenzähre aus dem Augenwinkel. »Ein Angebot, daraus zu erkennen: der alte Gott lebet noch und wachet noch und vergütet noch!«

Lore machte sich verlegen in allen Ecken zu schaffen und gab kein Wort zurück. Deshalb spann er seine List ruhig weiter: »Wenn wir in der Auenmühle eine Heimstätte hätten — ha, dann! Dann sollte mir der Dieter kommen und sich wollen verändern! Du, tät ich ihm sagen, es gibt noch Dankbarkeit auf Erden, und du weißt wohl, was du der Auenmühle schuldig bist. Aber wie liegt in Wahrheit der Fall? Zieht morgen ein Freier von vorne herein, so fliegen wir hinten hinaus. Und das wär der

Dank, daß wir dies honorige Angebot ausgeschlagen hätten.«

Lore wand sich: was er da vom Freier rede, sei eitel Schwafelei, und er tue besser, den Atem anzuhalten. Doch der alte Fuchs umkreiste sie in immer neuen, klug gewundenen Runden, um von ihr eine Erklärung zu erschleichen. Er strich Dieter weidlich heraus, seine Anschlägigkeit, Überlegsamkeit, Unternehmungslust, seine Sehnen und Fäuste. Sackerment, ist das etwa nicht auch Kapital? Mehr wert als manches Bachmühlchen, das einfällt, wenn kein starker Kerl es stützt? Und so ein Weibsen wie die Briefschreiberin, wär das etwa eine schlechte Person? Oho, im Gegenteil. So ein Weibsen, wo den Freier heiraten will, nicht sein Rindvieh und seine Schweine, die müßte hochgehalten und ihr Name doppelt laut von der Kanzel genannt werden. Wo sich die Geldsäcke frein, da brüllen die Teufel das Amen; aber wo sich zwei Herzen finden, da trompeten die lieben Engelein.

Nun lehnte sich Lore auf gegen die verschmitzte Unverfrorenheit: die Briefschreiberin solle sich schämen, sich solcherweise einem Manne an den Hals zu werfen. Und damit klappte sie die Tür hörbar hinter sich zu.

Görg Kramer lachte in sich hinein; wußte er doch, was am Grunde vorgeht, wenn das Wasser oben wallt. Er meinte die Eifersucht in der Müllerin angezündet und damit sein Spiel schon halb gewonnen zu haben, dachte aber nicht daran, daß er seinen Lebenswitz nur aus dem Strome gemeinen Weltgeschehens herausgefischt hatte, während Lore als ein stiller See in besonderlicher Eigenart abseits lag, viel zu tief und ruhig, um mit der vorgetäuschten Nebenbuhlerin in einen Zweikampf zu treten. Sie ließ sich nicht aus ihrer Zurückhaltung herauslocken, mochte der alte Vogelsteller die weiteren Briefe auch noch so aufreizend ausstatten mit vorteilhaften Angeboten oder mit schönen Liebesreimen.

Die Freier blieben der Auenmühle nicht fern. Da war zuerst einer, der wie ein Dachs eilig und selbstverständlich alle Gänge, Stiegen und Kammern befuhr, die Fenster probierte, in die Öfen guckte. Nach wenig Stunden hatte er jegliches Gerät, Bettwerk, Werkzeug beschnüffelt und kannte die herbstlichen Vorräte fast besser als Lore. Görg Kramer biederte sich an ihn heran, flüsterte von geheimen Schätzen und zeigte ihm als kleinen Beleg einen versteckten Verschlag, der bis obenhin mit Walnüssen gefüllt war. Darüber kam der Dachs, der ein Liebhaber von frischen Nüssen war, vollends außerm Häuschen. »Herrliche Ware!« läpperte er. Hätt ich ein Säcklein, es sollte mir auf ein gutes Trinkgeld nicht ankommen.«

Da wurden die beiden Gauner handelseins. Der Leinweber schnappte einen Fünfkreuzer und versprach, das volle Säcklein heimlich untern Wagensitz zu legen, dachte aber: Auf einen Schelmen gehören anderthalbe. Ließ es auch nicht nur beim Gedanken; sondern als sich der Dachs nach aufdringlichen Abschiedskomplimenten mit den krummen Beinen auf den Wagen haspelte, kam er eilig herbei, erklärte vor allen Umstehenden recht laut und ehrbar, er wolle seine liebe Herrschaft nicht bemausen einem fremden Kerl zuliebe und könne ihm also die gewünschten Nüsse nicht liefern. Da flitzte der Dachs mit einer greulichen Verwünschung zum Tore hinaus. Der Leinweber aber freute sich seines Fünfkreuzers und seiner Ehrlichkeit und sagte zu Dietrich: »Der kommt dir so bald net wieder ins Geheg.«

Statt seiner stellte sich ein Vollmond ein, mit Schmalzperlen in den Mundwinkeln. Görg Kramer half ihm beim Abschirren, merkte, daß er von Haus aus armseligen Geistes war und begann, ihm seine Dummheit als eine glückliche Gabe auszulegen: die Müllerin sei eine, die das Geschwätz in den Tod nicht vertragen könne. Sie werde ihn wahrscheinlich durch mancherlei Ansprachen reizen; doch er solle, wenn er sie zu gewinnen trachte, um Gottes willen das Maul nicht auftun und sich nicht zu nichtsnutziger Rederei verführen lassen.

Des war der Vollmond froh, wurde noch einsilbiger, als er ohnedies schon war, ließ sich behäbig auf eine Polsterbank fallen und blieb da sitzen, bis es Zeit zur Heimkehr war. In den Zwischenstunden verdrückte er in Gemächlichkeit alles, was ihm vorgesetzt wurde, beglotzte Lore verliebt mit den freundlichen Schweinsäuglein, giekelte ihr auch einmal mit seinem Wurstfinger nach dem weißen Halse, gab aber auf keine Frage vernünftigen Bescheid, so sehr sie sich auch bemühte, dem stillen Dudelsack einige Töne abzunötigen. Es kam zuletzt ein wollüstiger Übermut über sie, an der fremden Geistigkeit herumzudrücken; allein sie brachte nur ein freundliches Murksen hervor; denn der Vollmond dachte: Frag du nur zu! Aber aufs Eis führst du mich trotz alledem nicht!

Als die Müllerin, erschöpft von so viel Mühe, das Zimmer verließ, hörte sie, wie der Leinweber zu seinem Pflegesohn sagte: »Wenn der da drin keinen reichen Vater hätt, er müßte auf seinem Bauche gehen und Erde fressen, davon er genommen ist.« So erhielt auch der schweigsame Vollmond seinen Laufpaß.

Nun kam ein Dritter, der war ernst zu nehmen: der Fliedner von Ammerbach. Daß er etwas vorzustellen hatte, merkten sie schon, als er mit seinem stürmischen Gespann auf den Mühlhof prasselte. Er pfiff Dieter, der unweit davon stand, wie einem Hund und befahl ihm herrisch, die Pferde einzustellen und abzureiben. Ein trotziger Blick flog als Antwort zurück; dann

maßen sich beide eine Sekunde lang und erkannten einander. Solche Art Nebenbuhlerschaft weiß ich zur Not mit der Faust niederzuschlagen! schien der Ankömmling zu sagen, der Mühlknappe dagegen: Um einen Faustschlag geb ich zweie.

Dann gingen sie voneinander, der eine als ein Herr freundlich ins Haus geladen, der andre als ein gemieteter Mann hintanstehend und von innerer Hitze planlos umhergetrieben. Nach einer Stunde traf er im Grasgarten auf den Knecht und die Magd. Die blickte ihm recht höhnisch und frech entgegen; denn sie freute sich aus Herzensgrund, daß ihm die Müllerin, um derentwillen er sie verschmäht hätte, nunmehr endgültig verlorenging.

Wie ihm der Fliedner gefalle, fragte sie Dietrich Weidenkaff. Und als sie keine Antwort erhielt, begann sie einen aufdringlichen Lobgesang: »Heia, ein andrer Freier ist das als der Dachs und der Vollmond! Läßt sich nicht von einem alten Leinweber verhoniebeln! Sein Rock aus Brabanter Tuch, zwanzig preußische Taler die Elle. Die Schuhschnallen gediegen Gold, von einem Nürnberger Meister mit der Hand getrieben. Und das silberne Roß, am Buckel gehenkelt, das von der Uhrkette baumelt! Was meint ihr, was das wohl kosten tut? Um das zu bezahlen, müßte ein armseliger Mühlknappe fünf lange Jahre schuften, und wenn's einer ist, der den Gickel hat, so brauchte er zehn Jahre, wo sich der lange Fliedner drei oder vier solche Rösser vor den Bauch hängen könnte, wenn er mag. Denn er hat es: Felder, Wälder, Fischteiche, neun Simmentaler im Stall, eine Schafherde auf der Brache, Scheffel voll bar Geld und eine Stange ungemünzt Gold.«

Und derselbe Fliedner — sie wollte durch den Türspalt alles beobachtet haben — saß nun neben der Müllerin auf der Polsterbank, erzählte von seiner braunen Stute, die so brav fohlt, und von den neuen Schafen mit wunderherrlichen Fettschwänzen. Er tat mit dem alten Vetter schön, bot ihm von seinem Kanaster, der wie eitel Maiglöckchen und Tulipanen roch, und setzte sein Lächeln auf, das schon die sprödesten und reichsten Bauernmenscher rapplig gemacht. Auch die Müllerin konnte sich nicht genug daran sehen; sie tätschelte ihn mit den Augen und litt es, daß er sie wieder tätschelte.

Dietrich Weidenkaff hatte es ein über das andremal wie mit heißen Böen überflutet. Er starrte wütend auf das Gesicht der Spielerin. Und als sie ihren fernseherischen Bericht mit den jubelnden Worten schloß: »Und jetzt kriegt er sie zu packen und jetzt ... jetzt knallt er ihr den Verlobungsschmatz aufs Maul!«, da knallte er ihr eine Horbel auf die Backe, daß sie, jählings aus ihren Verzückungen gerissen, mit gesteigerter Wucht ihrer Leiblichkeit auf das Bänklein zurücksank. Für solche Belastungsprobe war das Sitzbrett jedoch nicht berechnet; es zerbrach, und die Magd kam wie eine realistische Madonna in junge Nesseln und altes Laub zu sitzen, heulend und zwischenhinein wie ein Fuhrknecht auf Dietrich schimpfend.

Wie schon oft in verzweifelten Stunden seines Lebens landete er oben an der Femlinde, warf sich ins Gras und starrte teilnahmlos über das blühende Tal. Die Wassermühle schien auf den Berg gekommen zu sein. Es klapperte, stampfte, wetzte und rauschte um ihn und in ihm wie von zehn Mahlgängen. Die Gedankenkörner schossen ungehemmt in die Trichter, die Läufer tanzten; nur die Beutelgeschirre versagten. So blieb alles beisammen, Mehl und Kleie; das will sagen: Recht und Unrecht, Deutliches und Verworrenes, Ernstes und Spaßiges.

Nach einer Weile kam der Leinweber den Hang heraufgegrätscht, hockte sich hin und fügte zum Horn der Trübsal ein Fagott der Nachdenklichkeit. »Dumme Sache!« brümmelte er nach einer Weile. »Den Dachs und den Vollmond hab ich mit Gottes Hilfe ausgeräuchert. Den Großkooz, der itzt da unten in der Mühle scharmuziert, den mußt du selber übernehmen.« Zur Antwort zog Dieter sein großes Messer heraus und hieb damit ins Gras und Gesträuch, als wolle er sich auf eine schauerliche Tat vorbereiten. »Die Gurgel will ich ihm abhaun, dem Weiberfänger!« bebte er und trennte mit einem ingrimmigen Streich einen schlanken Zweig vom Aste.

Der Alte schien auf eine friedfertigere Lösung zu denken. »Das wär kein Gewinst!« sagte er ruhig, nahm den Stab vom Boden, betrachtete ihn umständlich und sagte: »He, du — da ließe sich ne feine Hippe draus machen!« Darauf ringelte er den Zweig, legte ihn auf den hageren Oberschenkel und begann mit dem Messergriff drauflos zu hämmern. Darüber schien auch Dieter die gräßlichen Mordgedanken ganz zu vergessen. Aus dem wilden Abruzzenräuber wurde wieder ein dummer Junge; der schnitt sich einen stärkeren Zweig zurecht, und nun erklang ein munteres Klitschen und Klatschen, Wetzen und Streichen, wozu die beiden ehemaligen Wanderkumpane die alte Beschwörungsformel mit rechter Andacht zweistimmig sangen:

Hippe, Hippe, gerate
Wenn du net geraten willst,
Werf ich dich in Schinders Grabn;
Kömmts Kalb, frißt dich halb —
Kömmts Schwein,
Frißt dich ganz und gar hnein.

Das Werk gedieh, die Hippen zogen sich glatt vom Holz. Die des Alten hatte einen hübschen, ruhigen Ton, der an Lores Stimme erinnerte; dagegen die Dieters klang frech und quarrig, ganz wie die Stimme Fliedners, wenn er Be-

fehle gab. Als sie beide zusammen angeblasen wurden, gab's einen Mißklang, einen Widerhall der greulichsten Zankehe. Die Wut darüber ließ Dieters Abruzzennatur aufs neue erscheinen; er schlitzte seinen symbolischen Nebenbuhler mit Wollust der ganzen Länge nach auf und schleuderte die Haut den Abhang hinab. Dann schnappte er das Messer zu, sprang auf und sagte grimmig: »Was die Menscher anbetrifft, so können sie mich alle miteinander bei Peter Messerten besuchen. Der Fliedner aber, kommt der mir in die Quere, so will ich ihn versorgen, daß er net weiß, was Buckel und Bauch ist!«

Er machte sich davon, freilich nicht zu Peter Messert, einer ganz sagenhaften Persönlichkeit, auch nicht, um dem Fliedner aufzulauern; sondern er fiel in mehrere Dorfschenken, seinen Ärger wegzuspülen und den Bauernburschen durch Wüsttun den Grad von Ehrfurcht abzunötigen, der ihm noch nirgends gewährt worden war. Auch jetzt wurde ihm die gewünschte Anerkennung vorenthalten, weshalb er aufdringlich wurde und das Sprichwort von den dümmsten Bauern und den größten Kartoffeln allzu deutlich auslegte. Das ließen sich die Konkneipanten auf die Dauer nicht gefallen, sondern warfen ihn hochkantig zur Tür hinaus.

Doch Dietrich Weidenkaff gehörte zu der Sorte, die in der Bierseligkeit ihrer Kraft entbunden und trotz lauter Worte duldsam in Taten werden, gleich Simson, als ihm die Locken genommen waren. Er lehnte sich deshalb gegen die handgreifliche Entscheidung seiner Genossen nicht weiter auf, sondern trollte gemütlich heimwärts, setzte sich mit einem Weidenstumpf auseinander, der ihm nicht ausweichen wollte, und kommandierte und randalierte den Wiesengrund hinauf wie ein alter Korporal.

Die Kastenuhr im Hausflur der Auenmühle knarrte die zehnte Stunde, als er, den preußischen Grenadiermarsch pfeifend und einen Knüppel schulternd, unsicheren Schrittes über den Hof paradierte. Er traf Lore noch wach, begann von Potsdam und dem lustigen Grenadierleben zu schwadronieren, fand aber in ihr einen Vorgesetzten, der sich sofort Ruhe und Subordination zu erzwingen verstand. Dann merkte er, daß er zu einem Verhör erwartet wurde; denn seine Todfeindin, die Magd, tauchte plötzlich aus der dunklen Stubenecke in den Lichtkreis der Lampe. Sie hatte das Gesicht verbunden und guckte aus dem Lappenkumt wie ein gereizter Hamster aus dem Loch, mußte sich aber ebenfalls der überlegenen Ruhe der Herrin fügen. In der nun beginnenden Gegenüberstellung beider Parteien spielte Dietrich Weidenkaff zunächst eine traurige Rolle; denn er glotzte in seinem Räuschlein wie geistesabwesend und blies den Atem von sich wie einer, der schwer gearbeitet hat. Schließlich kam ihm aber doch der Brautschmatz wieder in den Sinn, der der Müllerin aufs Maul geknallt worden sein sollte.

Bei der Darstellung des Hergangs lallte er sich in solch ehrliche Entrüstung, daß Lore alle Strenge abtat und über den beduselten Hüter ihrer Frauenehre zu lächeln anhob. »Du hast eine zuwenig gekriegt,« sagte sie hierauf zur Magd, und zu dem angehenden Grenadier: »Schafft, daß Ihr ins Nest kommt, und verschlaft den Unverstand!«

Der lange Fliedner kam öfter zu Gast, drängte auch Lore das Versprechen ab, daß sie zu Pfingsten seinen Besuch erwidern wolle. So wurde das Geschirr gewachst und das Wäglein geputzt. Auch sollte es auf des alten Vetters Geheiß recht dicht mit Maien umsteckt werden, gleich einer lustigen Laube für Liebesleute.

»Der Ammerbacher Schuft treibt's zum Schwur!« knirschte Dietrich Weidenkaff, als er vom Grasgarten aus die Vorbereitungen sah. »Vater Görg, ich wollt, ich hätt die Auenmühle nimmer gesehn! Hättst mich sollen in die Donau schmeißen, damals, als du zurückfuhrst und mich keiner haben wollte im Bayerland. Es wär besser gewesen für mich.«

Da merkte Görg Kramer erst, wie tief es bei seinem Pflegling saß, seufzte und sprach: »Was ich mit Gottes Hilfe tun konnte für unsre Position, das hab ich getan. Mehr hab ich getan, als du weißt, in Reden und Briefen. Aber du hast es lassen fehlen.«

Da schlug sich Dietrich Weidenkaff nach seiner Art mit der Faust aufs Knie. »Ich es lassen fehlen? Hab ich etwa meinen Dienst verabsäumt? Bin ich ein unehrlicher Kerl gewesen?«

»Damit ergattert einer kein Weib!« warf der Alte dazwischen. »Du hast ihr den Rücken gekehrt und hast sie im Spiegel desto fleißiger beguckt. Oder anders gesagt: hast vor Stolz eine Wand aufgestellt und desto sehnlicher durch die Astlöcher geguckt. Und das war horndumm, sag ich. Hättst ihr lustig und frei Rede stehen sollen, statt zu wurmisieren und zu schmollen.«

Dietrich wollte aufbegehren, da kam die Müllerin den schmalen Pfad her, der in das Gras getreten war. Sie trug eine schöne Aurikel vor dem prallen Mieder; der Rock war der Taunässe halber ein wenig geschürzt, so daß man gewahren konnte, wie leicht und federnd sie schritt, auf Füßen, die aus feinen Knöcheln hervorwuchsen. Sie kam mit trauriger Nachricht: der Knecht sei eben vom Sattelpferd geschlagen worden und habe sich müssen legen. So könne die Fahrt auf den Fliednershof nur geschehen, wenn Dietrich kutschiere.

Er schoß steil in die Höhe und schaute sie durchdringend an. »Ich bin Mühlknappe, nicht Knecht!« rief er mit flackernder Stimme. »Das ist kein Dienst für mich.«



Doch sie in Ruhe: »Wär er unehrenwert? Ihr sollt gehalten sein, wie sich's geziemt.«

Er rang um eine Entgegnung, doch Görg Kramer schob ihn zurück. »Laßt ihn zur Überlegung kommen, Müllerin, so wird er's tun!« sagte er. Und als sie fort war, zu Dieter, der an seinem Zorn kaute: »Hast Furcht, auf den Fliednershof zu fahren? Er könnte dir was antun, der Knoten? Oder darfst du dich etwa net lassen sehn vor dem Krautstämpfel mit seinem Schnitzebankskopf, bei dem man net weiß: was ist hinten und was vorn?«

»Mit meinem Rock ist kein Staat mehr zu machen!« kam es kleinlaut zurück.

Doch der Alte in gelassener Vorsehung: »Der Döpels-Schneider hat einen neuen im Schrank, braun, mit versilberten Knöpfen. Dann mag sie vergleichen, Rock und Rock und Mann und Mann, und sagen, wo der Wuchs ist und die Kraft und die Hübschheit — bei dir oder bei dem Knollen. Und aufs Vergleichen kommt ihr's am Ende an. Oder meinst du, sie nähm dich mit, um dich als Brautzeugen anzurufen und dich auf solche Weise zu drangsalieren? Weg mit der Schmollerei! sag ich. Munterkeit und Zutraun! sag ich.«

Dietrich schien die Worte des Pflegevaters wirklich zu beherzigen; er war völlig beherrscht und voll natürlicher Leichtigkeit, als er am Pfingsttag mit dem Wäglein vorfuhr und den Steigtritt für Lore herunterklappte. Sie war sichtlich überrascht, wie schmuck er aussah, und musterte ihn verstohlen von den knappen Schnallenschuhen über den neuen Rock bis hinauf zum Hut mit dem grünen Laub. Wie ein Landjunker, dem es Leidenschaft ist, selbst zu kutschieren, schwang er sich auf den Führersitz und ließ die ausgeruhten Pferde dahinstürmen, als wolle er Lore so rasch wie möglich in den Brautstand führen. Als freilich der Fliedner dem flinken Gefährt hoch zu Roß ein Stück Wegs entgegenkam, kurznackig und vor Freundlichkeit grinsend, da war es mit Dietrichs Fassung und Munterkeit dahin. Er biß die Zähne aufeinander, schloß die Faust um den Zügel und schoß jähe Blicke nach dem Reiter. Der gab sich einen adligen Zug, fuchtelte mit dem Reitstecken und ließ den Gaul tanzen, kam auch dicht an den Wagen, um Dietrich von oben her Weisungen zu erteilen, wie die Pferde besser zu lenken oder die glatten Bahnen des schlechten Weges besser auszunutzen seien. Der Gemaßregelte entgegnete mit spöttischem Achselzucken. Auf dem Gesicht des alten Vetters dagegen glänzte eine freudige Hochachtung; er nickte verklärt und kicherte kindisch in sich hinein: »Ja, der Fliedner! So was gibt's nur einmal im Gau.«

Auf dem Fliednershof herrschte ein fronvögtischer Geist. Er machte das Gesinde scheu und wortkarg und die Nachbarn aufsässig und schadenfroh. Dietrich Weidenkaff erkannte ihn deutlich an der Art, wie ihm der Knecht riet, das Wäglein auf dem Hof dahin und die Pferde im Stall dorthin zu stellen. Das machte ihn noch trutziger und widerhaariger. Während in den Ställen begutachtet und bäuerlich belobt und im Herrenstübchen bewirtet wurde, saß und stand er finster und unruhig umher. Die Aufforderung, mit dem Gesinde zu essen, schlug er kurz ab, ging vielmehr in die Schenke und ließ sich dort aufschneiden, rauchte auch unaufhörlich Tabak, um das innere Fieber zu dämpfen. Dem Reden der Leute, die mit ihm anbinden wollten, lieh er nur ein halbes Ohr, starrte, gedeckt vom Wagen, lange nach den Fenstern, hinter denen sich sein Geschick entschied, und lief dann wieder vors Dorf, wo er vor innerer Unruhe mit dem Messer einen Totenkopf in einen Baum schnitt.

Es ging gegen Abend, als er, hinter Buschwerk versteckt, Lore durch den Ziergarten in die offene Laube gehen sah und den Fliedner hinter ihr drein. Der redete dringlich und hochfahrend auf sie ein, schien aber die gewünschte Zustimmung gleichwohl nicht zu erlangen; sondern sie blieb ernst und schweigsam, stand auch nach kurzer Zeit wieder auf und wandelte, die Blumenbeete betrachtend, auf den Gartenwegen umher, die so schmal waren, daß er ihr nicht zur Seite gehen konnte. Er wurde sichtlich zudringlicher und unterstrich seine Worte mit dem Reitstecken, den er als Zeichen seiner eitlen Herrschaft noch immer in der Hand hielt, schien aber da, wo er begleichen wollte, nur noch weiter aufzuschichten. Denn als sie bald danach auf den Hof kam, um das Anspannen zu befehlen, da trug er seinen offenbaren Mißerfolg in Gestalt eines roten Flecks auf der niedrigen Stirn.

Die erregten Wellen des Tages hatten Görg Kramers gute Lehren völlig hinweggespült; auch war Dietrich Weidenkaff zu wenig Menschenkenner, um den inneren Brand an Lores ruhiger Kühle zu lindern. Er riß das Wäglein von seinem Ort, um es spanngerecht zu stellen, wobei er am Schmutzleder eines zum Hofe gehörigen Gefährts dahinstreifte. Zwar war kein nennenswerter Schaden angerichtet, doch der Fliedner, dessen Zorn nach Entladung drängte, nahm den Vorfall zum Anlaß, um einem heimzuleuchten, in dem er mit dem Spürsinn des Eifersüchtigen die Ursache seiner Niederlage suchte. Mit erhobenem Reitstecken stürmte er auf Dietrich los, ihn anbrüllend, ob der zugelaufene Zigeuner nichts weiter gelernt habe, als andrer Leute Zeug zu ruinieren. Das mache aber: auf der Auenmühle fehle ihm der Meister, der ihm zeige, was Herren- und Knechtssache sei.

Lore wurde von der gewalttätigen Rede mit Schamröte übersprüht, und Dieter stand wie ein schüchterner Prügeljunge. Doch nur für einen Augenblick; dann krachte er eine Antwort her-



vor, blitzartig, unbedacht und darum über die Maßen herausfordernd und aufreizend. Sie steigerte die Wut des bäuerlichen Herrenmenschen zu solcher Sinnlosigkeit, daß er den Reitstecken auf den Kopf des Nebenbuhlers niedersausen ließ. Der, aufschreiend über den Schimpf, fiel ihn an, entwand ihm den Stecken, zerbrach ihn und schleuderte ihm die Stücke ins Gesicht.

Nun war ein Zweikampf nicht aufzuhalten. Der Herrenbauer streifte den feinen Rock herunter und ging, seines Sieges gewiß, auf Dietrich Weidenkaff los, als wolle er ihn umgekehrt in die Erde pflanzen. Der warf den Pfeifenstummel auf den Wagensitz und erwartete den Angreifer mit verhaltener Kraft. Im rechten Augenblick umfing er ihn blitzschnell unter den Armen, wippte ihn hoch, als wolle er ihn über die Hofmauer schmeißen, riß ihn dann aber wieder zurück und stauchte ihn mit solcher Wucht auf den Boden, daß der Dorfherkules in die Knie brach und hintenüber schlug.

Schon hatten sich allerlei Zuschauer angesammelt. Das Gesinde guckte mit schadenfroher Neugier aus Fenstern und Türspalten; auf der Straße stand ein Häuflein belustigter Kinder; ja, aus einem benachbarten Bodenloch erscholl ein langhinrollendes Bravo, das darauf schließen ließ, daß der Fliedner mehr gefürchtet als geliebt war. Nur der alte Vetter, der in seinem Altersunverstand das Unrecht an falscher Stelle sah, erregte sich gegen den Sieger und zählte ihm mit dem Gehstock einige zittrige Streiche auf den prallen Hinterleib.

Die beiden Kämpfer glühten sich mit gestielten Augen an. »Hast genug?« zischte der eine. Und der andre: »Wir sind noch nicht am Ende, du elender Kuckuck!«

Da war es mit Dieters Besinnung ganz vorüber. Es sauste und sprühte um ihn her; seine Brust war eine einzige große Hölle. Er ein Kuckuck? Vater und Mutter verunehrt, von dem? »Dir verlern ich das Lästern!« keuchte er, langte nach der Kehle des Gegners und drückte ihm, die Arme mit einem Knie und der Linken niederhaltend, den Daumen der Rechten in die Gurgel, bis ein tierisches Röcheln aus dem schaumigen Munde brach. Da war bei den Zuschauern alle Schadenfreude gewichen; sie standen, zitterten und schrien durcheinander. Nur Lore griff tatkräftig ein, riß Dieter zurück und rief ihm ein hartes, zorniges Wort zu.

Das schien ihn wie ein wundertätiges Zaubermittel aus seinem Wutrausch zu wecken. Er ließ vom Gegner ab, stand auf und strich sich mit der Hand über den Kopf, wo von dem Hieb eine rote Strieme brannte. Der Fliedner aber, vor dem ganzen Dorf zum Gespött geworden und deshalb der Vernunft und Nachgiebigkeit ferner denn je, war kaum wieder zu Atem und Kräften gekommen, als er zum andernmal wie ein angeschossenes Wildschwein anlief. Der Tragödie folgte nunmehr das Satyrspiel; denn er wurde diesmal von Dieter in einem prächtigen Schwunge überquer auf den nahen Düngerhaufen geschleudert. Es knatschte und klitschte recht weich und ungefährlich, als sich der Fliedner hineinlegte. Gleichwohl mußte er einen dummen Fall getan haben. Denn erst nach einer Weile krabbelte er sich, mit der braunen Tunke auf Hose und Hemd, mühsam empor, ging gebückt, zog auch das eine Bein schmerzvoll nach. Er tat aber immer noch wild und drohte mit zornverzerrtem Gesicht dem Sieger die greulichsten Todesarten an, von denen die menschlichste, freilich auch zeitraubendste darin bestand, daß ihm jeder Knochen einzeln fünfmal gebrochen werden solle.

Die Zuschauer verliefen sich, hochbefriedigt von dem anregenden Schauspiel. Die drei aus der Auenmühle spannten ein und machten sich klanglos davon. Der Alte zürnte und pröpelte vor sich hin, bis ihm vor Müdigkeit das Köpfchen vollends auf die Seite fiel. Dann sagte keines ein Wort; man hätte glauben können, es werde ein Sterbender oder Toter im Wagen geführt.

Sie fuhren dem vollen Mond entgegen. Dieters Gestalt zeichnete sich vor Lores Augen scharf gegen den Himmel ab, in all ihrer Stärke und Lebenskraft, doch auch mit dem finsteren Trotz, der in ihm wühlte und ihm die Brust bis in die Schultern hob und senkte.

Als Dietrich Weidenkaff in die Kammer trat, rappelte sich der Leinweber auf, um zu hören, wie es gegangen. »Ausgezeichnet!« war die bittere Antwort. »Nur bin ich heut zu müde und kann's nicht erzählen.« Er warf sich aufs Bett, schlief aber nicht; sondern sein Atem ging schwer wie bei einem, der Bitteres durchkämpft. Ab und zu war es wie ein Aufstöhnen, doch die zusammengeknirschten Zähne gaben ihm keinen Raum. Dann stand er leise auf, fischte mit den Händen umher und schlich mit einer Tracht Habseligkeiten hinaus. Im Müllerstübchen schnürte er sie beim Schein der Öllampe aufeinander, worauf er durch das Wassertürchen hinausging. Er wollte durch den Ziergarten ins Freie, sah aber in Lores Fenster noch Licht. Da setzte der Kampf von neuem ein und steigerte sich so, daß ein Zucken seinen Mund verzerrte. Zuletzt legte er das Bündel hin und stieg vorsichtig in den Spalierlatten hinauf.

Lore saß am Tisch und las in der Bibel. Die Ringellöckchen in ihrem Genick waren goldig durchglüht; ihre Lippen regten sich unmerklich, wie sie behutsam das Blatt wendete und mit den besinnlichen Augen Zeile um Zeile abstreifte. Dann schien sie am Ende des Kapitels, faltete die Hände über dem Buch und schaute lange vor sich hin. Stand auf, wandelte in die Tiefe der Stube, blieb im Nachdenken stehen und wendete



St. Hieronymus. Bildwerk des Isenheimer Altars
Nach einer Aufnahme von Dr. S. Hausmann

sich wieder zum Tisch. Nun schien ihr ein Entschluß zu kommen. Sie zog eine Nadel aus dem nahestehenden Körbchen, klappte die Bibel zu und stach mit geschlossenen Augen zwischen die Blätter. Indem sie aufschlug, deutete sie aufs Geratewohl auf eine bestimmte Stelle. Was da geschrieben stand, war offenbar eine bedeutsame Botschaft; denn sie sprang auf und ging bewegt durchs Zimmer bis zum mondderhellten Fenster.

Der Lauscher wollte sich bergen; er machte eine hastige Bewegung, wodurch er eine morsche Latte zerbrach, und prasselte zwischen dem Weingerank hinunter. Sie horchte erschrocken, schob aber doch das Fenster vorsichtig auf und sah gerade noch, wie Dieter, vom Mond verraten, mit seinem Bündel davonschlich. »Zum andernmal wollt Ihr hinweg wie der Ratz vom Taubenhaus?« fragte sie klar zu ihm hinunter.

Er stand und atmete tief; dann kam halblaut und stoßweis die Entgegnung: »Es geht net länger ... bin auch ein Mensch ... hab ein Recht, zu leben als ein Mensch.«

»Und wer steht Euch im Weg?« klang es nachdrücklich, doch mit heiterem Unterton zurück.

Man merkte, daß er an dieser Nuß zu knacken hatte; denn er wußte keine Antwort. Deshalb fuhr sie fort: »Doch höchstens Ihr selber. Oder war das gelebt als ein Mensch, wie Ihr heut den Fliedner erwürgen wolltet und erwürgt hättet, wär ich nicht zugesprungen? Heißt das gelebt als ein Mensch, wenn Ihr bald den Übergetreuen spielt, bald den Gleichgültigen, bald den Lüdrian, bald den Randalisten? Heute den Tollkühnen, morgen den Melancholischen, übermorgen den Knollen, der mit Grobheit dankt, wenn ihm jemand mit Liebe und Güte entgegenkommt? Immer andre Gesichter! Was ist das echte, Dietrich Weidenkaff?«

»Das macht, weil ich mutterseelenallein bin,« verantwortete er sich kleinlaut. »Ohne Heimat, ohne Freundschaft, ohne eine Seele, die mir geraten hätt!«

»Habt Ihr überhaupt eine um Rat angegangen?«

Da wurde seine Stimme weich, fast zittrig. »Wo ich keinen Rat mochte, haben sie sich mir aufgedrängt, und die ... die, zu der ich Zutrauen hatte, ist mir ausgewichen.«

»Sie wird ihren Grund gehabt haben, Dietrich Weidenkaff! Wer soll's mit einem vieldeutigen Menschen halten, der einen auf die fürsorgliche Hand schlägt — der jetzt zum andernmal davon will, ohne Lebewohl, ohne Aufkündigung, wie ein Spitzbub.«

Da kam er dicht unter das Fenster, blickte sehnsüchtig hinauf und flüsterte: »So schenkt mir doch endlich ein Zutrauen ... Weiß Gott, ich will bleiben!«

Doch sie, scheinbar ganz hart und kühl: »Das geht nicht. Jetzt gibt's kein Aufhalten mehr. Ihr müßt nun fort.«

Er stand eine Weile, als müsse er sich verhört haben, strich sich dann über die Stirn, erkannte, trostlos vor sich hinstarrend, den Ernst und ging traurig nach seinem Bündel.

»Nur noch eins!« rief sie ihm nach. Es war ein erlösender Klang in ihrer Stimme, der ihn aufhorchen machte. Er kam zurück und stellte sich wieder unter das Fenster. »Der Fliedner hat ein böses, rachsüchtiges Herz, das bedenkt. So ist es nötig, daß Ihr — als Klügerer, hoff ich — das Feld räumt. Müßt Euch auch weiter in der Welt umtun — nicht auf den Landstraßen, die kennt Ihr leider allzugut —, sondern in andern, tüchtigen Mühlen. Versteht Ihr? Wie es die Zunftordnung vorschreibt und damit Ihr einen ganzen Meister abgebt.«

»Und dann?« fragte er aufatmend.

»Es ist heut Pfingsten. Sprecht über ein Jahr von neuem in der Auenmühle um Arbeit an. Ihr sollt sie kriegen — wenn Ihr als ein stetiger und eindeutiger Mensch wiederkommt.«

»Und dann, Lore? Und dann?« Ein drängendes Glücksverlangen, ein aufjubelndes Hoffen war in der Frage.

»Dann ... vielleicht will ich dann glauben, daß Ihr ein Zutrauen wert seid, und nicht nein sagen, wenn Ihr mich um das Zutrauen bittet.«

Da kam es über den starken Menschen wie ein freudiger Krampf. »Reicht mir die Hand herunter!« rief er zwischen Lachen und Weinen. Klomm ein Stück empor und nahm sie fest in die seine. »Gott soll mich verlassen, wenn ich net zurückkommen tu, wie du's willst ... Und grüß mir die Alten!«

So ging er still und stark und zukunftsfroh, schwang sich über den Gartenzaun und stieg die Berglehne hinan. Bei der Femlinde wendete er sich noch einmal, und sie hörte, wie er, vom Mondlicht voll beschienen, mit seiner frischen Stimme den alten Vers sang, der mit den Worten schloß:

Gesegne dich Gott im Herzen!
Ade, bis übers Jahr!

Dann tauchte er im Schatten der Bäume unter. Sie aber ging zum Tisch und las noch einmal, was ihr die Familienbibel auf ihre Frage geantwortet hatte: »Bleibe treu deinem Freunde in seiner Armut, daß du dich mit ihm freuen mögest, wenn es ihm wohlgeht.«

Sie fühlte, wie ihr Leben durch dieses Wort einen neuen, schönen Inhalt bekommen hatte, nahm das Lämplein und summte traumhaft, während sie in ihre Kammer ging:

»Gesegne dich Gott im Herzen!
Ade, bis übers Jahr!«





Der tote Melder von Verduhn

Von Friedrich Volland

He, Kamerad, mir wird es unbequem,
Sieben Jahre liegt man hier nun kunterbunter,
Ich hab' genug von diesem eklen Lehm,
Heut ist mein Todestag, da werd' ich munter.

So, rück' ein wenig ... uff! dein linkes Bein
Hab' ich nun wahrlich lang genug genossen,
Hier deine Knochen — halt, das Stück ist mein,
Es paßt zum andern, das entzweigeschossen.

Und nun die Wurzel noch, seit Tag und Jahr
Wächst mir das Kraut aus dem zermalmten Kasten,
Läg' ich in Deutschland, wär's mir heilig gar,
Doch hier in Frankreich drückt's wie Höllenlasten.

Heraus mit dir, du wuchernd Ungewächs!
Verdorre nun, was ich zu lang schon nährte.
Ich bin kein Stäubchen dieses lehm'gen Drecks,
Mich schuf der Herrgott einst aus andrer Erde.

Der Herrgott? ... ja, denn schließlich schuf er mich,
Doch tret' ich einst vor seines Thrones Stufen,
So sag' ich's offen: „Herr, ich ehrte dich
Und wartete sieben Jahre auf dein Rufen.

Mir ging's zu lang, drum stand ich selber auf,
Kein Engel just in meinem Erdenwallen,
Jedoch ein Melder, der lochab, lochauf
Durch hundert Trichter in sein Grab gefallen.

Und frügst du mich, was ich inzwischen tat,
So sag' ich's offen auch — ein hart Gewerbe:
Ich senkte Haß in deine Drachensaat
Und wünschte nur, daß ich noch einmal sterbe.

Noch einmal hier in mörderischer Schlacht
Und dann begraben und von dir gerichtet,
Doch neben mir in der Verdammnis Nacht
Die Söhne Frankreichs, Mann an Mann geschichtet."

Leb' wohl, Kam'rad, wir hielten gut Quartier,
Doch magst du jetzt dich noch bequemer strecken,
Ich kehr' zurück, wenn auch die Zeit an dir,
Auf Wiedersehen dann zum großen Wecken! — —

Schau, auch das Städtchen noch im Wiesengrunde,
Die liebe Heimat und im Tanzjuchhei,
Das dreht sich ja possierlich in der Runde
Und dünkt mich alles recht vergnügt dabei.

Sieh da, Feinsliebchen mit erhitzten Wangen
Und einem arg verrutschten Busenlatz,
Ihr scheint das Herzchen reichlich aufgegangen
Seit ihrem Schmerz um den vermißten Schatz.

Und dort Gevatter, dick- und vollgefressen,
Mit güldner Kette auf dem geilen Wanst,
Der hat dieweil im warmen Nest gesessen
Und mit den Jungfern kreuzfidel getanzt.

Um dieses Spottgeschmeiß hat man geblutet,
Um dieses Pack ging ehrlich Leben drauf ...
Halt da, Musik! Was da in Blech ihr tutet,
Gefällt mir nicht, ich pfeif' euch anders auf!

Ich bring' euch Grüße aus zerwühlten Fluren,
Aus einer Welt von totem Aas und Bein,
Mit euresgleichen, Lumpen ihr und Huren,
Hat unsereins nur den Gestank gemein.

Gemach, gemach! Ihr tobt und stoßt ins Leere,
Und euer Geifer spritzt ins graue Nichts,
Ich bin ein Schatten nur gewes'ner Ehre,
Ein hohl' Gerüste spät'ren Weltgerichts.

Ich komme nur, des alten Heeres Bote,
Ein toter Meldegänger von Verduhn,
Es regt sich draußen in dem welschen Kote,
Wir wollen hier in deutscher Erde ruhn.

Ich brauche Platz für anderthalb Millionen!
Versteht ihr wohl, für etliche Armeen,
Fegt euer Pflaster in den Garnisonen,
Daß sie nicht schweigend vor den Toren stehn.



Bogenfeld der ehemaligen Katharinen-Kapelle

Bilder aus dem Fränkischen Luitpoldmuseum in Würzburg

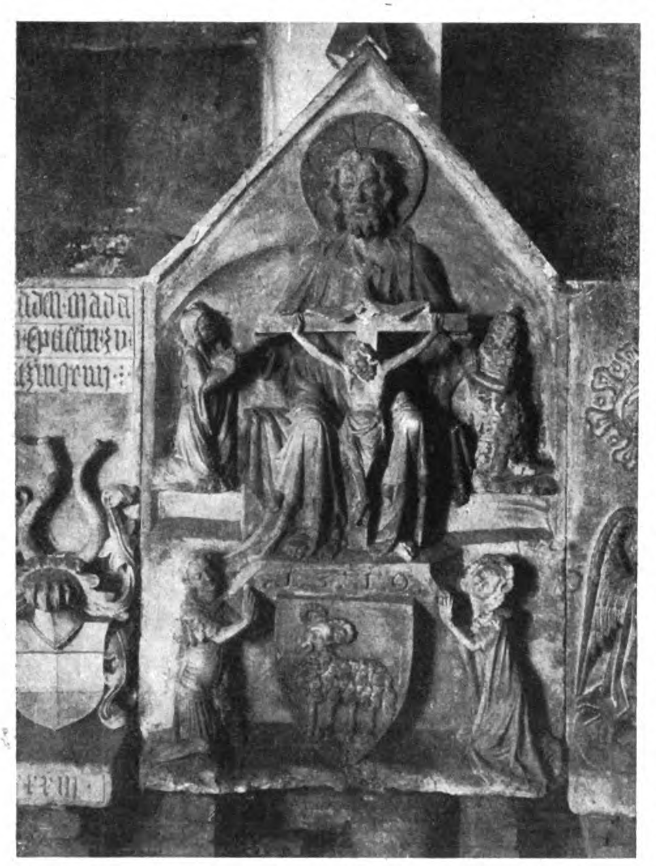
Von Dr. Klotilde Mayer

Heute gilt Würzburg auch bei dem gebildeten Laien als bedeutende Kunststätte. Dem war nicht immer so. Gerade dasjenige, was die künstlerische Gesamtleistung der Stadt so besonders eindrucksvoll macht, die Geschlossenheit der Weltanschauung, aus der alle Einzelleistungen hervorquellen, stand einem früheren Verständnis im Wege. Es ist kein Zufall, wenn hier die Kunstdenkmäler der romanischen Zeit, die wesentlich vom Rittertum bestimmt war, und die Werke der Renaissance, die ein weltfreudiges Bekenntnis zum eignen schöpferischen Ich bedeuten, fast ganz von Gotik und Barock überkleidet und zurückgedrängt werden. In dem Jahrtausend der geistlichen Herrschaft in Würzburg mußten alle künstlerischen Äußerungen sich nicht nur dem Katholizismus einfügen, sondern von ihm beziehen, was ihnen Blut und Feuer gab. Wenn er, von Geistesstürmen angefacht, hell aufloderte, dann waren die Kunstwerke seine glänzendsten Flammen; blieb er gedanklich unfruchtbar, wurde auch in den Werkstätten der Bildhauer und Maler nichts von Bedeutung geschaffen.

Der Katholizismus, wie er uns in den Kirchen Würzburgs als lebendige Macht entgegentritt, wird aber in seinen Ausdrucksformen auch von Landschaft und Volkstum beeinflußt. Oberflächliche Beschauer reden von der Lieblichkeit der Hügel, von denen sich die unterfränkische Hauptstadt umkränzt zeigt. Wer sich aber wirklich in die Mainlandschaft hineingesehen hat, weiß, daß dort in strenger Gesetzmäßigkeit immer wieder die eine Bogenlinie abgewandelt erscheint und in sanfter Unerbittlichkeit alles ausgeschieden wird, was sich nicht einfügen will. Auch der unterfränkische Bauer und Handwerker, der sich so liebenswürdig und gesprächig gibt, weist freundlich, aber bestimmt ab, was seinem Wesen nicht zusagt. Neben dem unbeugsamen Festhalten an dem inneren Gesetz gehören zur Wesenheit der Würzburger Landschaft, des Volksschlages, der dort lebt, und des Katholizismus, der dort die Seelen bewegt und die Kunstwerke bestimmt, eine abgeklärte Heiterkeit und eine Festlichkeit der Äußerung, die freilich eines wehmütigen Untertones nicht entbehren. Erst im Kriege hat man in Deutschland die Innerlichkeit der Würzburger Kunst recht verstanden.

Vor etwa zehn Jahren wurde in der Stadt ein Landschaftsmuseum errichtet, das den Namen Fränkisches Luitpoldmuseum trägt und fast ausschließlich Stücke unterfränkischer Herkunft aufnimmt. Bei der Einheitlichkeit der Entwicklung, aus der jedes Werk stammt, bildet die Sammlung ein besonders abgerundetes und geschlossenes Ganzes.

Die wertvolle vorgeschichtliche Sammlung scheint freilich mehr für sich zu stehen, obgleich sie ein vollständiges Bild davon gibt, wie sich von der jüngeren Steinzeit bis zur Gründung des Bistums Würzburg das menschliche Leben auf dem unterfränkischen Boden abgespielt hat. Diese Steine und Scherben reden noch nicht von einem geistigen Leben derjenigen, die sie behauen und geformt haben. Trotzdem wird sie der Ortseingesessene mit Teilnahme betrachten,



Türstein von der abgebrochenen Totenkapelle des Würzburger Bürgerspitals

Auffälliger ist dagegen in Würzburg und in seinem Landschaftsmuseum der Mangel an Bildhauerwerken aus spätromanischer Zeit, die der großen unterfränkischen Gotik ebenbürtig wären. Im Luitpoldmuseum sind fast alle Bruchstücke aus dieser Zeit zusammengetragen. Aber es ist kein einziges Stück darunter, das die Bedeutung der gleichzeitigen Bamberger Plastik hätte. Vielleicht war die Bischofsstadt bereits zu jener Zeit in den religiösen Gedanken befangen, die das spätere Mittelalter beherrschten und denen die Gotik den entsprechenden Ausdruck gab. Da konnte man das gesunde Körpergefühl, die ernsthafte Frische der romanischen Bildhauerkunst rein gefühlsmäßig nicht mehr mitmachen.

Immerhin finden sich auch unter den romanischen Arbeiten des Museums recht beachtenswerte Leistungen. Da ist vor allem der Neumünsterkreuzgang von 1150, dessen Geschichte schon an und für sich ein kleiner Roman ist. Er umschloß einst das Lusamgärtlein im Norden des Neumünsters, in dem Walther von der Vogelweide bestattet sein soll. Nach der anmutigen Sage, die sich an seinen Namen knüpft, waren die Vögel zwitschernd durch die zierlichen, gedrehten Säulen des Bogenganges geflattert, um an dem Grabe gefüttert zu werden. Als das Neumünster unter Greisings Leitung eine Barockfassade bekommen hatte, mauerte man den alten Kreuzgang zu, da er zu der frischen Pracht nicht recht passen wollte. Schon vorher scheint er teilweise durch einen Bau des 16. Jahrhunderts überdeckt gewesen zu sein. Das Schlimmste geschah aber in neuerer Zeit. Bei der Säkularisation gingen die Stiftsgebäude und der Kreuzgang vom Neumünster in weltlichen Besitz über, und das Lusamgärtlein, diese geweihte Stätte, wurde fast ganz von neuzeitlichen Geschäftsbauten erstickt. Heute ist es nur noch ein kleiner Rasenfleck, auf den die Rückseite eines großen Modehauses von Norden her herabsieht. Bei einem der Neubauten kam 1883 der alte Kreuzgang zutage, wurde verkauft, von seinem angestammten Platz losgerissen und ging in Privatbesitz über.

Auch das Neumünster selbst und der herrliche Kürschnerhof, in den es eingebaut war, erlitt noch viel Böses. Das Häuserviereck war im

wenn er sich bewußt wird, daß die Fäden, die ihn mit dieser Kultur verbinden, noch nicht abgerissen sind. Denn die Grenzen der unterfränkischen Gemarkungen laufen heute noch so wie in jenen uralten Zeiten, wo man sie mit Hügelgräben bezeichnete; heute noch zieht von dem benachbarten Heidingsfeld alljährlich ein großer Wallfahrtszug nach Walldürn und benutzt dabei die mehrere Jahrtausende alten Wege durch den Guttenberger Wald, heute noch wird in den Namen Erbachshof und Irtenberg die Erinnerung an vorgeschichtliche Erdburgen bewahrt.

Die früh- und mittelromanische Kultur, welche die vorgeschichtliche langsam verdrängt, hat überall in Deutschland nur Kunstwerke hervorgebracht, die sich der Aufstellung in einem Museum entziehen. Aber auch die großen Kirchenbauten, die zu jener Zeit in Würzburg entstanden, Dom und Neumünster, sind derart vom Barock umkleidet und verändert, daß sie nicht mehr richtig romanisch aussehen. Deshalb vermißt man im Luitpoldmuseum nichts vom Gesamtbilde der Stadt, wenn Werke der Ottonen-, Salier- und frühen Hohenstaufenzeit fehlen.

Süden von einem Renaissancebau, dem alten Landgericht, abgeschlossen; dies wurde abgerissen, um der Straßenbahn Platz zu machen. Gleichzeitig entfernte man das ruhige Barockhaus, in das die Wellenlinien der Greisingschen Fassade einst hatten einmünden dürfen, und das einen angenehmen Übergang zu dem Renaissancestil des anstoßenden Landgerichts bildete; vor den fälschlich »freigelegten« Brandmauern der Kirche dehnt sich nun im Herzen der Stadt ein schlecht eingeebneter Sandplatz.

Der Kreuzgang wanderte aber durch die Hände seiner Besitzer. Erst als ihn das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin von dem vorletzten Eigentümer erwarb und das alte Kunstdenkmal aus der Stadt entfernt werden sollte, besann man sich dort darauf, wie wenig ehrenvoll es wäre, wenn man es fortziehen ließ. Es entbrannte ein heißer Kampf, jedoch mit dem erfreulichen Ausgang, daß das Werk schließlich Würzburg erhalten blieb. Gut war es, daß der Baumeister, der den Kreuzgang nach seiner Auffindung zusammensetzte, in richtiger Voraussicht der drohenden Gefahr seinen härtesten Zement verwendet hatte. So konnte man das Werk buchstäblich nicht mehr von Würzburgs Boden losreißen; es steht nun im Garten des Museums. Wohl ist es also von seiner ursprünglichen Stätte entfernt, aber es ist doch wenigstens von fränkischem Lichte umspielt, und die fränkische Sonne läßt über die feinen Akanthuszweige seiner Würfelkapitelle zitternde Flecken tanzen. Inmitten dieser Fülle des zartesten Gerankes sitzt in steinerner Ruhe ein segnender Christus. Das feierliche Faltenspiel des Gewandes ahmt die hoheitsvolle Gebärde der Hand nach. Man ahnt, daß das Ahnenbild dieses stolzen Himmelskönigs in Byzanz geschaffen sein muß.

Aus spätromanischer Zeit stammt auch noch eine der größten Sehenswürdigkeiten des Museums, die Kiliansfahne. Auch sie hat ihre Geschichte. Im späteren Mittelalter stritten sich in Würzburg drei Gewalten. Die erste war der Bischof, der neben seinem Krummstab das Schwert der Herzöge von Franken führte und meist dem Nachbaradel entstammte. Denselben Kreisen gehörte das Domkapitel, die zweite Gewalt, an. Bischof und Domherren mußten gelegentlich dem Einfluß, den ihre Verwandtschaft auf die Verwaltung des Bistums auszuüben suchte, entgegenarbeiten. Als dritte Gewalt war die Bürgerschaft der Stadt in die Höhe gekommen, die den Domherren ihre Muntat (Immunität), d. h. die Steuerfreiheit neidete und gern reichsunmittelbar geworden wäre. Es ist selbstverständlich, daß die drei Mächte sich miteinander stritten und verbündeten, je nachdem die politische Lage es forderte. Im Jahre 1266 war es zu einer zwiespältigen Bischofswahl in Würzburg gekommen. Das Domkapitel setzte Berthold von Sternberg als Pfleger ein, und die beiden Bewerber, Berthold von Henneberg und Konrad von Trimberg, suchten bei Erzbischof und Papst um Entscheidung nach. Diesen mühsamen und langwierigen Weg hatte der mächtige Henneberger bald satt und unternahm es, sich mit seinen Brüdern und deren Adelsanhang gewaltsam in den Besitz der Bischofswürde zu setzen. In dieser Not verbanden sich Domkapitel und Bürgerschaft, und das Reiterheer, das sie ausrüsteten und das Berthold von Sternberg führte, schlug in der Kitzinger Mainebene am 8. August 1266 den kriegerischen Bewerber zurück. Der ritterliche Adel



Verkündigung. Steinrelief vom Jahre 1484

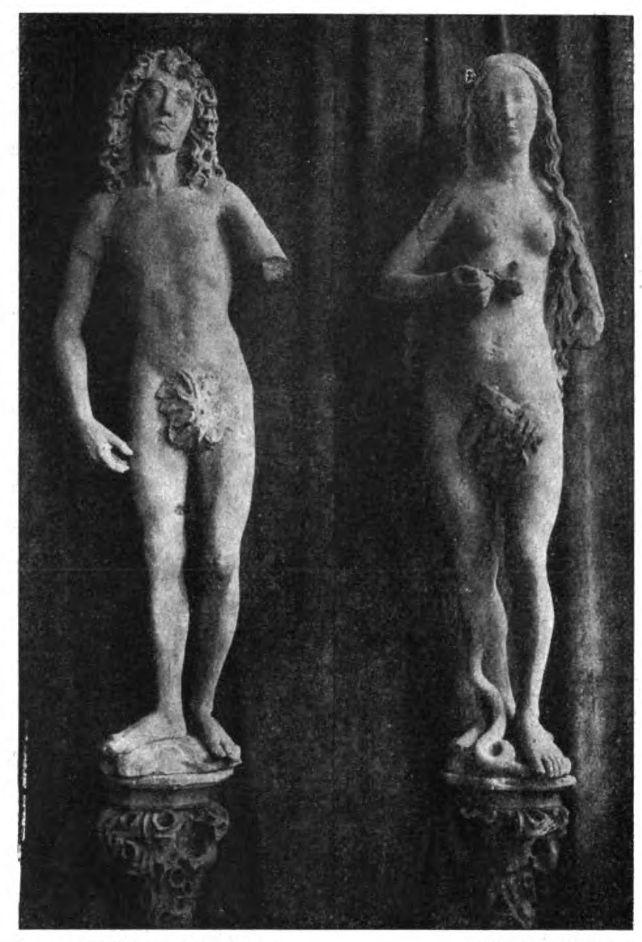
konnte sich der geistlichen Stadt nicht bemächtigen. Noch heute wird zum Andenken an jenen Cyriacustag alljährlich bei seiner Wiederkehr ein Glöcklein geläutet, das in einem zierlich durchbrochenen Seitentürmchen der Marienkapelle schwebt.

In diesem Kampfe fochten die Truppen Bertholds von Sternberg unter der Kiliansfahne, die nach dem Siege mit einer Inschrift versehen und im Dom aufbewahrt wurde. Bei der Säkularisation wurde auch dies Erbheiligtum der Stadt von seiner angestammten Stätte entfernt und gelangte nach einer wechselvollen Wanderung in das Luitpoldmuseum, wo es zu den Hauptkostbarkeiten gehört. Das Cyriacuspanier besteht aus einem ungeheuren Stück naturfarbener Leinwand, das nicht von einem einzelnen Menschen getragen werden konnte, sondern auf einem Wagen in die Schlacht gefahren werden mußte. Die riesige Gestalt des Würzburger Ortspatrons und Märtyrers ist mit bunten Seidenstreifen aufgenäht. Der heilige Kilian steht, die übergroßen Augen weit aufgerissen, unbewegt da. Nur die Hände greifen drohend nach Schwert und Bischofsstab. Hoch erhaben über alles Irdische, ferne jeder Menschlichkeit ist der Heilige; deshalb vermeidet die Zeichnung alles, was das Auge des Beschauers anregen könnte, sich die Gestalt körperlich zu vergegenwärtigen und an den Umrissen entlang gleitend in die Tiefe zu gehen. Man kann sich vorstellen, wie dieser riesige Kilian mit seinen unerträglich ruhigen Augen auf die Gegner in der Erregung der Schlacht gewirkt haben muß. Die Rückseite des Banners war mit einer byzantinischen Seidenstickerei geschmückt, die jetzt losgetrennt ist und unter Glas im Museum aufbewahrt wird. Sie ist in dem überfeinen Farbengeschmack dieses Stils ausgeführt und zeigt einen orientalischen König


Kiliansfahne

zwischen zwei Greifen. Die drei Lebewesen schauen mit der vornehmen Ruhe aus dem Bilde heraus, welche die müde gewordene Antike liebte, weil all die frische Bewegung von ehemals doch wieder in das ewige Meer hatte zurückkehren müssen. Der fränkische Künstler, der den heiligen Kilian auf der Fahne bildete, hat wohl die überwältigende Starrheit seiner Gestalt von der Seidenstickerei gelernt.

Mit dem 14. Jahrhundert setzt die bewegte gotische Kunst ein und findet im geistlichen Würzburg gleich lebhaften Widerhall. Schon kurz nach 1303 entsteht das bedeutende Grabmal des Bischofs Mangold von Neuenburg. Es ist dies nur der Anfang einer Reihe hervorragender Arbeiten, von denen leider viele verlorengegangen sind. In den stark bewegten Bogenlinien der gotischen Gestalten machte sich das gärende Städtertum Luft, das, von den engen Stadtmauern zusammengepreßt, unter ungünstigen gesundheitlichen Bedingungen wohnte, von Pest, Geißlerfahrten und Judenverfolgungen erschüttert und von den ewigen Zünftestreitigkeiten zerrissen wurde. Die Kunst des 13. Jahrhunderts entsprang auch dem urdeutschen Triebe nach kraftvoller Bewegung, die über sich selbst hinaus das Unendliche ergreifen möchte, nach einer reichen Ornamentik, in deren verschlungenen Linien ein geheimer Tiefsinn zu schlummern scheint, und einem eindringlichen und vergeistigten Ausdruck, der oft die wohllautende Form verschmäht. Das Luitpoldmuseum enthält zahlreiche Werke der frühgotischen Zeit, deren bedeutendstes wohl ein Türstein von der abgebrochenen Totenkapelle des Bürgerspitals ist. Im Jahre 1319 hatte nämlich Johann von Ster unter dem Eindruck vieler Heimsuchungen, die damals Franken erschütterten, ein Heim für alte und mittellose Würzburger Bürger gestiftet, das heute noch besteht. Das Bildwerk zeigt einen sogenannten Gnadenstuhl, d. h. eine thronende Dreifaltigkeit zwischen Johannes und Maria; unten auf der Erde, deren Trennung vom himmlischen Reiche durch einen Strich angedeutet ist, kniet der Stifter mit seiner Gattin. Das Werk ist von gewaltiger und zwingender Wirkung, obgleich alle Gestalten nur halbe Lebensgröße haben. Das wird durch die klare Raumeinteilung und die feine Abstufung der Größenverhältnisse erreicht. Gottvater erscheint neben dem Christus und den Heiligen wirklich als Riese. Ein großer Teil der Wirkung geht auch von dem Kopfe Gottvaters aus; er ist so echt deutsch, daß mit dem Gesichtsausdruck des Haupthelden das Werk steht und fällt. Gottvater scheint selbst mitzuleiden unter dem Schmerz, der seine Erde durchzieht; auch er kämpft und ringt. Das Relief bleibt aber trotz aller Bewegung durchaus klar in der Form. Man möchte dies gedanklich wie künstlerisch hochstehende Werk mit dem großen namenlosen Meister in Verbindung bringen, der um die Mitte des Jahrhunderts das Grabmal des Bischofs Otto von Wolfskehl im Dom geschaffen hat. (Die Jahreszahl an dem Relief des Luitpoldmuseums ist nachträglich und falsch eingemeißelt.) Auch dort finden wir einen schönen Asketenkopf, eine hohe, unkörperlich wirkende Gestalt, den klaren Rhythmus des Aufbaues und die langen, schlanken Falten, die sich trotz aller Bewegung nicht überschneiden. Jedenfalls sind Schulzusammenhänge nicht zu bestreiten,



Tilmann Riemenschneider: Adam und Eva



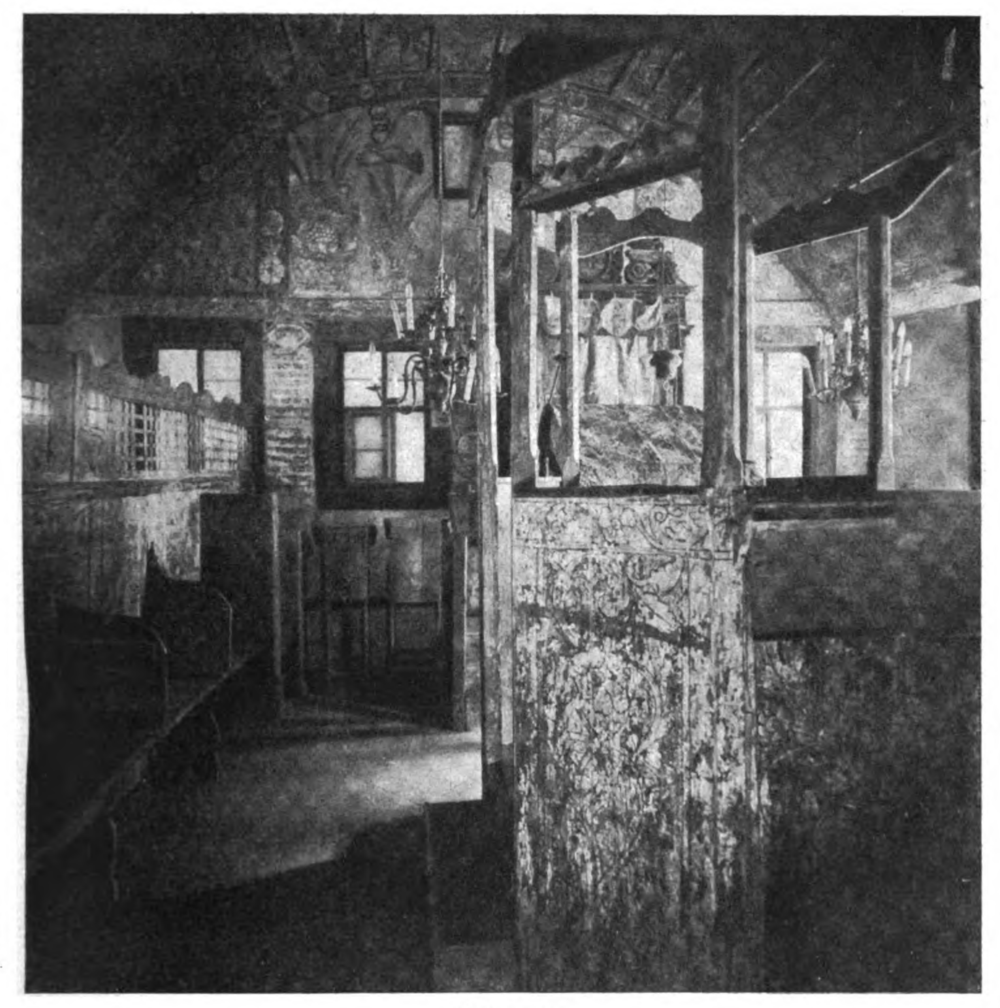
Sebastian von Sensheim

und der gemeinsame Mutterboden bleibt erkennbar: der asketisch gerichtete Katholizismus des 14. Jahrhunderts, der von den Bettelorden und den Reformbewegungen her sich einen furchtbaren Ernst angeeignet hatte.

Würzburg hat nach dem Wolfskehlmeister keinen Bildhauer von ähnlicher Bedeutung gehabt, bis ungefähr 150 Jahre später Tilmann Riemenschneider aus Osterode am Harz einwanderte. Dem weichen jungen Träumer hat es der Geist der Stadt angetan. Wüßten wir es nicht, so würden wir es nie ahnen, daß er hier nicht geboren ist. Seine Madonnen entzücken durch die weiche Innigkeit und zarte Wehmut ihrer Gesichter; bei keiner seiner Gestalten finden wir eine gewalttätige Bewegung, aber ebensowenig etwas, das nur um der äußerlichen Lieblichkeit der Form willen entstanden wäre. Der Grundzug seines Wesens ist eine feine Besinnlichkeit, und das spricht sich fast noch mehr als in seinen Köpfen im Faltenwurf seiner Gewänder aus, in den allerhand hineingeheimnißt zu sein scheint. So fügt er sich dem Bilde der fränkischen Kunst wohl ein. Gleich das erste größere Werk, das von ihm erhalten ist, zeigt diese Eigentümlichkeiten: ein Adam und eine Eva, die zu beiden Seiten des Südportals der Marienkapelle standen, das zum Markt hinausführte. In neuerer Zeit hat man die Figuren entfernt, weil sie zu sehr verwitterten, und sie später im Luitpoldmuseum aufgestellt. Das erste Menschenpaar ist in jugendlicher, noch nicht ausgereifter Schönheit dargestellt; der Stadtrat selber hatte sich mit der Frage beschäftigt, in welchem Lebensalter sie zu bilden seien, und hatte sich für die erste Jugend entschieden. Wir verstehen die lebhafte Anteilnahme der Bürgerschaft, die sich in dieser Beratung kundgab, erst, wenn wir wissen, daß die Marienkapelle eine Gründung der Stadt ist. Nach furchtbaren inneren Kämpfen, in denen sich Würzburg gegen den aufgezwungenen Bischof Gerhard von Schwarzburg vergeblich gewehrt hatte, wurde sie 1377 als Sühnedenkmal an Stelle der Synagoge errichtet, die 1348 in einem großen Judenaufstand zerstört worden war. Alle Stände der Stadt, Adel und Zünfte, arm und reich, schenkten, was sie vermochten, für die neue Kirche. Sie war der Stolz der Gemeinde, und der letzte bildhauerische Schmuck,



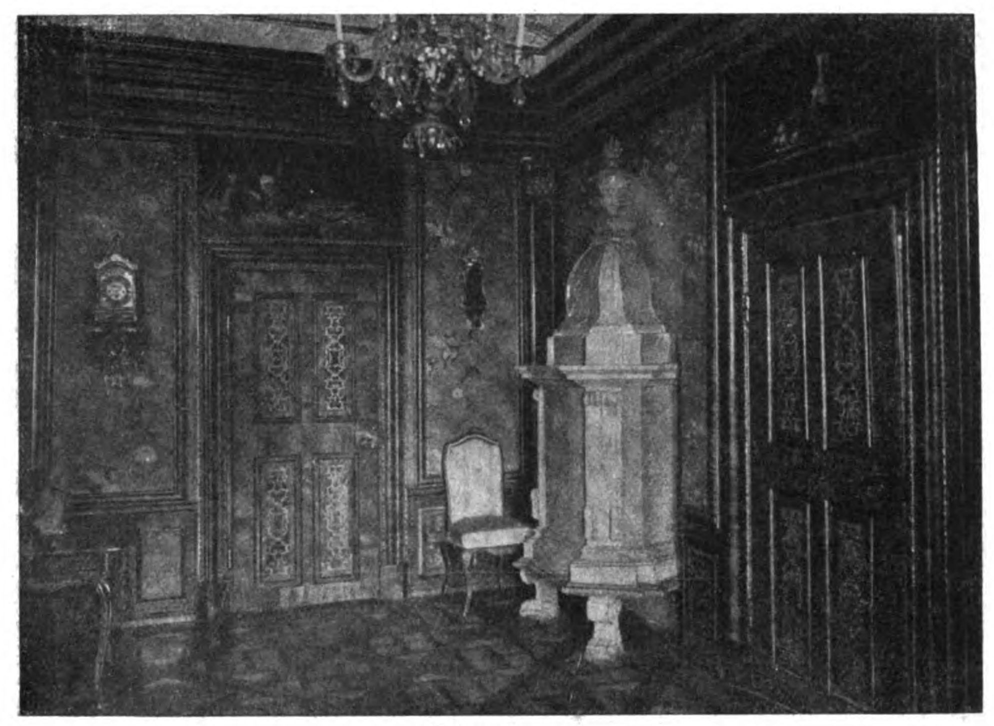
Dorothea von Sensheim



Synagoge

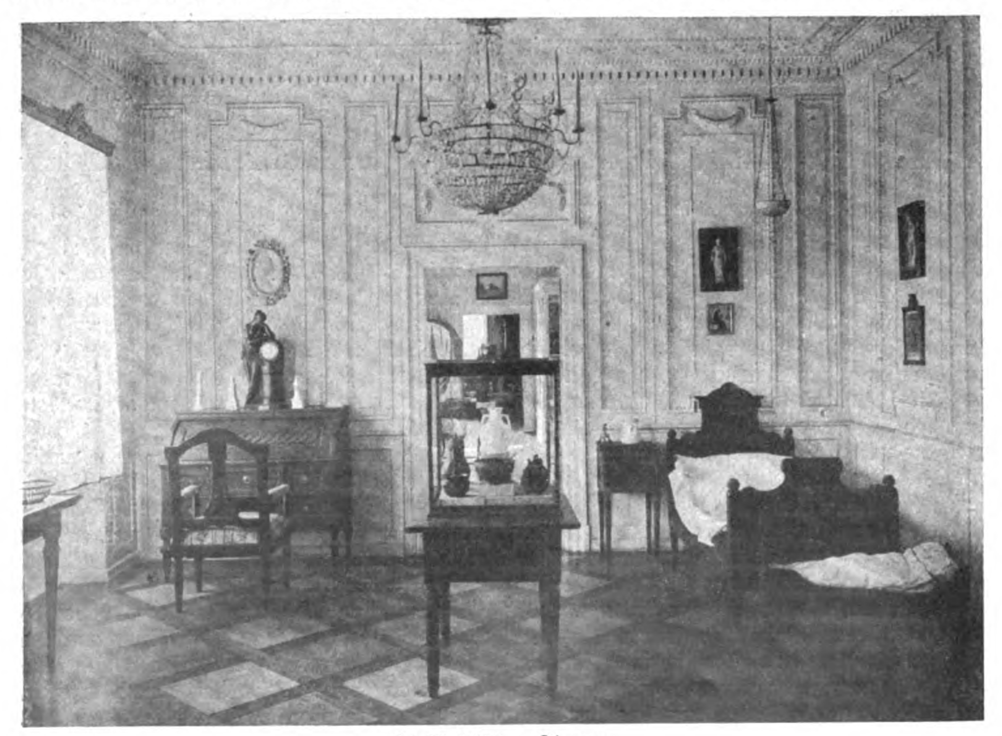
den der Bau erhalten sollte, war eine Angelegenheit, mit der sich selbst der Rat befassen mußte. Die Bildwerke selbst sind nur als Wandschmuck verständlich; denn sie sind nur auf strengste Vorderansicht berechnet und wirken sofort verzerrt, wenn man sie von der Seite betrachtet, besonders der Adam. Bei der Eva wird mit bildhauerischen Mitteln sehr fein ausgedrückt, wie dieser junge Körper unter dem Erwachen der Seele erschauert, wie vom zarten Kopfe her Leben und Bewegung in die Glieder tritt und sie anspannt. Beim Adam tritt aber das Körperliche ganz zurück hinter das Seelische, wie es sich namentlich in dem Haupte ausspricht, das von einer Fülle des schönsten Lockengeringels umgeben ist und fast allzu schwer auf dem schlanken Körper zu lasten scheint. In den schmerzlich verzogenen Augen spricht sich das dunkle Suchen und Fragen aus, das immer in der nordischen Kunst wiederkehrt und auch für Riemenschneider selbst verhängnisvoll werden sollte. In seiner Jugend Bildner der lieblichsten Madonnen, wandte er sich im reiferen Alter mit wachsender Vorliebe der Darstellung Jesu und seiner Apostel zu. In einem seiner letzten Werke, dem Dettwanger Altar, gelangte er in einem Ölbergrelief zum ergreifendsten Gebetsausdruck. Wie alle Großen seiner Zeit mußte er sich mit der Reformationsbewegung auseinandersetzen und ist ihr wohl trotz der Marienverehrung seiner Jugend beigetreten. Denn als die Stadt Würzburg sich dem Bauernaufstand anschloß, um nochmals um ihre Reichsfreiheit zu kämpfen, war Riemenschneider als gewesener Bürgermeister und Kapellenpfleger dabei beteiligt. Nach dem Siege des Bischofs wurde er mit andern Ratsmitgliedern gefoltert und seiner Ehrenämter entsetzt. Er hat danach kein einziges Werk mehr geschaffen.

Mit Riemenschneider endete auch die Würz-



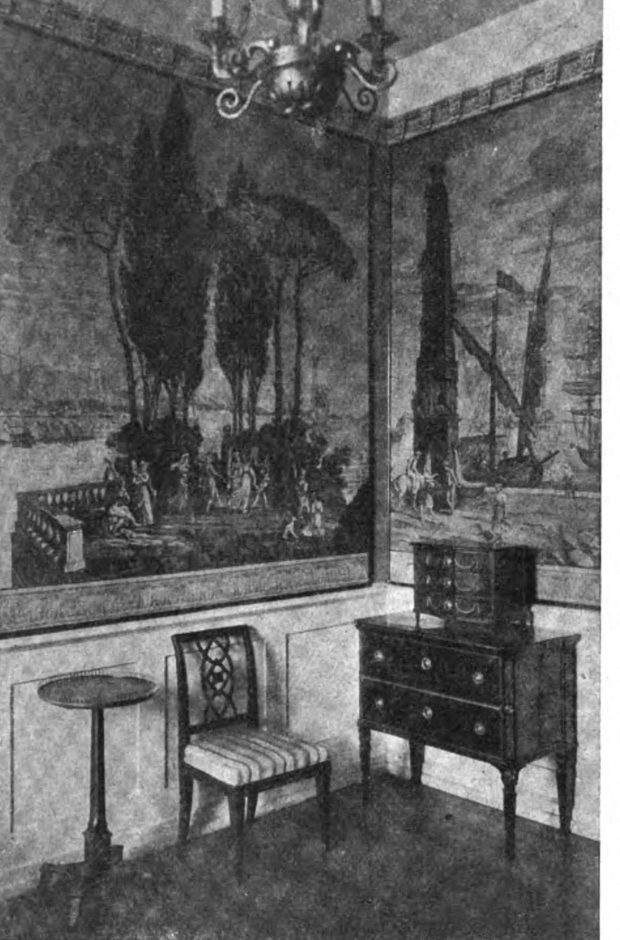
Fichtel-Zimmer

burger Gotik. Als im Jahre 1540 der Bischof Konrad von Thüngen starb, mußte man für die Anfertigung des Grabmals Loy Hering aus Eichstätt berufen, weil sich kein einheimischer



Klassizistisches Zimmer

Künstler dazu fand. Damit zog die Renaissance in Würzburg ein. Die unterfränkische Bildhauerei lebte in den Werkstätten der kleineren Orte, wie etwa Haßfurt, weiter, und ihre Kleinmeister schufen eine Fülle von Ritterdenkmälern, die überall in der Gegend verstreut sind und einen langsamen Übergang von der Spätgotik zur Renaissance aufweisen. Ein gutes Beispiel aus dieser Entwicklungsreihe sind zwei wuchtige Stiftergestalten von dem Grabdenkmal eines Ritters von Sensheim und seiner Gemahlin, das um 1595 entstanden ist. Wohl ist diese Kunst viel gedankenloser und trotz der Beherrschung der Form roher als die Riemenschneiders. Aber eine gewisse Wirkung läßt sich ihr nicht abstreiten. Von nun an bleibt jedoch die fränkische Bildhauerei die ganze Renaissance-, Barock- und Rokokozeit hindurch angewandte Kunst. All der viele plastische Schmuck, der uns an den Häusern und Kirchen Würzburgs entzückt, würde, aus dem Zusammenhang gerissen, für den er gedacht ist, roh und seelenlos wirken. So enthält das Museum aus diesen Zeiten nichts von wirklich erheblicher Bedeutung an Großplastik.


Empire-Raum

An Stelle der Bildhauerei tritt in Franken nun die Baukunst, von der einige köstliche, ins Museum eingebaute Innenräume einen Begriff geben, und weiterhin die Kleinkunst, die mit einer stattlichen Gläser- und Fayencesammlung vertreten ist.

Wohl das Merkwürdigste an Innenarchitektur, was das Museum enthält, ist die Synagoge von Kirchheim, die 1700 entstanden ist und Zeitstil, bodenständige Kunst und orientalische Formensprache in seltsamer und anziehender Mischung vereinigt. Der Künstler, der den Raum ausgemalt hat, nennt sich selbst in einer der hebräischen Inschriften; er ist der Sohn eines Kantors aus Brod namens Lazarus Susmann. Aus dem zeitgenössischen Stile Ludwigs XIV. entnimmt er die strenge Felderteilung der Wände. Der Sonnenkönig, der allen Künsten die klassische clarté und raison aufzwingen wollte, hatte nämlich aus seinen Prunkgemächern in Versailles streng alle die üppige Ornamentik des französischen Frühbarocks verbannt. Die Wände seiner Zimmer sind streng geometrisch in Felder eingeteilt, auf deren Rahmen der plastische Schmuck nur ein sehr bescheidenes Dasein fristen darf. Gegen diese Vergewaltigung liefen schon in der Endzeit seiner Regierung die großen französischen Ornamentisten Sturm, unter denen auffällig viele, wie Oppenorth, germanische Blutmischung gehabt haben, bis sie endlich unter der Régence auch den Hofstil umformen durften. In Deutschland konnte man sich nie zu der gleichen Strenge entschließen, obwohl man die Felderteilung annahm; Susmann steht mitten in der sonderdeutschen Entwicklung, wenn er seine Rechtecke ganz mit Schmuckformen ausfüllt. Seine Akanthusranken haben in der strotzenden, derben Fülle ihrer Blätter manche Ähnlichkeit mit gleichzeitigen fränkischen Stukkaturen und Schnitzereien in der Stifthaugerkirche zu Würzburg. Auch sieht die himm-



Bemalte Gläser

lische Stadt Jerusalem, die das Feld der einen Wand füllt, ganz wie ein anheimelndes Mainörtchen aus. Susmann arbeitete auch für eine Judengemeinde, die stark im Fränkischen eingewurzelt war; noch heute finden sich in der Kirchheimer Gegend bäuerliche israelitische Siedlungen. Das Orientalische seines Wesens machte sich darin geltend, daß seine Malerei keine Beziehung zur Architektur hat und vollständig unkörperlich nur durch ihre Umrisse wirkt; derartiges findet sich vielfach in der syrischen Kunst. Auch die Dämmerfarben Graublau, Kreideweiß, Sandgelb und Schwarz, die nur selten durch ein mattes Gelbrot aufgehellt werden, geben dem Raum die Stimmung morgenländischer Mystik.

Vierzig Jahre nach Susmanns Synagoge war der Sieg des Ornaments über die Felder-einteilung entschieden; sie wurde nur beibehalten, damit man desto überlegener mit ihr spielen konnte. Jubelnd hatten die Deutschen diese Entwicklung mitgemacht; ihr Rokoko verachtet am kühnsten alle Gesetze des Gleichgewichts; die Rampe des Treppenhauses im Kurfürstlichen Trierer Palais, die Ferdinand Tietz schuf, ist unerreicht im rauschenden Wogen der Formen. Einer der Hauptmeister des deutschen Rokokos, Balthasar Neumann, ist mit dem Innenraum eines bürgerlichen Hauses im Museum vertreten. Das kleine Zimmer zeigt eine klare Raumeinteilung; innerhalb der rechteckigen Fel-



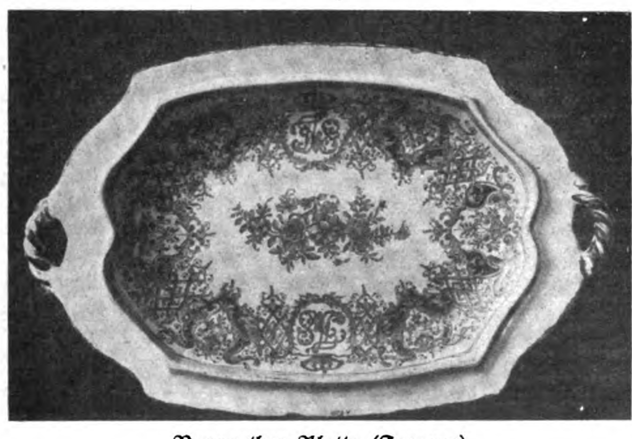
Hanauer Fayence-Krüge mit dem Greifenklau-Wappen

der an Türen, Fensterläden und Rahmungen finden wir aber eine Menge von vielfach ineinander verflochtenen kleinen Schmuckformen, die ins Holz eingelegt sind. Die üppige Formenpracht jedoch, die bei dem Rokoko der öffentlichen Gebäude erscheint, mußte in diesem Raum eines bürgerlichen Hauses vermieden werden, der nur zum Gespräch im Freundeskreise, nicht zu großen Festlichkeiten bestimmt war, und dessen Besitzer nur dem Beamten-, nicht dem Erbadel angehörte. Der Raum atmet aber freundliches, häusliches Behagen; alle Tönungen des Bernsteins vom zarten Gelb bis zum warmen dunklen Braun sind in den bedruckten Leinentapeten, den polierten, eingelegten Möbeln, den Tür- und Fensterrahmen vertreten und leuchten golden auf, wenn die Sonne hereinfällt. Hier erinnert man sich gern daran, daß Goethe der Schicht des wohlhabenden, gebildeten Bürgertums entstammt, das sich so schöne Lebensformen wie diesen Raum geschaffen hat, und das mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts immer mehr der Kulturträger wird.



Venus. Höchster Fayence in Dammer Ausführung

Der jubelnde Aufschwung des Rokokos hat nur kurze Zeit andauern können. Er erlag dem dritten Einbruch der Renaissance in Deutschland, der an die Namen Winckelmann und Lessing geknüpft ist. Überall kehrte man zu der strengen Feldereinteilung, der geraden Linie, dem bescheidenen bildhauerischen Schmuck zurück; denn man glaubte auf diese Weise der »edlen Einfalt« der Griechen nahezukommen. Selbst Größen wie Balthasar Neumann beugten sich dem neuantiken Geiste, der natürlich auch die Bildhauer erfaßte. So sehen wir an dem Häuser- und Gartenschmuck Würzburgs die vielbewegten und überschnittenen Linien verschwinden und wenige Gerade an ihre Stelle treten: die Gestalten sind nur für eine Ansicht gearbeitet und heben sich in klaren Umrissen vom Hintergrund ab; die koketten und ausgelassenen Tänzerinnen von Tietz werden durch die sanften Griechenmädchen Wagners verdrängt. Immerhin hatte aber dieser Klassizismus Kultur: bei aller Kühle und Strenge haben seine bescheidenen Schmuckranken eine schöne und zuchtvolle Form, seine weißen Zimmer eine ebenmäßige nud geschmackvolle Einteilung. Aber das kann einen nicht recht darüber hinwegtrösten, daß wieder einmal die deutsche Bildnerei durch eine rein gedankliche Bewegung aus ihrer eignen Entwicklung herausgedrängt worden ist, Theorien statt wirklichen Formgedanken nachgehen mußte und dabei natürlich ins Gekünstelte und Gemachte verfiel. In dem Ingelheimflügel der Residenz ist der klassizistische Stil in glänzender Ausbildung vertreten und zeigt sich da auch von seinen guten Seiten. Es würde etwas am Bilde der



Bayreuther Platte (Fayence)

Würzburger Kunst fehlen, wenn wir das klassizistische Zimmer im Luitpoldmuseum nicht erwähnten, das trotz seiner zarten Kühle und herben Raumeinteilung mit soviel Licht und bürgerlichem Behagen erfüllt ist.

In die neuere Zeit hinüber führt das Biedermeierzimmer mit seiner Papiertapete. Dies billige Material verdrängte zu Anfang des 19. Jahrhunderts in den Häusern der Vornehmen den Stuck, in denen der wohlhabenden Bürger die Stoffbespannung und leitete die fabrikmäßige Ausstattung der Innenräume ein. Immerhin ist das Papier in dem Biedermeierzimmer des Würzburger Museums handgedruckt; der Zeichner hat in kindlicher Darstellungsfreudigkeit Ritter und Indianerszenen aus Spontinis Oper »Die Eroberung Mexikos« dargestellt. Der Wandschmuck stammt aus Frankreich; die etwas gewalttätigen Farben gehen auf das Empire zurück, das sie zuerst bei der Ausschmükkung von Innenräumen verwertete. Daß man aber eine solche Freude an märchenhaften fernen Ländern, an einer phantastischen Sonnenverehrung und einem sagenhaften Heldenkampfe hatte und sich ein Bild davon an die Wand heften ließ, zeigt, wie sehr die Romantik die Gemüter damals im Banne hielt. —

Wenn wir uns nun zuletzt von der Betrachtung der Innenräume der Kleinkunst zuwenden, so finden wir in dem Luitpoldmuseum eine Fülle von Arbeiten, die von der gotischen Zeit bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Unter diesen Sammlungen bedeutet das große Fayencezimmer entschieden einen Höhepunkt. Von allen süddeutschen Manufakturen sind dort gute Stücke vorhanden. Es ist unmöglich, diesen Reichtum an schönen Dingen auf einmal in sich aufzunehmen; man kann nur einzelne Stücke herausgreifen und genießen. Da ist die Bratenschüssel aus dem Tafelservice der Wilhelmine von Bayreuth. Wie in ihrer Schöpfung Schloß und Park Eremitage, so fühlen wir uns auch hier dieser geistreichen und unglücklichen Frau nahe; denn alles, was sie umgab, hat sie selbst mit erlesenem Geschmack ausgewählt, die Künstler, die sie mit ihren beschränkten Mitteln bezahlen konnte, sich selbst erzogen. Vor dieser Schüssel, die so fein und reich wie die Geistigkeit der Besitzerin ist, berührt uns die Erinnerung an das Menschliche dieser Fürstin, das in so lebhafter Wechselwirkung zu ihrem Künstlerischen und Politischen stand. Wir sehen, wie sie nach der zertretenen Kindheit an der Seite ihres unbedeutenden Mannes ein bescheidenes Frauenglück sucht und es zu genießen glaubt, wie sie diesen eingebildeten Schatz zäh verteidigt und sogar den geliebten Bruder seinetwillen verrät. Und wir freuen uns, daß sie sich aus dieser Schmach aufgerafft und bei Friedrich um Verzeihung gebeten hat, dessen geistige Gefährtin sie nun erst werden und bleiben konnte.

Neben feinen Geschirren enthält der Fayencesaal auch einen Glasschrank mit Figürlichem. Die zierlichen Gruppen der Damen und Herren, der Wissenschaft, Künste und Tugenden, Chinesen und Harlekins stammen sämtliche aus der einzigen unterfränkischen Steinzeugfabrik zu Damm bei Aschaffenburg, die erst zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gegründet wurde. Aber ihr Begründer, Dr. E. Müller, entdeckte in einer Scheune über 200 Formen der Höchster Manufaktur, die zum großen Teil von ihrem besten Modelleur Melchior stammten. Die wurden nun in Damm in vollendeter Weise ausgeformt und nach alten Vorbildern bemalt. Etwa 200 Stücke, die auf diese Weise entstanden und im Luitpoldmuseum aufgestellt sind, geben ein vollständiges Bild von der Höchster Porzellankunst und erinnern in ihren heiteren und geistreichen Farbentönen an eine Mozartische Melodie. Es wird dieser Kunst öfters vorgeworfen, daß sie so sehr die Hofluft des 18. Jahrhunderts atme. Das ist eigentlich kein Tadel; denn über dem Allzumenschlichen des unbedeutenden 15. Ludwig vergißt man die Höfe von bleibendem Verdienst, wie den Friedrichs des Großen oder den seiner Gegnerin Maria Theresia. Freilich ist und bleibt diese Kunst Kleinkunst; aber sie will nicht mehr sein und schafft in dieser Selbstbeschränkung Entzückendes. Ich greife als Probe eine zierliche kleine Venus heraus; die großen Gruppen würden sich nicht gut für Abbildungen eignen, weil sie auf vielseitige Ansichten hin gearbeitet sind.

Es ist bezeichnend, daß man eine kleine Fayence ans Ende der Entwicklung der fränkischen Kunst setzen muß. Nach der Säkularisation versandete die große Kunst in Würzburg, weil der frische Strom des Lebens durch andre Betten rauschte, seitdem keine Fürsten mehr in Balthasar Neumanns Residenz wohnten. Die reichen kunstgewerblichen Sammlungen des Luitpoldmuseums an Waffen, Möbeln, Kleidern und andern Gebrauchsgegenständen reichen jedoch bis in die Gegenwart herein und zeigen, daß der fränkische Volksschlag noch immer ein feines Formengefühl besitzt und noch immer der Mutterboden für eine freie Kunst werden könnte. Das Leben in den fränkischen Dörfern und Kleinstädten fließt bereits wieder in den festgefügten Formen dahin, die es schon in Urgroßväterszeiten hatte. Wenn einst bessere Tage kommen, wird vielleicht in Franken und Würzburg doch auch wieder eine große bildende Kunst erstehen.



Karl Immermann. Bildniszeichnung von Vogel von Vogelstein (Dresden, 1833)

Immermanns Bildnis

Von Julius Bab

Die Theater-Ausstellung im Dresdner Kupferstich-Kabinett hat ein Bildnis Karl Leberecht Immermanns ans Licht gebracht, das meines Wissens bisher ganz unbekannt war. Es ist eine Bleistiftzeichnung, die Vogel v. Vogelstein laut Unterschrift im Jahre 1833 am 14. Oktober in Dresden angefertigt hat. Immermann war damals auf der Höhe seiner Düsseldorfer Theatertätigkeit; er hatte eine größere Erholungsreise nach Tirol, dem Lande seiner Andreas-Hofer-Dichtung, angetreten und nahm nun den Rückweg über Prag nach Dresden. Hier verkehrte er vor allem in Tiecks Hause, und hier hat er auch wohl den beliebten Dresdner Porträtisten kennengelernt, der dieses Bild von ihm schuf.

Es ist durchaus merkwürdig, wenn man es mit den bekannten Immermann-Bildern vergleicht, die die Düsseldorfer, vor allem Lessing, geschaffen haben. Jene nur um wenige Jahre späteren Bilder im romantischen »Schillerkragen« wirken sehr viel schwerer, breiter, pathetischer. Der korrekt gekleidete Herr des Vogelschen Bil-

des wirkt leichter, harmloser, liebenswürdiger; die bei Lessing melancholisch gesenkten Wimpern sind hochgezogen, und um die dort tiefgesenkten Mundwinkel spielt hier sogar der Ansatz eines Lächelns. Natürlich wird ein großer Teil des Unterschiedes im Ausdruck auf die Rechnung der so verschiedenen Maler zu setzen sein; immerhin ist es nicht reizlos, sich zu vergegenwärtigen, daß der Dichter des »Merlin« und des »Münchhausen«, der große Dramaturg von Düsseldorf, auch so weltläufig in geeigneter Stunde von geeigneten Augen gesehen werden konnte. Wichtiger als das Unterscheidende ist dann freilich das Gemeinsame, das hier wie überall die Formen dieses Gesichts prägt: die ungeheuer hohe, breite und eckige Stirn, die mächtigen winklig vorstoßenden Augenbrauen, die edelgerade Nase und — so viel Männlichkeit überraschend und höchst kennzeichnend kontrastierend — ein weiblich fein- und weichgezogener Mund.

Unter das Bild hat Immermann nicht nur mit den so porträtähnlichen Zügen seiner enggerafften, zart- und festgespitzten Schrift seinen Namen und sein Geburtsdatum gesetzt, er hat auch ein Gedicht in vollem Wortlaut daruntergeschrieben. Da aber namentlich die zweite der beiden vierzeiligen Strophen in der Bleistiftschrift schon stark verwischt ist, so setze ich den Text her, wie er unter der Überschrift »An einen Unzufriedenen« in Immermanns Werken zu finden ist:

Willst du bilden, willst du dichten,
Such' dich selber erst zu richten
In das Maß und in die Lage
Nach dem Lot und nach der Wage!
Du bist da, um aufzuklären,
Drum laß ab, dich zu verheeren!
Leier duldet jedes Wagen,
Nur nicht höhnen, nicht verklagen.

Dies ist nun freilich kein gutes Gedicht, denn es hat wenig Klang — und dies Wenige ist nicht von Immermann, sondern von Goethe, stammt ganz unmittelbar und leicht nachweisbar im Tonfall, im Bild, im Gedanken von verschiedenen bekannten Goethischen Strophen ab.

Da haben wir also schon den tragischen Zug des Immermannschen Wesens deutlich vor uns: die tiefe Schwäche, die so ziemlich seine ganze Lyrik und einen sehr großen Teil seiner andern Werke zur Unfruchtbarkeit verdammt hat. Karl Leberecht Immermann war ein menschliches und sittliches Genie, ein Mann von ungeheurer Frühreife des Kulturgewissens, des Bewußtseins persönlicher und religiöser Verpflichtungen; aber er war ein durchaus schwaches, sehr langsam und sehr spät reifendes artistisches Talent, und so geriet er mit seiner ungeduldigen Leidenschaft bei seinem Bemühen um Ausdruck ein Menschenalter lang in die schlimmsten Abhängigkeiten von Vorbildern, die seinem Wesen ganz fremd waren. So hat er nahezu dreißig Jahre gebraucht, um von der Nachahmung der Romantik, der sein ganzes Wesen widerstrebte und die ihn doch durch überlegene sinnliche Kräfte band, frei zu werden, und ebenso lange brauchte er, um seine innere Verwandtschaft mit Goethe, dem er bei hundert schweren formalen Abhängigkeiten doch lange in seinen bewußten Formulierungen als Gegensatz empfand, aus der Tiefe zu begreifen. Als er am Ende zu den künstlerisch und geistig wunderbaren Formungen des eignen Wesens vordrang, wie sie »Der Oberhof« (dies allein durchgesetzte Bruchstück seines großen Münchhausen-Werks) bietet, da hatte der lange Weg von Irrtümern und Kämpfen seine Kraft aufgezehrt, und er mußte bald dahin.

Unverloren aber bleibt die wegweisende Kraft, mit der er im geschichtstreuen Wesen eines Niederdeutschen die Botschaft Goethes erneuert hat: die Botschaft einer irdischen Religion, einer ganz von der Pflicht des Daseins, vom Licht des Tages, von der Entwicklung begrenzter Form genährten Frömmigkeit. Und über diesen positiven Inhalt hinaus sollte uns ehrwürdig bleiben die menschliche Gestalt dieses großen reinen Kämpfers. In einer Zeit, die so reich an Talenten ist, die nichts als sich selber wollen, und so arm an rechten Menschen, die mit dem Gefühl einer heiligen Verpflichtung über sich selbst hinaus wollen, in solcher Zeit kann man nicht oft und nachdrücklich genug die Blicke hinleiten zum Bildnis Karl Leberecht Immermanns.

Nachtlieder

I

Die Sonne sank. Der Pirol ist verstummt.
Im Osten ballt sich schwer das Dunkel auf.
Das Nachtgetier umflattert Tor und Turm,
Und scheu beginnt der Mond den blassen Lauf.

Da schlägst du deinen Königsmantel weit
Um mich, dein Kind, dem erdenweh der Sinn,
Du große Nacht! Ich fühle deine Hand
Und sinke, Mutter, dir zu Füßen hin.

II

Die Nacht hat sich das Sternendiadem,
Das funkelnde, ins schwarze Haar geschlungen
Und schreitet über Wiegewipfel hin,
In denen sanft des Abends Lied verklungen.

In ihren Händen ruht die Silberschale,
Von Schlummertropfen voll bis an den Rand,
Und wo der Wald sich neigt zum blühnden Tale,
Träuft sie den Segen auf das müde Land.

Albert Sergel

Gräfin Ahlefeldt und Emil Palleske

Von Carl Friedrich Müller

Nachdem das Problem »Immermann und Gräfin Ahlefeldt« durch des Dichters Biographie von Maync und neuerdings durch die Enthüllungen von Werner Deetjen wieder aufgerollt worden ist, wäre es wohl nicht unzeitgemäß, auch die Stimme der Gegenseite aufzurufen. Trotz der abfälligen Beurteilung, die Ludmilla Assings Biographie der Gräfin bei Maync und bei Deetjen erfährt, kann ihre treue uneigennützige Anhänglichkeit an ihre Freunde, die ihr zu dem in gutem Glauben gezeichneten Bilde der Freundin die Feder führte und die besonders aus ihrem langjährigen Briefwechsel mit Emil Palleske spricht, nicht verfehlen, zum Herzen der Leser zu sprechen.

Emil Palleske, der nach mehrjährigem schauspielerischem und dramaturgischem Wirken an der Oldenburger Hofbühne seine Vorleserlaufbahn begonnen hatte, war bei seiner Übersiedlung nach Berlin im Herbst 1851 durch Frau Präsidentin von Mittelstaedt in Stettin an die ihr befreundete Gräfin empfohlen worden. Bald wurde er zu deren »Sonntagen« hinzugezogen, von denen die feinbesaitete Frau gern alle nicht dazu passenden Elemente fernhielt, während die dort aufgenommenen jungen Talente ihre ersten Werke vortragen durften und durch den warmen Anteil der Gräfin Ermutigung empfingen. So zählt Ludmilla denn unter den nächsten und liebsten Freunden des Hauses auch »Emil Palleske und seine schöne, liebenswürdige Frau« auf. Schon im November 1851 konnte hier Palleske seinen »Achilles« und 1852 am 5. Januar, seinem Geburtstage, seinen »König Monmouth« — soweit fertig — vorlesen, den er bei dem späteren Druck der Gräfin zueignete, da sie so warmen Anteil an der Entstehung und Vollendung dieses Dramas genommen hatte und ihm den lebhaftesten Beifall schenkte. Häufig auch las er Shakespeare vor, »und bei dem Ton seiner kräftig schönen Stimme, bei seinem lebendigen, geistvollen Vortrag wurde Elise oft an jene Zeit erinnert, da Immermann ihr diese selben Dramen vorgelesen hatte«.

Vier bisher ungedruckte Briefe der Gräfin eröffnen uns einen unmittelbaren Einblick in jene Berliner Kreise. In dem ersten der Briefe vom 15. Oktober 1852 ruft sie dem auf einer Kunstreise Begriffenen zu:

Elisa Gräfin von Ahlefeldt

Einen Sonntag haben wir nur durch Ihre geistvollen Mitteilungen; wenn diese fehlen, suchen wir ihn vergeblich. — Der Himmel gebe Ihnen schöne Tage des Zusammenseins mit der geliebten Frau; solange dies zu Ihren Gedichten notwendig bleibt, steht es gut mit Ihnen und Ihrem edlen Streben. — Der General* empfiehlt sich Ihnen bestens, ist sehr gespannt auf Ihre schöne Dichtung und wünscht, wie der Sonntagskreis, Sie lebhaft zurück in unsre Mitte.

Ihre Freundin Elisa Gr. Ahlefeldt.

Über dieses Drama Palleskes heißt es dann unter dem 10. März 1853:

Sehr verehrter Freund!

Am Sonntag morgen fand ich auf meinem Frühstückstisch, umstrahlt von warmer Frühlingssonne, Ihr schönes Gedicht; eine große

* Leo Palm, der Freund des Generals Lützow und Friedrich Friesens, des Mitbegründers der Turnkunst und Adjutanten Lützows von 1813.

Freude, die ich Ihnen nie genug zu danken vermag! Lieb ist es mir, daß Sie es wissen, wie wahres Talent, seltene Gaben andrer mich beglücken, wie dankbar ich es empfinde, unter solchen Bevorzugten berücksichtigt zu werden, da ich doch nur das Allerleichteste und Natürlichste bringe: freudige Anerkennung so edler Geister!

Mit Freude wurde am Abend König Monmouth von dem kleinen Kreise begrüßt, dem sich auch Gottschall angeschlossen. Aller Wünsche wurden laut für volle Würdigung des Dichterwerkes, damit der Dichter, ermutigt, freudig das begonnene Werk vollende durch die beiden sich gestellten großen Aufgaben. (Nach dem Monmouth: Oliver Cromwell.)

Berlin, Dessauer Straße 7,
den 27. August 1853.

Sehr verehrter Freund!

Freuen Sie sich meiner Federscheu; Karlsbad macht nicht allein den Beutel leer, sondern auch den Kopf, nach jedem Gebrauch des Bades wird mir das nur klarer; nun aber kann ich Sie nicht länger schonen, ich will wissen, wie es mit Ihrem Cromwell steht, von welchem ich ahnde nach Ihrer gütigen Mitteilung, daß er vortrefflich wird! Der wahre Dichter adelt alles, weiß auch dem Unbedeutendsten Interesse zu geben, den Helden nochmals der Sterblichkeit zu entreißen; für uns gibt es nichts Interessanteres, als des Dichters Pläne zu hören, mit ihm alles durchzusprechen, zu lernen, zu bewundern. Denn das geistige oder eigentlich einzig wahre Leben ist das Höchste und Beglückendste, das uns Sterblichen geboten werden kann.

Leider kenne ich Macaulays neuesten Geschichtsband noch nicht, auch las ich noch nicht Julian Schmidts Literaturgeschichte, werde aber beide Bücher mir zu verschaffen suchen und danke für die Nachrichten. Mir ist es noch immer unbegreiflich, wie der Dichter sich so oft im Stoff täuscht, aber auch, daß Sie, Verehrtester, den Oranien nicht für einen dankbareren halten als die beiden früher bearbeiteten Stoffe, vielleicht weil er Ihnen leichter wird? Wäre der Alexis* in der zuerst gedichteten Gestalt erschienen, wo er dazu durch die poetische Liebe der Euphrosyne gehoben wurde, so glaube ich, wäre es für die poetische Aufgabe ein Gewinn geblieben. Das Umgestalten des Peter hat mir nie zugesagt, war gemacht, was sich mit der Poesie nie verträgt nach meinem Gefühl. Der Verstand hat bei vielen neueren Schriftstellern die Poesie verschluckt, es fehlt die Glut des Herzens, die wahre Erhebung, es ist vieles geschickt gemacht, wie bei Laube, wo ich den Verstand bewundre, aber Dichtungen sind es nicht, den Göttern führen sie uns nicht zu.

* Immermanns Drama Alexis (Düsseld. 1832).

Die Ruhe in lieblicher Umgebung* fern von allen Störungen brachte dem Schaffenden stets, wie alle Biographien großer Männer erzählen, Vollgewinn; und Glück, daß Sie es können, ich verspreche uns die schönsten Früchte von diesem harmonischen Stilleben, wo das Herz im Überfluß schwelgt, an der Seite einer so ausgezeichneten Frau, die ich unbeschreiblich liebe.

Ihr Brief an Fräulein Assing liegt noch vor mir, da selbige schon seit sechs Wochen mit ihrem Onkel herumschwärmt am Rhein bis zum Rheinfall; so weit reichen meine Nachrichten, leider weiß ich nicht, wann sie wiederkehren, glaube aber bald, wo dann Ihr schöner Brief mit herzlicher Freude empfangen wird wie immer. Wir freuen uns beide unbeschreiblich auf Ihre Ankunft hier, auf Ihren Cromwell, so auch mein verehrter Freund, der General Palm, der auch wahrscheinlich in diesem Augenblick die Alpen besteigt, nach der Reise durch die Schweiz sich auf Dürkheim zur Weintraubenkur rüstet; meine Geldmittel wie Gesundheit reichen nicht hin für diese Naturfreuden; im Oktober, hoffe ich, sind wir alle wieder in Berlin.

Gräfin Ahlefeldt an Maria Palleske
in Ichtershausen (Thüringen).

Dessauer Straße 7, den 23. November 1853.

Teuerste Frau!

Schelten Sie mich nicht undankbar, daß ich so spät Ihnen meinen herzlichen Dank zurufe für Ihren so lieben Brief!

Viel Sorge um die Gesundheit lieber Angehöriger, der Tod des liebsten, stimmte mich trübe, und so mochte ich nicht erscheinen bei Ihnen, wo alles harmonisch und heiter erklingen soll; nun aber verlangt mich gar sehr nach Kunde von Ihnen beiden, ob Sie gesund sind, was wir hoffen dürfen für diesen Winter. Aus Dessau hörte ich, daß Ihr lieber Mann dort war und überall durch seine schönen Vorträge erfreute, wie das so sehr natürlich ist; wenn man Sinn für Poesie hat, kann man nicht dankbar genug sein für einen so schönen Genuß.

Hätte ich nur ein Zimmer übrig für liebe Freunde, wie würde ich mich glücklich preisen, Sie zu besitzen, zu genießen! Doch leider kann ich in dieser Beziehung meinen Freunden nichts Angenehmes erzeigen, mir die größte Freude bereiten.

Schön muß es sein auf Ihrem Landsitz, selbst im Winter, und gesund für Sie, Geliebte, ist gewiß der stille Aufenthalt, bis Sie ganz wieder gestärkt sich fühlen, die Kinder etwas größer geworden sind, daß Sie mehr Ruhe sich erfreuen; ein gebildeter Geist scheut die Einsamkeit nicht, dazu Ihr hübsches Talent, das Sie

* Ostern 1853 Übersiedlung nach Thüringen.

hoffentlich üben* und uns vielleicht für die Ausstellung ein Bild senden. Dazu umschwärmt von so viel kleinen lieben Herzen, in denen die Mutter den Keim alles Schönen und Guten weckt und fördert, das bleibt eine große, schöne Aufgabe, der Sie vor allem gewachsen sind.

Vergessen haben wir Sie alle nicht, in unserm Kreis ist wohl niemand, der Sie nicht herzaubern möchte.

Der treffliche General Palm war Ihnen bei seiner Heimkehr aus der Schweiz ganz nahe; da es aber Nacht war, so konnte er sich nicht die Freude gestatten, auf ein Stündchen zu Ihnen zu eilen. Durch diese Reise lebe ich jetzt viel auf den Alpen und spaziere an dem herrlichen Genfer See, schaue alle die Wunder der Natur mit dem geistigen Auge, ergriffen von tiefer Sehnsucht dahin. —

So weit hatte ich gestern geschrieben, als Frau von Seiblitz aus Erfurt eintrat, die mir erzählte, wie Ihr lieber Mann dort gefallen habe und wie sie herzlich wünsche, ihn dort wieder zu begrüßen. Auch Fräulein Assing trägt mir die wärmsten Grüße für Sie auf; ihre schöne Reise hat sie sichtlich erfrischt und beglückt.

Interessantes kann ich leider nicht mitteilen, da ich in stiller Zurückgezogenheit lebe, meinen Jahren und meiner Gesundheit angemessen, aber mit gleich warmer Empfindung erfreue ich mich des Schönen und Ausgezeichneten, das der gütige Gott mir auf meinem Lebensweg spendet; zu diesen rechne ich mit wahrer Freude Ihre Bekanntschaft, und bitte Sie beide mit der aufrichtigsten Gesinnung um die Fortdauer Ihrer Freundschaft. Elisa Gr. Ahlefeldt.

Die in diesen Briefen anklingende Freundschaft Ludmilla Assings übertrug sich auch auf Palleske und führte zu einem lebhaften, sich über fast dreißig Jahre erstreckenden Briefwechsel, dessen 147 Nummern uns ein getreues Bild der literarischen und gesellschaftlichen Zustände der fünfziger und sechziger Jahre liefern, nicht ohne scharfe Streiflichter auf die reaktionäre Strömung jener Zeit.

Hören wir zunächst die durch den Tod der Gräfin verursachte gegenseitige Aussprache:

Berlin, den 21. März 1855.

Heute nur die traurige Nachricht, mein lieber Freund, daß unsre geliebte Freundin, die Gräfin Ahlefeldt, gestern mittag um 1 Uhr das Ende ihrer Leiden erreicht hat. Nach solchen Leiden ist der Tod eine Erlösung, wenn er auch für uns darum nicht minder schrecklich ist. Was wir an ihr verloren, wird uns nie ersetzt werden. Sie ist entschlafen, bis zum letzten Augenblick gepflegt und auf den Händen getragen von der zarten und aufopfernden Freundschaft des edlen Generals Palm. So ist denn diese herrliche Frau, die einst von Immermann so grausam verlassen wurde, nicht einsam gestorben, sondern umgeben von der Liebe und innigen Sorgfalt, die sie verdiente. Ich war alle Tage bei ihr; sie war milde anteilnehmend und liebevoll bis zuletzt. Wie sie schon kaum mehr sprechen konnte, nahm sie meine Hand und drückte sie an ihr Herz. Ich habe in ihr meine teuerste, geliebteste Freundin verloren. Am Freitag um 9 Uhr wird sie vor dem Hallischen Tor begraben.

Leben Sie wohl, ich kann heute nicht mehr sagen. Tausend ergebene Grüße Ihrer lieben Frau, die mit Ihnen von diesem Schlage schwer betroffen sein wird. Adieu, ich hatte mich lange mit Gewalt bemüht, immer bei ihr heiter zu erscheinen und nicht zu weinen; nun, da sie mich nicht mehr sehen kann, ist diese Fassung auch dahin. Möge es Ihnen gut gehen.

Herzlichst Ludmilla.

In der Antwort beklagt Palleske, daß er die Verewigte seit so langer Zeit nicht wiedergesehen hatte: »Es kommt mir vor, als müsse ich allein als teilnahmlos in dem kleinen Kreise verurteilt werden. Wie haben wir beide, meine Marie und ich, diese Frau vergöttert! Die Freiheit auf den Höhen des Lebens, nach der wir beide einen erquickenden Atemzug tun, stellte sie so rein dar, so adlig geboren, so adlig selbsterzogen. Ich sehe sie noch in vielen kleinen Zügen, ihr überschwellendes Gefühl, ihre Zärtlichkeit, ihr Urteil, ihre Antipathie, in allem auserlesen.«

Nach Erscheinen von Ludmillas Biographie der Gräfin bemerkt Palleske: »Ich hätte vielleicht hier und da einen Zug ausgemalter gewünscht, so das Zusammenarbeiten Immermanns mit der Ahlefeldt, wovon ich durch den Schauspieler Jenke in Oldenburg noch Genaueres früher erfahren, daß sie z. B. bei sich Leseproben abhielt, den Schauspielern Urteile sagte, daß Immermann seinen Plan zu Alexis mit ihr besprochen, sie bei wochenlangem Brüten des Dichters plötzlich einen Ausweg, ein Licht fand; dann die Vorlesungen bei ihr, wo sie, wie mir Frau v. Malsburg erzählte, mit den Augen bewachte, ob alles so genoß wie sie, so aufmerksam, wie es Immermann verdiente: diese Exzesse der Zärtlichkeit, diese ausgesuchteste Sorgfalt in der Behandlung des vergrillten, reizbar eitlen Dichters, diese Feier seines Geburtstages, wo sie das Zimmer mit Rosen tapeziert hatte, so daß am Abend während der Vorlesung Immermann, von Schwindel übermannt, ohnmächtig wurde und sie ihre zu reiche Blumenbescherung mit einem Schrecken büßte, der sich aufs tiefste in

* Frau Palleske war 1847/48 im Atelier Horace Vernets in Versailles tätig gewesen.



ihrer Liebe und Besorgnis um den Ohnmächtigen offenbarte. Doch das sind Züge, die Sie nicht kannten, die Elise zum Teil meiner Frau und mir erzählte. Und Sie haben ja auch so reich gegeben, daß man nichts vermißt, und ich hätte vermutlich nicht so charakteristisch auswählen können. — Gewiß, dies Buch muß reine Freude erzeugen, Anerkennung des Hohen, Nacheiferung des Reinmenschlichen im großen und kleinen. Ich wünsche dem Werke die weiteste Verbreitung um der Gräfin und Ihretwillen, vor allem des Publikums wegen, da in der Tat die Beurteiung nicht bloß dieses, sondern so vieler ähnlicher Verhältnisse davon abhängt. Welche Aufklärung über die sogenannte natürliche Tochter, über das Verhältnis mit Immermann, das offenbar durch die dringlichen Heiratsanträge des Dichters als ein ganz sinnlichkeitsloses bewiesen ist und somit die Möglichkeit der Liebe beweist, auch wo schließlich der natürliche Wunsch des Mannes nach letzter Vereinigung dieses Verhältnis trübt und zerreißt. Denn, liebe Freundin, haltbar war bei der Schönheit und geistigen Erregbarkeit Elisens und bei Immermanns Jahren und Natur ein platonisches Verhältnis nicht, und daß er ein Versprechen gab, das er nicht halten **konnte**, war der große Fehler, den er in das Verhältnis hineinnahm. Freilich, wie er die Edle betrog, das war ein Verbrechen, das seinen ersten Fehler am wenigsten entschuldigen konnte. Und doch lieben die Männer durch Verbrechen Fehler zu begraben. Das ist leider wahr. Sie sind, was **ein Biograph sein muß**, parteiisch für Ihre Heldin. Sie haben mit Leidenschaft geschrieben, die Frau Immermanns mochte in Dresden ermüdet sein, eine leidenschaftslosere Biographin hätte das nicht als Folie für die Gräfin gebraucht. Von dieser Seite wird man Ihnen, wenn ich an des Historikers v. Sybel Äußerungen denke, einige Vorwürfe machen. Indessen ist das gleichgültig; genug, daß Immermann, wenn Sie seine Äußerung verbürgen können, eine schmerzliche Äußerung getan hat. Ich finde, daß in der schließlichen Versöhnung aller Geschiedenen eine Apologie aller gegeben ist, die Ihre Parteilichkeit wieder gutmacht. Kurz, auch von dieser Seite möchte ich mit Goethes Wort sagen: Es ist fürtrefflich geraten.«

In der Antwort sagt Ludmilla: »Da Sie behaupten, Immermann hätte bei einem solchen Verhältnis nicht auf die Dauer glücklich sein **können**, so muß ich es wohl glauben. Was sind aber denn die Männer für unheimliche Löwen, wenn sie wirklich nicht eher zufrieden sind, als bis sie diejenigen, die sie lieben, ganz in ihren Klauen haben. Heiraten kommt mir immer etwas vor wie: sich einem bösen Dämon ergeben, und wie mag es nun erst gar der Gräfin vorgekommen sein, dieser sanften, leidenschaftslosen Mondscheinseele. Daß sie glücklicher geworden, wenn sie Immermann geheiratet hätte, das habe ich ja selbst ausgesprochen, und nur das ist sicher, daß sie nur aus den edelsten Motiven, und ich möchte sagen aus Liebe für ihn — wenn sie auch hierin irrte — es nicht tat. Was Sie über die Art, wie Immermann sie betrog, schreiben und wie Männer lieben durch Verbrechen ihre Fehler zu begraben, gefällt mir außerordentlich. Ach, ist es wahr, daß sich die Idealität im Leben so rächen muß, wie sie es hier getan zu haben scheint? Führt sie wirklich dahin, daß man unter Rosen erstirbt, beinahe so wie Immermann unter Rosen ohnmächtig wurde? — Ich habe mich möglichst bestrebt, nur die Geschichte selbst reden zu lassen und all den schönen Wahnsinn der Liebe zurückzudrängen, der in meinem Herzen für die Gräfin lodert; wenn Sie nun doch finden, ich hätte mit Leidenschaft geschrieben, so mag das daher kommen, weil mich jahrelang die Wut jener Legitimitätssüchtigen geärgert hat, die nur, um die arme Gräfin herabzusetzen, Immermanns Eheglück unsinnig und unwahr gepriesen. Ich darf Sie versichern, daß ich die Wahrheit jedes Wortes meines Buches verbürgen und durch Belege nachweisen kann. Jene Äußerung Immermanns in Dresden, die Sie erwähnen, hat mir — im Vertrauen gesagt — Putlitz mitgeteilt, der Jugendfreund der Madame Immermann, der sie von **ihr** erfahren hat. Über die schließliche Versöhnung aller bin ich ganz mit Ihnen einverstanden.« —

Wotan

(In Schweden)

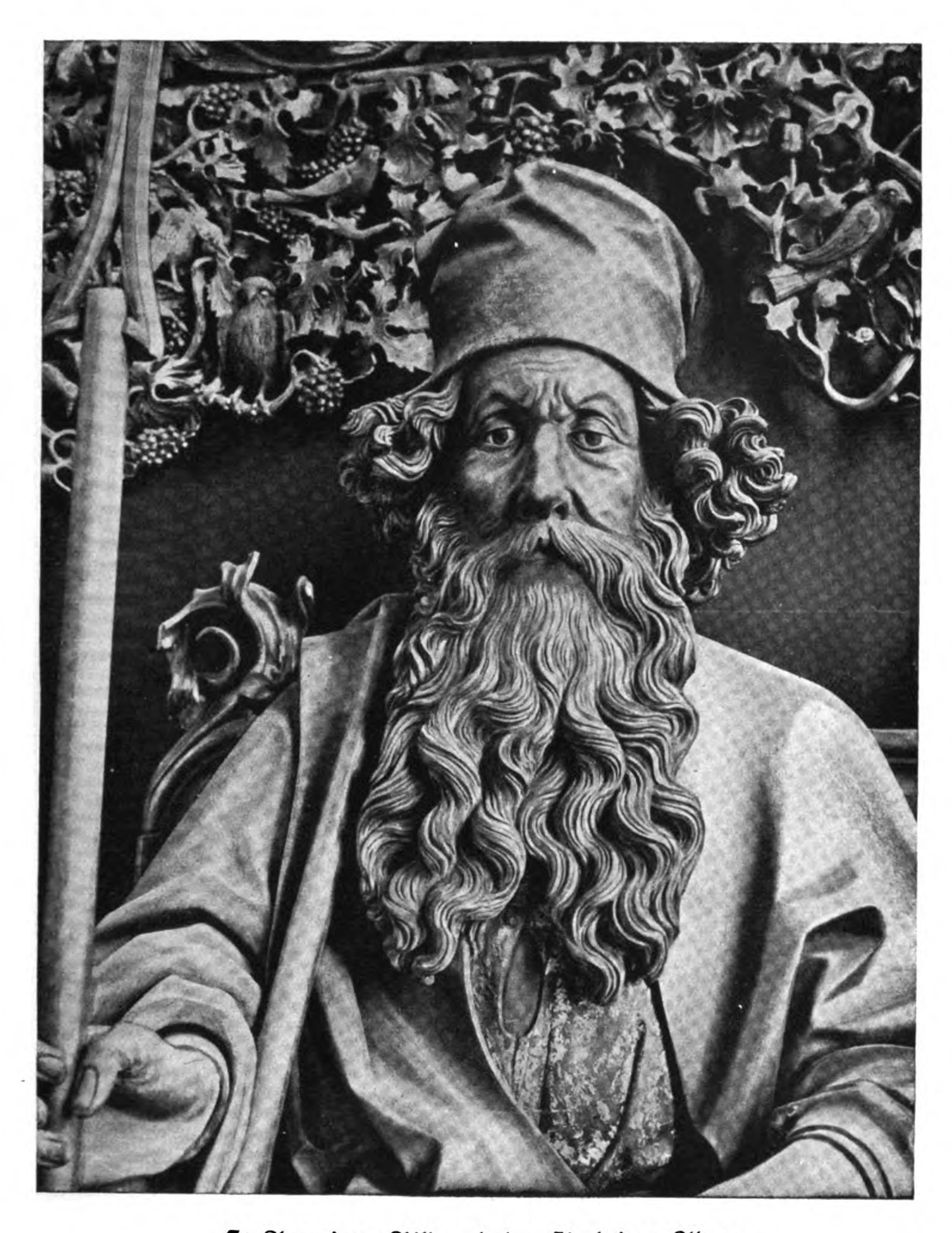
Ich sah dich stehen auf dem Urgestein.
Dein grauer Mantel weht im Wind,
Indes dein kalter Augenschein
Ins Rätsel aller Weiten sinnt.

Des einen Auges Leuchte gabst du hin
Ums Rätsel dieser Erdenhaft;
Das andre tastet nach dem ewigen Sinn
In friedeloser Wanderschaft.

Kein Glockenlaut klingt her zum Urgestein,
Kein Hauch vom Menschenneide dringt empor:
Da siehst du einmal tief in dich hinein
Und ahnst den Pfad, der sich im All verlor.

Laß unbefragt nun, was die Norne spinnt!
Du bist am Ziel. Komm, gib uns Ruh vom Schreiten! —
Du zuckst? — Der graue Mantel schwillt im Wind.
Und trostlos starrt dein Auge in die Weiten.

Hans Much



St. Antonius. Bildwerk des Isenheimer Altars
Nach einer Aufnahme von Dr. S. Hausmann

Fasching

Ein Spiel von Agnes Miegel

1. Szene

Eine schmale Straße. Zur Rechten eine hohe Gartenmauer, zur Linken die Rückfront eines alten Palastes mit einem großen, offenen Fenster im ersten Stock und einer kleinen eisenbeschlagenen Tür zu ebener Erde. Sonst mit blinder Fassade. Die Straße führt nach links am Palast vorbei, dann an einer niedrigen Kirchhofsmauer entlang. Nach dem Hintergrunde zu geht sie am Fluß entlang, an dem ein Geländer das Bollwerk abschließt. Man hört deutlich das Rauschen des Wehrs. Es ist Nacht. Der Vollmond scheint. Man hört eine Gitarre. Von der Kirchhofsseite kommt Fackelschein und Gesang.

Andrea, Naddo, Ulrich kommen. Naddo ist maskiert, Ulrich hält seine Maske in der Hand. Andrea ist unmaskiert.

Andrea

La la la ... ja, wahrhaftig! Karneval ist eine vortreffliche Erfindung! Nicht wahr, mein deutscher Freund? — Laß dich einmal besehen! Ja, du bist ein Deutscher, dein Haar und deine Augen beschwören es; aber an deinem Italienisch hätte ich es nicht erkannt. Erkannt! — Ich kenne dich ja überhaupt gar nicht. (Mißtrauisch:) Wer seid Ihr eigentlich?

Ulrich

Ein Edelmann wie du, mein Freund von heute abend.

Andrea

Eine gute Freundschaft, bei Wein und Dirnen geschlossen! — Was bleiben die Kerls stehen? — Ach, da bin ich ja zu Hause. — Wie du die Augen aufreißt! — Naddo, ist dies nicht mein Haus?

Naddo

Euer Palast, mein werter Vetter!

Andrea

Mein Palast — du hörst es, Deutscher! Er muß es wissen, der gute Naddo; es ist die Weide, auf der er grast.

Naddo

Ich bitte dich, Vetter, nicht so laut.

Andrea

Ja, du hast recht, sonst wacht sie auf, und ich gehe doch bloß ihretwegen wie ein Gauner durch die Hinterpforte. Sonst erwacht meine tugendhafte Gemahlin. – Ich sage dir, Freundchen, das ist so ein Engel — so was wächst gar nicht in deinem bunten Deutschland. Jede Nacht läuft sie dort nach der Klosterkirche beten, ich kann für zwei sündigen... Ach, was sitzt es sich hier schön! Ich gehe nicht hinauf, ich bleibe hier sitzen. Setze dich, Naddo! Setze dich, Deutscher — setzen sollst du dich!...

Ulrich

Ich setze mich, wenn ich selbst es mir befehle.

Andrea

Sieh, sieh — wenn der Deutsche Wein im Leibe hat, wird er stolz! Ich werde dich fordern!

(Ulrich zieht den Degen.)

Naddo

Vetter Andrea, es tut nicht gut, sich so spät und auf vollen Magen zu ärgern. Das erhitzte Blut drückt auf die Milz...

Andrea

Ja, Naddo, du bist klug; ganz recht hast du! Wo ich so ein kurzes Genick habe! Das hab ich von meiner Mutter. Ach, meine arme Mutter! Zehn Jahre ist sie jetzt tot. Du kanntest sie, Naddo... Was stehst du da, Bruderherz? Laß doch das dumme Spielzeug. Steck' es fort — oder besser: gib's her! Kannst dir sonst damit Schaden tun. (Sie ringen, er nimmt Ulrich den Degen ab und lacht.) Siehst du, ich hab' doch noch ein bißchen mehr Kraft als so ein Blondkopf. Ein feiner Stahl — fein! Das nehm' ich als Pfand — aus Freundschaft. Morgen kannst du es dir holen — du mußt kommen. Aber von vorn herum. Du wirst schon finden. Nicht wahr, Naddo?

Naddo

Jedes Kind zeigt Euch Herrn Andreas Haus. Der reiche Andrea, der Wohltäter der Stadt...

Andrea

Und aller armen Verwandten. — Du, wie heißt du eigentlich?

Ulrich

Schwer für dich, es zu behalten: Ulrich.

Andrea

Ein kurioser Name — und sonst, he?



Ein Prinz? Ein Flüchtling? Ein Schurke? Du sprichst so verflucht gutes Italienisch —

Ulrich

Ich war zweimal in Florenz. In Bologna hab' ich studiert.

Andrea

Ein gelehrtes Haus! Ich würde sagen, du bist doch kein Edelmann. Aber du säufst vorzüglich und bleibst so nüchtern wie ein Bettelmönch. Und was suchst du in Italien?

Ulrich

Mein Glück. Ein Chiromant wies mich hierher. Hier würd' ich's finden —

Andrea

Ein Chiromant? Ich glaube mehr ans Horoskop. Da habe ich ganz wunderbare Sachen erlebt. In Siena hab' ich eine Base — Aber das erzähle ich dir morgen. Du mußt zu Tisch kommen. — Alle Heiligen, wie bin ich schläfrig! Wenn ich hier noch länger sitze, schlafe ich ein. — Macht die Tür auf — weiter — so! Leise, leise! Nein, den Degen gebe ich nicht, du mußt ihn dir holen. Naddo, weißt du was? Begleite meinen Freund noch ein Endchen. — Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn — morgen.

2. Szene

Naddo, Ulrich, ein Fackelträger, ein Diener.

Naddo

Kommt fort, Herr, dies ist eine unsichere Gegend. Hier hört kein Mensch, wenn man ruft. Das Wehr ist zu nahe. Ihr wohnt doch gewiß im deutschen Gasthof. — Gestattet, daß ich Euch heimgeleite.

Ulrich

Wenn's Euch recht ist, bringe ich Euch nach Haus, ich möchte nach dem Markt, da ist noch Leben. Die Nacht ist schön, und mir ist heiß vom Wein.

Naddo

Werdet Ihr auch nachher finden?

Ulrich

Oh, ich bin schon seit gestern in der Stadt, und der Gasthof liegt ja nah der Brücke. (Beide ab.)

3. Szene

Pierrot, eine maskierte Frau, ein Mann kommen um die Mauerecke vom Flußufer her.

Frau

Der war's, der Größere, der jetzt die Maske umbindet. Er hat eine große Geldkatze um, eine Schnalle und drei schöne Ringe. Er war mit Herrn Andrea zusammen, aber der kannte ihn auch nicht. Er ist ganz fremd. — Der eine Ring hat einen Diamanten.

Pierrot

Du mußt ihm nachgehen.

Frau

Ich allein? — Du bist wohl verrückt! Da geht er nicht mit. Er ist schlau. Ich trank aus seinem Glas — er goß den Rest nachher fort.

Mann

Du mußt mit — zu zweit! Er geht nach dem Markt; ihr müßt tun, als ob ihr dort vom Tanzen kommt — dann bringt ihn hierher.

(Alle ab.)

4. Szene

Katarina

(schiebt oben den Vorhang zurück und lehnt sich aus dem Fenster)

Hinter den Türmen steht der blasse Mond;
's ist Mitternacht vorbei. Von ferne krähn
Die Hähne schon zum zweitenmal. Wie laut
Das Wehr jetzt braust! Und immer ist's mir noch,
Als sänge es ein wundervolles Lied,
Für mich allein verständlich.
Jede Nacht,
wenn durch die Gasse bis zum Fenster hin
Das helle Mondlicht flutet, schlägt mein Herz
Und sagt: Er kommt! ...
O Träumerin, wach auf!
Durch diese Türe unten kam dein Mann,
Andrea kam, der feiste, immerfrohe,
Der nebenan in seinem Bett sich wälzt
Und noch im Traume sich ein Liedchen pfeift,
Das er heut nacht gehört ... Ach, nicht für ihn
Hat je mein Herz geklopft. — Ein Spukbild ist's,
Blaß wie dies geisterhafte Licht. Im Traum
Wohl hundert Male hab' ich ihn gesehn:
Bleich war er, und um seine schmale Schläfen
Floß leicht gelockt das ährenblonde Haar.
Die Brauen deuteten mit seidnem Glanz
Der schöngewölbten Stirne Bogen an.



Der Nasenrücken war so fein und scharf,
Daß wie durch eines Mädchens zarte Finger
Das Licht hindurchschien. —
Doch der Mund war weich
Und voll wie eines Pagen Mund,
Und immer brannt' ich darauf, ihn zu küssen,
Und immer, wenn ich bebend mich geneigt,
Ihn zu berühren, der so lieblich lockte,
Dann kam das Schreckliche, — und ich erwachte,
Im Ohr des Wehres Brausen, so wie jetzt...
(Ein Glöckchen.)

Dienerin

Gnädige Frau, sie läuten schon im Kloster.

Katarina

Gib mir den Mantel um! (Die Tür wird geöffnet, ein Page mit dem Gebetbuch. Zwei Hellebardiere. Katarina und die Dienerin. Von Ferne hört man Musik.) Wie, noch Musik? Bekommen diese Leute nie genug?

Dienerin

Gnädige Frau, hier nach dem Wasser zu, da tanzt das Gesindel in den Schenken bis in den lichten Morgen hinein — die gehen nicht zur Messe.

(Alle ab.)

5. Szene

Ein paar Augenblicke bleibt die Szene leer. Dann kommen Frau und Pierrot Arm in Arm vom Kirchhof her.

Frau

Er folgt uns. Bleib stehen. Jetzt kommt niemand. Dame Katarina ging zur Messe, das dauert noch eine Weile...

Pierrot (laut)

He, Ihr da — was verfolgt Ihr uns?

Ulrich

Kann ich nicht meines Weges so gut gehen wie Ihr?

Frau

Laß ihn in Frieden, Niccolo. Vielleicht ist's ein großer Herr, die muß man nicht erzürnen.

Ulrich

Seht Ihr, Eure kleine Freundin ist höflicher als Ihr. Ich strich hier nur so herum.

Frau

Gewiß, gewiß. Wer wird jetzt auch schon nach Hause gehen! Geh, Niccolo, sieh, ob auch niemand am Wasser uns entgegenkommt. (Leise:) Er ist ein bißchen trottlich, der Arme. (Hastig:) Ich sah Euch heut abend schon an Herrn Andreas Tisch. Ich kam und trank aus Eurem Glas...

Ulrich

Das taten viele.

Frau

(lüftet die Maske und schlägt den Schleier zurück)

Ihr lobtet mein rotes Haar, fragtet mich, ob ich aus Venedig wäre...

Ulrich

Ach, das warst du? — Ist das dein Mann?

Frau

Mein Bruder, Herr! Wir wohnen hier ganz nahe. Dort unten nach dem Hafen zu. Niccolo, lauf vor und sieh zu Hause nach, daß wir was zu essen haben für den Herrn.

(Pierrot ab. Sie geht nach dem Wasser zu.)

Ulrich

Komm hierher, kleiner rothaariger Teufel, wir gehen nach dem Markt.

Frau

Bah, da ist jetzt alles dunkel. Es hat schon geläutet. Nur am Hafen ist noch Leben. Ich weiß eine hübsche Schenke dort. Ein paar Schritte nur. Hu, mich friert! Nehmt mich unter Euren Mantel.

Ulrich (blickt auf)

Wie der Vorhang dort aus dem Fenster im Morgenwinde flattert! Woran erinnert dich das nur? Mir ist, als hätte ich das alles schon einmal so gesehen und dieses Wasserbrausen gehört. Mir graust. — Komm zurück, wir gehen doch in die Stadt.

(Frau pfeift)

Was pfeifst du, Dirne? — Mein Degen!

Frau (kreischt:)

Den hat Herr Andrea. —

(Pierrot und der Mann stürzen vor.)

Ulrich

Hilfe! — Mörder! —

Pierrot

Du kannst lange rufen, bis dich hier wer hört! (Sie erstechen ihn, werfen ihn nieder und rauben ihn aus. Die Frau kommt wieder und zieht ihm die Ringe ab.)



Frau

Er lebt noch — rasch ins Wasser mit ihm!

(Das Glöckchen klingt.)

Pierrot

Nein, fort, fort — gleich wird Dame Katarina mit ihren Leuten kommen. Er stirbt doch gleich.

(Alle ab.)

6. Szene

Ulrich (blickt um sich. Langsam:)

Ja, so war's, der Vorhang wehte,
Und etwas Wundervolles kam — im Traum —
O Narr, nach Träumen und nach Rätselsprüchen
Umherzujagen, um am Weg zu sterben!
Wie sprach der glattgeschorene Chiromant?
In Welschland würd' ich einer Frau Geschick,
Doch mit dem Leben müßte ich's bezahlen.
O doppelzüngiges Wort, das mich betrog!
Das immer wieder mich in dieses Land
Verheißend lockte, einer Hafendirne
Erwünschter Raub. Von ihrem Karneval
Die beste Ernte! — O elendes Sterben!
Wer kennt mich hier? Wenn hier vor seinem Haus
Mein Freund von heute nacht mich finden wird,
Wer weiß, ob er ernüchtert noch mich kennt?
Mich kennt? Ich nannte meinen Namen nicht.
Der Ring ist fort ...
Um einer Dirne willen
So sterben! Pfui, ich speie aus vor Ekel. —
Das ist mein Ende! ... (Er stirbt.)

7. Szene

Licht, Katarina und Diener.

Page

Seht, dort liegt ein Mann!

Diener

Ein Trunkner! (Näher) Nein, ein Toter — ausgeplündert!

Katarina (in der Tür, wendet sich)

Ich will ihn sehn. — Der Arme! Seine Hand
Fällt noch ganz weich herab. Sie ist noch warm.
Schlagt doch den Mantel auf! Weh, blonde Locken!
(Kniet nieder.)
Die Maske fort, die Maske! Ja, du bist's —
Dies sind die Schläfen, dieses ist dein Mund.
So oft im Traum gesehn, so heiß begehrt!
Ach, all mein Blut hebt sich in meinen Adern
Und ruft nach dir, — Wie heißt du? — Wache auf!
Ach, einmal nur dich küssen! — Oh wie kalt,
Wie schrecklich kalt du bist! ...

Andrea (noch auf der Treppe)

Was ist das für ein Lärm hier unten? Ja, was ist das?! Da kniet meine tugendhafte Gemahlin vor all meinen Leuten und küßt sich mit Einem. Bin ich betrunken, behext? — He, Giuseppe, was ist das?

Giuseppe

Ein Toter, gnädiger Herr.

Andrea

Ja, ein Toter. Mausetot. Und dazu mein deutscher Freund von heute abend. Nein, gestern abend. Naddo sollte ihn doch nach Hause bringen. He, Katarina, kennst du den?

Katarina (ohne sich zu wenden)

Ich sah ihn nie, und dennoch kannt' ich ihn.
Mein ganzes Leben lang ersehnt' ich ihn,
Und jede Nacht, wenn dort die Glocke rief,
Ging ich dem fremden Bräutigam entgegen.
Oh, wie du schön bist! Schöner als mein Traum.

Andrea

Katarina, so wach doch auf. Komm ins Haus. Diese Morgenkälte — gib mir deinen Mantel, Giuseppe! — Diese frühe Kälte gibt Fieber. Du darfst nicht mehr zur Frühmesse. Komm ins Haus! Ich sage dir, du träumst, Katarina, du redest im Schlaf.

Katarina

St — nicht so laut! — Nein, ich bin wach, Andrea,
Ganz wach — aus einem tiefen Schlaf erwacht.
Er aber schläft. Und du mußt leise sprechen,
Ganz leise.
(Sie wiegt das Haupt des Toten.)
Wie sacht sein Atem geht! Nun lächelt er! —
Was ihm wohl träumen mag?



Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber

Herausgegeben von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Lemcke in Geestemünde

I

Aus dem Nachlaß meines Schwiegervaters, des am 12. August 1909 verstorbenen Oberlehrers Professor Paul Gerber, übergebe ich der Öffentlichkeit 23 Briefe Wilhelm Raabes, von denen bisher nur zwei, die Nummern 18 und 20, gedruckt worden sind, und zwar in dem im Auftrage der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes zum 90. Geburtstage des Dichters von Constantin Bauer und Hans Martin Schultz bei Hermann Klemm in Berlin-Grunewald herausgegebenen Raabe-Gedenkbuch. Fräulein Margarete Raabe hat mir außerdem 25 Briefe Gerbers an ihren Vater freundlichst zur Verfügung gestellt, wohl alle, die er an ihn geschrieben hat, bis auf zwei, die bisher nicht aufzufinden waren, nämlich einen zum Jahreswechsel 1901/02 und einen zum Geburtstage des Dichters 1908. (Vgl. Raabes Antworten Nr. 33 und 47.) Auch diese 25 Briefe lasse ich in der zeitlichen Reihenfolge und im Wechsel mit Raabes Briefen drucken; aber während ich, was dieser geschrieben hat, unverkürzt gebe, habe ich aus Gerbers Briefen alles weggelassen, was nicht unmittelbar zu dem Dichter und seinen Werken in Beziehung steht oder zum Verständnis der Raabischen Antworten unumgänglich nötig ist. Eine Ausnahme habe ich mit dem Bericht Gerbers im 21. Briefe über seine dem Problem der Gravitation geltenden Arbeiten gemacht: ich glaubte der Öffentlichkeit die Mitteilung nicht vorenthalten zu sollen, daß Gerber schon 1897 der Lösung dieses Problems so nahe gekommen war, daß er »die Schwere ihrer bisher rätselhaften Ausnahmestellung unter den physikalischen Kräften entrückt« sah. — An ganz wenigen Stellen habe ich offenbare kleine Schreibfehler stillschweigend verbessert.

1

Stargard i. Pomm., Holzmarktstr. 27,
den 30. 12. 1892.

Hochgeehrter Herr!

Gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen als den Verfasser des Artikels über Stopfkuchen im Augustheft 1891 von Westermann vorstelle. Ich tue es, um zu erkennen zu geben, daß ich ein eifriger und begeisterter Leser Ihrer Schriften bin, und einigermaßen die Bitte zu rechtfertigen, derentwegen ich diese Zeilen schreibe.

Ich bin im Begriff, als einen Beitrag zur Würdigung Ihrer Romane und Erzählungen eine besondere Schrift zu verfassen. Ich suche daher schon seit fast drei Monaten die drei Bücher von Ihnen, die mir noch unbekannt geblieben sind, zu erlangen. Aber vergeblich, nicht einmal öffentliche Aufrufe in Buchhändlerblättern haben Erfolg gehabt. Es handelt sich um die Kinder von Finkenrode, Ein Frühling und Halb Mär, halb mehr. Ich wende mich nun an Sie, ob Sie mir die drei Bücher verschaffen können. Selbst wenn Sie nur ein einziges Exemplar von jedem besäßen, bin ich so dreist, Sie um dieses zu bitten, da ich versprechen kann, heil und gut die Bücher zurückzuschicken.

Und noch eins. Jensen erzählte einmal, daß Sie in einem älteren Bande von Westermann eine kleine Erzählung in Versen veröffentlicht hätten. Könnten Sie mir wohl Titel und Jahrgang oder Band mitteilen? ...

In Hochachtung Ihr Paul Gerber.

2

Braunschweig, 9. Januar 1893.
Leisewitzstr. 7.

Hochgeehrter Herr!

Es hat mich sehr gefreut, daß Sie sich endlich mir als Verfasser jenes Aufsatzes über »Stopfkuchen« offenbart haben. Ich habe damals, beim Erscheinen Ihrer Arbeit, mein Behagen daran gehabt; und jetzt, nach nochmaliger Lektüre, ein gleiches oder noch erhöhtes.

Sie haben sich vortrefflich hineingelesen in die Geschichte von der Eroberung der roten Schanze; daß es sich dabei auch ein wenig allegorisch oder symbolisch um den künstlerischen Lebensweg des Autors und die Eroberung der Kunst, eine humoristische Erzählung zu schreiben, handele, konnten Sie natürlich nicht wissen. Und für den objektiven Wert der Dichtung spricht das ja auch.

Also Sie wollen nun noch weiter über mich und meine Schriften schreiben? Das ist sehr ehrenvoll für mich, und ich wünsche guten Erfolg; aber schon einige andre werte Freunde und Gönner haben sich an solche Aufgabe gemacht und — bald den Mut und die Feder sinken lassen; jedenfalls aber die Sache noch etwas verschoben bis auf weiteres.

Doch das ist ja Ihre Sache und geht mich nichts an.

Nun zu Ihren Wünschen in betreff Ihres literarischen Apparats!

Die letzten Korrekturbogen einer neuen Auflage des Frühlings habe ich neulich abgeschickt und werde mir ein Vergnügen daraus machen, Ihnen ein Exemplar des alten Buches nach seinem neuen Erscheinen zu übermitteln.

Daß die »Kinder von Finkenrode« nicht mehr auf dem Markte sein sollten, wundert mich eigentlich. Von dem Verleger (Grotesche Buchhandlung, Berlin, Bernburger Straße) habe ich nichts darüber erfahren: wenden Sie sich doch mal an ihn! Das macht vielleicht Eindruck, und ist auch von Interesse für mich.

Die kleine Novellen- und Skizzensammlung »Halb Mär, halb mehr« scheint sich schon bei meinen Lebzeiten zu einem antiquarischen Liebhaber-Cimelium* auswachsen zu wollen. Ich werde sehr häufig, sowohl von nah wie von fern, danach gefragt, habe aber niemand zum Besitz des Werkchens verhelfen können.

Ich besitze nur mein Handexemplar und gebe das natürlich nicht gern aus den Händen.

In Hinsicht auf die erwähnte »kleine Erzählung in Versen« irrt sich Jensen. Es sind zwei im Jahre 1859 entstandene Federproben in gebundener Rede, betitelt »Königseid« und »Der Kreuzgang«. Mit meiner politischen, religiösen und philosophischen Lebensentwicklung haben sie gar nichts zu schaffen. Wahrscheinlich stehen sie in dem Jahrgang 1860 der Westermannschen Monatshefte.**

Ihre Wünsche zum Jahreswechsel nehme ich gern an; aber Sie haben an einen alternden, nicht sehr »frischen« Mann geschrieben. Und am Johannistage des vorigen Jahres ist mir meine jüngste Tochter im Alter von sechzehn Jahren gestorben: da werden einem wohl die Dinge dieser Welt im allgemeinen und die literarischen im besonderen auf ihren wirklichen Wert heruntergedrückt.

Erhalten Sie mir aber Ihre Teilnahme!

Ergebenst Wilh. Raabe.

3

Berlin, den 14. 11. 1894.

Hochgeehrter Herr!

Auf der Rückkehr nach Stargard von einer amtlichen Reise nach Kassel begriffen, benutze ich die Muße dieses Vormittags hier in der Stadt Johannes Wachholders, um Ihnen für morgen Dank, Glückwunsch und Gruß zu senden. Sie haben auf Ihrer vierzigjährigen Reise von der Sperlingsgasse bis Kloster Lugau viele Herzen erfreut und erquickt; und die, bei denen es Ihnen nicht gelungen ist, sind, soweit meine Erfahrungen reichen, es meist auch nicht wert gewesen. Ob Sie in Zukunft noch neue Erzählungen dem deutschen Volk darzubieten beabsichtigen, ob nicht: jedenfalls wünsche ich, es möge Ihnen noch eine lange Reihe von Jahren und die Genugtuung, die Wirkung Ihrer Schriften in Breite und Tiefe wachsen zu sehen, beschieden sein.

Zu letzterem möchte ich selbst beitragen. Seit kurzem ist in der Tat auch mein geplantes Buch über Sie in Fluß gekommen. Leider kann ich es nicht lassen, denkend und schreibend auch nach einer ganz andern Seite, für die physikalischen Wissenschaften, zu arbeiten; wodurch jenes Buch länger hinausgeschoben worden ist, als mir selbst schließlich lieb ist. Es sei bei dieser Gelegenheit verraten, daß ich ein sogenannter höherer Schulmeister, und zwar in Mathematik und Physik, bin. Übrigens habe ich durch einen längeren Aufsatz über Sie auch für morgen mich bemüht, dazu beizutragen, daß das Publikum Ihrer gedenke. Freilich fürchte ich damit etwas zu spät gekommen zu sein, so daß die Frankfurter, denen ich den Aufsatz geschickt habe, ihn nicht mehr drucken. ...

Seien Sie zum Schluß vielmal gegrüßt, morgen und immer! Paul Gerber.

4

Braunschweig, 27. November 1894.

Hochgeehrter Herr!

Haben auch Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie Ihren Gruß auf den Geburtstagstisch der »Chronik der Sperlingsgasse« zu den vielen andern legen!

Von mir ist übrigens der Lärm nicht ausgegangen. Stuttgart hat sich zuerst erinnert, daß ich vor 32 Jahren meine junge Frau dahin gebracht habe; dann kam Karlsruhe mit dem Datum des 15. November 1854; nachher Frankfurt am Main — kurz, der Süden hat angefangen, und der Norden hat nur das Echo aufgenommen.

Ihre Mitteilungen über Ihre Bemühungen um mein literarisches Wohl und Wehe sind mir natürlich höchst erfreulich. Mögen die Götter Ihre Bemühungen segnen, daß sie, die höchsten Herrschaften, mir aber wenigstens jetzt, nach dem vierzigsten Tintenarbeitsjahr, die Feder sanft aus der Hand nehmen, kann ich leider nicht glauben. Ich werde wohl noch eine Weile auf immer abschüssigerem Pfade stolpernd und strauchelnd weiter müssen: nun, sehr lang kann der Weg nicht mehr sein; das ist wenigstens ein Trost so um die Stunden, wo so ein alter Kerl nachts wach auf dem Bette sitzt und ihm das kommt, was er am Tage vor dem Manuskript vergeblich gesucht hat: Bilder und Gedanken! aber nicht der angenehmsten Art.

In Harzburg habe ich zu Anfang der siebziger Jahre zweimal in der Sommerfrische gelebt, zum letztenmal 1874. Meiner freundlichen Gönnerin erinnere ich mich leider nicht; aber die Sache wird sich sicherlich so verhalten, und ich bitte, der lieben Dame meinen schönsten Gruß zu bestellen.

Wenn Sie aber Ihr Weg in diesem Sommer in das Radautal geführt hat, so hätte er Sie eigentlich auch in Braunschweig in die Leisewitzstraße führen sollen. Auf die kürzeste Benachrichtigung hätten Sie uns sicherlich zu Hause gefunden.

Ihren Beruf haben Sie mir enthüllt, Ihren Titel noch nicht; ich schreibe daher wie neulich

* Anmerkung des Herausgebers: Cimelium = Kleinod, Kostbarkeit.

** Februarheft 1860.

einfach an P. G. und lasse sogar den Dr. aus. Nochmals Dank für Ihren Brief.

Ihr ergebenster Wilh. Raabe.

5

Stargard i. Pomm., den 6. 9. 95.
(Holzmarktstr. 27.)

Sehr geehrter Herr!

Da ich jetzt fast täglich mit Ihnen beschäftigt bin, müssen Sie es sich gefallen lassen, daß ich an Ihren Geburtstag denke. Und indem ich daran denke, kann ich es natürlich nicht unterlassen, Ihnen auch meine Glückwünsche auszusprechen. Gesundheit, Schaffenskraft und Erfolge! Mit beiliegendem Aufsatz beabsichtige ich aber nicht, Ihnen ein Geburtstagsgeschenk zu machen. Ich wollte ihn schon längst schicken, kam aber nicht dazu. Es hängt übrigens ein Stück Selbstsucht an dieser Sendung. Der Aufsatz enthält nämlich so verwünscht viele und unverschämte Druckfehler, daß mich ein Grausen packt, wenn ich denke, Sie könnten ihn schon gelesen haben. Aber ich bin an den Druckfehlern gänzlich unschuldig; denn ich erfuhr erst kurz vor Weihnachten, also mehr als vier Wochen zu spät, daß der Aufsatz gedruckt war. Hätte ich ihn nicht so eilig geschrieben und schreiben müssen, wäre wohl einiges besser geraten. Auch ein Irrtum ist gelegentlich mit untergelaufen. Z. B. die drei Alten am Schluß des Schüdderump setzen sich nicht v o r, sondern i n das Siechenhaus, was doch etwas erheblich andres ist.

Mein Buch über Sie nimmt endlich allmählich immer bestimmtere und greifbare Gestalt an. Physikalischer Anwandlungen denke ich mich vorläufig möglichst zu enthalten; die Schularbeit, der Unterricht meiner Tochter, den ich selbst leite, und die notwendige wissenschaftliche Lektüre nehmen freilich noch Zeit genug in Anspruch. Die sechzehn geplanten Kapitel sind in der Hauptsache im Kopfe fertig. Dennoch sind die Einzelheiten nicht immer so leicht abzutun, was stets neues Lesen Ihrer Erzählungen erfordert. Vier Kapitel von den sechzehn sind fertig geschrieben: ein allgemeines, eins über die Kanzlei, eins über die andern geschichtlichen Erzählungen und eins über die Chronik. Der Umfang des Ganzen ist auf den Ihres Frühlings, ungefähr, berechnet. Wie oft habe ich überlegt, ob es nicht kürzer zu machen sei! Aber es sind auch Leser zu bedenken, die Sie noch sehr wenig kennen, wenngleich ich nach keiner Richtung hin bei einem derartigen Buch zu Illusionen neige.

Viel Kopfschmerzen macht mir noch immer Halb Mär, halb mehr. Wohin habe ich nicht schon deshalb geschrieben! Meine neueste Hoffnung setze ich auf einen mir befreundeten Kasseler Buchhändler, den ich in den nächsten Tagen dazu in Bewegung setzen will.

Eine Bitte an Sie habe ich noch. Ich halte es für ratsam, meinem Buch ein chronologisches Verzeichnis aller Ihrer Schriften anzuhängen, zugleich mit Angabe der neuesten Auflagen, wo es sie gibt. Sie werden denken, so etwas lasse sich anderswoher ebenso gut erlangen. Es kommen aber Widersprüche vor. Z. B. für den Hungerpastor werden die Jahre 64 u. 65 angegeben; der Deutsche Mondschein, von dem ich die 2. Auflage besitze, 1875, soll 73 erschienen sein, wonach man ihn unter den in der Vorrede zu den Krähenfelder Geschichten genannten Schriften erwarten könnte (nicht müßte), wo er sich indes nicht findet. Auch liegt mir daran, wenn zwei Bücher mit derselben Jahreszahl erschienen sind, wie der Deutsche Adel und Alte Nester, zu wissen, welches das frühere ist. Dürfte ich Sie daher wohl bitten, beiliegendes Verzeichnis durchzusehen und, wenn es richtig ist, mir dies zu bestätigen, zurück brauche ich es dann nicht, — wenn Fehler darin sind, es mir verbessert zuzusenden? Aber bitte, nur wenn und wann es Ihnen nicht unbequem ist! Eile hat die Sache nicht.

... Mit herzlichen Grüßen Ihr

Paul Gerber.

Eben im Begriff, das Kuvert zu schließen, erhalte ich vom Buchhändler die Nachricht, daß in der Romanzeitung »Die Akten des Vogelsangs« erscheinen sollen. Große Freude! Auf das Quartal wird sofort abonniert. P. G.

6

Wilhelmshaven, 16. Sept. 1895.

Sehr geehrter Herr!

Für heute meinen herzlichen Dank für Ihren freundlichen Geburtstagsgruß! Seit voriger Woche sitze ich hier mit meiner Frau und ältesten Tochter bei meinem Schwiegersohn, Marine-Stabsarzt Wasserfall, und muß deshalb die Beantwortung der an mich gestellten Fragen auf eine spätere Zeit, wo mir das dazugehörige Material besser zu Händen sein wird, verschieben.

Den Aufsatz in dem Frankfurter Journal kannte ich noch nicht: haben Sie auch dafür schönsten Dank, aber vor allem für Ihre Mitteilungen aus Ihrem Lebenswandel auf dieser Erde. Das wäre ein schlechter Epiker, der nicht wünschen wollte, daß ihm alles, was zu seinem Umgang auf dem Papier und in der Wirklichkeit gehört, plastisch aus dem Nebel hervortrete, Figur und Farbe annehme und sich die Hand drücken oder die Faust unter die Nase halten lassen könne! — —

Die »Akten des Vogelsangs« haben nur ein jahrelanges Quälen und Würgen zuwege gebracht; ob sich das Elend gelohnt hat, kann ich wirklich nicht sagen: erhalten Sie mir jedenfalls Ihre Teilnahme. Man ist eben ins fünfundsechzigste Lebensjahr gekommen!

Ihr ergebenster Wilh. Raabe.



7

Braunschweig, 8. Nov. 1895.

Sehr geehrter Herr!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen Ihr Verzeichnis mit den gewünschten Korrekturen zurückzusenden. Dieselben sind so unbedeutend, daß es sich kaum der Mühe lohnte.

»Deutscher Adel« ist vor den »Alten Nestern« geschrieben worden. —

Die »Akten des Vogelsangs« werden dem Publikum wohl wieder einmal einigen Grund zur Verwunderung geben. Auf der Buchausgabe werden Sie ein Wort aus dem Peter Schlemihl finden, welches vierzig Jahre nach der »Chronik der Sperlingsgasse« nicht ohne Grund am Schlusse einer so langen literarischen Lebensarbeit steht.

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

8

Sehr geehrter Herr!

Zunächst spreche ich Ihnen meinen herzlichsten Dank für die Mühe aus, die Sie mit der Durchsicht meines Verzeichnisses Ihrer Schriften gehabt haben, besonders auch für die Verbesserungen, die Sie angebracht haben. Dann aber und hauptsächlich wünsche ich Ihnen ein gutes neues Jahr, vor allem, daß immer mehr Wesen, nämlich angesichts Ihrer Poesie kopfschüttelnde Wesen sich als Schatten verziehen mögen. Ich habe Ihre Akten des Vogelsangs vorläufig erst einmal gelesen und werde zum zweiten Lesen erst nach einiger Zeit kommen. Daß sich mancher wieder wundern wird über das Buch, glaube ich wohl, aber daß Sie sich damit etwas herausgequält hätten, wie Sie einmal andeuteten, finde ich durchaus nicht, Ihre Phantasie hat an Kraft und Reichtum nichts eingebüßt durch die Jahre. Meine Absicht, mit meiner Besprechung Ihrer Dichtungen im Laufe der nächsten drei Monate fertig zu werden, hoffe ich verwirklichen zu können. Ich bleibe mit den herzlichsten Grüßen Ihr Paul Gerber.

Stargard, Silvester 1895.

9

Braunschweig, 10. Januar 1896.

Sehr geehrter Herr!

Schönen Dank für die freundliche Aufmunterung in Sachen Akten des Vogelsangs. Die dritthalbjährige Arbeit daran bis zum letzten Korrekturbogen hängt mir noch so nach, daß ich das Buch als Ganzes jetzt noch nicht wieder habe durchsehen können.

Aber auf eine chronologische Verwirrung bin ich mehrfach aufmerksam gemacht worden. Haben Sie einmal Gelegenheit, so rücken Sie die Sache doch ebenfalls zurecht.

Seit 125 steht: »ein ganz junges Kind«, das ist ein Druckfehler. Es muß heißen: »ein ganz dummes Kind«.

Das Fräulein behandelt sich und ihre Brüder dem sehr verständigen K. Krumhardt gegenüber, in ihrer Relation über ihr Berliner Märchen- und Vogelsangsreich treuherzig melancholisch-ironisch als Kinder. Der Tod des älteren Bruders macht sie aber gewissermaßen zur Vormünderin des jüngeren.

Gleichfalls mit den besten Wünschen fürs neue Jahr Ihr ergebener Wilh. Raabe.

10

Stargard, den 2. 7. 96.

Sehr geehrter Herr!

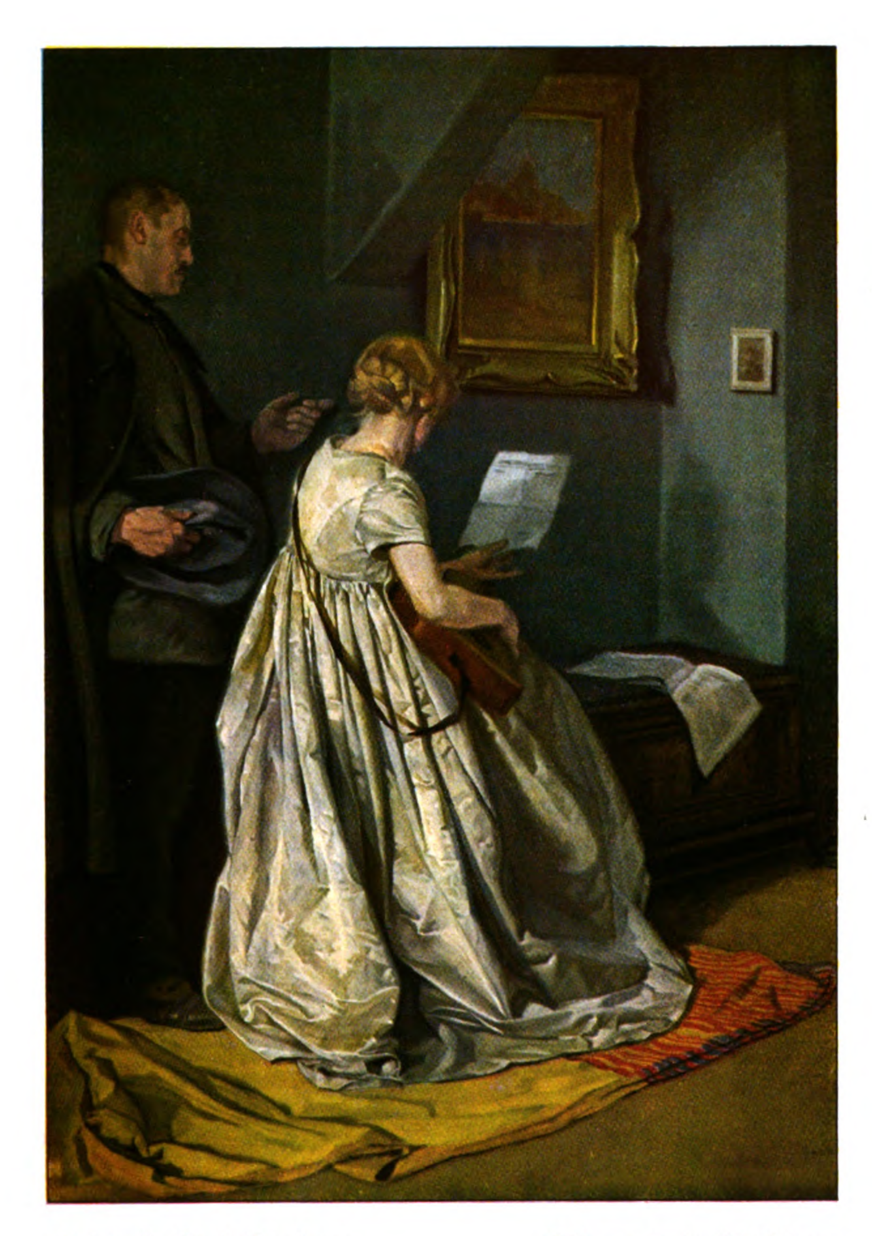
Ich habe schon lange die Absicht gehabt, an Sie zu schreiben, und ich hätte in meinem Sinne auch wohl Veranlassung dazu gehabt; dennoch ist es unterblieben. Es ist mir nämlich, ich glaube im Februar, endlich gelungen, Halb Mär, halb mehr zu erlangen, nachdem ich ein wahres Heer von Buchhändlern darnach in Bewegung gesetzt hatte. Das Grunertsche Leseinstitut in Berlin, auch Ihnen vielleicht bekannt, war die rettende Anstalt. Leider wollten die Leute das Buch mir nicht verkaufen, da sie das nicht vor ihrem Katalog glaubten verantworten zu können, in dem das Buch nun doch einmal stand. Ich durfte nur für eine Mark hineingucken, was ich natürlich gründlich getan habe. Vivat, Jodokus Homilius!

Was das von Ihnen erwähnte Vorkommen eines chronologischen Irrtums in den Akten des Vogelsangs anlangt, so glaube ich mich zu erinnern, daß gegen Schluß davon die Rede ist, daß Karl Krumhardt seit der Zeit seines ersten Verkehrs mit der Familie des Beaux und Frau Feucht nicht wieder dort gewesen sei, während dies doch inzwischen einmal geschehen ist. Jedenfalls fällt die Sache nicht ins Gewicht.

... Mein Buch über Ihre Dichtungen ist seit Anfang Mai fertig. Meine Erwartung, daß es schwerhalten würde, einen Verleger zu finden, hat sich vorläufig bestätigt. Janke und Westermann, an die ich nur schrieb, aber nicht das Manuskript einschickte, lehnten sehr schnell ab. Der erste von beiden hielt den Zeitpunkt nicht für geeignet; dagegen versprach er, wenn Ihre gesammelten Schriften herausgegeben würden, darauf zurückkommen zu wollen. Grote schien der Sac[he] geneigter zu sein, scheute aber schließlich eben[so a]ls die Kosten. Im Laufe des heutigen Tages wird das Manuskript wohl in Hamburg angelangt sein, womit ich nicht sagen will, daß es dort nun bleibt. Es muß eben an viele Türen gepocht werden, dann tut sich vielleicht einmal eine auf.

... Ich hoffe, Sie sind wohlauf und gesund, und bleibe mit herzlichen Grüßen

Ihr Paul Gerber.



Reinhold Koch-Zeuthen: Störung beim Musizieren

11

Braunschweig, 4. August 1896.

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie, daß ich Ihre freundliche Zuschrift vom 2. Juli nicht schon längst beantwortet habe; es lag mir aber mancherlei auf dem Halse, was mich daran hinderte. Daß Sie »Halb Mär, halb mehr« noch aufgegabelt haben, wird Ihnen mehr eine Kuriosität als ein Genuß gewesen sein. Neulich erzählte mir ein Buchhändler, daß ein Exemplar von der Schnurre jetzt im Antiquariat an die 12 bis 15 Mark gelte: so ist man in dieser Hinsicht schon bei Leibesleben zu einem Klassiker geworden! —

Hätten Sie mich um Rat gefragt, so würde ich Ihnen sehr abgeraten haben, bei den von Ihnen erwähnten Herren Verlegern mit Ihrer Arbeit über mich an den Ladentisch zu gehen. Auf dem Kriegsfuß stehe ich zwar mit W. und Gr. nicht, aber auch auf keinem sehr vertrauten mehr, und da verdenke ich ihnen ihre ablehnende Antwort gar nicht. Daß die Monographie nicht bei Janke erscheinen wird, ist mir sehr lieb. Sähe das nicht so ein bißchen nach Selbstreklame aus, wenn unter der Flagge, die jetzt meine Waren deckt, zugleich dazu in solcher Weise ins Sprachrohr gestoßen würde?

Aber geben Sie die Hoffnung noch nicht auf; vielleicht findet sich unter den deutschen Sosiern doch noch ein recht vertrauensvoller, der Ihr Werk an seiner Kolumna feilbietet. —

Würden Sie mich in diesem Frühling hier aufgesucht haben, so hätten Sie mich im sehr leeren Nest als Strohwitwer getroffen. Meine Frau hat fast ein Vierteljahr lang in Wilhelmshaven am Wochenbett unsrer Tochter gesessen. Letztere freilich war eine noch betrübtere Strohwitwe. Drei Stunden nach ihrer Niederkunft den Mann für mindestens zwei Jahre nach Ostasien schicken zu müssen, ist doch eine herzzerbrechende Sache für eine junge Frau. Augenblicklich wird wohl unser Stabsarzt auf S. M. S. Arcona im Golf von Petschili mit nach den Trümmern des »Iltis« fischen. —

Hoffentlich ist es auch Ihnen in Ihrer Sommerfrische in der Kellerbecker Mühle nach Wunsch gegangen. Diesmal hat der Herrgott doch ein Einsehen gehabt und ist für die Ferien der geplagten Lehrerschaft ein guter Mann gewesen!

Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener

Wilh. Raabe.

12

Stargard i. Po., den 29. 9. 96.

Sehr geehrter Herr!

... Daß das Erscheinen meines Buches bei Janke nach Reklame aussehen könnte, daran habe ich nicht im geringsten gedacht; ich muß jedoch zugeben, daß Sie recht haben, und deshalb ist es mir nun sehr lieb, daß Janke abgelehnt hat. Es hat sich inzwischen ein Verleger gefunden: Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Wann mag wohl Ihre Erzählungen-Sammlung »Regenbogen« erschienen sein? Verzeichnisse Ihrer Schriften pflegen 1862 anzugeben, und Sie haben auch diese Zahl in dem Verzeichnis, das ich Ihnen einmal übersandte, nicht verändert. »Gedelöcke« und »Im Siegeskranze« sprechen dagegen, während nur die ersten Erzählungen, wie »Die hämelschen Kinder« usw. in der Tat keiner späteren Zeit anzugehören scheinen als dem Anfange der sechziger Jahre, also der Zeit vor der Veröffentlichung der »Fernen Stimmen«.

Mit vielen herzlichen Grüßen

Ihr Paul Gerber.

13

Braunschweig, 5. Oktober 1896.

Sehr geehrter Herr!

Besten Dank für den Glückwunsch zum vollendeten 65. Lebensjahre! Daß Sie an Ihrem Buche Freude erleben mögen, wünsche ich Ihnen dagegen. Hoffentlich spielt Ihnen der Druckfehlerteufel nicht zu arge Streiche: ich meinesteils bin gegen den Schlingel ziemlich abgehärtet, als alter Tintenveteran, und mache mir wenig aus seiner Bosheit; kann mich aber doch noch recht gut in die Gefühle jüngerer jungfräulicherer Autoren hineinversetzen.

Mein Schwiegersohn hat krank von Yokohama über San Franzisko zurückkehren müssen. Malaria und Tropenanämie, zu welch letzterer er sich die Anlage schon vor einigen Jahren aus dem Inneren von Ostafrika mitgebracht hat.

Den Enkel haben wir hier — der Vater hat ihn noch nicht zu Gesicht bekommen. Die Mutter ist natürlich in Wilhelmshaven. — Zu Ihren Anfragen folgendes: Verworrenes Leben 1862, Ferne Stimmen 1865, Regenbogen 1869, Deutscher Mondschein 1873. Wenn Sie eine Ausgabe des Regenbogen ohne Jahreszahl besitzen, so kommt das daher, daß die Verlagshandlung einen Auflagerest mit neuem Titel und buntem Umschlag als »Eisenbahnlektüre« verschleudert hat.

Die »Hämelschen Kinder« stammen aus 1863; »Gedelöcke« 17. Oktober 1865 bis 28. Januar 1866; »Im Siegeskranze« 20. April bis 17. Juni 1866. Habe ich Ihnen zu meinen Personalakten mitgeteilt, daß ich nicht meine Kusine geheiratet habe, wie bis jetzt hie und da in den Blättern behauptet worden ist? — Es kommt aber nichts darauf an!

Hoffentlich hat Sie das Wetter in Ihrer Waldmühleneinsamkeit begünstigt und bringen Sie Ihren Schuljungen einen guten Humor und ein mildes Gemüt mit heim!

Mit freundlichsten Grüßen

Ihr ergebener Wilh. Raabe.



Das Haus unter den Eschen

Von Beda Prilip

Im morgendlichen Sonnenduft des Frühsommers standen die weichen Wellen der schlesischen Vorberge, denen eine Frau im Wanderkleid entgegenstrebte. Versunken die Großstadt mit ihrer Hast, ihrem Taumel und Wirbel — lag sie hinter jenen Hügelketten zur Rechten der Straße? Gleichviel, sie war fern, fern! Und wie eine Erlöste fühlte sich die Wandernde auf die eigne Kraft ihrer Glieder gestellt, durfte sich treiben lassen von Impulsen, die ihr hier zu rasten, dort zu eilen geboten, und durfte hineinschreiten in Fernen, denen das Zittern der aus Wiesen und Bergen aufsteigenden Feuchte den Reiz des eben Verjüngten, zu noch unerschlossenen Geheimnissen Erwachten lieh.

Sie hatte an einer verschlafenen Station den Zug verlassen und einen breiten Weg zwischen grau wogenden Kornfeldern eingeschlagen und schritt fürbaß, dem schwermütigen Reiz der Landschaft hingegeben. Die Felder endeten; ein Wäldchen umfing sie, über dessen ernsten Stämmen die Kerzen des Maiwuchses ihr Lebenslied jauchzten. Dann wieder Wiesen und Äcker und wieder Wiesen und dahinter ein Dorf.

Nach einem kleinen Besinnen nahm sie an der nächsten Wegkreuzung die Straße, die ins Dorf hineinführte. Sie bemerkte alsbald, daß sie in ein ländliches Fest hineinkam. Weiße Masten, kranzumwunden, säumten die breite Mittelstraße und spannten ihre Gehänge querüber. Kein Mensch noch sichtbar, aber die Glocken klangen, und über allem war festliche Erwartung.

Für den Maibaum ist es zu spät, überlegte sie, wußte auch nicht, ob die Sitte in diesen Gegenden heimisch sei. Doch als sie sich der Kirche näherte, tat sich die Pforte auf, und ein Brautzug trat heraus mit allem festlichen Gepränge, wie es das Aufgebot von malerischer Tracht und Jugend und Reichtum zustande bringt.

Die Fremde stand beiseite und ließ das bunte Bild froh vorübertreiben.

Wie diese Menschen sich noch freuen können! dachte sie mit einem kleinen Seufzer, der noch einmal abschließen sollte, was sie hinter sich gelassen hatte. Und es war ein leiser Neid dabei auf das primitive Menschentum, das rascher vergessen konnte, vielleicht auch nicht vom Zwiespalt so tief zerrissen war, weil es dem Brennpunkt ferner stand. Als sie mit ihren Gedanken so weit gekommen war, sah sie plötzlich, daß der Bräutigam, der nach Statur und Haltung jung schien, weißes Haar hatte.

Ein alter Mann, der plötzlich neben ihr stand, redete sie an: »Sie sind wohl fremd hier,« sagte er in etwas mühsamem Hochdeutsch, »sonst wüßten Sie, daß heute ein besonderer Tag ist ...« Renates Blick hing noch an dem Paar; die Braut in ihrer blonden Fülle sommerlichen Mädchentums war überreich geschmückt, und es schien der Zuschauerin, als sei dieser Prunk nur durch ein ganz starkes Gefühl der Erfüllung zu überstrahlen, das aus einem glückbebenden Frauenherzen kam und die Neuvermählte ihre Krone wie eine junge Königin tragen ließ.

»Wie schön sie ist ...« sagte Renata verloren.

»Es ist ein großes Glück,« bestätigte der Alte. »Und ein kaum mehr gehofftes.«

Renata sah auf. »Waren Sie nicht in der Kirche?«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Sie wollten mich nicht dabei haben. Wollten nicht erinnert sein, daß der Hochzeiter heimkehrt — von Gräbern. Und ich bin der Totengräber. Aber ich sollte nur ferne sein, bis der Segen gesprochen war. Beim Essen darf ich schon mittun — auch beim Tanz. Ich spiel' mit auf. — Wollen Sie nicht dabei sein?« —

Renata sah etwas unschlüssig aus. Hinter dem Dorf war Einsamkeit und Traum und Ferne; sie lockten. Doch — auch die laute Fröhlichkeit gehörte in diese Wiesen und Felder und zu diesen Menschen. »Sie müßten mich mit den Gastgebern bekannt machen,« sagte sie, schon fast zustimmend.

Der Mann erklärte das für überflüssig; es genüge ein Wort von ihm an den Brautvater. Man würde es schon ihm zu Gefallen tun, da er doch nicht in der Kirche gewesen sei ...

Renata wartete, bis der Totengräber zurückkam: Der Brautvater und das junge Paar würden sich's zur Ehre rechnen, wenn die Fremde mit zu Gaste kommen wollte ... So ging sie neben ihm, fast am Ende des Zuges. Dennoch aber hatte man ihr und übrigens auch dem Totengräber einen Platz mitten an der Tafel, in der Nähe des Brautpaares, vorbehalten.

Der geschmückte lange Tisch — an dem nahezu das ganze Dorf sitzen mochte — stand unter alten Linden im Freien; wahrscheinlich war der Saal des Gasthauses zu klein, um diese Schar zu fassen. Nun aber herrschte der Duft der Linden über die Gerüche von Wein und Mahl, wenn auch das Orgeln der Bienen in den übervollen Blüten übertönt wurde vom Schwatzen und Lachen der festfrohen Menschen.

Renata hatte versucht, mit der jungen Frau zu sprechen, hatte aber kein geneigtes Ohr gefunden. Sie schien vielmehr mit allen Sinnen den Tag ihres Lebens zu feiern und unwillig über jede leiseste Störung, die sie aus ihrer Glücksversunkenheit herausziehen wollte. Renata aber hätte gern von den Beteiligten selbst die Vorgeschichte dieser Hochzeit gehört, die der Totengräber anfangs angedeutet hatte. Als sie

sich etwas enttäuscht abwandte, begegnete sie dem Blick des alten Mannes, der nun ein wenig den Mund verzog.

»Unser Volk redet so leicht nicht,« sagte er.

Renata war etwas überrascht. Ihre Fragen eben vorhin waren tastend und vorsichtig gewesen; es wunderte sie, daß der einfache Mann sogleich ihre Absicht erraten hatte.

»... aber so unsereins ist besinnlich,« sprach er weiter.

Die Fremde lächelte. »Also,« sagte sie ohne Umschweife und beugte sich zu ihm, »der Bräutigam war im Krieg. Nicht wahr, das wollten Sie vorhin doch sagen?«

»Er ist vor sechs Wochen erst heimgekommen. Von Gräbern,« wiederholte er und nickte bekräftigend dazu mit dem Kopf.

»Vor sechs Wochen,« wiederholte Renata. »Wußte man, wo er war?«

»Nein. Wir alle glaubten ihn längst verwest — in einem Massengrab dort im Osten. Es gibt Felder von Gräbern dort ...«

»Ich weiß.« Renata dachte an die endlosen Reihen der schmalen hohen Kreuze längs der Bahnlinien.

»Wir alle glaubten ihn tot. Nur seine Mutter zweifelte. Und seine Braut wußte. Irgendwie muß sie's gewußt haben. Wollte auch keine Kriegstrauung damals, als er fort mußte. Ich will kein Kind zur Welt bringen, wenn er fern ist, hat sie gesagt. Sie ist ungebeugt durch diese Jahre gegangen, ohne eine Nachricht von ihm.«

»Wo war er so lange?«

»In Sibirien — tief drinnen — Hunderte von Meilen von der Bahn. Er war als Letzter von einem Trupp übrig, den sie zur Arbeit nach dort verschickt hatten. Die andern starben. Da hatten sie ihn vergessen.«

Renata sah ergriffen auf das weiße Haar des Mannes mit der jugendstraffen Gestalt. »Also deshalb,« sagte sie leise.

»Er hat sich hier wieder rasch herausgemacht, baumstark, wie er ist,« sagte der Alte. »Sie aber,« mit einer Kopfbewegung nach der Braut, »würde ihn auch in ihre Arme genommen haben, wenn er als Halbtoter heimgekehrt wäre. Und hätte ihn gesund gemacht.«

Renata schaute noch immer zu den beiden; noch schien das Auge des Mannes bisweilen auf etwas geheftet, das jenseits des Blickkreises lag; aber das junge Weib neben ihm ließ ihn nicht entgleiten, und Renata meinte selbst in dieser kurzen Spanne Zeit zu spüren, wie ihre warme Körperhaftigkeit ihn einhüllte gegen das versunkene Grauen und ihn fesselte an die zukunftüberleuchteten Pflichten gegen sie und sein Haus und sein Erbe.

Ein leises Zeichen ging zwischen beiden hin und her; dann gab der Hochzeiter dem Totengräber einen Wink.

»Sie wollen tanzen,« sagte der erklärend zu seiner Nachbarin. »Das ist hier so ... nur die Alten bleiben beim Essen und Trinken (er lachte leise), aber die Jungen tanzen!« Er wies dabei auf den nahen Anger, wo für die Musikanten eine Tribüne aufgeschlagen war.

Doch schien's ihm noch nicht eilig; es würde ein Weilchen vergehen, bis alles bereit wäre, sagte er erklärend. Immerhin hatten die Jungen das Zeichen wohl bemerkt und schauten ab und zu erwartungsvoll hinüber. Es war junger, vom Schicksal ungebrochener Nachwuchs nach dem großen Kriege, und ihm prickelte die Tanzlust in allen Gliedern. Sogar ihr Zwitschern und Lachen wurde darüber stiller. Die Fremde meinte die Bienen in den Lindenkronen orgeln zu hören. Und dann — —

War plötzlich ein Schweigen in diese frohe Runde gefallen, so daß man auf einmal etwas vernahm, das vielleicht immer dagewesen war und nur zugedeckt und übertäubt von den Menschenstimmen — vom Geklirr und Gelärm? Klagend, vibrierend schwebte ein Ton über dem Ganzen — nein, kein Ton, ein Akkord — ein Dreiklang, der anschwoll und herrschte — über den fortsummenden Chor der Bienen, über die Menschen, die schwiegen.

Es-moll, dachte Renate. Aber woher kam der Klang? Und was war er?

Sie sah sich um. All ihre Nachbarn hatten ihn gehört, und sie meinte wahrzunehmen, daß zwischen den Älteren ein rasches Wort geflüstert wurde. Die Jungen saßen achtlos und unbekümmert, auch hub alsbald ihr Kichern und Schwatzen wieder an.

Also war die Stille nur Zufall, dachte die Fremde. Und ihr geschärftes Ohr vernahm ganz deutlich Pausen und Wiederbeginnen jenes seltsamen Tönens, und sie wußte jetzt auch genau, daß es zu Beginn nicht dagewesen war. Auch hätte sie es beim ersten Betreten des Dorfes in der noch menschenleeren Straße hören müssen.

Wie seltsam doch, daß dieses Völkchen so achtlos war! Oder sollte der Klang irgendein Signal sein, das niemanden hier anging, das man aber kannte? Dem widersprach die Bewegung der älteren Leute, die die scharfe Beobachterin deutlich wahrgenommen hatte und die ihr, nun sie darüber nachdachte, doch als ein Ausdruck der Bestürzung, wenn nicht des Grauens erschien. Irgendwie flogen ihre Gedanken zu der Bemerkung des Totengräbers, man habe ihn nicht in der Kirche wissen wollen, während der Segen gesprochen wurde. —

Mitten in ihrem Grübeln wurde ihr bewußt, daß der alte Mann neben ihr sie beobachtete. Aber als sie aufsah, wandte er sich ab.

Sie wartete ein paar Minuten, dann redete sie ihn an, ohne Umschweife, wie erst: »Sagen Sie mir, was das bedeutet!«



Er wich nicht aus, meinte nur mit einem Kopfnicken nach der Tribüne hin, daß er bald dort hinauf müsse.

»Nur drei Worte!« drängte Renata.

»Es sagt sich nicht so schnell,« erwiderte er bedächtig. »Aber man glaubt, daß es eine Windsharfe ist.«

»Man glaubt? Eine Windharfe — ich hörte und sah zwar noch nie eine — ist doch sichtbar und greifbar, ist von Menschenhänden gemacht. Wie also —«

»Das wird auch wohl mit dieser so sein,« unterbrach er sie. »Nur — weiß man nicht, wo sie ist.«

»Ist dieser Klang denn nicht öfter zu hören? Es ist doch der Wind, der —«

»Freilich — bei andern Windharfen. Diese — hört man nicht oft. Ich könnte mich nicht besinnen, sie auch nur einmal während des Krieges gehört zu haben.«

»Und früher?«

»Es liegt so viel dazwischen,« sagte der Alte trübe. »Meine drei Söhne sind geblieben, und von dem einen weiß ich nicht mal, wo er eingescharrt ist. Es sind nicht alle so Glückskinder wie Großbauer Hohmanns Tochter. — Eure Augen sind ja so scharf — aber Ihr saht wohl, sie hat nichts gehört.«

Renata schwieg und sah hinüber. In stärkerem Schwellen schwebte jetzt der fremde Klang herüber; die Braut neigte sich zu ihrem Liebsten mit einem leisen Wort, worauf er nach ihrer Hand griff. Nein, wahrlich, jener Dreiklang kam aus einer andern Welt als die war, in der die beiden Menschen lebten.

Aber sie selber — wie war's nur, daß dies sie erregte? Es mußte sich doch greifen, doch erklären lassen!

»Ist nie jemand dem Ton nachgegangen?« fragte sie.

»Kommt, ich will Euch etwas zeigen,« sagte er, »dort, von der Hecke her. Und sagen, was ich darüber weiß.«

Unbewußt und unbemerkt war er in die altertümliche Anrede zurückverfallen. Auch das paßte in die Stimmung dieser Mittagsstunde.

Es blieb unbeachtet, daß die zwei aufgestanden waren; eben ordnete sich mit Lachen und Übermut der Brautzug zum Tanz, in dem zunächst das junge Paar zu führen hatte.

Es waren nur wenige Schritte bis zu der Stelle, die der Alte bezeichnet hatte. Er wiederholte, daß er gleich zur Musik hinüber müsse, und zeigte dann aus schmaler Öffnung der Hecke einen Pfad hinunter auf ein Wäldchen, das in einer Entfernung von kaum einer halben Stunde jenseits der Wiesen lag.

»Es ist ein Park,« sagte er, »und mitteninne steht ein Haus. Es gehört einem Grafen Drake, der nie hierhergekommen ist.«

»Und der Baum mit der Äolsharfe steht im Park?« fragte Renata.

»Das weiß man nicht. Der Park ist stets verschlossen gewesen.«

»Und eure Buben klettern über keine Zäune?«

»Nicht über diesen. Auf unserm Friedhof singen die Nachtigallen; dort drüben aber — Ihr hört keinen Vogel, wenn Ihr über die Wiese näher kommt. Nur die Windharfe — wenn sie tönt — wie jetzt. Gut, daß die Frau vorhin sie nicht hörte!«

Renata nickte: »Auch das war sonderbar!«

»Man glaubt, daß Unheil darauf folge,« sprach der Alte weiter. »Aber, die Wahrheit zu sagen — ich habe solche Folgen nie erlebt. Nicht, daß ich mich darauf besinnen könnte ... Freilich, nach all diesen Jahren vergißt man — oder man ist stumpf gegen kleines Leid.« Er bot ihr die Hand. »Bleibt Ihr die Nacht im Dorf? Es wird laut hergehen.«

»Vielleicht. Jedenfalls sehe ich Euch noch!«

Aber als er sah, daß die Fremde sich dem Wiesenweg zuwandte, blieb er noch einmal unschlüssig stehen. »Ihr wollt in den Park — doch nicht gar ins Haus?« fragte er besorgt.

»Kann man ins Haus?« fragte Renata dagegen.

»Ich habe als Knabe davon sprechen hören, daß man zuzeiten hineinkommen kann. Aber ich habe nie etwas Bestimmtes darüber gehört. Außer einem.«

»Und das ist?«

»Daß man dort nichts berühren dürfe, nicht mit leiblichen Händen.«

»Ein rechtes Spukschloß also — mit den üblichen unsinnigen Geboten,« sagte Renata etwas spöttisch. »Wenn ich nun hineinkäme — wären es nicht meine leiblichen Füße, die dort schritten? Würden nicht meine Lungen die Luft dort atmen? — Das Schweigegebot gibt es natürlich auch —«

»Das weiß ich nicht,« entgegenete der Totengräber. »Ich sprach nie einen, der drinnen gewesen ist. Aber für das andre — daß man dort nichts anrühren dürfe — muß doch mal ein Grund gewesen sein.«

Er grüßte noch einmal und ging nun wirklich.

— — — — — — — — — — — — —

Sie stand einige Minuten still, aber nur, um zu lauschen, ob sie den Ton wieder hörte. Da sie näher am Park war, hätte er deutlicher sein müssen. Jedoch blieb alles still.

Die Wiese stand in der ersten Blütenfülle, und der Graswuchs wurde üppiger bei jedem Schritt; es schien feuchter zu werden, denn der schmale Pfad, den die sich neigenden Gräser einengten, war mit flachen Steinen und Bohlenstücken befestigt.

Er schien wenig betreten, blieb aber ganz deutlich.



Die Tanzmusik vom Dorfanger verklang, und die Schreitende fühlte sich von einer Minute zur andern eingehüllt von der Einsamkeit. Greifbar fast wallte sie ihr entgegen, als sei dort unter den Kronen der hundertjährigen Eschen des Parks das Reich einer unberührbaren Königin, die sich eingehegt hielt in eine unsichtbare, von Menschenfuß nicht zu überschreitende Mauer.

Sie aber fühlte sich nicht ferngehalten, sondern ihr Schritt wurde schneller, während die Gräser raschelnd ihr Kleid streiften.

Wiederum stand sie still und lauschte. Ob jener Park wohl Zaun oder Mauern hatte? Wenn so, waren sie verhüllt von Gebüsch, das wie ein nach außen gewölbter Wall jene Insel des Schattens gegen die sonnige Wiese abgrenzte, Insel des Schattens, Insel des Schweigens! Ihre Phantasie hing an den Worten — spielte mit ihnen. Und sie lauschte noch immer. Aber der Klang aus den Lüften blieb stumm. Dagegen wurde ihr nun fühlbar, wie tief die Stille sich um sie breitete. Sie hörte nichts als ein leises silbernes Lispeln und sah nach dem hohen Gras zu ihren Knien. Aber hier unten war die Luft so still, daß die Rispenhäuptlein unbewegt standen. Was sie gehört hatte — sie sah es jetzt, da sie scharf auslugte — war das Flüstern der Eschenwipfel vor ihr, die sich in einem hier nicht spürbaren Lufthauch der höheren Schichten unaufhörlich bewegten.

Und nur dies feine, silberne Flüstern umgab sie, da sie nun weiterging. Jetzt verlor sich auch der Pfad; aber der Erdboden blieb trocken, sie stieg über eine sanfte Welle des Geländes bergan.

Nun stand sie vor dem grünen Wall. Er war just an dieser Stelle undurchdringlich, Hasel und Dorn, durchflochten mit Brombeergerank. Sie wandte sich zur Rechten, immer spähend, wo sie eindringen könnte, bemerkte mit Besorgnis, daß ein breiter Graben sich unfern dehnte und ihr das Weiterkommen wehren würde, als sie endlich, ehe sie ihn noch erreicht hatte, auf der Höhe des grünen Walles eine hohe Lattentür entdeckte und alsbald hinaufklomm, um diesen Zugang zu untersuchen.

Sie sah nun, daß die Pforte zu einem niedrigeren Zaun gehörte, der aber durch das wuchernde Gebüsch völlig verdeckt war. Zwischen den Latten der Türe waren zwei Ritzen, jedoch so schmal, daß man durch sie nur in einen helleren Raum hätte spähen können, nicht aber ... sie hatte, die Hand auf der Klinke, sich gegen das Holz gelegt, und die Pforte hatte nachgegeben ... nun war um sie tiefgrünes Dämmerlicht.

Der Weg, auf dem sie stand, war verwachsen, und erst beim Weiterschreiten öffnete sich der eingeschlafene Park. Seitwärts lag ein Teich, dessen Oval nicht die winzigste, spiegelnde Fläche zeigte, sondern übervoll war von Algen und Wasserpflanzen, zu dieser Jahreszeit übersät mit milchweißen Sternblüten.

Der Weg hielt sich fern vom Teich und teilte sich bei einem breiten Rund von Blautannen, das er umkreiste. Und als Renata auf der andern Seite angelangt war, sah sie das Haus.

Sie schritt nun schneller — vorbei an Beeten, überwuchert von den Blumen der Vergangenheit, mit vergessenen Namen, die sich hier alljährlich säten und blühten über ihren längst gestorbenen Schwestern — schritt zu einer kleinen seitlichen Terrasse mit barocker Sandsteinbrüstung über moosfeuchte Stufen. Eine Glastür führte von dort ins Haus — aber sie gab nicht nach, ob auch Renata kräftig rüttelte.

Sich umschauend bemerkte sie nun erst, daß die Terrasse an der Giebelseite lag und daß wenige Schritte weiter eine Anfahrt war, sicherlich vor dem Hauptzugang des Schlosses. Denn es wurde der Einlaßsuchenden nun auch deutlich, daß das Gebäude sehr weiträumig war.

Sie grübelte im Weiterschreiten, wie man einen so kostbaren Besitz so verfallen lassen mochte, schaute zweifelnd und suchend längs der Fensterflucht hin und dann wieder auf die etwas vorspringenden Barocksäulen zuseiten des Tores. Da Renata von seitwärts kam, verbargen sie die hohe, sehr breite Pforte; erst als sie zwischen den Säulen stand, sah sie, daß die Flügel weit offen waren.

Ihr Herz tat nun doch einen starken, jähen Schlag. Es war nicht Furcht mehr, es war die Gewißheit eines Schicksalhaften, das sie bis hierher geführt hatte und ihr nun gebot einzutreten.

Vor ihr öffnete sich eine hohe Halle, deren Wände jedoch nicht aus Stein, sondern aus Holz bestanden — dunkel getöntes Holz, das wieder fahl geworden war und in modrigem Grau und Grün schimmerte. Der ganze Raum war in diese sanften, duftigen Dämmertöne getaucht, nur im Hintergrunde fiel durch erblindete Fenster von draußen her Licht auf eine Treppe, die nach den oberen Stockwerken führte.

Als aber Renatas Blick von der Treppe wieder zurückschweifte durch den hohen Raum, entdeckte sie in handgroßen Buchstaben mitten aufleuchtend in verblaßter Goldschrift einen Namen: Gräfin Anne Lore Drake.

Nun flog ihr Denken zurück zu der Äußerung des Totengräbers — das Haus gehöre einem Grafen Drake, der niemals hier gewesen —, aber dann war's ihr, als fiele eine Tür ihrer Seele zu und sie stünde, vom Menschenland geschieden, in einem andern Reiche des Lebens.

Und sie wandte sich dem Kommenden zu mit aller kraftvollen Aufgeschlossenheit ihres Wesens, deren sie, die Künstlerin, fähig war. Ihr fester, behender Schritt hallte auf der brei-



ten Treppe mit den flachen Stufen und zauderte nicht auf Podest oder Vorplatz, als sie das erste Stockwerk erreicht hatte. Eine hohe Barockuhr in holzgeschnitztem Gehäuse stand hier, das Blumen- und Blattwerk schwach vergoldet. Und Renata sah, daß der Zeiger die gleiche Stunde wies wie ihre eigne kleine Armbanduhr. Der Pendel jedoch hing regungslos.

Von den zwei Flügeltüren stand die linke halb offen. Renata trat ein und stand nun in einem kleinen Vorzimmer mit blumigen Tapeten, das jedoch völlig leer war. Leer waren auch die nächsten Räume, deren Verbindungstüren alle offen standen. Die vierte erst war eingeklinkt — aber nicht verschlossen.

Sie öffnete sich auf einen großen, gleichfalls leeren Raum, in den ringsum Wandschränke eingelassen waren. Und als Renata den einen aufschließen wollte, spürte sie plötzlich eine Gegenwart im Zimmer — ein Atmen oder eine huschende Bewegung. Und wandte sich um. —

Sie sah eine zierliche weibliche Gestalt in violettgrauem, weichfließendem Gewande, ein Spitzenhäubchen über dem Haar, das völlig davon verdeckt war. Die Frau stand regungslos und sah fragend, aber nicht erstaunt auf die Fremde. Renatas Blick umfing ihr Gegenüber; an Statur erheblich kleiner und zartgliedrig, wie es war, hielt es sich dennoch kerzengerade, und aus den dunklen Augen sprach ein unbeugsamer Wille.

Die schmalen Lippen bewegten sich, aber Renata hörte keinen Laut. Sie mußte an Menschen denken, die vor übergroßer Erregung nach Worten ringen; dann aber:

»— — es ist so lange, seit mir meine Harfe einen Menschen rief.«

»Wo ist sie?«

Die schmale Hand machte eine deutende Bewegung nach den Fenstern hin. Dann: »— gleichviel — du wirst sie nicht finden. Aber nicht deshalb —«

Wie spröde die Stimme ist, dachte Renata und sagte: »Aber ich kam, die Harfe zu suchen.«

»Du kamst, zu suchen. Du weißt nicht, warum du kamst.«

Sie verstummte, und Renata schwieg gleichfalls. Dann wandte sie sich wieder dem Schrank zu. Die Augen der andern folgten ihr, da sie ihn öffnete. Es war auch, als wolle jene sie zurückhalten.

Er enthielt eine große Zahl von Frauengewändern aus weichen, edlen Stoffen, hauchzart einige, andre als warme Hüllen gedacht — alle kostbar und alle in verblichenen Farben toter Veilchen, verdorrter Rosen. Renatas Finger glitten über die schmeichelnd weichen Gewebe; und plötzlich stand die Welt da draußen wieder vor ihr mit dem Hasten nach kargster Lebensnotdurft.

»Ich kenne viele, für die dies hier einen Schatz bedeuten würde,« sagte sie tastend.

»Viele! — Was hab' ich mit den Vielen zu schaffen?« kam die Antwort.

»Für wen ist dieser Reichtum?«

»Für mich — einzig für mich. Ich lebe ja nicht mehr mit der Welt.«

»Hat man dazu das Recht?«

»Es ist mein Wille so!«

»Aber draußen ist Not!«

»Möglich. Mein Wille lebt und herrscht hier. Er ist das einzige Lebensgesetz in diesen Räumen. Spürst du es nicht?«

»Ich stehe unter einem andern Gesetz.«

»Nicht — solange du hier bist. Indem du die Luft dieser Räume atmest, stehst du unter meinem Willen. Es ist andre Luft als draußen. — Spürst du es nicht?«

Eindringlicher als zuvor klang die Wiederholung. Renata bewegte sich und sagte dann nach einem Zaudern: »Ich versuche zu begreifen, aber — — die Tür steht weit offen.«

Die andre lachte leise. »Nicht darauf kommt es an! Du begreifst wirklich nicht. Wäre es nicht die Lufthülle, die mein Wille um mich festhält, dann würde ich nicht mehr hier sein, dann wäre ich — —«

Renata hatte ein paar Schritte gegen das Fenster getan; sie wollte sehen, nach welchem Teile des Parkes diese Zimmer lägen. Als die Sprecherin verstummte, sah sich der Gast um.

Mitten im Zimmer stand ein kleines, leuchtend blau lackiertes Gefährt, halb Sänfte, halb Kutsche. Und als Renata bestürzt sich das Woher noch klarzumachen suchte, saß die kleine Dame bereits darin, und das Wägelchen entschlüpfte wie von einem geräuschlosen Uhrwerk getrieben — wohin? Renata sah eine lange Flucht von Zimmern entlang, alle mit weit offenen Türen. Sie verloren sich im Zwielicht.

Wie Traum und Märchen sie dichter und unentrinnbarer einhüllten! So dachte sie, als sie langsam von einem Raum in den andern schritt. Hin und wieder war ein Sessel stehengeblieben, in einer Fensternische auch ein kleines zweisitziges Sofa mit reich vergoldeter Lehne. Weder diese spärlichen Möbel noch der Fußboden trugen merkliche Spuren von Staub, aber über allem lag es wie Entrücktheit und Menschenferne.

Vor den blinden hohen Fenstern standen in schweren, grünen Schattenwellen die Parkbäume — es war, als sollten sie jeden Sonnenstrahl von hier fernhalten und jeden Ausblick auf den blauen Sommerhimmel. Denn Sonne und Wolken und blaue Unendlichkeit weckten ein andres Leben als dieses hier.

Unter diesen Gedanken war Renata in die entferntesten Zimmer gekommen, nicht mehr allzuweit von der Stelle, wo das blaue Gefährt ihren Blicken entschwunden war.



Da stand gegen das Fenster ein Spinett, vor dem sitzend sie die Hüterin dieser Räume wiederfand. Die überschlanken Finger glitten über die Tasten; aber Renata hörte keinen Ton. Die andre sah auf, blickte der Eintretenden entgegen, während ein Lächeln um ihren Mund huschte. Aber ihre Stimme war ein wenig klagend, als sie auf das aufgeschlagene Notenheft deutete: »Ich möchte es so gern noch einmal hören, aber —« sie stockte — »aber meine Finger können die Tasten nicht niederdrücken.«

»Ist der Mechanismus entzwei?«

Die andre schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht,« sagte sie klagend.

Renata beugte sich über die Noten. Es war ein alter Notenschlüssel, nach dem die einfache Begleitung aufgeschrieben war, ohne Schwierigkeit zu übertragen. Renata erkannte jetzt auch die Melodie; es war eins der schlichten Lieder Friedemann Bachs, jedoch mit einem ihr unbekannten Text:

Meine Liebe flog auf in den höchsten Baum:
Komme du — komme du bald!
All die schimmernden Straßen sind alle leer,
Findet dein Herz denn den Weg nicht mehr?

Fern in der Ferne raucht es so rot,
Liebster, mein Liebster in Krieg und Not —
Bis in dein Grab
Harft meine Liebe in deinen Traum —

las sie, während sie mit sanften gütigen Fingern präludierte, um sich den leise zitternden Klang erst vertraut zu machen, bevor sie in das Lied hineinglitt. Die dünnen Töne gaben keinen Ausdruck her, aber sie nahm, scharf markierend, die Melodie mit hinein und summte sie schließlich leise mit.

Die andre lauschte stumm. Aber als Renata endete, tauchten die dunklen Augen tief in die der Spielerin. »Fürchtest du dich nicht vor mir?«

Renata lächelte. Eben nun erst dachte sie an das Gebot, von dem man ihr gesprochen hatte, daß sie nichts berühren solle.

»Nein,« sagte sie, »ich habe eine unsterbliche Seele wie du. Und ich empfange ja nun von dir den Beweis, daß ich unsterblich bin ...«

»... bis in dein Grab harft meine Liebe in deinen Traum ...« wiederholten die schmalen Lippen. »Ich seh' ihn immer noch beim Abschied, als er meine Veilchen in sein Wams schob und fortzog — in den letzten Krieg.«

»Der letzte Krieg,« Renata betonte es schwer. »So hat man damals schon jenen Wahn geglaubt?«

»Wahn? Es war die Wirklichkeit, die auf Erfüllung drängte ... die Wirklichkeit, in der ich gelebt habe all die Zeit — ich und mein Wille!« Die zarte Stimme bebte wie eine zum äußersten gespannte Saite.

»Wie lange ist das her?« fragte Renata.

Eine schnelle Handbewegung gebot Schweigen, und die andre sprach weiter: »... nur er durfte nicht darin leben, mußte dafür sterben, und ich wartete und wartete und weiß nicht, wo er ruht in der Welt, die Frieden hat durch jenes letzte große Opfer ...«

Renatas Finger hatten, während jene sprach, noch weiter mit der innigen Melodie gespielt. Aber in diesen Worten schien ein letztes Geheimnis zu beben, das die Lauschende erschüttert aufblicken ließ.

»Man kann einer Hoffnung leben, einer Erfüllung entgegen, Gräfin Anne Lore,« sagte sie leise und fügte tastend hinzu — »aber auch einem Wahn? ...«

»Was soll das?« klang es herb und unwillig zurück. »Ich lebte, weil ich auf ihn wartete, — auf den Lebenden — dann auf den Abgeschiedenen. Eben weil er gestorben war in Erfüllung der großen Menschheitssehnsucht, die unser beider Herzen zusammenlodern ließ in Inbrunst des Opfers — mußte er zu mir kommen ... er muß!« wiederholte sie leidenschaftlich.

Renata neigte das Haupt. »Er hatte von Erfüllung dir nichts zu sagen,« flüsterte sie.

Die andre machte wieder eine rasche Bewegung, die Schweigen zu gebieten schien. Und als Renata wieder aufblickte, sah sie in Augen, die verzehrend ihre Gestalt umfingen, sich einbohrten in ihr Wesen und nicht von ihr lassen wollten. Sie fühlte eine fremde Schwere in ihren Gliedern, als sie nun aufstand.

»Heut — heut — ist ein besonderer Tag,« raunte es neben ihr. »Ich weiß von der Blonden, der Blühenden, die sich ihr Herzgespiel erwartete. Und er kam. Ich hörte die Glocken. So rief ich sie. Sie sollte mir von ihrem umfangenden Feuer geben — ein wenig nur, daß ich weiter warten könnte ...«

Wie diese gebrochene Stimme lähmte und bezwang! Renata stand hoch aufgerichtet und spannte und lockerte ihre Fingergelenke, alle ihre Willenskraft in diese mechanische Bewegung legend. Die andre sah es und lächelte böse: »Und nun kamst du — kamst in mein Reich!« fügte sie triumphierend hinzu.

»Ich kam — mit meinem Willen — und gehe so!«

»Das kannst du nicht mehr!«

Nun standen sie wie Feinde einander gegenüber. Die Kleinere suchte mit ihren Händen nach den geballten Frauenfingern zu greifen, die Renata jetzt gegen die Brust gepreßt hielt. Sie fühlte es darüber hinstreichen wie einen kühlen Hauch.

»Deines Herzens Denken ist Wahn, Gräfin Anne Lore,« sagte Renata laut und fest. »Weißt du, von woher der Liebste der blonden Braut heimkam? Weißt du, daß die Welt sich windet



in Blut und Jammer? Weißt du, daß unser Land — deine Heimat — dem Feind erlag? Weißt du auch nur einen bangen Herzschlag von unsrer Not — sie steht riesengroß über deiner Sehnsucht, die aus Gräbern kommt und zu Gräbern schweift!«

Wieder war's, als wollte die Gestalt die Hand heben gegen die Redende, aber die spinnwebleise Berührung blieb diesmal aus.

»Der letzte Krieg sollte es sein ...« zitterte eine todesmüde Stimme durch den Raum.

»Geh schlafen, Gräfin Anne Lore,« sagte Renata. »Was soll deine verebbende Kraft in dieser wilden Welt? Wir gingen durch Hekatomben von Blut, und Tausende und aber Tausende von Frauen mußten opfern — wie du!«

Renata fühlte ihren Herzschlag stark und voll, während sie sprach, fühlte ihn als Unterpfand des lebendigen Lebens, das in ihr flutete, das sie mit sich getragen hatte von Einsamkeit zu Einsamkeit, und das sie wieder hinaustragen würde über diese Schwelle. Ganz scharf dachte sie an dieses nächste Ziel und wandte kein Auge von dem gebrechlichen Wesen, das sich wie haltsuchend an das Spinett gelehnt hatte.

Ganz plötzlich aber richtete es sich auf. Es glitt mit wenigen Schritten bis in die Mitte des Zimmers und stand dort, langsam beide Arme hebend. Hinter ihm führte eine Tür in einen Raum, der in tieferem Schatten lag, und die hohe dämmrige Öffnung umrahmte die graue Gestalt. Und plötzlich war's Renata, als wisse sie nicht mehr, ob das Wesen darüber lebendiger sei als die Schatten hinter ihm, in denen sich etwas zu regen und zu entfalten schien, das vordem nicht gewesen.

Noch schlug ihr Herz. Noch hielt sie ihren Willen wie eine Waffe vor sich. Aber etwas senkte sich über sie — wie vorher schon einmal — aber bezwingender.

War jenes dort der einzige Ausgang? — Nein — es blieb die endlose Flucht der leeren Zimmer, die Treppe — die Halle — die Halle, über der der Name drohte! Oder — sie wandte sich rasch zum Fenster. Ja — die Flügel reichten bis zur Erde und mußten zu öffnen sein. —

Aber zuerst — sie durfte das Dunkle drüben und seine Herrin nicht aus dem Auge lassen. Und nun war's, als müsse sie gewaltsam eine Starre überwinden, um sich umzudrehen.

Die andre stand und bewegte die Arme auf und nieder, als wären es Flügel; die weiten Ärmel wehten wie bei starkem Winde und ringsum — Renata sah ein Brauen und Kreisen, als zögen aus jenem dunkleren Gelaß Wellen des Zwielichts und erfüllten den ganzen Raum.

Und nun übermannte sie das Grauen. Wie vom Alp gejagt rüttelte sie an der Glastür. Sie gab nach. Ein jäher Sprung. Sie stand im Freien — auf einer steinernen Empore, die an der andern Giebelwand liegen mochte.

Gleichviel — sie fand die gewundene Treppe und jagte hinunter über bröckelnde Stufen.

Vorbei an den modernden Beeten, vorbei am Teich, über den Moospfad zur Pforte.

Ein Brausen ging mit ihr — vielstimmig — war's ihr eigen Blut — der Wind in den Eschen — die Äolsharfe — war's der Hymnus der Einsamkeit? — — — — — — — — — —

In der frühen Frühe des andern Morgens, nachdem die Hochzeitsgäste alle heim waren, fragte der Totengräber im Wirtshause nach der Fremden. Man zeigte ihm ihren Rucksack, hatte sie selbst aber nicht gesehen.

Da ging er sie suchen — schritt durch den schweren Tau der Insel des Schweigens entgegen.

Erst nahe der Böschung fand er sie. Sie lag noch im Schattenkreise der alten Bäume in schwerem Schlaf und stammelte wirre Worte, als er sie weckte.

Aber von ihm gestützt, konnte sie bis zum Dorf gehen und erholte sich rasch in dem sauberen Stübchen, das man ihr richtete.

Man glaubte im Dorf, sie sei von einem jähen Sumpffieber befallen worden. Auch gab sie nie eine andre Erklärung, sondern wanderte nach drei Tagen weiter — dem Kamm des Gebirges entgegen.

Die junge Nonne

Ach, meine langen blonden Haare haben
Sie abgeschnitten und dem Herrn geweiht;
Sie sprachen mir von süßen Himmelsgaben
Und hüllten mich in dunkles Nonnenkleid.

Ein Sonnenstrahl fiel durch die Fensterringe,
Vergoldete das Haupt der lieben Frau;
Ich sah es wohl, sie dachte trübe Dinge —
In dunklen Gluten stand der ganze Bau,

Als schlüge alle Not in meinem Herzen
Im Feuer dieser Abendröte aus,
Verblutend in unzähligen Weihekerzen —
Und fern und dunkel liegt das Vaterhaus.

Hedwig Forstreuter





Decke aus lachsfarbener Seide mit Orchideen

Handwerk und Kunstgewerbe

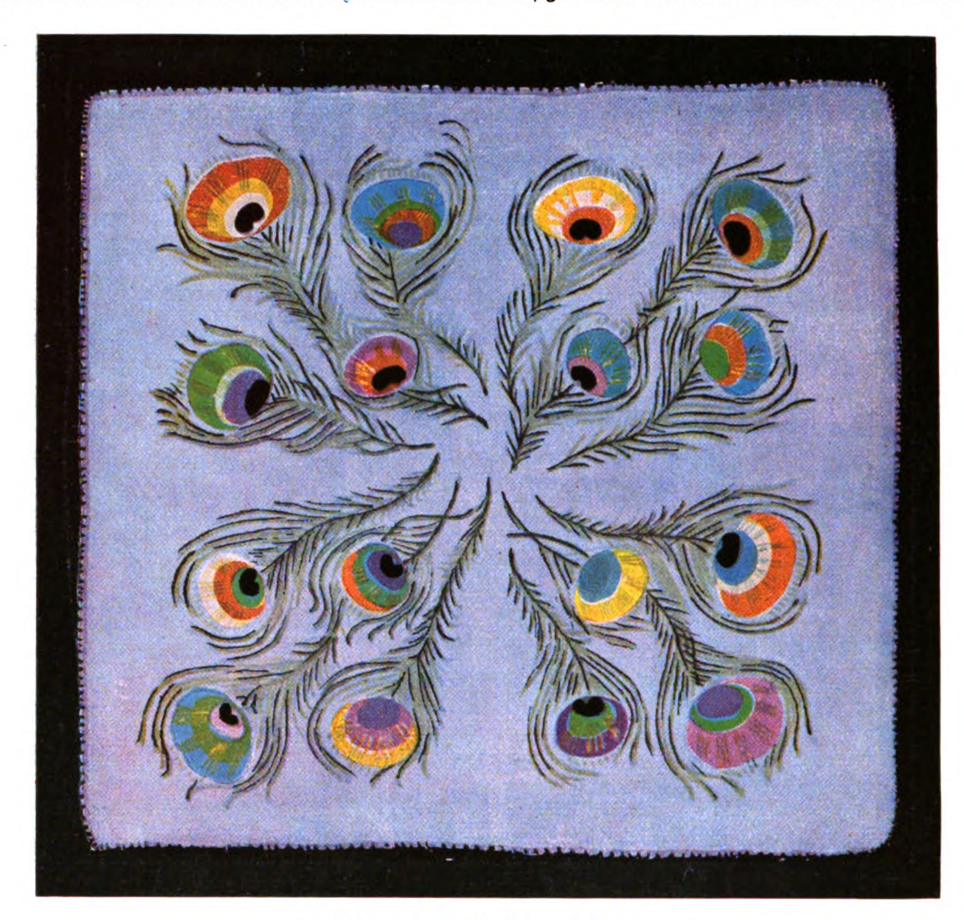
XI

Beseelte Handarbeit

Mit vier farbigen Abbildungen nach Handarbeiten von Käthe Künstler

Handarbeit ist immer das Zeichen eines warmen, empfindsamen Herzens, und dieser seelische Einschlag ist es vor allem, der den Schöpfungen weiblicher Handfertigkeit ihren Reiz gibt. Nichts Schöneres als beseelte Handarbeit, durch die die Frau tiefen Gefühlen Ausdruck gibt und Bekenntnisse des Herzens mit der Nadel macht, gleich den frommen Stickerinnen und Spitzenkünstlerinnen der glaubensinnigen Vergangenheit. Wenn Käthe Künstler, deren geschickten Händen die hier farbig nachgebildeten Arbeiten ihr Dasein verdanken, ihrer schwärmerischen Liebe zu der Natur und deren Geschöpfen Ausdruck verleiht, indem sie Blumen und Schmetterlinge, Vögel und Fische zu neuem Leben in Samt und Seide, in Chiffon und Voile erweckt, so werden diese Tücher und Decken wie von selbst zu kleinen Wunderwerken, die auf ihre Weise das Lob des Schöpfers aller Dinge singen. »Daß ich die ersten kleinen buntfarbigen Lümpchen machte,« erzählt die Künstlerin in einem Briefe an uns, »geschah nur aus meiner tiefen Liebe zur Natur, vor allem zu jeglichem Getier. Ich bringe meistens Schmetterlinge und Vögel und dazu Blumen, damit die Tiere sich wohlfühlen.« Hält man eins der bunten Seidentücher in der Hand und erfährt dann, daß die Schöpferin dieses kleinen Wunders aus Farben und Gestalten nie Mal- oder Zeichenunterricht genossen, keinerlei kunstgewerbliche Anleitung erhalten hat, so lobt man die Sicherheit,

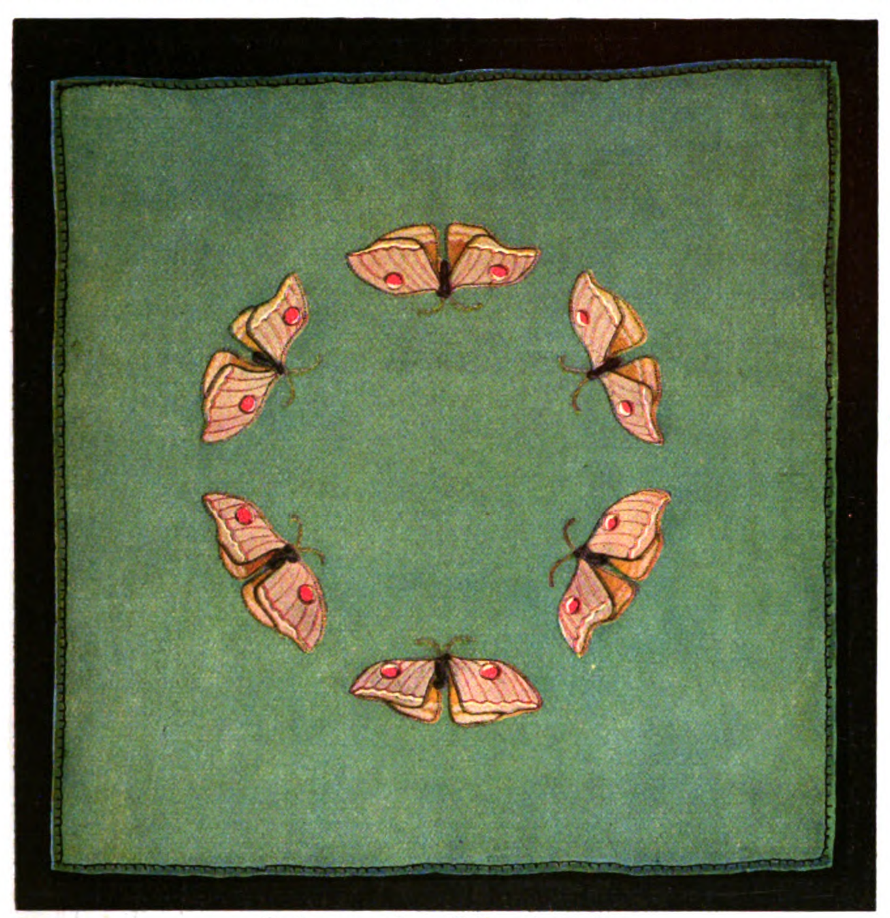




Lampentuch mit Pfauenfedern

mit der das Kennzeichnende der Blumen und Tiere in Umriß und Farbe getroffen ist, nicht weniger als den feinen Geschmack, mit dem die Töne aufeinander abgestimmt sind. Da schlingen sich Kränze zart und duftig gefärbter Orchideen auf einem Untergrund von lachsfarbenem Chiffon; da tanzen gelbgetönte Falter auf einem blaugrünen Schleierstoff einen Reigen, haben goldgefleckte Kohlweißlinge sich in ein wie von Sonnenstrahlen durchglühtes Kreisrund von Flor geflüchtet. Wunderlich gefärbte Fische ziehen durch ein Geriesel meerblauer Seide, und wie Stahl schimmernde Libellen gaukeln mit schlanken Leibern durch einen Nebel gelblicher Schleier. Man fühlt die innige Vertrautheit mit den dargestellten Wesen und wundert sich darüber nicht mehr, wenn man erfährt, daß die Künstlerin in einem stillen Pfarrhause großgeworden ist, wo ein märchenhafter Blumengarten sie über die fast klösterliche Abgeschlossenheit hinwegtröstete, und daß sie, ehe sie ihrer Naturliebe auf künstlerische Weise Ausdruck zu geben lernte, als Tierpflegerin auf dem Lande und in Tierkliniken tätig gewesen ist.

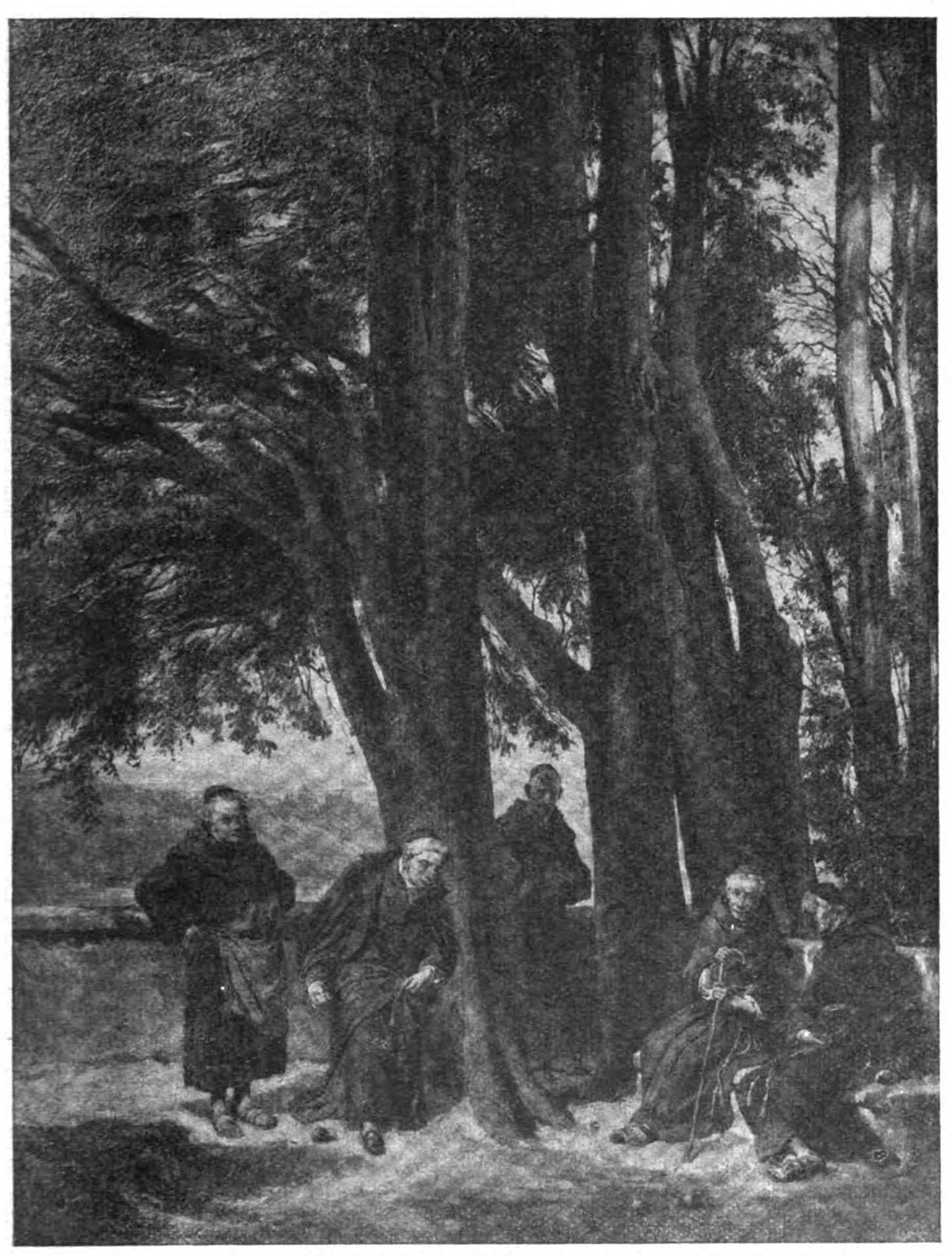
Eigenartig wie Form und Farbe ist auch die Technik, die Käthe Künstler sich für die Verwirklichung ihrer Träume ersonnen hat. Meist handelt es sich bei weiblicher Handarbeitskunst ja nicht um ein Neuschaffen, sondern nur um ein durch eigne Empfindungen und Einfälle bereichertes Verarbeiten gegebener Formen in erprobter Technik. Käthe Künstler ist auch da eigne Wege gegangen. Aus Seide, Samt oder Tuch schneidet sie zunächst ihre Blumen und Tiere aus, bemalt sie in bald sanften, bald rauschenden Tönen und heftet sie dann zwischen zwei Lagen dünner buntfarbiger Seide. Hinter diesem duftigen Schleier erhalten die Geschöpfe ihrer Phantasie ein seltsames Leben, ihre Farben verschmelzen miteinander, gewinnen einen geheimnisvollen Schimmer,



Decke aus grüner Seide mit Faltern

und ihre Umrisse verlieren an Schärfe. Man hat den Eindruck, durch bunte Nebel hindurch in einen Märchengarten zu blicken, in dem nie gesehene Blüten sich wiegen und wunderliche Tiere ihre Spiele treiben. Sucht man nach einem Vergleich aus dem Gebiet des Kunstgewerbes, so fühlt man sich am ehesten an die Wirkung der Unterglasurmalerei beim Porzellan erinnert. Da wir an schöpferischer Handarbeit trotz allem Fortschritt immer noch arm sind, begrüßt man mit doppelter Freude die Arbeiten einer Künstlerin, die, von keiner Schule belastet, auf eignen Füßen steht und neue Wege schreitet. Allzu lange hat die Handarbeitskunst bei uns als blutloses Zwitterding ein kümmerliches Dasein geführt, und nur langsam ist in der deutschen Frau eine Ahnung von der Schönheit und den Möglichkeiten schöpferischer Handarbeit erwacht. Zweifellos stehen wir am Anfang einer Wiedergeburt der Handarbeitskunst. Die wirtschaftliche Not, die gerade die Frauen des gebildeten Mittelstandes zum Erwerb zwingt, ist geeignet, diese Entwicklung noch zu fördern.

Als Käthe Künstler sich mit den ersten dieser Arbeiten an die Öffentlichkeit wagte, tat sie's mit zagen Schritten. Wohl wußte sie, daß über diesen Decken und Lampentüchern, die sie in heimlichen Stunden in ihrem kleinen Zoppoter Stübchen mit geschickten Händen geschaffen hatte, zum mindesten der Reiz der Neuheit lag. Aber würde der bei der Überfülle der Handarbeiten, mit der die von den wirtschaftlichen Nöten der Nachkriegszeit bedrängte deutsche Frau den Markt überschwemmte, zum Erfolg genügen? Sie versuchte es zunächst in Danzig, und als dort die ersten Verkäufe ihr Mut gemacht hatten, kam sie nach Berlin. Wenn irgendwo, mußte ihr nicht hier das Glück lächeln? Schritt für Schritt hat sie sich langsam emporkämpfen müssen, hat gehungert und gedarbt und bei einer Pfört-



Norbert Schrödl: Boccia spielende Mönche im Kloster San Francesco
Aus »Norbert Schrödl, ein Künstlerleben im Sonnenschein« (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser)

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Ein Künstlerleben im Sonnenschein / Norbert Schrödl

Ein verlockender Titel! Aber gleich der Titel verrät uns, daß wir es mit Erinnerungen zu tun haben — wo anders gäbe es heute bei uns ein Künstlerleben im Sonnenschein als in dem einzigen Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können? Es braucht noch keine Glanzzeit der Kultur zu sein, in die so ein Erinnerungsbuch flüchtet, und der uns dahin geleitet, braucht keinen ruhmumstrahlten Namen zu haben: verglichen mit unsern Tagen, wird die Zeit doch wie in Sonnenglanz getränkt erscheinen, und der sich von ihren Wellen tragen ließ, wird uns ein Glücklicher dünken. Wir sehen heute mit leidgeschärftem Blick mehr die Schwächen als die Vorzüge der Kaiserzeit, wir wissen, daß sie



Norbert Schrödl: Mopsfamilie
Aus »Norbert Schrödl, ein Künstlerleben im Sonnenschein« (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser)

Verzug der hohen Gesellschaft und der großen Welt; Staatsmänner, Industrieführer und schöne Frauen ließen sich mit Vorliebe von ihm malen, und die »edle Auffassung und elegante Ausführung«, die selbst der kritische Graf Seckendorff, der Hofmarschall der Kaiserin Friedrich, an Schrödls Gemälden rühmte, empfahl ihn von Palast zu Palast, von Boudoir zu Boudoir.

nicht gerade reich war an geläuterter Kultur und daß vieles, was im Augenblick glänzte, schon für die nächste Zukunft verloren war. Aber die mit ihr lebten, durften sich von ihrem Aufschwung mitgehoben fühlen und die Blößen der Gegenwart mit den Hoffnungen der Zukunft decken, wie sie allerorten blühten.

So ging es dem 1842 geborenen Maler Norbert Schrödl, der in dem halben Jahrhundert seines Schaffens, von 1862 bis 1912, von den Großen und Mächtigen der Zeit mit Achtung, Anerkennung und Ehren ausgezeichnet wurde, der nichts mehr sah von dem Niedergang des Gestirns, das ihm so hold und verheißend geleuchtet hatte. Seinen Namen wird man in unsern kritischen Kunstgeschichten kaum finden; selbst der wohlwollende Ludwig Pietsch spendete seinen Bildern nur ein gemäßigtes Lob. Nein, Schrödl war keiner von denen, die der Kunst neue Wege bahnten oder einem starken persönlichen Gefühl starken künstlerischen Ausdruck zu geben vermochten. Aber er war ein guter, liebenswürdiger und warmherziger Mensch, und er hatte vom Schicksal die Gabe mitbekommen, all denen mit seiner freundlichen Kunst ein Wohlgefallen zu sein, die sich vor den Häßlichkeiten der damaligen Naturalisten entsetzten, ohne daß er erst nötig gehabt hätte, ihrem Geschmack den seinen liebedienerisch anzupassen. Ja, er war der Liebling der Fürsten und Fürstinnen, der

Und er kam überall als ein vertrauensvoll Begrüßter, oft als ein gesellschaftlich Gleichgeachteter, als wüßten die Herrschaften, daß sie von diesem Manne keine Indiskretionen oder Bosheiten zu befürchten hätten. Dergleichen ist denn auch nie über seine Zunge gekommen. Er hat scharf und fein beobachtet, auch kleine und unscheinbare Züge in treuem Gedächtnis bewahrt und die Farben auf der Palette seiner Erinnerung nicht eintrocknen lassen, aber mit dem Stift der Ironie und der Karikatur hat er nicht gemalt. Auch nicht, wenn er an langen Winterabenden in Cronberg mit seiner Frau am Kamin saß und ihr zu treuen Ohren und Händen aus seinem bunten Leben erzählte. Damals, in jenem erinnerungsseligen Beieinander wurde der Grund zu diesem 600 Seiten starken Buche gelegt, denn niedergeschrieben hat es erst die Witwe des Künstlers. Die ersten Kapitel nach den Erzählungen und Tagebüchern ihres Mannes, nach Briefen und Zeitungsausschnitten, die späteren, umfangreicheren Teile nach eignen Erinnerungen — zwei Stämme, die bald untrennbar zu einem zusammenwuchsen.

Denn mit dieser Frau Else kam nicht nur das Glück, kam auch ein Strahl der Dichtersonne und die Gabe der literarischen Darstellung in das Schrödlsche Haus. War sie doch eine Tochter des rheinischen Poeten Wolfgang Müller von Königswinter, der den Strom seiner Hei-

mat in tönenden Versen besungen und seine Sagen- und Dichtergestalten in bilderreichen Balladen und kulturgeschichtlichen Novellen erweckt hat. Zwei wie füreinander geschaffene Menschen trafen da zusammen: ein heiterer Wiener Lebenskünstler, der schon durch die hohe Schule der weiten Welt gegangen war, und ein fröhliches rheinisches Blut, bei dem Kultur und Kunstgeschmack Pate gestanden hatten. Wohin sie kamen, Herr Norbert und Frau Else, da sprangen die Türen der Salons und Ateliers vor ihnen auf, da öffneten sich aber auch die stillen, vertrauten Winkel am Herde und im Herzen, und wer auf Reisen ging, war hochbeglückt, wenn er das sonnenhafte Paar als Gefährten gewinnen konnte. Auf der Höhe des Daseins sind die beiden miteinander gewandelt, ein volles Menschenalter lang, und überall, wo Feste des Lebens und der Kunst gefeiert wurden, waren sie dabei: in Baden-Baden, Heidelberg, Berlin, Dresden und Eisenach, in Weimar, Bayreuth und Oberammergau, in Italien, Frankreich, Holland, Belgien und England, am liebsten aber in den Rhein- und Maingegenden und in Cronberg, der Künstlerkolonie des Taunus.

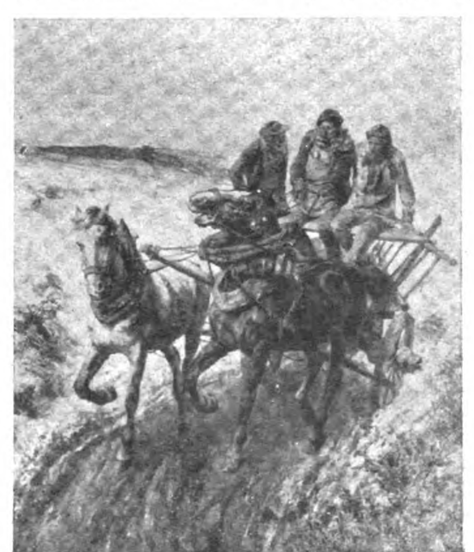
Es funkelt hier nur so von Sternen erster und zweiter Größe. Dennoch sind die schönsten Kapitel des Buches nicht unter diesem Glanz der großen Welt erblüht, sondern unter der milden Frühsonne, die Else Müllers Kindheits- und Mädchenjahre in Düsseldorf und Köln beschien. Wie sie von ihrem Vater und ihrer Mutter, ganz besonders aber von ihren beiden Großmüttern, der stolzen, hochgesinnten Patriziersfrau und der heiter-herzhaften Volksnatur, erzählt, das ist menschlich ebenso erquicklich wie kulturgeschichtlich bedeutsam. Wer den Rhein mit den entzückten Augen unsrer Eltern sehen will, aus einer Zeit heraus, da er noch das Ideal der Hochzeitsreisenden und das Hochziel der Natur- und Kunstbegeisterung war, der gönne sich eine Wanderung durch diese Kapitel, die vom lieben alten Köln und seiner Karnevalslust, vom Siebengebirge, vom Taunus, von rheinischen Musik- und Dombaufesten berichten.

Wir wählen — mit freundlicher Genehmigung des Verlages von Englert & Schlosser in Frankfurt a. M. — als Proben aus dem (übrigens mit vielen Abbildungen nach Gemälden Schröbls geschmückten) Buche ein Kapitel aus diesem mittleren Teile, da die Herausgeberin noch ein junges Mädchen war, und lassen ein zweites folgen, in dem sie schon am Arme ihres Mannes in der Gesellschaft erschien. F. D.

Dombaufest in Köln am Rhein

Köln, 20. Oktober 1880. — Die offizielle Feier fand am 15. Oktober auf dem Domplatz statt, wo der Kaiserpavillon und die Sängertribüne errichtet waren. Ein brausendes Hurra begrüßte den alten, geliebten Kaiser, als er mit der kaiserlichen Familie, gefolgt von den Fürstlichkeiten und der Generalität, erschien; er dankte durch fortgesetztes Grüßen nach allen Seiten. Erst als der Kaiser die Stimme erhob, entstand eine lautlose Stille, so daß jedes Wort deutlich vernehmbar war. Hierauf folgte die Kantate, die wir jubelnd in die Luft hinaussangen. Inzwischen unterzeichnete der Kaiser die verschiedenen Urkunden, die sofort unter der obersten Kreuzblume für Zeit und Ewigkeit eingemauert wurden. Dann ward der Schlußstein eingefügt und der vor 600 Jahren begonnene Bau vollendet. Kanonenschüsse und Glockengeläute verkündeten den denkwürdigen Augenblick. Unser Chor intonierte dazu den Choral »Nun danket alle Gott«. Alles stimmte ein, viele mit Tränen in den Augen.

Der zweite Tag war für den Festzug bestimmt. Hier tummelte ein kühner Ritter sein wildschäumendes Roß, dort hielt ein Page seiner Edeldame den Bügel, während jenseits ein Troß Krieger heransprengte. Jetzt wieder sah man lange Züge von Geschlechtern mit ihren Sippen, Fahnen und sonstigen Abzeichen vorüberschreiten, und über alles hinaus ragten die künstlerisch aufgebauten Wagen der verschiedenen Gruppen. ... Endlich wurde das Signal gegeben, daß jeder seinen Platz einnehmen solle, worauf auch wir unsern Wagen bestiegen und die vorgeschriebene Stellung einnahmen. Die Künstler legten noch einmal prüfend überall letzte Hand an, dann setzte sich der Zug lang-



Norbert Schröbl: Cronberger Fuhrwerk
Aus »Norbert Schröbl, ein Künstlerleben im Sonnenschein« (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser)

sam in Bewegung. Das Geschaukel der hohen Wagen auf dem holprigen Pflaster war anfangs kaum zu ertragen. Ich fürchtete jeden Augenblick, von meinem erhöhten Podest herabzustürzen. Dabei mußten wir unbeweglich, wie in Erz gegossen, stehen, und ich hatte nur eine Hand frei, um mich festzuhalten, da ich in der andern, als Sinnbild der Musik, eine silbervergoldete Orgel hielt. Jedoch »das eiserne Muß« stählte die Willenskraft, die einmal übernommene Aufgabe mit Würde zu erfüllen. Die Straßen, durch die sich der Festzug bewegte, waren, ebenso wie die Häuser, bis unter die Dächer dicht mit Menschen besetzt. Jeder Laternenpfahl, und wo es nur irgend etwas zum Anklammern gab, hing voll lebender Wesen. Alles schwenkte Mützen und Tücher und jubelte uns fortgesetzt in heller Begeisterung zu. Vor und hinter unserm Wagen ritt in glanzvollen Trachten ein Trompeterchor, der abwechselnd blies. Bei den vielen Kurven in den engen Stadtteilen, wo die Menschen in unheimlichen Massen an den Wagen heranbrängten, zitterte ich innerlich vor einem Unglück. Aber das Gefühl, das größte historische Fest der geliebten Vaterstadt mitfeiern zu dürfen, hob mich schließlich über alles hinaus. Der schönste Moment war der der Vorbeifahrt an dem Kaiser, der uns stehend grüßte und Beifall zollte. Ihm zur Seite standen der Kronprinz, Moltke und Roon. Kaum hatten wir das Kaiserzelt im Rücken, als einer der Festordner an unsern Wagen heransprengte mit der Meldung, Seine Majestät habe den Wunsch ausgesprochen, den Zug noch einmal vorüberziehen zu sehen. Das war der beglückendste Lohn für alle Mühen.

Als es Abend wurde, flammte ganz Köln in einem Lichtmeer auf. Und darüber hinaus ragte in bengalischem Feuer, wie ein glühender Riese, der gewaltige Dom. Dazu läuteten die Glocken sämtlicher Kirchen und klangen ineinander zu einem weithin tragenden Chor heiliger Stimmen.

Frauengroschen-Basar im Reichskanzlerpalais. — Gespräch mit dem Fürsten Bismarck

Berlin, 6. 2. 1889. — Schon gleich nach der Eröffnung standen die Menschen so dicht gedrängt, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten. Und zwar, weil im Vorjahre der Reichskanzler einen Rundgang durch den Saal gemacht hatte und jeder auf sein Erscheinen hoffte. Aber die Stunden vergingen, und der Fürst kam nicht. Ich gab schließlich alle Hoffnung auf, als Graf Bismarck mir zuflüsterte: »Der Vater kommt erst, wenn sich die Menschen ein wenig verlaufen haben.« Und wirklich öffnete sich, gegen drei Uhr, die Tür neben unserm Büfett, und im Rahmen stand die Riesengestalt des Eisernen Kanzlers. Sein Blick überflog den Saal, aber im selben Augenblick packte die Fürstin ihn schon am Arm und führte ihn von Bude zu Bude. Der Fürst begrüßte verschiedene Damen, während aller Augen gespannt seinem Rundgang folgten. Als er zu uns ans Büfett kam, zog mich die Fürstin, ihren Arm um mich schlingend, heran und sagte: »Otto, hier stelle ich dir das ‚Wolfgangskind' vor, die Frau Maler Schröbl.« Der Fürst reichte mir freundlich die Hand mit den Worten: »In Ihnen lerne ich nun schon die dritte Generation Ihrer Familie kennen. Ihr Vater war von gleicher Größe wie ich, wir haben uns aneinander gemessen. Sein echt deutsches Wesen und sein glühender Patriotismus, der sich auch in seinen Liedern ausspricht, brachten ihn meinem Herzen nahe. Seine Mutter, Ihre ‚Jroß' (hier markierte er den rheinischen Dialekt), war ein Original. Ihr liebenswürdiger Humor und ihr unvergleichlicher Frohsinn wirkten erfrischend. Ich habe sie verschiedentlich auf ihrem Weingut in Bodendorf besucht, und wir verstanden uns immer sehr gut. Übrigens,« fuhr er fort, »wollen wir uns nicht setzen und eine Tasse Tee zusammen trinken?« Während ich schnell den Tee holte, begrüßte er Frau von Boetticher. Dann ließen wir uns alle drei an einem kleinen Tischchen nieder. »Nun erzählen Sie mir von Frankfurt,« begann der Fürst wieder, »von der Tante Wally, die jetzt wohl Ihre ‚Jroß' geworden ist, und von ‚Merlchen' (so nennt er Marie Meister) und Marchen (Frau Dr. Lucius) und sprechen Sie recht rheinisch, der Dialekt erweckt schöne Erinnerungen in mir.« Ich berichtete im rheinischen Dialekt alles, was er wissen wollte, wobei er mehrere humoristische Zwischenfragen stellte. ... Inzwischen gesellte sich die Fürstin zu uns und begann wieder von den Frankfurtern zu sprechen. »Meine Frau hängt noch immer so sehr an Frankfurt.« Als der Fürst sich erhob, schüttelte er Frau von Boetticher und mir die Hand und ging mit einem »Auf Wiedersehen!« durch dieselbe Tür hinaus, durch die er gekommen war. Ich aber befand mich wie im Traum, daß endlich mein Herzenswunsch, den Fürsten zu sprechen, in Erfüllung gegangen war. Graf Bill Bismarck brachte mich zur Wirklichkeit zurück, indem er mir ein Glas Champagner mit den Worten kredenzte: »Na, jetzt hat sich der Vater aber gründlich mit Ihnen unterhalten. Darauf trinken wir eins.« Seine Frau, Gräfin Sibylle, trat auch hinzu, und wir stießen zusammen an. »Was ist denn los, Kinder?« frug die Fürstin. Nachdem Graf Bill ihr erklärt, worum es sich handelte, nahm sie mich in ihre Arme und küßte mich herzlich. Ich aber dankte ihr aus vollem Herzen für das mir unvergeßliche Erlebnis.

Von Kunst und Künstlern

Alfred Lüdke: Am Starnberger See (vor S. 1) — Reinhold Koch=Zeuthen: Störung beim Musizieren (vor S. 77) und Stilleben mit Äpfeln (vor S. 89) — Isabella Lindner: Feldmohn (vor S. 9) — Walther Bchnefeldt: Dorfstraße im Unterelsaß (vor S. 33) — Die Köpfe der drei Bildwerke vom Isenheimer Altar: St. Antonius (vor S. 69); St. Hieronymus (vor S. 49); St. Augustinus (vor S. 41) — Nicola Michailow: Bildnis der Frau von Hannstein (vor S. 17) — Drei Scherenschnitte von Eugen Mirsky (von S. 93 bis S. 95) — Zwei romantische Künstlerbücher

»Am Starnberger See« steht unter dem Gemälde von Alfred Lüdke, mit dem wir unsern Lesern den Münchner, hier zuerst von Hermann Uhde-Bernays gewürdigten Maler nach längerer Pause wieder ins Gedächtnis rufen; aber es ist fraglich, ob der Wanderer, umschritte er selbst den ganzen Würmsee, den Naturausschnitt in der Wirklichkeit so wiederfände. Denn nicht darauf kommt es diesem Künstler an, ein Stück Natur so naturgetreu nachzubilden, daß man genau den Standpunkt seiner Staffelei samt Sonnenstand und Tagesstunde bestimmen könnte. Er will in die Seele einer Landschaft eindringen und will sagen, wie die seinige damit zusammenklingt, welche Töne sie in ihm weckt. So ist dies Bild eigentlich ein Doppelbild: ein Stück Gottesnatur und ein Stück Menschenherz, was freilich für Lüdkes pantheistisch-religiöse Auffassung keinen Widerspruch bedeutet. Seit dem Erscheinen des Aufsatzes von Uhde-Bernays (Aprilheft 1911) sind zwölf Jahre verflossen, und seitdem hat Lüdke, heute ein Fünfzigjähriger, seinen malerischen Gesichtskreis bedeutend erweitert, aber seinem inneren Sehen, der Art seines Schauens und Fühlens ist er treu geblieben: auch jetzt noch ist er kein Landschafter im realistischen oder im impressionistischen Sinn des Wortes, sondern ein Deuter und Gestalter innerer Gesichte, die sich aus der Natur nur ihre Anregungen holen. Wie er die Dolomiten, zu denen ich ihn oder zu denen er mich kurz vor dem Kriege führte, als flammende Opferkerzen auf dem Altar Gottes empfand, so ist ihm der Starnberger See, an dem er sich bald darauf für längere Zeit ansiedelte, zu einem Dankgebet und Jubelhymnus des himmlischen Schöpfers geworden, zu einem Psalm der Reinheit, Lauterkeit, Helle und Fröhlichkeit, zu einem Gesundbrunnen für die sorgenbeladene Seele, zu einer Zuflucht des Friedens und der Ewigkeit.

Auch Reinhold Koch-Zeuthen ist uns in den Monatsheften schon öfters begegnet, zuletzt im Dezemberheft 1921 mit einer Madonna, die den sozialen Gedanken stark betonte, aber trotz dieser »Tendenz« doch ein echtes Kunst- und Malwerk blieb. Und diese Freude am Malerischen, gestützt auf eine außergewöhnliche Tüchtigkeit des handwerklichen Könnens, ist der Grundzug in Kochs neuerer Entwicklung. Ob er nun Straßenszenen, Innenräume oder Stilleben malt, immer ist es die Farbe, die malerische Stimmung, die dem Bilde den Charakter gibt. In der Komposition des Bildes mag er noch manchmal schwanken oder tasten — so glauben wir uns zu erinnern, daß sein Gemälde »Störung beim Musizieren« ursprünglich ohne die männliche Figur vor die Öffentlichkeit trat —, der malerische Grundklang steht wie durch Eingebung von vornherein fest. Hier war es das silbergraue Kleid der musizierenden Dame, wie es sich vornehm und hoheitsvoll abhebt von dem stumpfen graublauen Hintergrund, was dem Bilde die malerische Seele gab, ein Kleid, so echt und delikat gemalt, daß man sich nicht zu scheuen braucht, den Namen Vermeer auszusprechen. Auch das Stilleben mit Äpfeln hat wohl, was die Komposition angeht, seine Achillesferse: die rechte obere Ecke dünkt uns leer und doch zu schwer; aber die Schwäche wird ausgeglichen durch die satte Saftigkeit der vorherrschenden Farben Rot, Grün und Braun.



Eugen Mirsky: Falkenjäger



Eugen Mirsky: Freundschaftsbund

eines Dreiklangs, der altmeisterliche Solidität mit moderner Kühnheit zu vereinigen weiß.

Ein starker koloristischer Temperamentsausbruch ist Isabella Lindners Feldmohn. Hier fragen wir nicht mehr nach Komposition und Zeichnung, hier triumphiert der Farbenrausch eines schmetternden Rot, das gleich Flammen oder Trompetenstößen den ganzen Bildraum durchzüngelt.

Wie ruhig, exakt und gewissenhaft dagegen die von Walther Bohnefeldt radierte »Dorfstraße im Unterelsaß«! Das Blatt könnte zur Illustration eines volkskundlichen Werkes dienen, so getreu hält sich seine Zeichnung an die Formen der Wirklichkeit, denen zwar das Malerische, wie namentlich das hochgestaffelte Haus links im Vordergrunde zeigt, nicht fehlt.

Verlorenes Land, unentreißbares Besitztum unsrer deutschen Seele! Kein unfruchtbarer Klagelaut komme über unsre Lippen; jeder echte Deutsche kennt auch ohne Worte den Schwur und die Hoffnung, die in unser Herz gebrannt sind ... Nach Kolmar, ins Museum Unterlinden führen uns die Köpfe der drei Bildwerke vom Isenheimer Altar, dieser unsterblichen Schöpfung der deutschen Spätgotik (um 1500), die Matthias Grünewalds Malkunst zu einem der größten Kunstwerke aller Zeiten gemacht hat. Untergegangen freilich ist auch hier der architektonische Rahmen, der einem solchen Bau erst die Vollendung gibt. Nur ein Baldachingewölbe aus verschlungenem Astwerk blieb übrig sowie der reiche Vorhang aus hölzernem Gerank, der die Schreintiefe über dem Sitzbilde des heiligen Antonius übersponnen hat, ein köstliches Zeugnis der prunkvollen Schönheit, die das ganze Ziergerüst einst gehabt hat. Die Schnitzfiguren im Altarschrein, Werke des Nikolaus von Hagenau, sind plastische Schöpfungen höchster Kraft. Der heilige Antonius, der Namensheilige des Klosters Isenheim (vor den Toren von Gebweiler), thront in der Mitte. Die langbärtige mächtige Gestalt könnte für die thronende Allmacht Gottvaters selbst gehalten werden, wie sie der Genter Altar der Brüder van Eyck zuerst gebildet hat, wenn nicht die Abzeichen, Kreuzstab und Schwein (zu seinen Füßen), ihn als den Eremiten der Thebais kennzeichneten. Rechts der heilige Hieronymus* mit flachem Kardinalshut und einer deutlich betonten Zahnlücke, zu seinen Füßen sein Haustier, der Löwe, dem er den Dorn aus der Tatze zog. In rauschender Bewegung eines vielfaltigen, mächtig auswehenden Gewandes schreitet er grüßend auf den Thronenden zu, »ein frommtiefes Beteuern im scharf lebendigen und hochgeistigen Antlitz«. Links der heilige Augustinus mit Bischofsstab und Bischofsmütze. Ruhig, innig hebt er die beredte Hand als Fürbitter für die kniende Stifterfigur des Klosterabtes Jean d'Orliac, der das Altarwerk plante und begann. »Die Gestaltwucht und Geistesgröße dieser plastischen Hauptfiguren und die Verwandtschaft ihrer Gebärdung mit den Gestalten der gemalten Flügel«, sagt Niemeyer in seinem neuen Buche über Grünewald (Berlin, Furche-Verlag), »bringen den Gedanken nahe, daß Grünewald auf die Bildung dieser Schnitzwerke Einfluß gehabt hat.« Gleiches Formgefühl, verwandte Auffassung und Ausdruckskraft verbinden Plastik und Malerei zu sinnlicher und geistiger Einheit der Gesamtwirkung. Schon allein deshalb war es ein Unrecht, daß diese drei geschnitzten Heiligenbilder bisher von den Gemälden Grünewalds, die den Flügelaltar schmücken, völlig in den Schatten gestellt worden sind. Denn auch sie bedeuten einen künstlerischen Höhepunkt ihrer Zeit, sind ohne Zweifel das Hauptwerk der oberelsässischen Holzschnitzschule, von der sich auch sonst noch bedeutsame Arbeiten in Kolmar wie in den kleineren Orten der Umgebung erhalten haben. Dafür spricht, mehr noch als die edle Gesamt-

* In den Unterschriften der Abbildungen sind leider die Namen St. Hieronymus und St. Augustin miteinander vertauscht worden.

auffassung, insbesondere die merkwürdige, um nicht zu sagen geniale Verbindung einer weitgehenden Realistik in den Einzelheiten mit einer großzügigen Monumentalität. Jammerschade, daß die Figuren nicht abgegossen worden sind, was noch in den letzten Jahren des Krieges leicht hätte geschehen können, als der ganze Isenheimer Altar wegen der ihm in Kolmar drohenden Fliegergefahr in München verwahrt und dort ein Wallfahrtsziel für Tausende von kunstfrommen Gemütern wurde ... Jetzt »gehört« er den Franzosen. Wir werden auch seiner niemals vergessen. —

Das Bildnis der Frau von Hannstein begleitet den Aufsatz Hermann Widmers über den Maler Nicola Michailow.

Im Text zeigen wir drei Scherenschnitte von Eugen Mirsky, reizvolle Proben einer neuartigen Behandlungsart dieser wandlungsreichen Technik, die das Ornament zum figürlich belebten Stil erheben. Mit Vorliebe pflegt der junge Künstler Darstellungen chinesischen und indischen Charakters.



Eugen Mirsky: Segler

Zu spät erschienen, um noch vor Weihnachten angezeigt zu werden, aber wert, nun eine eigne Spalte für sich zu bekommen, stellen wir hier den Lesern zwei Künstlerbücher vor, die in den Kern deutschen Kunstschaffens und — was nicht immer dasselbe — in die Herzkammern deutschen Gefühlslebens führen.

Das erste gilt Philipp Otto Runge, dem Romantiker (1777—1810). Denn als stärksten Vertreter der romantischen Malerei, als Gestalter kosmischen Gefühls zeichnet ihn uns Paul Ferdinand Schmidt in seinem vom Inselverlage (Leipzig) mit 80 prächtigen Bildertafeln ausgestatteten Buche, darin mit gleicher Liebe Runges Leben geschildert und sein Werk gedeutet wird. Die späte Wiederentdeckung dieses halbvergessenen Norddeutschen — auf der Berliner Jahrhundertausstellung 1906 — brachte es mit sich, daß er lange nur als Vorläufer des Impressionismus betrachtet wurde. Er war mehr, war die Krönung der romantischen Bestrebungen, war einer, der die »liebende Einheit von Gott und Welt« in sinnlich faßbaren Symbolen dargestellt, der Farbe ihre Bedeutung als Ausdruck göttlicher Geheimnisse erobert hat. Schmidts Buch, das auch Runges Dichtungen nicht vergißt, segelt auf weitgespannten Schwingen durch das deutsche Phantasie- und Gemütsleben der romantischen Periode.

Das zweite Künstlerbuch gilt Moritz von Schwind, dem süddeutschen Spätromantiker (1804—1871). Verwandt mit Runge in der romantischen Grundanschauung und doch in einem wesentlichen Punkte verschieden von ihm: Runges entscheidendes Ausdrucksmittel war die Farbe, Schwind war kein Maler im eigentlichen Sinne des Wortes und wollte keiner sein. Das, was er zu sagen hatte, konnte er nur der Sprache der Linie und ihrer geistig-literarischen Bestimmtheit anvertrauen; nur schmückend und belebend, nur illustrierend tritt dazu die Farbe. Und noch etwas unterscheidet die beiden: Runge war ein Maler der ungestillten Sehnsucht, die sich mit Zeit und Wirklichkeit nicht zu versöhnen wußte, Schwind liebt das bürgerliche Leben, gerade um seiner Enge und Bescheidenheit willen. Er wird zum Lobredner der Kleinstadt, zum Verklärer des Familienglücks, zum Verherrlicher der Freundschaft und Geselligkeit, zum Meister der Idylle. Als so einen Menschen unter Menschen, der das Märchen mitten in den Alltag pflanzt, schildert ihn uns Leopold Zahn in einem gedrängten Lebens- und Schaffensbilde, das vom Verlage O. C. Recht in München 20 künstlerisch ausgeführte ein- und mehrfarbige Steindrucke großen Formats (15:25 cm) mitbekommen hat, meistens unbekanntere Schöpfungen des Meisters, deren Originale in den Kupferstichkabinetten Münchens und Dresdens aufbewahrt werden. F. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Stefan Zweig: »Legende eines Lebens« — Eugen Tschirikoff: »Die Juden« — Das deutsche Lustspiel — Otto Ernst Hesse: »Der Bigamist« — Hans Müller: »Großmama« — »Savonarola« aus der »Renaissance« des Grafen Gobineau, bearbeitet von Paul von Tschelitscheff — »Die törichte Jungfrau«, Operette von Oskar Straus — Berliner Possenabend: Glasbrenner und Angely

Wenn wir zur Uraufführung einer dramatischen Arbeit des feinen Lyrikers, Essayisten und Übersetzers Stefan Zweig geladen werden, die sich »Legende eines Lebens« nennt, so erwarten wir wohl ein Werk, das irgendwie nach den verborgenen Gründen dieses Daseins sucht oder mit leisem Finger an die verschlossene Tür seiner Geheimnisse pocht. Zweig selbst hat einmal als edelste Formel des Dichters den Satz aufgestellt: das Leiden müde zu machen durch unendliche Liebe, und die Klage tönend durch ewige Musik. Von dieser hohen Forderung sahen wir in dem dreiaktigen Kammerspiel, das im Theater in der Kommandantenstraße unter Dr. Eugen Poells Spielleitung eine bescheidene, aber strebsame und ehrgeizige Darstellung fand, wenig oder gar nichts erfüllt. Nicht an eine Erzählung von heiligem oder überirdischem Sinn darf man bei dieser »Legende« denken, sondern an die Bedeutung des Unbeglaubigten, Falschen und Irreführenden, die eine spätere, skeptische Zeit in das frommgläubige Wort hineintrug, und der Luther, Fischart, Grimmelshausen und andre derbe Schriftsteller der Reformationszeit in der grimmig-witzigen Sprachform »Lügende« ein Denkmal setzten.

Nein, nicht auf die Höhen, nicht an die Festtafel des Lebens führt uns Stefan Zweig, sondern zum Alltag, ins Anekdotische, wenn es auch ein Dichter, ein vorgeblich großer Dichter ist, den die »Legende« (mit und ohne Gänsefüßchen) sich hier als Opfer erkoren hat. Wer war, was leistete, was bedeutete dieser Karl Amadeus Franck? Wir wissen nur von ihm aus den verherrlichenden und bewundernden Erzählungen, mit denen seine Witwe und sein zum Biographen und Nachlaßverwalter bestellter Privatsekretär sein Leben und Schaffen umspinnen. Sein Sohn selbst widersetzt sich dieser gewaltsamen Verklärung. Anfangs aus einem scheinbar rein egoistischen Grunde: er selbst ist dichterisch begabt, sieht aber die jungen Sprossen seines aufkeimenden Ruhmes überall von dem Schatten des Titanen bedrängt. Sein Stolz, sein jugendlicher Lebens- und Selbständigkeitsdrang sträubt sich gegen diese Vergewaltigung seines Ichs, und der natürliche Wahrheitsdrang unterstützt ihn dabei: »Ich will der Sohn eines Menschen sein, nicht der einer Legende!« Aber wie ankämpfen gegen die wohlorganisierte, mit Pietät gepanzerte Legendenbildung? Nun, da lebt noch in einem verborgenen Winkel still und zurückgezogen eine ergraute Frau, eine Jugend-, Liebes- und Schicksalsgenossin des gefeierten Karl Amadeus, die aus eigner schmerzlich-süßer Erinnerung bezeugen kann, wie die andern das Andenken, die Wahrheit und Wirklichkeit zumal der kämpfenden Jugendjahre des Dichters verfälscht haben. Sie, die arme Nähterin, nicht seine spätere stolze und selbstgerechte Frau war es, die mit ihm durch Not und Entbehrung ging. Freilich wurde sie dann mit und an ihm schuldig. Sein Kind, das sie unter dem Herzen fühlte, ließ sie nicht zur Welt kommen. Die andre, die ihr folgte, war tapferer als sie, und der Sohn, den diese andre dem Dichter gebar, wurde für Mann und Weib ein Band fürs Leben, auch als dieses Leben zur Höhe stieg und von seinem Glanz und Ruhm der Umgebung reichlich abgeben konnte. Das alles offenbart die Verdrängte dem Sohn des Dichters und belegt es durch sorgsam bewahrte Jugendgedichte und ein ihr gewidmetes Drama, wichtige Bekenntnisdichtungen, die allein imstande wären, die von der Witwe inspirierte Biographie des Verewigten umzustoßen. Für Leben und Schicksal des Sohnes bleibt diese Beichte einer um ihr Glück betrogenen Frau nicht unfruchtbar. Er gewinnt daraus den Mut, sich vor der stolzen Mutter und der Welt offen zu dem bescheidenen Bürgermädchen zu bekennen, das längst sein Herz besitzt und zudem ein Kind von ihm erwartet. Diesen erweckten Tatwillen des Jungen könnte man als eine edle Auswirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart begrüßen, wenn Zweig nicht bei der Auseinandersetzung mit der Mutter, der selbstsüchtigen Hüterin des Dichtererbes, wie ein Kaufobjekt die wiederentdeckte Hinterlassenschaft des Dichters in die Wagschale würfe, was den Ausgang des Stückes zu einem Handel mit materiellen Werten erniedrigt. Auch auf die endliche Versöhnung der beiden Rivalinnen fällt dadurch ein Schatten, der die Moral der wiederhergestellten Wahrheit nicht verschönt.

Es ist ein typisches Literaten- und Ästhetenstück, das uns hier begegnet. Überall spukt es von literarhistorischen Erinnerungen: Hebbels Jugendbeziehungen zu Elise Lensing gehen um, Richard Wagners Verhältnis zu den beiden ungleichen Frauen seiner Kampf- und seiner Glanzperiode steigt herauf, das Epigonenschicksal der Goethischen Nachkommen wirft seinen düsteren Widerschein auf das Haus Franck. Und wie dieses unsichere Schwanken zwischen Leben und Literatur, so kennzeichnet auch das stete Hinüber-

gleiten aus dramatischen zu romanhaften Motiven das Stück als das Erzeugnis eines feinsinnigen, aber unschöpferischen Nachempfinders, bei dem der Kopf mehr zu sagen hat als das Herz, der Geschmack stärker ist als die Phantasie. Man sage nicht, daß die Bühne das Buch (Leipzig, Inselverlag) vergewaltigt habe. Gewiß ist ihr viel von den geistreichen Reflexionen und Aperçus des Verfassers zum Opfer gefallen, aber dieser intellektuelle Ballast hätte das Stück nicht seetüchtiger gemacht, und die Figur der ins Dunkel gedrängten Jugendgeliebten hätte auch die glänzendste Darstellung nicht vor der Erinnerung an die Gartenlaubenromantik der Marlitt- und Wernerzeit zu bewahren vermocht.

Rückblicke haben manchmal auch etwas Tröstliches, so sehr im allgemeinen unsre heutige dramatische Produktion geschichtliche Maßstäbe zu fürchten hat. Bald nach den Kischinewer Judenhetzen von 1903, die die ganze gesittete Welt erschütterten, erschienen Eugen Tschirikoffs »Juden«, ein Anklagedrama mit der unverhüllten Tendenz, die Martern und Qualen der Verfolgten aufzudecken und das ihnen widerfahrene Unrecht vor aller Welt anzuprangern an den Schandpfahl der »Zivilisation«. Es verfehlte seine Wirkung nicht, weder in seiner Heimat Rußland, wo das Zensurverbot nicht lange aufrechtzuerhalten war, noch in den westeuropäischen Ländern, wo das Stück wie eine Flamme von Bühne zu Bühne lief. Nun es nach zwanzig Jahren wiederkehrt — im Renaissancetheater zu Charlottenburg —, sind wir erstaunt darüber, aus welch engem Gesichtswinkel da alles gesehen ist, wie tief sich die öffentlichen Ereignisse, für die man einst die ganze Welt auf die Schanze rufen wollte, in die kleinbürgerliche Sphäre einer jüdischen Familienaffäre ducken. Zwar geht es in dem Hause des Uhrmachers Leiser Frenkel zu wie in einem Taubenschlage, der Zionist streitet mit dem Sozialdemokraten, der Aufgeklärte mit dem Altgläubigen, der Fanatiker mit dem Lauen, zwar fällt im dritten Akt, wo der Pöbel in den Laden des alten Mannes eindringt, der Russe und Christ, der das Leben seiner Braut, Frenkels einziger Tochter, zu schützen sucht, unter den Streichen der Mordwütigen, aber im Grunde ist es doch nur eine Miniaturausgabe der Jessika-Tragödie, die sich da abspielt, und der alttestamentliche Verzweiflungsausbruch, in den der greise Kaftanträger gerät, gilt weit mehr seinem häuslichen Unglück als den Unbilden und Leiden seines Volkes. Drängte sich dieser Stoff einem jungen Dramatiker von heute auf, ich glaube, er packte ihn anders an. Wahrscheinlich würde er manches von der Lebensnähe und warmen Menschlichkeit vermissen lassen, die in dem engen Ladenstübchen des patriarchalischen Uhrmachers herrscht, aber für die Gestaltung der Rassentragik, die sich hinter den greifbaren Ereignissen verbirgt, würde ihm die Ausdruckskraft des expressionistischen Stils ein besseres Rüstzeug liefern, als es Tschirikoff vor zwei Jahrzehnten hatte

Merkwürdig und traurig: wir Deutsche sind die Träger des Humors in der Weltliteratur, der Heimatboden unsrer Kunst ist mit dieser edlen Flüssigkeit durchtränkt und gesättigt, aber die Tradition eines deutschen Lustspiels will sich nicht bilden. Es gibt stattliche Sprößlinge dieser edlen Gattung — von Lessings »Minna« über Kleists »Zerbrochenen Krug«, Grillparzers »Weh dem, der lügt« und Freytags »Journalisten« bis zu Hauptmanns »Biberpelz« —, aber sie bleiben zerstreut und vereinzelt, zu einem festen Stamm schließen sie sich nicht zusammen. Früh wurde dieser Mangel empfunden. Lessing hoffte wohl einen Augenblick auf Nachfolger, als er mit dem »Soldatenglück« den beherzten Griff in die jüngste Zeitgeschichte getan hatte, aber auch er wurde sich bald bewußt, daß es für die Gedankenlosigkeit »unsrer höchst trivialen Komödien« einen Grund gebe, der so leicht nicht auf Besserung hoffen lasse, liege er doch in der ganzen Unreife und Jugendlichkeit der damaligen Zeit und Dichtung. Und im Jahre 1795 fragte der alte Körner bei Schiller an, warum Goethe nicht einmal seine ganze Kraft in einem Lustspiel versuche — »wir sind so arm an dieser Gattung«. Der Freund antwortete: »Auf die Komödie will Goethe nicht entrieren, er meint, daß wir kein gesellschaftliches Leben hätten.« Die außerordentliche Bedeutung eines guten Lustspiels erkannten übrigens auch Goethe und Schiller. Dafür zeugt ihr Preisausschreiben in den »Propyläen« vom Jahre 1800. »Man klagt mit Recht,« heißt es in dem Aufruf, »daß die reine Komödie, das lustige Lustspiel, bei uns Deutschen durch das Sentimentalische zu sehr verdrängt worden, und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unsrer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber sowie das Pathetische macht immer ernsthaft, und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüts, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Komödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen, es sei nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst besitze, die moralische Tendenz seines Stoffes durch die Behandlung zu überwinden.« Da werden Richtlinien gezeichnet, die noch heute gelten, aber auch noch heute kaum beschritten sind. Das Ergebnis — 30 Dukaten betrug der Preis — war schon damals recht kümmerlich. Zwar liefen gut ein Dutzend Stücke ein, aber die meisten waren von



höchst »desperater und vertrackter Art« oder, wie Schiller sich ausdrückte, »ganz unter aller Kritik«. Als einziges Werk von dichterischem Wert konnte Brentanos »Ponce de Leon« gelten, schon ein echtes Romantikerstück, kraus, launisch, bunt, phantastisch und sprühend von geistreichen Einfällen, auf der Bühne aber nicht lebensfähig. Auch sonst gelang es der Romantik nicht, die Lücken auszufüllen. Der hübsche Erfolg, der vor kurzem im Volkstheater mit Tiecks »Gestiefeltem Kater« erzielt wurde, war doch auch nur eine Scheinblüte, mehr von Regisseurs als von Dichters Gnaden. Die Klage über die deutsche Lustspielnot setzt sich im 19. Jahrhundert fort und schweigt auch heute nicht, sooft sich immer wieder vertrauensselige Stimmen erhoben haben, die aus bescheidenen Ansätzen neue Hoffnungen schöpften. So hat Gottfried Keller sehr bedeutsame und wichtige Vorboten einer neuen Komödie in den Lokalpossen erblickt, von denen wenigstens eine, der »Datterich« des Darmstädters Niebergall, spät, erst im 20. Jahrhundert ihre verdiente Anerkennung gefunden hat. Das Volksschöpferische und Bodenständige, das Ursprüngliche und Ungelehrte solcher Lokalpossen, meinte Keller, lasse auf einen guten Nachwuchs hoffen. Aber auch diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt, so wenig wie die andern: daß aus den Wiener Possen, die Raimund mit Märchenzauber verklärte, mehr als dies vereinzelte Reis hervorblühen werde; daß Bauernfelds aus der Biedermeierstimmung genährte Gesellschaftsstücke sich bei seinen Nachfolgern aus Plaudereien zu Charakterspielen entwickeln würden; daß Anzengrubers Bauernkomödien, wie die »Kreuzlschreiber« und der »Doppelselbstmord«, eine ausgedehntere Pflanzung hervorrufen würden. Immer wieder lockte der Pariser Geschmack mit seinem oberflächlichen und zweideutigen Witz unsre Lustspielbegabungen von der deutschen Linie ab.

Wie die Dinge liegen, haben wir allen Grund, jede, auch die bescheidenste Begabung zu ermuntern, wenn sie den Mut zeigt, die alte gutdeutsche Schwanktradition wieder aufzunehmen. »Was an uns Original ist,« hat Goethe gesagt, »wird am besten erhalten und belebt, wenn wir unsre Altvordern nicht aus den Augen verlieren.« Auch wenn es dabei etwas derber zugeht, als unsre Augen und Ohren »geschmackvoll« zu finden sich unter dem Einfluß des Pariser Blendwerks gewöhnt haben. Denn dieses Geradezu gehört zur deutschen Ehrlichkeit und Gesundheit und tut der »Moral« weit weniger Schaden als die hinter einer gefälligen Larve und Wolken von Parfüm versteckten Schlüpfrigkeiten der Pariser Boulevardkomödie.

Otto Ernst Hesse scheint mir einer dieser Ermunterungswürdigen zu sein. Gewiß, die Stoffwahl seiner beiden bisher auf die Berliner Bühne gelangten Stücke ist bedenklich: jus primae noctis und Bigamie! Aber man übersehe nicht, daß diese Schwänke sich in der deutschen Vergangenheit ansiedeln, wo solche Dinge unbefangener aufgefaßt wurden als heute, und daß sie bei Hesse nicht aus pfiffiger Berechnung, sondern aus einem Überschuß an Lebenslust kommen.

Dem »Privileg« (s. Monatshefte Mai 1921) ist nun »Der Bigamist« gefolgt. Wieder gibt alter deutscher Rechtsbrauch das Motiv her. Um der nach dem Dreißigjährigen Kriege in den verwüsteten deutschen Landen drohenden Bevölkerungsnot zu steuern, erläßt der Nürnberger Kreistag ein Dekret, wonach es jedwedem zu Nutz und Frommen des Vaterlandes erlaubt sein soll, hinfort zwo Frauen statt einer zu nehmen. Meister Martin Imshöfer, so wohl es ihm bisher in seiner Hagestolzenhaut war, macht Ernst damit und holt sich die beiden Zwillingsenkelkinder des Seilermeisters Wolgemuth, die braune Ursel und die blonde Anne, als Eheliebsten ins Haus. Und er schwört sich und ihnen, daß seine Liebesgerechtigkeit dafür sorgen werde, die eine genau so lieb und wert zu halten wie die andre. Am Hochzeitsabend eine köstliche Szene: die beiden erwartungsvollen Jungfrauen sind in ihre getrennten Kammern links und rechts von der Werkstatt geschickt, Meister Martin wandert zwischen Reißbrett und Hobelbank lange unschlüssig hin und her, ob er sich zuerst nach links oder nach rechts wenden soll, da er doch nicht an beiden Orten zugleich sein kann. Wahrscheinlich pendelte er da in seiner philosophischen Gerechtigkeit, wie Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln, noch heute, wenn nicht die couragiertere Ursel gekommen und ihn sich geholt hätte, während die andre in der holdseligen Nacht nichts Besseres zu tun findet, als die Stube zu scheuern. Dann setzt der kleine Plänkelkrieg der Eifersüchteleien zwischen den beiden Frauen ein, und auch da gibt es mit Schmollen und Trotzen, Zanken und Zetern noch reizende, von echter Lustspiellaune erfüllte Szenen. Bis der liebe Herrgott ein Einsehen hat und dem heißen Wettlauf um des Mannes Herz durch die Gnade der Mutterschaft ein sanftes Ende bereitet. Da hätte sich nun wohl, für die zweite Hälfte der sieben Bilder, ein neues, fruchtbares Motiv dargeboten, gleich geschickt zur Vertiefung und Belebung des Themas, wenn Hesses Theaterblut und Bühnengeschick ihm Muße zum nachdenklichen, sinnigen Verweilen ließe. Aber hurtig, wie er nun mal ist, huscht er zu flüchtig darüber hin, und so steht der letzte Teil etwas kahl und mager neben dem saftigen, kraus belaubten ersten. An Behagen und Herzensfröhlichkeit fehlt es freilich auch da nicht, und der Verfasser täte übel daran, wollte er sich von dem halben Erfolge, den ihm das Zentraltheater mit seiner diesmal recht bescheidenen Darstellung nur erspielen konnte, von seiner

natürlichen Bahn ablenken lassen. Es harren seiner auf diesem Wege noch viele wirtliche Herbergen, die mit dem grünen Kranz der Lebensfreude über der Tür zur Einkehr laden.

Läßt sich die literarische Ahnenreihe Hesses bis auf den Schuhmacher und Poeten von Nürnberg zurückverfolgen, so macht die Hans Müllers schon bei seinem österreichischen Landsmann Bauernfeld halt, wenn nicht etwa auch der, ein Meister der Konversation und der Gesellschaftsmalerei, ihn als Nachkommen verleugnet. Denn eigentlich geht's doch in der »Großmama« weder sonderlich unterhaltend noch sonderlich zeitmalerisch zu. Ist dieser Dreiakter überhaupt ein Stück, oder ist er nur eine Rolle? Dann die Rolle eines Aschenbrödels, eines lange vor der Zeit zur Gluckhenne ihrer Geschwister und ihres Papas gewordenen Hausmütterchens, das nun eines Tags aber doch, ermuntert und angeleitet von der noch mit siebzig Jahren schier lebenstollen Großmutter, zum heiligen Egoismus bekehrt wird. So leicht wie der Verfasser mit Möglichkeiten, Begründungen und Charakteren umspringt, findet er es gar nicht schwer, gleichzeitig mit Großmama — so heißt das Fräulein Hannelore zum Unterschied von ihrer seelisch nicht älteren leiblichen Großmutter — auch noch vier andre zu verloben, darunter das Kind von Papa, dem die Tochter zur Brautwerberin wird. Gnade Gott diesem mißwachsenen, auf allen drei Akten hinkenden Stück, wenn die beiden Großmamas, die falsche und die echte, die Petersilie und die Aster, weniger glänzende Darstellerinnen finden als im Deutschen Künstlertheater Käthe Dorsch und Ilka Grüning.

Über zwei offenkundige Entgleisungen des Geschmacks, zwei Verzerrungen ehrwürdiger Namen und stolzer Stoffe, wie sie uns auf Berliner Bühnen in den ersten Wochen des neuen Jahres begegnet sind, geht man gern möglichst schnell hinweg.

Das Theater in der Königgrätzer Straße, dessen Kasse die kecke Bearbeitung des E. Th. A. Hoffmannschen Lebens und Dichtens so gut bekommen ist, verfiel in seinem Sensationseifer auf den Gedanken, ein Stück aus der »Renaissance« des Grafen Gobineau herauszuschneiden und aus diesen um Savonarola gruppierten historischen Szenen und hochgeistigen Dialogen, in denen der Zeit- und Ewigkeitsgehalt jener Epoche herausgeläutert ist, ein handfestes Theaterstück zu zimmern. Den Versuch an sich, so viel sich ihm aus dem Charakter und der Form des Werkes widersetzen mag, wollen wir nicht schelten. Jedes anständige und einigermaßen würdige Mittel, die Reinheit und Hoheit der Gobineauschen Gedanken in die Weite zu tragen und sie auch unsern Tagen ins Herz zu prägen, soll willkommen sein. Aber einem Frevel an dem innersten Geist und Willen des Werkes kommt es gleich, wenn die Savonarola-Szenen einem Bearbeiter und Szenenkünstler ausgeliefert werden, der wie der Russe Paul von Tschelitscheff den Karbarettstil des »Blauen Vogels« auf diese großzügigen Fresken überträgt und das Bologna, Mailand, Piacenza, Rom, Venedig und Florenz des fünfzehnten Jahrhunderts, dies erste »Zujubeln an die dem Mittelalter mit seinen Barbarismen enttauchende neue Welt« (wie Gobineaus Übersetzer Schemann sich ausdrückt) in die kalte, steife Pracht eines expressionistisch karikierten Byzantinertums kleidet. Möge ein gnädiges Geschick die Gefährten und Nachfolger des großen Florentiner Bußpredigers, die Cesare Borgia, Julius 2., Leo 10. und Michelangelo, davor behüten, gleich ihm auf solchen Holzstoß des grotesken Ungeschmacks geschleppt zu werden!

Nicht viel Besseres ist der neuen im Großen Schauspielhause gegebenen Operette von Oskar Straus nachzusagen. Meinhard u. Bernauers »Kapellmeister Kreisler« zeugte den Savonarola, Offenbachs »Orpheus« die »Törichte Jungfrau«; der Savonarola versündigt sich an Gobineau, Viktorina von Gaeta, die sich in das Zelt des feindlichen Feldherrn Collisano begibt, um ihre Vaterstadt zu retten, versieht sich an Hebbels Judith und Maeterlincks Monna Vanna — in beiden Fällen die gleiche Verzerrung der Renaissance. Ihre Behandlung durch den Textdichter Florido zu kennzeichnen, genügen die Anfangsverse des Duetts: »Muß es denn, muß es denn gleich die große Liebe sein, kann man denn, kann man denn eine Nacht nicht selig sein«, wenn sie auch nicht dem pathetisch-heroischen, sondern dem burlesk-komischen Paar in den Mund gelegt werden.

Da lob ich mir doch den Alt-Berliner Possenabend, mit dem das Staatstheater etwas von der guten Laune unsrer einstigen Silvesterfeiern zu beschwören suchte. Kann's nicht mehr Karpfen in Bier, Punsch und Pfannkuchen sein, so sei's derweilen Glasbrenner und Angely. Zwar der »Polterabend« samt seinem ganzen mythologischen Aufmarsch mit Apollo und den neun Musen ist wirklich nicht mehr als ein bescheidener, zuweilen platter, immer dürrer Polterabendscherz, aber im »Fest der Handwerker«, zumal in seinen Couplets und seinen heute noch geflügelten Worten (»Positus, ich setz den Fall« — »Allemal derjenige, welcher« — »Dadrum keene Feindschaft nich«), hat sich ein Stück norddeutsch-vormärzlichen Volkshumors erhalten, in dessen behaglicher Gesellschaft man wohl für ein Stündchen den Kummer, Groll und Haß dieser Tage vergessen darf.

Literarische Rundschau

Hermann Sudermann: »Das Bilderbuch meiner Jugend« — Paul Steinmüller: »Alltägliches im Licht« — Ferdinand Bertram: »Mein Hamburg« — Arthur Rehbein: »Junge, mach die Augen auf!« — August Sperl: »Ahnenbilder und Jugenderinnerungen«

Hermann Sudermann schlägt das Bilderbuch seiner Jugend (Stuttgart, Cotta) auf, und er nimmt sich vor, so unbefangen, so ungekünstelt und so absichtslos wie möglich die Blätter daraus zu zeigen, lustige und traurige, farbige und eintönige — wenn dabei doch etwas für die Naturgeschichte des Werdenden herausschaut, um so besser! Nun, das muß man ihm lassen: zu erzählen versteht dieser Selbstbiograph; man liest die 400 Seiten in einem Zuge zu Ende, ohne Ermüdung und Langeweile. Schauplatz und Umgebung machen dabei wenig aus: die ländlichen und die Kleinstadtkapitel sind fast ebenso unterhaltend wie die Kapitel aus Berlin, nur daß in den späteren, weltstädtischen Teilen der Novellist, der gern kleine abgerundete Geschichten erzählt, fettere Weide findet als in den idyllisch-naiven der Kindheitsjahre.

Als Sohn eines ländlichen Bierbrauers und einer Schiffskapitänstochter — beide sind mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht gezeichnet — kommt »Sudermanns Hermann aus Matziken« im Memelland, »zwischen den Wäldern« und nahe der russischen Grenze, zur Welt, und sein erstes entscheidendes Lebensgefühl ist das einer merkwürdigen Unnaivität, einer doppelten Zwiespältigkeit und Brüchigkeit: der Grenzländer sitzt ihm im Blute, und der bescheidene Mittelstand, in den er, ebenso fern von den Honoratioren wie von dem Bauernvolk, hineingeboren ist, tut seinen problematischen Ansprüchen kein Genüge. Es bekümmert den stillen, scheuen, leicht erfreuten und leicht gekränkten Jungen, daß daheim Frau Sorge umgeht, mehr aber noch wurmt es ihn, daß die Spielgefährten ihn wegen der von Mutterhand geschneiderten, hinten allzu bauschigen Hose hänseln und ihm auch sonst bei jeder Gelegenheit das demütigende Gefühl zu kosten geben, er sei etwas Geringeres als die andern. So entsteht eine Stimmung des Gedrückt- und Geducktseins in ihm, die als natürliche Reaktion die hitzige Sehnsucht nach oben, das Höherhinaufwollen zeitigt. »Daß mein Elternhaus«, gesteht er, »sich nicht zu den ersten, den Honoratioren, zählen durfte, sondern im Mittelstande seinen Platz hatte, war der große Schmerz meiner Kindheit. Vielleicht wurzelt in ihm letzten Endes mein Ehrgeiz, mein Trotz, mein Fleiß, mein Streben zur Höhe.« Das klingt sehr einleuchtend; ja, auch die zwiespältige Halbheit, das Schielen von oben nach unten, das fast durch alle Sudermannschen Werke geht, scheint in diesem Ungenügen, dieser sozialen und seelischen Heimatlosigkeit seine Erklärung zu finden.

Dagegen straft er sein Wort, daß, wer mit so sorgenvollen Tönen und Bildern, wie sie in seinem Elternhause heimisch waren, ins Leben trete, ein für allemal dem holden Leichtsinn verloren sei, bald selber Lügen. An jugendlichem Leichtsinn fehlt es schon dem Schüler in Elbing und Tilsit nicht, bei dem sich herzhafter Naturgenuß merkwürdig gut mit frühen Poussaden und Liebesabenteuern verträgt, und vollends der Königsberger Student, der bei der Landsmannschaft »Littuania« einspringt, läßt es an tollen und verwegenen Streichen, an Bummeln und Kneipen nicht fehlen, so sehr sich sein Persönlichkeitsgefühl auch gegen die Fron des Fuchsentums und des ganzen sklavischen Komments aufbäumte, dieses »fade, freche Spiel mit Jugendkraft und Gesundheit, mit Nachtschlaf und Gedankenfreiheit«. Und da fangen nun schon diese echt Sudermannschen Erotika an, die sich hinfort wie ein roter Faden durch seine Jugenderlebnisse hinziehen. Alle haben sie etwas Verbogenes, Schwüles, Hitziges, Parfümiertes, alle sind sie getränkt mit Sentimentalität und Theatralik.

Dann kommt er nach Berlin, geleitet von Otto Neumann-Hofer, der später der Geburtshelfer seiner Theaterstücke wurde. Mit der neueren, insbesondere der romanischen Philologie, der er sich ergeben, weiß er nicht viel anzufangen; desto mehr begeistert er sich für Eugen Dühring, den vom Zunftgeist des Professorendünkels Verfolgten, und den Zukunftsstaat. Ein verbummelter Student, kehrt der Zwanzigjährige in seine Heimat zurück, um durch eisernes Büffeln nachzuholen, was er in den Kollegsälen versäumt hat, aber es will auch so nicht gehen, und nun schwankt er zwischen der Wissenschaft und der Dichtung ziellos und unschlüssig hin und her, bis der gütige Hans Hopfen ihn unter seine Fittiche nimmt, ihn zu geordnetem Arbeiten erzieht und ihm sein Haus öffnet, von wo er es leicht hat, eine bequeme und gutbezahlte Hauslehrerstelle in einem reichen jüdischen Hause zu gewinnen.

Da schwimmt er eine Weile in eitel Glanz und Wonne, zieht aus dem Quartier latin des Nordens in den vornehmen Westen, läßt sich Anzüge aus feinsten englischen Stoffen bauen und freut sich seines wallenden Bartes, »der alsbald in junkerlicher Fülle über die Schulter floß«. An Entgleisungen und Beschämungen fehlt es freilich auch auf dieser Bahn nicht. Hugo Lubliner, den er damals kennenlernte, wußte ihn und seine Emporkömmlingsmanieren gut zu treffen, als er ihn in einem Gesellschafts-



stück als jungen Tölpel auf die Bühne brachte, der mit zudringlicher Beflissenheit von einem Gast zum andern geht, um jedem mit einem Bückling anzuvertrauen: »Mein Name ist Schumann.« Aber der so Verspottete macht sich nicht viel daraus, geht fleißiger denn je bei der vornehmen Gesellschaft in die Schule und trägt, was er sieht und hört, wie ein Hamster in die Scheuern seiner künftigen Dramatik. Denn mit der Wissenschaft des akademischen Katheders weiß er sich auch jetzt noch nicht recht zu befreunden. Zwar hört er Paulsen, Steinthal und Scherer, aber bei dem Romanisten Tobler im Kolleg über das stumme e reißt er eines Tags sein Heft mitten durch und sagt dem Brotstudium für immer auf, um sich dem »Studium des Lebens« in die Arme zu werfen. Und die Fortschritte, die er darin macht, sind so imposant, daß er während eines Ferienaufenthaltes in Heiligendamm als »Monsieur le comte« sein erstes wahrhaft fashionables Abenteuer mit einer großen internationalen Weltdame praktiziert, als hätte er nie etwas andres getan. Oh, er war ein feiner, bezaubernder junger Mann geworden. Hören wir nur, wie er sich selbst schildert: »In triumphierender Körperlichkeit schritt ich dahin, nußbraun, mit den Muskeln eines Preisringers, und mein Bart wurde immer noch länger. Auch höchst fein war ich geworden. Ich parfümierte mich, ich schaffte mir dünnwandiges chinesisches Teegeschirr an mit zwei Tassen — denn man konnte nie wissen! —, und Blumen mußten beim Frühstück immer vor mir stehen. Sodann glaubte ich mir schuldig zu sein, nur echte Havannas zu rauchen, und wenn ich mich nach der Morgenmahlzeit in ihre Duftwolken hüllte, fühlte ich mich ganz den jungen Weltmännern gleich, die den kommenden Tag zwischen Klub und Rennstall, zwischen Salon und Boudoir erfreulich einzuteilen wissen.« So glaubte er sich wohl gerüstet, ein Berliner Kokottensouper mitzumachen, zu dem ihn junge Lebemänner der Hochfinanz eingeladen hatten. Ist es nicht schon voller, echter Sudermann, wie er sie beschreibt, »diese Wunderblumen, deren Düfte den Tod brachten, diese Sphinxe, die während eines saugenden Kusses ihre Krallen dem Manne ihrer Wahl ins zuckende Fleisch bohrten, spitzenumhüllt, juwelenbehängt, die bleichen, glutäugigen Häupter von Straußenfedern umschattet«? Zwar überläuft ihn ein Grauen bei dem Gedanken, daß man verurteilt sein könnte, in einem Interessenkreise dieser Art eine glückliche und vor Tausenden gesegnete Jugend hilflos hinzubringen, aber das hindert ihn nicht, in diesem Kreise gleich wieder eine Boccacciosche Novelle zu erleben, die diesmal freilich, ungleich den andern, mit großherziger Entsagung und einem Veilchensträußchen endet.

Ein Jahr in solchem Wohlstand und Wohlleben, dann bekommt er Heimweh nach seiner spartanischen Armut, zieht in seine Auguststraße zurück und führt, trotz Schmissen und seidenweich gewelltem Vollbart, wieder das Leben eines bescheidenen Studenten, der sich damit begnügt, ab und an die kleinen süßen Chansonetten zu besuchen, die über ihm im Dachstockwerk hausen, und nebenher seine zarten Beziehungen zu der geschiedenen Gattin eines Landgerichtsdirektors zu pflegen; denn die Baronin X. Y., die weggejagte Frau eines ostelbischen Granden, vertreibt ihm die keifende Eifersucht der andern, so daß er ihr noch lange Jahre lang in ihm geisterndes Bild nur in den Roman »Es war« retten kann. Das alles aber läßt ihm geistigen Hochmut genug, Bismarck als den Verderber deutschen Bürgerstolzes zu hassen und in einer Seminarübung Paulsens die Äußerung in den Hörsaal zu schleudern, dem deutschen Volke täte nichts so not wie ein neues Jena.

Müde seiner Eitelkeit und seines Blendertums, wund an gescheitertem Ehrgeiz und gescheiterter Jugend, kriecht er ins Elternhaus zurück, um dann doch bald an dem Maßstab der Philisterseelen daheim zu spüren, wie sehr er inzwischen gewachsen ist. Nebenher wandeln ihn Tolstoj-Dostojewskische Reue- und Verantwortlichkeitsstimmungen an, die sich zwanzig Jahre später in seinem Roman »Das Hohe Lied« niederschlagen. Wenn man gerade dies Buch, meint er, mißverständlich als Verherrlichung des Buhlerinnentums aufgefaßt hat, so sei das nicht seine Schuld; wolle man eine Tendenz aus ihm herauslesen, so könne es nur die eine sein: »Ihr Männer, ehrt und schützt den heiligen Besitz, den ihr im Weibe habt! Sonst wird unter eurer Hand selbst das treugeartete, das edelblütige, das zur Glückbringerin geschaffene Weib nichts besseres als eine Dirne« ... So hat sich dieser Schriftsteller von jeher über die innere und äußere Statik seiner Werke getäuscht, hat nie gemerkt, daß dick aufgetragene Schminke die Farbe des Lebens bis zur Unkenntlichkeit zerstörte.

Nach den Ferien doch wieder nach Berlin. Jetzt zieht die Politik ihn in ihre Kreise. Zu Heinrich Rickert, dem Führer der von den Nationalliberalen abgespaltenen »Sezession«, gewinnt er Beziehungen, wird Parlamentsberichterstatter für die »Liberale Korrespondenz« und bald sogar Redakteur, ja Alleinverfasser des von Rickert begründeten Volkswochenblattes, obwohl seine politische Gesinnung ihn weiter nach links zum Freisinn, zur Demokratie, zum Republikanertum weist. Dennoch wurde es ein großer, beseligender Moment für ihn, als er die erste Nummer des Blattes in Händen hielt und in der letzten Zeile las: Verantwortlicher Redakteur Hermann Sudermann. Da jubelte es in ihm: »Du bist nicht vor die Hunde gegangen. Du kommst in die Höhe. Du fährst in die


Filtertürmchen im Hamburger Hafen

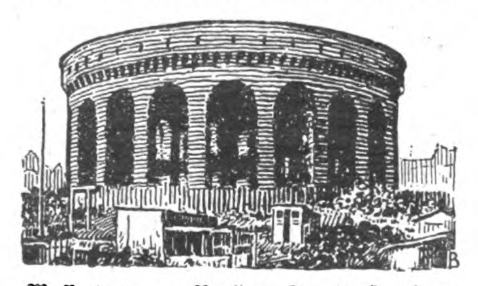
Wolken. Empor!« Aber Politiker und Journalist, sie würden doch nur ein Durchgang zum Dichter, zum Romanschriftsteller, zum Dramatiker sein: das fühlte, das wußte er nun. Wie er's wurde, wird uns der zweite Band erzählen.

Wie der junge Sudermann im Spiegel seines eignen Ichs aussieht, wissen wir jetzt. Die manchmal schier Rousseauische Offenheit seiner Bekenntnisse verdient Dank und Anerkennung. Er schont und verschönert sich nicht, er zeigt sich in Situationen, die alles andre als heroisch sind, hat sich öfter sogar mit teils rauhem, teils sanftem Humor selbst zum besten. Das weckt menschliche Sympathien und deckt manche Schwäche zu. Aber erstaunlich bleibt doch, wie arm an Idealen und Aufschwung dies Jugendleben verlaufen ist, wie unsicher in sich selber, wie befangen und verstrickt in Äußerlichkeiten und Posen es war. Oder ist auch das nur bewußter Aufbau des gewiegten Theatralikers? Wir sind auf den zweiten und dritten Akt dieses Lebens gespannt!

Unsre Leser kennen die kleinen schlanken Büchlein, die Paul Steinmüller nun schon seit langem von zwei zu zwei, von drei zu drei Jahren immer wieder ausschickt, gleich silbernen Tauben, die über die große Flut dahinschweben, einen Ölzweig im Schnabel. Oft ist hier von ihnen berichtet worden, aus mehr als einem haben die Monatshefte, noch ehe die Stücke sich zum Buche zusammengefunden, Proben dargeboten. So auch aus dem jüngsten (Maiheft 1922), das sich »Alltägliches im Licht« nennt und wie die andern bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart erschienen ist. Eigentlich ist das der Generaltitel all dieser Steinmüllerschen Breviere, denn sie alle trachten nach einer Durchleuchtung und Verklärung des Alltäglichen und suchen hinter den Lumpen unsrer Armut den Königsmantel des Reichtums, den Gott auch dem Geringsten unter uns gab. Es sind Boten des Trostes, aber auch Boten der Freude und des Stolzes, denn sie richten den Gebeugten auf und machen den Traurigen fröhlich. Dies jüngste senkt seine Wurzeln tiefer ins Menschenleben und wächst höher empor als die andern. Kommt, sagt es, laßt uns ausgehen und Goldfinder werden! Wir wollen den tiefen Sinn, der in jedem Geschehen ruht, und das Licht, das an jedem Ding haftet, finden. Kündet nicht ein altes Märchen, daß der Finger des Marienkindes goldig wurde, da es an den Schimmer der letzten Kammer rührte? Wisset, die letzte Tür, die zum verborgenen Wesen des Alltäglichen führt, ist uns nicht verboten, und wer sie auftut und schaut, was hinter ihr ruht, der wird den Glanz des Reichtums an seiner Hand und einen hellen Strahl im Auge haben. Und wisset auch dies: es ist mehr Helle in der Welt, als die Schwerblütigen uns glauben machen wollen, die immer im Dämmerlicht tappen und sich den Kopf am Gespärr der Balken wund stoßen. Nur der ist reich, der einen Schein des Ewigen in sich hütet. Nur dem ist das Leben heilig, der dankbar ist ... Vom Erlebten und Erfahrenen, wie der Tag es an den Strand spült, gehen diese Eindrücke, Stimmungen, Bilder, Skizzen aus, und der Leser erfreut sich zunächst ganz unbefangen an dem, was sie berichten oder erzählen, auch wenn die Fülle der Bilder, aus der Natur, dem Mythus, der Sage, dem Märchen fast überreich gespeist, uns manchmal etwas zu nahe auf Leib und Seele rückt. Unversehens schlägt sich dann in diesen Geschichten das Auge des geheimen Sinnes auf, und der Finger der tieferen Deu-

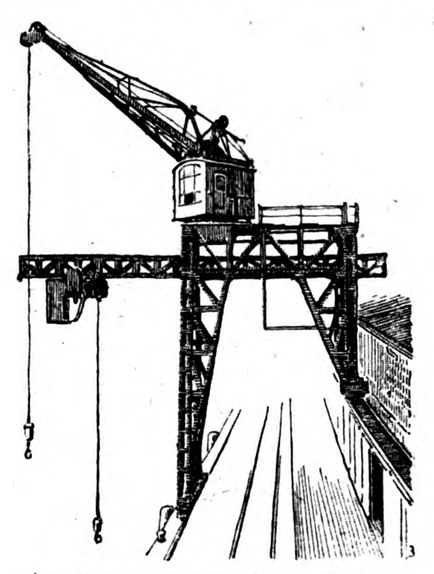

Einzelheit am Hamburger Elbtunnel


Einzelheit am Hamburger Elbtunnel


Wasserturm am Berliner Tor in Hamburg

tung erhebt sich. Niemals aber spricht der Prediger, nie der Erzieher oder der Schulmeister, immer behält der Dichter das Wort, und mit uns geht durch Tag und Nacht, Hell und Dunkel, durch die Zeiten des Jahres und des Menschenlebens ein Kamerad, der unsre Schmerzen kennt, unsre Sorgen teilt und sich über unsre Schwächen nicht erhebt, aber uns reichlich abgibt von dem Segen, den er selbst genießt: »Da ich besinnlich war, wurde ich ruhig; da ich ruhig war, wurde ich stark.«

Der dritte Teil der heimatkundlichen Spaziergänge und Plaudereien, die Ferdinand Bertram unter dem Titel »Mein Hamburg« bei Westermann in Braunschweig und Hamburg erscheinen läßt, gilt dem Hafen. Für jeden Binnenländer, der nach Hamburg kommt, ist das sicherlich der reizvollste, aber auch der rätselreichste Teil der alten Hansestadt. Fährt er mit einem Einheimischen durch die Anlagen, so wird ihm wohl manche Auskunft zuteil, noch häufiger aber kann auch der mit diesen Dingen Aufgewachsene nur halbe Erklärung geben oder muß, wenn er ehrlich ist, seine glatte



Doppelkran im Hamburger Hafen



Baumannstreppe in Hamburg

Unkenntnis gestehen. Zu viel begegnet uns da, was nur der Fachkundige, der Spezialist möchte man sagen beherrscht. Dennoch wäre es falsch, wollte sich der Laie mit seinem Wissensdurst einem solchen Spezialisten, einem Wasserbautechniker anvertrauen. Denn der würde ihn bald in dicke Wolken von fachwissenschaftlichen Ausdrücken, Einzelheiten und Verzwicktheiten hüllen, daß ihm angst und bange wird und das Fragen bald vergeht. Wer Laien etwas Schwieriges klarmachen will, muß selbst ein Laie sein oder — gewesen sein, der sich seine Kenntnisse erst lernend und erkundend erobert hat; denn nur ein Laie weiß, wo für den Laien die feine Grenze zwischen dem Belangvollen und Gleichgültigen, dem Begreifbaren und ein für allemal Unverständlichen, dem Fesselnden und Langweiligen läuft. Deshalb braucht es weder Verwunderung noch Bedenken zu erregen, daß der hier über den Hamburger Hafen schreibt kein Fachmann ist, sondern einer, der sich, wie er im Vorwort offen bekennt, in vielen Dingen erst Rat und Hilfe von fachkundiger Seite holen mußte. Das Entscheidende ist auch bei Bertram die Zuverlässigkeit seiner Quellen, die Auswahl des Stoffes, die Art und Weise der Behandlung. Nun gibt es aber über den Hamburger Hafen so viele tüchtige, gründliche und vielseitige Darstellungen, daß sich kaum noch eine Lücke auftut, und in der Unterscheidung zwischen Wichtigem und Unwichtigem sowie in der Form der Darstellung hat Bertram von seinen ersten beiden Bänden her die beste Erfahrung und Übung. Wieder lädt er seine Leser zu Spaziergängen, diesmal auch zu Spazierfahrten ein, und was dem Auge da begegnet, findet seine immer unterhaltende, nie ermüdende Schilde-

rung, Erklärung und Würdigung: die St.-Pauli-Landungsbrücken, der Elbtunnel, die Seewarte, die Hochbahn, der Segelschiffhafen, die rechtselbischen, Steinwärder und die Kuhwärder Häfen, und daneben wird die Geschichte des Hamburger Gesamthafens mit all seinen Nebenanlagen vorgetragen. Wieder begleiten behende, anschauliche Federzeichnungen (Proben auf S. 102 und S. 103) und reichliche Kartenskizzen den Text.

»Junge, mach die Augen auf!« — so nennt sich, bezeichnend für seine frische, muntere Art, den Stoff anzupacken, ein im Hafenverlag in Berlin erschienenes Jugendbuch von Arthur Rehbein, das dem heranwachsenden Jungen Einblicke in allerhand Berufe und Betriebe unsrer entdeckungs- und erfindungsreichen Tage eröffnet (mit vielen Federzeichnungen). Ein höchst einleuchtender, man möchte sagen sittlicher Gedanke liegt diesem Buche zugrunde: die Jugend von heute soll nicht gedankenlos hinnehmen, was ihr die Väter errungen und überliefert haben, sie soll fragen, sehen und beobachten lernen, sie soll zu ergründen suchen, warum dies oder das so ist oder geschieht, wie es so geworden ist und sich entwickelt hat. Also für denkende und strebsame Jungen und Jünglinge der Zeppelinzeit ist dies Buch geschrieben, es will ihnen die Sinne aufschließen, damit sie die Wunder, die sie rings umgeben, begreifen, achten und ihren Schöpfern an Fleiß, Geduld, Energie nacheifern lernen. Und wohin geht die Führung? In die Gummifabrik, in die Porzellanmanufaktur, ins Unterseeboot, ins »Herz« des Kraftwagens, in die Zeitungsräume, in die optischen Werkstätten, in die Münze, in die Schuhfabrik, ins Salzbergwerk, ins Bakteriologische Institut usw. — »Junge, mach die Augen auf!«

August Sperls Familienbilder aus fünf Jahrhunderten des deutschen Mittelstandes, vereinigt mit seinen eignen Jugenderinnerungen, haben sich jetzt aus ihrer Zerstreuung in den Monatsheften zu einem auch äußerlich wohlgefälligen Buche zusammengefunden, das den Titel führt: »Ahnenbilder und Jugenderinnerungen« (mit Bildnis des Verfassers; München, Beck). Schon damit kennzeichnet es sich als ein der Tradition und der Pietät, den beiden großen erhaltenden Mächten des Menschenlebens, gewidmetes Werk, und was brauchen wir heute auf dem wilden Meer der Gegenwart, wo alles schwankt und bebt, nötiger als solch festes Steuer und solch sichern Kompaß, als solch feste Bande des Zusammenhalts! Wo in der deutschen Familie noch gelesen wird, wo sich ihre Angehörigen und Freunde über Berg und Wasser grüßen und zuwinken, da wird dies Buch vor vielen andern willkommen sein. F. D.

Heft 800

Das nächste Heft unsrer Zeitschrift, das Aprilheft 1923, ist das 800. der ganzen Reihe seit 1856. Wir haben diese festliche Zahl zum Anlaß genommen, das Heft mit literarischen Beiträgen, Abbildungen und Kunstblättern besonders reich und sorgsam auszustatten, und machen unsre Leser im voraus darauf aufmerksam, daß sich dieses Heft auch als Ostergeschenk für Freunde und Bekannte empfiehlt. — Aus der Fülle der Beiträge heben wir einstweilen nur folgende hervor:

Der erschlagene Hof. Novelle von Georg v. d. Gabelentz — Der Rosenkavalier. Roman von Ossip Schubin. I — Der silberne Heiland. Novelle von Leonhard Schrickel — Der Schatten. Eine Vision von Paul Steinmüller — Der Ministrant. Eine Kindheitserinnerung von Franz Karl Ginzkey — Seelenkultur. Von Gabriele Reuter — Otto Gildemeister. Von Rudolf Eucken — Am Hofe der Märchenkönigin Elisabeth. Von M. E. Freiin von Dungern — Harmonie oder Melodie. Von August Weweler — Hans Richard Heinmann. Ein Malerleben. Von F. und W. Adler (farbig illustriert) — Der Bildhauer Josef Heise. Von Friedrich Düsel (reich illustriert) — Nutzgärten. Von G. S. Urff (illustriert) — Alte niederdeutsche Bauernmöbel. Von Dr. K. Hüseler (illustriert) — Neue Frauenkleiderentwürfe. Von Prof. Laura Eberhardt (illustriert).

Gedichte von Waldemar Bonsels, Walter von Molo, Albert Sergel, Johanna Wolff, E. L. Schellenberg, Kurt Geucke, Heinr. Zerkaulen u. a.

Dramatische Rundschau — Von Kunst und Künstlern — Literarische Rundschau.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Erich Feyerabend: Damenbildnis

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1922



Heft: 800 April 1923

Der erschlagene Hof

Von Georg von der Gabelentz

Droben am Eingang zum Schwarztobel, hart unter einer Schroffenwand, stand das alte Ding, der Bauernhof des Joseph Schattler. Das Wetter von Jahrhunderten hatte seine Balken gebräunt. Seine steinbeschwerten Schindeln waren von Wind und Regen und Sonnenbrand ausgebleicht wie die Knochen der gefallenen Gemse, die auf der Alm vom Fuchs verschleppt wurden. Ringsherum kletterte das Anwesen, ein ärmliches Feld, mit Steinen besät und von sturmfesten Fichten umhegt, und eine Wiese, eingegattert für das Vieh. Der Bergbach gehörte dazu, der bis vor kurzem noch das morsche Rad am Mühlenwerk herumschwang und dem Bauern das Getreide mahlen half. Aber heute braufte das Wasser achtlos an den schlafenden Speichen vorüber. Joseph Schattler hatte das Mahlen aufgegeben. Er hatte eigentlich auch das Leben aufgegeben. Heut freute es ihn nimmer, es war ihm zur Last geworden.

Vor dem bösen Krieg war er gegangen, ein Mann in Kraft und Saft. Da schrie der Meuchelmord von Sarajewo durch die Lande, und ihm nach wälzte sich das Ungewitter des Krieges. Schattlers ältester Sohn, der Valentin, zog unter Juchzern mit Spiel und Trommelschlag hinaus. Irgendwo, irgendwo in Rußlands Wäldern morschen seine Gebeine. Valentins junge hinterlassene Frau blieb beim Bauern, dem Verwitweten die Suppe zu kochen und die beiden Kühe zu melken. Jetzt fuhr der Dolch des Welschen dem Land Tirol in die Seite. Der Martl, des Bauern zweiter Sohn, jubelte in den Reihen der Kaiserjäger davon. Bergabwärts stürmten sie in den Sonnenbrand der Lombardei, und nach heißem Tage fand der Martl heißen Tod auf sonndurchglühtem Feld. Auch der.

Joseph Schattler hatte es lange nicht glauben wollen, saß abends oft stundenlang auf dem Steinblock am Wiesenhang und schaute talab, ob der Martl nicht doch am Ende vom Herrgott gerettet sei und einmal wieder den Steig heraufkäme nach dem Hof. Aber des Martl Schritt klang nie mehr auf dem Weg zur Heimat.

Das Warten und Sinnieren über die unverständlichen Wege des Mächtigen droben im Himmel kehrte des Bauern Hirn um und machte ihn wunderlich. Beide Söhne in fremder Erde; wer wußte, wo sie ruhten; kein Grab, an dem man hinknien, zu dem man eine Blume bringen konnte, vielleicht nicht mal Kreuz, Spruch und Nam darüber. Das war schmerzvoll zu tragen, wie Christi Marterkreuz. Es vergaß sich nicht und grub tiefe Narben.

Und da schoß auf dem harten, brach-

liegenden Boden seines Herzens dem Schattlersepp das Kraut des Hasses auf.

Eines Tags rief ihn die Schwiegertochter vergeblich. In aller Herrgottsfrüh, noch vor dem ersten Hahnenschrei mußte er auf und davon gegangen sein. Nichts hatte er mitgenommen — doch, den Stutzen, und weiter entdeckte das junge Weib, daß hinter das Bild des schwarzbärtigen Sandwirts, des Anderl Hofer, ein Fichtenzweiglein gesteckt war, als habe man dem Helden eine stille Freude machen wollen, ihm ein Versprechen gegeben.

Sepha erschrak. Sie erriet die Wahrheit. Der Bauer war hinter seinen Buben hergegangen. Wenn er nur nicht gleich ihnen ewig fernblieb der Heimat, dem Land Tirol! —

Aber der Bauer kehrte eines Tags heim, ohne die Stutzen. In bitterem, würgendem Ekel hatte er die treue Waffe an einer Felswand zerschlagen. Denn es war aus. Umsonst alles Blutvergießen, all Not und Hunger von Weib und Kind, all Gebet und Kirchengehn. Es war aus.

Nachts kehrte der Bauer heim, wie ein Dieb. Als die Sepha, die in unruhigem, ahnungsschwerem Schlaf gelegen, früh herab ins Zimmer trat, behielt sie die Türklinke entsetzt in der Hand, denn auf der Bank unter des Hofer Bild saß ein fremder Kerl, grau, staubbedeckt, zerfurcht wie eine verwitterte Lärche, der Bauer. Sie erkannte ihn kaum.

Der Schattlersepp hat kein Wörtlein gesagt von dem, was er draußen gesehen und erlebt. Er war wieder daheim, das mochte dem Weibsbild genügen. Schweigend aß er das Brot zur Morgensuppe, schweigend ging er nach Stall und Stadel und strich dem neugeborenen Kälbchen über den Rücken.

Die Sepha stieß oft an dunkle Wände im Zusammensein mit diesem Manne. Nur mit Bangen konnte sie manchmal in die Augen des Alten sehen. Die schienen zuzeiten über Hof und Vieh, über Wiese und Bergbach hinaus zu suchen, hinauszuirren in unbekannte Weite. —

Und das Unheil kroch übers Land.

Italienische Soldaten rückten von Bozen her ins Tal, besetzten den Brenner, nisteten sich in uralt deutschen Dörfern ein, gebärdeten sich als Herren.

Warum duldeten das die Berge? Warum stürzten sie sich nicht herab und zermalmten unter ihrer Wucht die welschen Eindringlinge? Warum schwollen die Bergströme nicht an, sie zu ersäufen wie Ratten? Warum standen die Männer nicht auf? Brannte denn kein Hofer mehr unter ihnen in Zorn und Haß?

Wo blieb Hand und Hilfe des Herrgotts?

Eines Tags saß Joseph Schattler in Gossensaß, wohin er eine Kuh verhandelt hatte. In der Schwemme des Gasthofs trank er einen Landwein. Andre Bauern hockten umher, sie erkannten ihn und riefen es ihm zu, das Unfaßbare, was allen das Herz beschwerte, daß Tirol welsch bleiben solle, bis hinauf zum Brenner. Verstehst? Bis zum Brenner!

War ja dummes Gered! Joseph Schattler schupfte die Achseln und schwieg.

Als er spät auf den Hof heimkehrte, fand er, bei allen Heiligen, er fand im Zimmer am Tisch einen italienischen Unteroffizier und zwei Soldaten sitzen. Einquartierung war gekommen. Sie erhoben sich und schwatzten auf ihn ein, suchten sich ihm verständlich zu machen. Er aber starrte sie nur an und streckte einen Augenblick seine Gestalt, ballte die Fäuste, als wolle er die Fremden niederschlagen, dann riß er, ohne denen eine Antwort zu geben, seinen Napf aus der Hand des jungen Weibes und aß die Suppe draußen, auf dem Stein vor der Tür niederhockend. Die Italiener sahen ihm betroffen nach.

Am andern Morgen nahm der Bauer das Bild Hofers aus dem Zimmer und nagelte es in seiner Schlafkammer an. Sonst geschah nichts weiter. Die Welschen versuchten wieder, in Güte mit ihm zu reden, er aber antwortete nicht, verstand nicht ihre Sprache, wollte auch nichts von ihr wissen. Daß es nicht zu offenem Streit kam, war nur der Sepha zu danken, die mit fraulicher Geschicklichkeit solchen immer abzulenken verstand, und der die Welschen manches nachsahen, weil sie ein sauberes Weib war und blanke Augen hatte, wenn sie auch mit ihnen die fremden Gäste nicht heiter anschaute. —

Sind nicht viel Wochen ins Land gegangen, da nimmt die Sepha einmal heimlich den Bauern beiseite, denn man darf ja auf dem eignen Hof nicht mehr alles sagen, und wenn auch das Brausen des Bergwassers die Worte verschluckt, die Welschen



sind mißtrauische Kerle, sie kennen sich aus mit Verräterei und wittern darum solche überall. Die Sepha also sagt dem Alten — sie hat's drunten im Dorf gehört —, ein Welscher will wegen der Wasserkraft den Hof kaufen und Holz sägen lassen. Die Welschen brauchen nämlich Holz drunten zwischen ihren kahlen, sonngedörrten Hügeln, und was könnte ihnen das Land Tirol sonst liefern, hat ja selber nichts mehr.

Der Bauer lacht auf. Den Hof kaufen? Die Fremden? Geh doch! Da setzt ihm das junge Weib auseinander, ob das wahr sei, wisse sie ja nicht, aber wenn der Welsche etwas haben müsse, so würde es einfach abgenommen, und der Besitzer erhielte Geld dafür. Der Welsche brauche nur wenige Lire auszugeben, um sich den schönsten Hof zu kaufen. Österreichisch Geld tu ja nix mehr gelten.

»Und wann i net will?« braust der Bauer auf.

Die junge Frau zuckt die Achseln und schaut beiseite. »Da wär' nix zu machen als stillhalten. Nur des Herrgotts Hand könnt' helfen, den müßt' man anrufen, hat der Herr Pfarrer gemeint. Und der muß es wissen.« Ist ja ein studierter Mann, der Kurat Franz Senn.

»Gut. Muß man halt den Herrgott rufen.«

»Meinst, daß er dich hören wird?« fragt sie.

Der Bauer schweigt. Er senkt die gefurchte Stirn, geht um seinen Hof herum, als suche er etwas. Er geht tagelang durch Haus und Stall mit diesem seltsamen Blick, vor dem der Sepha grauen möchte, und gibt auf alle Fragen keine Antwort.

Eines Abends sucht er mit einmal im Schuppen Beil und Säge und schärft beides. Aber noch immer sagt er kein Wort dazu.

Als die Sepha herzutritt und ängstlich forscht, was er mit dem Beil vorhabe, sieht er sie so gelassen an, wie er einen Fremden angesehen hätte, und brummt, man müsse doch ans Holz für den Winter denken.

Und wirklich verschwindet er am Tage droben im Walde. Die junge Frau läßt die Sache ruhen. Sie weiß, der Bauer ist wunderlich, seit all dem Unglück ist gleichsam ein zweites Wesen in ihm wach. Aber sind nicht alle Menschen anders geworden durch den Krieg? Ist doch sogar das Land Tirol ein andres, und der Tiroler Adler ist von Feindeshand in zwei Teile gehauen, wie der über der Tür, der hölzerne, den der Ahn einst annagelte. Der hängt von rauher Wetterhand gespalten. Verblichen und verwaschen ist der alte Spruch darunter:

Adler, Tiroler Adler, wovon bist du so rot?
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot. — — —

Jeden Morgen, wenn auf den schwindelnden Felsgraten des Tribulaun die Sonne ihre kalten Lichter entzündet, steigt der Bauer hinauf, und erst mit der Dämmerung klingen seine genagelten Schuhe auf dem Weggeröll bergab. Niemand kümmert sich darum, was der droben treibt. Die Italiener sind froh, daß der alte Kerl weg ist. Mag er Holz hacken. Sie werden's brauchen können, setzt sich der weiße Winter ins Land.

Hin und wieder trägt der Bauer auch eine Kraxe voll Spanholz herab.

Eines Tags kommen ein paar welsche Herren vom Tal her und beschauen sich das Anwesen unter Führung des Unteroffiziers. Er mochte wohl von Beruf Sägemüller sein, denn er weist besonders lebhaft auf den Schuppen hin, das Mühlrad, die Holzrinne, die das Wasser aus dem Tobel zuleitet.

Die Sepha erzählt es dem Bauern am Abend. Der schweigt dazu. Ihn kümmert nur das Holz für den Winter, scheint vor allem warm sitzen zu wollen. Er sagt auch nichts, als einige Tage später, während er droben arbeitet, Handwerker erscheinen, Pfähle einschlagen, Messungen vornehmen, und bei seiner Heimkehr einer der Fremden ihm auf deutsch klarzumachen sucht, daß, ob er wolle oder nicht, das unnütze Mühlenwerk herausgerissen und an seiner Stelle ein Sägegatter eingerichtet werden solle. Sei ihm das nicht recht, werde man den Hof abschätzen und ihm das alte Ding, das so nicht viel wert sei, bezahlen. Nix zu machen. Nur des Herrgotts Hand, sagt der Pfarrer. Aber Gott hat andres zu tun. Der Bauer kehrt sich ab. Mögen sie das Mühlenwerk herausreißen.

Die Welschen freuen sich, daß der Alte nicht ärger aufbegehrt.

In der Nacht, die darauf folgt, wacht die Sepha mit einmal auf. War das nicht ihre Kammertür? Sie schaut. Im weißen Mondschein steht der Bauer vor ihr, selber

9*



weiß im Gesicht, wie mehlbestäubt. Nur seine Augen sehen fast schwarz aus. Entsetzt fährt sie im Bett auf: »Vater, was ist dir geschehn?«

Joseph Schattler steht da, wie er aus dem Bett gesprungen ist, nur im Hemd. Seine hohe Gestalt stößt fast an die Balkendecke, gedunkelt von manch hundert Jahren.

Worte ringen sich ihm mühsam aus der Brust. »Waren der Valentin bei mir und der Martl. Beide sind in der Kammer vor mir gestanden. Hab's deutlich gesehn.«

»Vater, getraumt hast,« meint die Sepha, aber sie sieht's dem Alten an, daß ihm etwas nicht Alltägliches widerfahren sein muß. Noch nie hat sie solchen Ausdruck bei ihm erschaut.

Der Bauer macht ein Zeichen, daß sie vorsichtig sein soll, damit die Welschen, die in der Kammer nebenan schlafen, nichts hören, beugt sich herab an ihr Ohr und raunt: »Sind Wolken auf. Morgen kommt ein Wetter. Da nimmst abends das Bild vom Hofer, tragst es aus dem Haus nach der Wand am Stadel, lehnst es, daß es herschaut, treibst die Küh hinüber ins Gatter, dann nimmst den hölzernen Heiland aus der Ecke und bringst ihn zum Pfarrer ins Dorf, tragst auch dein Bündel mit hin.«

Die junge Frau schaut ihn ängstlich an, ihre Pulse hämmern. »Und du? Was willst im Wetter tun, Vater?«

»Erfährst es eh zeitig genug.«

Er wendet sich, tappt hinaus, und die Stiege knarrt unter seinen bloßen Füßen.

Am nächsten Morgen steigt er mit der Axt in den Wald, als sei die Nacht nichts gewesen.

Aber er hat recht prophezeit. Wolkenstiere stürmen gegen Mittag von den Grenzbergen her und drängen, stoßen ihre schwarzen Stirnen am Himmel zusammen, daß es dumpf herabdröhnt bis zur Erde. Bald treibt ein Blitzschwert sie auseinander und schlägt Funken aus dem starrenden Felsgestein der Hochgipfel. Grollend schüttert das Gebrüll der Wolkenstiere über das Tal, und die Wände des Schwarztobels werfen es im Echo einander zu. Wieder sind die Fremden früh nach dem Hof des Schattler gekommen, hantieren darin herum, und wie aus verfinstertem Himmel der Regen herabzuschlagen beginnt, flüchten sie alle in die enge Stube, abzuwarten. Aber das Wetter will auch am Nachmittag nicht freundlicher werden, und als es dämmert, laufen sie fluchend durch den schüttenden Regen wieder talab. Nur die drei Soldaten bleiben und klappern die Stiege hinauf in ihre Kammer, sich aufs Heulager zu werfen.

Die Sepha wartet ab, bis sie droben sind. Dann hakt sie in des Schwiegervaters Kammer das Bild des Sandwirts, des Anderl Hofer, vom Nagel an der Wand und trägt es hinüber, wie der Bauer befohlen, nach dem Heustadel, der ein Stück höher am Holzrand über der Wiese träumt. Dort lehnt sie's im Schutz des vorspringenden Daches hin, daß es hinabschaut auf den Hof. So hat's der Vater haben wollen, Gott weiß, warum. Dann macht sie die beiden Kühe los und führt sie hinüber nach dem Gatter.

Und viel Fragen lösen sich aus der Dämmerung, machen sich an sie, raunen ihr ins Ohr.

Sonderbar ist ihr zumute, unheimlich fast. Was hat der Alte bei dem Wetter da droben zu tun? Was treibt ihn all die Tage hinauf in den Bergwald? Holzhacken für den Winter? Sie muß sich den Vorrat mal anschauen. Aber wird er denn überhaupt das Holz dem ehrwürdigen Kachelofen ins Maul schieben können, wenn ihm die Fremden mit einigen Lire den Hof abkaufen? Wohin wird er ziehen? Ins Dorf hinunter? Etwa nach Gossensaß? Ist ja doch nirgends Platz für solch alten Bergkerl. Und womit etwa einen andern Hof kaufen? Und wird der Alte leben können unter einem andern Dach, wo er doch mit der seligen Kathrein und den beiden Buben bislang das vom Ahn überkommene Erbe gehütet hat?

Und doch scheint es fast, als wolle er wandern. Warum sonst hat er ihr befohlen, den Gekreuzigten zum Pfarrer zu tragen? Es soll geschehen! Sie hebt ihn vom Haken in der Ecke herab, legt den trockenen Kranz, der über ihn gehängt worden war, aufs Fensterbrett, nimmt ihr Wäschebündel und schleicht hinaus in den Regen.

Leise zieht sie hinter sich die Tür ins Schloß. Droben schnarchen die drei Soldaten schon.

Als sie hundert Schritt weit gegangen ist, bleibt sie stehen und wendet sich noch einmal. Dort drüben lagert der wettermorsche Hof. Unter ihr rauscht und tost der Berg-



bach, regengeschwollen, zwischen den Fichten dahin.

Ein bitteres Gefühl treibt ihr Tränen in die Augen. Die Fremden, die heute da drinnen hausen, sie sind nun die Herren hier, sollen's im Hause, im Lande bleiben.

Ob denn der Vater heute nacht gar nicht heimkommen will? Bei dem Gewitter bleibt doch kein Mensch nachts im Walde! Blitzleuchten hellt zuweilen mit spukhaftem Licht das schlafende Haus am Steilhang, die gischtenden Wellen im Bach und die Felsklötze darüber.

Doch wozu warten? Besser, ins Dorf hinuntergehen. Am Ende weiß der Pfarrer Rat in all der Not und Ungewißheit.

Aber sie zögert noch eine Weile. Es wird doch dem Bauern droben beim Gewitter nichts geschehen sein? Wenn ein Steinschlag ...

Da erhellt ein Blitz von den Wänden des Tribulaun herüber drunten den Bach. Was ist das? Führt der nicht mit einmal weniger Wasser als vordem, brauste er eben nicht viel lauter herab? Oder wäre das Täuschung? Wo sollte denn all das Wasser sonst bleiben, das heute der Regen in tausend Rinnsalen von den Wänden droben hinabjagt gegen den Schwarztobel!

Sie klettert einige Schritte hinab, beugt sich vor, späht ins Halbdunkel.

Und da, da hört sie im Wetter mit einmal etwas Neues, Unerklärliches. Brüllen von droben hundert zornige Stiere? Es rauscht, poltert, donnert. Und jetzt schießt eine Masse, stahldunkel, gischtumhüllt hinaus über den eingeklüfteten Fels hinter dem Hofe, saust herab, spritzt, schäumt, stürzt sich, als speie der Berg Steine, Schutt, kochendes Wasser und Erde, alles gemengt, aus seinem Leibe.

Ein fauchendes Ungeheuer wälzt sich, tobt gegen den Hof. Im Nu hat der Drache die Mauern erreicht, bäumt sich an ihnen empor, umklammert sie mit drückenden Armen, wirft das mähnigte Haupt gegen das Sparrendach, schlägt sein schäumendes Maul in den Söller, wuchtet gegen Steine und Stämme, ringt mit dem wankenden Hause auf Tod und Leben. Plötzlich, heilige Muttergottes! Gellte nicht ein Hilferuf aus dem Gewüst hervor?

Sepha umkrampft den Stamm einer Fichte, daß der Schreck sie nicht in die Knie drückt. Vor ihren Füßen rollt sich das Ungeheuer wieder dem alten Bette zu, aber es reißt den Boden mit, strudelt tiefe Löcher aus, pflügt Bäume aus zersprengten Wurzeln, wirbelt allerlei Trümmerwerk hinab.

Das junge Weib starrt mit aufgerissenen Augen in das Hausen des Drachen. Ein greller Blitz umzuckt sie, schleudert sein weißes Licht auf Wiese, Wald und Hang, da läuft es ihr über den Rücken. Auf dem Felsen, von dem noch immer der brüllende Strom herniederstürzt, steht der Bauer. Übermenschlich groß erscheint er ihr, wie ein Berggeist. So schaut er der Zerstörung zu. Jetzt weiß die Sepha, der Bauer hat über dem Felsen droben den Gießbach mit gefälltem Holz angestaut und in ein neues Bett gezwungen.

Und wie das junge Weib durchs Dunkel späht, sieht es, daß der Drache Herr geworden ist über das armselige Menschenwerk. Im Dunkel hat er es niedergeworfen unter seine Tatzen und erwürgt und mit ihm die Welschen, die in der Kammer geschlafen haben. Wo das Anwesen gestanden, wo neben dem Holzschuppen das alte Rad in seiner mächtigen Achse gehangen, seit Jahrhunderten vielleicht, wälzt sich das schwarze Ungeheuer, dem der da droben den Weg gewiesen hat. Steine, ein Balken, Sparren fallen dem Wasserdrachen aus den knirschenden Kiefern, Schaum flockt ihm von den Lefzen.

Die Sepha läuft davon und rennt ins Dorf, so rasch die wankenden Knie sie tragen, den hölzernen Heiland gegen das Herz gedrückt.

Sie klopft beim Pfarrer an — der ist noch auf, weil er die Zeitung gelesen hat —, stürzt ins Zimmer, wirft ihm das hölzerne Bild auf den Tisch und erzählt mit fliegendem Atem, was geschehen ist. Wasser rinnt ihr vom Rock auf die Holzdiele.

Der Pfarrer meint erst, sie übertreibt, sie ist närrisch geworden. Er hört zu, die Stirn gerunzelt. Die Augen werden ihm finster. Eine böse Sache! Er muß es schließlich glauben, und da schlägt er entrüstet, wütend mit der Faust auf den Tisch, daß es kracht. »Wie kunnt der Schattlersepp so was tun? Drei Menschen! Zum Mörder hat er sich gemacht!«

»Er hat nachts seine Buben gesehn, die gefallen sind, hat's net vergessen können,«

keucht sie erschrocken. »Das hat ihn vergiftet, daß er wohl gemeint hat ...«

Doch der Pfarrer unterbricht sie rauh: »Was da! Die Rache ist mein, spricht der Herrgott! Dem droben hätt' er's lassen sollen!«

Da muß sich das junge Weib niedersetzen, weiß keinen Weg aus der Qual. »Was wird mit ihm geschehn?« jammert sie, und Tränen tropfen über ihre Wangen.

Der Pfarrer läuft im Zimmer her und hin, daß ihm der Priesterrock fliegt. »Was geschehn wird? Vors Gericht wird er kommen! Das wird geschehn! Und wird ihn niemand freisprechen können von solcher Sünd.«

»Herr Pfarrer!« fleht die Sepha. »Sie wissen ja, wie der Vater worden ist in all der Zeit. Den Verstand hat's ihm genommen. Schauen Sie nach ihm!«

Der Pfarrer schüttelt den Kopf. »Einen Mörder mag i net sehn!« erwidert er rauh.

Die beiden schweigen eine Weile. Ihre Gedanken sind gefangen, wie in engem Felskessel.

Da klingen vom Flur harte Schritte, die Tür wird aufgerissen, Joseph Schattler steht vor den Erschrockenen, naß, schmutzbedeckt, von der Schulter bis zu den genagelten Schuhen. Sein Lodenrock dunstet. Als er den Hut abnimmt, klebt ihm das graue Haar an der Stirn. Noch hält er das Beil in der Hand, die breite Schärfe zuckt.

Sepha weicht zur Seite. Der Pfarrer aber bleibt steif aufgerichtet am Tisch stehen, und seine Stimme klingt streng: »Du, Sepp? Was willst du im Widum? Ist bei einem Diener der Kirchen heut kein Platz mehr für dich. Geh! Geh gleich!«

Der Bauer steht da wie aus Holz geschnitten, die Faust umklammert das Beil, daß die Adern schwellen. Die Lippen unterm struppigen Bart zittern ihm. »Den Herrgott hab' i zu Hilf gerufen,« trotzt er, »sein Faust hat den Hof derschlagen. I hab' ihm geholfen! Gereuen tut's mi net. Mögen S' gehn, Herr Pfarrer, und uns beide anzeigen.«

»Lästere net! Dich dem Gericht geben, wär' meine Pflicht, und deine Art fürcht mi net,« wettert der Kurat und ballt die Fäuste. »Was willst noch? Auf was tust noch warten?«

»Losgesprochen will i sein.«

»Von Höll und Straf?« höhnt der Pfarrer. »Und das ohne Reue?«

Was denkt sich der Bauer? Kann man als Diener des Herrgotts ...?

Der Kurat zögert. Er will den Bauer verdammen, er zögert. Es will ihn hart ankommen.

Die beiden Männer sehen einander in die Augen. Auch der Pfarrer ist dieser Berge Sohn. Auch ihn hat ein Tiroler Weib gesäugt, auch er hat sich auf einer Bergwiese die ersten Ledernen abgerieben, ehe er ins Innsbrucker Seminar gekommen ist. Er hat sein Land so lieb wie der, sein Land Tirol, das verraten ward und verkauft, für das nächtens tausend blutende Herzen beten, in tausend Kammern. Auch er liebt dies Land, seine Berge, seine Wälder und rauschenden Bäche, seine Weiden und Höfe, seine grauen Burgen und heiteren Städte, seine Reben und seine lachende Sonne und seine schwarzen Gewitter.

Eine lange Weile ist's still im Studierzimmer des Pfarrers, nur das Pendel der Uhr tickt, und leises Weinen zagt von den Lippen des jungen Weibes dahinten. Noch immer liegt der hölzerne Christ auf dem Tisch. Das Licht der Lampe flackert über ihn hin, und es ist, als fange er in diesem Licht an zu leben.

Da schiebt sich die Faust des Pfarrers zu dem Holzwerk, unwillkürlich, ohne daß es der Kurat will, fast ohne daß er es merkt. Wie aber seine geballten Finger die geschnitzte Dornenkrone anrühren, löst sich ihr Krampf, es durchfährt ihn wundersam, daß er hinschaut auf die martervollen Züge. Sind wir nicht alle Werkzeuge nur?

Da atmet er tief auf und kehrt sich wieder dem Schattlersepp zu. Unterm Priesterrock schlägt das trotzige Bauernblut. Er faßt nach der Hand des andern.

»Um unsrer armen Heimat willen, geh in Frieden, Sepp.«



Seelenkultur / Von Gabriele Reuter

Was ist Kultur?

Eine Synthese unendlich vieler, kaum zu erklärender Offenbarungen des menschlichen Geistes? — Oder ein Niederschlag aus den jahrhundertelang arbeitenden Mächten der Tradition? Oder einfach: Gefühl für Lebensstil — Stil in der Kunst, Stil in der Art, seine Gefühle zu ertragen und zu äußern?

In Gesprächen über diesen Gegenstand merkt man sofort, wie schwankend die Begriffe über das Wesen der Kultur sind — beinahe so schwankend wie über den Begriff »Seele«.

Am häufigsten wird Kultur mit Zivilisation oder mit modernem Komfort verwechselt. Aber ein Mensch ist ja noch nicht kultiviert, wenn er täglich badet, oft die Wäsche wechselt, im Schlafwagen fährt und mit Telephon, Elektrizität und andern technischen Hilfsmitteln auf vertrautem Fuße verkehrt. Alle diese hochgeschätzten Gewohnheiten sind etwas Äußerliches, Kultur hingegen ist ein geistiger Zustand.

Auch Wissen führt noch nicht unbedingt zur Kultur, man kann sehr unterrichtet und doch noch kein kultivierter Mensch sein.

Auch grenzen die Gebiete der Moral durchaus nicht immer an die der Kultur. In den Zeiten ihrer höchsten Blüte herrschte Unsicherheit des Lebens und Eigentums, das Laster erreichte eine unglaubliche Vielgestaltung und Ausdehnung. Giftmischer und Mörder wurden zugleich verstehende Mäzene hoher Kunst; herrliche Dichtungen, Gemälde und Plastiken wurden von Menschen geschaffen, die im Privatleben den unbändigsten Trieben schrankenlos folgten.

Geistige und künstlerische Kultur erreichte nur dann eine bedeutende Höhe, wenn blutige Eroberungskriege vorangegangen waren, die den Völkern Reichtum und Schätze aller Art ins Land trugen. Die edelsten Bestrebungen der Menschheit zu pflegen, dazu gehört Muße für die Schöpferischen wie für die Genießenden, welche wiederum nur durch die Fronarbeit der niederen Stände bereitet werden kann. — Aufstieg der Kultur ist immer mit Niedergangserscheinungen vermischt — wir wissen aus der Geschichte, daß Zersetzung der besten Volkskräfte ihm folgt und meist ein Sturz aus den heiteren Bereichen der Macht und des Glanzes hinab in Unbedeutendheit und Barbarei.

Aber seltsam ergreifend ist es, wenn einem Volke aus seinen Blütezeiten ein Erbe bleibt, das mißachtet, zuweilen völlig im Unterbewußtsein versinkt und doch da ist — sich ganz unvorhergesehen lieblich oder erschütternd bemerkbar macht.

In Italien, dem Lande, das ewig gültige Kunstwerke hervorgebracht hat, herrscht gegenwärtig in allen offiziellen Manifestationen der Kunst ein greulicher Ungeschmack, eine barbarische Protzerei. Aber der Bau r aus den Apenninen, die Frau des Volkes tragen die bunten Lappen ihrer Kleidung mit einer Grandezza und einem Sinn für malerische Wirkung, der denn doch sehr fest verknüpft ist mit jener Naturgabe, die sich einst zu den Zaubern der Farbe eines Tizian, Veronese und Correggio verdichtete. Und wenn der Proletarier Roms mit seinen Kumpanen streitet, braust seine Stimme in einem pathetischen Sturm daher, werden die begleitenden Gesten so wirkungsvoll gehandhabt, daß man unwillkürlich in ihm den Nachkommen jener klassischen Redner sieht, die auf dem Forum Staatsumwälzungen durch die Kunst ihres Wortes hervorriefen.

In Frankreich, wo das Rokoko die Kultur der Erotik zu einer delikaten Feinheit ausbildete, umschwebt die moderne Frau noch immer ein verführerischer Hauch jener entschwundenen Zeit in der verführerischen Grazie, mit der sie eine Straße überschreitet, eine Schleife steckt oder mit dem Geliebten scherzt. England hingegen, der Mittelpunkt der Weltpolitik und der Herrschaft über die farbigen Rassen, hat eine gesellschaftliche Kultur erzeugt, die steif und kalt gleich einem silbernen Panzer jeden angelsächsischen Bürger gegen die Infektion durch fremde Einflüsse und Sitten schützt.

Deutschland und Österreich sind die Heimstätten musikalischer Kultur, waren es Jahrhunderte hindurch, sind es noch heut im Zustand schmerzlichsten Verfalls. In Wiens Lüften schwingen noch die ewigen Klänge Beethovenscher Symphonien, die Süßigkeiten von Mozarts Melodien. Seine Mädchen und Frauen wiegen sich im Rhythmus Straußischer Walzer.

Es gibt auch eine Kultur philosophischen Denkens, und sie ist in Deutschland tiefer in die Geister eingepflanzt als in irgendeinem andern Lande der Welt.

Sogar Rußland, dieses chaotische Gebilde,

durch Eruptionen von Genialität erhellt, die gleich Flammen von wild gärenden Naturkräften an die Oberfläche geschleudert werden, besitzt daneben erstarrte Reste eines strengen Stils aus byzantinischer Kulturepoche, die sich vorzüglich in seinen religiösen Gebräuchen erhalten haben. Der hieratische Pomp seiner Kirche weist zurück auf den Kaiserhof von Byzanz, an dem orientalische Fülle durch einen mächtigen Formwillen gebändigt wurde.

Diese flüchtigen Bemerkungen sollen darauf hinweisen, wie merkwürdig fest Kultur mit der Tyrannis verbunden zu sein scheint. Freiheit, Puritanismus, Bürgertugend und Solidität sind dieser morbiden Blüte am Baum der Menschheit leider nicht günstig. Je mehr die Welt sich demokratisiert, desto mehr tritt Zivilisation an die Stelle der Kultur. Die Verheerungen, die der Weltkrieg in den Geistern angerichtet hat, wird im Verein mit der Verarmung Europas die letzten Reste künstlerischer Kultur dem Untergang weihen.

Durch den Willen wird kaum eine Rettung möglich sein. Kultur ist eine gewaltige Lebenssonne, von der vielfarbige Strahlen ausgehen. Geistige, wissenschaftliche, malerische, erotische, musikalische Kultur — künstlich ist sie nicht zu züchten. Sie ist Gnadengabe aus den unbegriffenen Tiefen ewig schaffender Kräfte.

Nur ein Goldstrom aus der großen Sonne kann vielleicht vor dem Verlöschen gerettet werden. Dieser Goldstrom ist die Kultur der Seele. Sie allein trägt in sich die Macht, um die Völker vor dem Aufgehen im Materiellen, vor der Mechanisierung ihres äußeren und inneren Lebens zu schützen. Seelenkultur ist das notwendigste Gegengewicht der Zivilisation.

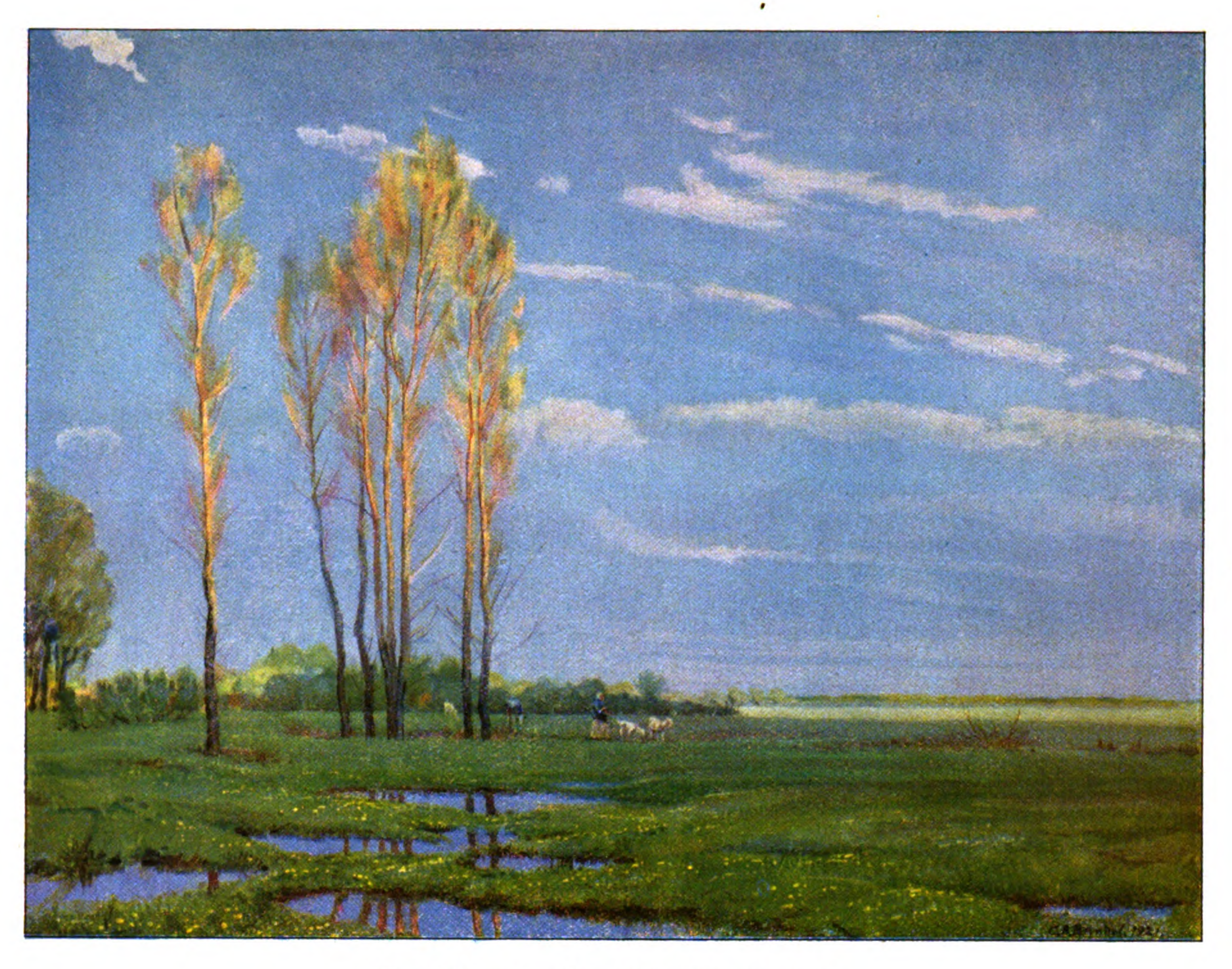
Zu ihrer Pflege gehört nicht Reichtum, nicht Geist, Genie und Wissen. Sie gedeiht auf dem Boden der Demokratie so gut wie unter dem Schutze mächtiger Fürsten. Der Acker darf nur nicht allzu steinicht sein. Auch sie braucht, wie alles Gute und Schöne, die sorgsame Pflege angeborener Gaben. Einbrecher, Dirnen, pathologische Naturen werden selten zu einer Kultur der Seele zu erziehen sein. Man sollte sich begnügen, sie zu nützlichen Tieren der Zivilisation zu entwickeln. Die Pflanze, die die Blüte der Kultur tragen soll, muß fähig sein, sie von ihrer Wurzel aus mit edlen Säften zu nähren.

Ein starker und bewußter Formwille gehört, wie zu jeder Art von Kultur, auch zur Kultivierung unsrer Seele. Aus einem Überschwang namenloser Sehnsüchte und drängender Gefühle entsteht noch keine Seelenkultur. Christliche Liebe, natürliche Herzensgüte sind erst die Voraussetzungen, aus denen die Seelenkultur sich gestalten muß, die sie aber wiederum notwendig braucht, um sich zu vollenden. Zu der Liebe und Güte muß ein Wissen um die bewegenden Kräfte der Welt, eine Kenntnis von des Menschen Stärke wie von seiner Schwachheit sich gesellen. Dem Überschwang der Gefühle wird eine gewisse überlegene Kühle Grenzen ziehen. Die Vernunft darf nicht fehlen, um gegeneinander kämpfende Gewalten des Inneren durch ordnende Maße harmonisch zu verschmelzen. Nicht platter Verstandestätigkeit wird dies jemals gelingen, jene Vernunft muß am Werke sein, die da strebt, sich zur Weisheit zu veredeln. Je tiefer die Kultur von einer Seele Besitz ergreift, desto weiter und klarer wird der Blick der Persönlichkeit, desto verständnisvoller ihre Teilnahme für den Nebenmenschen — desto milder ihr Urteil.

Arbeit an der eignen Seele gleicht der Arbeit an einem Kunstwerk. Erhabenen Augenblicken innerer Offenbarungen folgen Stadien geduldigen, mühevollen Ausgestaltens. Viel Neubeginnen — viel Kummer über Mißratenes — schmerzvolle Reue über falsche Wege — Verirrungen — Dumpfheiten. Und dennoch ein heimliches Vorwärtsringen, Schritt für Schritt der Vollendung entgegen, bis der Tod uns die Krone aufdrückt.

Es gilt heute für ein Zeichen von Reichtum der Seele, mannigfachen Launen freien Lauf zu lassen, den Zickzackwegen der Leidenschaften ungestüm zu folgen. Nun wird eine bewegte Seele immer einem leichten Wechsel der Stimmungen unterworfen sein. Die Arbeit der Kultur fordert, diese Stimmungen nicht zur Qual für die Umgebung zu steigern. Das Wüten der Leidenschaften muß in straffer Zucht zu einer Glut gedämpft werden, die da leuchtet und wärmt, statt zu verzehren. Üppigkeit ist nicht Kultur: Stil ist nichts andres als eine Beschränkung auf das Wesentliche, ein Ablehnen und eine strenge Absage dem Überflüssigen, Unbedeutenden. Je





Carl Alexander Brendel: Frühlingsfeier

tiefer ein Mensch kultiviert ist, um so verfeinerter wird sein Sinn für den Lebensstil der eignen Persönlichkeit. Der Geschmack wird aus buntem Tand zum Einfachen und Echten hingeleitet. Im Einfachen jedoch muß Harmonie des äußeren und inneren Lebenszustandes walten. Aus Harmonie strahlt ein sanftes, helles Licht über grauen Alltag. Enge Daseinsgrenzen sind nicht mehr beklemmend, weil sie schöne Fülle umschließen. Harmonie erzeugt jene Herzensfreundlichkeit, die mehr ist als höfliche Umgangsform, die zugleich die Vollendung der gesellschaftlichen Höflichkeit bewirkt, sie veredelt zu zartester Rücksicht auf die Freiheit, die Bedürfnisse unsrer Nächsten. Eine kultivierte Seele wird nur in der reinen Luft der Wahrheit atmen können. Doch wird sie schwerlich zu jenen Wahrheitsfanatikern zählen, denen es eine Lust ist, ihren Freunden unangenehme Dinge zu sagen, während sie selbst keineswegs gern solche hören. Auch notwendige Aufrichtigkeit wird sie in ein liebenswürdiges Gewand zu kleiden suchen. Und wie oft hilft dabei ein Blick der Augen, eine beruhigende Geste der Hand! Es gibt kaum einen Menschen, der so verroht wäre, daß er nicht in der Nähe einer Person von hoher Seelenkultur ein Gefühl wohligen Behagens empfände. Sie gehört ja nicht zur Gattung der Erzieher und Moralisten, die herumgehen und den Leuten die ideale Forderung präsentieren. Jene Kühle, von der vorhin die Rede war, hindert sie schon an solchem meist nutzlosen Beginnen. Und dann ist ihr die Arbeit in den verschwiegenen Bezirken ihres Inneren allzu wertvoll, um sie über Klatschen und Tratschen und Spähen nach den Taten des Nebenmenschen zu vernachlässigen. Sie ist eher geneigt, mit einer anscheinend friedlichen Gleichgültigkeit Duldung gegen Andersgeartete zu üben. Doch verfügt sie über einen Vorrat aufgespeicherter köstlicher Kräfte, sobald man sie wirklich braucht und sich um Rat oder Hilfe an sie wendet.

Ein Mensch mit kultivierter feiner Seele wird auch seine Kämpfe — und wem blieben solche erspart? — in einer vornehmen Form führen. Nicht die Festigkeit im Kampf um Meinungen ist es, die den Gegner zum wilden Feinde macht, sondern die Bosheit, die Gehässigkeit der Angriffe.

Gold und Kenntnisse seinen Kindern als Erbe mitzugeben, empfinden Eltern als ihre Pflicht. Auch von Charakterbildung ist viel die Rede, und gewiß soll man solche nicht versäumen. Doch bleibt es fraglich, ob man viel erreicht, denn der Charakter ist ja etwas Feststehendes, dem Menschen von der Natur Mitgegebenes.

Die Seele dagegen ist wahrscheinlich biegsamer und entwicklungsfähiger als der Charakter. Übrigens sind die Grenzen beider Gebiete schwer zu unterscheiden. Der Seelenkultur ist es allein gegeben, die Gesundung unsrer oft so trüben, vergifteten Familienbeziehungen herbeizuführen. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und das der Ehegatten zueinander hat sich von Grund aus verändert, die alten traditionellen und patriarchalischen Formen passen nicht mehr. Die Verwilderung, die Unsicherheit der Verkehrsformen führt zur Verrohung der Sitten. Nur aus einer gepflegten Seelenkultur heraus können neue Formen wachsen, in denen sich Eltern und Kinder, Mann und Weib zuchtvoll und frei, duldsam und wahrhaftig einrichten und wohlfühlen.

Hier ist eine große Aufgabe für die Frauen. Ohne ihre tätige Mithilfe ist nichts zu erreichen. Sie müssen wieder zu Hüterinnen des heiligen Feuers werden und ihre Buben und Mädchen in der Kultur der Seele unterweisen. Ein wundervolles Geheimnis liegt hier verborgen: Was in der Mutter als ahnende Sehnsucht lebt, das tritt im Sohn als Tat und Wirken in die Erscheinung. Jene Früchte aus dem kultivierten Seelengarten der Mutter, dem stillumfriedeten, verborgenen, die seine Kindheit nährten, sie geben dem Manne in seines Wesens Kern Ziel und Richtung. Er trägt das Erbe der Seelenkultur hinaus in die Öffentlichkeit — in den Handel, in die Partei und die Politik.

Aus winzigen Quellen werden Bächlein, und manche Bächlein rinnen zusammen, den mächtigen Strom zu bilden, der das dürre Land fruchtbar macht. Seelenkultur führt nicht zur Schwäche, ihr wohnt die Gewalt inne, die am Ende auch die Roheit überwindet. Sie schöpft ihre letzte Kraft ja doch aus dem ewigen Sonnenfeuer göttlicher Liebe.

Der Ministrant

Aus einer noch unveröffentlichten Reihe von »Geschichten aus seltsamer Jugend«

Von Franz Karl Ginzkey

Auf den stillen Wanderungen, die ich als Knabe mit meinem Vater in die einsame hügelige Umgebung meiner Geburtsstadt Pola unternahm, wo mein Vater als Chemiker der Kriegsmarine weilte, erzählte er mir oft von seiner Kindheit und seiner Heimat, die oben im deutschen Böhmen, unweit der schlesischen Grenze, gelegen war.

Ich ging schweigend neben ihm und vermochte wohl nicht ganz zu erfassen, was er mir erzählte. Er entrollte sein Leben vor mir wie vor einem Freunde gleichen Alters. Er fragte sich auch nicht, wie oft er mir dies oder jenes aus seinem an Schicksalsfügungen überreichen Leben bereits geoffenbart habe. Es schien ihm jedenfalls Bedürfnis, davon zu sprechen, als hätte er sonst niemanden, dem er sich hätte anvertrauen können.

Mit diesen Erzählungen aus einem ernsten, unbefriedigt gebliebenen Leben flog mancher Schatten über den lichtbedürftigen Acker meiner Jugend, und manche Saat ging auf, ganz anders als sonst in Knabenseelen.

Am liebsten sprach der Vater von dem Ereignis, dem er es verdankte, daß er kein armer Weber geblieben, sondern ein »Studierter« geworden war.

Mir ist, indes ich es nun wiedererzähle, als hätte ich es selbst erlebt.

Es war vor nunmehr fast neunzig Jahren, in der Ortschaft Dörfel bei Reichenberg, die damals wie heute noch zur Pfarre Röchlitz gehörte. Mein Vater besuchte die Röchlitzer Schule, wo man mit ihm zufrieden war. In den freien Stunden hütete er das Vieh der Nachbarn auf den Gemeindewiesen, von Zuhause bekam er ein Stück Brot mit, auf dem Felde briet er sich eine Handvoll Kartoffeln in der Asche eines Reisigfeuers. Meines Vaters Vater war ein armer, sich kümmerlich ernährender Weber gewesen. Einen kleinen Acker, der ihm noch geblieben, vermochte er kaum zu bebauen.

Die größte Bubenfreude meines Vaters war das Ministrieren. Der alte Pfarrer konnte ihn gut leiden, da er ein aufgeweckter Junge war, und so kam mein Vater, so oft es nur anging, im frühen Morgengrauen in die Kirche und übte das Amt des Ministranten als ein frommer Fridolin.

Es war aber noch ein andrer Junge da aus der Nachbarschaft, der gleichfalls gerne ministrierte, und da der gute alte Pfarrer es nicht übers Herz brachte, einem der beiden Buben die Dienste aufzusagen, so nahm er immer die Hilfe dessen in Anspruch, der eben früher kam. Es gab daher eine grimmige Rivalität zwischen den beiden Jungen, die sich in heimlichen Püffen und auch mancher offenkundigen Prügelei äußerte.

Eines Tags verlautete im Dorfe, es werde ein großes Fest begangen werden, der Pfarrer feiere sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Alle Geistlichen des ganzen Sprengels bis übers Gebirge hinaus waren zur Feier geladen, auch mehrere Äbte und Prälaten von weiterher und sogar ein Abgesandter des Bischofs. Man erzählte sich Wunderdinge über das Festmahl, das nach der feierlichen Messe stattfinden sollte, und wirklich mußten am Vorabend des großen Tages alle Hühner, Gänse und Enten des Dorfes ihr Leben dafür lassen. Nur ein alter zäher Hahn blieb zurück und weckte mit seinem heiseren Gekrähe meinen Vater noch vor Morgengrauen.

Hastig fuhr mein Vater in sein Sonntagskleid, das er sich am Abend bereits zurechtgelegt hatte; er zog diesmal sogar Schuhe und Strümpfe an und huschte hierauf, so schnell er konnte, durch die stillen Dorfstraßen der Sakristei zu.

Aber da sah er auch schon den Schatten des Rivalen neben sich, wie er eben ums Eck kam und — hei, nun glitten beide nebeneinander hin in ehrgeizigem und wuterfülltem Wettlauf. Da sie gleich geschickte Läufer waren, blieben sie immer auf gleicher Höhe, langten zugleich vor der Kirche an und brachen auch zugleich durch das mit Reisern geschmückte Pförtchen in die stille Sakristei.

Und da hier niemand anwesend war, benutzten sie die günstige Gelegenheit, sich endlich wieder einmal die langverbissene Meinung zu sagen. Wie Wildkatzen fuhren sie sich in die Haare und prügelten sich gründlich und fürchterlich. Sie sprachen aber nichts dabei, sondern schluckten alle die Kosenamen, die sie füreinander hatten, tapfer hinunter, um den heiligen Ort nicht zu entweihen.

Und wie sie derart mitten am Werke waren, unterbrach sie plötzlich eine Donner-

stimme: »Wer entheiligt da die Hallen des Herrn? Wer treibt hier Unfug an geweihter Stätte?« Und klitsch, klatsch regnete es Maulschellen auf die Backen der beiden vor Schreck erstarrten Jungen.

Der Vollzieher dieses Strafgerichts war ein noch jüngerer hochgewachsener Herr im schwarzen Priestergewand. An seiner violetten Halsbinde erkannten die Buben, daß sie es jedenfalls mit einem höheren geistlichen Würdenträger zu tun hatten, und sie hielten sich ehrfurchtsvoll die geschwollenen Backen.

Mein Vater faßte sich schließlich zuerst, und das entschied vielleicht über sein ganzes künftiges Leben. Er erzählte dem geistlichen Herrn, er besäße durchaus das ältere Anrecht zum Ministrieren und wolle heute, da es um einen Ehrentag gehe, auf keinen Fall darauf verzichten.

Dieser Freimut schien dem Geistlichen zu gefallen. Er hielt den beiden Jungen, nunmehr schon im milderen Ton, das Unziemliche ihres Betragens vor und erklärte zugleich, er werde heute selbst die heilige Messe lesen, und sie sollten alle beide ministrieren. Er unterwies dann jeden in seinem Amte und fragte meinen Vater schließlich, ob er sich getraue, ein kleines lateinisches Sprüchlein auswendig zu lernen, das als launiger Festspruch an den Jubilar gedacht sei und das er an der festlichen Tafel vor den versammelten geistlichen Herren zum besten zu geben hätte.

Mein Vater bedachte sich nicht lange und sagte kecklich ja, obgleich er von Latein keine Ahnung hatte, erhielt hierauf einen Zettel mit der wunderlich klingenden Sprache und machte sich gleich, noch ehe die Messe begann, an die Arbeit des Auswendiglernens.

Zu Mittag schwebte über dem Dörflein ein unerhört wonniger Braten- und Backwerkduft, wie ihn die Nasen der armen Weber zeitlebens noch nicht eingesogen hatten, und es wurde allen dabei sehr festlich zumute.

Mein Vater fand sich, indes ihm das Herz gar ängstlich gegen die Rippen pochte, mit einem mächtigen Feldblumenstrauß vor dem Pfarrhaus ein, man band ihm eine weiße Schleife um und führte ihn in die große Stube, wo an langer Tafel Schulter an Schulter die ehrwürdigen Gäste saßen, mit festlich überglänzten Mienen, schmunzelnd vor Behaglichkeit.

Mein Vater aber fürchtete sich nicht. Er machte seine Reverenz und sagte herzhaft sein Sprüchlein auf, von dem er gar nicht wußte, was es bedeutete.

Sein seltsames Latein erweckte nicht geringe Heiterkeit unter den geistlichen Herren. Man lachte und klatschte Beifall, und schließlich trat der greise Pfarrherr auf ihn zu, legte ihm beide Hände aufs Haupt, stopfte ihm sodann die Taschen mit Backwerk voll und gab ihm aus seinem Glase einen köstlichen Wein zu trinken. Und mein Vater erkannte, er habe seine Sache gut gemacht, und freute sich mit und war guter Dinge. Hierauf aber wies man ihn an, ein Weilchen im Vorraum zu warten, bis man ihn wieder hereinrufen werde.

Mein Vater hörte ein vielstimmiges Murmeln in der Stube, dann wieder die Rede eines Einzelnen, dem fröhlicher Beifall folgte. Schließlich holte man ihn wieder herein und teilte ihm mit, man habe im Kreise der geistlichen Herren beschlossen, ihn aufs Gymnasium nach Prag zu senden und dafür zu sorgen, daß etwas Tüchtiges aus ihm werde. Und das möge, meinte der Sprecher, die würdigste Feier dieses schönen Tages sein.

Wie man es beschlossen, so führte man es aus. Als zehnjähriger Hirtenjunge sah mein Vater plötzlich seinen heißesten Wunsch erfüllt; vor ihm lag die Welt mit all ihren Wundern, er durfte nun lernen, lernen.

Aus geistlichen Händen empfing er die erste profane Wissenschaft für sein weltliches Leben, aber man verlangte keinen Dank von ihm. Man hatte in jener festlichen Stunde gar nicht daran gedacht, einen Diener der Kirche in ihm zu erziehen.

Er warf sich in den Strom des Lebens, der ihn hochtrug und wieder sinken ließ, ihn den Klippen zuführte und wieder befreite. Ein Leben mit vielen Hoffnungen und spärlicher Erfüllung. Eine Fahrt ins Weite und eine Heimkehr in kümmerlichen Hafen.

Den Priestern blieb er zeitlebens im Herzen dankbar und suchte immer den Menschen in ihnen. Die Pfaffen mied er, die Priester suchte er.

Als er im hohen Alter von achtzig Jahren zu Görz im Küstenlande starb, schritt hinter seinem Sarge sein bester Freund, ein Kapuziner namens Pater Linus.



Die Braut von Syrakus

Von

Kurt Geucke

Pestgetroffen, fiebernd, hielt mit Schauern
Syrakus den Tod in seinen Mauern.
Dem Erlöschen schien die Seuche nah,
Als ein Tag ein einzig Opfer sah.
Zu schon Tausenden gemähter Bürger,
In der Nacht vor jenes Morgens Licht,
Griff zuletzt ein Weib der schwarze Würger —
Seine Schönheit aber nahm er nicht!
Auf der Totenbank,
Alabasterblank,
Lag zum Mond ein Mädchenangesicht!

Fast ein Kind noch, kaum von vierzehn Sonnen,
Ihre Brust ein unerschloßner Bronnen;
Ihre Seele noch ein Glanz und Duft,
Und ihr Odem hold wie Maienluft:
Rief in jener Lenznacht ohne Sterne,
Rief sie schon der finstre Fährmann ab,
Rief zum Schleierland der grauen Ferne,
Rief ins Reich der Schattenwelt hinab!
Also es geschah —
Marmorn lag sie da,
Und bereitet wurde schon ihr Grab.

Auf der Insel der Zypressen drüben
Syrakus verbrannte seine Lieben,
Die Gezeichneten vom Schwarzen Tod,
Jeden Morgen früh ums Morgenrot.
Doch Dionens Leib noch wollte schonen
Einen Tag lang die betrübte Stadt,
Weil ihr Leichnam, weiß wie Anemonen,
Jedes Glied noch, wie ein Samt so glatt,
Nicht den Stempel trug,
Den die Pest sonst schlug,
Wenn ihr Opfer war des Giftes satt.

An dem hohen Fest der Aphrodite,
Als die Sonne tief schon vom Zenite
In die Abendglut des Meeres sank,
Purpurflut ihr letztes Feuer trank,
Sah man eine Barke durch die Wogen
Nach dem Eiland der Gewes'nen hin
Wie von unsichtbarer Kraft gezogen,
Und vermummte Männer, zwölf, darin.
Dort den Sarg sie hoben,
Trugen ihn nach oben
Zu dem Katafalk im Tempel hin.

Dann das Eiland wieder lag verlassen …
Nur gestorbne Liebe, totes Hassen,
Kümmerlich in Aschenresten noch,
Hier in Urnen kühlte; und das Joch
Mancher tausend Tafeln des Gedenkens —
Eine Zeitlang, bis die Schrift verwischt —
Sprach noch von den Tagen goldnen Schenkens,
Bis auch das in Wind und Wetter lischt.
Nur der Jungfrau Leib,
Hold wie kaum ein Weib,
Harrte noch, dem Tode aufgetischt …

Um die Stunde, wo der Mond auftauchte
Aus dem Dunste, der vom Meere rauchte,
Klopft es laut an eine Schiffertür:
„Fährmann, aufgetan, ein Gast ist hier!"
Jener fährt erschrocken aus den Decken:
„Was verlangst du hier vor Mitternacht?
Jüngling du, wie kannst du so erschrecken
Einen alten Mann, der mehr gewacht!"
Spricht der: „Spar' dein Wort,
Bring' mich nach dem Ort,
Wo Zypressen halten Totenwacht!"

Da den Fischer zwischen seinen Netzen
Fängt ihn selber grausendes Entsetzen:
„Knabe, kaum daß sproßte dir ein Flaum —
Nicht genügt dir mehr der Erde Raum!
Bin ich Charon, solchen zarten Helden
Von den Quellen goldner Jugendzeit
Hinzuführen in die Unterwelten
Auf dem Strome der Vergessenheit?
Such' nach deinen Särgen
Einen andern Fergen!
Nimmermehr erhältst du mein Geleit!"

„Hier ist Gold – nun schweig und sei mein Bruder!
Schnell das Boot her, schnell dein bestes Ruder!
Deine Sorge macht mein Herz nicht bang!
Leuchtet nur die eine Nacht noch lang
Mildes Licht des Mondes einem Klange,
Meiner Sehnsucht seligsüßer Qual,
Meines Erdenlebens Abgesange
Nur noch eine, eine Nacht einmal:
Dann mag alles fällen,
Schmerz und Welt verhallen —
Aller Wonnen höchste ist die Qual!"

Und er stößt mit Kraft den Kahn vom Strande,
Daß es knirscht im weißen Muschelsande.
Und die Gischte sprühn im Mondenschein
Um den Jüngling in dem Boot allein. — —
Adon und Dione waren Kinder,
Und sie liebten sich vom ersten Mai;
Ihren Spielen, wie vom Glück ein blinder,
Trunkner Traum, das Leben flog vorbei.
Schon ihr Hochzeitstag
Nah der Sehnsucht lag,
Als ihr Lied erstarb in Litanei.

Schwarzer Fittich streifte ihre Dächer,
Und die Pest, sie trat in die Gemächer
Beider Eltern ein und hauchte an!
Und die Guten gingen bleich voran! —
Beide Waisen, konnten sie nicht teilen
Ihres Kummers, ihrer Tränen Last,
Wie sonst Glück in innigem Verweilen,
Weil Dionens Ohm, ihm längst verhaßt,
Selbst sie heiß begehrte
Und die Schmerzverzehrte
Als Gefangne festhielt im Palast!

Wie es nun — wer sagt es! — wie's gekommen:
Ob die Pest, ob Gram sie hingenommen —
Voll Verzweiflung schlägt sein Ruder ein,
Und er peitscht den bleichen Mondenschein,
Der durchs Meer in breiten Silberflüssen
Eine Charonsbahn zum Phlegethon
Leitet wie von klagenden Ergüssen
Vor des hohen Rhadamanthys Thron.
Noch ein Schlag auf Sand:
Da schon dunkles Land
Und der Toteninsel blasser Mohn!

In der Nacht der goldnen Aphrodite
Kniet er hier im düstern Vorgebiete,
Und er fleht die feuchte Göttin an:
„Hör mich einmal, nimm mein Wort hinan,
Laß es sanft an deinem Busen linden!
Lösch' das Grausen mir in Herz und Mark!
Hörst du? Selbst den Tod zu überwinden —
Meine Liebe fühlt sich rein und stark!" —
Und gestärkt vom Boden,
Trotzend tausend Toden,
Springt er auf und tritt nun in den Park.

Durch den Park der Pinien und Zypressen
Festen Schrittes und des Ziels vermessen
Strebt er schnell zum Tempel hin im Hain,
Der schon hoch im vollen Mondenschein
Leuchtend zeigte seine Pracht der Säulen,
Marmorschließend um ein Hallenrund. —
Grabesstille. Nur der Schleiereulen
Klagelaut durchdrang den Totengrund,
Schwebend um den Sarg,
Der sein Liebstes barg
Auf dem ganzen, weiten Erdenrund.

Da — ganz weiß! — von leichten Nebelfeuchten
Dünnumschleiert, nah schon, sieht er leuchten —
Seine Wange bleicht ihm jach wie Kalk —
Sieht er auf verhangnem Katafalk:
Weiß den Schrein, erhellt von blauem Scheine,
Der von oben durch den Kuppelschacht
Milch des Mondes tropfte auf die Steine,
Auf die Schläferin der langen Nacht.
Ohne Lied und Laut
Braut und doch nicht Braut,
Bis sie schöner einmal dort erwacht!

Mehr als springt er, fliegt er hoch die Stufen,
Wie vom Jenseits durch ein Wort gerufen!
Und schon tritt er an den Sarg heran,
Zieht sein Messer, stemmt die Klinge dran,
Sprengt des Deckels bleiche Mammutkiefern,
Die ihn zahnlos, drohend, fletschen an,
Und mit ein paar letzten wuchtig tiefern
Blanken Schlägen ist sein Werk getan.
Stahl und Lade fällt
Grundab in die Welt —
Um die Tote — des Kokytos Bann! ...

Unterm Schein des wandelnden Planeten
Bang und bänger muß er näher treten.
Von dem schönen, so geliebten Haupt,
Ob den Liebreiz ihm der Gram geraubt,
Muß er scheu des Lakens Zipfel lüften —
Oh ... wie hold sie noch im Tode liegt!
Und er streichelt Antlitz, Arm und Hüften,
Und sein Haupt liegt ihrem angeschmiegt ...
Bis er endlich gar
Jedes Fürchtens bar
Seinen Mund zu ihrem Munde biegt.

Dann mit scheuen Händen streift er weiter
Von des süßen Leibes grabgeweihter
Herrlichkeit, die ihr ein Himmel gab,
Streift er gänzlich alles Linnen ab ...
Fassungslos muß er das Auge schließen!
Ach, er träumte nicht, wie schön sie war!
Und sein Mund saugt Luft aus Paradiesen:
„Hier mein Brunnen heut und immerdar!"
Ach, er trank noch nie,
War so rein wie sie —
„Götter ihr, wofür muß ich so büßen!"

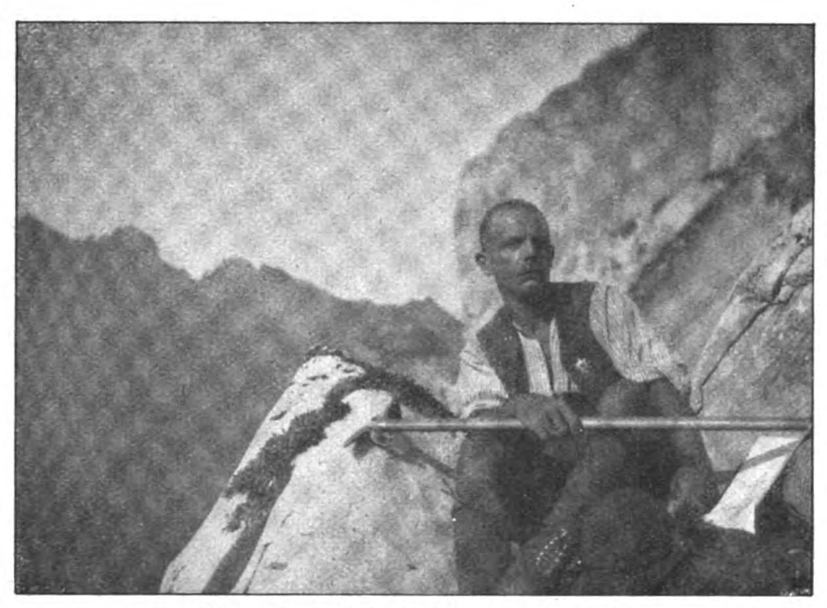
Und noch einmal tritt er von dem Lager
Vor das Schicksal als des Schicksals Frager:
„Jedem reinen Jüngling wird gewährt,
Der dich, Göttin dieser Nacht, beschwört!
Sende mir Pygmalions Kunst und Kräfte,
Der voreinst den toten Stein belebt,
Daß ich auferstöre ihre Säfte
Und das Blut der Stunde, wenn es webt!" —
Und er beugt sich wieder
Auf die Liebste nieder,
Bis er sanft zuletzt ihr Haupt erhebt.

Und die Hand ihm gleitet untern Rücken,
Und ihn faßt ein wunderbar Entzücken,
Und umarmt sie endlich ganz und gar —
Ach, er träumte nicht, wie hold sie war!
Seine Küsse werfen Brand und Flammen,
All der Jahre schmerzverhaltne Glut:
Sehnsucht — Leben — hier strömt es zusammen,
Wird im Geben wieder Glut und Blut!
Blut allein und Leben
Kann das Leben geben —
Liebe ist des Lebensmeeres Flut!

Und umglüht von seinen heißen Armen,
Endlich fühlt er, endlich — sie erwarmen.
Ja, ihm wird, als feuchte sich ihr Mund,
Gar ihr Busen rege sich gesund,
Und ein warm Gefühl lös' ihre Glieder,
Heb und senke schon die weiße Brust,
Und der Wangen Röte kehre wieder,
Wonne kündend, wenn auch unbewußt! —
Flammen über Flammen,
Inniger zusammen,
Stürmt sein Lieben zu der höchsten Lust!

Götter! Da — die erste Lebenskunde! —
Löst ein Seufzerhauch sich ihrem Munde:
Oh! der Lieben erster Wonnelaut,
Der ans Herz ihm neugeschenkten Braut!
Und um ihre Lippen wie ein Fächeln,
Angeweht von ihres Odems Luft,
Schwebt ein seliges, entrücktes Lächeln,
Weht die Würze ihres Hauptes Duft!
Nun auch ihre Augen
Heben sich und saugen
Aus den Särgen ... Feuer! ... Frührotluft! ...

Dann — die Blumen, die er für sie brachte,
Nun ihr Augenglück dem Gatten lachte,
Nimmt er halb für ihren Hochzeitskranz,
Halb, ein Opfer, zu der Göttin Glanz. —
Und er band für sie lebendig eine Krone:
„Hier, der Liebsten meinen Morgengruß!
Und die Rose hier, die Anemone
Küsse deinen Busen, deinen Fuß!" —
So ward eine Krone
Adon und Dione,
Und ihr Kranz der Braut von Syrakus.



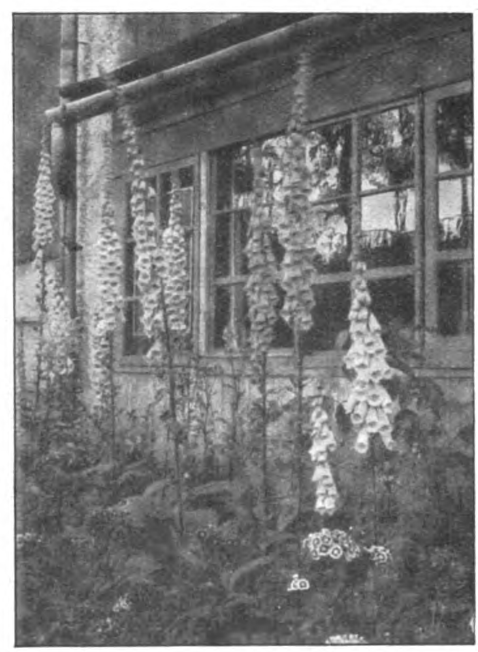
Der Maler Hans Richard Heinmann im Hochgebirge

Hans Richard Heinmann

Von F. u. W. Adler

Es hat in allen Zeiten neben den sichtbaren Königreichen unsichtbare gegeben, und immer waren Menschen, die voll Erwartung und Sehnsucht auf die Suche nach diesen unsichtbaren Königreichen auszogen, und einzelne Begnadete, die wirklich eins gewannen. Aber als das Leben immer lauter und zerrissener wurde und die meisten Menschen sich in den Vordergründen dieses Lebens verloren und die Tiefe vergaßen, wo ihrer Seele Heimat ist, schienen da nicht auch die unsichtbaren Königreiche versunken zu sein? Es drang kaum noch Kunde von ihnen in die Welt. Dennoch brannte heißer als je in Einzelnen die Sehnsucht nach ihnen. Mehr als früher zogen sie aus auf die Suche, und vielleicht hat es nie so viele heimliche Königreiche gegeben wie in dieser Zeit des äußeren Zusammenbruches. Das Finden freilich ist schwerer geworden. Es liegen die wenigsten hinter blühenden Schlehenhecken und winken: Da bin ich! Man kann sie in einer einsamen Dachstube über lärmvollen Großstadtstraßen finden oder am kargen Rand von Heide und Moor. Von einem solchen unsichtbaren Königreich soll hier erzählt werden.

Es gehört dem Maler Hans Richard Heinmann und liegt in einem kleinen erzgebirgischen Bergstädtchen, und es macht sehr froh, erst einmal durch dieses kleine selbstgeschaffene Reich des Menschen zu gehen, ehe man die Arbeiten des Künstlers betrachtet.



Des Malers Gartenhäuschen in Altenberg im Erzgebirge

Ein hoher Bretterzaun umschließt das kleine schiefergedeckte Haus. Als einst wirtschaftliche Not und ein gewisser Überdruß an eigner und andrer Kunst den jungen Maler hinauf ins Gebirge trieben, da zog er äußerlich und innerlich eine Wand zwischen sich und die Menschen und sagte: So, was ich nun werde, das muß ich aus mir ganz allein werden! Und als dann der erste Erzgebirgswinter, der

im Oktober schon seine Schneestürme schickt und meist im April noch über Tälern und Bergen liegt, über sein Häuschen hingegangen war, da wurde der Zaun um das Doppelte erhöht, weil die Schneewehen sich bis übers Dach getürmt hatten und die Jugend mit ihren Schlitten darüber gerodelt war. Jetzt ist von Haus und Garten nichts mehr zu sehen, wenn man am Zaun steht und hinein möchte. Lange muß man läuten und rütteln. Nein, ganz einfach ist es nicht, in ein Königreich zu kommen.

Aber wenn sich dann der Schlüssel im Schloß dreht und die Tür aufgeht, steht man mit einem Male mitten im Märchen. Der rastlose Bergwind, der über die Wiesen ging, ist draußen geblieben. Hier ist im Schutz der hohen Wand ein Blühen, wie es in dieser kargen Landschaft fast unwirklich erscheint. Über schulterhoch steht der Fingerhut, purpurn, weiß und gefleckt, und rührt fast bis ans niedere Dach; da wiegt die Akelei ihre violetten und zimmetbraunen Glöckchen, und feurig drängt sich der Mohn über die Steige. Rittersporn, tiefblauer, steht steil und feierlich in großen Büschen neben stillen weißen Kirchenlilien, und um die Wegränder schlingt sich ein buntes Band von Blumen aus Urgroßmutters Garten: steife, fleckige Kartäusernelken und lachende Studentenblumen. An der Hauswand empor bis übers Dach klimmt blühendes Gerank, und wo noch eine Handbreit Erde frei ist, versuchen mühsam heimgetragene Bergpflanzen mitzublühen. Das sind keine Beete, das ist nur ein großes jauchzendes Blühen, über dem wie ein einziger Hymnus das Summen und Orgeln zahlloser Bienen und Käfer hängt. Unendliche Liebe und Sorgfalt und eine große Sehnsucht nach Schönheit und Freude gehörten dazu, um in karger Landschaft so verschwenderisches Blühen zu wecken und zu hüten.

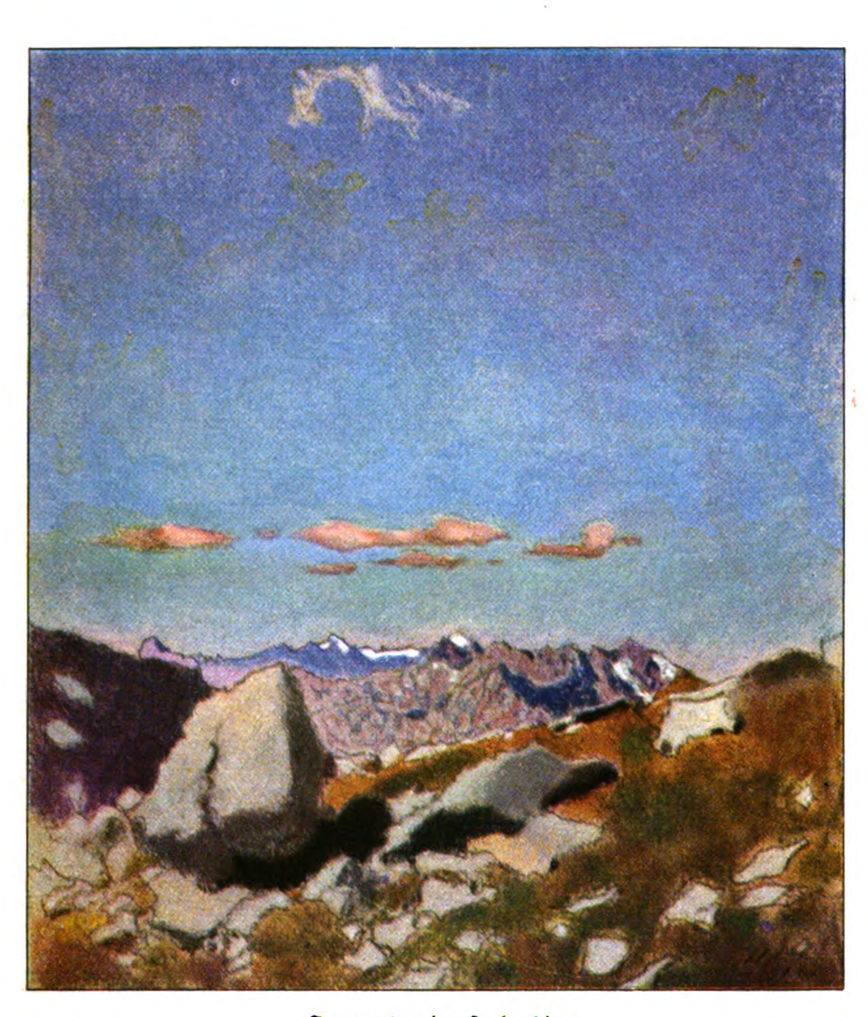
Und diese Sehnsucht hat auch im Haus an allem mitgearbeitet und bei dem wertlosesten Ding Pate gestanden. Was hier in Jahren zusammengetragen ist, wie etwas steht oder liegt, und wie sich alles ineinander fügt, daß man sich nicht wie in einem Museum, sondern im behaglichsten Heim, und noch dazu in einem ganz sauber gepflegten Haushalt fühlt, darüber kommt man nicht aus dem Staunen. Den Hausrat haben die Künstlerhände meist selbst gebastelt, gezimmert und gemalt. Das Eßzimmer ist selbst panelliert, in einem Jahr zur Hälfte, soweit es die Einnahmen zugaben, das nächste Jahr brachte das Übrige. An den Fenstern, in die sich von außen die hohen Schäfte von Fingerhut und Rittersporn biegen, hängen zarte kleine Glasbilder, »die habe ich mir für den Winter gemalt, wo's draußen nichts wie weißen Schnee gibt, monatelang«, und »darum habe ich mir auch die himmelblauen Seidengardinchen genäht, eine Illusion von Märzhimmel, wenn der Frühling gar so lang auf sich warten läßt«. Manche Fenster haben bleigefaßte Butzenscheiben, die irgendeiner alten Bergmannsfrau abgebettelt sind, und darüber drängt sich zierliches Gerank von Efeu bis zur Decke. Auf breitem Bort stehen seltsam farbige Gläser, mattglänzendes Zinn und viele bunte Spanschachteln nebeneinander. Da hängt im Flur ein Leuchter von der Decke, auf dem dickbäuchige Erzgebirgsengel, stramm wie Rekruten, gelbe Kerzen vor sich halten, und von dem lustige Bänder wehen. Neben der alten Märchenuhr hängt eine würdige Laterne, die unzählige Male mit ins Bergwerk fuhr und nun ganz liebevoll ein bißchen blaubepinselt mit den Dingen um sich Zwiesprache hält. In einer Ecke steht ein uraltes Puppenschränkchen voll von zierlichem Spielzeug, das harte Bergmannshände an langen Winterabenden gebastelt haben.

Wenn der Abend kam und der Garten mit seinen großen und kleinen Blumenkindern und all dem Summen und Läuten eingeschlafen war, wenn nur der ewigwache Gebirgswind mit tastenden Fingern ums Haus strich, dann kamen die schönsten Stunden in diesem kleinen Reich. Da stiegen aus Schränken und Truhen die wundersamsten Gäste, die auch ihre Entstehung den Künstlerhänden in einsamen Dämmerstunden verdankten: aus Baumwurzeln, seltsam knorrigen, geschnitzt der König Quirlequitsch und die steinalte Waldfrau; aus Wachs geknetet und fein bemalt, in den farbigsten Seidenpapiergewändern die ganze Hofgesellschaft aus dem Froschkönigmärchen; derb und hölzern der Fahrende Schüler im Paradies und viele, viele mehr. Und aus bunten Schachteln kamen phantastische Moose und Flechten, Pflanzen, Algen und Gräser meist aus hohen Gebirgsregionen, getrocknet oder gepreßt. »Wissen Sie nun, woher ich meine Ornamente, Randleisten und Farben habe?« Und dann muß eine Truhe die schönsten Bilderbücher hergeben, die der Einsame an langen verlassenen Winterabenden zusammendichtete, und wo vom Vorsatzpapier bis zum Einband alles unter denselben, seinen eignen Händen erstand.

Es nimmt nicht Wunder, daß, wer dieses Heim betritt, sogleich von seinem Zauber gefangen ist, ohne im entferntesten zu ahnen, daß sich dahinter ein Leben voll größter Entbehrung und Einsamkeit, voll harter Arbeit und Sorge verbirgt. Nur um dies alles zu überwinden, mußte sich ein liebevolles, reiches Herz diese beseelte Welt erschaffen, an die es sich verschwenden konnte. Und die große Weichheit und Güte, die um die Dinge alle schwingt, muß viel Hartes und Bitteres verdecken helfen, denn der äußere Druck alltäglicher Mühen und Nöte hat dieses Leben bisher nie losgelassen.

Schon als Knabe hatte Richard Heinmann

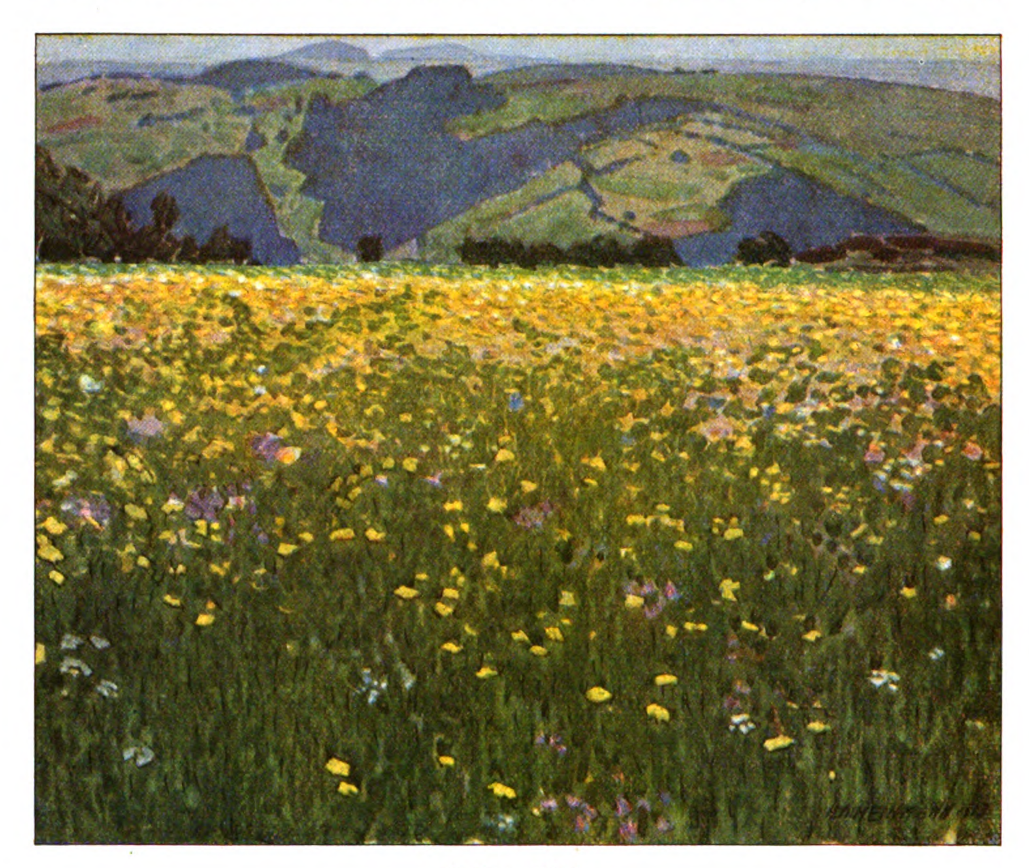




Sommertag im Hochgebirge

glühend gewünscht, Maler zu werden, und auch die Warnung des Landschafters Öhme, wenn er Künstler werden wolle, müsse er vor allem hungern können, hatte ihn nicht davon abschrecken können. Mit zwanzig Jahren besuchte er als Schüler des jüngeren Preller die Kunstakademie in Dresden, aber hier konnte der Stille und ganz nach innen Gewandte nicht viel mehr als das Technische empfangen. Die Seele seiner Kunst erweckte seine Mutter. Sie besaß ein ausgeprägtes Feingefühl für alles Schöne und erwartete dasselbe als selbstverständlich von ihrem einzigen Kinde. Von frühester Kindheit an hatte sie ihn mit der Natur vertraut gemacht und ihn mit allen Mitteln, die einer Mutter zu Gebote stehen, die unscheinbarsten Dinge lieben und bewundern gelehrt. Wo konnte aber ein Mensch, der alle Offenbarung göttlicher Schönheit nicht am Menschen, sondern in der großen Natur erlebte, besser reifen als in der Stille und Einsamkeit eben dieser Natur? Daher war es trotz allem für Heinmann das größte Glück, als nach mehrjährigen Irrfahrten und künstlerischem Herumtasten wirtschaftliche Not ihn zwang, sich mit der Mutter in das kleine Häuschen des erzgebirgischen Bergstädtchens Altenberg zurückzuziehen.

Es ist eine karge und verschlossene Landschaft in etwa 800 Meter Höhe, in die er damals kam. In Linie und Farbe zurückhaltend und herb, erschließt sie ihre Seele nur dem, der mit großer Hingabefähigkeit und Geduld in sie eindringt. Diese Landschaft kommt nicht zum Menschen, sie überwältigt nicht, wie etwa die Welt der



Goldene Wiese

Alpen oder des Südens, sondern sie will gesucht und umworben sein. Aber gerade hier konnte deshalb ein Künstler und Mensch reifen, dessen noch unerschlossenes, reiches Innenleben nach Entfaltung drängte, und dessen anfänglich lyrische Zartheit von jeder monumentalen Landschaft einfach erdrückt worden wäre.

Mit den fein beobachtenden Augen des Malers und der singenden Seele des Dichters wanderte Heinmann in den folgenden Jahren durch die Altenberger Landschaft, und allmählich begann sie zu ihm zu sprechen und ihm ihr eigenstes Wesen zu enthüllen. Dinge, an denen die Menschen achtlos vorübergingen, wurden ihm zum künstlerischen Erlebnis. Der Wurzelfuß einer Tanne, um den sich eine ganze Familie von Waldveilchen, Klee und Anemonen kauert, oder ein einsamer Irrblock in wehendem Wollgras hält ihn fest, spricht zu ihm und läßt ihn nicht los, bis er sie sich im Bild von der Seele gerungen hat. Am meisten aber hatten es ihm die goldenen oder blauen oder vielbunten Bergwiesen angetan, in denen der Sommer dort oben nach schwerem, schier endlos langem Winter einen kurzen jauchzenden Sieg feiert. Das waren des Malers herrlichste Tage, wenn er sich solch ein blühendes Stück Erde einfangen konnte, da vergaß sein Herz alle Winterkälte und -einsamkeit, und wie ein stilles Lied voller Dank klingt es aus diesen Bildern.

Da entstanden Arbeiten wie die blaue Wiese, die goldene Wiese, die Märchenwiese. An ihnen allen ist das Überraschende der Ausschnitt, in dem der Vordergrund das Ganze fast ausschließlich beherrscht. Ein blühendes Gewoge von goldener Arnika oder violetten Glockenblumen, von Gräsern und Halmen breitet sich weit in die Tiefe, um schließlich im Hintergrund von ein paar der schwermütigen Höhenzüge mit einem schmalen Himmelsstreifen darüber oder einem dunklen Waldsaum begrenzt zu werden. Und während das Auge auf dem großen Blühen und Verschwenden weilt, klingen doch gedämpft der Ernst und die Traurigkeit dieser Landschaft in den Linien und den Farben des Hintergrundes mit.

Aber diese blühenden Sommertage sind dort oben gezählt, und wenn die Wiesen ihren kurzen leuchtenden Traum ausgeträumt haben, wird der Wald zur Welt der Wunder. Das Geheimnis, das unter niederhängenden Zweigen kauert, das Aufleuchten von der Abendsonne geröteter

Stämme, das seidenweiche Gewelle herbstlich goldenen Grases oder das von Rauhreif und Schnee verzauberte Waldinnere bringen jetzt die Seele des Künstlers zum Schwingen. Steinblöcke, verwitterte einsame Tannen, im Wiesenwinde sich wiegende Birken oder ein dunkler See, vom Lanzenwald bärtiger Tannen umstellt, werden ihm zum Symbol der großen Natur, wie sie das deutsche Volk und seine liebsten Dichter zu allen Zeiten erlebt haben. Eichendorff und Mörike, die Lieblinge Heinmanns in jener Zeit, sprechen aus diesen Bildern: Sage und Märchen, Blühen und Leuchten, leidvolle Einsamkeit und stille Träumerei. Diese Bilder sind Dichtungen einer vibrierenden, liebenden Seele, der sich die zarten Geheimnisse des Naturwebens aufgetan haben. Tanzen nicht hauchfeine Wesen über den Abendwiesen? Klagt nicht ein verzaubertes Wesen im einsamen Feldstein und ziehen nicht Wolken- und Nebelfrauen sehnsüchtig und irrend am Nachthimmel hin? Und doch vermag Heinmann einzig durch die Wahl des Motivs und die wiedergegebene Stimmung dieses dichterisch-lyrische Element in seine Bilder einströmen zu lassen, ohne sie mit irgendwelchen stofflichen Märchen- und Phantasiegestalten zu beleben. Weil er nur Maler sein will, lehnt er alles Stoffliche in seinen Bildern ab, und seine große Ehrfurcht vor der gotterschaffenen Welt verbietet ihm, in die Natur Dinge hineinzustellen, die nicht aus ihr selbst stammen.

Diese Ehrfurcht vor der Natur hat ihn auch immer von den Extremen des Expressionismus ferngehalten, der den Menschen zum Mittelpunkt machte und dessen irrationalem Erleben zuliebe die Erscheinungsform der Natur zerbrechen ließ. Heinmann löst die Natur nicht auf, sondern gibt sich ihr hin, geht in ihr unter, um am Ende doch sein Gefühlserleben in der gegebenen Erscheinungsform Gestalt werden zu lassen. Auch seine Technik ist von diesem Gefühl bestimmt: wohl ist alles vereinfacht und manches weggelassen, aber niemals verliert er sich ins abstrakte Stilisieren, nichts wagt sich aus irgendeiner Laune oder um irgendeiner



Blick in die Schweiz

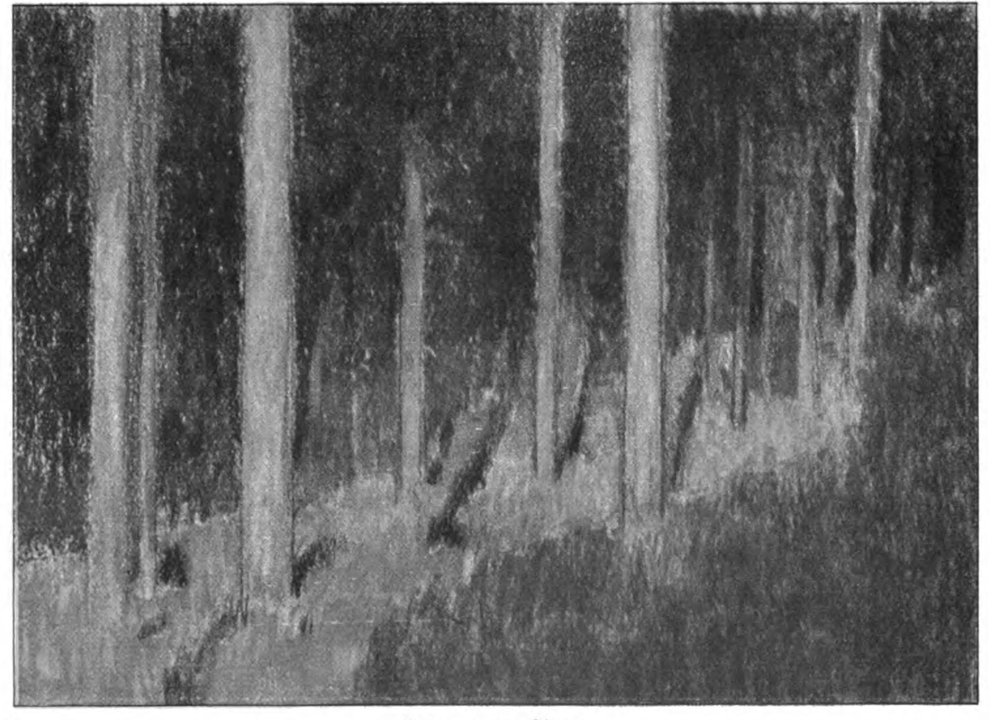
Wirkung willen hervor, Farben und Linien sind aufeinander bis ins Letzte abgestimmt. Seine Bilder verschmähen alles Aufdringliche und Wirkungsvolle, darum werden sie auch nie auf die Menge, nur auf den Einzelnen wirken können.

Diese unbedingte keusche Innerlichkeit und die oft frauenhaft weiche Hingabe bedingen ebenso die anspruchslose Schlichtheit in Motiv und Bildausschnitt wie in der Technik. Wie sehr die Liebe des Künstlers dem Kleinsten zugewandt ist und dieses mit den einfachsten Mitteln der Farbe und Linie zu innerster Wirkung zu bringen vermag, zeigt eine kleine farbige Federzeichnung »Erlebnis im Hochgebirge«: in die unnahbare Welt der Berge verflog sich ein sonnenseliger Schmetterling; der hängt nun trinkend im Kelch der Distel, die ihre Blütenblätter zu diesem seltenen Liebesfeste weit aufgetan hat, während ernst und erhaben über die beiden Kinder des Augenblicks die feierlichen Linien der Berge emporragen. Die seelische Haltung, der dieses Blatt wie die meisten Arbeiten Heinmanns seine Entstehung verdankt, geben am schönsten die Verse Rilkes wieder:

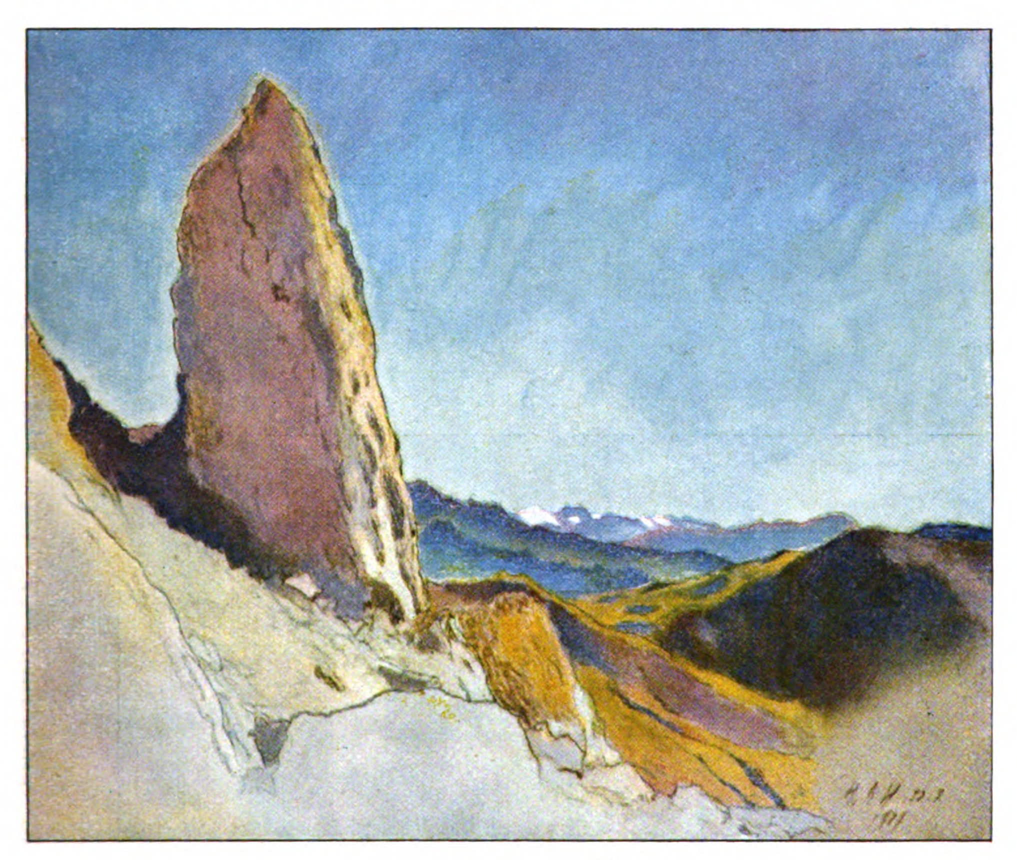
Ich finde dich in allen diesen Dingen,
Denen ich gut und wie ein Bruder bin;
Als Samen sonnst du dich in den geringen,
Und in den großen gibst du groß dich hin.

Nur in der Einsamkeit konnte sich eine so innerliche und zarte Künstlernatur zu ihrem Eigensten durchringen, fern von den immer wechselnden Kunstrichtungen der Gegenwart und der Unruhe der Großstadt. Wohl nahm Heinmann zu jeder Zeit an dem Kunstleben seiner Zeit regen Anteil, ging für Wochen in die Großstadt, sah und lernte, aber doch blieb er unbeirrt auf seinem Weg. Sich selbst hat er jederzeit äußerst kritisch gegenübergestanden; was er in dem einen Jahre schuf, verwarf er meist schon im folgenden, und nur die wenigsten seiner Bilder vermochten seiner Kritik dauernd standzuhalten. Gerade in dieser Abgeschiedenheit ist dieses beständige Ringen und Streben, dieses Nie-mit-sich-selbst-zufrieden-sein ein Zeichen innerer Kraft und des Glaubens an sein Künstlertum. Solange seine Mutter lebte, war sie ihm der beste Kamerad; mit seelischem und künstlerischem Instinkt vermochte sie sich in seine Arbeiten einzufühlen und ihm zu sagen, was gut sei und was besser sein müßte. Die äußere Not, die ihn während der ganzen Zeit nicht verließ, spannte seine Schöpferkräfte immer von neuem und vermochte ihm nie den Glauben an seine Kunst zu zerbrechen, obgleich auch Anerkennung und Erfolg bisher fast ausgeblieben waren.

Da starb während des Krieges die Mutter, die seine Einsamkeit geteilt, seine Arbeit gefördert und alles Wirtschaftliche und alle täglichen Sorgen von ihm ferngehalten hatte. Eine Hilfe zu nehmen, erlaubten seine Mittel nicht, nun mußte er selbst alle Hausfrauenarbeiten vom Kochen bis zum Scheuern und Strümpfe-



Stämme am Abend



Jochübergang ins Prättigau

stopfen auf sich nehmen. Mit harter Hand griff das Leben nach dieser zartbesaiteten Künstlerseele, immer fremder wurden ihm die Menschen, von denen er so wenig Liebe empfing, Liebe, von der sein eignes Herz doch überquoll, und immer leidenschaftlicher wandte er sich der Natur zu, in ihr allein Erlösung und Erfüllung suchend. Schon immer hatte die Landschaft seinem Schaffen den stärksten Anstoß gegeben, nur vorübergehend hatte ihn das Innenbild zu fesseln vermocht, und die Illustration, die seinem Hang zum Dichten und Fabulieren so sehr entgegenkam, war für ihn nur Erholung und Ausruhen geblieben. Jetzt wandte er sich ganz entschieden der Landschaftskunst zu. »Erst wenn der Mensch an seinem Menschenlos zu zweifeln und zu rütteln beginnt, wenn er grollend und schwärmend die Einsamkeit sucht, fängt die Kunst der Landschaft an«, hat Severin Röttger gesagt, und so erlebte es Heinmann in diesen Jahren.

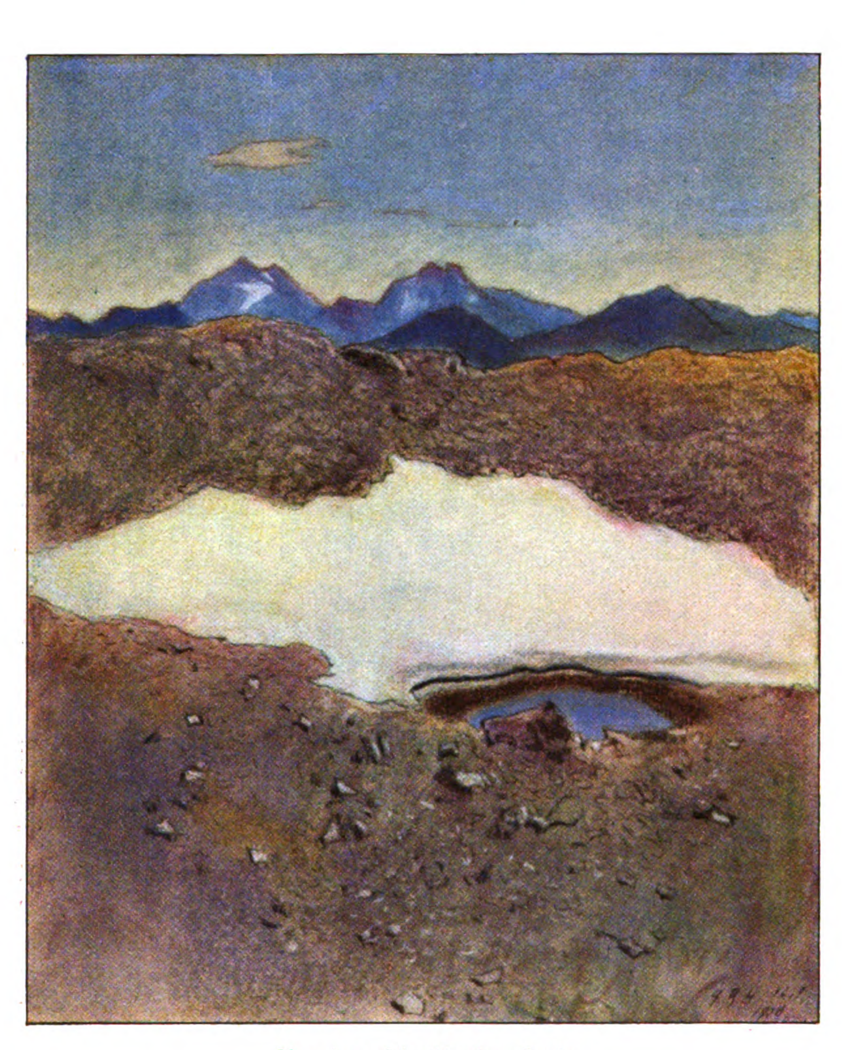
Aber die Altenberger Landschaft war ihm zugleich ferner gerückt: er, der jetzt so viel zu kämpfen hatte mit den Alltäglichkeiten des Lebens, war des ewig verhangenen Himmels, des endlosen Winters, des rastlosen Windes müde geworden, er sehnte sich nach Sommer und blauem Himmel, nach einer Natur, in deren Größe und Unnahbarkeit alles Menschliche und Tägliche versinkt. Äußeres und inneres Schicksal wandelten den Menschen und Künstler und machten beide härter und einseitiger, kraftvoller und leidenschaftlicher, führten eine neue Schaffensperiode herauf, die zweifellos den Höhepunkt seiner Kunst bedeutet.

Im Sommer 1919 ging Heinmann zum erstenmal für mehrere Monate in den Allgäu und sah die Alpen wieder, in denen er einst als junger Akademiker mit seinem Lehrer Preller gemalt hatte. Jetzt war er innerlich für diese große und erhabene Welt reif geworden. Wochenlang wanderte er allein mit Rucksack und Eispickel durchs Gebirge, von einer Schaffensfreude gepackt, wie er sie seit Jahren nicht erlebt hatte. Erst der einbrechende Winter trieb ihn wieder nach Haus, und er wußte, daß er im folgenden Jahre wiederkommen werde. Seitdem ist Heinmann jeden Sommer in den Alpen gewesen, vom Allgäu lockte es ihn weiter zu den strengeren und höheren Regionen der Tiroler Berge und der Dolomiten.

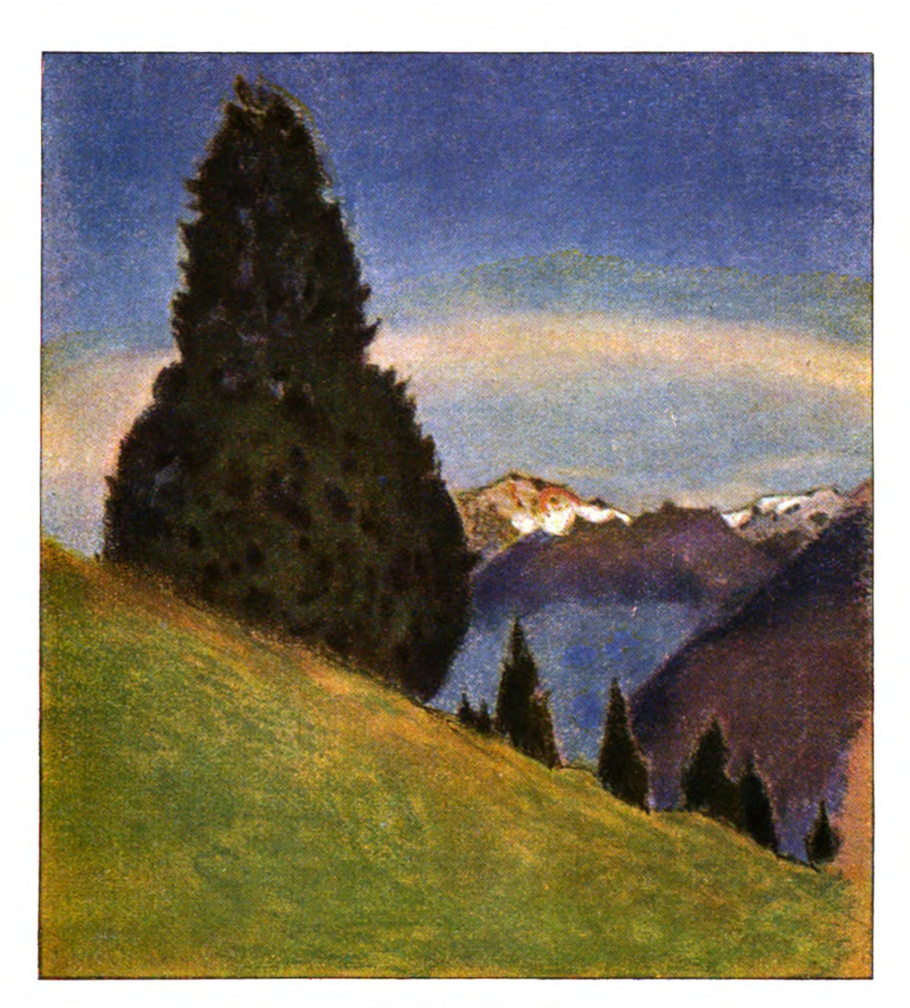
Die Alpenbilder sind ebensowenig wie die früheren Altenberger große panoramaartige

Landschaften, sondern auch hier gibt der Künstler einen möglichst kleinen Ausschnitt, in dem sich ihm das Wesenhafte dieser Natur offenbarte. Schon Welti hat auf die Notwendigkeit, so die Alpen zu sehen, hingewiesen: »Trotz aller Schwärmerei der modernen Maler für die Ebene glaube ich, daß in unserm Gebirge für die künstlerische Darstellung eine große Zukunft liegt, wenn einer es verstünde, sich mit einem Motiv zu begnügen, ohne dem übermäßigen Reichtum zum Opfer zu fallen.« Die reiche Innerlichkeit Heinmanns und die Kargheit der Altenberger Landschaft hatten ihn dazu erzogen, das Wesenhafte im Einzelnen zu sehen, so daß er jetzt nicht mehr, wie auf seiner ersten Schweizerreise, von dem Reichtum der neuen Landschaft überwältigt wurde, sondern auch dieser großen Natur gegenüber sein eigenstes inneres Gesetz und den daraus entspringenden Formwillen wahrte.

In den Bildern, die zuerst im Allgäu entstanden, ringen Altes und Neues noch miteinander, das Lyrisch-Weiche mit dem Kraftvollen, das liebevolle menschliche Umwerben und Beseelen der Dinge mit dem unbedingten Bejahen einer Welt, in deren Unnahbarkeit kein Raum mehr für das Menschliche ist, wo nur noch Erhabenheit und Einsamkeit der Natur sprechen. Wie ein alter Mythus ist die »Tausendjährige« geschaut, die trotz Sturm und Winternot so herrlich aufwuchs und ungebrochen auf der Höhe



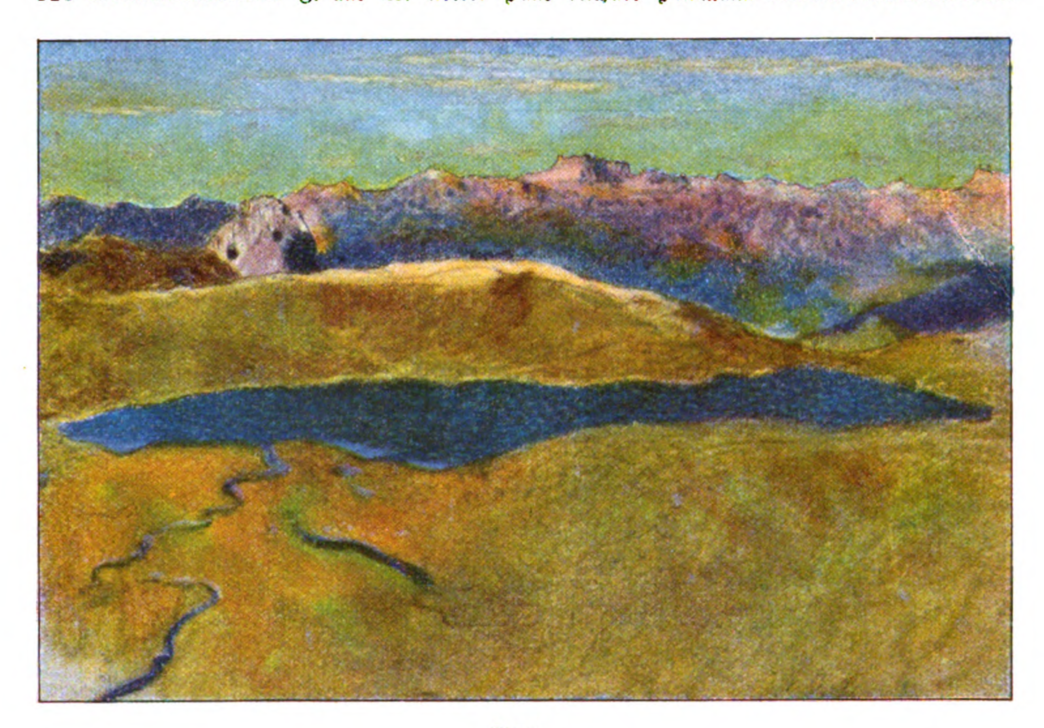
Aus dem Oberstdorfer Gebiet



Die Tausendjährige

steht und nach den Schneegipfeln hinübergrüßt, ein Symbol des kraftvollen Lebens dieser Welt. Hart und unbewegt steht sie gegen den leuchtenden Abendhimmel, fest in die Erde verwurzelt, die mit tausend Blumen und Kräutern sich an ihre Füße schmiegt. Ein ganzes Reich von Getier haust ihr in Wurzeln und Zweigen, Rinde und Wipfel. Doch das kümmert sie nicht; sie schaut nicht in sich hinein, wo es zwitschert und kämpft, klagt und stirbt. Sie kennt alles seit Tausenden von Tagen und sieht darum unbekümmert nur sehnsüchtig und schwer nach den Schneebergen hinüber. Die und die Tausendjährige gehören zusammen; doch während die ewigen Schneegipfel in heiterer Verklärung im Licht der Abendsonne leuchten, klingt um die Tausendjährige das Wissen um ihr Schicksal: trotz aller Größe und Kraft muß auch sie einst vergehen, und nur die Berge drüben überdauern alle Stürme und selbst die Zeit.

Mit den Alpen ist etwas Größeres und Gewaltigeres in Heinmanns Kunst gekommen, zugleich aber auch etwas Erlöstes und Tief-Heiteres. Die weiche Melancholie, die in den gedämpften Farben der Altenberger Bilder fast ausschließlich die Stimmung beherrscht, ist einem größeren, reineren und befreienderen Erleben der Natur gewichen, das sich nicht zum wenigsten in einer neuen leuchtenden Farbigkeit kundtut. Da ist der »Sommertag im Hochgebirge«. Hier spannt sich in tiefster Einsamkeit ein seligblauer Himmel hoch über die Welt, Wolkenschiffe ziehen leise und versonnen durch den Äther, die großen Blöcke strahlen Glut, und in der Ferne ist das Leuchten ewiger Schneegipfel. War in den Altenberger Bildern die eigne



Alpsee

lyrisch-träumerische Stimmung mit der Landschaft zusammengeklungen, so ist Heinmann in den letzten Alpenbildern von der Größe und Göttlichkeit dieser ihm neu erstandenen Welt mit fortgerissen. Es liegt etwas Georgehaftes in dieser Kunst, jene von allem Menschlichen losgelöste, ganz auf das Zeitlose und Ewige gerichtete innere Schau, die den Künstler zum offenbarenden Diener der Gottheit macht. »Die Kunst ist die Mittlerin zwischen Gott und unsrer Seele; vielmehr da unsre Seele ein Teil Gottes ist, muß das Kunstwerk ein Ausdruck Gottes sein.« (Segantini.)

Jeder wahre Künstler schafft aus der Sehnsucht nach Erlösung, nach Verwirklichung seiner innersten Schau, und wie diese Feuerbach in seiner Iphigenie und Böcklin in der »gewaltigen pantheistischen Offenbarung vom Leben der Elemente und all der Geister, die sie beseelen«, fanden, so wurden Heinmann die Alpen zur Erlösung. Sie sind ihm eine Welt, die jenseits alles Menschlichen emporragt und in deren Zauberbann uns die süßen und schweren Schauer des Göttlichen und Unendlichen umwehen. Wie ohnmächtig und sinnlos erscheint ihm das Mühen der Menschen im Walten dieser Natur, die immer wieder die tiefe Sehnsucht des Hölderlin-Empedokles weckt, sich mit der großen, göttlichen Mutter Erde zu vereinen. In dieser Welt der Höhe ist nur Größe, und in aller für uns kleine Menschen nicht wegzuleugnenden Tragik und Härte, die uns im Gefühl der eignen Ohnmacht beim Schauen dieser heiligen Bezirke befällt, liegt dennoch tiefste innere Befreiung.

Die Alpenbilder sind das Beste und Reifste von Heinmann, weil in ihnen sein eigenstes Wesen den reinsten künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Sie sind letzten Endes der sehnsuchtsvolle und mahnende Ruf eines Künstlers, der die Menschen seiner Tage über das chaotische Treiben der Gegenwart hinausführen und ihre Blicke wieder auf eine Welt richten möchte, deren gewaltige Größe und göttliche Reinheit *sind* und immer sein werden, wie auch wir Menschlein uns auf dieser Erde gebärden.

Dieser Wandlung im Werk entspricht die Wandlung des Menschen. Immer eigenwilliger und einseitiger hat Heinmann in den letzten Jahren sein Künstlertum betont, die Menschen sind ihm immer ferner gerückt, und die äußere Not vermag ihn zu keinem Zugeständnis zu bewegen, obwohl er weiß, daß er vorläufig kaum die Anerkennung finden wird, die ihm gebührt. Diese Erfahrung, daß seine Arbeit von der lauten Kunst unsrer Tage einfach totgeschwiegen wird, hat ihn in den letzten Jahren, die ihn auf die Höhe des Lebens und seines künstlerischen Schaffens geführt haben, ernster und härter gemacht. Wenn es möglich wäre, würde er den Bretterzaun zwischen sich und den Menschen noch höher machen, denn er ist ein heimlicher König und hat ein unsichtbares Königreich.

Der Rosenkavalier

Roman von Ossip Schubin

I

Es war in Wien, nach einem Bankett, auf dem der siebzigste Geburtstag eines weithin bekannten Schriftstellers gefeiert worden war.

Der ehrwürdige Jubilar befand sich in gehobener Stimmung. Mit siebzig Jahren ist man nicht mehr allzu wählerisch. Man nimmt dankbar an, was einem gereicht wird, und hofft, daß die »Jungen«, die, die jetzt gerade auf der Spitze des Berges stehen, von dem man bereits ein beträchtliches Stück hat abwärts wandern müssen, es nicht merken, wie minderwertig und geringfügig die veranstalteten Huldigungen sind.

Zu den ganz Großen hatte der Jubilar nie gehört; nie zu jenen, die einen Vorsprung vor der Zeit haben, weshalb die Menschen oft Jahrzehnte brauchen, um sie verstehen zu lernen oder sich zum mindesten an sie zu gewöhnen. Denen geht's im Alter gut. Sie erleben bei lebendigem Leibe die Apotheose und kommen nicht mehr dazu, ihre ihnen literarisch zugesicherte Unsterblichkeit zu überleben.

Der Gefeierte aber hatte mitten in seiner Zeit gestanden, hatte mit seiner Zeit gedacht und gefühlt, weshalb sein Ruhm mit dieser Zeit gestorben war. Er war vernünftig. Nachdem er, um die Aufmerksamkeit der Jungen zu erzwingen, einen vergeblichen und sehr bedenklichen Versuch gemacht hatte, modern zu werden, hatte er sich ruhig auf sein Altenteil zurückgezogen.

Darüber war er siebzig Jahre alt geworden. Man fühlte sich verpflichtet, ihn als »literarische Antiquität« zu respektieren. Ein unternehmender Verleger veranstaltete eine Gesamtausgabe seiner Werke, und seine Freunde gaben das Bankett. Es hatte sehr lange gedauert. Nach jedem Gang hatte man Reden gehalten. Die Speisen waren dabei kalt, der Champagner warm geworden.

Jetzt war das Festmahl vorüber. Die Stimmung war flau. Man hatte sich in einen Nebensaal zurückgezogen, wo geraucht werden durfte.

Mit Ausnahme des liebenswürdigen Jubilars beklagte sich ein jeder über irgend etwas. Ein junger Dichter darüber, daß er sich kein Mineralwasser hatte verschaffen können, und das sei doch das einzig Wichtige bei einem Diner; ein alter darüber, daß er zuwenig Champagner bekommen habe. Ein Literarhistoriker, der zwischen beiden saß, rief: »Da haben wir die Antipoden der deutschen Dichterei. Vor fünfzig Jahren inspirierte sich die Literatur mit Champagner, jetzt mit Mineralwasser.«

»Und da wählt sie zumeist ein Bitterwasser!« murmelte der Jubilar, aber sehr leise, denn er wollte sich nicht unbeliebt machen. Er saß etwas abseits in einem Kreise mit Autographenalbums bewaffneter Damen und reckte sich den Hals aus, um sie alle mit unparteiischer Abwechslung anlächeln zu können. Man konnte nicht leugnen, daß er ein angenehmer Gast war, nämlich einer, der leicht zufriedenzustellen ist, und das ist bei einem Gast die Hauptsache.

»Der alte Schwede nimmt sich wirklich noch ernst,« murmelte mit einem überlegenen Lächeln der junge Dichter.

»Ich werde nicht klug aus ihm,« entgegnete der Literarhistoriker. »Ich frage mich, ist er wirklich nur ein altes Kind oder ist er ... ein alter Philosoph?«

»Wie meinen Sie das?« fragte der Dichter.

»Ich frage mich, ob er's nicht merkt, daß er seinen Zenit längst überschritten hat, oder ob er es einfach als selbstverständlich betrachtet, daß man in einem gewissen Alter seinen Ruhm verliert — geradeso wie die Haare und die Zähne.«

»Glauben Sie wirklich, daß man in einem gewissen Alter seinen Ruhm verlieren muß?« fragte etwas beunruhigt der junge Poet.

»,Manche gibt es!' Um Hofmannsthal zu zitieren,« bemerkte der Literarhistoriker.

»Ach, lassen Sie mich aus mit Hofmannsthal!« rief der Dichter. »Hofmannsthal ist fertig, fer—tig! Phosphoreszierender Redeschaum, weiter nichts!« Mit diesem Ausspruch dachte er seine literarische Überlegenheit zu beweisen, bewies aber nur seine kollegiale Mißgunst.

»Hofmannsthal und Strauß«, murmelte der Literarhistoriker, »sind ...«

»Edle Genossenschaft!« unterbrach ihn ein alter Herr, dessen Verständnis in der Literatur bei Keller und in der Musik bei Brahms stehengeblieben war. »Ich weiß nicht, wer mich mehr in Harnisch bringt,« fuhr der Rückständige mit großer Erbitterung fort, »Strauß oder Hofmannsthal.«

Der junge Dichter zuckte langsam die Achseln. »Ich hab's Ihnen ja schon gesagt — Hofmannsthal ...« Noch einmal zuckte er die Achseln und machte eine vernichtende Handbewegung. »Aber Strauß, das ist eine andre Nummer ... ein genialer Musiker ...« Der junge Dichter wünschte sich dringend, von Strauß vertont zu werden.

»Ein genialer musikalischer Großindustrieller!« rief der altmodische Herr, wobei er vor Zorn blaurot im Gesicht wurde. »Versorgt das Publikum mit allem, wonach es gerade verlangt, von musikalischen Dynamitbomben angefangen bis zu Kotillongarnituren.«

»Gar so summarisch abzufertigen ist Strauß

nicht,« mischte sich an diesem Punkt eine behäbige alte Dame in das Gespräch, dem sie bis dahin nur mit einem belustigten Lächeln gelauscht hatte. »Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Müller, Strauß ist ein Genie. Sein Werk strotzt nicht nur von interessanten musikalischen Experimenten, sondern erhebt sich oft zu wirklicher Inspiration. Das einzige, was ich ihm übelnehme, ist, daß er seine wärmste und poetischste Musik dazu mißbraucht hat, eine so schwerfällige Zote zu verklären wie den Rosenkavalier.«

»Den Rosenkavalier! Wie können Sie sich nur erlauben, den Rosenkavalier eine Zote zu nennen!« ereiferte sich eine schön gewesene, griechisch geschürzte Dame.

Die Zurechtgewiesene konnte sich eben sehr viel erlauben. Sie war sehr populär, und das hatte seine guten Gründe. Erstens gab sie vorzügliche Diners, zweitens machte sie zwar Witze, aber nie Klatschereien, und drittens verlangte sie nie etwas von irgend jemandem, war hingegen immer bereit, zu geben, soweit ihre Mittel reichten. Abgesehen von ihrer Popularität hatte sie auch wirklich wertvolle Freunde, und die verdankte sie einer sehr seltenen und köstlichen Eigenschaft, nämlich der großen Beruhigung, die von ihr ausging. Ohne im geringsten teilnahmlos zu sein, hatte sie doch ein gottbegnadetes Phlegma. Eigentlich hieß sie Frau Lindenstamm, aber ihre Freunde nannten sie den Lindenbaum, weil man immer Ruhe bei ihr fand. Es gab nur zwei Anlässe, die sie gründlich aus dem Häuschen brachten: wenn sie dazukam, daß man ein Kind oder ein Tier mißhandelte, oder wenn man sich an ihren ethischen Idealen vergriff.

So reagierte sie auch jetzt gegen den Ausfall der gezierten griechisch geschürzten Dame nur durch ein humoristisches Lächeln und die Worte: »Ich kann mir nun einmal nicht helfen. Eine Zote ist und bleibt der Rosenkavalier. Aber wenn Ihnen darum zu tun ist, ändere ich das Beiwort, anstatt einer schwerfälligen Zote sage ich eine sentimentale Zote.«

»Der Rosenkavalier ist das Zarteste, was es gibt!« flötete die griechisch geschürzte Dame.

»Was die Damen alles zart finden!« brummte der rückständige alte Herr mit etwas aufdringlicher Ironie.

Die phlegmatische alte Frau wiederholte nur: »Zart ... das ist mir entgangen. Aber es ist leicht möglich, daß mir für das Werk das richtige Verständnis fehlt. Mir ist das Leitmotiv der Dichtung so widerwärtig, daß ich nicht darüber hinauskann. Eine Liebschaft zwischen einem grünen Buben und einer alternden Frau finde ich nun einmal ekelhaft!«

Ein Herr, der sich bis dahin abseits gehalten, hob jetzt seinen Kopf und bemerkte: »Eine so grausame Bemerkung hätte ich von Ihnen nicht erwartet, gnädige Frau.«

Etwas überrascht wendete sich Frau Lindenstamm nach ihm um. Seine Erscheinung hatte etwas ungewöhnlich Fesselndes. Bei großer Schlichtheit im Auftreten merkte man doch sofort, daß er abseits von der landläufigen Menschheit stand und daß ihn ein tragisches Schicksal gezeichnet hatte. Sein schönes, regelmäßig gebildetes Gesicht war blaß und mager, von einem leichten Vollbart und nachlässig gestutztem Haar eingerahmt: das ideale Christusgesicht, wie es nur von zwei Malerdichtern erraten worden ist, von Tizian bei seinem Zinsgroschen, von Rembrandt bei seinem Jesus in Emmaus.

Von geradgezogenen dichten Brauen beschirmt, blickten aus diesem blassen Antlitz die Augen eines Träumers oder Sehers, das heißt die Augen des geistig Weitsichtigen, dem die vorübergehenden ärgerlichen und ekelhaften Einzelheiten des Weltbestandes entgehen, und der darüber hinweg das Große, das Heilige, das Bleibende erfaßt; der im Menschen nicht den gewesenen Affen verachtet, sondern im Affen den vielleicht noch werdenkönnenden Menschen respektiert.

Noch schöner als seine Augen war sein Mund, ein Mund voll unerschöpflicher Güte, ein Mund, der gewiß schon viele Jahre nicht mehr gelacht, hingegen so oft vielen traurigen Menschen Mut zugelächelt hatte, daß nach und nach eine Art Lächeln darauf stehengeblieben war, das heißt ein milder, nachdenklicher, gegen alle Schärfen und Härten, gegen alle Unduldsamkeiten protestierender Ausdruck.

»Sie sind der erste Mensch, der mich grausam findet,« entgegnete ihm etwas zögernd Frau Lindenstamm. »Sie können doch nicht ernstlich von mir verlangen, daß ich für die alte Marschallin und ihren Lausbuben von Liebhaber Sympathie empfinde?«

»Den Lausbuben, wenn Sie den armen Rosenkavalier durchaus so nennen wollen, geb' ich Ihnen preis,« erwiderte der Mann mit dem Christusgesicht, »aber die Marschallin ist eine ergreifende Figur.«

»Die alte Person, die sich mit einem halbausgewachsenen Jungen herumbalgt!« rief Frau Lindenstamm.

»Erstens ist sie gar nicht alt,« mischte sich die griechisch geschürzte Dame ins Gespräch. »Und wenn sie's wär' — geben wir zu, daß sie alt ist —«

Bei diesen Worten wendete sich der Mann mit dem Christusgesicht an Frau Lindenstamm, die ihn trotz ihrer abweichenden Meinung mehr zu interessieren schien als die gezierte Dame, die ihm beistimmte.

»Ich find's nun einmal häßlich, wenn ein Baum im November noch einmal anfängt zu



blühen,« verteidigte sich Frau Lindenstamm. »Ich hab' einmal einen Kastanienbaum gesehen, der hatte keine Blätter mehr am Leib, aber er trieb Blüten, armselige gespenstige Blüten. Es war widerlich!«

Ein großer Zorn trat in die Augen des Mannes mit dem Christusgesicht. »Widerlich ... so! Haben Sie denn gar kein Verständnis für die Tragik der Situation, gnädige Frau? Ist es Ihnen nie eingefallen, sich zu fragen, was der arme Baum gelitten haben muß, als er anfing, im Herbst zu blühen?«

Frau Lindenstamm fuhr ein wenig zusammen. Sie sah, daß es sich hier nicht mehr um eine amüsante Entgegnung handelte, sondern um eine ernste und würdige. Ehe es ihr aber gelungen war, eine solche zu formulieren, stand der Mann mit dem Christusgesicht auf, verneigte sich zerstreut und entfernte sich.

Er ließ eine unbehagliche Stimmung zurück. Der junge Dichter äußerte sich, ihm sei zumute, als ob er an einem kalten Tage aus einem heißen Bad gestiegen sei und nun sein Badetuch nicht finden könne.

Der Jubilar rettete die Situation. Aus dem Kreis anbetender Damen tretend, in dem er die peinliche Auseinandersetzung überhört hatte, erklärte er, dies sei der glücklichste Abend seines Lebens gewesen, und vereinbarte mit allen Anwesenden eine Zusammenkunft für seinen achtzigsten Geburtstag. Dann bat er, man möge ihm ein Automobil verschaffen, es könne auch eine Droschke sein, worauf er, eine Melodie aus »Robert dem Teufel« trällernd, röter als das Ordensband um seinen Hals hinaustorkelte.

Viele verließen nun ebenfalls den Saal. Frau Lindenstamm zögerte noch. »Wer war denn der verrückte Mensch mit dem sympathischen Gesicht?« fragte sie den Literarhistoriker.

»Professor Schmieden. Ich dachte ihn Ihnen vorgestellt zu haben.«

»Schmieden!« Frau Lindenstamm zuckte erschrocken zusammen. »Schmieden — doch nicht der berühmte Schmieden, der geniale Frauenarzt mit der großen Armenpraxis?«

»Derselbe. Er hat die größte Armenpraxis von Wien und ist jetzt in drei Weltteilen berühmt. Außerdem war er einmal der arme Student, wegen dessen sich die Selvaggini das Leben genommen hat!« — —

Frau Lindenstamm verbrachte eine schlaflose Nacht. Das Bewußtsein, jemandem weh getan zu haben, äußerte sich bei ihr immer in schlaflosen Nächten. Es war das einzige, was diese qualvolle Wirkung auf sie ausübte, außer einer Kündigung ihrer Köchin, der Köchin, der sie einen so großen Teil ihrer Beliebtheit verdankte.

Sie hatte den Ruhm der Selvaggini miterlebt, hatte sich oft hinreißen lassen von ihrer wundervollen Stimme, ihrer leidenschaftlichen, wahrhaft dramatischen Darstellung.

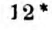
Die Selvaggini war ebenso berühmt gewesen wie die Patti, und viele sagten, daß sie größer gewesen sei. Die anmutige Zierlichkeit und die Eleganz der Patti hatten ihr wohl gefehlt, manchmal war ihre Kunst von einem Paroxysmus der Leidenschaft entstellt, der den zimperlichen Geschmack einiger Zuhörer verletzte, hingegen freilich auf einen großen Teil des ernsteren Publikums eine berauschende Wirkung übte, und was das Privatleben der Selvaggini anlangte, so hatte man davon Fabelhaftes erzählt. Auch von dem letzten tragischen Kapitel ihrer Existenz hatte Frau Lindenstamm gehört. Es war behauptet worden, daß die Fünfzigerin sich in einen ganz jungen Mann verliebt und sich, da er ihre Liebe natürlich nicht erwidert, erschossen habe. Die Tragödie hatte einen grotesken Beigeschmack. Natürlich hatte es Frau Lindenstamm einen peinlichen Eindruck gemacht, als sie in der Zeitung davon gelesen hatte, aber um die Selvaggini war's ihr nicht besonders leid gewesen, sondern nur um den jungen Studenten. Ihre Phantasie hatte sich eine Weile mit ihm beschäftigt, dann hatte sie ihn vergessen. Das ist so der Lauf der Welt. Und nun hatte sie ihn kennengelernt — und hatte ihm weh getan.

Als ihre innere Unruhe auch nach der schlaflosen Nacht bis in die Beschäftigung des Tages hinein quälend anhielt, entschloß sie sich, etwas sehr Kühnes zu tun. Sie schrieb Dr. Schmieden einen Brief, in dem sie ihn bat, sie zu besuchen. Er möge sich telephonisch anmelden, fügte sie hinzu, denn es würde ihr sehr leid tun, ihn zu verfehlen. Wenn ihn fremde Menschen störten, würde sie's einrichten, ihn allein zu empfangen.

Als P. S. fügte sie hinzu: »Wissen Sie, wie mich meine Freunde, meine allerbesten Freunde nennen? — Den Lindenbaum!«

Kaum hatte sie den Brief zugeklebt, so fiel es ihr ein, daß sie das P. S. eigentlich nicht hätte hinzufügen sollen. Man behelligte einen Fremden nicht mit solchen läppischen Vertraulichkeiten. Was konnte es Professor Schmieden interessieren, ob ihre Freunde sie den Lindenbaum nannten oder den Weichselbaum. Gleich darauf fiel es ihr ein, daß sie den Brief überhaupt nicht hätte schreiben sollen. Sie wollte ihn vernichten, aber es war zu spät, er befand sich schon auf dem Wege zur Post. Die Köchin hatte ihn mitgenommen. Nun — alls andre war Schicksal. —

Seltsamerweise war es gerade das P. S. gewesen, das bestimmend auf den Professor gewirkt hatte. Er war schon im Begriff gewesen, wegen Überbürdung und Übermüdung brieflich auf den großen Vorzug usw. zu verzichten, als sein Blick noch einmal daraufgefallen war ... Lindenbaum? Was sollte denn das bedeuten?



Da plötzlich, weich, wehmütig, beschwichtigend durchschwebte es seine Seele. »Du fändest Ruhe dort!« Wenn er wirklich noch irgendwo Ruhe finden könnte. Er hatte solche Sehnsucht nach Ruhe. Seit zwanzig Jahren verfolgte sie ihn.

Und so geschah es, daß zwei Tage nach Absendung ihres Briefes, als Frau Lindenstamm gerade angefangen hatte, sich ihrer vorlauten Liebenswürdigkeit zu schämen, gegen elf Uhr das Telephon sein aufdringliches Geklingel erhob.

Der Diener des Herrn Professors Schmieden fragte an, ob es dem Herrn Professor vergönnt sein dürfte, Frau Lindenstamm heute um sechs Uhr nachmittag seine Aufwartung zu machen.

Den Lippen der Frau Lindenstamm entschwebte ein Seufzer unaussprechlicher Erleichterung.

Punkt sechs erschien der Professor. Frau Lindenstamm empfing ihn in einem Zimmer mit einer Palisade von weißen Chrysanthemen vor einem großen weißverschleierten Fenster und einem prasselnden Holzfeuer in einem offenen Kamin. Auch die Wände waren weiß, hier und da mit sehr schönen Radierungen und ein paar Aquarellen in einfachen Rahmen geschmückt. Aber der den ganzen Boden bedeckende Teppich war grünlichblau, und man versank darin wie in weiches Moos. Es war unmöglich, auf diesem Teppich zu straucheln oder gar auszugleiten. Aber es waren weder die weißen Chrysanthemen noch der grünblaue Teppich, die jedem feinfühlenden Menschen auffielen und wohltaten, wenn er das Zimmer betrat, ja nicht einmal das warme Kaminfeuer oder die zum Ausruhen für müde Wanderer vorbereiteten bequemen Lehnstühle davor — nein, was am angenehmsten berührte, war die Luft, die nach Schnee schmeckte, aber nach Schnee, der, von der Sonne durchwärmt, im Waldmoos versickert, ohne sich vorher in Schlamm verwandelt zu haben. Das kam daher, daß das Haus der Frau Lindenstamm außerhalb der Stadt zwischen Wald und Gärten gelegen war, und daß sie bei jeder möglichen Gelegenheit die Fenster öffnete.

Nachdem der Doktor ihre ihm entgegengestreckte Hand ritterlich geküßt und, ihrer Aufforderung folgend, in einem bequemen Sessel Platz genommen hatte, schöpfte er tief Atem. »Was für eine himmlische Luft Sie hier haben!« sagte er.

»Ja, es ist der einzige Luxus, auf den ich halte,« gab sie zurück.

»Es ist der schönste Luxus in der Welt — mit Ausnahme eines reinen Gewissens,« erwiderte der Arzt.

»Halten Sie das reine Gewissen für einen Luxus?« fragte halb lachend Frau Lindenstamm.

»In vielen Lebenslagen für den unerschwinglichsten,« erwiderte der Arzt kurz, und da Frau Lindenstamm nicht umhin konnte, über sein Paradoxon belustigt zu lächeln, fügte er hinzu: »Wenn man sich, wie ich, beständig in den Ställen — Wohnungen kann man's wohl nicht nennen — herumtreibt, in denen die Armen leben, lieben, sich vermehren und sterben, wobei sie sich so eng zusammengepfercht mit Krankheit und Laster befinden, daß sie der Ansteckung nicht entgehen *können* und ihre Seelen mit ihren Körpern hinsiechen müssen, da weiß man erst, was für ein unerschwinglicher Luxus ein reines Gewissen und die damit verbundene tadellose Lebensführung sind.«

»Und sollte gar kein Verdienst dabei sein?« fragte halb scherzend Frau Lindenstamm.

Die Augen des vielerfahrenen Arztes blickten düster und zornig. »Verdienst ist unsre tadellose Lebensführung fast nie,« erklärte er. »Und als einen Vorzug sollen wir sie nicht betrachten. Nur als eine sehr große Bevorzugung, für die wir nie aufhören dürfen, dem Schicksal dankbar zu sein.«

»Als eine Bevorzugung des Schicksals?« wiederholte Frau Lindenstamm. Es wollte ihr nicht recht eingehen.

Der Doktor aber bestand darauf. »Ja, eine ungeheure Bevorzugung,« wiederholte er, »als einen großen, schönen Reichtum. Etwas, das wir verstecken sollten, um diejenigen, die schlechter weggekommen sind als wir, nicht zu demütigen.«

Ein wenig verrückt war er doch! Frau Lindenstamm hätte Lust gehabt, den Kopf zu schütteln, unterdrückte aber die Geste, um seine sich langsam entfaltende Zutraulichkeit nicht zu verscheuchen. Statt den Kopf zu schütteln, sagte sie, das Gespräch auf konventionellere Bahnen lenkend, leise: »Haben Sie's nicht unerhört frech von mir gefunden, einen so hervorragenden, vielbeschäftigten Mann wie Sie so mir nichts dir nichts zu mir zu bitten?«

»Nein, gnädige Frau,« erwiderte er mit dem sympathischen Lächeln, mit dem er gewohnt war, aufgeregte Nerven zu beruhigen. »Ich glaube erraten zu haben, warum Sie mich riefen ...« Und da sie schwieg, weil sie die rechten Worte nicht finden konnte, half er ihr. »Sie hatten, aus Unkenntnis der Sachlage, eine wunde Stelle in meiner Seele unsanft berührt, und als Sie sich dessen bewußt wurden, tat's Ihnen leid, und Sie wollten mir das sagen. Nicht wahr?«

Sie nickte. »Ja ... und noch etwas andres wollt' ich Ihnen sagen, daß ich nämlich schon seit zwanzig Jahren Mitleid mit Ihnen habe. Sie können sich nicht vorstellen, mit welcher Aufmerksamkeit ich damals die Zeitungen las.«

Er runzelte die Brauen und machte eine abwehrende Handbewegung.

»Bitte, bitte! Seien Sie mir nicht böse!« rief die alte Dame. »Nachdem ich schon so viel ge-

wagt habe, würde es mir gar nichts mehr nützen, einen Rückzug anzutreten. Darum möchte ich mich in dieser Angelegenheit deutlich aussprechen!«

»Nun?«

»Ich ... habe so das Gefühl, daß Sie sich grundlos quälen.«

Der Professor, der indessen, die Ellenbogen auf den Knien, in vorgebeugter Haltung dagesessen hatte, richtete sich auf. Der große Zorn, den sie bereits anfing zu kennen und aufgehört hatte zu fürchten, fuhr in seine Augen. »Grundlos herumquälen!« wiederholte er bitter. »Wenn man sich täglich, stündlich daran erinnert, daß man eine geniale Frau, der man außer dem blanken Leben noch unsagbar viel andres verdankt, in den Tod gejagt hat, dann quält man sich nicht grundlos herum.«

Sie rückte etwas näher an ihn heran. »Ich glaube nicht, daß Sie sich etwas andres vorzuwerfen haben,« sagte sie leise, »als einmal in Ihrem Leben ein zu anständiger Mensch gewesen zu sein.«

»Und ist das nicht genug?« fragte der Professor, indem er ihr mit seinen traurigen Christusaugen ins Gesicht starrte.

Sie zuckte die Achseln. Dann konstatierte sie mit dem Humor, der neben ihrer Gutmütigkeit eine ihrer charakteristischsten Eigenschaften war: »Man kann sich manchmal nicht helfen.«

Er aber runzelte die Brauen und sah finster vor sich hin.

Sie lächelte verlegen und gutmütig. »Sehen Sie so finster drein, wie Sie wollen. Was mich anbelangt, bin ich überzeugt, daß es mir nach genauer Prüfung der Umstände gelingen würde ... wie soll ich mich ausdrücken? Ihre Erinnerungen in ein Licht zu rücken, in dem sie Ihnen weniger weh tun werden.« Und sich etwas vorneigend: »Wollen Sie mir ein großes Vertrauen schenken ... und mir Ihre Geschichte erzählen?«

»Meine Geschichte soll ich I h n e n erzählen! I h n e n ... d i e Geschichte?« Mit unendlicher Bitterkeit stieß er die Worte heraus. »Nein! es ist unmöglich — in dieser reinen Luft kann man d i e Geschichte nicht erzählen.«

»Ereifern Sie sich doch nicht so!« beschwichtigte ihn Frau Lindenstamm. Dann halb wehmütig, mit betonter Deutlichkeit: »Die Luft ist nicht nur rein — sie ist auch warm.«

Den Kopf hebend, betrachtete er sie gerührt. »Da haben Sie recht. Wir wollen sehen ... vielleicht ... ich habe noch mit niemandem über mein großes Unglück gesprochen als mit meinem alten Freund Professor Fachberg. Heute kann ich nicht, es fehlt mir die Sammlung und die Zeit.« Er zog seine Uhr. »Um acht habe ich einen schweren Fall. Aber wenn ich einmal über einen ganzen langen Abend verfüge und Sie mir ihn gönnen — dann ... aber Sie dürfen nicht erschrecken, wenn ich Ihnen alle meine Wunden zeige.«

»Barmherzige Schwestern erschrecken nie,« erwiderte sie.

Ehe eine Woche vergangen war, hatte der Doktor neuerdings telephoniert. Diesmal blieb er nur kurz, und Frau Lindenstamm vermied es, den bedenklichen Punkt zu berühren. Aber er kam wieder. Dann trafen sie sich in einem Konzert. Ehe eine zweite Woche vergangen war, nannten sich die beiden bereits »lieber Freund« und »verehrte Freundin«, und kurz darauf machte es sich eines Abends wie von selbst, daß der Professor der behäbigen Dame seine Geschichte erzählte — seine Geschichte und die Tragödie der Selvaggini.

Ich war ein armer Schlucker, fing er an, ein armer Schlucker aus gutem Hause — das heißt ärmer, als ich's unter simpleren Lebensbedingungen gewesen wäre. Mein Großvater mütterlicherseits war bei Königgrätz gefallen, meine Mutter ist in Hernals erzogen, zwei von meinen Tanten sind Nonnen, die dritte ist Stiftsdame. Mein Vater war ein hoher Beamter im Kultusministerium. Das sag' ich alles nicht, um mich wichtig zu machen, sondern nur, um den Boden zu schildern, aus dem ich herausgewachsen bin, aus dem heraus ich nicht anders werden konnte, als ich war, als mich mein Schicksal erreichte und zermalmte.

Ich zählte achtzehn Jahre, als mein Vater starb. Wir hatten, wie man das so nennt, eine Stellung gehabt. Von einem Tag zum andern war's damit vorbei. In Armut sind wir nicht geraten, mit der Pension meiner Mutter, den Gnadengehältern für uns Kinder und den Zinsen unsers kleinen Vermögens hatten wir so um die 6000 Kronen jährlich, ein Einkommen, das einen vor dem Kriege verpflichtete, einen Dienstboten zu halten und seine sozialen Beziehungen weiterzuschleppen, das einem aber in Wien nicht einen Augenblick der Sorglosigkeit gegönnt hätte. Meine Mutter war klug genug, das einzusehen. Sie verließ Wien und zog nach St. Pölten, wo sie ihre Jugend verbracht hatte und wo nun zwei meiner Tanten, wie schon erwähnt, Nonnen waren. Dort im Kloster wurden auch meine Schwestern erzogen. Ich blieb in Wien, um meine Studien fortzusetzen. Man hatte mich in ein gutes, anständiges Kosthaus gesteckt, das von einer ältlichen und kränklichen Majorswitwe gehalten wurde. Es fehlte mir an nichts, nur Vergnügen konnte ich mir keines gönnen, gar keins, weder eine Zigarette noch ein Konzert oder Theaterbillett. Und meine Krawatten konnte ich nur sehr selten erneuern.

Aus der Schäbigkeit meiner Krawatten



machte ich mir nichts, und die gewohnten Zigaretten konnte ich allenfalls auch noch ohne Herzschmerz entbehren, aber Konzerte und Theater, besonders Konzerte — so von einem Moment zum andern davon abgeschnitten zu sein, das war unerträglich. Ich war rasend musikalisch, und da es zu Lebzeiten meines Vaters Ehrenbilletts für die Hofoper und Freibilletts für die schönsten Konzerte nur so regnete, hatte ich immer Gelegenheit gehabt, meiner Leidenschaft zu frönen. Jetzt war das mit einemmal alles zu Ende. Stellen Sie sich den armen Studenten vor mit seinem großen Musikdurst, wie er oft eine Viertelstunde vor einem Anschlagzettel stand, die brennenden Augen auf einen berühmten Namen geheftet, der ihn mit aufdringlich großen Buchstaben lockte und höhnte.

Ich hatte schon mit sechs Jahren angefangen Klavier zu klimpern, und nach einem Konzert von Rubinstein, zu dem mich damals meine Mutter mitgenommen, träumte ich von einer Virtuosenlaufbahn mit Lorbeerkränzen, vor Begeisterung auf die Sessel springenden Damen und einem imposanten Reisepelz. Davon hatte mein Vater natürlich nichts wissen wollen. Doch hatte er mir guten Unterricht erteilen lassen, da er mein Klavierspiel für ein günstiges Vorschubmittel ansah bei einer ... natürlich ganz offiziellen Karriere. Aber nicht einmal mit meinem Klavierspiel konnte ich mir ein wenig musikalischen Trost vorschwindeln. Dazu, ein Pianino zu mieten, langten meine knappen Mittel nicht, und auf dem öffentlichen Klavier zu üben, das im Speisezimmer stand, verbot mir mein musikalisches Schamgefühl. Den andern Kostgängern schien diese Empfindung fremd zu sein. Den ganzen Tag klimperten zwei junge Mädchen Fingerübungen, und am Abend drosch der Sohn der Majorin, ein fescher Artillerieleutnant, alle gangbaren Operettenmotive in die gelben Tasten des vielgeprüften Instruments hinein, dazwischen probierte er das Andante aus der Neunten Symphonie »nach dem Gehör«. — Wer sich unter diesen Umständen die Liebe zur Musik nicht abgewöhnt, der muß unverbesserlich musikalisch sein, und das war ich.

Ich wurde krank vor Hunger nach Musik. Die einzige Befriedigung, die ich mir leisten konnte, war in der Woche der Leierkasten, am Sonntag die Kirche. Ich nahm's, wie's kam. Es war alles besser als das geniale Nach-dem-Gehör-spielen der Neunten Symphonie. Verachten Sie mich nicht, aber manchmal beim Nachhausegehen aus dem Gymnasium, später aus der Universität, bin ich stehengeblieben, um einem italienischen Drehorgelspieler zuzuhören, der aus dem Hof eines alten Palastes heraus tremolierte. Seine Spezialität waren die Arien der Azucena ... ich hör' ihn noch. Das wahnsinnig verschleppte Tempo und die verschleiert pfeifenden Töne, die an eine überangestrengte Klarinette erinnerten, vertrieben mich freilich jedesmal bald. In der Kirche war es besser, da hab' ich oft einen echten Genuß gehabt, und einmal in einer kleineren Kirche in der Vorstadt, einer der Kirchen, wo die vornehmen Leute nie hinkommen, habe ich etwas ganz Unvergleichliches erlebt.

Das Orgelspiel, das ich bis auf die Straße hörte, hatte mich gelockt. Ich trat ein. In den ersten besten Kirchenstuhl zusammengekauert, lauschte ich. Der Organist war nicht besser als hundert andre. Zerstreut ließ ich die Töne an meinen Ohren vorüberstreichen, aber mit einem Male fuhr ich auf. Das Offertorium wurde von einem Mezzosopran gesungen. Nie hatte ich eine Stimme von so durchdringender Schönheit vernommen; ein Sopran mit der Tonfülle eines Contraltos, aber mit einem wunderbaren, der Altstimme nicht eignen Metall. Und doch war's nicht die materielle Schönheit der Stimme, die einen geradezu atemhemmenden Zauber auf mich ausübte — nein, es war die erschütternde, einen tiefen inneren Konflikt verratende Gefühlstiefe, die aus jedem Tone sprach. Nie hatte ich so deutlich die Qual einer Seele empfunden, die ihren Schöpfer anflehte um Erlösung. Eigentlich hatte ich vor dem Ende des Gottesdienstes die Kirche verlassen wollen. Die Hoffnung, die Stimme noch einmal zu hören, hielt mich fest.

Und richtig — sie erklang noch einmal, beim Agnus Dei. Noch herrlicher, noch mächtiger, noch schmerzlicher. Zum Schluß erstarb der Gesang in einem heiseren murmelnden Parlando. Ich verließ die Kirche wie betäubt. Hinter mir drein kam zu meinem großen Erstaunen der Artillerieleutnant, den ich bis dahin noch nie in einem Gotteshause getroffen hatte.

»Sind Sie durch Zufall hineingeraten?« fragte er mich.

»Ja!«

»Hm! Wissen Sie, wer das war? Der Sopran, meine ich.«

Ich hatte keine Ahnung.

»Die Selvaggini!«

»Die Selvaggini —« Mir stockte der Atem und der Herzschlag. »Die Selvaggini, die nicht unter sechstausend Kronen den Abend singt?« rief ich aus. »Die berühmte, die große Selvaggini!«

»Ja! Seit ihrer letzten Krankheit kann sie ihre Stimme nicht wiederfinden, wenigstens nicht ganz. Da singt sie manchmal anonym in entlegenen Kirchen, um sich einzusingen. Na, sie singt ja noch ganz passabel — aber bei ihrem Reichtum und ihrem Alter könnte sie sich wirklich Ruhe gönnen. Sie ist ja über die fünfzig, sollte Platz machen für die Jungen.«

Ich aber ging in mein bescheidenes Kosthaus zurück mit dem Gefühl, als ob ich eine Erbschaft gemacht hätte.



Ich hatte die Selvaggini gehört!

Von da an ließ sich meine Musiksehnsucht nicht mehr bändigen. Ich ergriff das einzige mir zu Gebote stehende Mittel, ihr zu frönen, ich gab Stunden. Nun konnte ich mir sogar ein Pianino mieten — welche Selizkeit!

Freilich mußte ich diese Seligkeit mit der ersten Verstimmung bezahlen, die bis dahin zwischen mir und meiner Mutter aufgekommen war. Einem Sohn, der Schulden machte, konnte sie allenfalls verzeihen, aber ein Sohn, der Stunden gab, stand außerhalb ihrer Vorstellungen. Schließlich hat sie sich damit abfinden müssen.

Das Pianino in meinem kahlen Studentenzimmer wurde mein bester Freund. Ihm hab' ich alle meine heimlichen Wünsche und Begeisterungen, meine Entrüstungen und Verzweiflungen gebeichtet und all die aus Ekel und Sehnsucht gemischten, gespenstisch undeutlichen und aufreizenden Empfindungen, die kaum zu hemmenden Unheimlichkeiten, die unser Blut peinigen, wenn es anfängt zu gären, weil der junge Menschenfrühling erblühen will.

Ich hatte gut studiert. Einundzwanzig Jahre alt, machte ich meinen Doktor mit Auszeichnung. Da erkältete ich mich, und geschwächt, wie ich durch das überangestrengte Studium, vielleicht auch durch ungenügende Ernährung war, konnte ich mich von einer Lungenentzündung nicht erholen. Die Lunge war nicht nur angegriffen, sondern der ganze Organismus war herabgekommen, die Nerven überreizt, das Empfindungsleben nicht mehr reaktionsfähig. Die Verzweiflung sank zur Mutlosigkeit nieder, und diese stumpfte sich zur Gleichgültigkeit ab. Ich war in einer Art moralischen Scheintodes erstarrt. Mich selbst umzubringen, fehlte mir die Energie, aber wenn jemand mit dem geladenen Revolver auf mich gezielt hätte, hätte ich mich nicht gewehrt.

Nachdem sich das ärztliche Konzilium geäußert hatte, wurde der Familienrat einberufen. Meine arme Mutter opferte einen Teil ihrer kleinen Ersparnisse, die sie mühsam im Hinblick auf die Ausstattungen meiner Schwestern gemacht hatte, damit ich mich in einem Badeort erholen könne. Die Ärzte hatten eine Kaltwasserheilanstalt verordnet. Nach langem Hinundherzögern wählte ich Wartenberg, ein kleines Nest in Böhmen. Man hatte mir seine hübsche Lage, seine Stille und die gemütliche Einfachheit der Lebensweise gerühmt.

Ich fand alles reichlich bestätigt. Verehrte Freundin! Wenn Sie einmal mit dem lieben Gott allein sein wollen, so gehen Sie nach Wartenberg!

In Turnau setzte mich der Zug aus, von da sollte mich eine kleine Lokalbahn nach meinem Bestimmungsort führen. Als ich hörte, daß man per Achse in dreiviertel Stunden dahingelangen könne, gönnte ich mir einen unerhörten Luxus. Ich mietete mir einen Wagen. Ein recht schofler, alter Phaeton war's, der gewiß seit Menschengedenken bei allen Begräbnissen und allen Hochzeiten in der Gegend mitgetan hatte und hoch in den Rädern hing; ein tiefeingesattelter Brauner mit weißen Haarzotteln um die Hufe und mit an den Hüftknochen durchgeriebenem Fell trabte davor, recht gemächlich, als ob er mir Zeit lassen wollte, die Gegend aufmerksam zu betrachten. Es war nicht viel Beachtenswertes dabei. Stoppelfelder und Rübenfelder und um den Horizont herum Hügel — entweder ganz entwaldet oder auch schon wenigstens bis zur Mitte hinauf durch Felder verunstaltet. Dann aus all der Nüchternheit heraus biegt der Wagen in eine wundervolle alte Allee. Linden, und in der Blüte. Denken Sie sich das für einen Städter, der seit seinem letzten ziemlich unerquicklich zwischen Mücken und vornehmen armen Verwandten in St. Pölten verbrachten Ferien sein enges Zimmer nur durch ein Fenster lüften konnte, das auf einen Wiener Lichthof hinaussah mit einem Kanalgitter in der Mitte. Wie ein übermütiger und uneigennütziger Kuppler (es gibt solche) strich der Hauch des Sommerabends durch die mächtigen Kronen und flüsterte halblaut viele liebe, süße Nichtsnutzigkeiten in die Lindenblüten hinein. Und die Blüten schmiegten sich aneinander und küßten sich und sanken in einem letzten Wonneschauer sterbend auf die Erde nieder. Die ganze Straße war damit bestreut. Dazwischen ein Duft von frischgemähtem Gras aus den Wiesen rechts und links, und in das alles hinein atmend die würzige Herbigkeit der nahenden Wälder. Wie ein erlösendes Gottesgeschenk schwebte die duftende Kühle auf mich nieder. Das zottige braune Pferdchen streckte seinen tiefeingezogenen Rücken gerader und trabte herrschaftlich, so gut es ging.

Prrr! — Wir sind angekommen vor dem Marienhaus, wie die Dependence heißt, in der ich untergebracht werden soll, eine häßliche Baracke mit weißgetünchten Wänden unter einem schwarzen Pappdach. Aber ich kann das Wort Marienhaus nicht aussprechen, ohne daß sich einschmeichelnde Schauer an mir niederschleichen. Wissen Sie, wie das ist, verehrte Freundin? Wenn bei der Nennung eines besonderen Wortes, bei dem Einatmen eines besonderen Duftes eine Unruhe in uns entsteht und plötzlich an den Schleiern zupft, die unsre Erinnerungen einhüllen, und dann die Vergangenheit vor uns auftaucht? Ganze Stücke davon zum Greifen deutlich; aber wenn man die Hand danach ausstreckt, wenn man etwas von dem lieben Langentbehrten festhalten möchte, verschwindet's. Das Schicksal zischelt uns sein unerbittliches »Es war« in die Ohren, traurig senkt die Sehnsucht ihre hoffnungsvoll erregten Flügel, und wir fügen



uns von neuem in die lieblosen Gleichgültigkeiten des Alltags.

Mein Zimmerchen ... eine verwöhnte Frau wie Sie hätte wohl allerhand darin entbehrt. Ich fand's wonnig. Ein sauber gescheuerter Bretterfußboden, ein altmodisches hölzernes Bett, ein dazu passender Schrank und ein geschlossener Waschtisch, ein mit schwarzem Glanzleder bezogenes, mit weißen Porzellanknöpfen verunziertes Kanapee, ein Tisch, ein Stuhl. Begeisternd klingt das nicht — aber aus zwei breiten Fenstern sah man in den Wald. Die Fenster standen offen. Der Duft, der mir da entgegenschlug! Waldluft, Moder, frisches Grün, der Geruch von uralten Fichtenstämmen, aus denen sich das Harz löste, und von frischgefällten, die eben erst geschält waren, von Holz und Nadeln, Moos und längst verstorbenem Laub, Lindenblüten dazwischen, und alles das strömte herein über eine liebliche Palisade von Reseden und Nelken, die in den Blumenkästen vor den Fenstern standen. So etwas hatte ich noch nicht erlebt, weder in Wien noch in dem heißen mückendurchschwärmten St. Pölten.

Ich hatte noch gar nicht aufgehört mich zu freuen, als mich eine laute schrille Glocke zur Abendmahlzeit rief.

Im Speisesaal war kein Platz mehr, der ganze Table-d'hôte-Tisch eng besetzt. Ob ich nicht in der Wandelbahn vorliebnehmen wollte? Die Luft sei dort viel besser als im Saal.

Eine recht primitive »Wandelbahn« war's, ein einfaches Bretterdach, auf der einen Seite eine von Fenstern unterbrochene Holzwand, auf der andern nur ein paar Pfosten, um die sich in üppigem Durcheinander blühende Klematis, wilder Wein und Konvolvulus rankten.

Das Fenster neben meinem Tischchen — es stand offen — blickte auf weite, von großartigen Baumgruppen unterbrochene Wiesenflächen. Am westlichen Horizont die untergehende Sonne, groß, tief blutigrot, umgeben von einem Hofstaat von grauen Wolken, die langsam Feuer an ihr fingen, bis der ganze westliche Himmel in Flammen stand. Dann starben die Flammen. Wie Glut in der Asche verglommen sie. Die Wolken wurden wieder grau, nur die Sonne brannte noch am Horizont und verlöschte. Dann wurde der Himmel leer. Ganz blaß, fast grünlichweiß breitete er sich über die Landschaft, in der die Bäume schwarz geworden waren. Ich war dermaßen berauscht von Schönheit, daß ich mein Nachtmahl vergaß.

Der Kellner, ein echt böhmischer Landkellner, der wie ein dienstfertiger Wirbelwind in einem schwarzen Lüsterjackett von einem Tisch zum andern sauste, hielt sich einen Augenblick bei mir auf. »Junger Herr! Sie sollten das Essen nicht kalt werden lassen. Der Nierenbraten ist ausgezeichnet!«

Mir war so gar nicht nach Nierenbraten zumute.

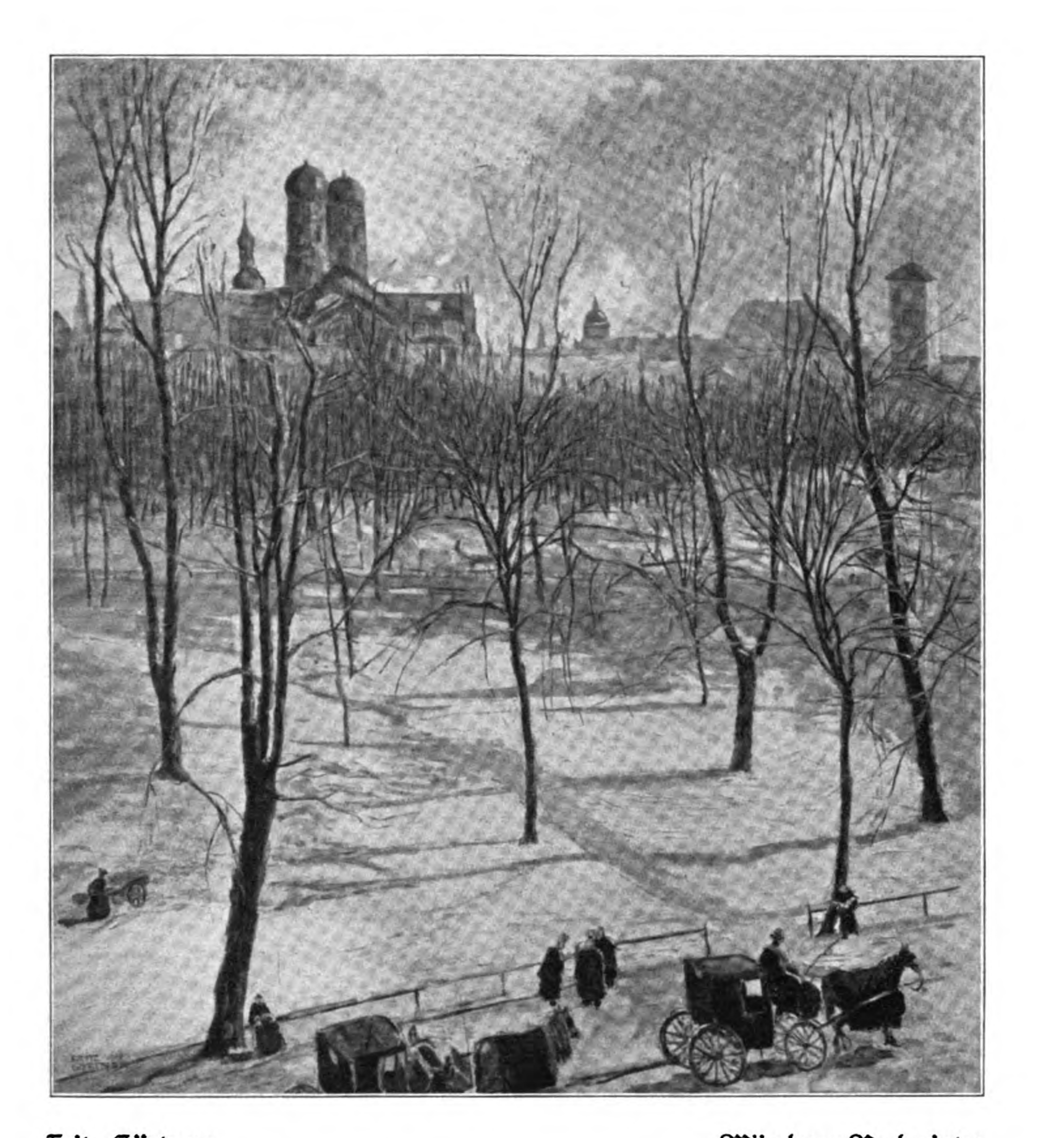
Es war plötzlich kalt geworden, ich fing an heftig zu husten, ohne mir Rechenschaft darüber zu geben, daß ich fröstelte. »Wenzel,« hörte ich plötzlich jemanden sagen, »machen Sie dort das Fenster zu, der junge Herr könnte sich erkälten!«

Nie werde ich den Wohllaut dieser Stimme vergessen. Tief war sie wie die eines Mannes, aber doch mit etwas ganz ausgesprochen Weiblichem darin — voll, üppig.

Ich sah mich um. Von wem konnte das freundliche Mahnwort kommen? Die ganze Reihe der Tischchen prüfte ich. An dem ersten hinter mir saß ein junges Ehepaar — verstohlen-zärtlich, zufrieden-sparsam, zerstreut-freundlich. Hochzeitsreisende! Von denen kam die Mahnung nicht. Die zwei hatten viel zu viel miteinander zu tun, als daß sie sich noch darum hätten kümmern können, ob ein armer Schlucker sich unvorsichtigerweise eine Erkältung holte oder nicht. Hinter ihnen saß ein komisches Familientrio — Vater, Mutter und Tochter —, die sich offenbar nichts zu sagen hatten, denn trotz des unangenehmen, aus glanzloser Dämmerung und flackernden Petroleumlampen gemischten Zwitterlichtes war jeder von ihnen in eine andre Lektüre vertieft: der Vater in eine Zeitung, die Mutter in einen illustrierten Roman, die Tochter in eine Broschüre. Hinter dem Lesekränzchen saß ein Mann um die Vierzig herum mit einem blödsinnigen Ausdruck in einem hübsch gewesenen, jetzt aufgedunsenen Gesicht und mit einem harten Filzhut, der sich wie ein geköpfter Zylinder ausnahm — ein »krankheitshalber« suspendierter Pfarrer, wie man mir später mitteilte. Ihm gegenüber ein hochbusiges Frauenzimmer mit zimtfarbigen Halbhandschuhen. Sie bediente ihn, legte ihm vor und zupfte ihn beim Ärmel, wenn er mit den Augen zu rollen oder zu singen anfing. Die konnt' es entschieden auch nicht gewesen sein. Woher sollte die eine so angenehme Stimme haben? — Angenehm, was sag' ich! Ein mystischer und zugleich schwüler Zauber ging von dieser Stimme aus, ein Zauber, der die höchsten Gefühle im Menschen anregte.

Vergeblich suchte ich nach der Persönlichkeit, die zu der Stimme gepaßt hätte ... da, aus dem Schatten der entferntesten Ecke der Wandelbahn erhob sich eine Dame. Nur für einen Augenblick streifte das Licht ihre Erscheinung, dennoch prägte sie sich sofort unvergeßlich meiner Seele ein.

Sie war von hohem Wuchs. Eine ältere Frau mit grauem Haar, das in bauschiger Rokokofrisur Stirn und Schläfen umrahmte. Dunkle Brauen zogen sich über große längliche Augen. Kennen Sie den schönen slawischen Typus — ich weiß, daß es auch einen häßlichen gibt, aber



Fritz Gärtner: Münchner Nachwinter

denken Sie an den schönen! —, einfache griechische Linien, der vornehmen lateinischen Schärfen entbehrend, ein Meisterwerk, das in der Skizze steckengeblieben ist, aber vielleicht infolgedessen einen besonderen Zauber hat und meistens stark auf die Sinne wirkt. Den Typus hatte die Fremde. Der Mund mußte ehedem einen hinreißenden Reiz gehabt haben. Jetzt waren seine Umrisse unbestimmt, die Winkel senkten sich tief. Ich habe nie etwas Traurigeres gesehen als diesen Mund, er verriet keine Bitterkeit, keine Auflehnung oder Anklage, nur Melancholie, Ekel und eine entsetzliche Müdigkeit.

Um ihre Schultern hing eine breite Zobelboa, aus ihren Ohrläppchen blitzten mit fast unheimlichem Feuer zwei große Brillantboutons; auch an der Hand, mit der sie das Pelzwerk unter ihrem Kinn zusammenhielt, blitzte und flimmerte es. Es war eine sehr schöne Hand, bleich, schmal, sehr gepflegt, von ungewöhnlicher Vornehmheit. Nur einen Moment erblickte ich sie, aber als sie bereits durch eine der dichtumrankten Bogenöffnungen der Wandelbahn entschwunden war, hörte ich sie noch seufzen.

Nachdem ich meine Mahlzeit schlecht und recht beendet hatte, trat ich auf den Promenadenplatz hinaus. Der Himmel war nicht mehr blaß, er hatte sein nächtliches Prachtgewand angezogen. Die Mondsichel stand dazwischen, blank wie poliertes Silber und scharf wie geschliffenes Eisen. Groß und weiß hob sich das alte Kurhaus gegen den dunklen Hintergrund der Wälder ab.

Durch die Wälder ging ein sattes, sich willenlos preisgebendes Rauschen, um mich herum in den zu flachen Kuppeln verstutzten Linden wisperte es leise, und das Brünnlein, das inmitten des Platzes sein klares Wasser unermüdlich in ein blumenumblühtes Becken rinnen ließ, murmelte eintönig sein altes Schlummerlied.

Die Laternen blitzten auf. Zugleich tönte eine schrill lustige, scharf rhythmisierte Blechmusik mitten zwischen die weichen Stimmen der Sommernacht. Eine Musikbande spielte den »Sir Roger de Coverley«. Jauchzendes Lachen tönte dazwischen. Ich trat näher. Um einen hübschen jungen Mann — den Leiter der Kaltwasserheilanstalt, wie ich später erfuhr — war eine Schar von allerliebsten kleinen Mädchen versammelt. Sie zwitscherten alle auf einmal: tschechisch — ich verstand es so ziemlich.

Die Kinder wollten einen »Sir Roger« tanzen, aber es fehlte an Tänzern. Dabei fiel immer wieder der Name eines jungen Menschen, den das kleine Volk ins Herz geschlossen zu haben schien und der erst kürzlich Wartenberg verlassen hatte. »Ach, wenn der Vessely da wäre — ja, wenn der Vessely da wäre!« seufzte ein meterhohes Dämchen mit sehr hübschen nackten Beinchen und einem tiefgegürteten Kleide. Sie hielt die Händchen auf die Hüften gestemmt und blickte gedankenvoll vor sich hin. Offenbar fungierte sie als Vorbeterin des kindlichen Kreises, der jetzt einstimmig wiederholte: »Ja, wenn der Vessely da wäre!«

Der junge Wasserdoktor schüttelte lachend den Kopf. »Ihr könnt euch beruhigen,« sagte er, »selbst wenn er da wäre, der hätte doch nicht mit euch getanzt.«

»Und warum nicht?« riefen etwas ärgerlich die Kinder.

»Weil er zu alt für euch ist!«

»Wie alt?« fragte die kleine Vorbeterin.

»Oh, sehr alt, eine ganze Menge Jahre,« versicherte der Doktor mit einer humoristisch entmutigenden Handbewegung, »gewiß schon neunzehn.«

»Neunzehn Jahre! Schon so alt!« riefen die Kinder fast feierlich, und dann seufzten sie, als ob sie begriffen hätten, daß da nichts zu machen sei.

»Schon so alt — so alt!« wiederholte eine tiefe Stimme.

Ich blickte auf. Neben mir stand die grauhaarige Frau mit den müden Lippen.

Als sie meinen Blick fühlte, zuckte sie zusammen und zog sich tiefer in den Schatten zurück. Dann, mitten zwischen dem von neuem aufjauchzenden Kinderlachen hörte ich den schleppenden Rhythmus ihres traurig davonschleichenden Schrittes, jenes Schrittes der gänzlich Entmutigten, der kein Ziel mehr sucht und an allem vorübergeht.

Nur ein armer Student, der einmal dem Stadtleben entronnen ist, weiß, was das heißt, so plötzlich von Luft und Duft umgeben zu sein, des Nachts das Fenster offenlassen zu können und die ganze Köstlichkeit des Waldes einzuatmen, sich im Einschlafen auf den Morgen zu freuen und, kaum daß man von den Sonnenstrahlen geweckt worden ist, auf den ganzen Tag!, sich Gesicht und Glieder mit kühlem Wasser zu erfrischen, in seine Kleider hineinzufahren, in den Wald zu eilen und immer wieder neue Wunder zu entdecken.

Je tiefer ich eindrang, um so höher wurden die Bäume, strebten bald aus jahrhundertealtem Moder, bald aus kniehohem Heidekraut empor, und zwischen ihnen ragten die kuriosesten Steinbildungen auf. Felsen mit kolossalen Tier- und Menschenfratzen, Felsen, die wie verächtlich grinsende, grausam drohende indische Gottheiten aussahen. Ich war selig. Nur eins tat mir leid: die Frau mit der schönen tiefen Stimme und dem traurigen Gesicht war verschwunden.

Indessen hatte ich mich müde gelaufen in den Wäldern, und an die Schönheit meiner Umgebung hatte ich mich gewöhnt. Ein wundes



Einsamkeitsgefühl beschlich mich. In der Stadt hatte ich immer nur das Gefühl gehabt, den Menschen um jeden Preis ausweichen zu wollen — hier sehnte ich mich danach, mich jemandem anzuschließen. Aber die Befangenheit des wohlerzogenen, weltunkundigen Burschen hielt mich zurück.

Einmal gegen Abend fragte ich den Kellner, der indessen mein Freund geworden war und mir, da ich bei den Mahlzeiten jetzt einen kolossalen Appetit entwickelte, eine geradezu sträfliche Protektion angedeihen ließ, ob's denn nicht ein Lesezimmer mit Zeitungen gäbe. O ja! In dem Blockhause, zwischen dem Walde und dem Marienhause, da gäb's Zeitungen, so viel ich nur wünschte, und ich könne ganz ungestört lesen, denn dort sei nie jemand, erwiderte er mir.

Es war allerdings niemand dort, aber was die Journalistik anlangte? Ein paar abgegriffene böhmische Zeitungen, ein paar Witzblätter mit Fettflecken, ein drei Wochen altes Exemplar der Neuen freien Presse, das irgend jemand hier vergessen haben mußte — das war alles. Aber etwas andres erblickte ich zu meiner freudigen Überraschung: ein Klavier, noch obendrein einen Bösendorfer. Es stand schon in reiferen Jahren, aber ich war nicht verwöhnt und stürzte mich darauf wie der Wolf auf ein junges Lamm. So con amore hatte ich noch nie musiziert, Beethoven, Brahms, Mozart und Chopin, alles untereinander aus dem Gedächtnis, nicht nach dem Gehör wie der Artillerist. Ich schwelgte in Musik.

Der Saal hatte Fenster von beiden Seiten. An der einen Seite standen sie offen, dem Walde zu, nur durch die Straße von ihm getrennt, und aus dem Walde strebten die Schatten und wurden lang und immer länger und streckten sich über die Straße und warfen ihre Schleier in den Saal hinein. Es war fast dunkel geworden, nur undeutlich sah ich die Tasten.

Endlich zog ich die Hände vom Klavier. Da hörte ich jemand mit einem Streichholz kratzen. Das Streichholz flackerte auf, und ich erblickte eine hohe Gestalt. — Sie war's.

»Bitte, ziehen Sie die Lampe ein wenig herab,« sagte sie.

Wieder, wie mit einem geheimnisvollen Zauber, berührte mich der Klang ihrer Stimme. Ich griff nach der Hängelampe. Sie hielt das Streichholz über den Brenner. Es wurde hell.

»Spielen Sie doch weiter — Sie spielen sehr schön!« sagte sie.

»Ich spiel' nur für mich allein. Sobald ich weiß, daß mir jemand zuhört, patz' ich fürchterlich,« entschuldigte ich mich.

»Das ist ganz natürlich, weil Sie sich nicht sicher fühlen. Sie haben keine disziplinierte Technik, aber einen so schönen Anschlag, wie ihn nur gottbegnadete Dilettanten haben — oder die allergrößten Künstler.«

Sie hatte ihre Boa abgestreift und stand nun in einer gestickten weißen Batistbluse und kurzem Tuchrock vor mir. Sie war ziemlich stark, aber trotz ihrer Jahre noch von gutem Wuchs. Am schönsten waren ihre Augen. Sie hatten das getrübte Blau eines Stück Himmels, das sich in einem Sumpf spiegelt, dabei einen Blick von unendlicher Schwermut. Wenn ihr Gang den Eindruck machte, an allem vorüberzugehen, kein Ziel mehr zu suchen, so war es mit ihrem Blick ganz ähnlich. Er schweifte gleichgültig an den Dingen vorbei, ohne irgendwo länger zu haften. Auch mich berührte er erst nur flüchtig, nahm mich so mit, als ob ich zu der Zimmereinrichtung gehöre.

Plötzlich aber blieb er stehen. »Sie sind der junge Mann, den damals in der Wandelbahn gefröstelt hat?« bemerkte sie.

»Ja, Gnädigste, und Sie waren so gütig, sich meiner anzunehmen.«

»Ja, jetzt erinnere ich mich. Ich vergesse so schnell — wenigstens manches ... andres« — sie seufzte —, »ach, wenn man nur mehr vergessen könnte! Es ist gut, vergessen zu können, sonst wäre das Leben ganz unerträglich. Wozu dran denken, man sollte nie denken. Man muß sich zerstreuen!« Einen Augenblick hielt sie sich die Hand an die Stirn, dann fing sie an, in den Notensetzen auf dem Klavier zu kramen, und mir einen davon auf das Pult legend, fragte sie mich: »Wollen Sie mich begleiten?«

Es war das unsterbliche Lied von Brahms, das sie mir vorlegte:

O Nachtigall,
Dein süßer Schall.

Mir stockte der Atem. Gott, diese Stimme! Ein Strom von Gold, von einem schwülen Schatten gedämpft. Es ging einem durch Mark und Bein, und war einem doch unsäglich wohl dabei — wohl und wehe, wie bei jedem Übermaß des Empfindens. Die Stimme klang wie die von allen Empfindungen eines reichen Menschenlebens vibrierende G-Dur-Saite einer Amatigeige, und neben dem hinreißenden Wohllaut des Materials die tiefe Tragik des Ausdrucks. Eine suchende Unruhe erfaßte meine Seele. Wo ... wo hatte ich die Stimme schon gehört?

Als sie meine tiefe Ergriffenheit merkte, legte sie noch zwei Lieder auf das Notenpult, Schumanns Junges Grün und die Alten Laute. Diesmal liefen mir die Tränen über die Wangen.

Sie legte mir leicht die Hand auf die Schulter. »Armer Bursch,« flüsterte sie, »wie stark Sie fühlen! Das Leben wird Ihnen sehr weh tun. — War's schön?«

»Schön! Schön ist kein Wort dafür — man müßt' erst ein Wort erfinden, um zu sagen, wie



das war!« Und dann mit der Dreistigkeit höchster Empfindungsüberspannung: »Wer sind Sie, gnädige Frau?«

Sie zuckte mit den Achseln und schwieg mehrere Sekunden lang. Dann sehr heiser, sehr bitter: »Ich bin eine müde alte Frau«, und leiser: »Ich war ... die Selvaggini.« Ohne die Wirkung ihrer Worte abzuwarten, wendete sie sich um und verließ den Saal. —

Die Selvaggini! —

Die Selvaggini — nun, ich hab's Ihnen ja schon früher gesagt, was der Name für mich bedeutete. Ich erschien mir gewachsen, ich flößte mir selber Respekt ein. Meine Begleitung hat ihr gefallen, sie wird mir noch mehr vorsingen, jauchzte es in mir.

Die schrille Tischglocke gellte in meine Phantasien hinein. Ich eilte in die Wandelhalle, wobei ich hoffte, sie diesmal wieder aus der Ferne beobachten zu dürfen. Aber ihr Platz blieb leer.

»Kommt die Dame heute wieder nicht?« fragte ich endlich den Kellner.

»Ach, die Dembitzka,« sagte der Kellner. Zum erstenmal erfuhr ich, daß die Selvaggini einen Alltagsnamen hatte. »Nein, es war schon für sie gedeckt, aber sie hat sich ihr Essen aufs Zimmer bestellt. — Sie will morgen früh abreisen.«

Morgen früh! Der Atem versagte mir. »So ganz plötzlich?«

»Ja, plötzlich! Bei der ist alles plötzlich. Einmal so — einmal so, wie ihr's gerade durch den Sinn fährt. Eigentlich hat sie ein gutes Herz, aber manchmal kommt es über sie, daß sie sich gebärdet wie eine närrisch gewordene Kaiserin — kommandiert herum, wie eine, die gewohnt ist, alle Launen durchzusetzen. Man sagt, sie sei ehemals eine berühmte Sängerin gewesen. Ob's wahr ist, weiß ich nicht.«

Abreisen! Morgen! Mir war's, als stünde ich im Begriff, etwas Unersetzliches zu verlieren, nachdem ich es eben erst entdeckt hatte. Dabei quälte mich der Gedanke, daß ich die Künstlerin am Ende selbst vertrieben habe, und zwar dadurch, daß ich sie veranlaßt hatte, ihr Inkognito zu lüften.

In meinem Kopfe reifte ein Plan. Durch meinen Freund, den Kellner, hatte ich erfahren, daß die Selvaggini — unter keinen Umständen konnte ich mich entschließen, sie Frau Dembitzka zu nennen, als welche sie im Fremdenbuch verzeichnet stand — den Wagen für neun Uhr bestellt habe. Den Abend legte ich mich gar nicht zu Bett, aus Angst, zu lange zu schlafen.

Um vier Uhr früh stapfte ich schon tapfer durch die alte Lindenallee, die den Bindestrich macht zwischen der Poesie von Wartenberg und der Prosa der Umgebung. Der Staub schlief auf der Straße. Der Nachtwind hatte die gestrigen Fußspuren verweht. Die Lindenblüten dufteten, die gelben frischen in den alten Baumkronen und auch die blassen welken am Straßenrand. Fächerförmig streckten sich die Sonnenstrahlen über die Wiesen, auf denen funkelnd, duftend Morgentau lag. In der Luft war etwas Herbes, Unverfälschtes.

Wenn man sich einmal aus irgendeinem zwingenden Grunde entschlossen hat, an einem Julitage früh aufzustehen, dann fragt man sich, warum man nicht jeden Morgen so früh aufsteht und lieber den Tag verschläft. — Ja, und den nächsten Morgen schläft man doch wieder so lange wie gewöhnlich.

Ich war jung und ging schnell. In fünf Viertelstunden hatte ich Turnau erreicht und bald darauf die berühmte Kunstgärtnerei gefunden. Es war noch so früh, daß ich sehr lange läuten mußte, ehe mir ein Gärtnerbursche öffnete.

Bald darauf machte ich mich mit einem wunderhübschen Rosenstrauß in der Hand auf den Heimweg. Ich lief wie verrückt, damit die Blumen nicht zu lange der jetzt rasch aufsteigenden Hitze preisgegeben würden, und auch weil ich Angst hatte, die Selvaggini zu versäumen.

Allerdings hatte ich Eile. Der schönste Mietwagen, über den das Bade-Etablissement gebot, ein schwerfällig stattlicher Landauer, stand bereits vor dem alten Kurhause. Ich stürzte durch das offene Portal und begegnete der Diva auf der Treppe. Als ich ihr mit meinem Strauß in der Hand entgegentrat, fuhr sie zusammen. Ihre Augen waren groß und leuchtend.

»Gnädige Frau,« rief ich, »ich wollte Ihnen nur danken für die schönste Stunde in meinem Leben.« Und dabei vergaß ich, ihr den Strauß, den ich krampfhaft in der Hand hielt, anzubieten.

»Sind die für mich?« fragte sie belustigt, indem sie die Hand nach den Blumen ausstreckte. »Was für wunderschöne Rosen!«

»Wenn ich länger hätte wählen können, hätte ich schönere gebracht,« versicherte ich, »aber ich hatte so schreckliche Angst, Sie zu versäumen, gnädige Frau.«

»So, so! Wirklich?« Sie lächelte, ihr Gesicht verjüngte und verschönte sich von einer Sekunde zur andern. »Für mich sind die grad schön genug,« murmelte sie. Dabei atmete sie langsam die schwermütige, herbgewürzte Süßigkeit des Rosenduftes ein. »Haben Sie herzlichen Dank. Sie haben mir eine große Freude gemacht. — Adieu!«

Nachdem ich ihre mir dargebotene Hand andächtig mit meinen Lippen berührt hatte, fragte ich beklommen dreist: »Warum reisen Sie, gnädige Frau?«

»Warum?« Sie zuckte mit den Schultern. »Weil ich's nirgends lang mehr aushalte. Ich bin wie die Kranken, die sich immerfort im Bett



herumdrehen, um sich einen Platz zu suchen, wo sie ihre Schmerzen weniger quälen.«

»Ach, bleiben Sie doch!« rief ich. »Hier ist's ja so wunderschön!«

»Wirklich?« Wieder das müde Zucken der Schultern.

»Ich will's Ihnen zeigen, gnädige Frau, wie schön es hier ist!«

Und dann klopfte mir das Herz. Wer war ich, daß ich mir erlauben konnte, so zu ihr zu sprechen — zu der Selvaggini! Sie aber schien an meiner Dreistigkeit keinen Anstoß zu nehmen. Ihre Brauen hoben sich. »Wollen Sie mir wirklich zeigen, wie schön das Leben noch sein kann?« fragte sie.

»Wenn sich die Gnädige nicht beeilt, versäumt sie den Zug,« mahnte die Kammerjungfer, eine alte Person mit einem kaffeebraunen Gesicht unter weißen Haaren, mit aufmerksam beobachtenden schwarzen Augen und einem großen, festgeschlossenen Mund.

»Ich reise nicht! Sie können die Koffer wieder hinaufschaffen lassen, Resi!« Dann, sich zu mir wendend: »Und jetzt könnten wir frühstücken!«

Wie ich sie verehrte, vergötterte! Sie war aber auch anbetungswürdig. Eine alte Frau — eine wundervolle Ruine — voll geheimnisvoller Vergangenheitspoesie.

Die Selvaggini, die große Selvaggini hatte die unerhörte Güte, sich zu mir herabzulassen, sich aufs mütterlichste mit meiner unwesentlichen Persönlichkeit zu beschäftigen.

Aufs mütterlichste. Ja! Etwas andres fiel mir nicht ein. In meinem Alter und ganz besonders in den spießbürgerlichen Kreisen, in denen ich aufgewachsen war, kam man gar nicht auf den Gedanken, daß sich weibliche Regungen noch melden könnten bei einer Frau, die die Fünfzig überschritten hatte; ebenso gut hätte sie in den Siebzigern stehen können.

Sie war eine unermüdliche Fußgängerin und Bergsteigerin. Kein Hügel in der Umgebung war vor ihr sicher. Ich durfte sie begleiten. Und obwohl mich ihre ausgedehnten Spaziergänge manches Mal anstrengten, boten sie mir doch einen großen Genuß.

Ich sah alles mit schönheitskundigeren Augen, genoß die Landschaft mit künstlerisch verfeinertem Geschmack, wenn ich mit ihr zusammen war. Niemand hat ja mehr Sinn für Naturschönheiten gehabt als sie. Immer wieder machte sie mich auf einen malerischen Eindruck, ein stimmungsvolles Moment in der Umgebung aufmerksam, an dem ich stumpf vorübergegangen war.

Aber eine unangenehme und für solch robuste Bergsteigerin merkwürdige Eigenschaft hatte sie; sie litt an Schwindel. An irgendeiner steilen Bergsenkung vorüberzugehen, war für sie eine Qual. Infolgedessen wichen wir meistens allen Abhängen und Abgründen aus, gegen welche die Straße nicht mit dem festesten Geländer gesichert war. Einmal bei einer sehr weit ausgreifenden Bergpartie verirrten wir uns und standen eine halbe Stunde vor Wartenberg vor der Wahl, entweder den ganzen weiten Weg zurücknehmen zu müssen oder an einem sehr steilen, gänzlich freiliegenden Abhang vorbei zu wandern.

Zum Umkehren war's zu spät. Mir graute vor dem, was mir bevorstand. Der einzige Ausweg war, ihre Aufmerksamkeit von dem Abhang abzulenken.

Ich verwickelte sie in ein sehr fesselndes Gespräch. Über ihre russischen Tourneen fragte ich sie aus, erkundigte mich nach dem und jenem, plauderte in einem fort, und da ich an der Abhangseite, sie an der geschützten ging, hatte sie's nicht einmal gemerkt, an welchen Abgründen ich sie vorübergeleitet hatte, ehe wir darüber hinaus waren.

Dann, aufatmend, blieb ich stehen, und hinter mich deutend sagte ich: »Da, sehen Sie, was Sie überstanden haben!«

Sie wurde totenblaß und zitterte am ganzen Körper. »Und Sie haben mich darüber hinweggetäuscht!« rief sie. »Dafür verdienen Sie ein Lied ... oder einen Kuß?« fügte sie schelmisch hinzu.

»Ein Lied,« jauchzte ich, »ein Lied!«

Fast jede andre alternde Frau hätte es mir verargt, daß ich mich nicht für den angebotenen Kuß entschied, und es ist ebenso merkwürdig wie bezeichnend für die Selvaggini, daß sie ruhig darüber hinwegging. Beweist doch diese eine Tatsache, die man nie vergessen darf, wenn man sie objektiv beurteilen will, daß bei ihr die Künstlerin maßgebender war als das Weib, weshalb ihre zahllosen Liebesabenteuer (Herr Gott, wenn mir damals jemand irgend etwas Ähnliches angedeutet hätte!) für sie ebensosehr eine zwingende Notwendigkeit wie etwas Nebensächliches waren. Sie schlug ihrem Temperament keine Befriedigung ab, nach der es ihm verlangte, beschäftigte sich aber nicht weiter mit diesen Episoden.

Es war die Künstlerin in ihr, die immer neu schaffen, sich immer glänzender betätigen, die bewundert, verstanden werden wollte, und was sie damals am höchsten bei mir anschlug, war eben meine grenzenlose Begeisterung für ihre große Kunst.

Drum, ohne irgendeine Empfindlichkeit zu bekunden, erklärte sie: »Sie sollen gleich drei Lieder haben — ja! Gleich auf der Stelle!«

Und sie hub an. Eigentlich hat es etwas Lächerliches, wenn ein Mensch so im Freien plötzlich anfängt zu singen. Es erinnert an Handwerker auf der Wanderschaft, an Land-



partien und angeheiterte Turnvereine. Aber sie besaß ein nie versagendes Stilgefühl und wählte Lieder, die in die waldumsäumte Wiesenlandschaft hineinpaßten: drei Volkslieder, ein deutsches »In einem kühlen Grunde«, dann das bekannte tschechische Sehnsuchtlied »Neni tu« und schließlich ein polnisches, den »Sterbenden Kosaken« von Moniuszko. Sie sang weich, halblaut, jeder Ton eine traurige Liebkosung. Ein Zauber ging von den Liedern aus. Es war, als hielten die dunklen Wälder den Atem an, um zu lauschen.

Die Dämmerung begann zu sinken, die Dämmerung, die alle Ruinen in Schutz nimmt. Sie beschönigte den Verfall des bereits leicht durchfurchten Gesichts. Nur die edlen Linien der Züge blieben unverwischt. Die tiefliegenden großen Augen schimmerten wundervoll traurig.

Ich sah sie nicht mehr, wie sie war, ich sah sie, wie sie in ihrer Blütezeit gewesen sein mußte. Und als sich ihre vollen Lippen in einem geheimnisvollen Lächeln teilten und mich flüsternd übermütig fragten: »War's recht so?«, da kniete ich vor ihr nieder und faßte ihre beiden Hände und drückte sie an die Lippen.

Ihre Hände waren eiskalt, als ich sie berührte; mit einemmal fingen sie an, wie im Fieber zu brennen.

In das feierliche Schwingen der Natur drang plötzlich ein schwacher, ängstlich schaudernder Laut. Eine Schwalbe flatterte knapp an der Erde hin. Der Zauber war gebrochen. Ich sprang auf, sah mich um. Die Wolken hingen so tief, daß sie den Kamm der Berge zu streifen schienen, die Dämmerung verdüsterte sich zu einem bläulichen Purpur.

»Wir haben die größte Eile,« rief ich, »sonst werden wir von dem Gewitter überrascht.«

»Ja ... die größte Eile« wiederholte sie.

Aber die Eile nützte nichts mehr. Wenige Minuten darauf goß es in Strömen. Da sie wie gewöhnlich nur eine leichte weiße Bluse trug und somit gänzlich dem Unwetter preisgegeben war, zog ich meinen Rock aus und warf ihn ihr um die Schultern. Todmüde von einem dreistündigen Marsch und stark erhitzt, gab ich hierbei meine Gesundheit preis, und sie, die im allgemeinen rücksichtsvoll und von ungemessener Herzensgüte war, ließ es ruhig geschehen. Wenn sich's um ihre Stimme handelte, legte sie eine unerhörte Selbstsucht an den Tag. Und nicht nur, daß sie es gar nicht merkte, wie ich mit den Zähnen klapperte, während sie, fest in meinen Rock eingeknöpft, nach Hause hastete — nein, sie zankte den ganzen Weg über mit mir und machte mir Vorwürfe wegen des Spazierganges, den sie auf meinen Rat hin unternommen zu haben vorgab, obgleich ich mich weiß Gott nur ihrem Wunsche untergeordnet hatte. Die Erregung, zu der sie sich entrüstete, half meinem Rock, sie warm zu halten, so daß die Dusche spurlos an ihr vorüberging.

Ich aber wurde schwer krank. Mehr als einen Monat schwebte ich zwischen Leben und Tod, meist gänzlich bewußtlos. Meine Seele hing mir nur noch locker im Leibe. Manchmal flog sie ganz weg und taumelte in Gefilden herum, die ich nie gesehen, und überall, wohin sie sich verirrte, war es schwül und düster, überall schleppte ich dasselbe ratlose Angstgefühl mit mir herum, den Drang, zu fliehen, und die gänzliche Unfähigkeit, mich zu bewegen.

Endlich eines Tags war mir's, als ob ich mich langsam aus der Tiefe einer heißen roten Flut hinaufgearbeitet hätte in freie Luft. Ich öffnete die Augen. Neben mir saß meine Mutter. Die liebe Überraschung! Das Gefühl warmen Geborgenseins und reiner Luft, das mich umfing!

»Mama,« murmelte ich und sah mich befremdet um, »wie kommst du her ... was ist denn eigentlich vorgefallen?«

»Reg' dich nicht auf, mein armer Bub. Du warst sehr krank, du hast uns Sorgen gemacht, aber jetzt geht's besser. Gottlob!« Und sie strich mir leise die Haare aus der Stirn.

»Aber wie kommst du her?«

»Frau Selvaggini hat mir geschrieben. Ich konnte nicht gleich von zu Hause fort, weil Fritzi (das war meine jüngste Schwester) gerade am Scharlach erkrankt war. Das war eine böse Zeit. Meine Angst pendelte zwischen euch beiden!«

»Wann bist du angekommen?« fragte ich.

»Vor einer Woche ... und jetzt sei still! Sonst schickt mich der Doktor fort.«

Mein Blick fiel auf meine Hand, die müde auf der Bettdecke lag. Sie sah welk und faltig aus, wie die einer siebenzigjährigen Frau. Ich erschrak davor. Dann schweifte mein Blick weiter. Mein Zimmer war durch einen eisernen Ofen verunstaltet, dessen Rohr durch eine Fensterscheibe hinausgeleitet war. Das andre Fenster stand offen. Aus feucht verschleiertem Sonnenschein leuchteten die Wälder rot und gelb zwischen dem schwärzlichen Grün der Nadelbäume. Es war Herbst geworden.

Als ich mein Bett verlassen und mich in einen bequemen Ruhestuhl zurechtlehnen durfte, ließ die Selvaggini anfragen, ob sie uns besuchen dürfe, und obwohl meine Mutter die Künstlerin bereits kennen und im Laufe meiner Krankheit schätzen gelernt hatte, sah ich doch dem vertrauteren Beisammensein der beiden Frauen nicht ohne Beklommenheit entgegen. Ich fürchtete, daß sich bei meiner lieben, verehrten, aber kleinstädtischen Mutter die Vorurteile gegen die Künstlerin doch melden möchten, sobald die Dankbarkeit, die sie um meinetwillen der Primadonna schuldete, in den Hinter-

grund getreten sein würde. Und ebenso fürchtete ich, daß die große Künstlerin mit ihrem stark ausgebildeten Denk- und Urteilsvermögen, ihrer weiten interessanten Lebens- und Erfahrungssphäre mein zärtlich geliebtes Mütterchen nicht zu schätzen wissen würde.

Ich irrte mich. Die beiden Frauen vertrugen sich ausgezeichnet. Vielleicht hielt sich mein Mütterchen ein wenig gerader als gewöhnlich, als die Selvaggini eintrat, aber die innige Verehrung, die rührende Bescheidenheit der Primadonna verscheuchte die Steifheit bald. Ehe Mutter es verhindern konnte, hatte ihr die Selvaggini die Hand geküßt — dann, sich zu mir wendend: »Können Sie mir verzeihen, mein armer junger Freund?«

Und da ich nicht mehr wußte, was ich ihr zu verzeihen hätte, erzählte sie meiner Mutter von unserm letzten Spaziergang, wobei sie ein übertriebenes Aufheben machte von meiner Ritterlichkeit und Selbstlosigkeit. »Den Rock hat er sich vom Leibe gerissen, als der kalte Regen losprasselte, um mich damit zu schützen, wo er den Schutz so viel nötiger hatte als ich!« rief sie.

Worauf meine Mutter: »So, so, das hat er mir gar nicht gesagt!«

Und die Selvaggini: »Das sieht ihm ähnlich, gnädige Frau, so ist er!«

»Ich hatte es einfach vergessen!« sagte ich.

»Vergessen! Einfach vergessen,« rief die Selvaggini, »daß ich ihm fast das Leben gekostet habe. Da sehen Sie, was für einen Sohn Sie haben, gnädige Frau! Ich hoffe, Sie sind gebührend stolz auf ihn.«

»Ja, das bin ich,« versicherte meine Mutter. Im Leben war ihr's noch nicht eingefallen, stolz auf mich zu sein, nur liebgehabt hatte sie mich bis dahin. Aber unwillkürlich hingerissen von dem Feuer der Selvaggini, ging sie auf diese dramatische Steigerung der Rührszene ein.

Erst jetzt, wenn ich an die unendlich traurige Episode zurückdenke, werde ich mir ganz klar darüber, wieviel zärtlich heimtückische Klugheit die Selvaggini darangewendet hat, sich das Vertrauen meiner Mutter zu gewinnen.

Mir gegenüber war sie hier und da aus der Rolle der mütterlichen Freundin, der älteren Frau herausgefallen, durch einen schelmisch herausfordernden Blick, eine kokette Neckerei. Auch in ihrem Anzug hatte sie manches Mal unnötige Gefallsüchtigkeiten verraten.

Ich habe vergessen, Ihnen davon zu erzählen, weil es schließlich Geringfügigkeiten waren, die sich noch obendrein bei einer Primadonna von selbst verstehen. Jetzt erwähne ich sie nur, um die feine Vorsicht zu betonen, mit der die Selvaggini, sobald sie sich der Beobachtung meiner Mutter gegenübersah, alles Derartige unterdrückte.

In ihrem Anzug zeigte sie immer dieselbe vornehme Einfachheit und Nettigkeit, in der Unterhaltung wich sie mit ängstlicher Vorsicht allen starken Pointen aus. Mir gegenüber hielt sie streng an einem gutmütig wohlwollenden, etwas überlegen jovialen Ton fest, während sie meiner Mutter eine geradezu rührende Verehrung bewies.

Ich hatte es gut zwischen den beiden mich verhätschelnden Frauen; mit meiner Gesundheit aber wollte es nicht recht vorwärtsgehen. Der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht — natürlich nicht in meiner Gegenwart, meine Mutter hat es mir später erzählt. Wenn ich den Winter nicht im Süden verbringen könne, stünde er für nichts.

Eines Tags (das erfuhr ich auch erst später), als meine Mutter, ratlos vor sich hinweinend, in den herbstlich fröstelnden Wäldern herumirrte, kam die Selvaggini auf sie zu und sagte: »Gnädige Frau! Sie wissen, daß ich allein die Schuld an Ihrer Sorge trage. Wollen Sie es mir gönnen, mein Unrecht so weit zu sühnen, als es überhaupt in meiner Macht steht? — Ich bin eine alte Frau« — sie nannte ihr Alter, das allerdings um zehn Jahre mehr als das meiner Mutter betrug —, »Sie können mir ruhig Ihren Sohn anvertrauen. Ich will mit ihm nach dem Süden reisen. Es würde mir ein unaussprechlicher Trost sein, wenn ich Ihnen Ihr Kind im Frühjahr gänzlich geheilt zurückgeben könnte. Natürlich nehme ich einen Diener mit, der die Pflege besorgt. Ich will sie nur überwachen. Ihr Sohn soll ganz ungeniert sein. Zu danken haben Sie mir nichts — im Gegenteil danke ich Ihnen, wenn Sie mir die Gelegenheit gönnen, mein Gewissen von der Last, die es seit der Erkrankung des Ärmsten bedrückt, zu befreien.«

Meine welt- und lebensunkundige Mutter ging auf den Vorschlag ein.

Ich bin es der Selvaggini schuldig, Ihnen zu sagen, was sie damals für mich gewesen ist. Ein Schutzengel, eine barmherzige Schwester und, ich darf es behaupten, ohne die mystische Schönheit des Wortes zu entheiligen, eine Mutter.

Sie hatte natürlich nicht nur zu meiner besonderen Bequemlichkeit, sondern weil sie es überhaupt gewohnt war, einen Diener mitgenommen, dessen Wartung sie mich in normalen Zeiten überließ. Wenn ich aber, was anfangs häufig vorkam, einen Rückfall hatte, saß sie die Nächte neben meinem Bett, wurde nicht müde, mich in ihren starken Armen aufzustützen, wenn mich der Krampfhusten überfiel; sie reichte mir die Medizin mit der Pünktlichkeit einer Wärterin und richtete mir meine Polster zehn-, zwanzigmal in einer Nacht.

Anfangs hatte es mich sehr verlegen gemacht, mich von ihr bedienen zu lassen, aber ich war zu schwach und elend, um mich ernstlich zu wehren, und bald nahm ich ihre Aufopferung als etwas Selbstverständliches hin.

Ende Januar trat eine auffallende Besserung ein. Da kam etwas, das mich beunruhigte, nicht auf lange, aber doch. Mit einem Gespräch über meine Mutter fing's an. Ihrem Versprechen gemäß schrieb ihr die Selvaggini alle Tage zum mindesten auf einer Postkarte, wie's mir ging. Meine Mutter antwortete nur jede Woche einmal, aber immer in einem längeren Brief. Es mag ihr sauer genug gefallen sein, und ihre Briefe waren gewiß oft steif und lahm. Genau weiß ich's nicht, denn die Selvaggini hat mir die Briefe nie gezeigt, aber das eine weiß ich, daß das Gesicht der Diva jedesmal aufgeleuchtet hat, wenn wieder einmal eine Epistel aus St. Pölten kam, und daß sie diese Dokumente wie Reliquien in einem Kästchen aus Sandelholz zwischen Lavendel und trockenen Rosenblättern aufbewahrt hat.

Der Februar hatte begonnen. Die Mandelbäume blühten in den Gärten von San Remo. In einen warmen Mantel gehüllt, saß ich in der Loggia unsrer Villa, die mit vollem Recht den Namen Paradiso trug. Sie saß mir gegenüber, einen der Briefe meiner Mutter auf den Knien und Tränen in den Augen.

»Deine Mutter ist eine Heilige!« sagte sie andächtig. Im Laufe meiner Krankheit hatte sie sich gewöhnt, mich zu duzen, während ich mir das Sie nie abgewöhnen konnte, obwohl ich sie bei ihrem Vornamen Marie nannte. »Daß es wirklich solche Frauen gibt!«

Ich sah sie groß an. Ich liebte meine Mutter zärtlich. Daß sie aber eine so hervorragende Ausnahme bilde, war mir nie aufgefallen. Sie war, wie sie fast alle waren, die meine Kindheit umgeben hatten, nur anmutiger, liebenswürdiger; war eben meine Muter und mir infolgedessen tausendmal teurer und wertvoller als die andern.

Die Selvaggini sah ein Weilchen stumm vor sich hin. Zwischen den dünnen Riviera-Palmen starrte sie in die dunkelblaue Unruhe des Meeres. »Wie sich das herumschlägt,« murmelte sie. »Wie sich die Wellen eine nach der andern untergraben oder überstürzen; wie eine die andre zugrunde richtet, eine jede sich abquält in rastloser Unruhe wie ein Rätsel, das nach seiner Lösung ringt! Ein jedes Leben ist so ein Rätsel. Und darüber wölbt sich der weite stille blaue Himmel!«

»Nun, immer ist er auch nicht blau, der Himmel.«

»Du hast ganz recht,« erwiderte sie. »Wolken ziehen drüber hin; aber man weiß doch immer, daß hinter den Wolken das Blau steht. Vom Meer weiß man nichts; nichts, als daß es schön und grausam ist. Manches Mal denke ich, die Erde ist einfach die Hölle oder das Fegefeuer, und das Leben ist die uns auferlegte Strafe und Qual.«

»Ist es denn immer eine Qual?« fragte ich.

Sie schauderte und faßte sich an beiden Händen so krampfhaft fest, daß ich sah, wie sie sich die Nägel ins Fleisch grub.

»Meine arme Mutter hat sich vor mir öfters über ein Unglück, über eine Mühsal beklagt,« bemerkte ich, »nie über das Leben selbst, und sie ist eine arme Witwe, die mit Müh und Not drei Töchter in der Provinz großzieht und ihren einzigen Sohn von einer fremden Wohltäterin gesundpflegen lassen muß, weil ihr die Mittel fehlen, es selber zu tun. Und Sie, Marie, sind eine geniale Künstlerin, eine der Königinnen der Erde! Sie haben alles genossen, was die Welt zu bieten hat, und erklären das Leben für eine Qual?«

»Ich hab' dir's schon einmal gesagt, deine Muter ist eine Heilige, ein Engel. Sie gehört nicht unter uns. Ich begreife gar nicht, wie sie sich mit dem Leben abfinden kann, das sie führt.«

Später hab' ich's verstanden, damals begriff ich nicht, begriff durchaus nicht, was gerade »Wunderbares« an meiner Mutter sein sollte.

Mit einer bösen Falte zwischen den Brauen und einem trotzigen sich zur Wehr setzenden Ausdruck um den Mund fuhr sie fort: »Aber eine solche Frau kann keine Künstlerin sein, mit einer solchen Lebensführung ist es unmöglich — und doch vielleicht ... wäre es möglich, Inspiration zu schöpfen aus der Askese ... man berauscht sich nicht nur am Genuß — man berauscht sich auch am Hunger. Niemand hat eine lebhaftere, eine extravagantere Phantasie gehabt als der heilige Antonius.«

Da erschien der alte Diener und brachte ihr auf silberner Platte (es ging vornehm bei ihr zu) eine Visitenkarte. Ich sah, daß sie die Farbe wechselte und ihr der Besuch mißliebig war, aber ehe sie sein Erscheinen verhindern konnte, was offenbar ihre Absicht gewesen, stand er schon vor ihr auf der Loggia.

Es war ein sehr schöner Mann, in reifen Jahren, aber entschieden jünger als meine Beschützerin, Pole bis in die Fingerspitzen, der polnische Aristokrat à la sauce parisienne. Er hatte volles graues Haar, das er an der Stirn etwas zurückgestrichen und an den Schläfen mit kühnem Schwung hinaufgebürstet trug, hübsche, regelmäßige, etwas weichliche Züge und einen grauen, keineswegs übertriebenen Schnurrbart mit leicht aufgekräuselten Enden. Seinen Jahren gemäß war er ziemlich breit in den Schultern und überhaupt stämmig. Was mir am meisten an ihm auffiel, das waren seine hellblauen

Augen, die, meistens mit einem schmachtenden Ausdruck behaftet, manchmal ganz unerwartet aufblitzten, worauf sie plötzlich die Farbe einer scharfgeschliffenen, heimtückischen Waffe annahmen.

So gut mir seine Erscheinung anfangs gefiel, so sehr verdrossen mich seine Manieren, die voll von unnötigen Überschwenglichkeiten und Faxen waren.

Beim Betreten der Loggia rief er: »Marie!« und streckte wie in Ekstase oder Entrüstung seine beiden sehr gepflegten weichlichen, weißen Hände in die Luft. Es war damals Mode geworden für Männer, keine Handschuhe zu tragen. »En voilà une façon de traiter ses amis!«

Gleich darauf ließ er sich auf ein Knie vor ihr nieder und küßte ihr nicht nur die Handrücken, sondern auch die Handflächen. Es bereitete mir eine boshafte Genugtuung, zu konstatieren, daß es ihm schwerfiel, sich wieder aufzurichten. Dabei merkte ich, daß er, wie nur ein sehr guter Bekannter, Hut und Stock unaufgefordert weggelegt hatte.

»Vous me saviez pourtant à Nice,« fuhr er, immer französisch plappernd fort, und ich muß sagen, er plapperte es mit einem famosen Akzent, genau wie ein mir bekannter Papagei, der sich lange in einer Pariser Familie aufgehalten hatte. »Warum haben Sie mir denn kein Zeichen gegeben? Sofort wäre ich zu Ihnen gestürzt, vielleicht hätte ich Ihnen nützlich sein können.«

»Ich war momentan viel zu sehr mit meinem Kranken beschäftigt, um mich Ihrer überhaupt zu erinnern,« gab sie zurück. Die Worte klangen unliebenswürdig, aber sie waren von einem Lächeln begleitet, und zugleich hob sie beide Hände an die Ohren, um nach ihren Boutons zu greifen. Diese Geste war charakteristisch für sie. Bis dahin hatte ich einfach geglaubt, sie wolle sich damit versichern, ob die kostbaren Steine sich an ihrem Platz befänden, jetzt zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß die Geste, die sich so sehr dazu eignete, ihre ungewöhnlich schönen Hände zu zeigen, mit einer gewissen Koketterie verbunden war.

»Wie Sie sehen, hab' ich einen Pflegesohn!« Sie lachte etwas gezwungen.

»Ach so! Cela explique!« Immer wieder fiel er ins Französische. Wie viele Polen hatte er so lange in Paris und Nizza gewohnt, daß ihm die französische Sprache geläufiger war als die polnische. Das soll durchaus nicht bedeuten, daß er das Polnische vergessen hatte. Sobald er es bei irgendeiner ernstlichen Gelegenheit — das ist bei den Polen immer eine politische — benötigte, fand er es sofort wieder.

»Wollen Sie uns bekannt machen, Marie?«

»Herr Raimund Schmieden — Graf Dazinsky« sagte sie.

Er reichte mir die Hand und versicherte mir, daß er sich sehr freue, mich kennenzulernen. Ich konnte mich nicht dazu überwinden, ihm eine Gegenversicherung zu bieten. Er war mir vom ersten Augenblick an antipathisch trotz seiner Schönheit, seiner Vornehmheit und seinen verbindlichen Manieren; vielleicht sogar ein wenig infolge von alledem.

Sie setzten sich nun beide auf die Loggia in einiger Entfernung von mir. Meine Wohltäterin ließ Tee bringen und allerhand köstliches Beiwerk. Sie servierte mit einer mir an ihr ganz neuen pikanten Anmut, wobei sie Wert darauf legte, mich zuerst, und zwar aufs reichlichste und aufmerksamste, zu versorgen, ehe sie sich ganz ihrem alten Verehrer widmete.

Als er seinen Imbiß beendet hatte, zog er ein goldenes Zigarettenetui mit einem Saphir in der einen Ecke aus der Brusttasche und bot ihr eine »Papiros«, wie er es nannte. Obzwar sie sonst nie rauchte, nahm sie das feine weiße Röhrchen zwischen ihre Finger und fing an, feingekräuselte Wölkchen vor sich hin zu blasen. Ich hatte noch nie eine Frau mit solcher Grazie rauchen sehen. Eine leichte Röte färbte ihr die Wangen, ihre blaugrünen Augen glänzten und funkelten unter den dunklen Wimpern wie noch nie. Wie deutlich ich sie vor mir sehe! Sie war ganz einfach gekleidet: ein dunkelblauer Sergerock von Redfern (Sie sehen, ich fing an, in ihre Schneidergeheimnisse eingeweiht zu sein) und eine allerdings ziemlich komplizierte weiße Batistbluse, über die sie ganz lose — sie bald höher ziehend, bald ganz zurückgleiten lassend —, ihre beliebte Boa aus dunklem Zobel trug. Dazu das noch immer reiche, in losem Geringel zurückgestrichene, hochauf frisierte Haar — ein paar Löckchen in der Stirn, blitzende Steine in den Ohren und blitzende Steine an ihren schlanken, weißen, rosig gespitzten Fingern.

Herr Gott, muß sie schön gewesen sein! sagte ich mir, und gleich darauf kam mir der Gedanke: Wie schwer muß es einer so schön gewesenen Frau werden, sich in den Verfall ihres Äußeren zu finden. Zum ersten Male begriff ich, was es für die Selvaggini heißen mußte, »alt« zu werden.

Das Alter, das für so viele andre Frauen nur eine sanfte Beruhigung bedeutet, eine freundliche Brücke zu der Resignation, die uns so vieles im Leben erleichtert und uns die Freude an einer Menge kleiner Genüsse lehrt, an denen wir in unsrer stürmischen, der Zukunft und all ihren Wahnbildern entgegenrasenden Jugend blind oder überlegen vorüberzustreifen pflegen — dieses Alter mußte für Frauen wie die Selvaggini ein Gefängnis bedeuten, in dem ihre Schönheit und ihre Kunst wie zwei zum Tode Verurteilte in einer sich gegen den unerbittlichen Richtspruch der Zeit auflehnenden Verzweiflung herumschlugen. Das Alter beständig abwehrend, immer

Otto Tauschek: Blumen in grünem Krug

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1922

wieder um Aufschub flehend, verfallen solche Frauen schließlich einer Art halb lächerlichen, halb schauerlichen Wunderglaubens, der ihnen vorlügt, daß für sie die Zeit stehengeblieben ist, die Naturgesetze umgestoßen worden sind, daß vor dem herrlichen Meisterwerk Gottes, als das sie sich fühlen, das Alter in scheuer Ehrfurcht zögert und nicht wagt, an seine Vernichtung zu schreiten.

Natürlich hätte ich damals mein Gefühl in dieser Sache nicht so bestimmt auszudrücken gewußt wie jetzt, aber es war doch ganz deutlich in mir erwacht.

Obwohl beide französisch redeten, fing ich hie und da einen Satz auf.

Er versicherte ihr, daß sie schöner als je sei, »d'un charme plus capiteux,« und sie lächelte übermütig, den Kopf zurücklehnend, mit schelmisch zwinkernden Augen. Sie hatte die Beine übereinandergekreuzt. Zum erstenmal bemerkte ich, wie schön der Fuß, wie fein der Knöchel war, ein leichtdurchbrochener schwarzer Seidenstrumpf, ein schmaler schwarzer Glanzlederschuh mit diskreter Schnalle kleideten ihn vortrefflich.

Der Blick des Grafen richtete sich darauf. »Noch immer der schönste Fuß der Welt!« sagte er.

Sie zuckte die Achseln und erwiderte irgend etwas, wobei ihre Stimme um wenigstens eine Terz höher war, als wenn sie mit mir sprach. Sie war mit einemmal ganz Polin.

Ich verstand, daß er sie aufforderte, nach Nizza zu kommen, um mit ihm und einer Dame, die er Juja (das Jot wie das französische Je ausgesprochen) nannte, zu frühstücken.

»Nous ferons le déjeuner aux huitres et au champagne!« setzte er hinzu. »Und wir werden uns an alte Zeiten erinnern, Marie!«

Da wurde sie mit einemmal ernst. »Wer sagt Ihnen, daß ich mich gern an alte Zeiten erinnere?« erwiderte sie.

»Ich urteile nach mir!« versicherte er mit einem leidenschaftlichen Blick.

»Ich liebe es nicht, Gräber aufzuwühlen — je crains les revenants,« sagte sie und schauderte.

Ein Schweigen fiel zwischen sie und ihn.

»Nun, dann wollen wir von der Zukunft reden,« rief er herausfordernd aus.

Sie aber runzelte die Brauen: »Die fürchte ich noch mehr!« erwiderte sie.

»Décidément, je n'ai pas de chance,« lachte er. »Aber zwischen Vergangenheit und Zukunft können wir uns doch an der Gegenwart freuen. Sagen Sie, Marie, wann kommen Sie zu mir? Bestimmen Sie den Tag!«

Sie zögerte. Ihr Blick schweifte zu mir herüber. »Vorläufig kann ich meinen Kranken nicht verlassen, er ist sehr ungeduldig und unvorsichtig!« Mir freundlich zulächelnd, drohte sie mir mit dem Finger.

»Er scheint Sie sehr in Anspruch zu nehmen, der Kranke,« bemerkte er trocken, wobei er nicht die Selvaggini, sondern die Spitzen seiner hellen Halbschuhe ansah.

»Da ich ihm fast das Leben gekostet habe, bin ich ihm schuldig, es ihm zurückzuerstatten,« sagte sie.

»Ich verstehe nicht. Das müssen Sie mir ein andermal erzählen, jetzt ist, fürchte ich, keine Zeit mehr dazu.« Er zog seine Uhr, die er ohne Kette in der Westentasche trug, ließ den goldenen Doppeldeckel aufspringen und stellte fest, daß es Zeit sei, sich auf die Bahn zu begeben.

Sie setzte ihren Hut auf, der in einer Ecke der Loggia lag, wobei sie, was mir auffiel, ein Spiegelchen aus der Handtasche nahm und ihre Stirnlöckchen zurechtzupfte. Das hatte sie bisher nie getan. Bildschön sah sie aus, unwahrscheinlich schön für eine Frau Mitte der Fünfzig.

»Ich will Sie auf die Bahn begleiten, Kasimir,« sagte sie, indem sie ihre langen schwedischen Handschuhe über die Finger streifte. Damals trugen Damen auch bei Tag Ärmel, die nur über den Ellenbogen reichten. Hingegen knöpften sie ihre Kragen am Halse bis unter das Kinn zu.

»Wir sind ja en villégiature, ich brauche keine Jacke anzuziehen. J'ai trop chaud! — Hast du alles, was du brauchst, mein Kind? Da ist die Glocke, noch eine Decke ... nein ... es ist heiß wie im Sommer. — Ich bin gleich zurück.«

Unterhalb der Loggia hörte ich die beiden reden. Er war mürrisch und unzufrieden, seine Worte verstand ich nicht, aber die ihren: »Kasimir,« wandte sie ein, »'s ist ja ein Kind, ein armes krankes Kind!« Ihre Stimme hatte alle Affektation verloren, es war wieder die goldene Stimme voll mütterlicher Güte, die ich anbetete.

Er aber antwortete: »Quant à ça ... das Kind wird gesunden, et tu as toujours aimé la jeunesse!«

Ich erinnere mich noch, wie unangenehm mich die Worte berührten, wie mir das Herz zu klopfen begann. Warum duzte er sie plötzlich? Was meinte er nur? Was konnte er meinen?

Ehe ich die Antwort gefunden, war meine Wohltäterin von der Bahn zurückgekehrt, ein wenig außer Atem und offenbar in gehobener Stimmung. Sie setzte sich, zupfte an ihrem Jabot, in das sie einen Veilchenstrauß gesteckt hatte, schwieg eine Weile und fing plötzlich an zu lachen — girrend, perlend, mit zurückgeworfenem Kopf, etwas theatralisch: »Der Narr! Der Narr!« rief sie. »Er ist verliebter in mich als je. Ha, ha, ha, denke dir, er hat mir einen Heiratsantrag gemacht!«

»Nun ... und?« fragte ich gespannt und, wozu ich gar kein Recht hatte, böse.

»Aber ich bitte dich, eine Frau in meinem Alter!« Dabei kniff sie die Augen zusammen

und streifte mich mit einem scheuen fragenden Blick. Ich erriet, daß sie tröstenden Widerspruch von mir erwartete. Den aber gönnte ich ihr nicht. Ich war zu verstimmt dazu. Mich auf das hohe Roß meiner jungen Weisheit setzend, erklärte ich ihr: »Das Alter hat damit nichts zu tun. Warum sollten zwei alte Freunde nicht ihre Existenzen vereinigen und sich in Gottes Namen, um unnützem Geschwätz den Faden abzuschneiden, heiraten? — Aber den dürfen Sie nicht heiraten, Marie ... meine angebetete, vergötterte Wohltäterin und Freundin!«

»Warum nicht?«

»Weil er Ihrer nicht würdig ist!«

Eine scharfe Falte zeichnete sich zwischen ihren Brauen. Sie antwortete nicht mehr.

Die Sonne hatte sich indessen gesenkt. Ich vergaß alles über dem unvergleichlichen Anblick, der sich mir bot. Die Wolken am Horizont und das Meer verschmolzen in einer wilden, leuchtenden Farbenorgie, die aussah, wie aus Flammen und Blut gemischt. Dann verschwand die Sonne, die Dämmerung zog graue Schleier über die Wolken und streute ihren Aschenregen über das Meer. Es verschwand in dem sich verdichtenden Dunkel, man sah nichts mehr davon als die weißen Kämme der Wellen, wie sie gespenstisch aus tiefem Grau aufschimmerten, und man hörte die Wellen schreien.

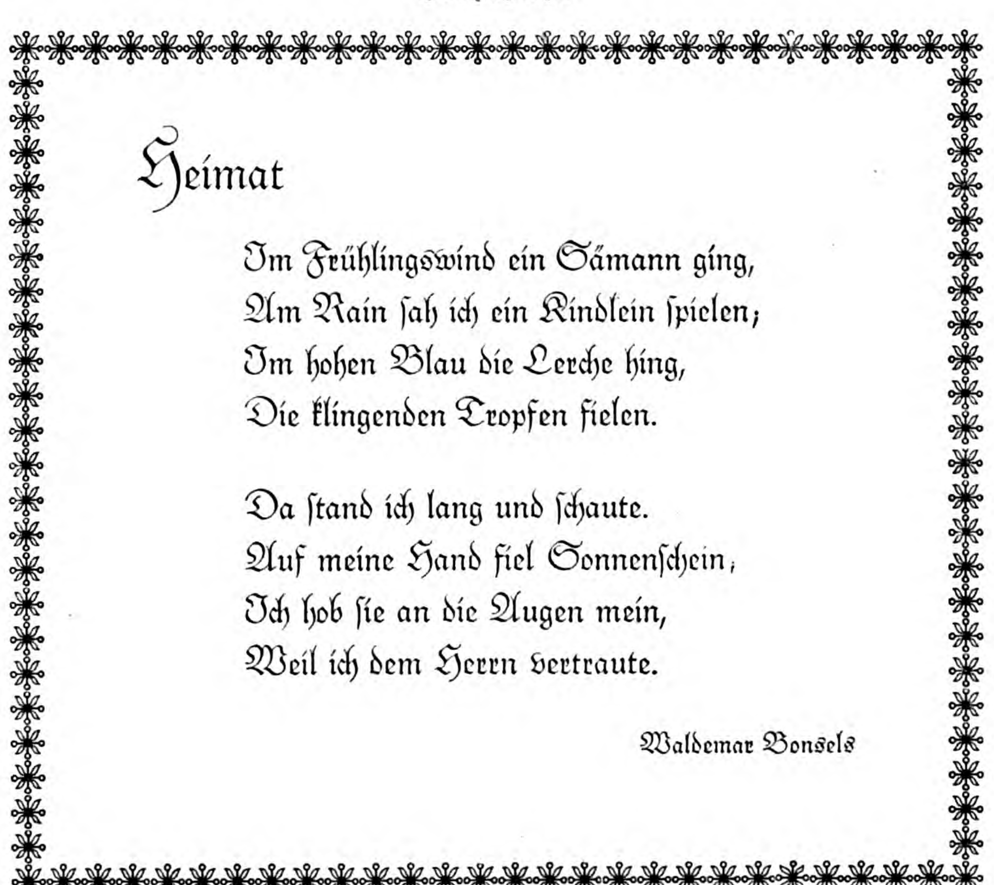
Die freundlichen Rosenranken um die Loggia wurden pechschwarz, der Himmel war totenblaß und leer.

Der Diener trat heraus, um zu fragen, ob es nicht Zeit sei, daß ich in mein Zimmer zurückkehre. Er war eine Vertrauensperson und ganz berechtigt, sich unaufgefordert in meine gesundheitlichen Angelegenheiten zu mischen.

»Die höchste Zeit! Gute Nacht!« rief die Selvaggini und winkte mir verabschiedend zu, so daß ich ihr nicht einmal die Hand reichen konnte.

Mit Genuß streckte ich mich auf meinem weißen frischen Lager zurecht. Da ich nach meiner Krankheit zum erstenmal so lange an der Luft gewesen, fühlte ich mich müde und genoß die Ruhe, doch mischte sich eine innere, immer stärker anwachsende Verstimmung in diesen Genuß.

(Fortsetzung folgt.)



Heimat

Im Frühlingswind ein Sämann ging,
Am Rain sah ich ein Kindlein spielen;
Im hohen Blau die Lerche hing,
Die klingenden Tropfen fielen.

Da stand ich lang und schaute.
Auf meine Hand fiel Sonnenschein,
Ich hob sie an die Augen mein,
Weil ich dem Herrn vertraute.

Waldemar Bonsels



Kleingarten an der alten Stadtmauer

Nutzgärten

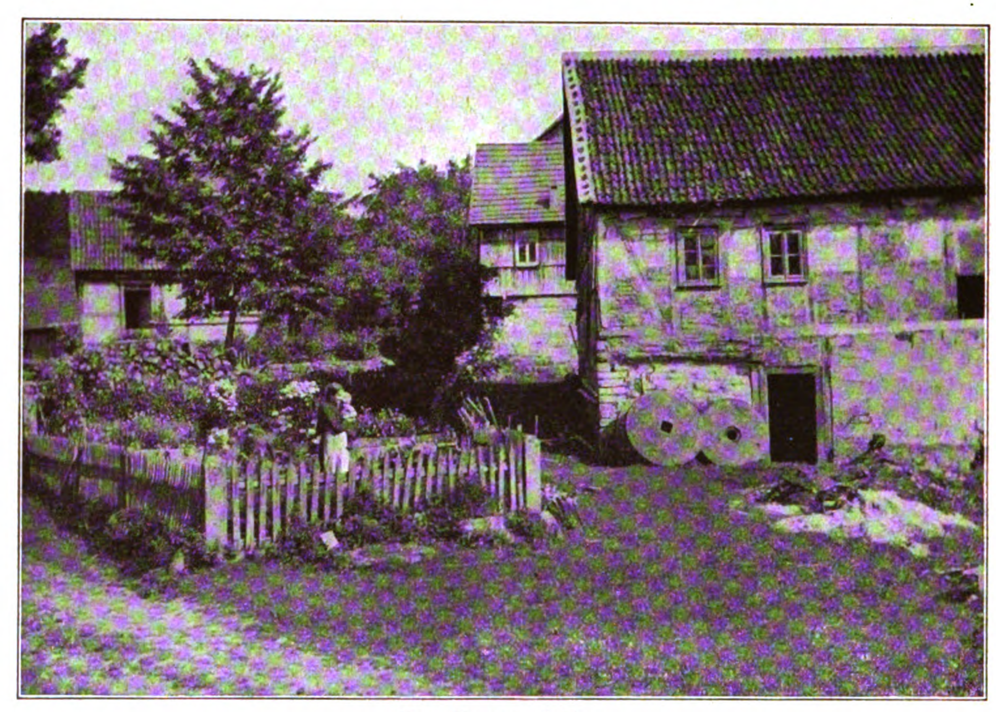
Von Georg Siegmund Urff

Eine der auffälligsten Veränderungen, die das Bild unsrer Städte seit dem Kriege erfahren hat, ist der breite Gürtel kleiner Gärten, der sich um sie herumlegt. Wenn es Abend wird und die Fabriken ihre Maschinen stillgelegt, die Geschäfte ihre Tore geschlossen haben, dann pilgern die Männer der Arbeit in dichten Scharen hinaus, die Grabschippe über der Schulter, den Handwagen hinter sich, um die Zeit, die ihnen der Tag noch läßt, im Garten zu verbringen. Ihr Schrebergarten gewährt ihnen nicht nur eine wesentliche Erleichterung in der Nahrungsbeschaffung, er gibt ihnen auch Gelegenheit zu einer gesunden, Körper und Geist erfrischenden Betätigung. So ist der Leipziger Arzt Schreber noch lange nach seinem Tode zu einem Nothelfer des deutschen Volkes geworden.

Sehr verschieden sind die Nutzgärten in Größe und Gestaltung. Das ist ja gerade das Schönste an ihnen. Jeder Garten müßte in Anlage und Haltung der Ausdruck der Persönlichkeit seines Pflegers sein. So weit sind wir noch nicht. Herkommen, Schema, Bequemlichkeit lasten noch viel zu schwer auf unsern Gärten, so daß die Freiheit in der Gestaltung sich noch nicht durchringen konnte. Von einem Neuling im Gartenbau kann man nicht erwarten, daß er seinen Garten nach allen Regeln der Kunst anlegt, aber das eine kann man von ihm verlangen, daß er mit Lust und Liebe an sein Werk herantritt. Ist dies der Fall, dann findet sich alles andre von selbst. Es mag sein, daß es Leute gibt, die mit der Zeit die Lust am Gartenbau verlieren. Ich sage, diese Menschen haben nie die rechte Liebe zu ihrem Garten besessen. Sie betrachten ihn vielleicht als ein Erwerbsmittel, dem man wohl oder übel seine Arbeit widmen muß. In das rechte persönliche Verhältnis zu ihrem Garten sind sie nie getreten. Der Garten ist etwas Lebendiges. Mögen die Geschöpfe, die er birgt, auch stumm sein; für den, der sie versteht, reden sie eine recht eindringliche Sprache.

Wenn ich in meinen Garten trete, dann grüßt und winkt und ruft es von allen Seiten. Da ist der kleine Rasen am Garteneingang. Durch den reichlichen Regen hat er sich von seinem Sommerschnitt prächtig erholt. Es lockt mich, ihm mit der Hand kosend durch seinen dichten Pelz zu fahren. Er nimmt es mir auch nicht weiter übel, wenn ich ihm den Fuß auf den Nacken setze und über sein schwellendes Polster hinwegschreite. Schöner Klee wächst unter dem Grase. Das gibt gutes Futter für des armen Mannes Ziege mitten in der Altstadt. So erweist sich der wenig beachtete Rasen als ein Wohltäter für alle Gartenkinder. Dazu dient er allen Hausbewohnern als Bleichplatz für die Wäsche. Das mit dem Bleichen und Trocknen verbundene Herumlaufen nimmt er gelassen hin. Nur eins kann er nicht vertragen, wenn die



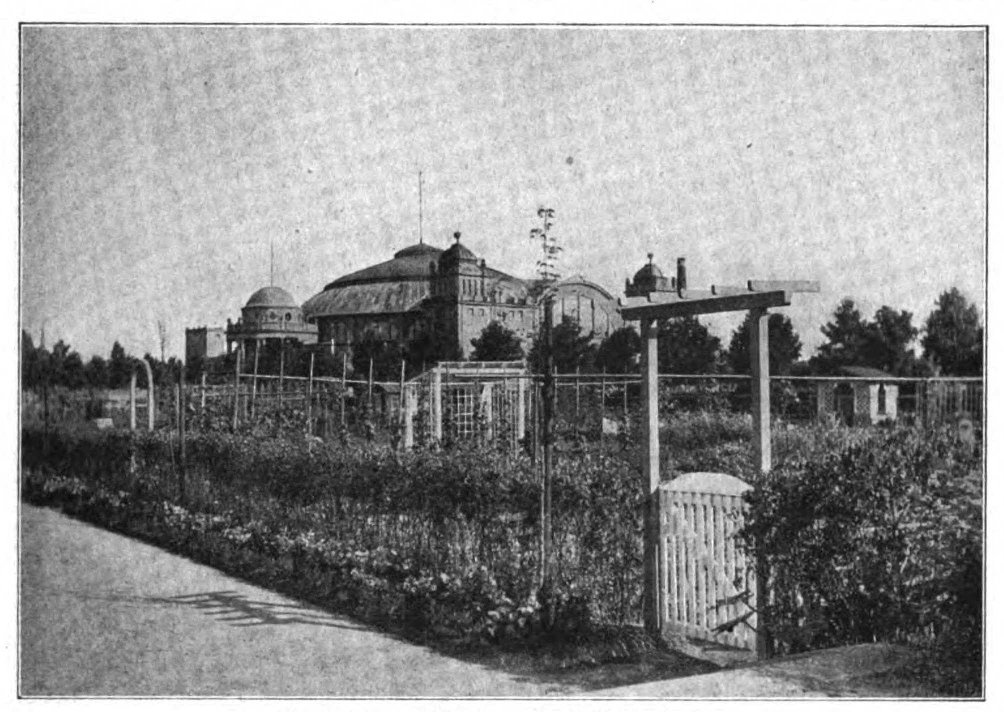


Das Bauerngärtchen

Waschfrau die Wäschestücke heiß, fast noch kochend, in dichten Klumpen auf ihn niederlegt. Dann neigt er sich, zu Tode getroffen, zur Erde nieder. Ein grauer, mißfarbener Fleck in der grünen Fläche erinnert noch lange an die Mißhandlung, die ihm da widerfahren ist.



Das alte Gartenhaus



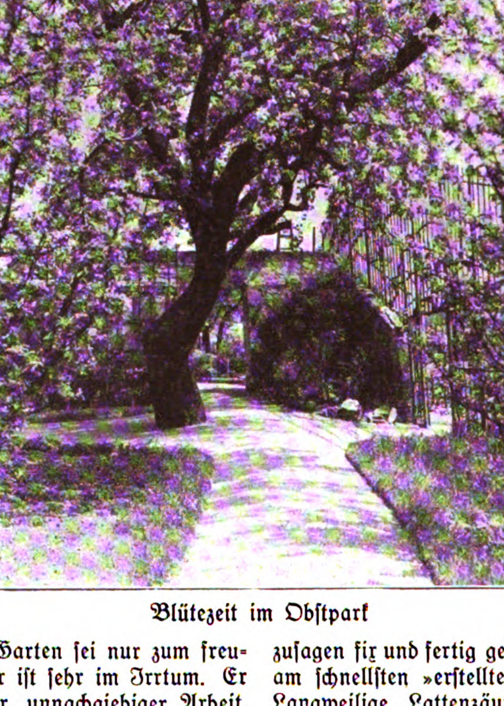
Gartentür mit Überbau für Schlingpflanzen

Ich trete an die Gemüsebeete heran. Alles, was ich da sehe, sind junge, frische Geschöpfe. Sauber hat sie der gestern niederströmende Regen gewaschen. Nun sehen sie so appetitlich aus, zum Hineinbeißen. Hier der dicke Kohlrabi ist ein derber Bauernbursche, die Wangen bläu-



Einfache und schöne Gartenhäuser für Schrebergärten

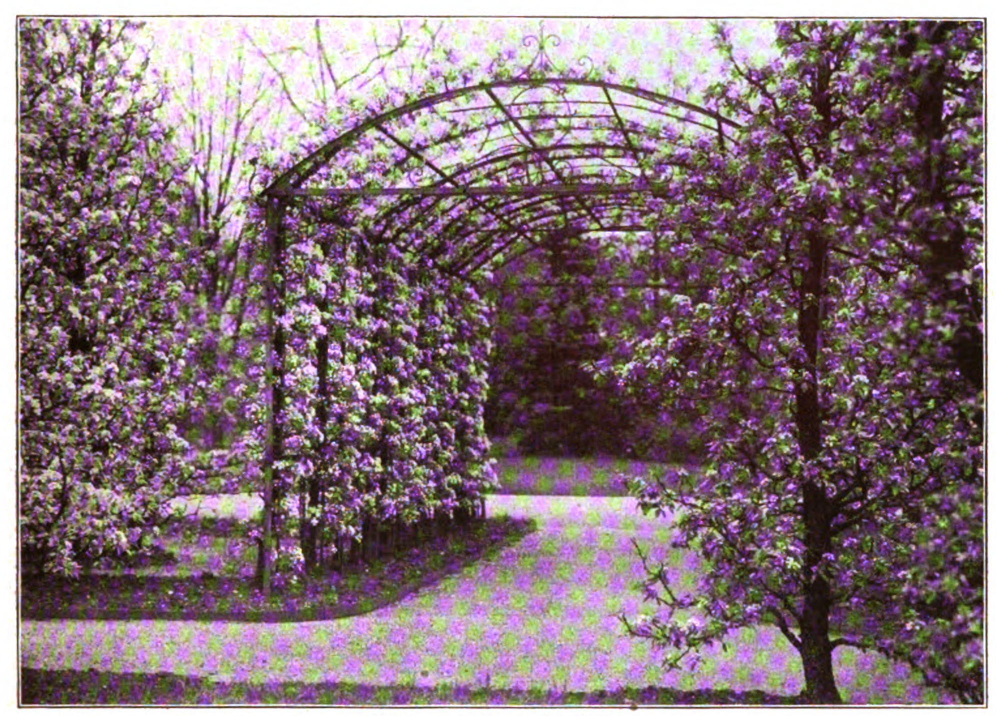
lich angelaufen, wie vom Frost. Wie Reif liegt es über der zarten Haut. Die Buschbohne dort ist die Stadtdame im umfangreichen Reifrock. Wenn der Wind ein wenig weht, dann wiegt sie sich in den Hüften und tänzelt. Gar stolz schaut sie mit ihren wasserblauen Blütenaugen umher, als wollte sie sagen: Sieh auf mich, wie schön ich bin! Mein weites Kleid zeigt nicht einen Flecken, trotz allem, was ich durchgemacht habe in den letzten Tagen. Ganz anders als bei der Nachbarin, die vor Neid ganz gelb und fahl geworden ist. — Wer steht hier am Wege? Ach, eine glänzende, braunrote Strohblume ist es. Die hat sich wider meinen Willen hier eingeschlichen. Da ist wohl im vorigen Herbst aus Versehen ein Samenkörnchen zur Erde gefallen. Jetzt stellt sich nun Fräulein Immortelle dar als ein lustiger Backfisch. Schuldbewußt läßt sie ihr junges Blütenköpfchen hängen, aber ein Lächeln spielt ihr um die Stirn, als wüßte sie im voraus, daß ich ihr vorwitziges Eindrängen verzeihen, sie in Ruhe lassen und mich an ihren Blüten erfreuen werde. So hat jedes der zahlreichen Gartenkinder seine Eigenheiten, aber alle haben sie Anspruch auf unsre Fürsorge.



Blütezeit im Obstpark

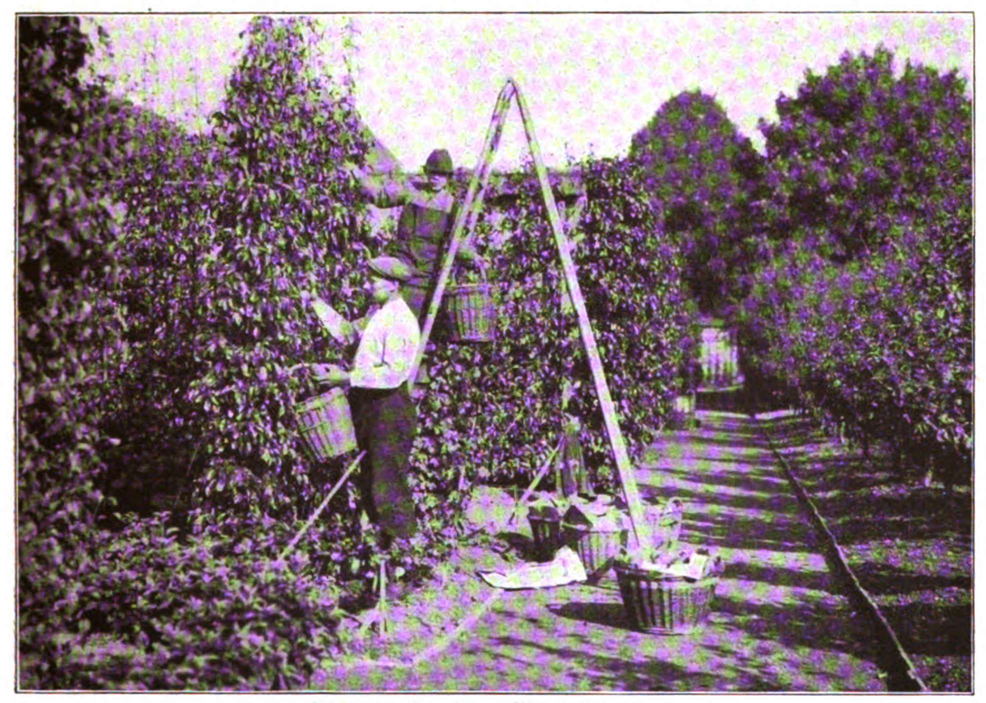
Wer da meint, ein Garten sei nur zum freudigen Genießen da, der ist sehr im Irrtum. Er ist eine Stätte schwerer, unnachgiebiger Arbeit. Nur durch zähen Fleiß kann man es im Gartenbau zu etwas bringen. Ein vernachlässigter Garten verwildert sehr schnell und ist bald gar nicht mehr in Ordnung zu bringen. Da hat jede Woche, ja fast jeder Tag seine besondere Arbeit. Ist eine fällige Arbeit versäumt, so läßt sie sich oft überhaupt nicht mehr gutmachen. Es ist z. B. die Zeit, da das Obst seiner Reife entgegengeht. Noch vor ein paar Wochen habe ich mich gefreut an dem reichen Behang der Obstbäume. Jetzt, mit einem Male, werden die Früchte so schwer, daß sich die Äste tief unter ihrer Last neigen. Es bedarf nur eines starken Regens, dann brechen viele Äste und Zweige unter ihrer Last zusammen. Da muß man gleich bei der Hand sein und rechtzeitig stützen, denn einen gebrochenen Ast macht man nie wieder ganz. Die Beschaffung der passenden Baumstützen ist in der gegenwärtigen Zeit gar nicht leicht, aber es würde mir bei Tag und bei Nacht keine Ruhe lassen, wenn ich mir sagen müßte, daß einer oder der andre meiner Bäume durch Mangel an Sorgfalt oder Opferfreudigkeit Schaden genommen habe. Die Unterdrückung des Unkrautes, die Vernichtung der Schädlinge, das Schneiden, das Veredeln der Bäume und Sträucher, das Düngen, Graben, Säen und Pflanzen, alles dies und noch vieles andre verursacht viele Mühe und verlangt großes Geschick. Aber darin liegt ja gerade der Hauptreiz, daß man einen Garten durch Sorgfalt und Mühe zu Höchstleistungen im Ertrag anspornen und ihm außerdem noch den Stempel der eignen Persönlichkeit aufdrücken kann. Jede Gelegenheit hierzu sollte man ergreifen und festhalten.

Schon die Umfriedung eines Gartens verleiht ihm seinen Charakter. Früher, als man den Garten mit dem Wohnhause sozusagen fix und fertig geliefert erhielt, da war der am schnellsten »erstellte« Gartenzaun der beste. Langweilige Lattenzäune oder gar unschöner Maschendraht bildeten die im Schnellbetrieb gefertigten Gartenzäune. Wurde etwas Besonderes verlangt, so griff man zur pomphaften Steinmauer. Alle diese Umzäunungen sind heute entweder unerschwinglich teuer oder so wenig haltbar, daß sich ihre Verwendung trotz des verhältnismäßig niedrigen Preises erst recht nicht empfiehlt. Die einzige unter den heutigen Verhältnissen wirklich empfehlenswerte Umzäunung ist die lebende Hecke. Die immergrüne Rainweide (Ligustrum sempervirens) wie auch die Hainbuche bilden vorzügliche Heckenpflanzen. In den ersten Jahren unterstützt man die jungen



Birnwandbäume in Blüte

Stecklinge durch ein weitmaschiges Drahtgeflecht. Wird die junge Hecke von Unkraut frei und gut im Schnitt gehalten, so ist sie nach wenigen Jahren so dicht, daß kein Hase und keine Katze mehr hindurchkönnen. Wie schön sich ein solcher lebender Zaun durch Beigabe von etwas Holzwerk gestalten läßt, das zeigt uns die Abbildung auf Seite 149 oben.



Obsternte in einem Wandobstgarten

Ein andres wichtiges Mittel zur Belebung und Verschönerung eines Gartens ist das Gartenhaus. Mag uns auch die obwaltende oder vielmehr täglich steigende Teuerung für die Gestaltung und Ausführung des Hauses die größte Beschränkung auferlegen, so läßt sich doch auch hier mit bescheidenen Mitteln viel erreichen, zumal wenn der Garteninhaber bei der Auswahl und der Errichtung des Hauses selbst mit tätig ist. Er spart dadurch nicht nur an Arbeitslohn, sondern auch an Material und kann vor allem seinen eignen Geschmack zur Geltung bringen. Wie das Gartenhaus einzurichten ist, das hängt sehr von der Lage des Gartens ab. Liegt der Garten beim Hause, so ist ein verschließbarer Raum im Gartenhause allenfalls zu entbehren. Befindet sich der Garten aber abseits vom Hause, so ist ein verschließbares Gelaß zur Unterbringung der Geräte unbedingt notwendig. Seine volle Schönheit erlangt das Gartenhaus erst durch eine passende Bepflanzung. (Abbildungen auf den Seiten 148 und 149).

Was die Anlage des Gartens selbst angeht, so wird trotz der Not der Zeit und trotz der ungeheuren Verteuerung des Pflanzgutes immer noch der Fehler gemacht, daß zu viele Dauerpflanzen im Garten untergebracht werden. Man möchte jedes Eckchen ausnutzen und Vorteil daraus ziehen und überlegt nicht, daß man durch zu dichten Stand der Bäume und Sträucher den Ertrag wesentlich herabmindert. Alle unsre Pfleglinge brauchen Sonne und Luft. Wenn sie sich gegenseitig diese ihre wichtigsten Lebensbedingungen beschränken, so bleiben sie nicht nur unfruchtbar, sondern Schädlinge aller Art nisten sich auf ihnen ein und lassen es sich wohlsein in dem dumpfen Schatten. Sie bringen den Pflanzen Krankheit und Tod. Wenn man einen Garten neu anlegt, dann scheint Platz in Menge vorhanden zu sein. Man bedenkt nicht, daß die jungen Bäumchen in wenigen Jahren den drei- und vierfachen Raum einnehmen und dann das ganze Beet überschatten werden. Wo bleibt dann der Raum für die Anzucht der Gemüse, die doch heute mindestens ebenso wichtig ist wie die Obstgewinnung? In einen Kleingarten gehören Obstbaumhochstämme überhaupt nicht hinein. Hier beschränkt man sich auf das Zwergobst, das nicht viel Raum beansprucht und viel schneller ertragfähig wird als ein Hochstamm. In ganz kleinen Gärten verwendet man das Zwergobst nur in der Form von Wandbäumen. Auf solche Weise läßt sich eine alte Mauer oder auch ein häßlicher Drahtzaun nicht nur gut verkleiden, sondern auch sehr nutzbar machen (Abbild. Seite 149). Man weiß nicht, wann solch eine Obstwand am schönsten ist: im Frühling, wenn die Bäume im Blütenschnee stehen und ihr süßer Duft den Garten durchwogt, oder im Herbst, wenn sich die Zweige unter der Last köstlicher Früchte neigen. Für solche Wandbäume eignen sich am besten die Birnen. Sie lassen sich besser im Schnitt erhalten als die Äpfel und werden auch nicht so leicht von Schädlingen befallen. Ist erst die Blutlaus in eine Apfelkultur hineingeraten, dann ist es mit dem Frohwachstum der Bäume vorbei.

In jeden Garten gehört auch eine genügende Anzahl von Wegen. Die Hauptwege müssen so breit sein, daß zwei Leute nebeneinander bequem darauf gehen können. Im Kleingarten führt der Hauptweg am besten durch die Mitte, vom Eingangstor zum Gartenhause. Die Wegeinfassung bildet Buchsbaum. Zu beiden Seiten des Weges dehnen sich Rabatten mit hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren. Der Grund dieser Beete ist mit Erdbeeren bepflanzt. Rechts und links von diesen Langbeeten reihen sich die Gemüseflächen. Ein Querweg teilt den Garten in vier Felder. Mit der Bepflanzung dieser Felder wird alljährlich abgewechselt, auch die Düngergabe im Winter wird verschieden bemessen, je nach der Art der Gemüsepflanzen, die das Beet im nächsten Sommer tragen soll. In großen Gärten spielt die Führung der Wege eine noch viel wichtigere Rolle als in Kleingärten. Hier tragen die Wege in hohem Grade zum Schmuck des Gartens bei. Gerade geführte Wege wirken langweilig und nüchtern, ein in Windungen sich hinziehender Weg dagegen kann unter geschickter Ausnützung des Geländes und einzelner hervorragender Baumgruppen oder Einzelpflanzen selbst einen einfachen Nutzgarten höchst eindrucksvoll gestalten.

Aus einem kommenden Buch

Wo einstmals der Vulkan zerstörend Lavaströme spie,
Protzt heute das Kurhaus,
Menschen tummeln sich, Musik spielt und lacht,
Die Schrecken unserer Erde haben jeden Kurort gemacht.
Gift und mordende Pein war das Gas für die Eltern,
Das, perlend im Glas, die Kinder der Getöteten heilt,
Wir rächen und ehren die Eltern durch den gierigen Willen, im Sein zu beharren.

Walter von Molo



Handwerk und Kunstgewerbe

Frauenkleiderentwürfe aus der Württembergischen Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart

Von Prof. Laura Eberhardt

Fernab vom Getriebe der Großstadt, auf sonniger Höhe beim Weißenhof steht die im Jahre 1913 erbaute Württembergische Staatliche Kunstgewerbeschule. Im Sommer weiden Kuhherden neben der Schule, den Schülern willkommene Modelle für ihre Zeichenstudien bietend; wehmütig erinnert ihr Glockengeläute an einstige schöne Ferienzeit in Schweizer Bergen. Bald wird dies Idyll verschwunden sein; denn Weißenhof und sein Gelände sind zu Bauzwecken bestimmt. Winzige Wohnhäuschen erscheinen an allen Ecken und Enden. Eine ganze Kolonie ist im Entstehen begriffen, einstweilen noch den Schülern als Wohngelegenheit sehr erwünscht.

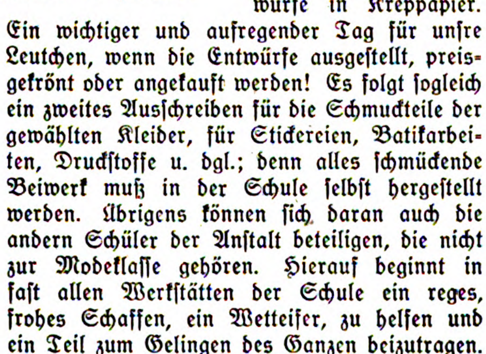
Die Schule selbst wird wohl die einzige und auf Jahrzehnte hinaus die letzte sein, die in solch großzügiger Weise erbaut und mit allen modernen Hilfsmitteln, Maschinen und Werkzeugen ausgestattet werden konnte. Auf den Werkstättenbetrieb wurde von Direktor Bernhard Pankok gleich bei der Einrichtung der Nachdruck gelegt. Der Kunstgewerbeschüler soll beim Eintritt die Gesellenprüfung gemacht haben und sich dann auf der Schule zum Meister in seinem Fach ausbilden. Waren Jahrzehnte hindurch die Kunstgewerbler hauptsächlich Zeichner und Entwerfer, so sollen sie nun wieder zu Kunsthandwerkern erzogen werden, die gründlich ihr Handwerk beherrschen und alle Schönheit aus ihrem Material herausholen lernen. Kann doch ungefähr alles, was zur menschlichen Ausstattung, zur häuslichen Einrichtung gehört, in der Stuttgarter Schule hergestellt werden — von der Wiege bis zum Grabe.

Aus dem jüngsten Werkstättenbetrieb der Schule kommen die hier veröffentlichten Arbeiten, aus der Damenschneiderei. Gern möchte ich die Leserinnen ein wenig hineinführen in die Klasse, in der so emsig gearbeitet wird, in der es trotz der durchgehenden Arbeitszeit, die die Schülerinnen sich selbst auferlegt haben, immer einen späten Feierabend gibt, von einem Achtstundentag nicht zu reden.



Abbild. 1. Gesellschaftskleid »Schwalbe«

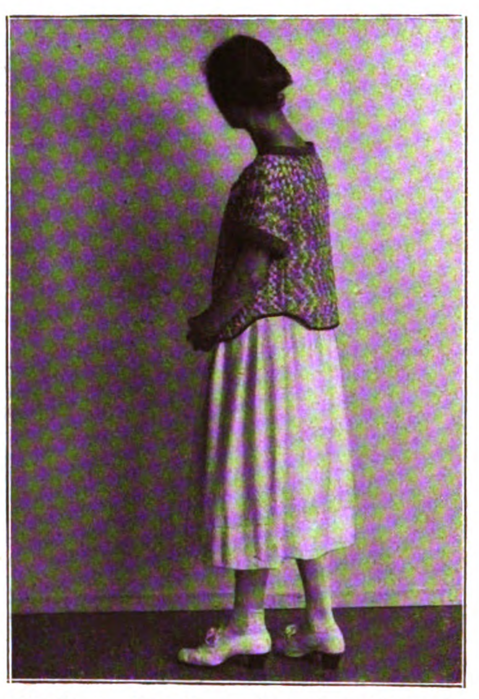
Die Schülerinnen, zum großen Teil geprüfte Gesellen (oder sagt man: Gesellinnen?), arbeiten entweder für sich und Bekannte oder bekommen Aufträge durch die Schule, nachdem sie sich zuvor im künstlerischen Zeichnen und Entwerfen geübt haben. Für die vierzehntägig erscheinende Beilage einer Stuttgarter Tageszeitung werden regelmäßig Modeentwürfe von den Schülerinnen geliefert. Das schönste Schaffen aber bringt im Frühjahr und Herbst der Wettbewerb für die Modeschau der Firma Breuninger in Stuttgart. Es wird zuerst ein Wettbewerb für die Entwürfe der Kleider ausgeschrieben. Geheimnisvoll und in der Stille, möglichst über Sonn- und Ferientage zu Hause wird dafür gezeichnet, gemalt und auch genäht, denn sehr erwünscht sind kleine Modelle der Entwürfe in Kreppapier.



Ein wichtiger und aufregender Tag für unsre Leutchen, wenn die Entwürfe ausgestellt, preisgekrönt oder angekauft werden! Es folgt sogleich ein zweites Ausschreiben für die Schmuckteile der gewählten Kleider, für Stickereien, Batikarbeiten, Druckstoffe u. dgl.; denn alles schmückende Beiwerk muß in der Schule selbst hergestellt werden. Übrigens können sich daran auch die andern Schüler der Anstalt beteiligen, die nicht zur Modeklasse gehören. Hierauf beginnt in fast allen Werkstätten der Schule ein reges, frohes Schaffen, ein Wetteifer, zu helfen und ein Teil zum Gelingen des Ganzen beizutragen.



Abbild. 2. Orchidee. Gesellschaftskleid aus gelbem Seidenkaschmir



Abbild. 4. Einfaches weißes Frottekleid mit gehäkelter grünweißer Weste



Abbild. 3. Schlafgewand



Abbild. 5. Sportkleid mit Mütze

Im Batikraum werden nicht nur ganze Kleider und Einzelteile gebatikt, es wird auch alles mögliche Zubehör, zum Stoff passend, gefärbt; es wird gestickt — farbenfroh und diskret, mit der Hand und mit der Maschine —, gehäkelt, gestrickt, geknüpft — keine Technik, die nicht zur Anwendung käme! Solide Gürtel und Leibchen werden handgewebt. Eigenartige Muster, licht und waschecht, entstehen auf duftiger Seide wie auf solidem Leinen in der Stoffdruckerei. Silberknöpfe, kostbar graviert oder emailliert, kommen



Abbild. 6. Backfischkleid

aus der Metallklasse. Zierliche Porzellanknöpfe werden bemalt; derbere Lederknöpfe überzieht der Buchbinder; der Drechsler sogar verfertigt Einzelteile für Gürtel. Hüte und Mützen, organisch zu den Kleidern passend oder fein zu ihnen abgestimmt, sind Schöpfungen der Putzmacherklasse, die Frau Anne Seeger leitet.

Anregend und abwechslungsreich ist das Arbeiten für solche Modeschau. Denn neben Kleidern in gesunder Einfachheit, für jeden Geldbeutel erschwinglich, kommen die elegantesten, reich bestickten Gesellschaftsgewänder zur Ausführung, und alle Kleider werden nicht für leblose Gestelle oder zweifelhafte Modelle, sondern für gut gewachsene Schülerinnen der Anstalt



Abbild. 7. Schwarzes Samtgewand

und deren Schwestern verfertigt und von diesen vorgeführt. Doch auch viel Arbeit und Auf-



Abbild. 8. Gesellschaftskleid aus dunkelgrünem und gelbem Taft



Abbild. 9. Tanzstundenkleid

regung bringt solche Modeschau, und große Verantwortung liegt auf der technischen Leiterin, der jugendlichen Schneidermeisterin Fräulein Johanna Binder. Kurz ist die Zeit zur Bewältigung der ganzen Arbeit: etwa 36 Kleider für eine Schau; selbst die Nächte müssen schließlich für die eilige Näharbeit herhalten. Es ist wohl nur möglich, die Aufgabe in der kleinen Zeitspanne zu bewältigen, weil die ganze Klasse in einzelne Gruppen eingeteilt wird: die Anfängerinnen kommen unter Aufsicht und Anleitung der Gehilfinnen; kleine Arbeitskreise bilden sich in der großen Klasse, in selbständigem und gediegenem Arbeiten miteinander wetteifernd. Professor Pankok ist der künstlerische Leiter der Abteilung; man kann sich denken, welchen Gewinn die Schülerinnen seiner Korrektur, seiner überquellenden Phantasie und lebhaften Vielseitigkeit zu danken haben.

Schade nur, daß unsre Abbildungen nicht farbig gezeigt werden können, um ein Bild von den feinen Farbenharmonien und reizvollen Zusammenstellungen zu geben. Eigenartig und pikant wirkt das Gesellschaftskleid »Schwalbe« (Abbild. 1) aus schwarzem Taft und weiß plissiertem Chiffonüberrock, grau und silberbestickt ist die Vorderbahn aus Chinakrepp. Bei dem andern Gesellschaftskleid (Abbild. 2) kontrastieren Ärmel und Kleid weniger scharf als auf dem Bilde. Es ist zusammengestellt aus gelbem Seidenkaschmir mit grünem Westchen und Ärmelaufschlag, reichen weißen Falbelärmeln mit schmaler grauer Einfassung; graue, in Silber gefaßte Achatknöpfe geben dem Ganzen eine pikante Note. Gebatikte Rohseide schmückt das Schlafgewand (Abbild. 3). Viel Anerkennung fand das einfache weiße Frottekleid (Abbildung 4) mit gehäkelter grünweißer Weste. Flott wirkt das Sportkleid (Abbild. 5): dunkelblauer Tuchrock mit zwischengesetzten grauen Streifen, rote Jacke, silberne Knöpfe mit Handgravierung. Mollig warm hält das leichte, rotbraune Backfischkleid (Abbild. 6) mit grau, gelb und hellbrauner Musterung seine Trägerin. Das schwarze Samtgewand (Abbildung 7) mit vornehmer Goldstickerei auf Tüll ist zu ernster, würdiger Feier bestimmt. Von guter Wirkung ist das Gesellschaftskleid (Abbild. 8) mit seiner Verarbeitung zweifarbigen Materials, nämlich dunkelgrünen und gelben Tafts. Zu Tanz und frohem Fest lockt das gelbgrundige, dunkelbraun bedruckte Seiden-



Abbild. 10. Jungmädchenkleid



Abbild. 11. Kindersamtkleidchen mit Fichu (links). Kindersamtkleidchen mit Stickereileibchen (rechts).



Abbild. 12. Kinderkleidchen

kleidchen (Abbild. 9) mit reicher Tüllfalbelgarnitur und Hohlsaumverzierung. Das Jungmädchenkleid (Abbild. 10) hat grauen Tuchrock mit Vorstoß aus weißem Seidenrips, gelbe Weste mit Emailknöpfen, schwarzes, mit weißem Rips besetztes Samtjäckchen.

Mit den Kindern (Abbild. 11—12), die so beherzt durch die dichte Menge der Zuschauerinnen schreiten, wollen wir unsern kurzen Blick in die Modeschau schließen, nicht ohne Dank zu sagen Herrn Kommerzienrat Breuninger für die weitherzige Unterstützung unsrer Sache. Solch tatkräftige Förderung ist unsern Schulen und aufstrebenden Talenten vonnöten.

Festgesang

Es hebt mich auf wie Flügelbreiten,
Ich steig' in weiten Glanz hinein:
Der deutschen Freiheit Himmelsschein
Bricht an in sieben Seligkeiten.
Heimatland! Vaterland!
Füllst das Herz mir bis zum Rand.
Du bist mein. Ich bin dein —
Deutschland.

Denn ohne Freiheit hat das Leben
Für rechte Deutsche keinen Wert,
Wir sind bereit, es hinzugeben
Für freie Scholle — freien Herd.
Heimatland! Vaterland!
Füllst das Herz mir bis zum Rand.
Du bist mein. Ich bin dein —
Deutschland.

Der Deutsche muß als Knecht verderben,
Gott hat ihn nicht dafür gedacht,
In Freiheit leben oder sterben
Hat seine Väter groß gemacht.
Heimatland! Vaterland!
Füllst das Herz mir bis zum Rand.
Du bist mein. Ich bin dein —
Deutschland.

Es hebt mich auf wie Flügelbreiten,
Ich steig' in weiten Glanz hinein:
Du deutsche Freiheit! Himmelsschein!
Du kommst in sieben Seligkeiten.
Gebt die Hand: Vaterland,
Schließ um uns dein heil'ges Band!
Herzgemein, sind wir dein —
Deutschland.

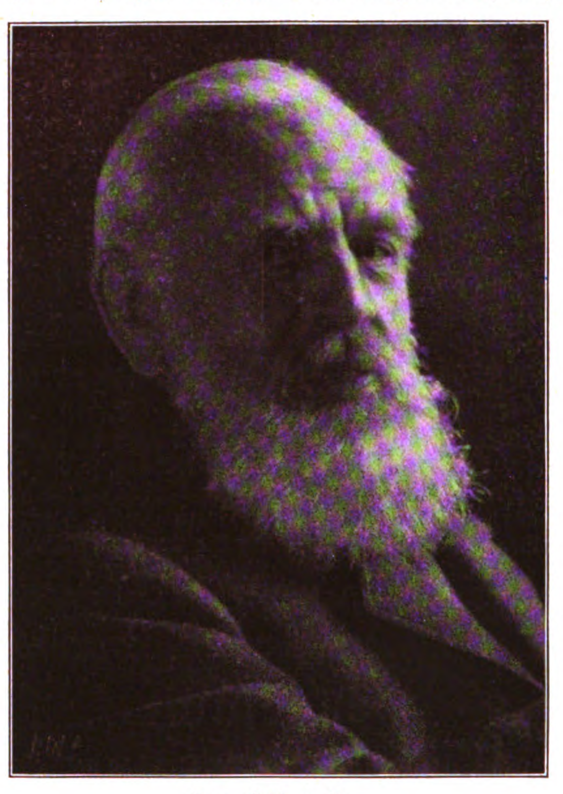
Johanna Wolff

Otto Gildemeister

Ein Meister der literarischen Form

Von Rudolf Eucken

Die Briefe von Otto Gildemeister werden vielen Menschen Genuß und Gewinn bereiten; wir müssen der Tochter, Frau Lissy Susemihl-Gildemeister, dankbar dafür sein, daß sie diese Briefe veröffentlichte (Briefe von Otto Gildemeister, herausgegeben von Lissy Susemihl-Gildemeister; Insel-Verlag, Leipzig 1922). Sie geben an erster Stelle ein lebensvolles Bild eines Mannes, der zu den feinsten Geistern der Zeit gehörte und dessen literarische Leistungen ihm einen dauernden Ehrenplatz sichern. In seltener Weise verbinden sich bei ihm die Tüchtigkeit eines welterfahrenen Staatsmannes und die geistige Weite und Schönheitsfreude des künstlerisch Schaffenden. Sein Denken war an erster Stelle dem Menschen und seinen seelischen Erlebnissen zugewandt; den Menschen zu verstehen und mit ihm zu empfinden, das war seine besondere Stärke, das gab auch seinen literarischen Urteilen eine hinreißende Überzeugungskraft; zugleich hatte jeder Ausdruck seiner Überzeugungen eine wunderbare Klarheit, Anmut, Klangfarbe; auch diese intimen Briefe zeigen den Meister des deutschen Stils, als welchen wir Gildemeister hochschätzen und bewundern.



Otto Gildemeister

Die hier gebotenen Briefe richten sich an den Familien- und Freundeskreis; die in ihnen bekundete Wärme, Güte, Liebenswürdigkeit ist geeignet, das Bild jenes Mannes anschaulich auszuführen und ihn den Lesern seelisch nahezurücken. Dabei wird eine angenehme Mannigfaltigkeit dadurch erreicht, daß die Briefe nach ihren Hauptgruppen einen verschiedenen Inhalt haben: ein bedeutender Teil von ihnen richtete sich an die mütterliche Freundin des Hauses, Luise Kugler, eine Schwester des hervorragenden Kunstforschers und Dichters Franz Kugler, welche nach ihrem Bremer Aufenthalt als Malerin ein stilles Leben in München führte; ein andrer Teil schildert der anmutigen Gattin Gildemeisters das Leben und Treiben am Hofe und in den politischen Kreisen Berlins, denen Gildemeister als Bundestagsgesandter nahestand; literarisch ergiebig ist namentlich der Briefwechsel, den Gildemeister mit seinem Neffen Adolf Meyer-Wolde führte; dieser stand nicht nur seinem Herzen besonders nahe, sondern es entwickelte sich auch ein lebhaftes und förderliches Verhältnis zwischen dem gereiften Manne, der auf der Höhe seines Wirkens und Schaffens stand, und dem aufstrebenden jungen Manne, der der Literatur nicht nur ein warmes Interesse entgegenbrachte, sondern sich auch selbst dichterisch betätigte. Es entstand daraus einmal ein fruchtbarer Austausch von Eindrücken und Urteilen über literarische Werke und Persönlichkeiten, zugleich eröffnet sich aber auch eine ergiebige Fundgrube echter und milder Lebensweisheit, die niemals den absoluten Maßen der Sittlichkeit etwas vergibt, immer aber einen liebenswürdigen und künstlerischen Zauber ausübt.

Der Briefwechsel mit Luise Kugler zeigt Gildemeister bestrebt, der Freundin die Bremer Ereignisse durch eine genaue Mitteilung nahezurücken und ihre Teilnahme dafür wachzuhalten, zugleich aber ihr zu zeigen, wieviel sie den Freunden bedeute, wie unentbehrlich sie ihren Herzen sei. Ernst und Scherz wechseln darin in bunter Folge. Es erscheinen da höchst anmutige und liebenswürdige, gelegentlich auch schalkhafte Züge. Nur einzelnes sei daraus angeführt. Die Kugler hatte Gildemeister und seiner Frau eine Anzahl von Grüßen an Bremer Freunde auf-

getragen. Gildemeister scheint solches massenhaftes Grüßen nicht zu schätzen, er meint neckend: »Letzteres wirst Du Dir ein wenig erleichtern können, wenn Du ein Verzeichnis der zu grüßenden Personen lithographieren oder noch besser drucken läßt, von dem Du dann jedesmal nach Durchstreichung der nicht zu berücksichtigenden Namen ein Exemplar beilegst. — Eine ganz ähnliche Einrichtung besteht hier, um das Publikum von den angekommenen Seefischen zu benachrichtigen. Die Liste enthält alle landesüblichen Gattungen, und der Ankündiger streicht nur immer die Namen der ausgebliebenen aus. Überlege es Dir.« —

Ganz reizend wird in metrischer Form erzählt, wie Gildemeister der Kugler eine hübsche Lampe zu Weihnachten verehren möchte und bei den damaligen Zollverhältnissen (1861) auf ungeheure Schwierigkeiten stößt, die nun scherzhaft übertrieben werden; er sucht und sucht, bis endlich ein guter Geist ihm den Gedanken eingibt, daß auch in München mit Hilfe von Banknoten eine solche Lampe erhältlich sei. Aber die Schilderung seiner Erlebnisse auf dem Zollbureau ist von einem unwiderstehlichen Humor und von einer glänzenden Bildkraft:

... Ich trabte allein nach dem Posthaus,
Unter dem Arme die Lampe, den Docht und den neuen Zylinder,
Redlich entschlossen zum Kampf, doch selbst verzweifelnd am Siege. —
Männer in schlottriger Dienstuniform, mit Brillen und Bärten,
Saßen auf räudigen Polstern umher vor schwärzlichen Pulten
Zwischen Tabellen und Akten und Büchern in ledernem Einband. —
Publikum auch war dort, Hausknechte, Handlungsgehilfen,
Weiber mit Säcken und Körben und mißlich duftende Bauern,
Jeder im Kampfe mit einem der Herrn in der schlottrigen Amtstracht.
Publikum keifend und jammernd, die Schlottrigen polternd und grunzend.
Niemand hatte es richtig gemacht; hier fehlte das Siegel,
Dort ein Komma im Zollmanifest; dort waren die Austern
Vorschriftswidrig verpackt — wer könnt' es gebührend beschreiben!

Dabei werden diese Briefe von einer ernsten Stimmung getragen, Gildemeister will die Freundin, welche sich einsam fühlt und viel Schweres erlebt hat, trösten und ermuntern, er tut es durch Wort und Tat, er zeigt, wie wert sie seinem Hause und darüber hinaus manchen Bremern ist, zugleich bringt er treffliche Gedanken über das, was dem Leben in Liebe und Leid einen Wert gibt. So in einem Briefe zu ihrem 50. Geburtstage:

»Der Kummer und die Sorge sind Dir gerade jetzt näher als seit langer Zeit. Aber Du hast trotzalledem Ursache genug, in dem verborgensten Winkel Deines Herzens einem freudigen und glücklichen Gefühl Aufnahme zu gestatten. Du hast zu sehr in Deinem Leben wahrhaft und wirklich empfunden, wie reich und schön trotz alles Herzeleids und aller Vergänglichkeit das irdische Dasein sein kann, um nicht auch jetzt in dunkler und trauriger Zeit die Sonne hinter den Wolken zu f ü h l e n. Und das Beste, was es auf Erden gibt, die Fähigkeit, zu lieben, und das Bewußtsein, daß andre Dich lieben, das besitzest Du ja auch heute wie zuvor, und die fünfzig Jahre haben es nicht vermindert, sondern vermehrt. — Preise Dich glücklich, daß Gott Dir ein warmes, lebendiges Herz in die Brust gegeben hat, und daß er Dir viele wahre und echte Freunde geschaffen hat.«

In eine ganz andre Umgebung führen die meist von Berlin datierten Briefe an Frau Felicie Gildemeister; diese widerstrebte einer Veröffentlichung der von ihrem Manne an sie selbst gerichteten Briefe, nur insofern war sie dazu bereit, als jene ein historisches — nicht persönliches — Interesse hatten. So sehen wir Gildemeister hier in seinem Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten des Hofes und der Regierung. Für das höfische Treiben hatte er schon als guter Bremer wenig Respekt, aber er hatte eine aufrichtige Schätzung für alle festen und tüchtigen Persönlichkeiten, so im besonderen auch für den alten Kaiser, dessen schlichte, treue, edle Art ihn herzlich anzog; er hätte nicht die Geschmacklosigkeit begangen, diesen Mann als einen Großen zu bezeichnen; auch sonst fand er manche Männer, die ihn sehr schätzten und in deren Gemeinschaft er sich wohl fühlte. Das war die Zeit, wo das neue Reich in vollem Glanze stand und wo Bismarck mit überlegener Kraft und Weisheit für seine Sicherheit sorgte. Die Briefe enthalten manche anschauliche Schilderung dessen, wie damals das Leben sich auf der Höhe abspielte, so z. B. des Kölner Domfestes, so des Besuches Kaiser Wilhelms in Bremen usw. Gildemeister zeigt sich auch hier als ein feiner und gütiger Beobachter, der nur gelegentlich kleine Anzeichen eines überlegenen Humors nicht unterdrücken kann. Heute muß eine solche Schilderung tiefe Wehmut erzeugen; wie sicher fühlte man sich damals auf stolzer Höhe, wieviel echte Begeisterung umfing damals die leitenden Persönlichkeiten, und wie schauerliche Abgründe haben sich uns seitdem aufgetan, die niemand ahnte! Daß die dort gebotene Kultur nicht tief ging, das konnte einem klarsehenden Beobachter nicht entgehen, aber

Gildemeister kam zunächst nicht in einen Gegensatz dazu, er selbst verfolgte unverdrossen seinen eignen Weg einer künstlerischen Kultur. Als aber die Bismarcksche Politik sich dem Schutzzoll zuneigte, da hat er seine abweichende Überzeugung mannhaft vertreten; dem Ganzen seiner Weltanschauung aber entsprach es, mit Spinoza und mit Goethe die menschlichen Dinge weder zu verspotten noch zu beweinen, sondern sie zu verstehen.

Die Briefe an den Neffen zeigen Gildemeister als einen einsichtigen und freundlichen Berater in Lebensfragen, dem alle Schroffheit fernliegt, der aber alle Laxheit ablehnt; sodann erhalten wir eine Fülle von literarischen Schilderungen und Urteilen, die durchgängig den Nagel auf den Kopf treffen. Literarisches und allgemein menschliches Urteil gehen dabei Hand in Hand; die Grundstimmung ist keineswegs optimistisch, aber sie neigt dazu, sich mit der Welt, wie sie nun einmal ist, möglichst zu verständigen, soweit es seine eigne Überzeugung gestattet. Bezeichnend ist dafür folgende Bemerkung, die an Gentz anknüpft: »Im wirklichen Leben ist es nicht wie in den Märchen, wo es nur Gute und Schlechte gibt; der Mensch ist eine sehr zusammengesetzte Kreatur, vergleichbar einer großen Stadt, wo allerlei Elite, Mittelgut und Gesindel durcheinander wohnt, ein unerschöpflicher Stoff staunender Betrachtung. Im ganzen ist die Welt so beschaffen, daß man froh sein muß, wenn man Leute trifft, die wenigstens etwas von der Elite an sich haben.«

Autoren grundverschiedener Art und Höhe ziehen in diesem Briefe an uns vorbei. Rousseau, Bonivard, Taine, Loti, Byron, Newman, Fritz Reuter, Klaus Groth usw.; besonderes Interesse wird Kellers »Grünem Heinrich« gewidmet, und die Diskussion trifft dabei oft auf verwickelte seelische Fragen, alles Dogmatische widerstrebt diesem feinen Menschenkenner, er sieht besonders das Widerspruchsvolle und das Flüssige im seelischen Verhalten. Diese Gedankenwelt behandelt Kunst und Literatur nicht als eine bloße Zugabe, sondern als ein wesentliches Stück des Lebens, das sein Innerstes eröffnet und das tiefen Ernst verdient. Auch bei den bildenden Künsten ruht der Nachdruck auf dem geistigen Gehalt: »Die heutige Menschheit läuft eher Gefahr, zu vergessen, daß alle Resultate der Beobachtung, der Historie, der naturgeschichtlichen Methode schließlich doch, um wertvoll zu werden, vom Geist beleuchtet werden müssen. Gewiß ist es unermeßlich wichtig, Ohren, Hände genau zu beobachten, aber in diesen Dingen, die den Stoff der Kunst bilden, liegt nicht das Wesen der Kunst. Nimmermehr würde sie uns in dem Maße fesseln, wie sie es tut, wenn nicht hinter der ‚Mache' eine Sache, eine geistige Empfindungswelt, die nach Sichtbarwerden ringt, stäke.«

Die hier vorliegende Überzeugung verbindet eng miteinander Kunststudium und echte Bildung. Über das Wesen und den Wert dieser finden sich bei Gildemeister manche treffliche Worte. Er betont den aristokratischen Charakter der Bildung. »Höhere Bildung ist zwar für die ganze Nation eine Sache von höchster Wichtigkeit, sie wirkt in die tiefsten Schichten hinab; aber sie selbst ist nun einmal ihrer Natur nach den Massen unzugänglich, ein aristokratisches Element, dem kein demokratisierendes Jahrhundert etwas anhaben kann.« —

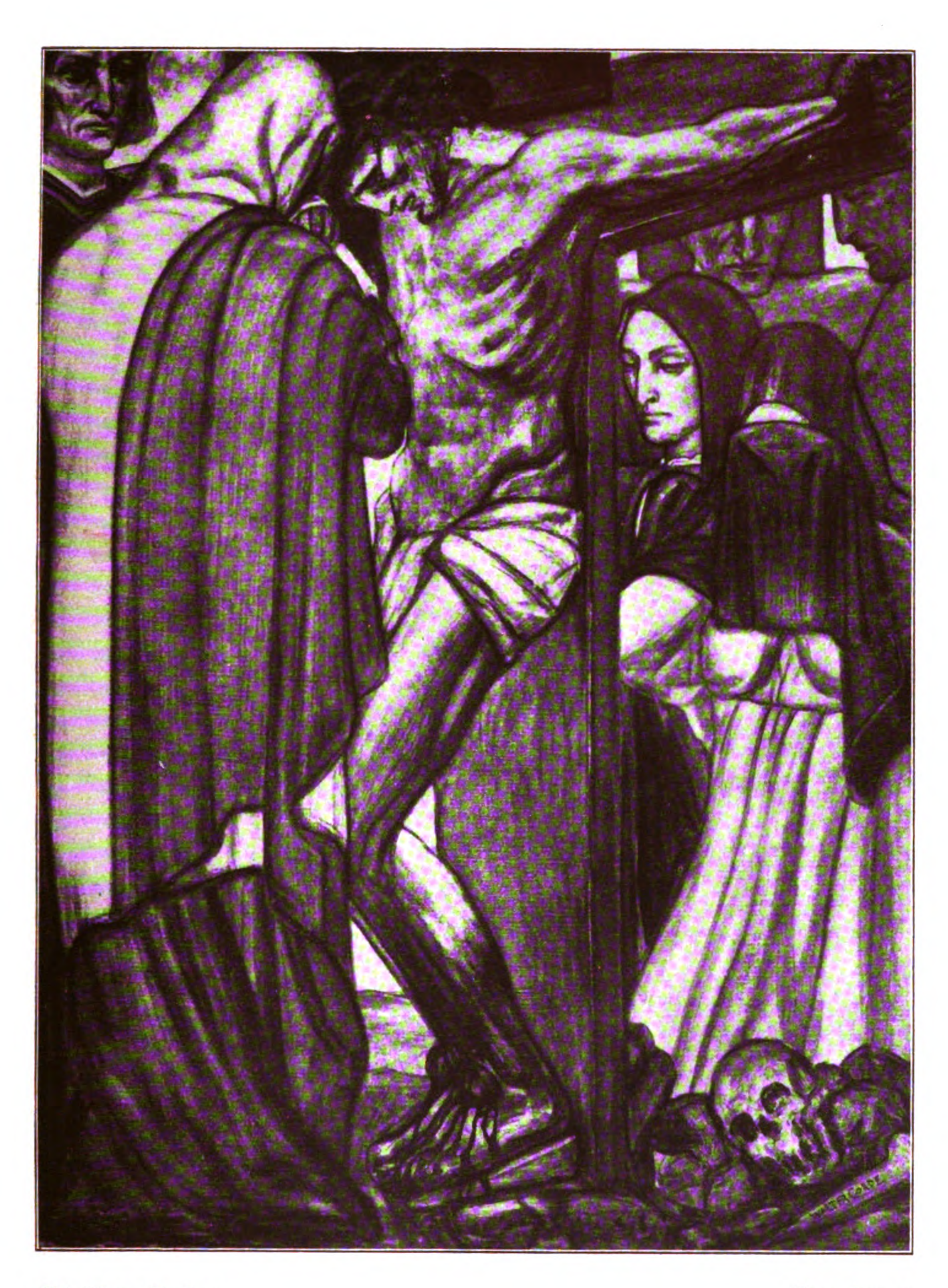
»Ein gebildeter Mann kann wohl sich von aller aktiven Teilnahme fernhalten, aber er darf sie nicht einfach als nicht vorhanden betrachten und ignorieren. Er würde sich dann von dem geistigen Leben der Menschheit isolieren, und er wäre nicht mehr im wahrsten Sinne des Wortes, im Sinne Goethes, ein gebildeter Mann. Orientiert zu sein in der Welt der Geister, das ist Bildung.«

Besonders beachtenswert ist, was dieser Meister der Form, dieser echte Sprachkünstler, über Stil und Sprache zu sagen hat; der Briefwechsel bringt gerade in dieser Richtung höchst schätzbare Winke:

»Die Schriftstellerei ist ähnlich wie das Geschäft des Kranzflechters, der den festen Draht zwar schnell genug biegt, aber viel prüft, verwirft, wählt, ehe er die Blumen und Blätter gefällig geordnet hat. Im Lauf der Zeit gewinnt man auch darin eine rapide Geschicklichkeit, aber im Anfang muß man sich die Langsamkeit des Flechtens nicht verdrießen lassen. Auch mußt Du dich gewöhnen, das, was Du schreibst, zu hören, entweder mit dem inneren Ohr, oder buchstäblich durch Lautlesen: Wie klingt es? Mancher unbeholfene Satz, mancher schlechter Übergang, manche Monotonie (z. B. wenn dasselbe Adjektiv, schön, grün, prächtig, immer wiederkehrt) wird vermieden, wenn der Schreibende hört, was seine Feder spricht. Durch solches Zuhören kommt etwas von der Lebendigkeit der gesprochenen Rede in den Stil, der sich zwar schriftlich immer etwas anders als mündlich gestalten wird, der aber immer sein wahres Muster an dem natürlichen, improvisierten Gespräch oder Vortrag hat und haben wird.«

Das gilt besonders für den deutschen Stil. »Das Gut-Deutsch-Schreiben ist auch eine Kunst, die Übung erheischt; ich bin überzeugt, daß Du bei gehöriger Aufmerksamkeit — das ist mein Ceterum censeo — sehr bald es lernen wirst, dieses wundervollen Werkzeuges, das man deutsche Sprache nennt, Dich zu bedienen wie ein Gentleman, einfach, geschmackvoll, bequem. Das Prosa-Übersetzen ist eine vortreffliche





Walther Corde: Kreuzigung

Übung, wenn man immer im Auge behält, daß es darauf ankommt, erstens alles zu sagen, was der Autor sagen wollte, und zweitens nichts zu sagen, was nicht wie natürliches reines Deutsch klingt. Und ohne Zweifel sind dabei die Franzosen die besten Vorlageblätter. — Der Unterschied der beiden Sprachen bringt es zum Bewußtsein, was nötig ist, um das Deutsche annähernd ebenso klar, fein und behend zu machen, das Schleppende und Ungelenke unsrer Syntax zu umschiffen, den unübersetzbaren Ausdruck durch annähernden Ersatz wiederzugeben. —

Feine Bemerkungen über Sprachreinheit und Übersetzungskunst bringt auch der Briefwechsel Gildemeisters mit seiner Tochter:

»Ich will um alles nicht eine erzwungene Reinheit und Feinheit der Sprache, zumal in Gespräch und Briefen. Natürlichkeit ist das oberste Gesetz. Aber Reinheit und Feinheit soll eben Natur sein und bleiben, so daß man ganz von selbst, ohne weiter darüber nachzudenken, das Richtige, Geziemende tut und sagt. Wer in solcher Natur sicher wohnt und sie sich nicht durch schlechte Angewöhnungen korrumpiert hat, der wird sich völlig frei und zwanglos bewegen, und der kann auch einmal ein Slangwort, wo es hingehört, ruhig anwenden.« —

Ferner: »Gedichte als Gedichte zu übersetzen, ist keine Jugendtorheit, denn es gibt vielleicht kein besseres Mittel, sich zugleich in der Beherrschung der eignen Sprache zu üben und sich der Feinheiten der poetischen Diktion bewußt zu werden, als dies Ringen mit dem Genius einer fremden Zunge.«

Daran schließt Gildemeister eine kleine Probe, wie er selbst die Sache machen möchte; auch in diesen kleinen Proben erweist er sich als ein Meister der Sprache, mit Recht hat daher Paul Heyse ihn als den Übersetzergilde-Meister mit einem anmutigen Wortspiel bezeichnet. Was er auf diesem Gebiet geleistet hat, das ist allen bekannt.

Diese Briefe geben nur ein kleines Stück der Lebensarbeit Gildemeisters, aber auch in diesem Stück erscheint eine ausgeprägte geistige Individualität, die für unser Kulturleben nicht wenig bedeutet. Gildemeister war ein Meister der Form und der Sprache. Wir Deutschen neigen von alters her zur Geringachtung der Form und halten uns ausschließlich an den Stoff: um so höher müssen wir es schätzen, daß Gildemeisters unermüdliches Schaffen und Wirken uns ein leuchtendes Vorbild liefert, das uns dauernd fördern kann; seine ganze Lebensarbeit bezeugt, daß edle Form sich aufs beste mit charaktervoller und treuer Gesinnung verträgt.

Tiefe Stunde

Zeiten und Zonen haben an mir gebaut,
Alle, die waren:
Griechenlands Klarheit, Indiens Sehnsucht und Negerlaut,
Basken und Janitscharen —
Bis ich ward
Ein Ast am Weiser in ewige Ferne.
Auf meinem Hauche gleitet der Wolken Fahrt,
Im Brunnen meiner Augen baden die Sterne;
Jesus flüstert in mir und Laotse,
Rembrandt und Bach durchwirken mein Glück und Weh ...
Und wandre doch durch der Erde erschlossenen Raum
Wie auf dem Dorfplan unter blinder Laterne.
Mensch und Tier und Haus und Baum
In schattiges Licht
Wie ins Wesenlose getaucht —
Ich begreife all die Dinge nicht.

Still! Eine befreundete Stimme haucht:
O Mensch, du Gottestraum ...!

Ernst Ludwig Schellenberg





Der silberne Heiland

Von Leonhard Schrickel (Weimar)

Sie wußte, daß sie träumte — und riß sich doch nicht aus dem Traume los. Es war so viel Schönes, so viel Erlebtes darin verwoben. Aber sie durchschaute die liebliche Täuschung und lächelte dankbar darüber, ohne das Walten und Weben der freundlichen Traumgeister zu stören. Ja, sie stellte sich unwissend und gläubig und tat, als erlebe sie die Dinge, die da für sie zu einem holden Wahnspiel aufgebaut wurden, wirklich zum erstenmal. Und — wunderlich! — beinahe war ihr auch alles, was da vorging, so neu und wirkte mit so ungeminderter Kraft auf sie ein, daß sie förmlich in Zweifel war, ob ihr der Traum den Wahn, sie habe das alles schon einmal erlebt, nicht etwa nur vorgaukle.

Hell und fein schlug das Glöckchen in der kleinen Standuhr auf dem Nähtischchen am Fenster. Die hatte ihr der unermüdlich schenkende Gatte heimlich hingestellt, um sie nun am schönsten Morgen ihres ganzen Lebens zu überraschen und ihr dergestalt auf seine Weise zu danken dafür, daß sie ihm gestern abend den Sohn geboren. Und der Gute stand unsichtbar-sichtbar neben ihrem Bett, um sie, sobald sie nun die Augen aufschlage, behutsam-stürmisch zu umfangen; sie wie eine zerbrechliche Puppe in die Arme zu nehmen und ihr den Mund mit Küssen zu bedecken — Und dicht bei ihr, im Körbchen, lag der Junge, des Vaters Ebenbild ...

Sie hielt die Augen aber fest geschlossen, fast als fürchte sie, daß ihr der süße Traum entfliehen und sie in eine fremde Wirklichkeit verstoßen könnte.

Da schlug das Glöckchen wieder. Ganz fein und hell ... Da war's ein graues Morgendämmern, das auf sie wartete und sie mit kalten Händen rüttelte, daß sie aufstehe und dem Jungen den Morgentrunk bereite, bevor er von ihnen ging. Und eine Trommel rasselte, ein Hornruf schlug ans Fenster, ungeduldig und hart. In einer Stunde fuhr der Zug von dannen und trug den Sohn gen Westen in den Krieg ... weit ins fremde Land vor einen haßerfüllten Feind — —

Und tiefer schmiegte sie sich in die Hut des Traumes, furchtsam und wehzerrissen, als könnte sie das Leben dergestalt um diese Stunde und ihre grausame Wirklichkeit betrügen ...

Und jetzt ... jetzt rief das feine, helle, zage Stimmchen der Uhr von neuem. Da saß sie schmerzbetäubt am Bett des toten Gatten und sollte wieder ins Leben erwachen, um ihm, der ihres Daseins Maß und Ziel gewesen, das letzte Geleit zu geben — —

Da fuhr sie auf, das Glöckchen anzuhalten — und fand sich einsam in einem fremden Raum. Vergebens rang sie, des Traumes Fesseln abzustreifen und sich zu ermuntern, denn was sie vor sich sah, das war doch ihr Zuhause nicht. Die kleine Standuhr fehlte und das Nähtischchen am Fenster mit. Die Bilder waren von den Wänden fort, und kahl und dürftig stand das schmale Stübchen.

Hastig warf sie sich die Kleider über. Mein Gott, und was für Kleider! Ein abgetragener und arg geflickter Rock und eine fast noch ärmlichere Morgenjacke waren alles, was sie erraffen konnte. Und sie hatte doch ein so hübsches Wollkleid fürs Haus gehabt, ein Geschenk, das ihr der liebste Mann zum letzten Weihnachten unter den Lichterbaum gelegt. Ob es im Schranke hing?

Barfüßig eilte sie, im Nebenzimmer zu suchen. Aber als sie die Tür aufriß, stand sie in einer engen, niederen Küche, in der rings in allen Ecken die hohläugige Armut hockte.

Jetzt rief das Glöckchen wieder; wie aus der Ferne und ganz hastig und überstürzt, wennschon noch immer mit dem alten feinen, hellen Stimmchen. Und nun hörte sie es deutlich: es schlug drüben bei der Nachbarin; schlug hinter jener Wand, an der sie schlief und die nicht Tür, nicht Fenster hatte.

Da ward sie vollends wach, und wie von einem herzabwürgenden Erschrecken übermannt, sank sie kraftlos auf ihre Küchenbank.

Die unverhüllte Wirklichkeit stand herb und grau vor ihr.

Die Krankheit des unermüdlich in seinem Studierstübchen an seinem Schreibtisch schaffenden Gatten, der zwei Jahre lang, gefoltert von Zweifeln an seines kriegsgefangenen Sohnes Heimkehr, dahingesiecht war, hatte viel, viel Geld verschlungen. Und als er starb, der Beste aller Guten, da kostete der Tod schon beinahe ein Vermögen, so daß sie ihren Schrank mitsamt dem Hauskleid hatte verkaufen müssen. Danach war das Brot von Woche zu Woche teurer geworden, während ihre mühsam erkämpften Einkünfte immer schmäler zu werden schienen, drum hatte sie die kleine behagliche Wohnung geräumt und war in das Dachstübchen gezogen, darinnen sie jetzt wach und wissend stand. Bald hatte der Hunger an die Tür gepocht, einmal, zweimal ... und wieder und wieder, bis sie geöffnet und ihm Stück um Stück des Hausrats preisgegeben hatte. Um zu leben. Nur um zu leben. Ganz karg und schmal zu leben. Sie hatte sich Entsagungen auferlegt, unerbittlich und schonungslos. Oh, sie hatte sich kurz gehalten, um nicht am Ende alles, was da war, in fremder Leute Hände fallen zu lassen. Aber eines Abends war sie knapp vor ihrer Schwelle, auf der dämmerdunklen Treppe, hingesunken,



vom heimlich höhlenden Hunger gefällt. Man hatte sie heraufgetragen in ihr Stübchen, und ein Arzt hatte sich über sie gebeugt, und irgendwer hatte gesagt, daß sie sterben werde. Da hatte sie die Augen auch ganz fest zugeschlossen, wie vorhin im Traum, und hatte sich, von einer nie zuvor gefühlten Seligkeit berauscht, dem lieben Tod entgegengeschmiegt. Aber als sie dann seinen kühlen Atem an ihrer Stirn gefühlt, war sie jählings mit einem gellenden Schrei emporgefahren und hatte sich an die treulich wachende Nachbarin angeklammert und hatte der teilnehmenden Frau das einzige Wertstück, das sie noch besessen, die kleine Standuhr, mit flehentlichen Worten aufgedrängt, sie stürmisch bittend, ihr dafür Nahrung einzutauschen. Und die Hilfreiche hatte ihr ein Brot gebracht und eine Suppe gekocht, und hatte so den kalten Tod gescheucht.

Und jetzt ...?

Sie mußte leben! Sie mußte!!!

Aus aller Kraft schrie sie es wortlos hinaus; riß sich von der Küchenbank hoch und schritt, wie auf der Flucht vorm Sterben und Versiechen, in ihre Stube zurück. Als hier ihr Blick von ungefähr in den kleinen fleckigen und darum unverkäuflichen Wandspiegel fiel und sie sich sah, wie sie mit aufgerissenem Munde und weiten starren Augen, das Grauen und eine namenlose Angst in allen Mienen, daherlief, erschrak sie vor sich selber und wandte sich ab.

Warum leben ...?

Sie war alt und grau. Und zum Erlöschen müde und verbraucht. Ihr Märchen war längst zu Ende. Das war in eine andre Welt entglitten; war abgetrennt von ihr durch eine Mauer, die weder Tür noch Fenster hatte, also daß sie nie mehr hinüberschreiten oder auch nur hinüberschauen konnte in das Land der Wunder ...

Warum also le— —?

Sie frug die Frage nicht zu Ende. Ganz allem Träumen entwunden und mitten in den Tag gestellt, nahm sie hastig ein Pappkästchen vom Fensterbrett und zog mit zitternden Händen ein viertel Zeitungsblatt hervor.

»Die letzten vier ...«

Klar stand's gedruckt, und sie las es sich laut vor; ließ das Blatt sinken und stieß die Worte wieder laut in die Stube. Dabei sprangen ihr die Tränen auf die Lider, und ein tief inwendiges Schluchzen brach über ihre Lippen. Aber sie kämpfte es nieder und tat den Tränen gewaltsam Einhalt. Jetzt durfte sie nicht weinen. Auch nicht aus Freude. Jetzt mußte sie rege sein! Ihr alter Kopf hatte sie sowieso schon um eine halbe Stunde betrogen, die sie mit allerhand unnützen Erinnerungen verzettelt hatte.

Pfui, sie war eine schlechte Mutter! Wie hatte sie erwachen können, ohne sogleich an ihren Jungen zu denken? Wie hatte sie auch nur schlafen und bis in den dämmernden Morgen hinein träumen können, wo es galt, ihn zu erwarten und zu empfangen? Ihn, dessen Wiederkehr sie mit wunder, zerrissener Seele entgegenbebte seit sieben Jahren. Den sie von ihrem Heiland erbettelt hatte in all den ungezählten Nächten und an all den erbarmungslos vorüberreisenden Tagen. Ihn, der seines Vaters Stolz und Hoffnung gewesen und an dessen Leid und Not der liebste Mann, sehnsuchtgequält, dahingestorben war. Ihn, um dessentwillen sie lebte und leben mußte, war es auch nur, um ihn noch einmal zu sehen und in die Arme zu schließen für einen kümmerlichen Augenblick.

»Die letzten vier!« — Da stand's und war nicht anzuzweifeln. Er kam. Heute — morgen — übermorgen. Was wollte ein Tag besagen, wo er nun sieben grauenvolle Jahre lang im dunkelsten Verlies von Avignon gelegen. Unschuldig schuldig, weil er einen Schwarzen, der einen wunden deutschen Kameraden mißhandelt hatte, mit einem Fausthieb niederschlug. Nun aber kam er. Es war nichts, das sie hätte irremachen können. Die andern waren auch gekommen. Da hatte sie ein andres Endchen Zeitung. »Drei Avignon-Gefangene«, hieß es da. Vor fast zwei Jahren waren sie gekommen, genau wie es im Tageblatt gestanden. Sie hatte auch damals freilich schon gehofft ... mit allen Fasern ihrer Seele gehofft ... aber umsonst. Er war nicht mit dabei gewesen. Dann stand da auf einem andern Blatt die Rückkehr von sechs Avignon-Gefangenen. Und damals hatte sie ihren Trauring vom Finger gewaltigt und verkauft, um das Stübchen zu schmücken und ihm bis zur Hauptstadt entgegenzufahren ... Aber er war auch nicht unter den Sechsen gewesen. Und vor acht Wochen war wieder einer heimgekehrt — ein Toter ... Gott hatte ihr das fürchterliche Wiedersehen erspart. Er lebte! Ihr Junge lebte! Und nun kam er mit den letzten vier; heute, morgen — was galt ein Tag! Und was waren nun die sieben fürchterlichen Jahre, die sie durchhofft und durchlitten, in demütiger Geduld die endliche Erhörung ihrer Bitte erwartend? Ein Stündchen war das alles jetzt, das die Uhr mit ihrem feinen, hellen Stimmchen angesagt und eilig wieder freundlich ausgeläutet; ein flüchtig Stündchen alles ... wenn sie auch währenddessen eine Last getragen, die für ein ganzes langes Leben schwer genug gewesen wäre und die ihr, so in eins zusammengeballt, das Blut aus den Adern gepreßt und die Seele zertrümmert. Und was war nun das bißchen Darben und Entsagen? Wenn sie auch alt geworden war und unansehnlich; wenn ihr die ewigen Tränen auch die Augen förmlich ausgewaschen und das Weh ihr Herz und Brust zernagt, daß ihr der Atem nur mehr wie ein

Röcheln aus dem Munde ging ... was wollte das zu guter Letzt besagen? Sie **lebte**!!

Ein stummer Jubel brauste in ihr auf, als hätte sie sich einen Sieg erkämpft. Doch als sie sich jetzt umschaute und rings im Zimmer die Armut hocken sah, erlosch die Freude. Ein herber, harter Zug prägte sich um ihren Mund, denn ihr erwuchs aus all der Dürftigkeit eine dunkle Schuld.

Weh ihr, daß sie nicht stärker gewesen und nicht noch größere Opfer gebracht! Warum hatte sie nicht noch ein wenig mehr gespart und gekargt? Nicht noch ein wenig mehr gehungert und gefroren? Es wäre ja nun auch alles vorbei gewesen, und sie hätte doch gehabt, was sie brauchte, ihn festlich zu empfangen. Was nun, wenn er kam? Großer Gott, und wenn er kam als Leidender, als Kranker, von den sieben Jahren, die er in den Kasematten von Avignon begraben gelegen, ausgehöhlt und zerbrochen? Was hatte sie zu geben, um ihn gesund zu machen?

Sie schauderte jetzt förmlich, in Furcht und Entsetzen, vor dem Wiedersehen.

Im nächsten Augenblick aber stand sie auf der Treppe. Unten im ersten Stock wohnten Quecks. Das waren zugängliche Leute. Reiche Leute, aber nicht so stolz, daß sie nicht schon ab und zu mit ihr gesprochen hätten, wenn sie ihnen auf der Treppe begegnet war und sich an die Wand gedrückt und schmal gemacht hatte, um die Herrschaften vorüber zu lassen. Sie kannten sich auch sozusagen von früher her. Da war der Herr Queck manchmal gekommen, um von ihrem Gatten alte Bücher und Zeitschriften oder von ihr alte Schirmgestelle und dergleichen zu kaufen; später, in den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren hatte Herr Queck dann eine Ladenstube aufgemacht und alte Zinnteller und Messing, endlich sogar Gold und Silber gekauft. Und nun fuhr er in einem Automobil, und seine Frau hatte einen Pelz, von dem die Leute erzählten, daß ihn ehedem eine Prinzessin getragen hatte.

»Wer nicht wie Goethe spekuliert, ist wie ein Tier auf dürrer Heide«, hatte Herr Queck einmal zu ihr gesagt, als sie ihn so an sich vorübergelassen. »Kaufen Sie Kuxe. Wendenberger Kuxe. In drei Wochen sind Sie Millionöse.« Und ein andermal hatte er ihr gar die Hand auf die Schulter gelegt und traurig den Kopf geschüttelt. »Frau, so wird das nichts. Am Golde hängt, nach Golde drängt bekanntlich alles. Sitz' ich im Dalles, kauf' ich Papiere und spekuliere.«

Und nun wollte sie spekulieren! Nun ging sie geradeswegs zu Herrn Queck hinunter, es ihm zu sagen und ihn zu bitten, daß er ihr erkläre, wie sie es anzufangen habe, um zu den Reichtümern zu kommen, die er ihr sozusagen versprochen.

Und Herr Queck empfing sie, hörte sich ihr Anliegen an und nickte.

»Es gibt im Leben nur drei Fragen: im Wagen, vorm Wagen oder unter den Wagen. Ob Hölle oder Himmelreich, ich sitz' am liebsten warm und weich. Wieviel wollen Sie riskieren?«

Und als sie schwieg, um eine Antwort verlegen, fuhr er leutselig fort: »Sagen wir einstweilen 20000. Ich habe noch ein paar gute Kuxe. Wendenberger Kuxe. Die sollen Sie haben, und übermorgen sind Sie eine reiche Frau.«

Doch als sie gestand, daß sie keinen Heller gültig Geld mehr übrighatte, riet er ihr, Schmucksachen und andre Wertobjekte ins Geschäft zu stecken.

»Ich nehm' sie meinetwegen an. Zum Tagespreis. Und wenn Sie keine Kuxe wollen, kauf' ich Dollars. Drei Tage im Depot, und Sie haben Tausende verdient.«

Ihr gefiel's, obgleich er ihr den Trauring damals schlecht bezahlt; aber das mit dem Reichtum, das gefiel ihr. Trotz allem schwieg sie still.

Er hielt es für Bedenklichkeit und sprach deshalb: »Ob deutsches Gold, ob englisch Gold — 's ist überall dasselbe. — Gott schuf's als höchsten Erdensold — für Weiße, Schwarze, Gelbe. — Drum bin ich **allem** Golde hold — wenn's nur in meine Tasche rollt.«

Doch als sie nun auch noch bekannte, daß sie weder Schmuck noch andre Wertstücke mehr besaß, wurde er fast zornig: »Gib, um zu nehmen, heißt es, nicht: um zu geben. Wer nichts zu geben hat, hat nichts zu leben. Grüß Gott für heute. Vale.« Und schob sie höflich zur Tür hinaus.

Sie hatte den klugen und zitatenreichen Herrn Queck nicht in allem verstanden, aber daß er ihr das Spekulieren nicht beibringen und ihr also nicht helfen konnte, das hatte sie herausgehört. Was aber nun? Gleichsam des letzten Halts beraubt, versank sie förmlich in eine namenlose Angst, tastete sich mit Mühe in ihre Dachstube hinauf und griff wahllos, wie eine Ertrinkende, in alle Winkel, als müßte sich dort noch ein rettender Strohhalm in Gestalt eines etwa vergessenen Wertstücks finden lassen; stand alsdann, zum Hinsinken müde, und kramte in Gedanken hastig alle Ecken ihres Stübchens aus, durchforschte Lade und Tischkasten und jede Streichholzschachtel, die sie aus dem Untergang gerettet. Nichts. Was etwelchen Wert gehabt, war in den bösen Nachkriegsjahren der steigenden Not und Teuerung zum Opfer gefallen; war verkauft worden, um Brot dagegen einzutauschen.

Ihr Bett hätte sie drangegeben, weiß Gott, wenn sie es nicht gebraucht hätte — für ihn! Ihr Schaltuch ... ihre Schuhe ... der Nagel



in der Wand ... alles nichts! Ihr Leben, ihren Leib ... alles nichts! Wie in Todesangst wühlte sie in allen Ecken, suchte in allen Winkeln, durchkramte alle Gedanken. Da war ein Sträußchen aus gemachten Blumen, das ihr der Mann voreinst einmal geschenkt, als sie noch Liebesleute gewesen und die Natur ihm keine Blumen für sie bot; aber das treu bewahrte Angebinde war gar unmodisch und für die Leute nur ein Spott. Die Tabakspfeife, die ihr Vater ehedem geraucht, mit einer schöngemalten Genoveva auf dem weißen Kopf, war vom Herrn Queck und auch vom Trödler zurückgewiesen worden, weil sie am Mundstück ausgesprungen war und auch wohl sonst ein unschuldiges Fehlerchen hatte. Die Kinderklapper aber, die vormals ihr Junge geschwungen und die ein Geschenk seines Paten war, die gab sie nicht her. Die hatte sie verteidigt gegen alle Not und allen Hunger. An der hatte sie sich angeklammert, wenn die Verzweiflung sie hinabgerissen in die wilde, trübe Flut des hoffnungslosen Jammers. Die Kinderklapper mit dem beinernen Griff und dem kunstvollen Gehäuse hatte ihr immer wieder Kraft gegeben, denn irgend etwas in ihr hatte ihr verkündigt, daß ihr der Junge unverloren bleibe, solange sie sein erstes Spielzeug treulich wahre. Ein Aberglaube, gewiß, sie wußte es wohl — aber doch ein Quell geheimer Kraft und fester Zuversicht.

Und wenn sie es nun doch drangab, nun er vor der Schwelle stand und ihr sicher war? Wenn sie es zu Gelde machte endlich, um ihn festlich zu empfangen? War sie es ihm, nachdem sie alles und alles verschleudert, um sich selber zu erhalten, nicht schuldig, dies letzte Opfer? Was, lieber Heiland, konnte ihm die lächerliche Kinderklapper gelten? Und was sie ihr galt, durfte sie's in Anschlag bringen, wenn sie etwa einen Kuchen auf den Tisch stellen konnte?

Und ohne lange zu überlegen, riß sie die Kinderklapper aus der pappenen Raritätenschachtel hervor, warf sich den alten, unvorzeitlichen Schal um und eilte hastdunichtgesehn die Stiege hinab. Nicht lange, und sie kehrte, dank der Güte des Herrn Queck, mit einem halben Wecken Weißbrot zurück, der ihr, als sie ihn auf dem gedeckten Tisch aufgeprunkt, das ganze Stübchen zu verklären und in ein wahres Sonnenheim zu wandeln schien. Dann ging sie daran, das Stübchen, das sie schon gestern und ehegestern geputzt und gescheuert, noch einmal zu säubern und hübsch zu machen. Und als sie die Nachbarin draußen auf dem gemeinsamen Flur hantieren hörte, klinkte sie ihre Tür auf und lud die Frau ein, sich die Feststube anzusehen. Die Alte bewunderte denn auch nach Gebühr, was es zu sehen gab, und nahm ehrlich teil an der Freude der Harrenden. Mein Gott, sie wußte, daß die Witwe bessere Tage gesehen, war ihr Mann doch ein halber Gelehrter gewesen und hatte bei Lebzeiten sogar Bücher geschrieben. Da war es denn Menschenpflicht, gegen die Heimgesuchte freundlich zu sein und ihr, wo man nicht helfen konnte, wenigstens den Glauben an bessere Tage zu lassen und womöglich zu mehren.

So ließ die Nachbarin denn auch gelten, was die Zeitung schrieb, und teilte mitleidig die Hoffnung auf die Rückkehr der letzten vier.

»Er wird gewiß kommen; da ist kein Dranzweifeln,« sagte sie und strich mit der Hand über die Schürze, als wollte sie alle Kummerfalten und Widerstände aus der Welt schaffen. »Kochen Sie ihm nur eine dicke Nudelsuppe, denn nach der weiten Reise wird er einen Mordshunger im Magen haben. Und wenn Sie ihm einen Happen Fleisch auf den Teller legen, wird es ihm auch nichts verschlagen. Am Ende wär' ihm auch ein Pfeifchen Tabak nicht wider den Geschmack, denn das ist für die Männer akkurat das, was sie zu einem Feste brauchen und was sich zum Zuhause schickt.«

Das war denn wohl zu glauben, und die Beratene dankte der freundwilligen Frau für die guten Ratschläge und versprach in überstürztem Eifer, alles zu beschaffen. Mein! Eine Suppe nach der weiten Reise, die mußte sein! Und einen Bissen Fleisch mußte er haben. Und ein Pfeifchen Tabak durfte nicht fehlen, das wußte sie noch von ihrem Vater her. Wenn sie nicht gleich an all das gedacht, war es gewesen, weil sie in ihrer Freude ja schier unterging. Und weil diese ganz undämmbare Freude mit jeder Stunde stieg und stieg. Denn jede Stunde brachte ihren Jungen näher. Da war nun kein Dranzweifeln mehr. Die treue Nachbarin hatte es auch gesagt. Nun aber galt es, eilig herbeizuholen, was da fehlte. Gleichviel, was es kostete!

Sie schloß die Augen, wie um nicht zu sehen, was da vor ihr aufstieg und wovor sie schon mehr als einmal zurückgescheut war. Noch hatte sie das Unausdenkliche nicht vor sich gelten lassen, geschweige denn, daß sie es in Gedanken vollbracht, so oft die Not ihr's auch in ihre Träume gewaltigt; aber tief in ihr hatte es immer geschlummert, um aufzutauchen, sobald sie mit ihrer Weisheit zu Ende war und nichts mehr hatte und nichts mehr wußte, sich das Leben bis zum Wiedersehen zu erhalten. Sie hätte vielleicht auch nie die Kraft gehabt, das Unausführbare zu beginnen, und wäre, wie in den Träumen ihrer schwersten Nächte, auf halber Tat ohnmächtig hingesunken, wenn nicht am Ende gar, trotz alles Lebenmüssens, in lodernder Angst vor der grausigen Tat in den gefürchteten Tod geflohen. Aber jetzt erwuchs ihr, angesichts der Wiederkehr des sieben Jahre

lang Ersehnten, jählings eine alles übersiegende Kraft, die das letzte stumme Widerstreben und bängliche Zagen in ihr niederkämpfte und begrub und sie endlich unaufhaltsam in den Abend hinaustrieb.

Die winterlichen Straßen lagen still. Der Friedhof war von allen Lebenden verlassen. Die Toten, schien es, schliefen fester noch als sonst. Doch als sie an das Grab des Gatten trat, da gellten tausend Stimmen wider sie, daß sie jach zurückprallte und beinahe vor Entsetzen in die Knie gebrochen wäre. Sie stemmte sich jedoch gewaltsam in die Höhe und trieb die Füße, die sich schaudernd flüchten wollten, vorwärts. Am kleinen, kaum handhoch aus dem unbehauenen Stein aufragenden Kreuz aus schwarzem Marmor hing der Gekreuzigte, aus dünnem Silber getrieben. Er hing nur lose an den Nägeln; ein scharfer Windstoß, ein Vogel oder eine Kinderhand hätte ihn leicht vom Kreuz loslösen können. Niemand aber tat es. Nicht Mensch, nicht Tier. Denn es war ungeheurer Frevel. Und war noch Schlimmeres als Frevel ... Und auch der Sturm vergriff sich nicht am Eigen ihres Toten ...

Horch! Da klang das Glöckchen wieder. Fein und hell ... Wenn sie nun die Lider, die sich jetzt fest geschlossen hatten, öffnete, da stand gewiß der liebste Mann bei ihr, um ihr zu danken, daß sie ihm den Sohn geboren ... oder ihr Junge stand auf der Schwelle, heimgekehrt und — —

Keuchend bog sie sich vor, die Augen weit offen, den Mund verklemmt, kämpfte noch ein Atmen lang mit tausend Ängsten — und riß mit einem Ruck den silbernen Heiland vom Kreuz, taumelte, stürzte davon und fiel strauchelnd zu Boden. Die Hände, in denen sie das letzte Kleinod hielt, für das sie ihrem Jungen ein Fest zurichten wollte, so schön und köstlich sie es nur immer vermochte, bluteten, denn sie hatte sie sich im Fallen an einem Grabstein aufgeschlagen. Und als sie das Blut gewahrte, schrie sie laut auf, meinte sie doch nicht anders, als daß des Gekreuzigten Wunden von neuem flößen. Aber sie ließ ihn nicht los; raffte sich mit aller Gewalt empor und eilte, so schnell ihre alten Füße laufen konnten, durch den dunkelnden Abend dem Friedhofstore zu. Ein paar Leute, denen sie begegnete, blieben stehen und schauten sich nach ihr um; sie ließ sich's nicht anfechten und strebte schneller davon. Aber mit jedem Schritt ward ihr die Flucht schwerer. Und eine Flucht war's. Ein Fliehen war's vor dem den sie beraubt. Gewiß, es war um seines Sohnes willen geschehen, auf den er gewartet, auf den sie gewartet, sieben grauenvolle Jahre lang, und der nun heimkehrte aus der Hölle von Avignon, ... aber warum hatte sie nicht besser hausgehalten und nicht gesorgt, daß erübrigt worden, was sie zum Empfang des Heimgekehrten brauchte? Wer gab ihr das Recht, dem Toten zu nehmen, um dem Lebenden zu geben? Und wenn es ihr Junge erfuhr, um welchen Preis sie ihn gespeist, würde er's ihr danken? Niemals! Niemals!! Aus tausend Munden schrie's das Dunkel hinter ihr, just als sie auf die sparsam erleuchtete Straße treten wollte. Aber sie wehrte sich gegen die anklagenden Stimmen. Mit einer Hand in die Gitterstäbe des eisernen Tores greifend, um sich aufrecht zu erhalten, preßte sie die andre, in der sie das Kleinod hielt, fest auf die harte Brust. Den silbernen Heiland gab sie nicht los! Und wenn es ihr Leben und Seligkeit kostete, den vom Kreuze gerissenen Erlöser gab sie nicht her! Und wenn sich der Tote gegen sie erhob und wider sie schrie; wenn er sich abkehrte von ihr und sie verstieß, anklagend und wider sie zeugend vor Gott und den Menschen; wenn sie alles verlor, was sie in Liebe geerntet und in ihrer Seele geborgen, und geächtet, verfemt, geschändet hinüber mußte ins Unerforschte, einsam und schuldbeladen den Weg durchs grenzenlose Dunkel ertastend ... sie ließ das Kleinod nicht, für das sie ihrem Jungen die Stunde seiner Heimkehr schmücken wollte.

Aber es gab Mächtigere als sie und ihren Willen. Die zwangen sie in die Knie. Sie fühlte, wie sie niedergewaltigt wurde trotz alles Wehrens, und wie eiserne Fäuste ihr die Finger von den umklammerten Gitterstäben förmlich losbrachen. Da schrie sie in wilder Verzweiflung gellend auf, daß es weithin durch die Stille scholl: »Leben! Ich muß leben!«

Im Nu waren ein paar Leute bei ihr, die sich bemühten, die niedergesunkene und heftig um sich schlagende alte Frau aufzurichten. Aber als sie sich angefaßt fühlte, strömte jählings wieder eine schier übermenschliche Kraft in ihr zusammen, daß sie sich emporschnellen und die Leute zurückstoßen konnte. Ein paar Schritte eilte sie auf die Straße, — dann brach sie mitten im Davonstürzen lautlos zu Boden.

Als die Leute wieder herzuliefen, hob sie die entkräftete Rechte mit dem winzigen silbernen Heilandbildnis ein wenig und drängte, röchelnd ihren letzten Atem atmend: »Nehmt! — — Nehmt! — — Meinen Jungen — zu empfangen ...« — Und horchte, verstummend, auf ... Das Glöckchen klang — ganz fein und hell und nah ... Und ihre Augen erschlossen sich in tausender Sonnen strahlendes Licht: — — da stand ihr liebster Mann mit ihrem Jungen neben ihr, und beide küßten ihr die blutenden Hände, daß sie vor Seligkeit verging.

Harmonie oder Melodie?

Eine zeitlose Frage zeitgemäß betrachtet von August Weweler

Der Streit um die Einschätzung der Harmonie gegenüber der Melodie ist vielleicht so alt wie die Musik als selbständige Kunst überhaupt. Auch wenn der Kampf unter einer andern Flagge zu segeln schien, ließ sich sein Anlaß dennoch letzten Endes fast immer auf unsre Titelfrage zurückführen. Man streitet auch heute noch, und mehr als je. Wenn nicht mit Worten, dann mit Tönen, die teilweise eine Richtung nehmen, daß man den völligen Untergang der Tonkunst, wenn das Volk nicht zur Selbsthilfe schreitet, mit Sicherheit voraussagen kann. Das muß dem weniger tief Blickenden um so unbegreiflicher erscheinen, als in einer Unzahl von Tonwerken aller Art das Urwesen der Musik in vollendeter Klarheit zum Ausdruck gelangte. Darum ist nichts berechtigter als die Frage: Kann oder will man nicht sehen? Beides mag in gleichem Maße zutreffen. Wer nicht kann, der scheidet von vornherein wegen Mangel an ursprünglicher Tonbegabung aus. Wer aber nicht will, der muß wohl seine besonderen, gewichtigen Gründe haben.

Der wichtigste Grund ist stets der des persönlichen Nutzens. Man verficht immer am stärksten sein Eignes, das, was man hat oder kann. Wenn sich heute Männer von Ruf nicht scheuen, das Hinsterben der Melodie als einen Fortschritt öffentlich zu begrüßen, dann sieht man, daß unser Thema Gegenwartsbedeutung genug besitzt, um wieder einmal behandelt zu werden. Allerdings betrifft es »nur« die Tonkunst und mag darum vielen nicht wichtig genug erscheinen, ihm in dieser papierarmen Zeit einen Raum zu gönnen.

Dennoch ist diese nurtonliche Frage von größerer Bedeutung, als es der bloße »Realpolitiker« zu begreifen vermag. Abgesehen davon, daß es sich hier um das reingeistigste Stück vor allem deutscher Edelkultur handelt, ist in der Beantwortung unsrer Titelfrage auch einer der zuverlässigsten Gradmesser für den seelischen Gesundheitszustand unsers Volkes gegeben. »Sage mir, was du singst, und ich sage dir, wer du bist.« Leider geht es aber ohne einige fachwissenschaftliche Erklärungen nicht ab. Es gilt, die Begriffe Harmonie und Melodie in ihrer Stellung und Bedeutung zur Tonkunst eindeutig festzustellen.

Musik ist, von außen betrachtet, nichts als ein Wechsel von Tonhöhen und Tonlängen im Nach- und Miteinander. Das Nacheinander erzeugt Melodie, das Miteinander Harmonie. Eine Harmonie, also ein Zusammenklang verschiedener Töne, ganz gleich, welcher Art, kann von keinem Belang sein, denn Musik beginnt erst mit dem Wechsel, also der Tonbewegung. Die Verbindung der Akkorde ist — oder war doch bis vor einiger Zeit — eine Wissenschaft nach Forderungen und Regeln der Natur, aus der sie durch Geschlechter entdeckt wurden. Die »Harmonielehre«, so gefaßt, ist also eine Verstandesangelegenheit, wie auch die Farbenlehre. Zur Kunst werden beide Lehren erst dann, wenn sie zu einem Gegenstande treten, der eine »Farbe« für das Ohr oder das Auge in sich, an sich trägt. Dieser Gegenstand aber kann nur als Form oder Zeichnung gedacht werden, denn er ist durch Linien begrenzt. Wo ist aber der Gegenstand? Für den Maler ist er überall in der Natur, für den Komponisten — nirgendwo. Zwar könnte der Komponist aus einem verstandesmäßig gewonnenen Harmoniewechsel eine »Zeichnung« herausschälen, aber damit hätte er nicht viel gewonnen. Sein Gebilde wäre ohne den Wechsel von Tonlängen ein totes Etwas. Das belebende, bewegliche Element in seiner Ausbildung nach der Seite des künstlerischen Ausmaßes (Symmetrie) heißt Rhythmus. Diesen aber gibt ihm die Harmonie in keiner Art und Form, und sie setzt ihm nur die Grenzen, die er ihr selber steckte. Sollte es dem Komponisten nun erblühen, eine besonders eindrucksvolle Tonlinie, kurz Melodie zu finden, die sich nicht überall zu seiner errechneten Harmonie als fügsame Dienerin verhält, dann wird er kaum so töricht sein, sie »passend« zu machen. Im Gegenteil wird er seine Harmonie an den Stellen, wo sie der Melodie nicht zu Willen ist, umändern. Er macht also die Melodie zur Herrin, die Harmonie zur Dienerin. Das wird er tun, sei er auch noch so »modern«, oder vielmehr dann mit um so größerem Eifer, weil eine solche Notwendigkeit bei ihm so äußerst selten eintritt. Daraus folgt also der Beweis, daß »unter Umständen« die Melodie das Wesentliche sei.

Zur Melodie, dem Nacheinander der Tonhöhen, gehört der Rhythmus als Vorbedingung, wie etwa der Winkel zum Dreieck. Das Nacheinander setzt aber keinesfalls auch ein Miteinander, also Harmonie voraus. Sonst könnte keine Melodie einstimmig genossen werden, was doch tausendfach im Volksliede wie in der »Kunstmusik« Ereignis wird. Harmonie für sich allein, ohne den mindesten Ansatz zu einer melodischen Zeichnung aber ist ein Unding. Daraus also ergibt sich, daß die Melodie das Erste, die Harmonie das Zweite, erst durch die Melodie Entwickelte ist.

Nun wollen wir das Gebiet trockener Logik verlassen und uns das geheimnisvolle Ding »Melodie« vom Standpunkt der Kunst betrachten. Melodie ist eine Erfindung, eine Eingebung und kann weder vom Verstand noch vom Gemüt errechnet oder erzwungen werden. Sie hat keine



Vorlage, keinen Gegenstand. Diese könnten nur durch eine andre Melodie gegeben sein. Hält sich aber der Komponist an eine solche, dann erzeugt er eine Nachbildung, und seine Melodie ist dann ohne Eigenart, also nicht mehr Erfindung oder Eingebung. In Wahrheit ist Melodie weder zu lehren noch zu lernen, und selbst der in allen Sätteln gerechte »Kompositionsvirtuose« ist darum noch lange kein Tondichter. Ein Schubert aber, der als Siebzehnjähriger kaum an einem Übermaß »theoretischen« Wissens kranken konnte, zeigte sich im »Erlkönig« als Genius ersten Ranges. Nicht, weil er neuartige Harmonien erfunden hätte, sondern weil die Führung seiner Tonlinien von höchster Kraft und Eigenart war. Spricht man schon (und mit Recht) von Schubertschen Harmoniewundern, dann denkt man nicht an neue Akkordverbindungen. Solche konnte er kaum noch finden. Die »Wunder« ergaben sich vielmehr an der Hand seiner Melodien, die nichts an unwiderstehlichem Schwunge einbüßten, wenn sie die Harmonie, an solcher Kette gefesselt, zu immerhin ungewohnten »freiheitlichen« Leistungen zwangen. Schließlich erhält auch die Harmonieverbindung ihren Wert lediglich durch die Schönheit und Zweckmäßigkeit ihrer Stimmenführung und eben damit wiederum des melodischen Elementes.

Alles zusammengefaßt, ergibt sich also, daß die Melodie das Erste, das Selbständige, das aus geistig-seelischer Erhebung Hervorgegangene, das Erfundene oder Eingegebene, das Harmoniebestimmende ist, dessen Kraft und Eigenart wesentlich auch den Wert einer Musik bestimmt und bedingt. Wenn wir so die Harmonie an die rechte Stelle verweisen, dann heben wir keinesfalls ihre Bedeutung auf, und wir gleichen nicht dem Toren, der nur den Zeichner, nicht aber den Maler gelten läßt. Wer aber will einen Maler, dessen Zeichnung nichts taugt, einen Harmoniker, dessen Melodien belanglos oder unschön sind! Wen vielmehr entzückt nicht anderseits schon eine Linie Leonardos, die einstimmig vernommene Melodie eines echten Volksliedes! Was bleibt uns, wenn wir die schönste Stelle der Lichtwirkung aus einem Rembrandtschen Bilde herausschneiden und sie gesondert von ihrer ihre Bedeutung bestimmenden Umgebung betrachten? Was ist uns die bloße Harmoniefolge des Tristanmotivs ohne seine melodische Oberstimme? — Doch es führt zu weit, im Rahmen dieses Aufsatzes, der einem andern als nur musiktechnischen Zwecke dienen soll, länger bei diesem Gegenstande zu verweilen.

Indem wir so die Melodie als das Urwesen der Musik herausschälten, werden wir unsern Tonsinn zuallernächst an ihr üben und vervollkommnen. Dann werden wir mehr und mehr erkennen, was deren Vernachlässigung oder Geringschätzung für die Tonkunst bedeutet. Sind wir dann davon durchdrungen, daß einzig die Melodie der Ausfluß einer höheren Kraft, eine Offenbarung des Genius sei, dann werden uns alle Gegenbestrebungen einer üblen, undeutschen Zeit nicht irremachen.

Steigen wir hinab in den Schimmer der Vergangenheit, denn rückwärts kann leicht vorwärts bedeuten, und umgekehrt. Als Erstes grüßt uns das Volkslied mit all seinen Freuden und Leiden, seinem Ernst und Scherz, hineingewoben in einen Melodienzauber von unsagbarer Echtheit und Einfachheit. Wo blieb es, und was bot man uns für diesen Ausfluß reinsten Deutschtums? Man besehe die Schaufenster der Musikhandlungen, höre die Weisen der Kaffeehäuser, besuche die »Operette«, vernehme die Melodiegebilde, die unserm Volke zuallermeist im Ohre, im Munde, aber hoffentlich noch nicht ganz im Herzen liegen! Man vergleiche die Tanzweisen eines Lanner oder Strauß mit den heutigen, verfolge die »Entwicklung« des Gassenhauers und werde entsetzt gewahr, daß uns Jahrzehnte einen Niedergang brachten, den vielleicht Jahrhunderte nicht wieder gutmachen können!

Wenden wir uns der »höheren« Musik zu und prüfen geruhig und vorurteilslos die Werke der großen klassischen Zeit von Bach bis Beethoven mit Bezug auf ihren melodischen, also gedanklichen und Gemütsinhalt. Vergleichen wir mit ihnen verschiedene gerade vorliegende Werke mehrerer modernster Komponisten von Ruf. Von diesen ist nur das zu sagen, daß, wenn sie objektiv das Recht haben, einen Anspruch auf »unverstandene Dantes« zu erheben, der Verfasser dieser Zeilen und mit ihm mindestens sechs Millionen ehrlicher Deutscher reif für das Irrenhaus sind. In jedem Takte ein neuer Brocken »melodischer« Folgen von ausgesucht unsangbarsten Tonschritten, dazu »Harmonien«, denen es nichts mehr ausmacht, wenn ihnen wahllos ein paar Töne genommen oder zugegeben werden, ein Rhythmus, der an keiner Stelle auch nur den Ansatz zu einem Gleichmaß für nötig hält, Schlußakkorde, die den lieblichen Zusammenklang von einem halben Dutzend Halbtönen für die endgültige Befriedigung des Ohres für angemessen erachten — kurz, ein Unsinn ohne Methode. Oder ist eine solche auch hier vorhanden? Dann liegt sie außerhalb des Bereiches der Töne und würde die niederträchtigste Spekulation auf die unheilvolle Schwäche des deutschen Charakters bedeuten, das, was er nicht mehr begreifen kann, besonders »interessant« zu finden. Man komme nicht auch hier wieder mit dem Einwurf, daß noch ein jedes Genie von seiner Zeit verkannt wurde. Seinen kleinen Kreis hatte ein jedes, und alle schiefen Urteile gingen entweder von Nichtkennern aus oder waren das traurige Ergebnis einer nicht genügenden Beschäftigung mit den Werken, die meist nach ein-



Heinrich Saffner: Christus

Altarbild für die Haupt- und Stadtkirche in Sprottau

maligem Hören beurteilt wurden. Beides trifft hier nicht zu, und so scharfe Worte werden nicht gesprochen, wenn man seiner Sache nicht sicher ist und nicht beitragen möchte, eine große Gefahr beschwören zu helfen, die der deutschen Kunst droht.

Aber wir müssen auch so ehrlich sein, uns die vertrackte Lage solcher Komponisten vorzustellen. Sie sind schöpferisch arm, und es fällt ihnen melodisch nichts ein. Wie also sollen sie uns Musik vormachen ohne ein ergiebiges Thema, wie eine Suppe bereiten ohne genügende Kraftsubstanz?! Es gibt nur den Ausweg, die wässerige Brühe mit Gewürzen zu überschärfen. Das aber ist es ja gerade, was den Geschmack verdirbt und uns zwingt, immer wieder, statt die Schale des Spottes auszugießen, in ehrlichen Zorn auszubrechen.

Aber der Fortschritt? Wollen wir immer auf dem gleichen Fleck stehenbleiben? Ist nicht Stillstand Rückschritt?

Der Wanderer, der am Ende einer gebahnten Straße vor sich ein Dickicht sieht, dessen Grenzen er nicht erkennen kann, hat nur eine Möglichkeit, zu untersuchen, wie er weiterkomme. Er muß genau durchschauen, wie die Vorgänger den Weg bahnten. Am besten erklimmt er dann die höchste Anhöhe, um aus der Vogelschau einen möglichst ausgedehnten Überblick über das Gelände zu gewinnen. Dann erst wird er einigermaßen sicher gehen, eine wirkliche Straße zu bauen, die immer die Fortsetzung der vorhandenen bilden muß.

Ist es nötig, diesem Vergleiche noch ein Wort hinzuzufügen? Für Abertausende, und zwar die Einsichtigen, ist es fraglos, daß der Weg, den die neueste Tonkunst einschlägt, in einen Abgrund führt. Stürzt aber sie hinein, dann prasselt todsicher alles nach, was unmittelbar oder mittelbar zu ihr Beziehung hat. Zunächst sind es die Schwesterkünste, von denen wohl auch kein Verständiger mehr behaupten wird, daß sie auf dem geradesten Wege zum Sitze der Musen führen. Mit dem weiteren Niedergange des Geschmacks muß sich auch der ideale, ja der moralische Sinn verlieren, der dann seines besseren, seines Schönheitsteiles beraubt ward. Ein weiteres Überhandnehmen des krassesten Materialismus ist dann die unausbleibliche Folge. Das Ende mit oder gegen Spengler mag sich der Leser selbst ausmalen.

Für die deutsche Tonkunst also heißt der Weckruf: Zurück zur Melodie, fort mit den Werken solcher Komponisten, die sie nicht bemeistern oder sich von ihr bemeistern lassen! Auf zunächst zur Pflege des echten Volksliedes, damit der melodische Sinn neu geweckt werde und sich reinige! Dann, also gerüstet, aufwärts zu den Höhen der Tonkunst, die wir dann anderweitig suchen als in den Sümpfen einer verkommenen, undeutschen Zeit. Lerne auch hier wieder deutsch empfinden, Volk Bachs, Mozarts und Beethovens, dann entnervt dich trotz gegenteiliger Äußerungen nicht die Tonkunst, dann macht sie dich klar und heiter, tief und wahr, frei und gesund.

Seevision

In jedem Jahr zur selben Stund,
Wenn grad' der Kauz am Mittag schreit,
Schwebt auf aus tiefem Meeresgrund
Die Märchenstadt aus alter Zeit.

Mit grauen Zinnen, grauer Brück'
Und grauem Bollwerk an der See —
Hin kann der Wandrer, nicht zurück,
Sonst packt der blanke Hans ihn jäh!

Die Glocke dröhnt vom Domesturm,
Am Markte schrillt die Weibelschelle —
Vom Strand her weht ein grauer Sturm,
Und schwer braust auf die graue Welle.

Und trägt heran ein neblig Schiff —
Du hörst die Ankerketten klirren,
Schrickst auf vorm grellen Bootsmannspfiff
Und siehst die grau'n Matrosen schwirren.

Verschollne — seid ihr endlich da?
Voll Gram erwartet, heiß ersehnt!
Ihr Väter, Brüder, seid ihr nah?
Ein tausendstimm'ger Aufschrei tönt.

In grauen Nebeln wogt's heran
Und wirbelt schwer in grauen Massen —
Voll Schluchzen wirft sich Weib auf Mann,
Geliebtes glühend zu umfassen.

Jahrhunderte sind froh vereint —
Du möchtest die Geschlechter segnen,
Die, grau gehärmt und blind geweint,
Einmal im Jahr sich hier begegnen. —

Da zuckt ein Blitz, im Donnerkrach
Birst auf das Grau zu Gottes Thron;
Der blanke Hans erhebt sich jach,
Verschlingt die lieblichste Vision.

Axel Delmar



Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber

Herausgegeben von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Lemcke in Geestemünde

II

14

Stargard i. Pomm., Holzmarktstr. 27,
den 14. 12. 1896.

Sehr geehrter Herr!

Zuvor meinen Dank für die von Ihnen in Ihrem letzten Briefe gegebenen Mitteilungen über den Regenbogen usw.! Ich komme heute mit einer großen Bitte. Der Verleger meines Buches, Wilh. Friedrich, ersucht mich um ein Bild von Ihnen, das dem Buche beigegeben werden soll. Könnten Sie mir nun wohl ein solches senden? Ihr Bild von Fechner, von dem vor zwei Jahren eine gute Vervielfältigung erschienen ist, die ich seitdem unter Glas und Rahmen an der Wand hängen habe, wäre sehr passend. Die Erlaubnis zur weiteren Vervielfältigung und diese selbst würden aber jedenfalls zu viel Geld kosten, wozu sich der Verleger bei dem ohnehin schon 20 bis 22 Bogen umfassenden Buche schwerlich entschließen würde. Es kann sich daher nur um ein einfaches Porträt mit einer Nachbildung Ihrer Namensunterschrift handeln.

Warum haben Sie in der neuen Ausgabe der Krähenfelder Geschichten (Band 3 der Gesammelten Erzählungen) den Wilden Mann fortgelassen? Die Lektüre dieser Erzählung kann allerdings furchtbar niederschmetternd wirken, und ich habe vor Jahren deshalb die Krähenfelder Geschichten lange Zeit unangerührt gelassen. Aber die Erzählung enthält doch auch ihre Schönheiten und gehört in Ihre Entwicklung; überdies ist der Inhalt des Alten Proteus nur scheinbar tröstlicher.

Wenn Sie es nicht schon wissen, mögen Sie hiermit erfahren, daß vor einiger Zeit ein Herr Dr. Gerhard in Hamburg über Sie einen Vortrag gehalten hat, der wahrscheinlich als Broschüre veröffentlicht wird. Durch einen seltsamen Zufall habe ich Kenntnis davon erhalten. ...

Mit herzlichem Gruße Ihr Paul Gerber.

15

Braunschweig, 17. Dezember 1896.

Sehr geehrter Herr!

Anbei ein Bild, das wohl Ihrem Zwecke entsprechen wird. Es ist vor einem Vierteljahr aufgenommen und also das jüngste. Auch wird es von der Familie für »gelungen« erklärt, was immer in diesem Fall die beste Kritik ist.

Ein Namenszug läßt sich wegen Raummangels nicht darunter anbringen. Ich lege einen auf einer Visitenkarte bei, der ja wohl auch benutzt werden kann.

Der »Wilde Mann« ist nur aus äußerlichen Gründen aus der Sammlung der Erzählungen weggeblieben. Der Band wurde zu »dick« und war auch für den billigen Preis wirklich nicht herzustellen. Übrigens tue ich mir auf das Stück etwas zugute und habe es deshalb auch in die Reclamsche Bibliothek gegeben. Diese hat es wohl schon zu Tausenden verbreitet und verbreitet es täglich weiter, so daß es in der Sammlung der drei Bände nicht vermißt zu werden braucht.

Schönen Dank für die Benachrichtigung über die Hamburger Vorlesung! Ja, das kommt jetzt von Zeit zu Zeit vor und ist hoffentlich auch von guter Wirkung. — Auch für Ihre Teilnahme an meinen häuslichen Schicksalen besten Dank! Mein Schwiegersohn hat sich gottlob und unberufen wieder erholt und ist auch für weiter dienstfähig erklärt. Nur wird er ins Landheer übertreten müssen. Ob er dann nach Mörchingen im Elsaß oder nach Goldap an der russischen Grenze verschickt wird, müssen wir eben abwarten. Da Sie auch auf meinen Wohnungswechsel kommen, so muß ich Ihnen doch mitteilen, daß ich über Ihre letzte Adresse recht habe lachen müssen.

Wie kamen Sie auf eine »Leistenichtsstraße«? Der Dichter des Julius von Tarent hat sich darob in seinem Grabe auf hiesigem Kirchhofe umgedreht.

Aber jetzt: »Am Windmühlenberg«! Könnte wohl ein Romanschreiber anderswo besser wohnen? — Mit den herzlichsten Wünschen für ein fröhliches, gesundes Weihnachtsfest

Ihr ergebener Wilh. Raabe.

16

Stargard, den 31. 12. 1896.

Sehr geehrter Herr!

Mit dem besten Danke für die so schnelle gütige Übersendung Ihres Bildes und für Ihre freundlichen Weihnachtswünsche verbinde ich zugleich die herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre für Sie und die Ihrigen. Es traf sich vortrefflich, daß Sie sich erst vor so kurzer Zeit hatten photographieren lassen. Heute, als an einem sehr schreibvollen Tage, habe ich keine Lust zu einer längeren Epistel, aber auf die »Leistenichtsstraße« muß ich doch kommen, da ich darüber vielleicht ebenso viel Spaß wie Sie gehabt habe.

Daß ich jenes furchtbare Wort geschrieben habe, weiß ich nicht — was ich aber sonst auf Ihre alte Adresse gesetzt habe, und zwar mit welchem Gedanken, das ist erst der Hauptscherz. Als ich das erstemal auf einem Ihrer Kuverts Ihre Wohnung las, entzifferte ich L e i s t e m i t z s t r a ß e.* Ich hatte sogleich Verdacht und wit-

* Anmerkung des Herausgebers: So, und nicht »Leistenichtsstraße« steht auch deutlich auf

terte einen Namen. Da ich aber immer wieder Leistemitz las und da ich aus Geschichte, Kunst und Wissenschaft keinen Leistemitz kannte, so machte ich mir daraus einen mit Recht oder Unrecht berühmten Stadtrat oder Bürgermeister von Braunschweig zurecht. An Leisewitz dachte ich nicht — aber ein Rat war es doch.

Viele Grüße Ihr Paul Gerber.

17

Stargard, den 2. 4. 1897.

Sehr geehrter Herr!

Vergangenen Sonnabend habe ich das Buch erhalten, von dem ich Ihnen hiermit ein Exemplar übersende.* Ich tue es nicht ohne Bangigkeit, da ich nicht bloß als allgemeine Tatsache, sondern auch aus Erfahrungen am eignen Leibe weiß, daß man oft in dem, was man am besten gemeint und getan hat, am ersten mißverstanden wird, und in dem, von dessen Unbedeutendheit man überzeugt ist, übertriebene Anerkennung findet, und da ich daher fürchten muß, mich an Ihren Schriften hier und da ähnlich vergangen zu haben. Möge es nicht allzuoft geschehen sein!

Mit manchem, das ich geschrieben habe, können Sie unmöglich einverstanden sein. Dennoch möchte ich wohl, daß Ihnen einige Freude aus dem Buche zuteil würde. Daß die Stimmung und das Urteil, aus denen heraus es entstanden ist, richtig sind, daran zweifle ich nicht im geringsten. Obgleich es so, wie es vorliegt, in verhältnismäßig kurzer Zeit niedergeschrieben worden ist, ist es in Gedanken doch lange vorbereitet gewesen. Und ich habe in dieser Vorbereitungszeit zuweilen monatelang nichts von Ihnen gelesen, aber — wie um zur Probe — alles, was man an Ausstellungen, ja mehr als solche, gegen Sie erdenken konnte, in mir aufgespeichert; es versank indes immer sogleich wieder in die Tiefe, sobald ich, was oft geschah, eine beliebige Seite einer beliebigen Ihrer Erzählungen aufschlug.

Wohl zu dick ist das Buch. Aber kann man die Besprechung der Idee und des Aufbaues einer Dichtung von der Mitteilung der Fabel trennen? Sind nicht Idee und Aufbau und Fabel eins, ein einziges Anschauen? Der Verleger hat ja auch in seiner Weisheit dafür gesorgt, daß das Buch hoffentlich so billig wie möglich wird. Auf seine Veranlassung habe ich Ihnen Ihr Bild abgerungen und ihm geschickt. Auf meine Anfrage hin in diesen Tagen antwortet er, er habe das Porträt weggelassen, weil sonst das Buch zu spät fertig geworden wäre, er wolle es für die zweite Auflage aufsparen, zu der er bald hoffe schreiten zu können. Das heißt Honig ... schmieren. Aber ich denke eben, dadurch wird das Buch wenigstens billiger und eher gekauft. Und wenn es dadurch bekannter würde, und wenn es einen Fähigeren zu dem Zorn entflammte: »So ein Schandbuch über Raabe!« und dann ein besseres entstünde: wäre das nicht auch ein Erfolg? Doch, verzeihen Sie, das war ein übertriebener Gefühlsausbruch; lieber ist mir wohl, es ist kein Schandbuch.

Haben Sie Nachsicht! Leben Sie wohl! Alles Gute Ihnen und den Ihrigen!

Ihr Paul Gerber.

18

Braunschweig, 10. April 1897.

Lieber Herr Gerber!

Nun habe ich das ernste, würdige Buch, das Sie mir zum Sonntag Judika geschickt haben, zum erstenmal zu Ende gelesen und kann Ihnen vorerst natürlich nur meinen herzlichen Dank für die große Mühe und die Teilnahme, die Sie mir gewidmet haben, sagen. Sie haben mir wahrlich meine lange literarische Laufbahn in einer Weise vorgeführt, in welche ich persönlich mich vielleicht schwerer hineinfinde als einer, der nicht als Zergliederungsobjekt dem Verfasser solcher »Würdigung« auf dem Seziertische liegt. Wie wunderlich wohltuend war es mir, Produkte, denen ich heute nach einem Menschenalter kritisch kühl bis ans Herz hinan gegenüberstehen muß, bei Ihnen noch so warm lebendig zu finden! Es ist ja aber auch aus dem Frühling, von Unseres Herrgotts Kanzlei und den Leuten aus dem Walde her ein »langer und mühseliger Weg« bis zum Stopfkuchen gewesen! Daß Sie aber letzterem Buche seine rechte Stelle in meinem Lebenswerke gegeben haben, das hat mich mehr als alles andre in Ihrer Monographie gefreut. Der, welcher als Poet, als Künstler seine Kunst erobert hat, wie Heinrich Schaumann seine Rote Schanze, der kann Ihnen nur sagen: »Das haben Sie gut herausgefühlt, verehrter Freund! So ist's gewesen, so ist's!«

Ihrer Arbeit heute schon, was Zustimmung und Widerspruch anbetrifft, gerecht zu werden, ist selbstverständlich eine Unmöglichkeit. Nach einer zweiten und dritten Lesung werde ich dazu befähigter sein, aber das sehe ich jetzt schon ein: hier würde wieder einmal ein Buch auf ein Buch gehören und doch nicht erreicht werden, was ein mündliches Aussprechen bald bringen würde.

Was Ihr letztes Kapitel — mir das nachdenklichste! — angeht, so kann ich Sie nur auf

---

Gerbers Briefen Nr. 8, 10 und 12, während Raabes Briefe Nr. 2 und 4 die Wohnung »Leisewitzstraße« richtig angeben; aber Raabes nicht eben leicht lesbare Handschrift war Gerber damals noch nicht geläufig.

* Wilhelm Raabe. Eine Würdigung seiner Dichtungen. Von Paul Gerber. Leipzig, Verlag von Wilhelm Friedrich.

meinen alten Stuttgarter Freund, den Dante-Übersetzer Friedrich Notter, und sein nachgelassenes Werk »Gott und Seele, Stimmen der Völker und Zeiten« verweisen. Lesen Sie nach, was er in den »Zeugnissen der Einzelnen« den ersten aller Berufenen, Shakespeare, über seine »Grenzen« sagen läßt! Nachher müssen wir andern in der Niederung uns wohl bescheiden, die Parakleten der Zukunft spielen zu wollen.

Da ich diesen Brief gern zum Sonntag Palmarum in Ihren Händen sehen möchte, schließe ich in der Hoffnung, daß Ihre Liebesmühe für den alten wunderlichen Braunschweiger auch Ihnen Freude machen und Freunde erwerben werde. Ihr Wilh. Raabe.

19

Stargard, den 7. 9. 1897.

Sehr geehrter Herr!

Zu Ihrem Geburtstage sende ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche in der Hoffnung, daß Sie frisch und gesund sein und bleiben mögen. Vielen Dank sage ich Ihnen außerdem für Ihren letzten Brief, in dem Sie mir den Empfang, ja mehr als dies, die vollendete Lektüre meines Buches mitteilten.

Ein Trost ist es mir, daß Sie sich in dem Buche nicht ganz entstellt finden. Daß Sie mancherlei Einwände zu erheben haben, kann wohl von vornherein gar nicht zweifelhaft sein. Auch habe ich mich vor dem Schreiben öfters gefragt, ob ich Sie nicht in dieser oder jener Sache um Ihre Meinung befragen sollte. Aber ich wäre mir dadurch allzu aufdringlich erschienen, und ich hätte vielleicht auch die Sicherheit meines Urteils verloren. Nun nachträglich in mündlicher Unterredung über vieles von Ihnen mich orientieren zu lassen, wäre mir freilich von großem Werte. An eine Reise zu Ihnen habe ich daher schon öfters gedacht. ...

Glück und Segen Ihnen und den Ihrigen!

Ihr Paul Gerber.

20

Braunschweig, 11. September 1897.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Eben schickt mir Dr. Robert Lange aus Leipzig seine Besprechung Ihres Buches in den Blättern für literarische Unterhaltung, und sie schließt sich würdig und erfreulich alle dem an, was ich bis jetzt mündlich, schriftlich und durch den Druck über Ihre schöne und mühevolle Arbeit vernommen habe.

Wie Herr W. Friedrich bei seinem »Verlagsartikel« fahren wird, weiß ich nicht: Sie aber haben sich durch Ihr Werk viele Freunde im deutschen Volke erworben, und das muß ja für unsereinen immer die Hauptsache sein und bleiben.

Daß Sie mich nicht dann und wann über meine Meinung über vielleicht von mir längst Vergessenes gefragt haben, ist ganz recht. Was hätte ich Ihnen sagen können, wie vor Jahren und Jahren Stoffe, Stimmungen usw. an mich herangekommen sind und sich auf Konzept- und Druckpapier abgelagert haben? Abgesehen von jeder Kritik meinerseits im Einzelnen, ist mir Ihr Buch als Ganzes eine solche Bürgschaft dafür, daß eine mehr als vierzigjährige Lebensarbeit nicht umsonst getan worden ist, daß es allein schon des Lohnes genug ist.

Kommt auch vielleicht einmal ein andrer, der das Ding anders sieht, so bleibt Ihnen immer das Verdienst, daß Sie der erste gewesen sind, der den alten verstaubten Kerl in Braunschweig aus seinem Winkel herausgeholt und ihn gebürstet und gewaschen dem verehrlichen Publikum unter die Nase gestellt hat: »Ein bißchen genauer könntet ihr ihn euch doch wohl mal ansehen!« — Ich hätte Ihnen schon längst geschrieben, aber es ist in diesem Jahre viel Unruhe in meinem Hause gewesen. Familienfreuden, aber auch Sorgen — Arbeit, und was diese anbetrifft das Wort: Noblesse oblige! — Ich möchte nicht zu früh die Jungen hinter mir herschreien hören: »Kahlkopf!« Und damit sitze ich jetzt vor meinem jetzigen Manuskript ins dritte Jahr: Komödianten und Literaten sollten nicht alt werden, wenn sie auf dem Seil bleiben müssen!

Aber dessenungeachtet besten Dank für Ihren freundlichen Gruß und Glückwunsch zum Geburtstage! Daß es Ihnen und den Ihrigen wohlergehen möge, wünsche ich in Treuen

Wilh. Raabe.

21

Stargard, den 20. 12. 97.

Lieber Herr Raabe!

Bitte, zürnen Sie mir nicht, daß ich so unverschämt lange geschwiegen habe, während es wenigstens zweimal meine Schuldigkeit gewesen wäre, ein Zeichen des Dankes von mir zu geben. Ich war aber in den letzten 2½ Monaten tatsächlich so mit Arbeiten in Anspruch genommen, daß ich, wie man wohl zu sagen pflegt, kaum Zeit zum Atmen hatte.

... Am meisten und herzlichsten sage ich Ihnen Dank dafür, daß Sie mir die neue Auflage Ihrer lieben »Alten Nester« geschickt haben. Ordentlich mit Wehmut habe ich während der letzten Wochen oft daran gedacht, daß ich mir nicht die Zeit nehmen durfte, wenigstens hier und da darin etwas zu lesen. Aber in den Weihnachtsferien werde ich einige Muße haben, dann mische ich mich einmal wieder unter die glücklichen Kinder bei Schloß Werden und dem Steinhofe und erfreue mich an dem guten, treuen, still tiefen Just, der auf dem Stein sitzt und auf menschliche Schicksale wartet.

... Kurz vor Ostern habe ich etwas über die augenblicklich einigermaßen in Gärung be-



griffenen Erkenntnisprinzipien der Physik und Chemie drucken lassen. Wider Erwarten scheint dies mehr Eindruck gemacht zu haben, als mit dergleichen sonst der Fall ist. Da es halb philosophisch, halb physikalisch ist, kommen nun die Philosophen und die Physiker, um mich nicht bloß mit Anerkennung, sondern auch mit Anträgen für Arbeiten heimzusuchen. Bedeutend ist das alles nicht. Aber, wissen Sie, hier im abgelegenen Hinterpommern ist man froh, wenn Leute im übrigen Deutschland, in der Schweiz usw. ihren Blick auf einen richten; und man darf nicht rasten, sonst versinkt man unheimlich schnell wieder in die Vergessenheit. Ich ging also auf alles ein. Außerdem beschäftigte mich noch eine anstrengende selbst gestellte Aufgabe, die ich glücklich gelöst zu haben glaube, nämlich daß die Schwere, um vom einen zum andern Körper, z. B. von der Sonne auf die Erde, zu wirken, sich zu übertragen, dieselbe Zeit braucht wie das Licht und die sogenannten elektrischen Schwingungen, für die Entfernung von 40 000 Meilen eine Sekunde.* Ist daran kein Irrtum, so würde damit die Schwere ihrer bisher rätselhaften Ausnahmestellung unter den physikalischen Kräften entrückt — vorwärts, vorwärts!

Zuweilen jedoch auch ein bischen Ruhe. So wünsche ich auch Ihnen Ruhe und Behaglichkeit, Gesundheit und Freude in den kommenden Weihnachtstagen, und mit Ihnen allen, die Ihnen nahe sind und nahe stehen, Ihrer Familie. Mit vielen, vielen herzlichen Grüßen

Ihr Paul Gerber.

22

Stargard, den 31. 12. 1897.

Lieber Herr Raabe!

Ihnen und den Ihrigen sende ich zum neuen Jahre die herzlichsten Glückwünsche. Zugleich sage ich Ihnen vielen Dank für Ihre Weihnachtsgabe, das Odfeld.

Die »Alten Nester« habe ich nun wieder einmal gelesen. Auch dabei ist es mir von neuem so ergangen wie fast immer mit Ihren Erzählungen, daß die Erwartung von dem, was ich zu finden sicher bin, doch noch übertroffen wird. Übrigens sind die Neuauflagen Ihrer Bücher nachgerade billig genug, um dem Publikum keine Veranlassung zu geben, am Preise Anstoß zu nehmen. Ein Kritiker meines Buches meinte nämlich, eine von den Ursachen, warum Sie weniger gelesen würden, als Sie verdienten, sei, daß überhaupt die deutschen Bücher und auch Ihre zu teuer seien. Das Odfeld erscheint nun doch in dritter Auflage. Vor langer Zeit schrieben Sie einmal, daß Ihnen eine zweite Auflage, wofür sich das in meinem Besitze befindliche Exemplar ausgibt, nicht bekannt sei, weshalb ich mich zuletzt noch entschloß, diese Auflage aus dem Verzeichnis Ihrer Schriften wegzukorrigieren, worauf dann, wider meine Absicht, die Jahreszahl 1888 auch fortgeblieben ist. ... Herzliche Grüße! Ihr Paul Gerber.

23

Stargard, den 7. 9. 1898.

Verehrter Herr Raabe!

Wenn auch diese Zeilen Sie erst übermorgen erreichen können, denn es ist bereits Abend, da ich dies schreibe: so bitte ich Sie, doch meine Glückwünsche zu Ihrem Geburtstage entgegenzunehmen. Ich hoffe, Sie sind in jeder Beziehung wohlauf, und so mögen Ihnen Gesundheit, Frische und Freudigkeit noch lange erhalten bleiben!

Gerade in letzter Zeit habe ich noch öfter als sonst an Sie gedacht, da ich mir seit lange schon vorstelle, daß Ende dieses Jahres etwas Neues von Ihnen herauskommt. Übrigens erfüllen aber auch Ihre neuen Auflagen ihre Mission. Erst vor etwa fünf Monaten haben Ihre gesammelten Erzählungen einen Leo Berg, von dem man so etwas kaum hätte vermuten sollen, veranlaßt, in der Vossischen Zeitung über Sie zu schreiben. Wenn es auch einseitig ist, bloß darauf eine Charakteristik Ihrer dichterischen Persönlichkeit zu bauen, so dient es doch dazu, das Publikum aufmerksam zu machen. ...

Ein alter Wunsch in bezug auf Ihre Schriften ist mir in den letzten Tagen ganz zufällig erfüllt worden, freilich hätte diese Erfüllung mir vor zwei Jahren weit mehr Freude bereitet. Die einst so mühsam gesuchte Sammlung »Halb Mär, halb mehr«, die ich schließlich nur leihweise erlangen konnte, ist mir zum Kauf angeboten und erworben worden. Es waren auch andre Bücher von Ihnen unter dem Angebot, die ich aber besitze, und ich bedauerte sehr, daß nicht die köstlichen Zwölf Briefe nach dem großen Kriege dabei waren. Sollte sich nicht eine neue Auflage davon lohnen? Manches daraus, als vor Sechsundsechzig und Siebzig geschrieben, müßte, meine ich, gerade heute Eindruck machen. Die Briefe scheinen in der Tat ebenfalls sehr selten zu sein, ich habe sie nur aus einem alten Exemplar der hiesigen Gymnasial-Schülerbibliothek kennengelernt. ...

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Paul Gerber.

* Anmerkung des Herausgebers: Vgl. hierzu Gerbers Abhandlung »Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Gravitation«, Beilage zum Jahresbericht der Realschule zu Stargard in Pommern 1902, wiederholt in den Annalen der Physik, Band 52 (1917), und »Gravitation und Elektrizität«, Beilage zum Jahresbericht der Oberrealschule i. E. zu Stargard i. Pomm. 1910.



Der Schatten / Von Paul Steinmüller

Voll von Unruhe und rätselhaftem Drängen war die Vorfrühlingsnacht, in der ich durch die lautlosen Gassen Greifswalds schritt. Die Seenebel zogen zu Land, hingen sich an die Dächer, wogten um die alten Kirchtürme und ballten sich über der Stadt so dicht, daß das Licht des halben Mondes nur einen schwachen Schein gab und die Glockenschläge so gedämpft klangen, als seien die tönenden Metalle durch dicke Türen von mir getrennt.

Zuweilen schwoll die Unruhe eines reisenden Vogelflugs durch die Luft. Man sah den Schwarm nicht, aber der Sturm der ihrer Heimat zustrebenden Tiere glich dem Brausen großer Schwingen, die geheime Kunde tragen.

Da und dort fiel durch die Spalten geschlossener Fensterläden ein Lichtfaden in das Dämmergrau der Straße: dort wachte in dumpfen Zimmern die Sorge am Krankenbett. Hin und wieder wurde ein Vorhang zur Seite geschoben, eine Hand wischte den Niederschlag des Wasserdunstes von der Scheibe, und ein Gesicht preßte sich an das Fenster, um auszuschauen: das waren die Greise, die den Schlaf nicht mehr als Befreier kennen und vor der Unruhe ihres Inneren vom Lager flüchten, um einen Blick auf die Stätte des Lebens zu werfen.

Außer mir war niemand auf der Straße, und war doch eben erst Mitternacht vorüber. Kein Student schlenderte mehr vom Gelage heimwärts. Nur die Unrast der Erde, die sich wie ein Erwachender nach dem Winterschlaf dehnte, war da und drang mit dem Duft feuchter Felder herein.

Ich ging jetzt dem Bahnhof zu, um mich zu vergewissern, ob ich in einem Warteraum Zutritt erlangen konnte. Als ich an St. Nikolai vorüberkam, löste sich die Gestalt eines Menschen aus dem Schatten der Türnische, der auf die innere Stadt zuging. Ich war nur wenige Schritte hinter ihm, aber die diesige Luft verhinderte, daß ich sein Gesicht erkannte. Die hochgewachsene, ein wenig nach vorn geneigte Gestalt war freilich seltsam gekleidet. Die Beinkleider lagen eng um die Schenkel; er trug ein zweifarbiges geschlitztes Barett aus weichem Tuch und eine pelzverbrämte Schaube, unter der ein langer Raufdegen hervorsah.

Zweifellos kehrte der Bursche von einem Mummenschanz heim, wenn es auch seltsam war, daß jetzt noch in der vorgerückten Fastenzeit Lustbarkeiten dieser Art statthaben sollten. Ich spürte eine gewisse Neugierde, den Verbleib dieses losen Vogels zu wissen, und da ich Zeit hatte, so folgte ich ihm.

Unbekümmert um meine Gefolgschaft ging er langsam die lange Straße hinab, summte eine Weise vor sich hin und unterbrach sie nur, um mit der Rechten einen heftigen Stoß in die Luft auszuführen, als sähe er plötzlich einen Feind vor sich, dem er einen wohlgezielten Stich versetzen wolle. Es war nicht anders denkbar, der Mann in der Maske eines Herrn aus dem Reformationszeitalter hatte sich auf einem Trachtenfest vergnügt und ließ nun, da er sich allein glaubte, seiner grimmig-heiteren Laune die Zügel. Es erschien mir närrisch, dem Kumpan länger nachzulaufen, und ich wollte, da wir den Markt erreichten, gerade umkehren, als er im trüben Schein einer Laterne unvermutet stehenblieb und sich nach mir umwandte.

»Wohinaus wollt Ihr, Herr?«

Ich trat näher und hob die Hand grüßend zum Hut: »Ich gehe ohne Ziel, um mir die Zeit zu vertreiben.«

Er lachte auf und legte mir seine starke Hand auf die Schulter. Ich sah in das blasse Gesicht eines etwa vierzigjährigen Mannes. Über leuchtend blauen Augen stieg die steile Wand einer hohen Stirn auf. Die Oberlippe trug ein blondes Bärtchen. »Fürwahr, Ihr habt euch zum Lustwandeln eine wackere Zeit ausgesucht!« sagte er heiter. »Aber just so einen, wie Ihr seid, suche ich.«

»Es ist Frühlingszeit,« bemerkte ich.

»Ei wohl!« sagte er. »Aber ein Frühling, wie er hierzulande eben üblich ist, ein etwas grünlicher Winter im Gebüsch, im übrigen Nebel und nächtiges Dunkel, so daß die Hähne den Morgenschrei vergessen. Grypswold ist das Schalksnest, das es vorzeiten war.«

»Sie haben hier studiert?« fragte ich.

Er nickte ein paarmal sehr ernsthaft.

»Und was Ihnen in der Jugend lieb war, ist Ihnen im Alter wert geblieben, sonst hätten Sie schwerlich die Stadt wieder aufgesucht!«

»Meint Ihr das?« fragte er und sah mich durchdringend an. »Ich sage Euch, das kann auch andern Grund haben. Die Hansen dieser Stadt locken mich wenig.«

»Aber Sie haben sich doch zum frohen Maskenscherz wieder eingestellt,« sagte ich.



Er blickte an sich nieder und schüttelte dann den Kopf: »Deshalb bin ich nicht hier, obschon ich gern mit manchem der Herren ein Tänzlein machen möchte, bei dem ihm der Atem verginge. Wißt Ihr von dem Bürgermeister Wedeg Lötz und seinem braven Sprossen Henning, dem Kanonikus? Die beiden handelten schändlich an mir, verhöhnten mich, stießen mich aus und plünderten mich vor den Toren bei bitterer Kälte aus.« Er führte wieder einen harten Stoß in die Luft. »Die Welt ist nicht bloß des Teufels voll, sondern der Teufel selbst, was meint Ihr, Herr? Büberei und Rotten sind auch itzt noch im Schwange. Aber mich ficht das nicht mehr an.«

Es war etwas in der Rede des Mannes, das mich verwirrte und mich mehr auf ihn als auf die Wendung seiner Rede merken ließ. Seine süddeutsche Mundart, seine altertümelnde Ausdrucksweise und die Erwähnung von Leuten, deren Bekanntschaft er voraussetzte, und die ich nicht einmal dem Namen nach kannte, machten mich betroffen. Wer waren Wedeg und Henning Lötz? Ich wußte von ihnen nichts, und die Erwähnung des Überfalls erschien mir phantastisch. Log er, oder war er betrunken? Aber das klare Gesicht des Mannes widersprach der letzten Annahme, und der ersten widersprach ...

Ich sah zu ihm auf und grübelte, wo ich dieses Gesicht gesehen haben konnte. War er mir schon einmal begegnet, oder hatte ich nur sein Bild als ein bedeutsames betrachtet? Ich fand in mir keine Antwort und wollte eben die Frage nach seinem Namen stellen, als er wieder zu reden begann.

»Ihr sollt wissen, was ich hier suche,« sagte er, »wenn Ihr mir versprecht, daß Ihr mir einen Dienst leisten wollt.«

Ich horchte auf den Klang der Turmuhr, die eben wieder anschlug. Es blieb mir noch Zeit genug. »Wie kann ich Ihnen dienen?« fragte ich.

»Es liegt da in meinem Gemach eine vergessene Schrift von meiner Hand,« entgegnete er. »Die will ich Euch übergeben. Ihr habt nicht mehr zu tun, als sie baldig zu veröffentlichen, wie und wo Ihr mögt.«

Nach einigem Zögern sagte ich: »Ich will sie nehmen, aber es ist mir unklar ...«

»So kommt!« sagte er und machte eine Bewegung mit der Hand, die jedes weitere Wort abschnitt.

Wir schritten stumm über den Marktplatz auf eins jener Häuser zu, deren Staffelgiebel in den Nebel getaucht waren. Der Fremde klinkte die Haustür auf und stieg mir voran die Treppe empor. Ein schwacher Lichtschein wies uns den Weg. Ich wunderte mich, daß er das Haus offen fand und daß um diese Zeit noch ein Licht den Flur erhellte. Wir betraten ein Zimmer, in dem eine Öllampe brannte. Der Fremde ging wie einer, der mit der Örtlichkeit völlig vertraut ist, auf den Ofen zu, öffnete einen Wandschrank und entnahm diesem eine Schriftrolle.

»Wisset, Herr, es ist ein Ruf und ein Bekenntnis zugleich,« sagte er feierlich. »Ich schrieb es in einer Stunde arger Bedrängnis, und dies ist die Erleuchtung, die ich erfuhr, daß mein Schicksal gleich sei dem Schicksal, das dem Volk der Deutschen droht. Ich schrieb es aus meiner Not für die Zeit bitterster Volksnot, und meine Meinung ist, daß diese Zeit itzt wahrlich gekommen sei. Wollt Ihr nun dieser Kunde Bote sein?«

Er stand vor mir, die Schrift gegen die Brust gedrückt, und seine leuchtenden Augen sahen mich so durchdringend an, daß ich verstummte. Ich machte eine Bewegung, die besagte, daß ich verstanden habe. Das Auftreten des Mannes, seine Kleidung und Sprechweise erschienen mir jetzt nicht mehr fremdartig, sondern seinem Wesen angemessen. Ich fühlte mich vor ihm klein, und der Gedanke, daß ich ihn kenne, ohne seinen Namen zu wissen, ließ mich die Hand ausstrecken.

»Nehmt und lest!« sagte er und reichte mir das Pergament. Ich entfaltete es und näherte mich dem Lichtkreis der Lampe. Die Schrift war klein und kraus, aber leicht lesbar; irgendwo hatte ich auch sie schon einmal gesehen. Die Erinnerung an ein Zimmer im Staatsarchiv tauchte auf und verschwand wieder. Ich richtete mich auf und sah den Fremden an: »Herr, wer sind Sie?«

Er antwortete nicht darauf, hob lächelnd die Hand und sagte: »Lest!«

Und so las ich denn:

Der Friedlose den Gehetzten, der Herzeleid-Kranke den Fiebernden, der Wache den Schläfern!

Ich sah einen flinken Läufer im Wattenmeer, der auf die Stunde nicht acht gab, da die Flut stieg. Die ersten Wellen nahten, er aber vertraute der Schnelligkeit seiner Füße.



Doch der blanke Hans kam schneller über ihn, als er dachte, und da er in Sorge zu laufen begann, fand er den Strand, der ihm Rettung bot, von Nebeln verschleiert und rannte in großer Angst vor der Flut dahin und dorthin.

Der Läufer bist du, du Volk der Deutschen! Du keuchst unter einer großen Last, und die steigende Not hetzt hinter dir drein. Müde bis zum Zerbrechen sind deine Glieder, aber der Haß peitscht dich vorwärts: Haß wider dein Wesen, aus dem du erstandest; Haß wider das Göttliche, das du darstellst; Haß wider die Bestimmung, die du erfüllen sollst.

Höre nicht auf ihn, höre nicht auf das, was hinter dir ist! Schaue vorwärts, ob auch der Grund schlüpfrig ist; eile und errette deine Seele! Sie wollen dich zerspalten und zerklüften, verunfrieden und zerreißen: Hierhin, dorthin, dahinaus! Achte der Zurufe nicht, wirf den Plunder von dir, das Nichtige und das Unnütze; aber halte das Beste fest. Aus dem Abend taucht der Morgen, und hinter den Nebeln liegt das neue Land. Ich, der Friedlose, weiß, daß du es erreichst, ich weiß es allen rasenden Hassern zum Trotz. —

Ach, wenn du gesund wärst! Aber du bist krank, du Volk der Deutschen, und viele Fieber erregen dein Blut. Stand wider Stand, Name wider Name, Partei wider Partei, Kraft wider Kraft! Oh, mich ekelt der bissigen Tollwut! Ist es denn schon aller Welt Art, daß eins das andre neidet und totschlägt, so ist es doch nicht jedermanns Weise, sich zu besudeln, zu beschimpfen und zu verunehren. Du aber rasest wie ein Fiebernder wider dich selbst und stößt dir Haupt und Glieder wund.

Gebärdetest du dich so unsinnig um eines hohen Zieles willen, wahrlich, ich würde dich loben. Doch deine Fieber stammen aus trüben Quellen: Geldgier, Genußsucht und Fremdliebe. Die Opfer vor deinen Götzen sind nur schimpfliche Preisgabe.

Der Arzt, der dich heilen will, muß dich mit starken Seilen auf dein Bett binden, daß du in der Stille zur Vernunft kommst und deine Triebe an ihrem eignen Gift verderben. Widert mich dein Treiben an, so liebe ich dich doch, denn dein Geist ist von edler Art, und er wird dich zur Gesundung führen. Das glaube ich aller Wirrnis zum Trotz! —

Haß von außen und Fieber von innen — was mag da helfen! Wenn du zur Scham erwachen wirst, dann wirst du gesunden, noch aber fesselt dich der schwere Schlaf. Das Glück, das du nicht ertragen kannst, hatte dir wieder einmal ein weiches Pfühl geschüttet; auf dem ruhtest du gar sanft. Erhalten wolltest du, nicht erwerben, da sanken alle Flammen in einem kläglichen Aschenhaufen zusammen, und kein Wind blies hinein. Als du von weiten Reichen träumtest, da warst du schon arm; denn du hattest das Beste verloren, das Bewußtsein deiner eignen Persönlichkeit und Verantwortung.

Deine Wachen standen auf der Schwelle deines Hauses und hämmerten mit den Fäusten gegen deine Tür: Steh auf, steh auf! Du aber wandtest dich ruhevoll auf die andre Seite und stopftest die Hände gegen deine Ohren, denn du wolltest nicht hören.

So mußte der Höchste kommen und dich unter das Reibeisen seiner Plagen werfen, und daß er kam und deine Pforte zerschlug und dich aus dem Schlaf aufstörte, das gibt mir die Zuversicht, daß er dich noch brauchen will. Und darum glaube ich trotz Traum und Tränen: Einmal erwachst du doch!

Der Geist, der in deinen Domen Gestalt gewann, in deinem Denken sich fortzeugte, in deinem Dichten unsterblich ward, der hat sein Werk noch nicht beendet. Ihn rette, du gehetzter Läufer; in ihm gesunde, du Fiebernder; zu ihm erwache, du Schläfer!

So schrieb dir aus dem Zeitlosen in die Zeitenge dein getreuer Sohn

Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten? Das war der Mann. Das Bild, das ihn als poeta laureatus darstellt, trat plötzlich hell aus meiner Erinnerung hervor. Ich sah auf: die Stelle hinter dem Tisch, wo der Fremde gestanden, war leer. Der Docht der Lampe kohlte, und die Flamme wollte erlöschen. Ich sah mich im Zimmer um, nur die grauen Schatten waren darin. Ich stand in Schauern und hielt das Pergament in der Hand. —

Wie ich aus dem Haus, dessen Tür ich offen fand, hinauskam, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß ich durch menschenleere Gassen nach dem Bahnhof hastete.

Und wo blieb der Brief?

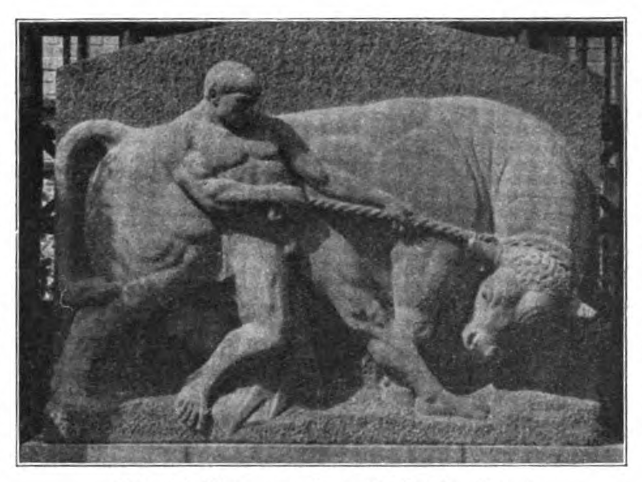
Es verlohnt nicht, davon zu reden. Dem gelehrten oder ungelehrten Splitterrichter, dem mein Erlebnis nicht genügt, würden auch Pergament und Siegel nicht beweiskräftig sein.





Josef Heyse: Heldenglaube

Kriegermal in der Gedächtnishalle auf dem Weimarer Friedhof



Stierbändiger aus dem Holzdorfer Park

Der Bildhauer Josef Heise

Zu sechzehn Abbildungen seiner Werke

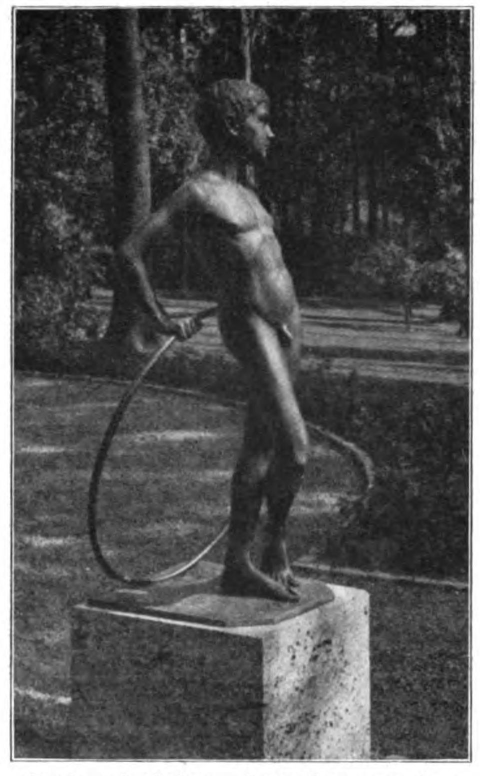
Von Friedrich Düsel

Plastik ist Raumkunst oder sollte es sein, in doppeltem Sinne sogar: als körperlich-räumliche Kunstdarstellung an sich und als eingeordnete Teilfüllung eines Raumes. So wenig wie sich ein Drama im Buche erfüllen kann, sondern erst auf der Bühne sein wahres Leben entfaltet, so weit ist auch ein Werk der Bildhauerkunst noch von seiner vollendeten Wirkung entfernt, bevor es sich in den Raum eingliedert, für den es vom Künstler erdacht, gesehen und geschaffen worden. Ein irgendwo und -wie zum Anschauen auf einen Sockel gesetztes Bildwerk, womöglich in Reih und Glied oder willkürlich mit andern aufgestellt, ist um seine Seele, um ein gut Teil seiner Lebenskraft betrogen. Seit meinen Studentenjahren habe ich es — einzelne kurze, auf ein bestimmtes Objekt gerichtete Studiengänge ausgenommen — nie wieder fertiggebracht, die berühmte Münchner Glyptothek zu besuchen. Wie eine riesige Totenkammer steht sie vor mir, in der man die für ein blühendes, organisch entfaltetes Raumleben bestimmten Bildschöpfungen gleich massenweise eingesargt hat. Nicht umsonst fügt sich heute jedes bedachtsam angelegte Ausstellungsgebäude einen Hof- oder Gartenraum an, wo die größeren, monumentaleren Bildwerke in freier Luft wenigstens andeutungsweise etwas von der natürlichen Raumwirkung genießen können, die zu ihrem Daseins- und Wirkungsgesetz gehört. Man atmet auf, wenn man in dem neuen Fischerschen Ausstellungsbau in Stuttgart auf den zwar nur engen Innenhof hinaustritt und dort einen Brunnen oder eine Gartenfigur aufgestellt sieht; und umgekehrt fühlt man sich von einem Alp bedrückt, wenn man aus den weiten Gartenanlagen des Moabiter Kunstausstellungsparkes in Berlin, dem, völlig verloren, meistens nur ein, höchstens zwei bis drei plastische Werke gegönnt werden, in das langgestreckte Rechteck des Plastiksaales tritt, wo Dutzende von kleinen und großen Bildwerken ihren Parademarsch ausführen.

Wohl dem Künstler, dem ein freundliches Geschick schon in seinen bildnerischen Anfängen die Gunst erweist, plastische Schöpfungen so entstehen und aufgestellt zu sehen, wie es ihre Größenmaße, ihre Verhältnisse, ihr Bau und ihre Linien verlangen!

Diese Schicksalsgunst wurde dem Plastiker zuteil, dem die hier abgebildeten Werke gehören und diese Zeilen gelten. Josef Heise, der jetzt in Weimar wohnt und schafft, wurde am 3. Dezember 1885 als Sohn eines Bildhauers zu Münster in Westfalen geboren; sein Spielzeug waren Meißel und Breiteisen. Als er knapp drei Jahre alt war, siedelten seine Eltern nach Warburg bei Kassel über, wo sein Vater ein Atelier für kirchliche Kunst errichtete. Durch eisernen Fleiß und guthandwerkliche Tüchtigkeit erwarb der alte Heise sich bald einen ansehnlichen Namen und wurde auf seinem Spezialgebiet ein vielbeschäftigter Meister. Dabei ließen es die Aufträge, die ihm zufielen, keineswegs an Mannigfaltigkeit fehlen. Von jeder öden, fabrikmäßigen Schablone wußte er sich fernzuhalten, und gern

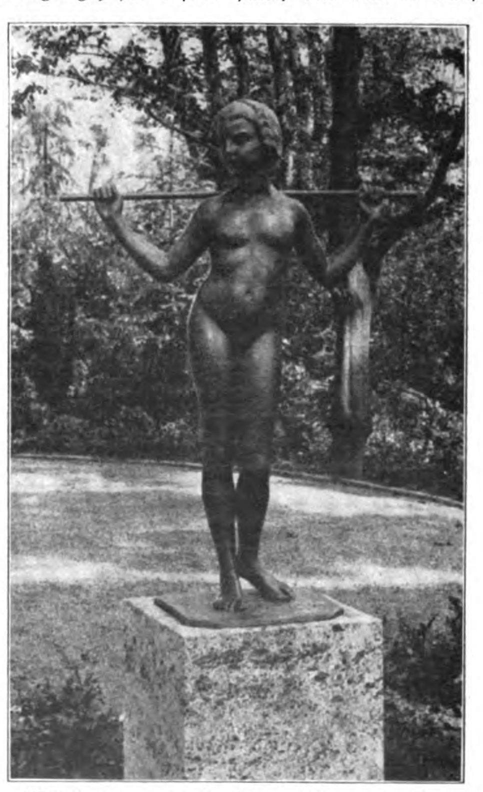
Reptil. Schmuck von einer Steinbank des Holzdorfer Parkes



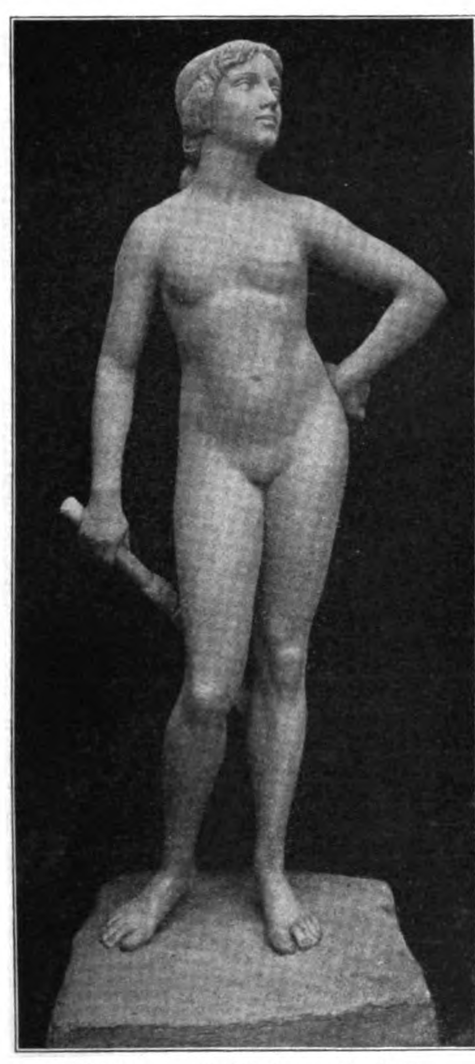
Knabe mit Reifen. Bronzefigur aus dem Holzdorfer Park

schenkten ihm seine Auftraggeber so viel Vertrauen, daß er den Einfällen seiner Phantasie und den Launen seines Geschmacks nachgehen konnte. Da fand denn der aufgeweckte Knabe, der in der Werkstatt um ihn herumspielte, frühe und reichliche Gelegenheit, auf die Handwerksgriffe zu sehen, sich instinktiv mit dem Wesen der Bildhauerei vertraut zu machen und ein Kunstwerk auf dem Wege seiner Entstehung vom plumpen Tonklumpen oder rohen Block bis an die heilige Stätte zu begleiten, für die es bestimmt war.

Die Folge war, daß der Sepp schon manches »Malheft« vollgezeichnet und manchen Tonklumpen verknetet hatte, bevor er noch ein a vom o unterscheiden konnte. Und hier begab sich das bei Künstlerkindern so seltene Wunder, daß der Vater den Jungen nicht mit Stock und Stein von seinem Felde verscheuchte, wie der Bauer die Spatzen aus dem Erbsfeld, sondern seinen Trieb unterstützte, sein Streben mit liebevoller Hingabe förderte und ihn früh im Zeichnen und Modellieren unterrichten ließ. Wie lieb muß der alte Heise seinen Beruf gehabt haben, wie lieb aber auch seinen Sohn! Und dabei war dieser Sohn in der Schule alles andre als ein Musterknabe und konnte sich weder mit dem Latein noch mit der Mathematik sonderlich befreunden. Ungeduldig erwartete er die Zeit, wo er Bildhauer werden durfte; denn das stand längst fest. Schon mit dreizehn Jahren — die Schulpflicht wurde abgekürzt — trat Josef Heise als Lehrling in das Geschäft seines Vaters ein und erlernte »nach allen Regeln der Kunst« das doch einstweilen nur handwerksmäßige Arbeiten in Holz und Stein. So sehr nun aber der Vater auch auf Pünktlichkeit und Stundenfleiß hielt, es fand sich für diesen seinen jüngsten Gehilfen doch manche freie oder auch gestohlene Stunde, wo er nach eigner Liebhaberei arbeiten konnte. Da lehnte sich nun doch — bei allem Respekt vor dem Schaffen des Vaters — die Jugend gegen das Alter, das »Genie« gegen das Handwerk auf. Anfangs schüchtern und verstohlen, dann bewußter und lauter gestand der junge Heise sich selber und seiner Umgebung, daß ihn diese Art der Tätigkeit auf die Dauer nicht befriedige. Geweckt wurden solche höheren Ansprüche durch die großen Vorbilder der Vergangenheit, die ihm mit ihren Werken in Sammlungen und Kunstbüchern entgegentraten, mehr noch durch das Feuer, das aus den Erinnerungen und Bekenntnissen des Vaters aufflammte, wenn er von dem idealen Streben erzählte, das seine Jünglingsjahre erfüllt hatte, und das er nun,



Mädchen mit Stab. Bronzefigur aus dem Holzdorfer Park



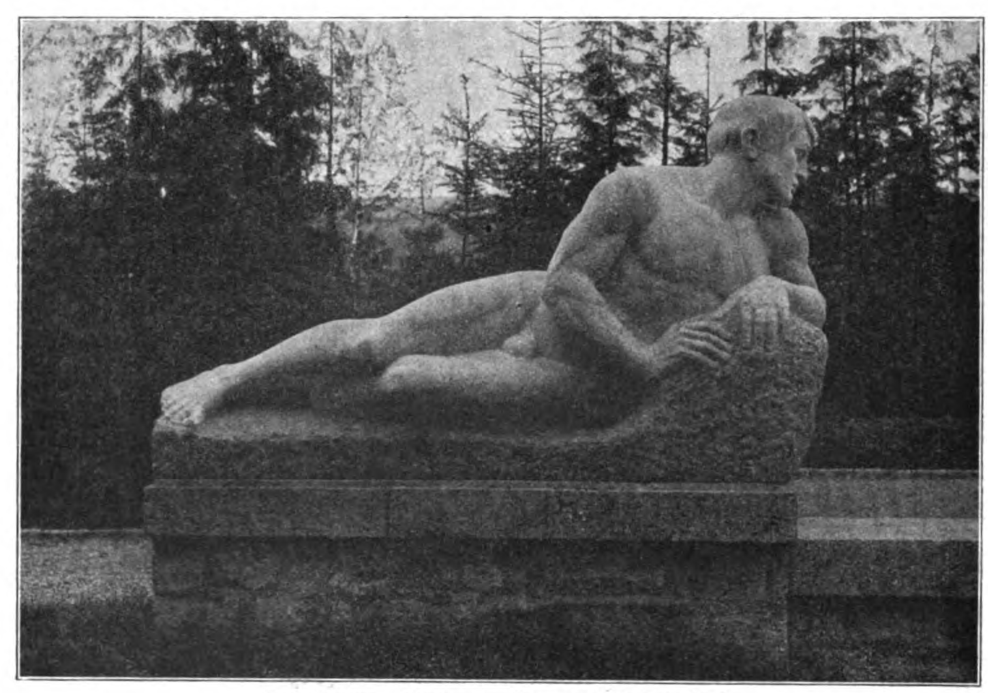
Mädchen mit Schläger und Ball



Jüngling mit Ruderstange

halb stolz halb wehmütig, in dem Sohne wiederkehren sah. Um diese Zeit war es, als der alte Heise, mit der Ausschmückung einiger Kirchen in Kassel beschäftigt, die Professoren der dortigen Kunstakademie kennenlernte: den Geschichtsmaler und Direktor Louis Kolitz, den Lehrer für Aktzeichnen und Anatomie Hermann Knackfuß und den Bildhauer Karl Bernewitz, der unter Begas die Quadriga für das Berliner Kaiser-Wilhelm-Denkmal und für Kassel den Bücherwurm-Brunnen vor dem Archivgebäude geschaffen hatte. Er zeigte ihnen einige Arbeiten seines Sohnes, und alle drei vereinigten sich in dem Rat, dem unverkennbar Begabten — er hatte inzwischen sein achtzehntes Lebensjahr vollendet — die künstlerische Laufbahn durch den Eintritt in die Kasseler Akademie zu eröffnen.

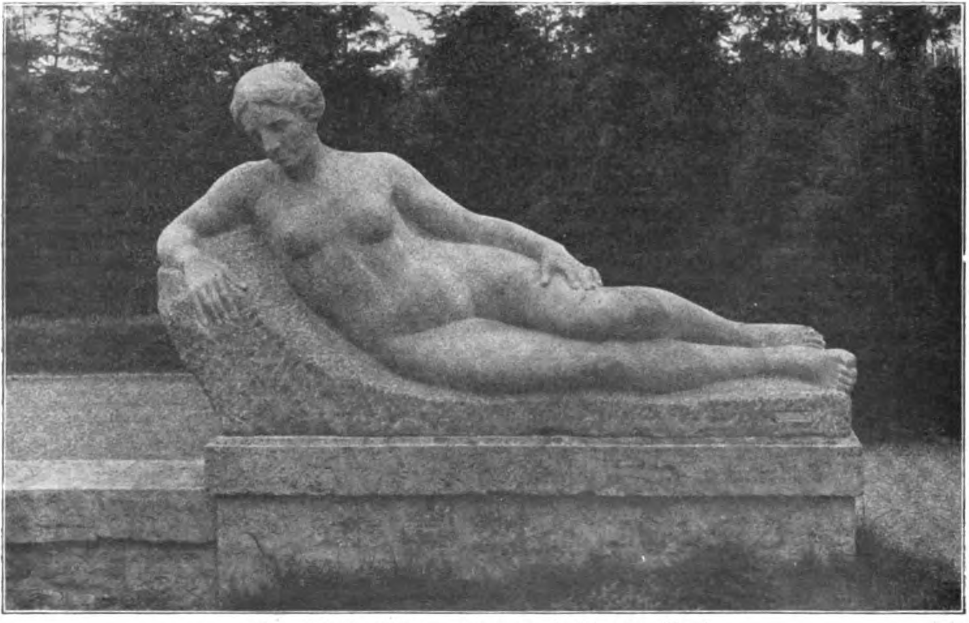
Anfangs schien alles nach Wunsch zu gehen. Dank seiner praktischen Vorbildung kam der Schüler schnell vorwärts: schon nach einem halben Jahr wurde er in die Modellier- und Malklasse versetzt. Aber nach einem weiteren Semester zeigte sich, daß auch der schulmäßige Akademieunterricht dem ungeduldig Vorwärtsstrebenden keine rechte Befriedigung geben konnte. So verließ er noch vor seinem zwanzigsten Geburtstage die Anstalt, um zunächst seiner Militärpflicht zu genügen. Nun aber zeigte sich, daß die Wünsche und Hoffnungen beim Vater und beim Sohne doch zu verschiedenen Zielen strebten. Der Vater, der seine Kräfte wohl allmählich erlahmen fühlte, wünschte sich den Sohn als Nachfolger in seinem blühenden Geschäft; der Sohn wollte »höher hinauf« und machte daraus jetzt kein Hehl mehr. Zwei harte



Der Mann. Figur aus dem Holzdorfer Park

westfälische Köpfe stießen aneinander. Der Alte, unwillig über die Zerstörung seines Lieblingsplanes, verweigerte dem Jungen kurzerhand jegliche Unterstützung. So sah sich dieser hinfort ganz auf sich selbst gestellt. Damals gab es daheim böse Worte und bittere Wochen; heute ist der Sohn dem Vater dankbar für die Härte. Ohne sie hätte er sich schwerlich so bald von dem Schema der kirchlichen Kunst frei machen können, wie es jetzt, unter dem Zwang der Not, geschah.

Denn mit diesem Augenblick setzte bei Heise die Wendung zum individuellen Schaffen ein. Zwar mußte er sich zunächst noch durch Brot-



Das Weib. Figur aus dem Holzdorfer Park

arbeit für Professoren in Kassel und Berlin über Wasser halten, fand aber daneben doch Zeit genug, sich fleißig in den Galerien umzusehen, still und gesammelt für sich zu arbeiten und auf Reisen seine künstlerischen Anschauungen zu erweitern. Freilich — das verhehlte sich der Vierundzwanzigjährige nicht — noch fehlte ihm etwas für seine Ausbildung, für den letzten Schliff seiner Technik, und dazu brauchte er Lehre, Beispiel und Anleitung einer überlegenen Persönlichkeit.

Er fand sie in Weimar, wohin er 1909 übersiedelte, fand sie in Professor Adolf Brütt, dem damaligen Leiter der Bildhauerabteilung an der Weimarer Kunstschule. Wer diesen feinen, künstlerisch ebenso echten und ernsten wie menschlich lauteren und liebenswürdigen Meister damals in Weimar, auf der Höhe seines Lebens und Könnens, hat wirken sehen, wo heute, da die wunderbar lebensvolle Gruppe »Nacht« Privatbesitz des Großherzogs ist, außer dem Reiterstandbilde Karl Alexanders allein noch die knospenhaft keusche Mädchengestalt vor der Bildhauerschule sein Andenken wachhält, der weiß, daß es ein guter Stern war, der Heise gerade zu ihm hinführte. Wenn einer, so hatte dieser sehnige Nordfriese, ein Sohn Husums, der Stadt Theodor Storms, in den für die Plastik zwar höchst fruchtbaren, aber auch höchst gefährlichen achtziger und neunziger Jahren seinen künstlerischen Charakter, seine Gesinnungs- und Idealtreue gewahrt. Selbst durch die Standbilder Ottos des Faulen und Friedrich Wilhelms II., die ihm zugeschobenen Aufträge für die Siegesallee, hatte sich der Schöpfer der Gruppen »Gerettet« und »Eva« (beide in der Nationalgalerie) nicht aus der Bahn des Geschmacks, der Wahrheit und der Naturfrische drängen lassen. Nirgends, auch nicht in seinen Bismarck- und Kaiserdenkmälern, hat Brütt Leeres und Hohles gegeben, niemals hat er sich zum gespreizten Pathos verführen lassen, immer ist er verhalten, gelassen und echt geblieben, wie es seine Natur war. Er hatte einen ähnlichen Werdegang durchgemacht wie Heise: auch er war durch die gediegene Handwerkslehre eines Steinmetzen gegangen, hatte im Kieler Museum eifrig nach den Gipsabgüssen der Antike studiert und gezeichnet und sich bei Schaper an der Berliner Akademie nicht länger als durchaus nötig aufgehalten. Diese Ähnlichkeit des Studienganges und die verwandte niederdeutsche Herkunft mögen ihn dem jungen Westfalen geneigt gemacht haben. Jedenfalls nahm er Heise nach den vorgelegten Proben sofort als Meisterschüler an und stellte ihm ein Atelier zur Verfügung. Mit dem Augenblick begann für diesen ein neues eifriges und intimes Studium der Natur, und für alles, was er anfaßte, fand er bei dem Lehrer die lebhafteste Anregung und Förderung.



Relief von einem Grabmal

Leider verließ Brütt — die Bildhauer wechselten damals in der großherzoglichen Haupt- und Residenzstadt ebenso schnell, wie die Maler seßhaft waren — schon 1910 seine Weimarer

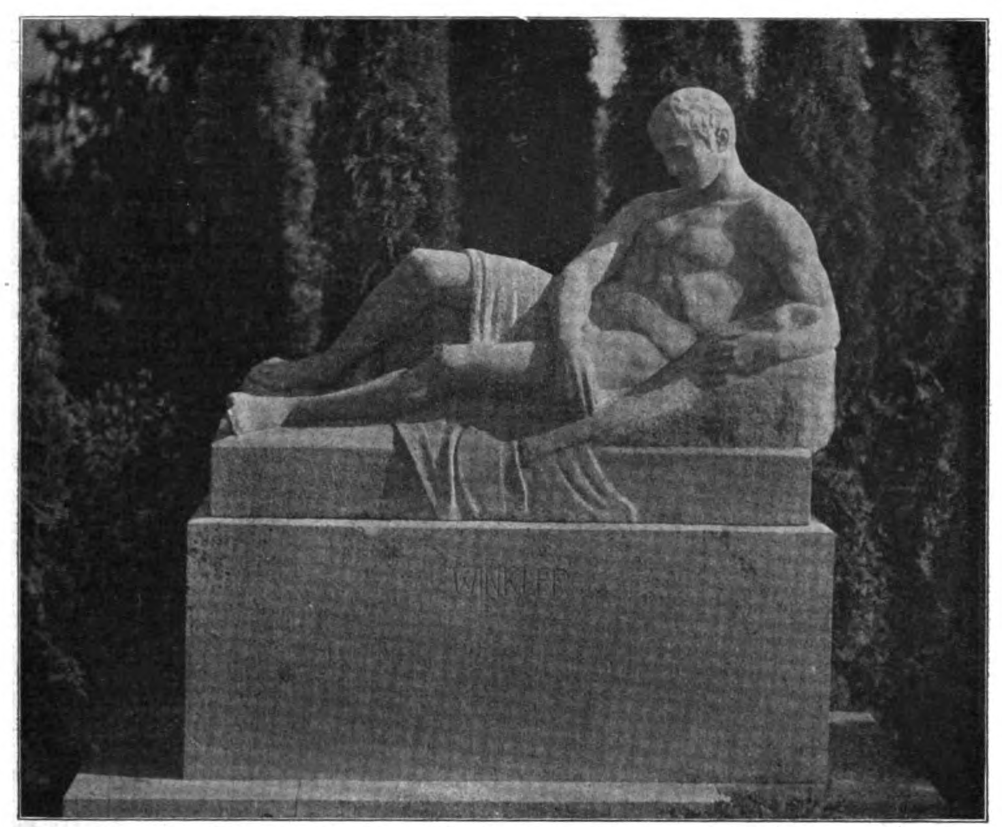


Trauernde. Grabmal vom Weimarer Friedhof

Wirkungsstätte, um wieder nach Berlin überzusiedeln. Da litt es auch Heise nicht lange mehr an der Kunstschule. Er verheiratete sich und begann eine eigne, selbständige Tätigkeit. In schneller Folge entstanden nun die Werke, die seine Richtung ausdrücken und den Charakter seiner Kunst bestimmt haben. Bei Ausbruch des Weltkrieges zog er gleich mit ins Feld, fand während seiner freien Zeit aber auch hier Gelegenheit, allerlei Kleinplastisches zu schaffen, und wurde alsdann von der zehnten Ersatzdivision mit der Ausführung eines Denkmals für die Gefallenen auf dem Friedhof in Thiaucourt betraut. Abermals in die Front gezogen, erlitt er im Mai 1917 in der Champagne eine schwere Verwundung und mußte für längere Zeit in die Heimat zurück. Als er leiblich wiederhergestellt war und neben seinem militärischen Dienst auch die künstlerische Tätigkeit wieder aufnehmen konnte, ging ihm allmählich das innere Gesicht für die großen Erlebnisse des Krieges auf, und er gewann den Mut, seine mannigfaltigen und tiefen Eindrücke in monumentaleren Werken auszuprägen, als er bisher gewagt hatte. Fühlte er doch, wie mit seiner Vorstellungswelt und Erlebniskraft auch seine plastische Gestaltungsgabe bereichert worden war.

Und nun trat der Mann in sein Leben, der ihm die äußeren Möglichkeiten gab, die im Kriege gewonnenen, einstweilen nur in der Phantasie aufgespeicherten Bilder in Stein und Erz Gestalt werden zu lassen. Das war der Mannheimer Großkaufmann und Kunstfreund Dr. phil. Otto Krebs, der die Absicht hatte, seinen in Holzdorf bei Weimar gelegenen Park mit monumentalen Figuren auszuschmücken. Ein Auftrag für den rechten Mann im rechten Augenblick! Denn alles in Heise drängte auf solche Formen hin, wie sie hier verlangt wurden. Nun sah er den Weg und das Ziel vor sich, die ihn heimlich längst gelockt hatten, die seinem innersten Verlangen und Streben entsprachen.

Unsre Abbildungen begnügen sich damit, den Lesern die letzte entscheidende Entwicklungsperiode des Bildhauers Josef Heise vor Augen zu führen. Wenn ein Künstler selbst so deutlich das Bewußtsein hat, jetzt erst den rechten Weg seiner inneren Berufung betreten zu haben, tun wir mit ihm gut daran, die »Antezedenzien«, sein einstweilen überwundenes Vorwerk, außer acht zu lassen. Das mag später wieder auftauchen, wenn der Werdende sich zum Gewordenen gewandelt hat, wenn es sich lohnt,



Ruhender Wanderer. Grabmal vom Weimarer Friedhof

aus der Vogelperspektive auch auf seine tastenden Anfänge zurückzublicken.

Drei freilich öfters ineinanderfließende Darstellungsgebiete lassen sich in Heises reiferem Schaffen unterscheiden: die Grabmalskunst, die Zweck- und Raumschöpfungen für den Holzdorfer Park und die aus dem Erlebnis des Krieges geborenen Werke, ohne daß mit dieser Stoffunterscheidung überall auch eine Zeitfolge der Arbeiten gegeben wäre.

Das älteste der Grabmalswerke, wenn nicht der Entstehungszeit, so doch dem Stil nach, scheint das auf Seite 184 unten abgebildete zu sein. Hier schimmert in der schematischen Raumteilung wie in der traditionellen Gruppierung der beiden den Gekreuzigten anbetenden Figuren Maria und Johannes noch deutlich die Herkunft von der kirchlichen Kunst durch. Freier und natürlicher bewegt sich schon das Relief von einem Grabmal in Westfalen (S. 185): ein trauernder Genius, der schmerzgebrochen niedergesunken ist, vielleicht auch eine Versinnbildlichung des dahingegangenen Lebens selbst, das sich, kaum die Hand an den Kranz des Erfolges oder Glückes gelegt, in seine letzte Kammer schmiegt. Die sich dreimal mit leisen Abweichungen wiederholende Bogenlinie (Rahmen, Flügel, Rücken) hat etwas ungemein Sänftigendes. Die sitzende Frauengestalt (S. 184), mag sie ein rein sinnbildlicher Ausdruck der Trauer, des Schmerzes oder der Vereinsamung sein, hat etwas Porträthaftes und nähert sich damit jener plastischen Realistik, die auf italienischen Friedhöfen heimisch ist, für uns aber wohl immer etwas Fremdes, anspruchsvoll Repräsentatives behalten wird, das sich der Stätte der Stille, der ausgelöschten, in eine höhere Gleichheit aufgegangenen Individualität nicht recht fügen will. Völlig überwunden ist dieser Wirklichkeitsrest in den beiden überlebensgroßen Grabmälern vom Weimarer Friedhof, die wir auf den Seiten 182 und 183 zeigen: die »Trauernde« und der »Ruhende Wanderer«, beide haben nichts Zufälliges mehr, was an dieses Erdendasein fesselt, beide haben eine Form und einen Ausdruck gefunden, die mit einer ernsten und doch warmen, wohltuenden Erhabenheit in das Land des Friedens weisen, wo alle Unrast, alle Leidenschaften, Begierden und Schmerzen schweigen. Ein geläufiges, tausendfach verwendetes Motiv benutzt die Einzelfigur von einem Grabmal auf S. 181, so daß man versucht ist nachzulesen, ob sie nicht als Bildbeispiel für Lessings berühmte Abhandlung »Wie die Alten



Figur auf einem Grabmal

ihre Fortführung, ihre weitere »Verjüngung« (im äußeren und inneren Sinn des Wortes) in dem Knaben mit Reifen und dem Mädchen mit Stab, den beiden Bronzefiguren aus dem Holzdorfer Park — deshalb haben wir sie auf S. 178 jenen beiden andern gegenübergestellt. Ein unverkennbarer Fortschritt! Die Haltung ist natürlicher, bewegter, gelöster geworden, die Erinnerung ans Modell- und Atelierhafte ist bis auf den letzten Rest getilgt, und das Spiel der Glieder, Muskeln und Sehnen hat eine so liebevolle Durchbildung erfahren, daß man die Schöpferfreude des Künstlers bis ins feinste Geäder, bis in die Pore nachfühlt; zwei naturhafte und doch völlig einzigartige Menschenkinder begegnen uns so ungezwungen, so unbewußt, so in sich selber selig, als machten sie gerade nur eine Pause im Spiel. Das edle Material, das die Lichter auffängt und spielend zurückwirft, und die natürliche Umgebung, Bäume, Sträucher, Rasen und Blumen, mögen viel zu diesem Lebensgefühl beitragen, das entscheidende Verdienst fällt aber doch auf die Bildnerkraft des Künstlers.

In etwa doppelter Lebensgröße ausgeführt sind die beiden durch den gleichen Rhythmus der Bewegung und ähnlichen Linienfluß, aber auch durch ein inneres sinnbildliches Band ver-

den Tod gebildet haben« gelten darf. Und doch bewahrt sich dies zugleich ebenmäßige und kraftvolle Werk durchaus seine Eigenart, in der Raumgliederung, in der Bildung des Körpers, in der Haltung, im Gesichtsausdruck, in der Behandlung des Symbols, der von den Mantelfalten wie von einem Flor umwundenen umgestürzten Fackel.

Eine Zwischenstufe bezeichnen die auf der Seite 179 vereinigten beiden Bildwerke, die an Motive des Freiluftsports anknüpfen: das Mädchen mit Schläger und Ball und der Jüngling mit Ruderstange. Hier finde ich am ehesten eine fast noch etwas schülerhafte Anlehnung an die Art des Meisters Brütt, etwa an seine Diana oder seine Schwerttänzerin. Anmut, Schmiegsamkeit, Empfindung, Wärme — das sind auch hier die vorherrschenden Eindrücke, hinter die die körperliche Gliederaktion, die man bei Sportdarstellungen vielleicht zuerst erwartet, zurücktritt. Man möchte meinen, daß auch Heise hier zuerst vom Gesicht ausgegangen ist und aus der inneren Empfindung und Stimmung die Form herausgearbeitet hat, wie Brütt das von seiner Arbeitsweise bekennt.

Die beiden jugendlichen Figuren finden



Grabmal



Josef Heyse: Abschied (Relief von einem Grabmal)

bundenen Parkfiguren »Der Mann« und »Das Weib«. Beide »Verkörperungen des Lebens«: der Mann wachsam und angespannt, wie im Begriff, eben sich aufzurichten; das Weib entspannt, ruhend, verträumt; beide so eng in den Stein geschmiegt, als hätten sie sich eben erst leise daraus gelöst. Ich zweifle, ob man bei dem häufigen Wechsel gerade der plastischen Lehrkräfte in Weimar von einer Weimarer Schule oder Werkstattüberlieferung sprechen kann. Sonst möchte man wenigstens bei der weiblichen Figur an das ähnliche Bildwerk von Richard Engelmann erinnern, das vor der Schmalseite der Kunstschule seinen Ehrenplatz hat.



Relief von einem Grabmal in Westfalen

Der Stierbändiger (S. 177) hätte verdient, in größerem Maßstabe wiedergegeben zu werden, denn er ist das bei weitem mächtigste und wuchtigste Bildwerk des Holzdorfer Parkes (3 m lang, 2,30 m hoch), was, um seine Wirkung zu beurteilen, nicht vergessen werden darf. Zum erstenmal hat Heise hier seine Ruhe verlassen, um die Monumentalität durch starke dramatische Außenbewegung zu erzwingen. Ganz scheint mir diese Aufgabe noch nicht gelöst zu sein. In der Behandlung des Stier- und des Menschenkörpers erkenne ich zwei verschiedene Stile, die sich für mein Gefühl nicht recht paaren wollen. Die Verhältnisse mögen nach dem Meterstab gemessen stimmen, für das Auge scheint der Körper des Stieres zu lang geraten, und jedenfalls entspricht die schlichte, glatte Flächenbehandlung, namentlich im vorderen Körperteil, nicht ganz dem malerischen, begasartigen Gliederspiel im durchgearbeiteten Körper des Bändigers. Doch müßte man wohl, um seines Urteils sicher zu sein, gerade dieses Werk in seiner natürlichen Umgebung sehen, ebenso wie das (bei uns noch stärker verkleinerte) Reptil von einer Steinbank, auch wenn es nur dienenden Schmuckwert hat.

Die beiden stärksten, innerlichsten und schönsten Werke Heises, das große Relief »Abschied« und das Kriegermal für die Gedächtnishalle des Weimarer Friedhofs, haben wir auf besonderen Kunstblättern abgebildet, um sie verdientermaßen vor den andern Werken auszuzeichnen. Das Relief hat etwas Homerisch-Patriarchalisches, etwas von Zeit und Ort Entbundenes, ins Mythische Entrücktes, so menschlich natürlich und ergreifend es zu uns spricht. Es erinnert in der Komposition an das berühmte Relief in der Villa Albani zu Rom, »Orpheus' Abschied von Eurydike«. Aber auch der »Heldenglaube« hat alles Laute, Herausfordernde und Pathetische abgestreift, um dafür desto reiner und erhabener die feierlich-religiöse Schicksalsstimmung in sich zu bannen, die als unvergängliches Seelenerlebnis des Krieges bei uns bleiben soll und darf.

Frühlingshoffnung

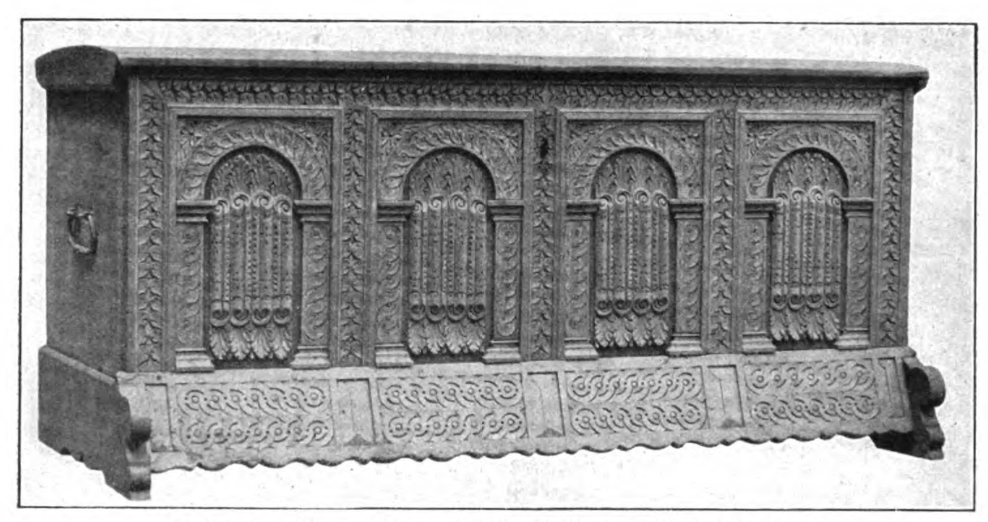
Bald wird es Lenz! Ein erster Sonnenstrahl
Drängt sich durch Wolkenwände in das Zimmer,
Und meine Hände liegen matt und schmal
Und winterblaß in seinem lieben Schimmer.

Dieselben Hände sollen wonnesam
Vielhundert Frühlingsblumen für dich brechen,
Und, die aus Schnee und Einsamkeiten kam,
Die Seele soll erglühend zu dir sprechen:

„Nun wird es Lenz!"

Gunda von Freytag-Loringhoven





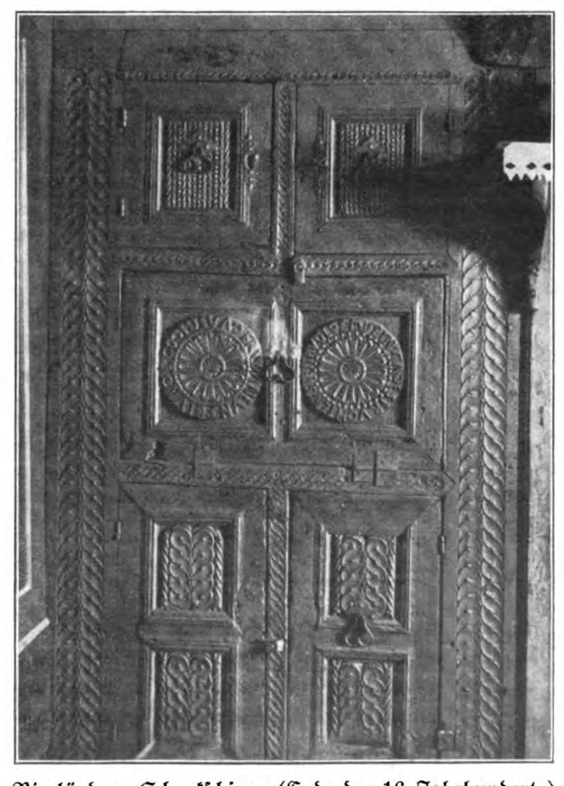
Truhe vom Bremer Typus (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts)

Von alten niederdeutschen Bauernmöbeln

Von Dr. K. Hüseler (Hamburg)

Wie das breit und behäbig gelagerte niedersächsische Bauernhaus, das unter seinem riesigen Strohdach die ganze Wirtschaft mit Wohnung, Stallungen und Vorratsräumen vereinigt, der Landschaft ein eignes Gepräge gibt, so wird uns in seinen Innenräumen die niedersächsische Eigenart wohl am besten durch die Möbel veranschaulicht. Das Bauernmöbel, das seine Entstehung bodenständiger Handwerkskunst verdankt, ist eben aus diesem Grunde nicht mit dem Maßstab der Stilmöbel zu messen, sondern vielmehr danach, bis zu welchem Grade es dem bäuerlichen Schreiner gelingt, die Stilformen der hohen Kunst mit eignen Motiven zu durchsetzen und zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen. Diese Forderung wird von Möbeln, wie sie einst unsre niederdeutschen Bauernhäuser füllten und heute vielfach in Museen und Privatsammlungen erhalten werden, nahezu restlos erfüllt.

Wer sich jemals mit irgendeinem Gebiet der Bauernkunst näher vertraut gemacht hat, weiß, daß die einzelnen Stilformen, nach denen wir Erzeugnisse der sogenannten hohen Kunst in Gruppen einzuteilen pflegen, zwar auch auf dem Lande zu finden sind, daß sich aber die Zeiten nicht mit denen der städtischen Kunst decken. Den Hauptgrund für diese Erscheinung finden wir in dem konservativen Sinn des Bauern, der sich nur schwer vom Altgewohnten trennte und es auch dann noch zäh bewahrte, wenn es vielleicht längst »aus der Mode« war. So erklärt es sich auch, daß wir an bäuerlichen Möbeln, die durch Inschriften genau datiert sind, fast immer Konstruktions- und Stilformen finden, die von der städtischen Kunst schon lange vorher beiseitegesetzt sind. Wie



Vierländer »Schenkschive« (Ende des 16. Jahrhunderts)

diese Eigenarten ländlicher Kunst sich an den niederdeutschen Bauernmöbeln auswirken, mögen die folgenden Stücke zeigen.

In die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts ist die ihrer Konstruktion nach dem Bremer Typus angehörende Truhe (Abbild. S. 186) zu setzen. Dieser Typus unterscheidet sich dadurch von dem später zu besprechenden Lüneburger Typus, daß der Truhenkasten auf zwei seitlich untergeschobenen Kufenbrettern ruht, zwischen deren vorderen, konsolförmig geschnittenen Endigungen ein schrägliegendes Brett eingefügt ist. Die Vorderwand dieser Truhe ist jedoch nicht, wie es nach der Abbildung scheinen könnte, in Rahmenwerk und Füllung konstruiert, sondern lediglich vorgeblendet. Der bäuerliche Schreiner hat sich also damit begnügt, den äußeren Eindruck dieser mit der Renaissance neu aufgekommenen Möbelkonstruktion nachzuahmen. Die Schnitzerei gehört mit dem stark entarteten »Faltwerk«, wie man die länglichen Rollungen im Mittelteil der vier Bogenstellungen zu nennen pflegt, noch der Gotik an; die Gurtornamente auf den Pfeilern und Rundbögen sowie auf dem Schrägbrett sind dagegen bereits ein der Renaissancekunst entlehntes Motiv.



Dithmarscher »Hörnschap« vom Jahre 1673

Wie außerordentlich lange sich an niederdeutschen Truhen der noch aus der Gotik stammende Typus der Lüneburger Truhe hielt, zeigt eine Truhe aus dem Jahre 1690. Die Eigenart dieser Konstruktionsform besteht darin, daß zwischen vier etwas gegeneinander geneigten Brettern mit senkrechtem Faserlauf, deren untere Enden als Füße dienen, Bretter mit Querfaserung als Wände eingefügt sind. Die dekorative Behandlung von Vorder- und Seitenwänden beschränkt sich auf geschnitztes Gurt- und Schuppenornament in Streifen und Rosetten.

Aus älterer Zeit als die Truhen sind vielfach die Schränke erhalten. Zwei Umstände haben dazu mitgewirkt: erstens war die Truhe in der Regel auf dem Lande ein Stück der Brautausstattung, so daß mit jeder Generation meist eine neue Truhe ins Haus kam und deshalb leichter eine alte ganz ausgeschieden wurde oder von ihrer ursprünglichen Verwendung als Kleiderkasten zur Futterkiste oder



Truhe aus der Hadelner Marsch vom Jahre 1711 (Bremer Typus)



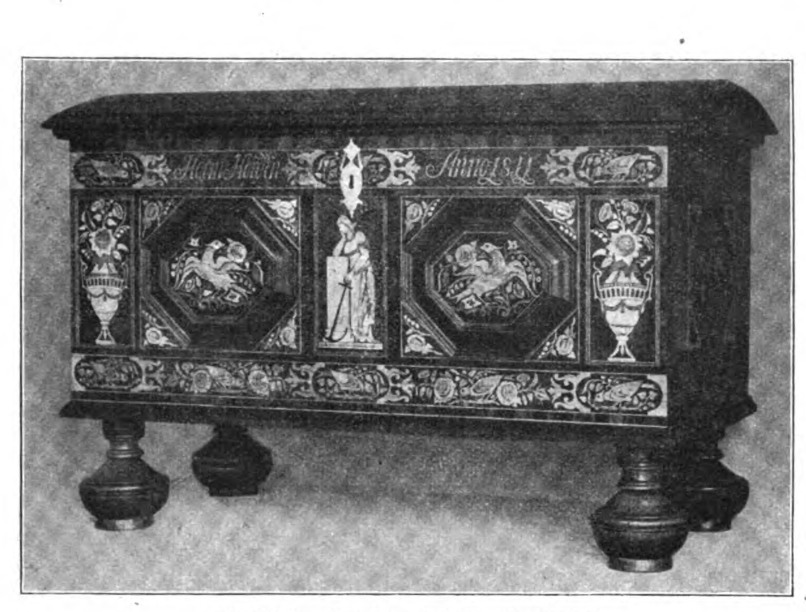
Truhe aus der Wilstermarsch (1707)

zu anderm untergeordneten Gebrauch herabsank und damit dem gänzlichen Verfall rascher entgegenging; und zweitens ist eben die Truhe tatsächlich ein »Möbel«, d. h. ein beweglicher Gegenstand, während der Schrank gerade auf dem Lande bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein wandfest, d. h. in eine Mauernische eingesetzt war. So blieb der Schrank, der, wie alle niederdeutschen Möbel, aus festem Eichenholz gefügt war, durch viele Generationen an seinem Platz, ohne daß der Bauer auf den Gedanken gekommen wäre, ihn durch einen neuen zu ersetzen.

Einen Wandschrank vom Ende des 16. Jahrhunderts zeigt die Abbildung S. 186. Er war so in die Herdmauer eingebaut, daß seine Fassade mit den Ständern des Fachwerks bündig lag und der glatte Kasten in die dahinterliegende Vorratskammer vorsprang. Dieser Schrank vertritt den Typus der sogenannten »Schenkschive«, wie die alte Bezeichnung dafür lautet, die z. B. schon 1540 in den Satzungen der Hamburger »Kunthormaker« vorkommt, wo es in den Bestimmungen über das Meisterstück heißt: »Darnegest schall he [d. h. der um die Meisterwürde sich bewerbende Geselle] eyn mester-effte warkestucke, nemlich eyne schenckschive slicht ahne jenich kruse arbeit makenn ...« Der Name »Schenkschive« (schive = hochdeutsch Scheibe = Tisch) ist abzuleiten aus dem Hauptmerkmal dieser Schränke, der Mittelklappe; sie ist entweder an eisernen Ketten im Inneren oder an Leitstangen, die außen angebracht sind, bis zur Horizontalstellung herunterzulassen und wurde als Tisch zum Aufstellen von kostbarerem Trink- und Speisegeschirr bei festlichen Gelegenheiten benutzt. Das Schnitzwerk der Fassade unsrer Schenkschive vereinigt Motive der Gotik und der Renaissance: die oberen Türfüllungen zeigen noch die mittelalterliche Dekorationsart, der auch die tauartig gedrehten Stäbe an den Längsseiten der unteren Füllungen angehören; das übrige Ornament fällt dagegen schon der neuen Kunst der Renaissance zu. Die beiden großen Rosetten auf der Mittelklappe der Schenkschive tragen in umlaufenden Inschriften die Sprüche: »Vol . dem . de . in . Gades . Fruchten . steith«



Eckschrank aus der Wilstermarsch
(Anfang des 18. Jahrhunderts)



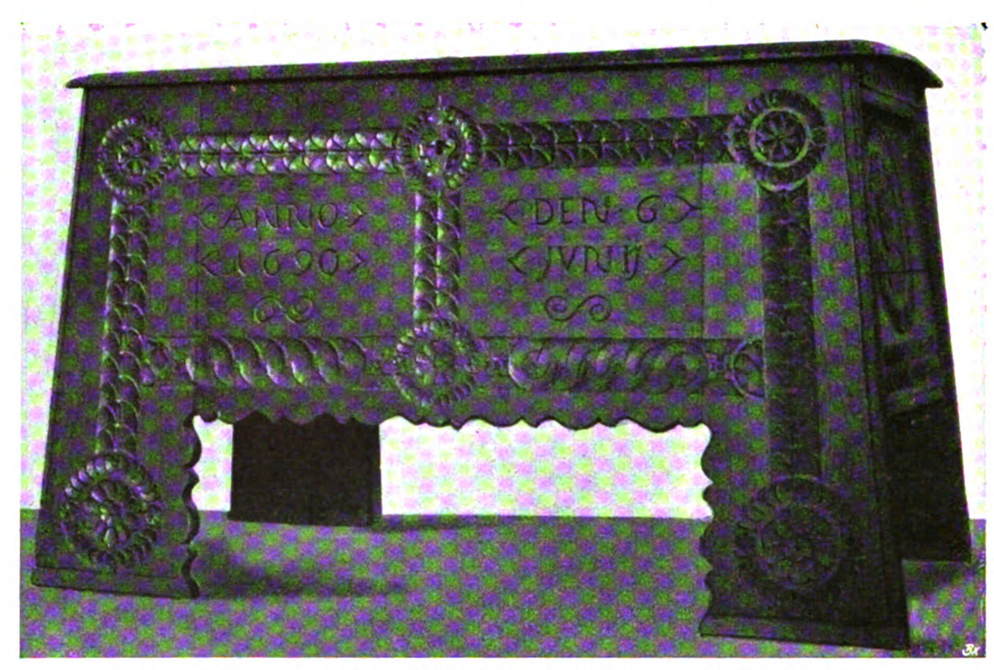
Vierländer Truhe mit Intarsia (1811)

und »Unde . Godt . de . Vader . wane . uns . bi«, d. h. »Wohl dem, der in Gottesfurcht steht« und »Gott der Vater wohne uns bei«.

Wie sich im Bauernhaus die Form einzelner Schrankmöbel in Konstruktion und dekorativer Behandlung nach der jeweiligen Bauart des Raumes und nach dem Platz, den sie darin einnehmen sollen, richten, zeigen die charakteristischen »Hörnschaps« (Abbild. S. 187). Die Eckschränke sind nur an zwei Seiten durchgebildet, da die beiden andern Seiten sich an die Mauer legen. Ihr Standort war nämlich an der Außenecke des »Pesels« — wie in Dithmarschen der nicht heizbare Staatsraum des Bauern im Gegensatz zu dem Wohnraum, der »Döns«, genannt wird —, wo die beiden Fensterwände dieses an einer Hausecke liegenden Raumes zusammenstoßen. Der Name Hörnschap ist ein Lehnwort nach dem dänischen »Hjörneskab« = Eckschrank. Regelmäßig handelt es sich bei diesen Möbeln um einen dreigeschossigen Aufbau auf quadratischer Grundlage in der Form, so daß das Unter- und Obergeschoß mit einer Tür, das Mittelgeschoß dagegen,



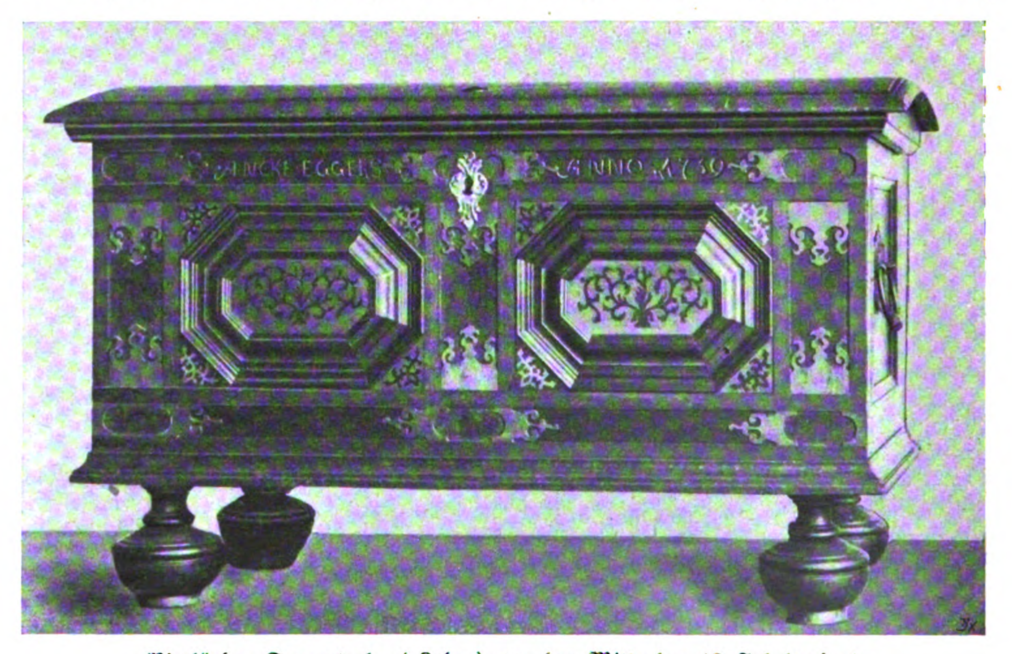
Vierländer Kleiderschrank vom Jahre 1772



Vierländer Männertruhe (»Kiste«) aus dem Ende des 17. Jahrhunderts

das etwas niedriger ist, meist mit einer Klappe verschlossen ist. Im 17. Jahrhundert pflegte dieses Zwischengeschoß stets gegen die beiden andern Geschosse etwas zurückzutreten; es ruhte dann auf Stützen, die vielfach als freiplastische Putten gebildet waren. Der Hörnschap unsrer Abbildung stammt aus Dithmarschen und ist nach der Inschrift am Sockel der das Obergeschoß stützenden weiblichen Trägerfiguren im Jahre 1673 gefertigt.

Mischen sich an dem reichen Schnitzwerk dieses Schrankes noch Renaissance- und Barockformen, so ist die 1711 datierte Truhe der Abbildung S. 187, die aus der Hadelner Marsch

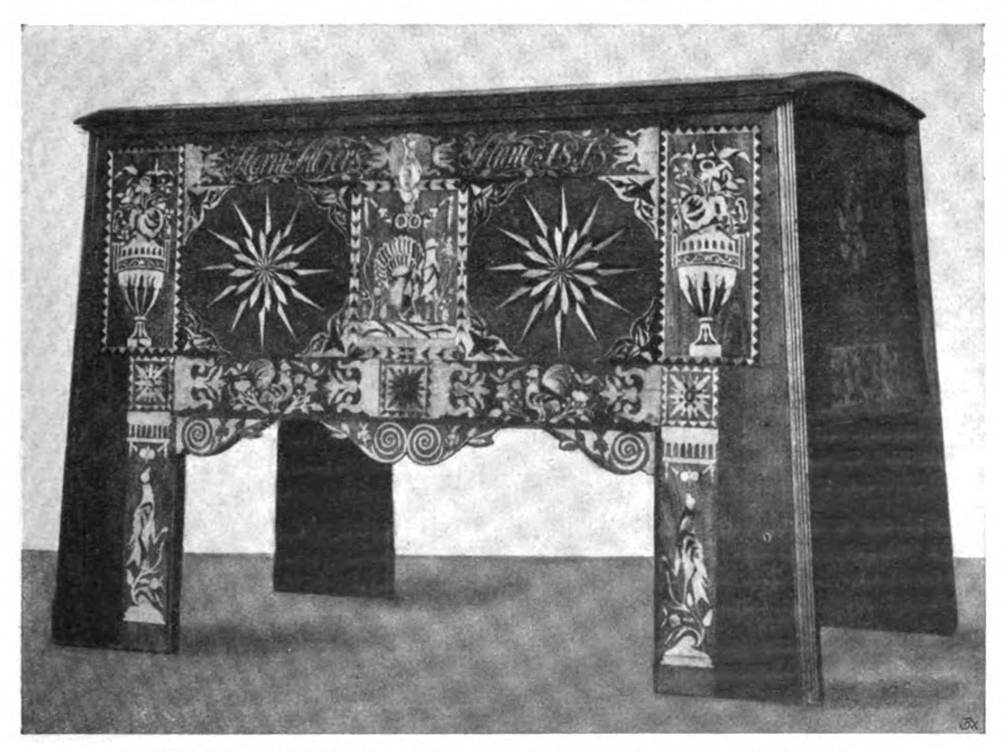


Vierländer Frauentruhe (»Lade«) aus der Mitte des 18. Jahrhunderts



Vierländer Frauentruhe (»Lade«) aus dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts

(bei Cuxhaven an der Elbmündung) stammt, schon ganz im Barockstil gebildet. Der schwere Faltenwurf an den Gewändern der vier Evangelisten in den Füllungen, das flache Laubwerk auf den Rahmenhölzern und die vollrunden Engelsköpfe unterhalb des Deckels sind ein Beweis, wie sich die alte Kunst niederdeutscher Schnitzer auf dem Lande bis in das 18. Jahrhundert hinein fortgeerbt hat. Eigenartig ist an dieser Truhe, die ihrer Konstruktion nach zu dem



Vierländer Männertruhe (»Kiste«) aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts

schon beschriebenen Bremer Typus gehört, die Bildung der vorderen Kufenenden in Form von grotesken Hundsköpfen.

Nahe verwandt in der dekorativen Behandlung der Vorderseite ist die aus der Wilstermarsch stammende Truhe der Abbildung S. 188 aus dem Jahre 1707. Sie trägt in den achteckigen verkröpften Bildfeldern der vier Füllungen Putten mit Symbolen der vier Jahreszeiten. Die Vorliebe, ganze Vorstellungsreihen auf diese Art zur Darstellung zu bringen, war ursprünglich städtischer und bäuerlicher Kunst gemeinsam und ist dann im Laufe der Zeit ein Hauptmotiv der bäuerlichen geworden. Von solchen Reihen begegnen uns z. B.: die fünf Sinne, die vier Elemente, die fünf Ertteile u. a. m.

Die Wilstermarsch, aus der diese Truhe stammt, hatte in früherer Zeit wohl auf jedem ihrer reichen Bauernhöfe einen in Eichenholz getäfelten Pesel aufzuweisen; diese Täfelungen bilden zusammen mit den Truhen, Tischen und Stühlen heute Schmuckstücke vieler deutscher Museen. Reiche Verkröpfung, bewegtes und doch symmetrisch aufsteigendes Laub und Rankenwerk, Sterne in Einlegearbeit und große, in vielfachen Parallelstrichen verschlungene Monogramme ergeben ein lebhaftes Spiel von Licht und Schatten, wie wir es in gleicher Schönheit nicht oft an Bauernmöbeln finden (siehe Abbild. S. 188).

Schnitzmöbel des Mittelalters und der Renaissance waren im ursprünglichen Zustand in lebhaften Farben bemalt, die in späterer Zeit leider bei den meisten Stücken mit eintönigen Deckfarben übermalt oder gar heruntergebeizt sind. Diese farbige Ausstattung der Möbel war bei städtischer und bäuerlicher Kunst gleichmäßig in Übung. Als sie dann aus der Möbelschreinerei der Stadt allmählich verschwand, fand die Bauernkunst, die in allen ihren Auswirkungen eine lebhafte Farbenfreudigkeit bekundet, einen Ersatz dafür in der Intarsia-Arbeit. Auf dem Wege des Seehandels waren besonders nach Norddeutschland — zuerst nach den Städten und dann auch auf das platte Land — holländische Möbel gekommen, die dadurch, daß an ihnen vielfach an Stelle der Schnitzerei Arbeiten mit verschiedenfarbenen Hölzern traten, der Möbelkunst Deutschlands neue Wege zeigten. Besonders die Vierländer Schreiner machten sich diese Kunst bald zu eigen, zu der die von ihnen geübte Einlegearbeit schon eine Vorstufe bildete. Während es sich aber bei dieser älteren Form nur um das Einlegen farbiger Hölzer in eingeschnitzte Vertiefungen des Grundholzes handelte, ging man nun zu einer neuen Technik über: das Ornament wurde aus zwei dünnen Platten so ausgesägt, daß das Muster der einen — hellen — in den Grund der andern — dunklen — paßte und beide zusammen dann auf das Grundholz aufgeleimt wurden (Furnier). Truhen mit solcher Intarsia-Arbeit sind in reicher Zahl aus dem 18. und 19. Jahrhundert erhalten (Abbild. S. 189).

Außerordentlich selten sind dagegen bäuerliche Barockschränke mit Intarsia, wie der große Vierländer Kleiderschrank auf Seite 189. Das erklärt sich daraus, daß man in den Vierlanden diese Schränke nur selten von einem einheimischen Tischler anfertigen ließ, sondern sie meistens aus städtischen Häusern übernahm, wo sie, dem raschen Wechsel des Geschmacks entsprechend leicht beiseitegesetzt, meist für billigeres Geld zu haben waren. Dieser Schrank, der auf dem Kopfsims die Inschrift »Ancke Buhcks Anno 1772« trägt, zeigt noch einmal, wie es der ländliche Meister verstanden hat, die Intarsia — ihrer Technik entsprechend — als Flächenschmuck, der keine Körperlichkeit geben kann, zu behandeln, die Ornamente mit feiner Rücksicht auf den durch die Architektur des Schrankes gegebenen Rahmen auszuwählen und zu umreißen und Eignes und Fremdes zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen.

Der Wetterwendische

Des Jahres ungeratnen Sohn,
Den launischen April,
Sehn wir erhoben auf den Thron
Und treiben, was er will.

Das ist ein unbezähmt Gemüt,
Läßt seinem Sinn den Lauf;
Ist eben erst sein Zorn versprüht,
So lacht er gleich darauf.

Jagt finstre Wolken jetzt hervor,
Lockt dann mit blauem Schein,
Stellt Veilchen über Nacht vors Tor,
Wirft Eis und Flocken drein.

Weckt frisches Grün aus Busch und Ast,
Das schnöd' im Reif verdorrt,
Lädt muntre Sänger sich zu Gast
Und scheucht im Sturm sie fort.

Die Welt erträgt den schlimmen Herrn
Trotz allem Ungemach.
Am Himmel ist ja schon der Stern
Des jüngern Bruders wach.

Er kommt, er kommt mit Duft und Licht,
Der still erharrte Mai.
Sein Blick voll Gunst und Güte spricht
Von jeder Not uns frei.

Christian Schmitt



Nicola Rasumow: Innenbild

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Hermann Burte und sein »Katte« — »Und dennoch!« Geschichtliche Szenen 1806—1815 von Alfred Steinitzer — Max Mohr: Improvisationen im Juni — Josef und Karl Čapek: »Aus dem Leben der Insekten« — Leonid Andrejew: »Der Gedanke« — W. S. Maugham: »Der Kreis« — Robert Walter: »Der Kammerdiener« und Robert Misch: »Prinzchen« — Neue Klassikeraufführungen: Shakespeares »Wintermärchen«, Kleists »Penthesilea« und »Käthchen von Heilbronn« — Eugen Kilians Bühnenausgabe des Hamlet

Was die Bühne versäumt, muß die Kritik gutzumachen suchen. Fast zehn Jahre haben die Berliner Theater verstreichen lassen, bevor eins von ihnen Hermann Burtes »Katte« aufführte, dies vaterländisch-preußische Drama, das in der Mark Brandenburg nicht bloß seine landschaftlichen, nein auch seine politisch-sittlichen Wurzeln hat, und das bald nach seinem mit dem Kriegsbeginn zusammenfallenden Erscheinen auf so vielen andern Bühnen mit Erfolg gegeben worden ist.

Auch damals war der Name Burte kein unbekannter mehr in deutschen Landen. Zwei Jahre zuvor war sein großer Roman »Wiltfeber, der ewige Deutsche« erschienen, die Geschichte eines geistigen und seelischen Heimatsuchers, ein Buch voll Träumerei und Romantik, aber auch voll leidenschaftlich-zorniger Liebe zum Deutschtum, aristokratisch-heroischer Weltanschauung, persönlichem Bekenntnismut und dichterischem Feuer, ein Buch, dem Richard Dehmel mit wohlüberlegter Absicht den ersten Preis der neugegründeten Kleist-Stiftung zusprach. Doch auch dieses Werk war nicht mehr der Erstling im dichterischen Schaffen des 1879 in Maulburg, einem kleinen evangelischen Pfarrdorf im Wiesental, geborenen Markgräflers — Strübe ist sein bürgerlicher Name —, dieses stämmigen, markigen Alemannen, den sein badischer Landsmann Heinrich Vierordt als den lebendigen Idsteiner Klotz gefeiert hat, »aus Fels zu Fleisch und Bein geballt, eine Schwarzwaldscholle in Mannesgestalt«, der sich aber auch in der Fremde, zumal in England und Frankreich, gründlich umgesehen hatte, bevor er es unternahm, seinen Deutschen ins Gewissen zu reden. Freilich ist Burte nicht, wie so viele unsrer »Jüngsten«, von der Schulbank in die Literatur gesprungen. Er war 28 Jahre alt, als seine drei Einakter »Der kranke König«, »Donna Ines« und »Das neue Haus« erschienen, noch unfertige, künstlich erhitzte oder erklügelte Arbeiten, die aber doch schon eine außergewöhnliche, auf die Bühnenwirkung hin gestraffte Bild- und Ausdruckskraft hatten, Vorzüge, die den Maler verraten, denn das war Burte, ehe Wort und Vers bei ihm Zeichnung und Farbe verdrängten. Es folgte ein Sonettenband »Patricia« (1910), der ihn als einen angehenden Meister der deutschen Sprachkunst, aber zugleich auch als adligen Denker von sittlichem Ernst und stolzer Reinheit der Empfindung auswies, wenn sich manches auch noch in spröder Schale barg und Gefühl und Empfindung erst in der zweiten Sonettensammlung von 1913, der »Flügelspielerin«, durch musikalisch gezähmte Form zu geläuterter Kunst veredelt wurden, ohne das Metall des gehämmerten Willens zu verzehren. In einem dieser durch einen inneren Faden verbundenen Sonette zeichnet der Dichter den Weg seiner eignen Kunst:

Hermann Burte

Du hast um deine stolze Kraft gerungen
Wie Jakob an der Furt mit Gottes Engel.
Du bebtest auch, wenn immer gleiche Mängel
Dich, Wölfen gleich, im Rücken angesprungen.

Was eine Glocke ohne Stuhl und Schwengel,
Sind Gaben ohne Willen, ungeschwungen
Bleibt ihr Metall, ihr Lied, ach, ungesungen:
In Dornenhecken dorren Palmenstengel.

Die Kunst ist Arbeit, Arbeit. Nie gelingt
Ein Werk im Schwung, im Schwall, im Lotter-
Genie ist Fleiß, der in die Tiefe bringt. [glücke:

Kein Dichter sang je wie der Vogel singt.
Erst wer bezwang der Gegenstände Tücke
In Lust bewußt, ist Meister unbedingt.

Dann, nach der Ausspannung in Lyrik und Epik, forderte um so gebieterischer die schon sechs Jahre brachliegende Dramatik ihr Recht. Ein seiner alemannischen Heimat naheliegender Stoff aus der Geschichte Württembergs, der Handel des Herzogs Ulrich mit seinem Stallmeister Hans von Hutten, lockte Burte, die Erziehung eines in zügelloser Begehrlichkeit, Willkür, Eigenmächtigkeit und Gewalttat vertrotzten Fürsten zur Selbstzucht, aber auch zur Behauptung der unantastbaren Autorität darzustellen, eine Aufgabe, die dem Dichter in diesem gereimten Versdrama trotz der Wucht und stählernen Energie des Ganzen nur zur Hälfte gelungen ist. Bemerkenswert aber bleibt, daß hier bewußter und mit stärkerem Nachdruck als zuvor der politische Gedanke wieder aufgenommen wird, der sich schon im »Kranken König« gemeldet, in den Sonetten nicht geschwiegen hatte und vollends im »Wiltfeber« in den vielfältigsten Verbindungen aufgetaucht war. Hier, im »Herzog Utz«, beschränkt sich dieser Gedanke, der noch mittelalterlich gebundenen Zeit (1525) entsprechend, einstweilen auf die absolute Selbstherrlichkeit des Fürstentums — »Mir selber muß ich treu sein«, sagte der geläuterte Herzog, »das ist alles, dann werd' ich Meister bleiben jeden Falles« —; in dem schon im Jahre darauf folgenden Schauspiel »Katte« erweitert und erhöht er sich zu der Idee der Staatsnotwendigkeit.

Nicht Friedrich, wie in Hermann von Boettichers »Kronprinz«, nicht der König, wie in Goltzens »Vater und Sohn«, ist hier der tragische Konfliktträger, sondern der junge lebenslustige preußische Kapitänlieutenant, der einzige Vertraute des Kronprinzen, der diesem zur Flucht verhilft, dann aber einsieht, daß er sich damit an dem Sinn des Staates vergangen hat, und nun in opferfreudigem Gehorsam das Haupt unter das Richtschwert beugt: Der Riß im Hause Hohenzollern, so bekennt er selbst, geht mitten durch sein eignes Herz. Auch diesem geistreichen Spötter voller Skepsis, Leichtsinn und Jugendübermut lockt es, wie seinen prinzlichen Freund, zu den freien und schönen Künsten, und er folgt nur der innersten Stimme seines Gefühls, wenn er versucht, den Kronprinzen aus den Fesseln des engsinnigen Hofes und von den entehrenden Demütigungen des überstrengen Königs zu befreien. Aber von dem Augenblick an, wo er erkennt, daß er mit diesem Versuch an den Säulen des Staates, ja an dem weltgeschichtlichen Beruf Preußens gerüttelt hat und daß Friedrich, wenn er selbst flöhe, nie König werden würde, verschmäht er jede Gelegenheit, sich in Sicherheit zu bringen, lechzt er förmlich danach, der Staatsräson, wie sie der wohl beschränkte, aber zielbewußte, »in allen einfachen Dingen geniale« König vertritt, zu ihrem Rechte zu verhelfen. Eingefügt in die Quadern des preußischen Staates, will er sich als »Bauopfer« hergeben, wie früher wohl in alte Kirchen und Burgen lebendige Menschen eingemauert wurden. Die innere Verwandtschaft dieses Schauspiels mit Kleists »Homburg« und Hebbels »Agnes Bernauer«, auch mit Grillparzers »Jüdin von Toledo« liegt vor Augen, wenngleich es sich mit diesen Dichtungen, so gut es dramatisch aufgebaut ist, an menschlichem Reichtum und seinen seelischen Schwingungen nicht messen kann. Auch hätten sich Kattes Charakter und Schicksal, um ihn als tragischen Helden zu offenbaren, deutlicher und intimer vor uns entfalten müssen. Vieles bleibt hinter der Szene oder wird nur berichtet statt in sichtbarer Handlung gestaltet. Und dann: erwählte sich Burte einmal seinen Titelhelden außerhalb der Herrscherfamilie, so mußte er auch den Mut haben, der Geschichte eigenmächtiger und selbstschöpferischer gegenüberzutreten, als er es über sich gewinnt. Den Kronprinzen zwar hat er klug und geschickt im Hintergrunde gehalten und sich jede billige Prophezeiung seiner künftigen Größe versagt, der König aber, mit allzu viel Wortreichtum bedacht, wächst zu einer Höhe und Bedeutung auf, die wohl der preußischen Geschichte des Jahres 1730, nicht aber ebenso dem Sinn und Ziele dieser dramatischen Dichtung gemäß ist. Das Gewicht völlig zu verschieben, kam bei der Berliner Aufführung (Theater in der Kommandantenstraße) hinzu, daß die Rolle des königlichen Korporalstockschwingers und Staatsräsonträgers von einem Darsteller (Hermann Vallentin) gegeben wurde, der dem Kattes (Clemens Schubert) an theatralischer Ausdrucksfähigkeit weit überlegen war. Auch hatte dies Friedrichdrama, das dritte in kurzer Zeit, bei den Zuschauern mit einem begreiflichen Stoffüberdruß zu kämpfen. Um so mehr wird es Pflicht, daran zu erinnern, daß Burte vor Boetticher und Goltz auf dem Plane war, und daß es ihm in andern Theaterstädten, in Mannheim, München, Dresden, Koburg, Bremen, ja sogar in Wien, vergönnt gewesen ist, das verjüngte Vaterlandsgefühl der ersten Kriegsjahre auf seine Schwingen zu nehmen.

Nach dem »Katte« ist noch ein neues Drama Burtes erschienen: sein leider weit über das Zeitmaß eines Abends in den kühnsten und

wechselndsten Rhythmen hinausschweifender »Simson« (1917; wie alle übrigen Werke Burtes bei Gid. Karl Sarasin in Leipzig). Reinhardt hatte dies biblische Schauspiel für das Deutsche Theater angenommen, ließ es dann aber liegen, wohl weil er fürchtete, gegen Wedekinds gleichnamiges Drama werde es nicht aufkommen. Und doch gräbt Burte weit tiefer als das einseitig auf die geschlechtliche Hörigkeit des Mannes eingestellte Scham- und Eifersuchtsdrama des Erdgeist-Dichters. Schildert doch Burte in dem Kampf des Nasiräers gegen das triebhaft Sinnliche, erdhaft Weibliche zugleich den Kampf zwischen Dagon, dem Gott der Philister, und Eloah, dem Gott des auserwählten Volkes: der Gott des lebendigen Geistes, der sich erst im Leiden offenbart, triumphiert in Simsons Seele über den »Prächtigen, den selber sich zeugenden Lebensgott«, den »steifen Gliedergötzen« der Philister. So erlöst er sich selbst durch grenzenlose Demut vor dem Ewigen und schwingt sich im Sturz als Sieger zu Gott empor, von dem er auf diese Erde gesandt war. Das Drama hat in Karlsruhe längst auch seine lebendige Bühnenwirkung bewiesen, und es verdient, nachdem man nun schon an zwei großen Theatern Berlins die Probe auf Wedekinds Werk gemacht hat, endlich eine Aufführung mit ersten Kräften auch bei uns.

Burte ist kein Bühnendichter, der dem Geschmack des großen Publikums mit gefälligen und einschmeichelnden Mitteln entgegenkommt. Gleich einem granitenen Block liegt seine Dramatik da, seitab von den Wegen, auf denen die Füße der Masse und des Alltags gehen. Aber gerade unsre Gegenwart, auf der ein so gewaltiges Schicksal lastet, sollte nicht feige an ihm vorüberstreifen, sondern mit ihm ringen, hart auf hart. Es werden Funken dabei aufsprühen, die schlummernde Kräfte in uns wecken und Leuchtfeuer der Zukunft entzünden. —

Wie oft beim historischen Drama, so konnte man auch bei der Katte-Aufführung die Beobachtung machen, daß überlieferte und verbürgte Redewendungen, das, was Luise Mühlbach am Fußende ihrer Romanseiten mit »Historisch!« zu bezeichnen pflegte, manchmal wohl zum Eindruck der Echtheit, nicht aber zur eigentlichen dramatischen Wirkung beitragen. Sonst hätte Gutzkows »Zopf und Schwert« mit der Zeichnung Friedrich Wilhelms I. nicht so bald zum Anekdotenstück werden können. Das Drama will seinen Schöpferodem von dem Dichter, auch für den Dialog. Deshalb sind die »geschichtlichen Szenen« aus den Jahren 1806 bis 1815, deren Dialoge Alfred Steinitzer mosaikartig aus dem Wortlaut historischer Denkwürdigkeiten, Tagebücher, Briefe, Urkunden und gar Staatsakten zusammengefügt hat, ganz und gar nicht für die Bühne geschaffen, obwohl die drei Akte, die sich darin abspielen (Der Zusammenbruch — Die Erneuerung — Die Befreiung) eins der erschütterndsten und erhebendsten Dramen vaterländischer Geschichte bilden. Aber aufgeführt oder nur mit verteilten Rollen vorgelesen zu werden, ist auch nicht der Ehrgeiz dieses Buches, das mit seinem trotzigen »Und dennoch!« ins Herz und Gewissen der Gegenwart zielt (München, Bassermann; mit 18 Bildnissen). Denn was die Helden des Geistes und des Schwertes, ihre Helfer und Widersacher hier vortragen, in diplomatischen und militärischen Beratungen, in geheimen und vertrauten Gespächen, in bewegten Volksszenen und einsamen Monologen, das kann wohl den Gang der geschichtlichen Entwicklung nachzeichnen, einleuchtender aber ist sein erzieherischer Wert für das Heute. »Was könnte geeigneter sein, die Hoffnung zu beleben in diesen Stunden der Not, als die Erinnerung, daß Deutschland schon einmal so tief gesunken war und sich dennoch wieder erhoben hat; was könnte kräftiger anspornen zu vaterländischem Denken und Tun als das Beispiel der Männer, die damals durch die Stärke ihrer Seele und den Schwung ihres Handelns die Nation mitfortrissen und aus dem Elend erlösten!« Dies Buch soll man still für sich lesen, nicht in einem Raume, wo gespielt und deklamiert, sondern wo gebetet wird.

Wenn wir auf der Dramenliste die bevorzugten Stoffe der letzten Jahre durchgehen, so gewinnt es den Anschein, als bereite sich allgemach die Geburt einer neuen Gesellschaftsdramatik vor. Den Geburtshelfer dabei spielt »der Erde Gott«, der »Meister aller Sachen«, das Geld, das sich noch nie so welt- und moralumstürzend gebärdet hat wie jetzt. Ich denke an Hasenclevers Kinostück von dem Wucherer Gobseck, an Kaisers »David und Goliath«, worin die Wirkung eines trügerischen Lotteriegewinnes verspottet wird, an Jacobs »Tulpenfrevel«, der das tragische Schicksal eines durch Spekulation reich gewordenen, durch Kursentwertung plötzlich wieder verarmten und von dem erbitterten Volke erschlagenen holländischen Blumenzüchters zu gestalten sucht, an Rehfischs Komödie »Die Erziehung durch Kolibri«, die zeigt, wie eine gewinnversprechende Erbschaft die erhabensten Grundsätze über den Haufen wirft, und an Schödels »Familie Gebal«, die unter der Decke einer trügerischen Wohlhabenheit plötzlich allgemeine Fäulnis sehen läßt. Man könnte sich versucht fühlen, von einer Wiederkehr der neunziger Jahre zu sprechen, wo sich Ibsen bei uns durchsetzte und rege Nachfolger bei unsern eignen Dramatikern fand, wenn nicht sofort ein gewichtiger Unterschied in die Augen spränge: dort eine an das nüchterne Leben angelehnte Wirklichkeitsnachahmung, hier



ein freies, von romantischen und mystischen Lichtern überflimmertes Spiel der Phantasie, das sich mit Vorliebe symbolischer und stilisierender Mittel bedient.

Und auch die Kritik und Ironie zu diesem »allmächtigen« Thema des Tages ist schon da. Max Mohr, ein junger Münchener Arzt, bisher literarisch gänzlich unbescholten, hat als erster — das soll ihm nicht vergessen werden — den Mut bewiesen, den Aberglauben von der Omnipotenz des Geldes in seiner lächerlichen Hinfälligkeit zu entlarven. Ein amerikanischer Milliardär sinnt auf ein Mittel, wie er den Trübsinn seines einzigen, durch keinen Luxus, keine Zerstreuung zu erheiternden Sohnes verscheuchen könne. Ist alles auf der Welt feil, warum nicht auch dies? Er kauft ein märchenhaftes Schloß in Europa und macht sich gar nichts daraus, daß das greise fürstliche Besitzerpaar, bis zum letzten Hauche wie Philemon und Baucis in jugendblühender Liebe miteinander vereinigt, nur durch den Tod von seiner Lebens- und Glücksstätte zu vertreiben war. Auch den müden und blasierten Sohn läßt dies rührende Schicksal kalt. So kalt wie die Improvisationen im Juni, die ein weltberühmter wandernder Komödiant ihm auf Anraten des Leibarztes für teures Geld vorführt. Selbst die schöne, kindlich zarte und veilchenhaft scheue Tochter des Vaganten — weiß Gott, wie der Patron zu dieser Mignon gekommen ist — macht keinen Eindruck auf ihn, obwohl der kupplerische Vater es an Gelegenheitsmacherei nicht fehlen läßt. Aber da ist, ein Überbleibsel von der alten Herrschaft, ein seltsamer Bursch: der Tierwärter, in Wahrheit ein wegen irgendeiner hitzigen Tat verfolgter adliger Offizier, dem der Fürst als Hüter seiner Geier und Adler eine Zuflucht geboten hat. Diesem frischen, freien, fröhlichen und lebensmutigen Burschen — er hat sich das Herz gefaßt, die alte einsame Fürstin auf ihr Geheiß an der Bahre ihres vorangegangenen Gatten zu erschießen — fliegt die Liebe der Komödiantentochter zu, obgleich sie weiß, daß er arm wie eine Kirchenmaus ist und daß er, abermals von der Polizei verfolgt, noch über Nacht mit ihr auf und davon muß, hinaus ins Weite und Ungewisse, einer heimlich lockenden Melodie nach, die mit den Geräuschen der Welt nichts zu schaffen hat. Der junge Schwermütige aus Dollarika wird Zeuge und Freund dieses heiteren, hoffnungsfrohen Bundes zweier beschwingter Herzen, und was die Milliarden seines Vaters, das Fürstenschloß und die Gaukeleien des Improvisators nicht vermochten, das bewirkt dies unerhörte Erlebnis: er genest von seinem Trübsinn, und als ihm die beiden Fliehenden zum Abschied nun gar den zerrissenen Millionenscheck vor die Füße streuen, da muß wohl auch der Alte, der bis zuletzt nur ein höhnisches Lachen für die Bekehrung seines Sohnes hatte, zugeben, daß es im Weltmeer des Geldes Felsen gibt, an denen seine Macht zu ohnmächtigem Schaum zerstiebt.

Gewiß eine löbliche, herzerquickende Moral zu einer Zeit, da wir alles vor dem schnöden Mammon knien sehen, auch mit Geist, Witz und Laune vorgetragen und von einer romantisch-süßen Sehnsuchtsmelodie sanft durchklungen. Der dramatische Aufbau läßt freilich so gut wie alles zu wünschen übrig. Nebenglieder und Schmuckstücke drängen sich ungebührlich vor, die Stile und Stimmungen vermischen sich fortwährend, und die literarischen Vorbilder (Jean Paul, Tieck, E. T. A. Hoffmann, Wedekind, Sternheim, Kaiser) gucken aus allen Fenstern und Luken. Am gefährlichsten wird dem Gesamteindruck die Figur, auf die sich der Verfasser augenscheinlich am meisten zugute tut: der Improvisator mit seinen mimisch-deklamatorischen Faxen, die wohl geistreich, phantastisch und gespenstisch sein sollen, aber nur wie alberner Hokuspokus wirken und mit ihrer aufdringlichen Weitschweifigkeit das ganze Stück aus Rand und Band bringen. Wenn es nun gar dem Darsteller dieser Rolle gestattet wird, sich so in den Vordergrund zu spielen, wie im Deutschen Theater Heinrich George, so hat man Mühe, die leise verschwebende Melodie festzuhalten, die das Beste am Stücke, und nicht zu vergessen, daß es ein Hoheslied auf die frühsommerliche Schwärmerei der Jugend und ihre blühende Lebensfreude ist, das hier erklingt.

Uns Menschen in symbolisch-satirischer Weise die Wahrheit zu sagen, unsern Schwächen und Lastern den Sittenspiegel vorzuhalten, dazu waren den Dichtern seit den Tagen des Aristophanes die Tiere allzeit willkommene und bequeme Maskenträger, wobei unsre vermenschlichende Phantasie in ihr Treiben sicherlich vieles erst hineingetragen hat. Deshalb sollte man die phantastische Komödie »Aus dem Leben der Insekten« nicht gar so neu und einzigartig finden, wie es nach der Uraufführung im Theater der Königgrätzer Straße ein Teil der Kritik getan hat, wahrscheinlich weil die brüderlichen Verfasser Josef und Karl Czapek heißen und Tschechen, nicht Deutsche sind. Doch sei gern anerkannt, daß in den drei Bildern aus dem Leben der Kerfe und Kriechtiere unser menschliches Tun und Lassen bald mit anmutigem Witz, bald mit beißendem Spott, bald mit grimmigem Hohn gut getroffen wird: unser Liebesleben in dem kokett-blasierten Getändel und Gekose der Schmetterlinge, die einander die Freier und Weibchen abjagen und doch über der Mutterschaft die schlanke Figur, über dem Genuß die Freiheit nicht verlieren wollen; unser Kampf ums Dasein und ums — Fettwerden in dem Treiben der Mistkäfer, die ihren kostbaren

Kotklumpen wälzen und hätscheln, des Raupentöters, der aus »Familiensinn«, um sein Lärvchen zu mästen, ein zärtliches Grillenpaar im Augenblick des höchsten jungehelichen Glückes erdolcht, des Parasiten, der sich wie ein Kommunist gebärdet, dann aber den Reichen all ihre Hamstervorräte wegfrißt, daß er dick wie ein Bovist aus ihrer Höhle hervorkriecht, der schlanken, schillernden Eintagsfliege, deren kreisende Weltsehnsucht nach allen Sonnen und Sternen langt und die doch, kaum geboren, schon wieder dahinsinkt. Zur Karikatur freilich — denn nun muß doch das Allerweltsevangelium des Pazifismus zu seinem Rechte kommen! — artet die Symbolik aus, wenn im dritten Bilde der Ameisenstaat vorgeführt und in seinem bis aufs äußerste diszipliniertem Organismus unser Kriegswesen und Heroentum verspottet wird. Ein Landstreicher (Albert Steinrück) sieht dem allen erst gelassen beobachtend, dann mitfühlend, mitleidend und mitzürnend zu und begleitet es mit philosophischen Glossen, die pessimistischen Tiefsinn munter mit Plattheiten und Abgeschmacktheiten mischen. Der Stachel kehrt sich auch hier hauptsächlich gegen die Erwerbs- und Besitzgier der Zeit, und diese Stellen ernteten — neben den entzückenden Bühnenbildern und Kostümen von Emil Pirchan — den überzeugtesten Beifall. Mit weggeworfenen Fünfzigtausendmarkscheinen habe ich aber beim Nachhausegehen die Straßen nicht gerade gepflästert gefunden.

Noch einmal muß das Tier als Motiv, als treibende Ursache herhalten, wenn der Russe Leonid Andrejew einen Arzt der rätselhaften Melancholie in den Augen der Affen nachforschen läßt, die der Wissenschaft als ein Anzeichen ihrer Menschenverwandtschaft, aber auch als ein Unterscheidungsmerkmal ihrer Art von dem homo sapiens gilt. Ihn, den Doktor Kershnjew, bringt es auf den Gedanken, durch Experimentalpsychologie festzustellen, was für Bewandtnis es eigentlich mit dem Gedanken, dem entscheidenden Erkennungsmal des Menschen, habe. Zu dem Zweck setzt er die Maske des Wahnsinns auf, verfängt sich dann aber bald so gründlich in den Netzen und Schlingen seiner pathologischen Studien, daß er einen Gedankenwunsch, die Beseitigung des Gatten einer von ihm geliebten Frau, zur Mordtat werden läßt. Er kommt in die Heilanstalt und verfällt, zwischen halbem Wahn und halber Klarheit, einer schweren Krankheit. Aber auch aus der würde ihn die linde Sanftmut einer gütigen Schwester vielleicht noch wieder gesund gepflegt haben, wenn nicht die Witwe des Erschlagenen ihn mit der wohltätig gemeinten, sein Ich aber im empfindlichsten Punkte treffenden Entschuldigung, daß er die Tat nur im Wahnsinn begangen haben könne, nun wirklich und endgültig in die Nacht des Wahnsinns stieße ... Andrejew wird bei uns noch immer als ein genialer Seelenforscher und tiefgründiger Problematiker gefeiert; wie gekünstelt, verkrampft und verschroben seine Gedankengänge sein können, beweist dies von der »Tribüne« aufgeführte Stück, mehr ein Sketsch als ein Drama.

In den Kammerspielen des Deutschen Theaters der Dreiakter eines Engländers: W. Somerset Maughams Komödie »Der Kreis«. Ja, er schließt sich, der Kreis des Erlebens, vor aller Augen im engen Beieinander einer Familie, aber die durch die Erfahrung der Alten gewarnt und belehrt werden könnten, kommen doch aus dem Ring nicht heraus, müssen die Bestimmung ihrer Jahre und ihres Blutes erfüllen. Was nützt es den beiden jungen zueinanderstrebenden Menschenkindern, daß da vor ihnen am Strande das Doppelwrack zweier einst mit hundert Masten aufs blaue Meer des Glücks hinausgefahrener Lebensschiffe liegt? Ihre Stunde kommt, ihr Liebessturm bläst, und sie müssen die Anker lichten, wie's vor 25 Jahren die nun Enttäuschten und Resignierten taten. Doch das könnte nach Lebenswehmut aussehen, und das Stück ist doch ein echt englisches Gewächs: ein wenig sentimental, ein wenig kitschig, ein wenig skeptisch-ironisch, im übrigen aber lebenswahr und lebenswarm und im Grunde von einer derben, seeluftgebräunten Gesundheit: erst als der kecke Freier aus der Südseekolonie der verwöhnten und gelangweilten Lady Hunger und Prügel an den Himmel ihrer Verliebtheit malt, ist ihr letzter moralischer Widerstand gebrochen, läßt sie Mann, Rente und Sommersitz im Stich, um dem Herrn Geliebten übers Weltmeer zu folgen. Ein unterhaltendes und doch auch nachdenkliches Stück und dazu mit so viel dankbaren Rollen ausgestattet, daß sich endlich mal wieder — mit Hans Brausewetter, Max Gülstorff, Johanna Terwin und Elisabeth Bergner — die gute alte Berliner Ensemblekunst bewähren konnte.

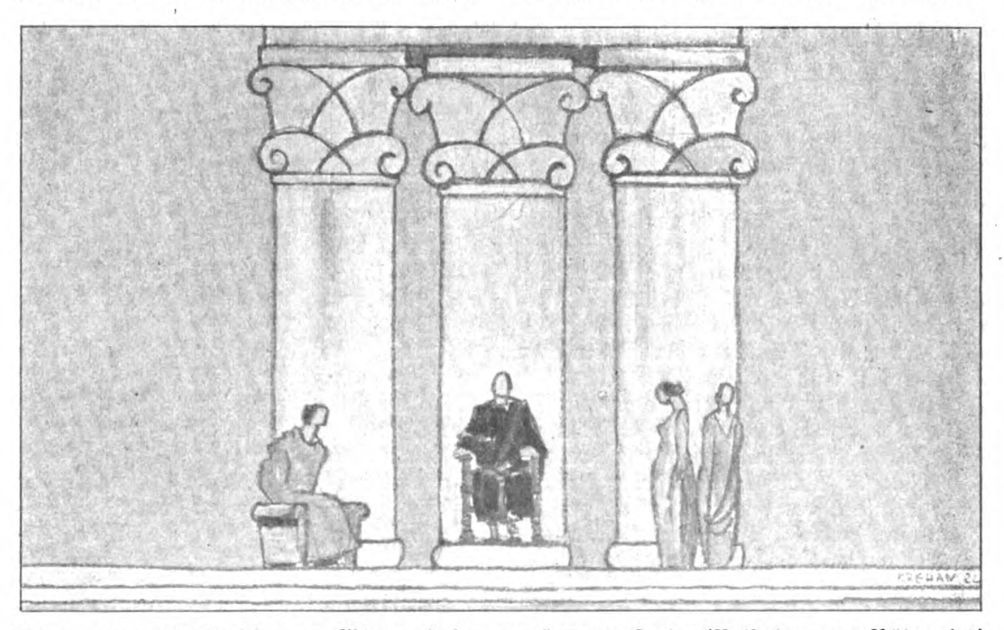
In der Nachbarschaft des sauber gezirkelten »Kreises« möchten wir über Robert Walters »Kammerdiener« schnell hinweggleiten. Denn dies in der üblichen Dreiecksform auf dem Hintergrunde des sterbenden Rokoko konstruierte »eheliche Lustspiel« ist nichts andres und besseres als eine plumpe Spielart des uralten Themas vom Rollentausch des Herrn und des Dieners zur Kirrung einer Widerspenstigen. Einer der drei Akte spielt im Hühnerstall: ein ausreichendes Signet für das Ganze. Anscheinend fühlte das Lustspielhaus selbst das Bedürfnis, sich von diesem trüben Guß bald wieder zu trocknen. Aber mit dem Schwank »Prinzchen« von Robert Misch geriet es nur vom Regen in die Traufe. Auch hier die



mißduftende, widerliche Kokottenmoral, die sich noch dazu anmaßt, über gewisse altväterische Kleinbürgerlichkeiten, wie Vorhemd und Röllchen, die edle Nase zu rümpfen. Wenn man nicht annehmen dürfte, daß hier ein alter Ladenhüter aus dem Schubfach geholt wurde, möchte man aus der Haut fahren über die stumpfe Unverantwortlichkeit, mit der unsre Schwankdichter dem Ernst ihrer Zeit begegnen.

Die neuen Klassikeraufführungen zwischen Epiphanias und Aschermittwoch bewegten sich wieder in den verschiedenartigsten Stilen. In gediegener sachlicher Tüchtigkeit erschien auf der Volksbühne das Wintermärchen mit einem etwas düsteren, aber in seiner späten Reue um so erschütternden Leontes Kayßlers und einer madonnenhaft edlen Hermione Helene Fehdmers, das Ganze eingerahmt von Bühnenbildern Hermann Krehans, die sich wohl an Farbenpracht mit denen Orliks nicht messen konnten, dafür aber, ohne phantasielos zu werden, desto einheitlicher die szenische Zweckmäßigkeit erfüllten. Die Penthesilea-Aufführung des Deutschen Theaters empfing ihren Stempel weniger von der ziemlich charakterlosen Spielleitung Richard Révys als von dem wilden, um nicht zu sagen verwilderten Spiel Agnes Straubs, deren Amazonenkönigin neben der hysterischen Nervosität der in ihrem Weibtum Gekränkten bis zuletzt jede Spur von Erhabenheit und Größe unterdrückt und sich mit dem strahlenden Achill Paul Hartmanns nun und nimmer zusammenfügt. Aufs Romantisch-Märchenhafte stimmte Jürgen Fehling die Käthchen-Aufführung des Staatstheaters, und wenn er damit auch manchmal fast ins Thoma- und Schiestlhafte geriet, so gelang es ihm doch wie noch keinem zuvor, den krausen Humor, die Bilderbogenbuntheit und die derbe Naivität dieses »großen historischen Ritterschauspiels«, des jugendlichsten aller Kleistischen Werke, ins Licht zu rücken. Und das, obwohl ihm neben Carl Eberts schlichtem, geradem Wetter vom Strahl, einem Kerl wie von einem altdeutschen Holzschnitt, in Lucie Mannheim keineswegs ein gleich echtes Käthchen zu Gebote stand. Bald darauf wiederholte an derselben Stelle der Intendant Leopold Jeßner seine Tell-Inszenierung, die bei ihrem ersten Erscheinen vor drei Jahren für ihre szenischen Geschraubtheiten mehr Widerspruch als Beifall geerntet hatte. Er hat daraus gelernt, ist zu natürlicheren Formen, zum Teil auch zur sonst mißachteten Überlieferung zurückgekehrt und hat — ein Wunder oder eine Wende? — sogar seinen geliebten Schimmel, die Jeßnersche Treppe, abgesattelt. Was er wollte und auch heute noch festhält, setzt sich nun reiner durch: die Vereinfachung, die Betonung des Bauer- und Volkstümlichen statt des Erhabenen und Heroischen. Die neuen Darsteller des Tell und des Stauffacher, Oskar Taube und Hans Peppler, leisteten ihm dabei nur allzu willige Hilfe.

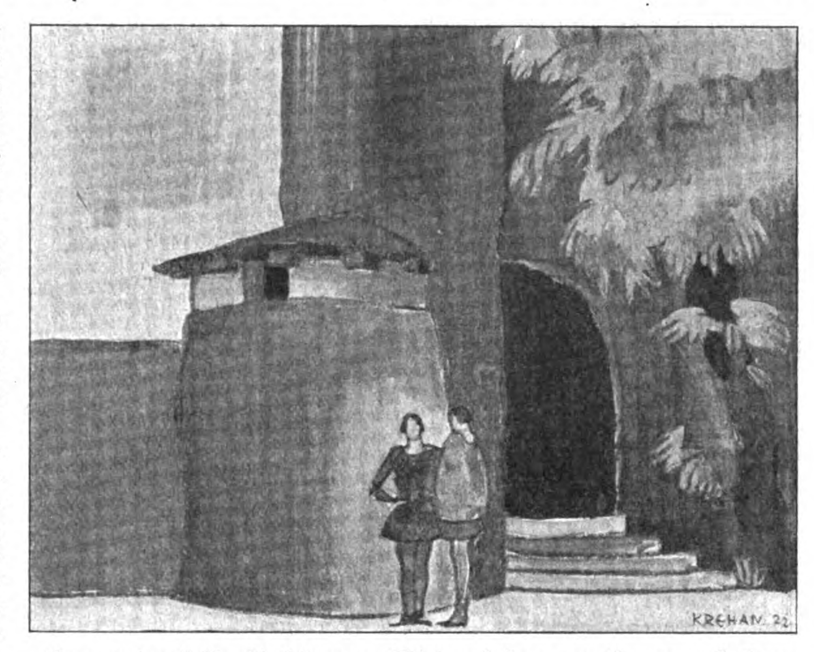
In Reclams Universalbibliothek (Nr. 2444) legt der in literarischen wie praktischen Fragen des Theaters gleich gut bewährte Dramaturg Eugen Kilian eine neue Bühnenausgabe des Hamlet vor. Ihr Schwer-



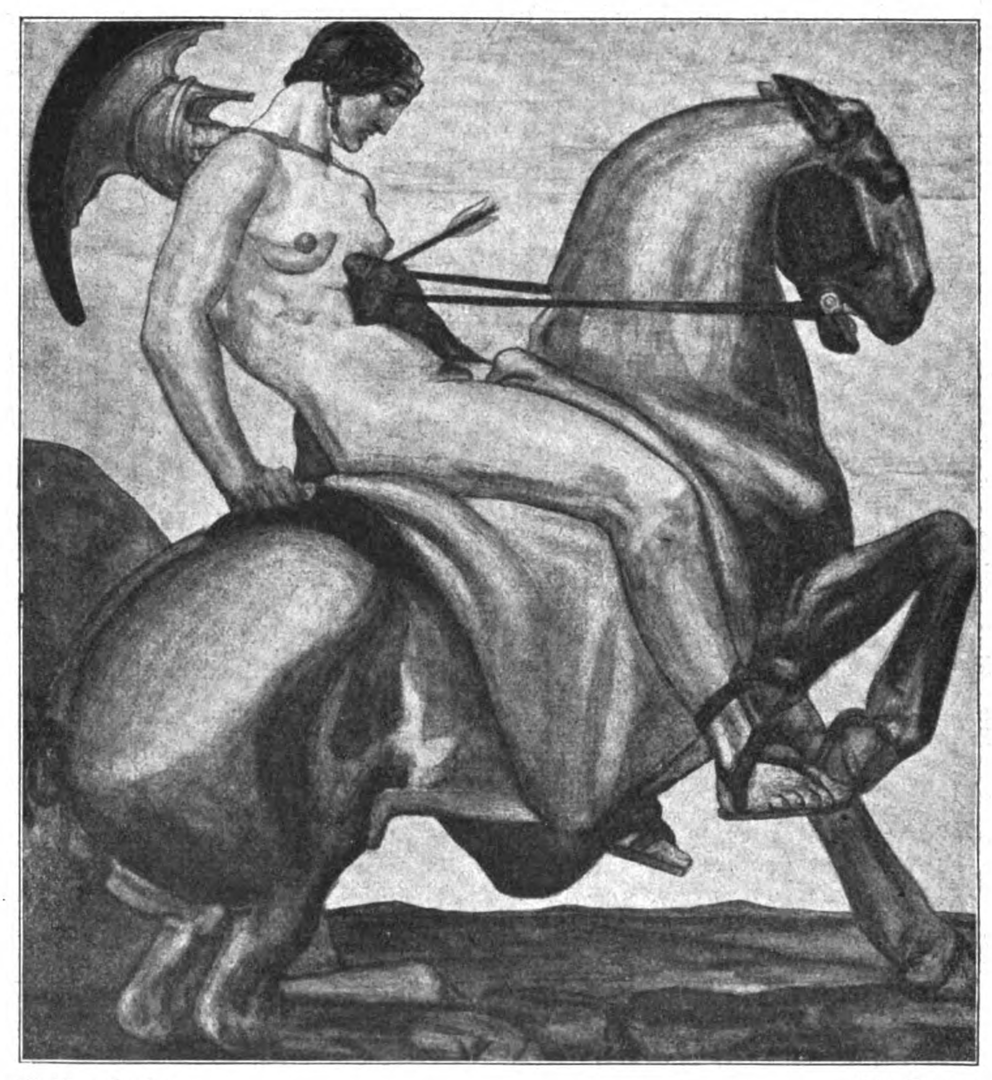
Szenenentwurf für Shakespeares »Wintermärchen« von Hermann Krehan (Volkstheater am Bülowplatz)



punkt liegt auf einer zeitgemäßen Gestaltung des Textes, die zwar Schlegels klassisches Meisterwerk nicht entthront, aber sich die Ergebnisse der neuen Übersetzungs- und Auslegungskunst zunutze macht und die besonderen Forderungen der Bühne, rasche Verständlichkeit und leichte Sprechbarkeit, berücksichtigt. Für die szenische Gestaltung ist als oberstes Gesetz unbedingte Treue gegen das Original beobachtet worden, so daß auch nicht eine einzige ganze Szene dem Rotstift zum Opfer gefallen ist, sondern nur innerhalb der einzelnen Szenen zweckmäßige Streichungen eingetreten sind. Dadurch sind namentlich die beiden oft arg mißhandelten letzten Akte wieder zu ihrem Rechte gekommen. Zu der »löblichen Vereinfachung«, die man neuerdings der Hamlet-Inszenierung zuteil werden läßt, bekennt sich im allgemeinen auch Kilian; selbst die beliebte »Stilisierung«, mit deren gedankenloser Verallgemeinerung die Tagesmode einen greulichen Unfug treibt, läßt er hier bis zu einem gewissen Maße gelten. Nur darf sie nicht eintönig werden. Denn Eintönigkeit, wie sie die ausschließliche Verwendung von Seitentürmen, Pfeilern und Vorhängen mit sich bringt, widerspricht dem bunten und abwechslungsreichen Gesamtbild dieser Renaissancetragödie. Nichts falscher, als sie ganz und gar in ein Nachtstück zu verwandeln! »Man geht dabei«, sagt Kilian in seinem mutig der expressionistischen Theorie von heute zu Leibe rückenden Vorwort, »von dem völlig verkehrten Gedanken aus, die Umwelt so zu zeigen, wie sie sich in dem verdüsterten Hirne des Helden spiegelt. ... Hamlet ist keineswegs ein ausgesprochenes Nachtstück. ... Wie überall, so arbeitet Shakespeare auch hier mit wirkungsvollen Gegensätzen. ... Nur eine Inszenierung, die die verschiedensten Farben auf der Palette trägt, vermag dem bunten Zauber dieses Werkes gerecht zu werden.« Dasselbe gilt von der Gewandung. Der ganze Hof mit seinem Leichtsinn und seiner Frivolität verlangt Farbe und üppige Buntheit; nur auf dem Hintergrunde dieser bunten, farbenfrohen Welt hebt sich das düstere Schwarz des Dänenprinzen in gehöriger Weise hervor. So macht Kilian noch gegen manche Auswüchse der expressionistischen Mode Front, z. B. gegen das entsetzliche en-face-Spiel, das sich unmittelbar an die Zuschauer wendet und die Umgebung auf der Bühne völlig außer acht zu lassen liebt, gegen die Manier, Hamlet, den Fuß auf dem Souffleurkasten, seine sämtlichen Monologe in unmittelbarer Zwiesprache mit den Hörern zum besten geben zu lassen, oder gar das Königspaar, bei der Vorführung des Schauspiels im Schauspiel, wo sie doch die wichtigsten Personen sind, mit dem Rücken gegen das Publikum zu setzen. Auch gegen die bloße Deklamation der Selbstgespräche wendet sich Kilian mit den völlig zutreffenden, wahrhaft erlösenden Worten: »Eine Verwechslung von Theater und Konzertsaal! Am Vortragstisch wird Komödie gespielt, im Theater rezitiert — beängstigende Verwirrung aller künstlerischen Grundbegriffe!« Man sollte hinfort mit diesem Büchlein bewaffnet in eine Hamlet-Aufführung gehen oder besser: man sollte es nachher zu Hause vornehmen, um die Aufführung daran zu prüfen, an dem Text des Dichters, an der Szenenfügung und an dem Vorwort seines getreuen Dramaturgen.



Szenenentwurf für Shakespeares »Wintermärchen« von Hermann Krehan (Volkstheater am Bülowplatz)



Walther Corde: Die Amazone

Von Kunst und Künstlern

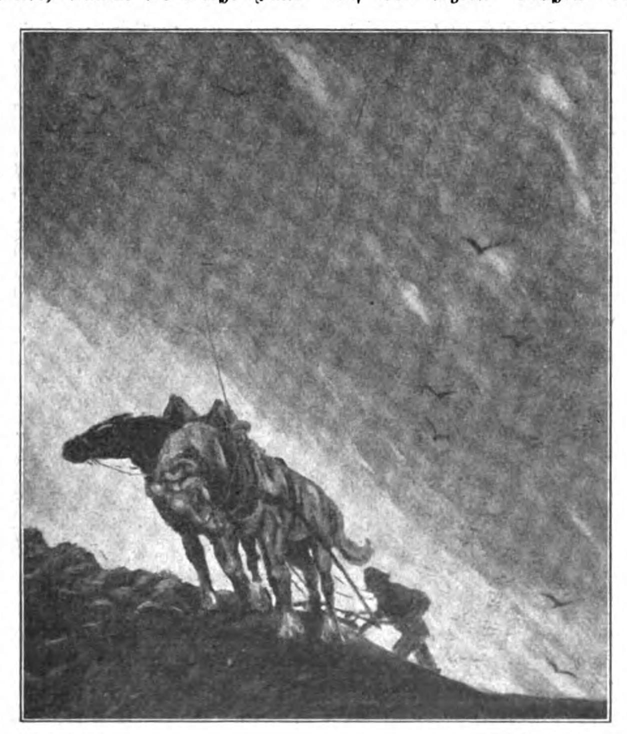
Walther Corde: Kreuzigung (vor S. 161) und Die Amazone (S. 200) — Heinrich Saffer: Christus (vor S. 169) — Fritz Gärtner: Münchner Spätwinter (vor S. 137) und Harte Arbeit (S. 201) — Fritz Röhrs: Vorfrühling (S. 202) — Carl Alexander Brendel: Frühlingsfeier (vor S. 113) — Erich Feyerabend: Damenbildnis (vor S. 105) — Iwan Rasumow: Innenbild (vor S. 193) — Otto Tauschek: Blumen im grünen Krug (vor S. 145) — Josef Heise: Abschied (vor S. 185) und Heldenglaube (vor S. 177) — »Die unendliche Landschaft«

Walther Cordes Gemälde »Kreuzigung« und »Amazone« offenbaren sich auf den ersten Blick als Werke eines Künstlers, dessen Neigung der Monumentalmalerei gehört, wenn es ihm die Ungunst der Zeit bisher auch kaum vergönnt hat, seine umfangreichen, von der Kritik stark beachteten Kohlekartons in Farbe umzusetzen, wofür sie gedacht sind. Corde (geb. 1876 in Köln) hat auf der Düsseldorfer Akademie hauptsächlich unter Peter Janssen studiert und von ihm zunächst auch tieferwirkende Einflüsse erfahren. Dann aber wußte er sich von den Düsseldorfer Schuleinflüssen mehr und mehr freizumachen, um sich an Hodlers Vorbild zu einer starken und großzügigen Auffassung emporzuarbeiten, wie man sie in der rheinischen Kunststadt damals noch nicht kannte. Als er 1912 auf der Frühjahrsausstellung der Düsseldorfer Künstler den Karton einer Pieta und ein großes Inferno mit zahlreichen Aktfiguren zeigte, stand er vor der Öffentlichkeit als eigner künstlerischer Charakter da, und diesem Charakter der großen Formen und des heroischen Stils ist er seitdem auch in seinen kleineren Gemälden treu geblieben, zu denen außer der Kreuzigung und der Amazonen-

schlacht die Apokalyptischen Reiter und die Gruppe »Krieg, Pest, Hunger, Tod« gehören. Selbst in Cordes Frauenbildnissen setzt sich dieser strenge Stilwille fort.

Wohin Corde strebt, wird noch deutlicher, wenn wir daneben Heinrich Saffers Altarbild für die Haupt- und Stadtkirche in Sprottau, den im Faltengewande aus dem Gewölk herabschwebenden Christus, stellen. Hier verwandelt sich die Strenge in Milde, die Herbheit in Weichheit, die Entfernung in Vertraulichkeit und Gemütswärme. An Erhabenheit fehlt es gewiß auch diesem Christus nicht; aber wie die Rechte den Weg zum himmlischen Vater weist, die Linke sich segnend über die Erde breitet, wie von der Lichtgestalt des Erlösers ein Strahlenkranz nach unten geht und über seinem Haupte das Dunkel sich verklärend erhellt — das alles setzt dieses Gemälde mit der Tradition der kirchlich-religiösen Malerei in Verbindung und knüpft es an die Thorwaldsensche Christus-Auffassung, die einen so weitgehenden Einfluß auch auf unsre religiöse Malerei ausgeübt hat.

Von Fritz Gärtner, dessen Schaffen wir hier von seinen jugendlichen Anfängen bis an die Schwelle der Meisterschaft verfolgt haben, zeigen wir zwei grundverschiedene neuere Arbeiten: den Münchner Nachwinter, eine bescheidene lyrisch-epische Naturstudie aus den letzten Märztagen, wo sich nach linden, knospentreibenden Tagen noch einmal die weiße Hand des Winters abschiednehmend auf Erde, Bäume und Dächer legt, und eine stark dramatische, stimmungsmächtige Komposition »Harte Arbeit«, die uns daran erinnert, daß dieser Künstler von schlichten Motiven der Feldarbeit ausgegangen ist, bald aber gelernt hat, das Sinnbildliche, Lebensbedeutsame und Schicksalshafte aus diesen Stoffen zu gewinnen. Die ganze Wucht dieses Bildes strebt nach oben: Pferde, Pflüger, Wolkenzug und Vogelflug, alles ist durchdrungen von dieser einzigen Bewegung, alles ruft uns sein machtvolles Empor! zu.



Fritz Gärtner: Harte Arbeit

Der unendlich rührenden Stimmung des Vorfrühlings huldigt die kleine Federzeichnung von Fritz Röhrs (S. 202). Noch tasten die Zweige der Bäume bang und zage in die Luft, noch ist der Himmel von jener unentschiedenen, neutralen Klarheit, die ebensogut Frost wie Wärme verkünden kann, der Saft schwillt schon in den dürren Reisern, und das Vöglein singt mutig sein hoffnungsvolles Frühlingslied.

Auf Carl Alexander Brendels Gemälde ist der Sieg schon errungen. Gott hat das Opfer, das ihm Wasser, Gras, Blumen und Bäume dargebracht haben, gnädig angenommen, und nun begeht die Natur zusammen mit Tieren und Menschen ihre Frühlingsfeier. Wie ein fröhlich jauchzendes und doch frommes und demütiges Dankgebet ist dieses Bild, emporgestiegen aus einem kindlich reinen Herzen, empfangen von der Liebe und Güte des »Herren, des Unendlichen«:

Siehe, nun kommt Jehovah nicht mehr im Wetter:
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehovah,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens.

»Damenbildnis« — das dünkt uns ein schlechter Titel für das Gemälde von Erich Feyerabend, aber es hieß nun einmal so auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung, und so müssen auch wir es wohl so nennen. Aber fragt man hier wirklich noch nach Porträtähnlichkeit, so sehr sich der Maler auf Gesicht und Hände konzentriert haben mag? Die Landschaft, die das Bildnis umrahmt, scheint uns ebenso bedeutsam wie die Gestalt, jedenfalls trägt sie in ihrer ruhigen, feierlichen Einsamkeit mit dazu bei, uns das Wesen dieser ruhenden, in sich selbst versunkenen Frau zu erklären, und das vorherrschende Blau gibt

dem Bilde fast eine Legendenstimmung. Der Maler, Niederrheinländer von Geburt (geb. 1889 zu Rees) und Schüler Friedrich Kallmorgens, ist keineswegs bloß Porträtmaler, sondern malt alles, woran er Freude hat, besonders Tiere. Seine farbigen Holzschnitte haben ihn auch als Graphiker bekannt gemacht.

In der Koloristik des Innenbildes von Iwan (nicht Nicola, wie es in der Bildunterschrift heißt) Rasumow verleugnet sich nicht — so wenig wie im Namen des Malers — die slawische Herkunft: diese Häufung von Rot und Blau würde der westeuropäische Geschmack vielleicht als undelikat empfinden, wenn wir uns nicht aus russischen Bildern oder Bühnenausstattungen erinnern müßten, daß die Interieurs unsrer östlichen Nachbarn diese kräftigen und krausen Gegensätze lieben. Aber auch die russische Kirchenmalerei ist offenbar hier nicht ohne Einfluß geblieben. Ist doch Rasumow, zum Geistlichen bestimmt, von seinem zehnten Lebensjahre an im Kloster erzogen und dann für die Kirchen- und Heiligenmalerei ausgebildet worden, ehe er auf der Akademie in Moskau eignen freieren Studien nachgehen konnte. 1915 kam er als Kriegsgefangener nach Deutschland und hat seitdem seinen Wohnsitz in Liegnitz.

In dem Maler der »Blumen im grünen Krug« wird man schwerlich einen Wiener vermuten, und in der Tat hat sich Otto Tauschek früh den Wiener Einflüssen entzogen, um sich in München heimisch zu machen. Hier erst, unter Prof. Habermanns Führung, hat er sich aus dem Radierer und Illustrator, der er in seiner Vaterstadt fast ausschließlich war, zum Maler, zu dem Farbenenthusiasten gewandelt, der er heute ist und als den ihn dies mit breitem, saftigem Pinsel heruntergemalte Blumenstück ausweist.

Die Bildwerke »Abschied« und »Heldenglaube« finden ihre Erläuterung in dem Aufsatz über Josef Heise.

Es kann keinen Zweifel mehr darüber geben: wir stehen vor der Schwelle einer neuen religiösen Malerei. Nur will das Wort »religiös« in anderm Sinne begriffen werden, als es uns bisher geläufig war. Nicht um die Wiederkehr biblischer oder mythologischer Darstellungen handelt es sich, sondern um eine aus dem religiösen Erlebnis wiedergeborene Malerei der persönlich-seelischen Gesinnung. Halten wir das fest, so wird es uns nicht mehr wundernehmen, wenn die neuere zum Geistigen dringende Kunstwissenschaft sogar von einer religiösen Landschaft spricht. Besser sagte man vielleicht: mystisch, wenn man nicht die Verwechslung mit dem Mysteriösen befürchten müßte. Jedenfalls wird durch diese Umschreibungen nun klar sein, warum Oskar Beyer, derselbe, der uns die fein- und tiefsinnige Einführung in die Kunst Wilhelm Steinhausens gegeben hat, sein neues Buch über religiöse Naturmalerei und ihre Meister »Die unendliche Landschaft« nennt (Berlin, Furche-Verlag). Die Rechtfertigung für diese neue Ordnung und Begriffssetzung findet er im Beispiel Chinas; wird doch die religiöse Bedeutung der chinesischen Landschaften, obgleich ihre sieghafte Hoheit uns Europäern erst aufzudämmern beginnt, schon heute nicht mehr bestritten. Aber die religiös-mystische Landschaftskunst ist auf diese ihre ersten und klassischen Vertreter nicht beschränkt. Sie setzt sich fort in einzelnen Japanern, in Botticelli, Grünewald, Rembrandt, Caspar David Friedrich, Millet, Segantini, Thoma, Steinhausen und erweckt sich auch in unsern Jüngsten Verkünder und Vollbringer. Beyer macht sich seine Aufgabe, die Lichtspuren dieser Andachts- und Offenbarungsmalerei, wie wir wohl sagen dürfen, durch die Völker und Zeiten zu verfolgen, nicht leicht. Aber wir danken ihm seine Gründlichkeit, denn eine solche Neueinstellung des Sehens und Fühlens will von Grund auf vorbereitet sein. So spricht er denn zunächst über das Wesen und die Arten der Landschaftsmalerei im allgemeinen, geht dann auf die Möglichkeit religiöser Naturdarstellung ein, setzt auseinander, was er unter dem mystischen Naturerlebnis versteht, und erörtert die Darstellungsmittel wie die Wirkung der »unendlichen Landschaft«. Erst dann wendet er sich den Sonderbetrachtungen der Ostasiaten und der schon genannten einzelnen Meister zu. Trotz der Überzeugungskraft dieser Gedankengänge würde es dem bloß kunstfreundlichen, nicht auch kunstgelehrten Laien schwerfallen, ihm zu folgen, wenn nicht der Verlag für einen reichen Anschauungsapparat gesorgt hätte. 34 Bildwiedergaben, sämtlich in sorgsam gewählter Technik ausgeführt und einzeln eingeklebt, begleiten und beschließen den Text. F. D.



Fritz Röhrs: Vorfrühling

Literarische Rundschau

Walther Heynen: »Mit Gerhart Hauptmann, Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreise« — Walther Bloem: »Der Weltbrand« — Drei Schwabenbücher: Spielmannsfahrten und Wandertage von Lisa Tetzner; Karl-Stirner-Mappe; Das Bodenseebuch — Karl Gustav Grabe: »Die Ideenhenne« — Paul Wilhelm von Keppler: Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient — Ernst von Wolzogen: »Wie ich mich ums Leben brachte« — Helmuth von Moltkes Briefe — Verschiedenes

So viele Bücher es schon über Gerhart Hauptmann gibt, von seinem äußeren Leben wissen wir noch wenig. Fast scheint es, als sei nicht viel davon zu berichten. Auch das, was uns der 60. Geburtstag des Dichters an derartigem gebracht hat, zusammengefaßt in dem von Walther Heynen herausgegebenen Buche »Mit Hauptmann, Erinnerungen und Bekenntnisse aus seinem Freundeskreise« (Berlin, Georg Stilke), enthält nur wenig Neues und Bemerkenswertes. Neun Freunde sprechen hier, meistens Freunde oder Studiengenossen aus Hauptmanns Breslauer, Jenaer und Berliner Jahren, nur einer aus seiner kurzen amerikanischen Episode. In sein Innerstes ist niemand gedrungen, nur ab und zu weiß einer eine Spalte zu öffnen, durch die ein schmaler Lichtstreifen nach außen fällt.

Über die Breslauer Kunstschülerzeit berichtet ein Studiengenosse, der augenscheinlich ein wenig den Schutzpatron des schmächtigen blondgelockten Jünglings spielte, der da Ostern 1880 in die Bildhauerklasse der Anstalt eintrat. Solche Gönnerschaft fördert aber selten die Vertraulichkeit. So müssen wir uns damit begnügen, daß Prof. Max Fleischer uns die lebhafte Angeregtheit des jungen Hauptmann für allgemein wissenschaftliche, philosophische und künstlerische Streitfragen bestätigt, in dem Breslauer Akademiker Prof. Bräuer das Vorbild des Michael Kramer, in dem Leiter der Malschule, Professor Marshall, das des Kollegen Crampton nachweist und andeutet, wie sonderbar sich damals in Hauptmann das Interesse für den erwachenden Sozialismus mit seiner Bewunderung für Dahn und Jordan kreuzte.

Eine Jenaer Erinnerung steuert ein Studienfreund bei, der sich hinter dem Burschennamen Meo verbirgt. Er feiert Hauptmann als einen geistigen »Nothelfer«, der allein durch sein menschliches Dasein zerrüttende Seelenkämpfe zum Frieden zu schlichten verstand. In das enge Gefäß der Menschenform eingegossen die linde, gütige, heilende Natur selber; die strömende Urkraft gefaßt und verdichtet in eine reine, unverbildete Menschenseele: so offenbarte sich damals, nicht durch Worte, sondern durch die Wirkung von Person zu Person, der Zwanzigjährige dem Freunde.

Mehr vom eignen lieben, immer wandlungsreichen, immer empfängnisfrohen Ich als vom Freunde spricht Hermann Bahr. Über Hauptmann nur ein paar gelegentliche, freilich geistreiche Bemerkungen: wenn sein Bild zuweilen ein wenig schwanke, sei's immer im Winde der Zeit; wie die gewaffnete Pallas aus des Kroniden Haupt, so sprang der blasse Schlesier aus dem klopfenden Herzen seiner ganzen Generation hervor, die deutsche Jugend entlud sich in ihm.

Vom Breslauer Sozialistenprozeß des Jahres 1887 und Hauptmanns freilich recht loser Verknüpfung damit gibt Heinz Lux einen Bildausschnitt. Klug und kritisch hielt der Fünfundzwanzigjährige sich von den ikarischen Plänen zurück, die Alfred Ploetz, der spätere Rassenhygieniker, das Modell für Alfred Loth im Sonnenaufgangsdrama, mit andern Freunden nach dem Vorbilde des Franzosen Cabet nicht bloß im Kopfe wälzte, sondern als Abgesandter der »Gesellschaft Pacific« sogar drüben in Amerika, in Iowa der Tat entgegenzuführen suchte. Mit dem besten Gewissen von der Welt konnte Hauptmann damals vor Gericht beschwören, daß das geplante Neu-Ikarien ganz und gar nichts mit der sozialistischen Partei zu tun gehabt habe, wie er denn selbst nie Sozialist im Sinne des Partei-Sozialdemokraten war.

Den ganzen Erkner und Friedrichshagener Kreis schreitet erinnerungsselig noch einmal Bruno Wille ab. Auch er bestätigt, daß Hauptmann sich, im Gegensatz zu den Conradi, Mackay, Henckell u. a., dem sozialistischen Parteigetriebe und seiner Ethik wenig geneigt fühlte; sein »Dogma« war das Leben, wie es in bunter Vielgestaltigkeit über die Schablonen der Theoretiker hinwegbraust. Schon in Erkner glaubte Wille eine leise Störung in der Hauptmannschen Ehe zu bemerken. Wohl war Frau Maria geb. Thienemann ihrem erst zweiundzwanzigjährigen Gatten eine liebe- und seelenvolle Gefährtin, die dem zu Unrast und Melancholie Geneigten eine gesicherte Häuslichkeit, heiteren Frieden und Ruhe zum Schaffen gab, aber bald senkte sich eine Wolke der Sorge auf ihr grübelndes Gemüt, weil sie meinte, Gerharts Herz nicht ausfüllen zu können, oder weil sie fürchtete, ihr Vermögen werde aufgebraucht sein, bevor sich der Erfolg eingestellt habe. Auch das Rautendelein tauchte damals schon auf: in Grete Marschalk, mit der Hauptmann zwischen den hochstämmigen Kiefern den Federball schlug und, hingerissen von ihrer sprühenden Jugend und daseinsfrohen Schwärmerei, von dionysischen Lebensfreuden träumte ...

Sympathisch in ihrer menschlichen und literarischen Bescheidenheit sind die Erinnerungen von **Georg Hirschfeld**. Die knabenhafte Zartheit und Jugendlichkeit, das Gesetz, nach dem dieser Dichter angetreten, sie blüht uns auch hier entgegen, und es hat etwas Rührendes, das schnell zum Ruhme emporgewachsene Bild des Meisters aus den Augen des Werdenden widergespiegelt zu sehen. Seine erste Wanderung zu Hauptmann war in der Tat die Pilgerfahrt eines frommen und gläubigen Gemüts und hat fast etwas Parsifalhaftes. Dabei zerstört er nebenher einige falsche Züge, die sich in Hauptmanns Menschenbild eingeschlichen haben: neben der Priestermilde, stellt er fest, lebt im Antlitz dieses Mannes der Zorn des Empörers, neben der Anmut das Furchtbare.

Das Beste, Tiefste und Durchdachteste steuert **Moritz Heimann** bei. Auch er widerspricht der Legende von dem sanftmütigen Mitleid Hauptmanns mit aller Kreatur und betont die Züge der Grausamkeit an diesem »Lichtel«, wie die Jugendfreunde ihn wohl nannten. Wie aufschlußreich ist der Gegensatz, der hier zwischen Goethe und Hauptmann aufgestellt wird: Goethe sieht den Typus, wo Hauptmann sich mit der Individualität begnügt; Hauptmann sieht an der Erscheinung, was Goethe geflissentlich übersehen hätte. Und noch ein paar andre feine und besondere Beobachtungen: »Wo irgend in einer Art der Professor anfängt, da hört Hauptmann auf; wo jener erst Material erblickt, sieht er Wesen«. Oder die Begründung für Hauptmanns Abwehr gegen das Spenglersche Buch und gegen Nietzsches »Geburt der Tragödie« aus seinem Widerwillen gegen den »Scheckverkehr der Ideen« und seinem Verlangen nach unmittelbarem, nach Naturalverkehr. Auch Heimanns starke Unterstreichung des bewußten Künstlertums in Hauptmann verdient Beachtung. Er sei kein Schlesier, wie Reuter ein Mecklenburger oder Gotthelf ein Schweizer war, er sei auch kein Realist wie diese beiden, sondern er spiele auf dem Schlesiertum und auf der Realität, wie ein Meister auf dem Klavier.

Drei Begegnungen mit **Walther Bloem** werden mir unvergeßlich bleiben. Zu Anfang des Krieges, bald nach seiner ersten Verwundung: die bitteren Enttäuschungen der Marneschlacht zitterten noch in ihm nach, aber sein blaues Auge blitzte Zuversicht, und seine Sehnsucht war schon wieder draußen im Felde; am Ende des Krieges, bald nach dem Umsturz: Stirn und Antlitz tief durchfurcht, der ganze Mensch innerlich aufgewühlt, voll titanischen Trotzes und glühenden Zornes darüber, »wie mit uns umgegangen sei«; und vier Jahre später, auf seiner altersgrauen unterfränkischen Burg Rieneck: wieder beruhigt, gesammelt, gestählt, tief eratmend von einer großen Arbeit, die er vor kurzem abgeschlossen hatte und für die er nun die Korrekturbogen erwartete. Es war, als habe sich da ein Mensch, auf dem das große, furchtbare Erleben der letzten Jahre wie ein schwerer, wuchtiger Block gelegen, die Last oder doch einen guten Teil davon von der Seele gewälzt, als könne er nun wieder mutig dem Leben entgegen und an sein Werk gehen. Damals erfuhr ich, daß Bloem eine Darstellung des Weltkrieges geschrieben habe, und daß sie im Winter herauskommen werde.

Jetzt liegt das zweibändige Werk vor mir: »**Der Weltbrand**. Deutschlands Tragödie 1914—1918, geschrieben von **Walther Bloem**, mit Zeichnungen von **Ludwig Dettmann** (16 Tafeln, 26 Einschaltbilder, 35 Abbild. im Text; Berlin, Reimar Hobbing). Und in dem Werke finde ich die dreifache Wandlung widergespiegelt, die der Verfasser als Mensch, als Patriot, als Soldat in und nach dem Kriege durchgemacht hat. Wohl ist das Ganze aus der einheitlich ernsten Stimmung, mit der andächtigen Hingebung vor dem großen Schicksal geschrieben, die unsre Lage fordert, aber der die »Tragödie« vor uns entfaltet, hat lebendige Erinnerungs- und Wandlungskraft genug, um die drei großen inneren »Akte« des Krieges in Aufbau, Rhythmus und Farbe voneinander zu unterscheiden und wirkungsvoll abzustufen: den von kühner Hoffnung beflügelten Auszug und Vormarsch, das lange auf und ab wogende Ringen auf messerscharfem Grat, den jähen Sturz in den dunkelsten Abgrund. Also das Werk eines Dichters? Nein und ja! Zwar lehnt Bloem selbst, wie den wissenschaftlichen, so auch den dichterischen Ehrgeiz für dieses Werk ab: ein Buch für jedermann aus dem Volke habe er schreiben wollen, für den Laien, der Ordnung und Übersicht über den Gesamtverlauf der hinter uns liegenden Erlebnisse haben möchte — aber nicht nur in der ordnenden, sichtenden und aufbauenden Hand verrät sich die dichterische Schöpferkraft dieser Arbeit, nein, auch in dem Mut zur Persönlichkeit, in dem Ausdruck des Gefühls, in dem Bekenntnisdrang, in der innerlich pulsenden Dramatik. Ein »Dichter, der Geschichte schreibt« nennt sich Bloem selbst einmal im Verlaufe der Darstellung, und er braucht sich dieser Bezeichnung nicht zu schämen. Die Hauptaufgabe, die er sich gestellt hat: die großen Linien des Geschehens nachzuzeichnen, die inneren Zusammenhänge aufzudecken, sie kommt darüber nicht zu kurz. Der Kriegsteilnehmer hat seine eigentlichen unmittelbaren Fronterlebnisse schon vorher in andern Büchern erzählt; hier müssen sie sich, eigne und fremde, in den großen historischen Gesamtablauf einfügen, wie einzelne Glieder einer Kette. Man fürchte deshalb kein ödes, unbeseeltes Flickwerk! Gerade davor bewahrt

den Verfasser sein dichterischer Herzschlag, der auch das Übernommene aus unsrer reichhaltigen Kriegsliteratur durchs eigne Blut des Mit- und Nacherlebens getrieben hat. Was er gibt, hat er sich zu eigen gemacht, hat er sich »erworben«. Daher auch die durchgehende, anhaltende Blutwärme dieser Darstellung, im Gegensatz zu Hermann Stegemanns kühlerem, ohnedies mehr aufs Strategische eingestelltem Werk, dem Werk eines Neutralen, der bei aller Sympathie für die deutschen Waffentaten am Ende doch nur zusieht. Bloem dagegen, so fern er stets dem politischen Parteigetriebe gestanden hat, schreibt aus derselben glühenden Vaterlandsliebe heraus, die sein ganzes Leben und Dichten erfüllt hat, beseelt von dem »Glauben an die unverwüstliche Lebenskraft und das gottgewollte Lebensrecht unsers Volkes«. Zwar: ein andrer Bloem zog aus, ein andrer kam wieder. Was er draußen sah und erlebte, was sich dann durch gewissenhaftes Studium vor dem Verstande erhärtete, es hat ihm die Kritik an unserm Verhalten vor dem Kriege und an unsern Kriegshandlungen selbst geschärft, eine Kritik, die — bei aller Ehrfurcht vor der monarchischen Tradition und erst recht vor dem menschlichen Unglück — auch vor dem höchsten Kriegsherrn und den obersten Führern nicht haltmacht; es hat vor allem seine sozialen Anschauungen gründlich gewandelt. Die Mannhaftigkeit seines Tones aber hat sich dadurch nur noch mehr gestrafft, sein Vaterlandsgefühl, sein Vaterlandsstolz sich nur noch vertieft und geklärt »Unsre Pflicht gegen die Menschheit? Unser Wesen zu behaupten, zu läutern, zu erhöhen. Denn Deutschlands Untergang würde die Welt um unersetzliche Werte berauben, würde sie ärmer, würde sie dunkel, stumpf und öde werden lassen.«

Dettmanns Bilder, zu den wenigen zählend, die sich trotz ihrer »Augenblicklichkeit« vor Zeit und Kunst behaupten werden, sind keine unmittelbaren Illustrationen zu diesem Text — dafür haften sie zu sehr an einzelnen Marsch-, Gefechts- und Etappenmomenten —, sie halten nur die Gesamtstimmung aufrecht, geben auch dem Auge den schicksalsschweren Ernst der Ereignisse zu kosten. Sie könnten fehlen, und das Buch würde nichts von seinem Werte einbüßen. Nun sie aber da sind, wollen wir dankbar sein, daß sie, ihrer ursprünglichen Bestimmung durch die Ungunst der Zeit entzogen, in einer so würdigen Fassung wieder erscheinen: Dokumente künstlerischen Sehens im Geschmeide historisch-dichterischer Gestaltung.

Drei Schwabenbücher künden von der krausen Schönheit des Landes und der querköpfigen Liebenswürdigkeit seiner Bewohner. Da hat Lisa Tetzner, die zuvor schon durchs Land Thüringen fuhr und dem Volk, den Jungen und den Alten, ihre Märchen erzählte, von neuem ihr Bündel geschnürt, und was sie aus Spielmannsfahrten und Wandertagen (Jena, Eugen Diederichs) heimbringt, das ist wieder so voller frischer Naturfreude und herzhaftem Volkssinn, daß man unermüdet durch Sturm und Regen, Blütenwehen und Schneegeriesel mit ihr wandert; durch Dörfer und Städtchen, zu Pfarrern, Schultheißen und Dorfpoeten, am liebsten aber in die Schulstuben, wo sie, eine moderne Scheherezade, die Blond- und Braunköpfe um sich sammelt, um ihnen ihre Geschichten zu erzählen, alte und neue, freierfundene und vom Augenblick weitergedichtete, wie das köstliche Märchen vom dicken, fetten Pfannkuchen. Aber auch wenn sich die Märchenspielerin in eine Mysterienspielerin verwandelt, die mit einer wandernden Truppe weltfernen Dorfleuten alte fromme Volksspiele aufführt, sind wir gern dabei, und etwas von dem hoffnungsvollen Jugendglück, das sie selbst und ihre Zuhörer bei diesem löblichen Tun erfüllt, kommt auch über uns.

Wenn ich Lust hätte, mir einen Kuppelpelz zu verdienen — es geht ja aber schon zum Frühling —, so wüßte ich wohl einen Gefährten für diese literarische Vagabundin, einen, der zu ihren Berichten und Erzählungen die Bilder zeichnen könnte. Das wäre Karl Stirner, der »Mittelschwabe«, wie Martin Lang ihn nennt, weil er sich nicht mit den Großen des Landes, mit dem Herold Schiller oder dem Seher Hölderlin, vergleichen kann, wohl aber die Uhland, Kerner, Mörike, Johann Georg Fischer und den Bauerndichter und -philosophen Christian Wagner Brüder nennen darf. Denn fern von hohem Pathos und visionärem Prophetentum geht er in den Fußtapfen der schwäbischen Idylle, da wo sie sich zu dem Kleinen und Stillen, den zarten und verschwiegenen Schönheiten herabbeugt. Das zeigt uns auch wieder die Stirner-Mappe, die bei Eugen Salzer in Heilbronn erschienen ist. Da haben wir anderthalb Dutzend seiner mit Kreide-, Graphit-, Pastell- und Kohlestift, Wasser- und Ölfarben gezeichneten Blättchen beisammen: außer Porträtskizzen eng wie Küchlein unter der Glucke zusammengeduckte Dorfhäuschen, sonnige und verschneite Winkel, lustige und verträumte Dachsitze, aber auch stolze, buntbemalte Rathausgiebel, die Phantasie einer schwäbischen Kreuzigung, Ansichten aus dem Engadin, aus Italien und sogar aus Nordafrika — doch das alles bewahrt sich seinen schwäbischen Idyllenzauber und seine echt deutsche, immer ein wenig ins Literarische hinüberspielende Poesie, die sich manchmal bis zur Legende vertieft. Mit einem Bienchen hat ihn der Herausgeber der Mappe verglichen, das von Blüte zu Blüte fliegt und sich auch aus der

unscheinbarsten noch einen Honigtropfen Weltwonne zu saugen weiß. Und wir schließen mit ihm: Wer sich den reinen Bienensinn und die Unschuld der Augen bewahrt hat, der fliege mit Karl Stirner nach diesem Blumenfeld, tauche in die Farbenkelche und koste!

Anspruchsvoller geht es in dem Bodenseebuch zu, das Norbert Jacques nun schon zum zehnten Male bei Reuß & Itta in Konstanz herausgibt. Da weitet und dehnt sich die schwäbische Landschaft hinab zum »schwäbischen Meer« und setzt ihren Fuß auf die Schwelle der Alpenwelt. Auch geistig hört da die Idylle auf und wird zum Kultur-, zum Weltbild. Eine in ihrem Kunstschaffen und selbstbewußten Bürgerstolz ansehnliche Vergangenheit tut sich auf, und die Gegenwart macht ernsthafte Anstrengungen, ihr gleichzukommen. Schöne Kunstblätter, Aufnahmen aus Konstanz, Meersburg, Überlingen, Radolfzell, Friedrichshafen, Ravensburg, Bregenz usw. machen die Honneurs, Novellisten wie Peter Dörfler, Adam Karillon, Alice Berends und Norbert Jacques selbst erzählen Geschichten von Land und Leuten, gediegene Aufsätze unterrichten uns über das Geistesleben des Klosters St. Gallen, über das Leben in Meersburg vor 90 Jahren, über die Städtenamen am Bodensee, sogar über die Molasse der Konstanzer Gegend und das Leben der Blaufelchen, womit an eins der umstrittensten Probleme der Vererbungslehre gerührt wird. Dazwischen spinnt die Lyrik ihr zartes Rankenwerk, und auch da begegnen sich in den Namen Dehmel, Paquet, Bodman und Salis-Sewies behagliche Vergangenheit und zu neuen Ufern drängende Gegenwart.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt — so fragt Schiller den Dilettanten —, glaubst du schon Dichter zu sein? Wie aber, wenn man gegen die Sprache dichtet? Wie, wenn man ihre Masken lüftet, ihre Widersprüche und Launen, ihre Rücken und Tücken, ihre Purzelbäume und Koboldsprünge aufspürt, muß da nicht allerlei Witz und Ulk, vielleicht auch zuweilen ein überraschender Tiefsinn zutage kommen? Welch lustiges Wild hat doch Christian Morgenstern zur Strecke gebracht, wenn er als Palmström auf die Pirsche ging und Böcke schoß! Morgenstern ist tot und jagt mit seinem Freunde Korff längst in jenen Jagdgründen, wo es weder Fehler noch Treffer gibt. Aber er hat Schule gemacht, und einer seiner Schüler stellt sich uns in dem Versbüchlein »Die Ideenhenne« (Berlin W 50, Schlüssel-Verlag) vor:

Henne? — Henne? hör' ich fragen.
Lieben Leute, laßt euch sagen,
Da Verstellung ich nicht kenne,
Ich bin die Ideenhenne ...
Und mein Nam'? — Karl Gustav Grabe,
Womit ich die Ehre habe ...

Oh, wir kennen Sie schon, Herr Grabe! Waren Sie es nicht, der das im Bureau in Gedanken stehengelassene Röllchen bedichtet hat, das da in seiner Rat- und Gedankenlosigkeit heute noch steht? Waren Sie es nicht, der die Verwandtschaft zwischen dem Fausthandschuh und Goethes Meisterwerk entdeckt hat und den unglücklichen Samowar seiner glücklichen Gegenwart zurückgeben wollte? Ja, richtig, das Röllchen steht, wie auf dem Bureautisch, auch in dieser Sammlung, aber es hat viele uns noch unbekannte Gefährten bekommen, denen man sonst in der deutschen Lyrik selten begegnet: das Loch, das gramgequälte, das sich seiner selbst begeben müßte, wollt' es sich ergründen lassen; die Seifenblase, die vor Größenwahn zerplatzt; der Durchschnittsmensch, der auf einem Bein durch die Welt rast und nach seiner andern Hälfte sucht, bis sich die beiden endlich wiederfinden, »die frevelnd man und mitten — durchschnitten«; der Schuß, der fiel, aber einfach wieder aufstand und davonlief; der Sonntag, der aus seiner Einsamkeit erlöst sein wollte und nun wirklich »in die Wochen kam«; das Englein auf der Hallelujatreppe, das aus purem Trotz Hallelunein singt, zum Vergnügen des lieben Gottes: »Geisterchen, die so verneinen, stören meine Ruhe nicht.« Aber auch exotische Gäste sind da, Brüder und Schwestern des russischen Samowars. Eine Pauke wandert nach China und vergißt dort schon nach der ersten Tasse Tee ihre gut deutsche Art so schmählich, daß sie sich Pa-u-ke nennt; die Steppe lernt das Steppen wie der Fox das Trotten; ein schweinsleberner Almanach bricht mitten entzwei und läuft der schönen Alma nach; der Gang, immerfort vom Fuß getreten, dekliniert sich in den Genitiv und fließt nun als Fluß in Indien. Eine ulkige Gesellschaft, ein lustiges Büchlein! Ein Morgensternchen am trüben Himmel der Zeit, das seine Form nur noch etwas blanker putzen sollte. Der Lenz klopft an, Ostern steht vor der Tür. Wollen wir nicht Eier suchen gehen? Es braucht nicht immer der Hase zu sein, der sie legt. Eine Henne tut's auch!

In den zwei Jahrzehnten von 1895 bis 1914 sind wir mit so viel neuer Reiseliteratur überschüttet worden, daß es wie ein Wunder erscheinen muß, wenn ein zu Anfang der neunziger Jahre zuerst erschienenes Buch dieser Art jetzt noch von Auflage zu Auflage schreitet. Dies glückliche Los ist den Wanderfahrten und Wallfahrten im Orient von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg, beschieden. Im Jahre 1902 hatte es die vierte, jetzt hat es die zehnte Auflage er-

reicht (Freiburg i. B., Herder), ohne daß es nötig gehabt hätte, sich aufzufrischen. Dabei behandelt es doch Gegenden, die inzwischen — wenigstens bis zum Kriege — zu den geläufigsten Zielen unsrer Auslandsreisen geworden sind: Ägypten, Palästina, Griechenland, Konstantinopel. Wo also liegt der Grund für die Dauerbarkeit dieser Schilderungen? In der Persönlichkeit des Verfassers? Zum Teil wohl. Es hat seinen eigentümlichen Reiz, wenn ein Würdenträger der katholischen Kirche sich welt- und erlebnisfroh, für alle neuen und fremden Eindrücke empfänglich, in die von Wundern erfüllte Fremde stürzt, sich als Weltmann der feinsten gesellschaftlichen Formen zeigt, den Künsten und Wissenschaften zugetan und doch nirgends seines heiligen Amtes und frommen Berufes uneingedenk. Aber die Persönlichkeit allein — es ist derselbe Bischof Keppler, der das schöne Lebensbuch »Mehr Freude« geschrieben hat — kann den Erfolg nicht erklären. Der Stil der Darstellung hat auch seinen Anteil daran. Man schreibt heute anders, als Keppler 1892 schrieb, überlegener, blasierter, snobistischer, auch wohl unterschiedlicher und abgemessener. Aber gerade diese Gegensätze zwischen damals und heute offenbaren uns den unzerstörbaren Zauber seiner Darstellung: er ging frischer, empfänglicher, begeisterungsfähiger an seine Aufgabe, als das den Späteren vergönnt war, und er gibt seinen Eindrücken und Empfindungen schwungvolleren und zugleich naiveren Ausdruck, als wir das später gewöhnt waren. Gleich mit den ersten Zeilen, dem schönen Abschiedswort an Europa und dem sehnsüchtigen Gruß an das ferne, uralte und immer noch kindliche Morgenland, gewinnt er sich unser Herz. Und auch weiterhin weiß er uns immer am Bande seines eignen Staunens, Entzückens und frommen Schauderns zu halten. Vor allem Jerusalem und die heiligen Stätten der christlichen Geschichte, denen auch die schönsten der 200 Bilder gelten, haben an ihm einen hinreißenden Schilderer gefunden. Aber auch für das moderne Volksleben hat er einen scharfen Blick und eine allen fremden Eigenarten liebevoll nachgehende Feder. Dabei läßt er gern Visionen der Vergangenheit in die Gegenwart hinübergreifen, was seiner von dichterischer Kraft des Wortes getragenen Darstellung einen eignen Reiz leiht, wie denn die ganze Art des Vortrages einen hochgebildeten, kenntnisreichen Geist verrät, der, frei von einseitigem Fanatismus und verstaubter Lehrhaftigkeit, für die Schönheiten dieser Welt ein feinsinniges Organ besitzt.

Ernst von Wolzogens Lebenserinnerungen, die hier zuerst 1916 zu erscheinen begannen und dann seit dem Septemberheft 1920 durch fast zwei Jahrgänge hindurch die Leser in Spannung hielten, wie das selten ein Roman vermocht hat, diese Erinnerungen und Erfahrungen liegen jetzt unter dem Titel »Wie ich mich ums Leben brachte« in geschlossener Buchausgabe vor (Braunschweig, Westermann). Von allen »schonungslosen Lebensbeichten«, die uns die Dichter und Schriftsteller der jüngeren Generation beschert haben — und zu dieser »jüngeren« Generation zählt der jetzt Achtundsechzigjährige und wird er bis an sein selig Ende zählen —, ist dies Buch vielleicht die schonungsloseste. Voll überschäumenden Temperaments, rasch zum Haß, aber auch, trotz allen bitteren Enttäuschungen, immer wieder hoffnungsfroh zum Lieben geneigt, leicht erhitzt und leicht zu lächelndem, versöhntem Humor abgekühlt, trägt der Verfasser sein Herz immer auf der Zunge, läßt er es immer frischfröhlich heraussagen, was es fühlt und empfindet, ohne nach dem knechtischen »Was kommt danach?« zu fragen. Ja, es ist ein Herrnbuch, aber es ist auch ein wahrhaft aristokratisches Buch, denn die »goldenen Rücksichtslosigkeiten«, die dieser jeder feigen, bequemen oder vorteilhaften Lüge abholde Bekenner wie gefiederte Pfeile von schwirrender Bogensehne nach links und rechts entsendet, die schonen auch sein eignes Bild nicht. Wolzogen weiß, daß er vielerlei Unbesonnenheiten und Torheiten in seinem Leben begangen hat, er kennt seine Schwächen und Widersprüche und schämt sich wohl manchmal selbst der Hemmungslosigkeiten seines Wesens, die den Perpendikel nie recht zu gleichmäßiger, wohlabgewogener Bewegung kommen lassen. Aber der Kern in ihm ist echt und naturhaft gesund, sein Streben und Bemühen war immer auf hohe und edle Ziele gerichtet, auch wenn er spielte, und in seinem Fühlen und Denken ist er deutsch geblieben wie nur einer: frei von Kasten- und Spießergeist, stolz auf sein Germanentum und sein deutsches Vaterland, ein abgesagter Feind jenes verschwommenen und verblasenen Allerweltsbürgertums, das in unsrer nationalen Geschichte so furchtbares Unheil angerichtet hat. Viele werden sich an diesem Buche ärgern, noch mehr sich an seiner Männlichkeit und Offenheit erbauen. Die wertvollsten und liebsten Leser aber sollen ihm die sein, die sich von seinem Bekennermut aufrütteln und von den Erfahrungen und Erkenntnissen des Verfassers belehren lassen.

Der Name des ersten deutschen Generalstabschefs wird längst auch auf der Ehrentafel der deutschen Literatur geführt. Seine Briefe aus der Türkei sind mit Xenophons Anabasis, diesem Meisterwerke der Militär- und Volkskunde, verglichen worden, in seinen Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten hat er sich als einen lebensvollen Schilderer und Erzähler erwiesen, dem sich sogar die novellistische Kunst-

form (»Die beiden Freunde«) nicht versagt, und mit der zwar sehr knapp gehaltenen Geschichte des deutsch-französischen Krieges ist Helmuth von Moltke in die Reihe der Historiker aus der Ranke-Sybelschen Schule eingetreten. Das Beste aber haben wir in seinen Familien- und Freundesbriefen, zumal denen an seine Braut und Frau, die bald nach seinem Tode herauskamen und erst sein menschliches Charakterbild enthüllten. Darum war es ein guter Gedanke des Bibliographischen Instituts in Leipzig, eine seiner bekannten Sammlung »Meyers Klassiker-Ausgaben« eingegliederte neue »Sammlung von Briefen und Memoiren« mit Moltkes Briefen zu eröffnen. In zwei Bänden (mit 6 Bildertafeln und 2 Handschriftennachbildungen) werden hier in ansprechender Ausstattung die gehaltvollsten und schönsten dieser Briefe in zeitlicher Reihenfolge dargeboten, so daß sie sich fast zu einer Selbstbiographie runden. Alles ist herangezogen, was für die Erfassung seiner reinen, vornehmen Persönlichkeit, seiner militärischen Laufbahn und seiner geschichtlichen Sendung bedeutsam ist. Eine zeitkundige Einleitung des Berliner Historikers Professor Dr. W. Andreas würdigt die geistige Persönlichkeit und den Feldherrn Moltke im Rahmen der allgemeinen deutschen Entwicklung; besondere Einleitungen führen in die einzelnen Abschnitte seines Lebens ein. F. D.

Verschiedenes

Aus Otto Gildemeisters Essays rettet die Cottaische Handbibliothek (Stuttgart, Cotta) ein paar ausgewählte für die neue Zeit: Von Reichtum, Höflichkeit und anderem. Wie »aktuell«, d. h. zeitgerecht diese beiden Schlagwörter sind, leuchtet ohne weiteres ein; unter dem »anderen« ist hauptsächlich der Aufsatz »Zur Naturgeschichte des Königtums« zu verstehen, und von ihm gilt das gleiche. Fraglicher erscheint schon die Lebensfähigkeit der Gelegenheitsbetrachtung »Jargon«, der die Stichhaltigkeit des in den achtziger und neunziger Jahren beliebten Modewortes »sittlich« untersucht, obgleich sie dem »Arbeiter« (ihm, der dieses hohe Wort gepachtet zu haben glaubt) einmal die Wahrheit über seinen »sittlichen« Hochmut geigt, und vollends überwunden ist der Aufsatz über die Fremdwörter: der Kampf gegen sie wird heute mit ganz andern Waffen geführt, als Gildemeister sich 1886 träumen ließ.

*

»Wunderlich Volk« — ja, das sind sie wirklich, die Männlein und Fräulein, die Alten und Jungen, die Gescheiten und Einfältigen, die sich Paul Quensel zu Helden und Heldinnen seiner humorgesegneten Geschichten erkiest. Nun sich diese während der letzten fünf Jahrgänge in den Monatsheften zerstreut erschienenen Geschichten, die »Wunderblume«, »Dieser Rebhahn«, »Der Ofen in Untertertia« und der »Graf von Gleichen«, in einem von Eugen Oßwald mit drolligen Federzeichnungen geschmückten Bändchen ein Stelldichein geben und als Fünfter im lustigen Bunde noch die auch den Monatsheftlesern noch unbekannte »Verbotene Liebeslaube« hinzugenommen haben (Braunschweig, Westermann), erkennen wir erst recht die Familienähnlichkeit all dieser seltsamen Kostgänger Gottes, und das Bild ihres geistigen Vaters erobert sich einen Platz in der Galerie unsrer besten Humoristen, nicht weit von Wilhelm Raabe, Heinrich Seidel und Hans Hoffmann.

*

Altelsässer und Altlothringer haben sich die Hand gereicht, um in monatlicher Folge die Zeitschrift »Elsaß-Lothringen« erscheinen zu lassen. Nichts ist natürlicher, als daß die über das ganze Reich zerstreute Gemeinde altelsässischen und altlothringischen Blutes sich eine Tribüne geben will, auf der sie ihre »Heimatstimmen« hören lassen kann. »Nicht Ansprüche, Wünsche, Programme wollen wir darbringen«, heißt es in der Einführung des Herausgebers Dr. Robert Ernst (Berlin W 30), »wir wollen reden von dem, was uns in der neuen Heimat die alten Heimatgeister zuraunen. ... Wir sind weit davon entfernt, einen Trennungsstrich zwischen Alt-Elsaß-Lothringen und Neu-Elsaß-Lothringen im Reiche zu ziehen. Es ist aber selbstverständlich, daß auch das Wort der Neu-Elsaß-Lothringer eine Stätte bei uns haben soll.«

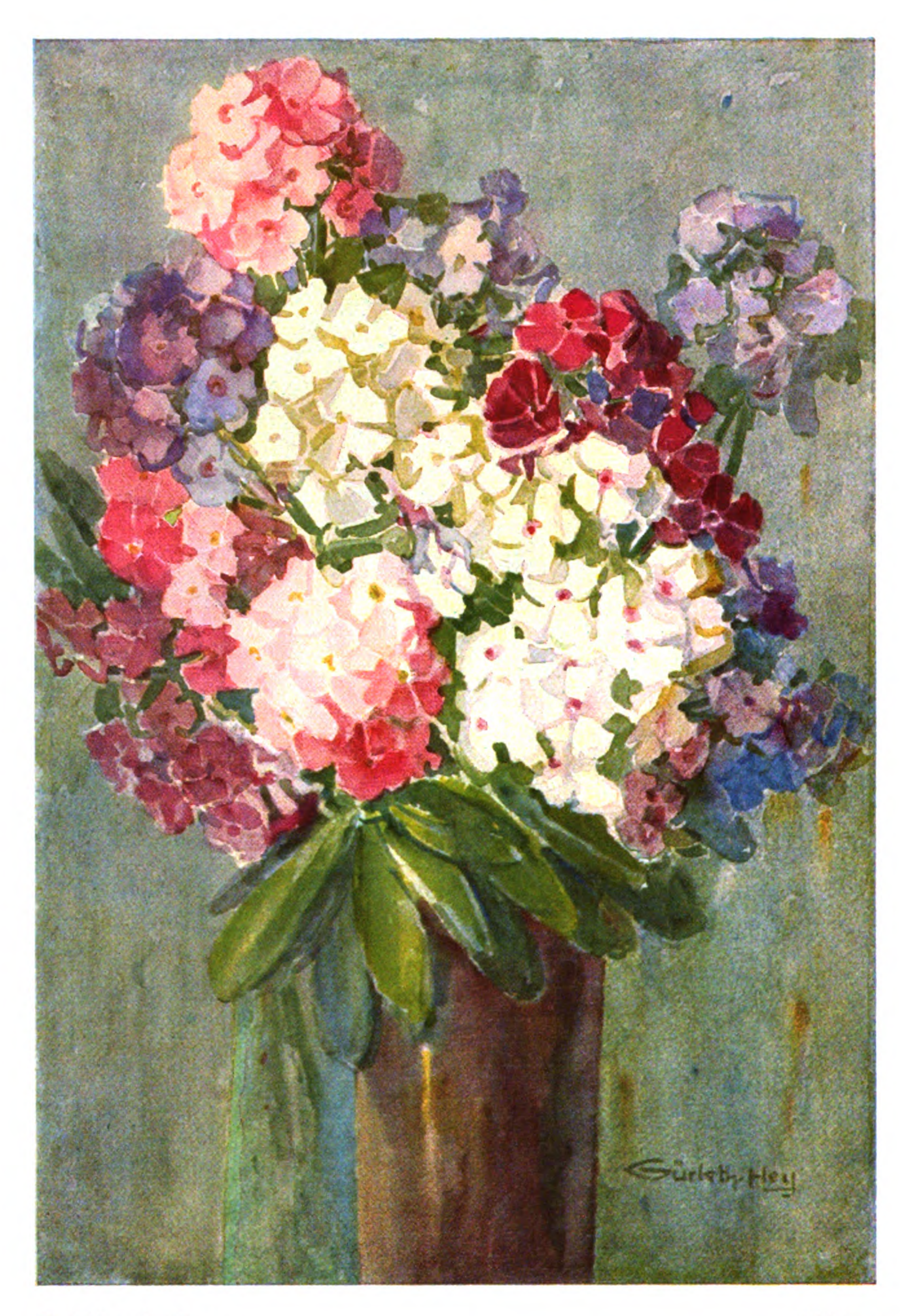
*

Mitteilung. In dem Aufsatz »Scherz und Ernst im Warenzeichen« (Heft 797) ist das Plakat »Dame mit Knopf im Auge« irrtümlich auf Pryms Druckknopf bezogen worden, während es nach einer Mitteilung der Druckknopffabriken von Waldes & Ko. in Dresden-A für die Weltmarke »Waldes-Koh-i-noor« gilt, deren alleinige Hersteller diese Fabriken sind.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



E. Gürleth-Hey: Phlox



Der Rosenkavalier

Roman von Ossip Schubin

II

Der Professor hatte in seiner Erzählung eine Pause gemacht, als wollte er in der Erinnerung jene Tage noch einmal nachkosten. Dann fuhr er fort:

»Die Zeit verging. Warum kam sie denn nicht, wie jeden Abend, um nach mir zu sehen? Nun, sie fand es wohl nicht mehr an der Zeit, mich noch weiter so wie bisher zu verzärteln und zu verwöhnen. Ich war wohl schon zu gesund dazu.

Bisher war sie jeden Abend gekommen, hatte mir eine Tasse Bouillon gebracht und sich an mein Bett gesetzt. Wenn mich der Husten plagte, las sie mir vor; wenn mir wohler war, plauderten wir miteinander, das heißt, sie plauderte, ich hörte zu, während sie mir allerhand interessante Dinge aus ihrem Leben erzählte. Bald schilderte sie mir die kurzweiligen Eigentümlichkeiten eines der vielen Potentaten, mit denen sie in persönlichem Verkehr gestanden, oder sie klärte mir einen politischen Vorfall auf, den sie durch ihre persönlichen Beziehungen in seinem rechten Licht gesehen und von dem ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht hatte. Wenn sie ihren guten Tag oder Abend hatte, war ihre Unterhaltung so interessant wie ein geistvolles altes Memoirenwerk, in dem man nicht müde wird zu blättern.

Ich horchte und horchte, sie kam nicht. Es war der alte Luigi, der mir diesmal, eine halbe Stunde später als sonst, die Tasse Bouillon brachte. Übellaunig schob ich sie weg. Immer noch horchte ich auf ihren Schritt. Ich hörte aber nichts, nichts als die Stimmen der Wellen, die immer trauriger, immer trostloser wurden. Plötzlich vernahm ich etwas, das trauriger, trostloser war als sie. Ihren Schritt, den Schritt meiner Wohltäterin, nach dem ich mich gesehnt. Aber mir näherte er sich nicht. Über meinem Zimmer hörte ich ihn, in dem von ihr bewohnten Gemach. Wie er auf und ab hastete — schneller, immer schneller. Er schien etwas zu fliehen. — Was? ... Konnte sie wirklich verliebt sein in den Polen? fragte ich mich. Kämpfte sie mit sich? Arme Frau! Mein Mitleid war nicht tief. Die Sache berührte mich eher verdrießlich als tragisch. Ich drehte das elektrische Licht ab, seufzte ein letztes Mal und schlief ein. Im Traum war mir's, als ob sich jemand über mich gebeugt und mich ganz leise auf die Stirn geküßt hätte.

Als ich aufwachte, war niemand da. Hab' ich wirklich geträumt? fragte ich mich. — —

»Die gnädige Frau läßt fragen, wie der junge Herr geschlafen hat,« meldete der Diener, als er am nächsten Morgen mit meinen Kleidern über dem Arm in mein Schlafzimmer trat. »Zunächst möchte sie wissen, ob der junge Herr wohl genug ist, mit der Gnädigen auf der Loggia zu frühstücken, oder ob er heute noch sein Frühstück im Bett zu nehmen wünscht.«

Ich hatte ausgezeichnet geschlafen und eilte auf die Loggia hinaus. Sie kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen. Sie war bezaubernd. Keine Spur mehr von der Unruhe, die sie gestern durchfiebert hatte. Ihr Blick, ihr

Lächeln, ja jede Falte ihres Kleides, jeder Bug ihrer Frisur atmete gütige Mütterlichkeit. »Ist mein schlimmes Kind wieder gut?« fragte sie.

»Das schlimme Kind schämt sich!« rief ich, indem ich tief gerührt ihre Hände, eine nach der andern, küßte und sie länger als sonst an die Lippen hielt.

»Hat keine Veranlassung dazu. Das Kind hatte recht,« erwiderte sie. »Ach, mein Lieber, du darfst nicht vergessen, daß du es mit einer alten Komödiantin zu tun hast. — Wir haben so manchmal plötzliche Anfälle von Jugendlichkeit, besonders wenn wir mit Leuten zusammenkommen, die uns miterlebt haben.«

»Wie können Sie von sich im Plural sprechen, Marie! — Es gibt keine zweite wie Sie auf der Welt,« entgegnete ich ihr entrüstet.

»Meinst du?« Sie runzelte die Brauen, und um ihre erschlafften Lippen, die nur noch im Lächeln schön waren, zuckte es. »Ich glaube, du irrst. In mancher Beziehung bin ich typisch. Es ist fast ein Trost,« fügte sie sehr leise hinzu, »daß man mit seinen Gebrechen nicht allein steht auf der Welt. Man schämt sich weniger ... Grüble nicht weiter nach über die Dummheiten, die ich sag', und laß dir's schmecken.«

Und ich ließ mir's schmecken. Oh, der exquisite Tee, den sie mir braute, die heißen Röstschnitten mit frischer Butter dazu, das kalte Fleisch in Aspik, der wie zerkrümelte Goldtopase glänzte; die weichen Eier, die wie Mandeln schmeckten, und zum Schluß die in Eis gekühlte Pampelmuse. Und alles das an einem Tisch, der von Silber und Glas und feinem Porzellan funkelte, mit einem Rosenstrauß in der Mitte und Rosen ringsherum. An den Säulen der Loggia rankten sie empor, von dem Dach nickten sie herunter, über den Rand der Balustrade guckten sie zu uns herein — rote, rosa, lachsrote und weiße, und zwischen den Rosen der Blick auf den blauen Himmel und das Meer.

Als das Frühstück beendet, nahm sie von einem kleinen Korbtischchen, an dem sie in der Loggia zu schreiben pflegte, einen Brief, der, wie ich von weitem sah, an den Grafen Dazinsky adressiert war.

»Fühlst du dich wohl genug, einen kleinen Gang für mich zu machen?« fragte sie.

»Wohl genug, um zu Fuß nach Mentone zu gehen!« flunkerte ich.

»Nun, eine solche Kraftanstrengung möchte ich dir vorläufig doch nicht zumuten!« erwiderte sie mit einem drolligen Lächeln. »Alles, worum ich dich bitte, ist, diesen Brief in den nächsten Postkasten zu werfen.«

Es handelte sich um zwanzig Schritt. In zwei Minuten hatte ich mich des Auftrags entledigt und war bei ihr zurück.

»Es war lieb von dir, nicht zu fragen, was ich geschrieben,« murmelte sie weich.

»Ich hab's ja erraten — Sie haben ihm abgesagt.«

»Richtig — und zwar energisch. Er wird uns nicht mehr stören.«

»Das ist herrlich. Marie, Sie sind nicht nur die größte Künstlerin, sondern auch die beste, edelste Frau auf der Welt.«

Sie hatte sich von der Loggia entfernt und saß im Wohnzimmer in einem niedrigen englischen Klubsessel.

»Ach, mein Gott, ich wußte, daß dich die Sache verdroß, und wollte dir den Stein so bald als möglich vom Herzen nehmen. »Eh, mon Dieu, ces choses là ne sont plus de mon âge!« versicherte sie und rieb sich ein wenig die Augen. Noch nie hatte sie ihr Alter so sehr betont; noch nie hatte sie mich so zutraulich gemacht. Ich weiß selbst nicht, wie es kam, daß ich plötzlich auf der Seitenlehne des Klubsessels neben ihr saß und den Arm um ihre Schulter legte.

»Ich habe es Ihnen schon gestern gesagt,« bemerkte ich leise, »es sind nicht die Jahre, die in diesem Falle eine Verbindung ausschließen, es ist der Unwert des Freiers.«

»Hm!« Sie sah plötzlich zu mir auf. »Wenn du so alt wärst wie Dazinsky — so dürfte ich heiraten ... ich nehme natürlich den Fall an, daß du mich wolltest.« Sie lachte.

Ich aber blieb ernst. »Natürlich würde ich wollen,« erklärte ich. »Aber wert wäre ich Ihrer auch nicht. Nur ... würde ich die Situation doch wohl würdiger auffassen als der polnische Graf, ich würde Ihnen die Achtung und Verehrung entgegenbringen, auf die Sie Anspruch haben, anstatt Ihnen unangebrachte Faxen und geschmacklose Komplimente zu bieten.«

»Hm! Und wenn mir nun die geschmacklosen Komplimente Freude machen, du vorlauter Bub?«

»Das glaube ich Ihnen nicht!«

»So, das sagst du, weil du sie für verlogen hältst; weil es für dich jungen Frechdachs ganz ausgeschlossen ist, daß sich jemand noch in eine alte Frau wie mich verlieben könnte.«

Ich schwieg betroffen, da dies allerdings meine Gedanken gewesen waren. Ein Weilchen blieb auch sie stumm, dann plötzlich: »Und nehmen wir den andern Fall. Wenn, anstatt daß du so alt wärst wie ich, ich so jung wäre wie du — was dann?«

»Dann,« jauchzte ich, »dann wäre ich so rasend verliebt in Sie, Marie, aber so rasend verliebt, daß ich die Welt aus den Fugen heben würde, um Sie zu erringen!«

»Und du würdest mich heiraten?«

»Natürlich, wenn Sie mich wollten. Ich müßte mir doch ein Recht sichern, alle Männer totschlagen zu dürfen, die sich an Sie heranwagen würden.«



Ich hatte, wie Sie sehen, einen scherzhaft übertriebenen Ton angeschlagen. Sie aber war ganz ernst geblieben.

»In was für tolle Faseleien wir uns verirrt haben!« sagte sie. »Die dreißig Jahre, die zwischen uns beiden liegen, kann der liebe Gott selbst nicht hinwegräumen.«

»Warum sollte er auch!« rief ich übermütig. »Es ist ja so herrlich, wie's ist. Es könnte gar nicht schöner sein.«

Sie schloß die Augen, um ungestört zu träumen.. »Meinst du?« murmelte sie leise, und plötzlich, ganz unvermittelt fing sie an, krampfhaft zu schluchzen.

»Marie, was haben Sie?» Ich kniete vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. »Sie wissen ja, welchen Anteil ich an allem nehme, was Sie betrifft. Marie, schütten Sie Ihr Herz aus!«

Ich war unglaublich töricht, wie Sie sehen, und hatte von ihrem eigentlichen Gefühlszustand keine Ahnung.

Sie schlug die Augen auf, heftete den Blick voll auf mich, prüfend, nachdenklich. Dann, mir ihre Hände entziehend: »Es ist nichts,« sagte sie kalt. »Die Angst vor dem Altwerden, die mich plötzlich überkommen hat. Eigentlich bin ich's ja schon, aber leider vergess' ich's manches Mal. Du warst so freundlich, mich dran zu erinnern. — Ach, wenn wir ein wenig musizierten, um auf andre Gedanken zu kommen?«

Ich setzte mich ans Klavier. Es war das erstemal seit meiner Krankheit, daß sie mir vorsang. Anfangs klang ihre Stimme verschleiert, bald aber entwickelte sie in dem engen Umfang, der ihr verblieben war, ihre ganze magische Pracht. Sie sang die schönsten Lieder von Brahms: »Immer leiser wird mein Schlummer« — »Meine Liebe ist grün«.

»Himmlisch!« murmelte ich leise, trunken vor Begeisterung. »Aber jetzt noch ‚O Nachtigall!' und ‚Du junges Grün'!«

Sie schüttelte den Kopf, wobei sie ganz blaß wurde. »Nein, die Lieder singe ich dir nicht!«

»Und warum?«

»Weil ...« begann sie mit einem traurigen, fast ängstlichen Blick, als der alte Luigi mit einer Karte eintrat.

Kaum aber hatte sie den Namen davon abgelesen, so nahm ihr Gesicht einen triumphierend freudigen Ausdruck an. »Ich lasse bitten!« rief sie und eilte dem Diener nach, dem Gast entgegen.

Es war ein ekliger Kerl mit dickem Schnurrbart, der sich in einen Backenbart mit ausrasiertem Kinn verlief, dazu eine Hakennase, sehr starke weiße Zähne und abstehende rote Ohren. Er trug eine rote Krawatte und roch nach Knoblauch. Am liebsten hätte ich ihn mit einem Fußstoß erledigt.

Die Selvaggini breitete ihm die Arme entgegen. »Jack,« rief sie, »Jack, quel bon vent t'amène!« Und sie ließ sich von ihm auf beide Wangen küssen.

Ich verließ das Zimmer. —

Eine Stunde später schallte durch das ganze Haus die triumphierende Zerlegung eines Septimenakkordes durch zwei Oktaven. Die Selvaggini probierte ihr hohes C. — —

Ich hatte ihr, wie sie mir beim Lunch mitteilte, Glück gebracht. Jack, ein berühmter, amerikanischer Theateragent, war gerade an der Villa Paradiso vorübergegangen, als sie sang. Bezaubert von dem Wohlklang der Stimme, hatte er gehorcht, sich erkundigt, ob das denn nicht die Selvaggini sei, worauf er sich sofort zu ihr begeben habe, um ihr ein Engagement am Neuyorker Metropolitan anzubieten.

»Süperbe Bedingungen — süperb ... ich soll nur noch dem Direktor des Metropolitan vorsingen ... oh, ich hab' ihm gleich gesagt, daß es mit meiner Höhe nicht mehr so bestellt ist wie früher — aber ... ich werde andre Partien singen; die Azucena im Troubadour anstatt der Leonore —, die Fides anstatt der Bertha — und dann ... man transponiert, man schwindelt ein wenig ... oh, Raimund, du kannst dir nicht vorstellen, was das für unsereinen bedeutet, zu fühlen, daß man nicht ganz ausgeschaltet ist, daß man als Künstlerin noch etwas gilt! — Ich werde mir ein neues Publikum erobern ... vielleicht ...« Totenblaß schloß sie die Augen. »Vielleicht« — ihre Stimme klang matt wie die einer Schlafwandlerin —, »vielleicht werde ich noch einmal den großen Donner hören!« — —

Der Kontrakt wurde abgeschlossen. Das ihr zugestandene Honorar war kolossal. Im nächsten Januar sollte sie ihr dreimonatiges Gastspiel antreten.

Natürlich gönnte ich ihr diese Genugtuung. Ich gratulierte ihr von ganzem Herzen dazu. Mitten aus ihrer Freude verdroß sie etwas. »Und unsre Trennung wird dir ganz gleichgültig sein — du wirst mich gar nicht entbehren?« fragte sie.

»Entsetzlich werde ich Sie entbehren! Marie, wie können Sie nur fragen!«

»Nun, du kannst ja mitkommen nach Amerika! Es wird dir nützlich sein, das Wunderland kennenzulernen!«

»Aber, Marie! ... Und mein Beruf?«

Sie wurde nachdenklich und schwieg. Nach ein paar Sekunden den Kopf hebend: »Indessen wollen wir die Zeit ausnützen, die wir noch haben!« erklärte sie. »Vor allem werde ich an den Doktor telephonieren, damit er deinen Zustand prüft und mir sagt, ob wir heute unsre erste Ausfahrt machen können. — Ach, es wär' zu schön ... an blühenden Mimosenbäumen und Rosenhecken vorbei, die Küste entlang. Neben uns der Abgrund, und am Boden des Abgrunds

der Himmel, ein wilder, unruhiger Himmel, aber immerhin der Himmel. Das blaue, wunderschöne Mittelländische Meer!«

»Aber wird Ihnen da nicht schwindeln, Marie?« fragte ich.

Sie zuckte die Achseln. »Vorläufig bin ich viel zu ernst mit wichtigen Dingen beschäftigt, um mich vor Lappalien zu fürchten. In den großen Lebensmomenten wird jeder Mensch Fatalist. — Entweder sing' ich im Januar die Senta in Neuyork, oder das Schicksal räumt mich früher aus dem Weg. Dann wird es wohl wissen, warum ...« Die letzten Worte murmelte sie mit ihrer köstlichen Stimme ganz leise und schleppend vor sich hin. Gleich darauf warf sie den Kopf zurück. »Aber warum sollte mich das Schicksal hinwegräumen, warum sollte ich nicht noch eine letzte künstlerische Auferstehung erleben? Wenn sich einer auf der Welt auskennt, so ist's Jack!« Und plötzlich ganz unvermittelt schmetterte sie die durch zwei Oktaven reichende Zerlegung heraus, die im hohen C gipfelte. Sie wurde blau im Gesicht vor Anstrengung, aber es gelang ihr, das C mehrere Sekunden lang festzuhalten.

Damals erschrak ich vor ihr.

Ich habe es Ihnen schon einmal gesagt, verehrte Freundin, daß bei der Selvaggini die Erotik etwas Nebensächliches, Untergeordnetes war. Die Hauptsache war ihre Kunst.

Dieser Umstand allein mag mich davor bewahrt haben, daß sich unsre Beziehungen nicht schon damals in einer unangenehmen und tragischen Art zuspitzten.

Von einem Augenblick zum andern hatte unsre Freundschaft an Interesse für sie verloren. Nicht daß sie es an Liebenswürdigkeiten für mich hätte fehlen lassen. Durchaus nicht. Aber die Liebenswürdigkeiten entstammten einem andern Gefühl als früher, es waren die Liebenswürdigkeiten einer aufmerksamen Hausfrau, einer guten alten Freundin, nichts mehr.

Sie lebte nur noch in dem einen Gedanken, dem Gedanken an die Auferstehung ihrer Kunst. Immer wieder, manchmal ganz unvermittelt, wenn sie die Treppe herab zu den Mahlzeiten kam, ließ sie ihre in dem hohen C gipfelnde Lieblingsarpeggie erschallen. Sie schmetterte die Töne heraus, daß die Wände zitterten, aber es war kein Wohllaut drin, das konnte ich mir nicht verhehlen.

Sie selbst schien sich des Umstandes mitunter bewußt, aber nur unklar und vorübergehend. Oft, wenn sie sich vom Klavier abwendete, murmelte sie ungeduldig vor sich hin: »Ach, Jack versteht's, Jack irrt sich nie!« Und sie fuhr fort, zu üben. —

So manche Lücke hatte sich in ihre Stimme geschlichen, die sonst mühelos ausgeglichen eine lange Reihe von Perlen gebildet hatte. Sie quälte sich unaussprechlich damit ab, die Lücken auszufüllen, die Unebenheiten zu glätten, wobei sie es nicht verhindern konnte, daß hie und da ein häßlicher Mißlaut ihren Lippen entschlüpfte.

Einmal war ich gerade ins Zimmer getreten, als ihr so eine Tonentgleisung widerfuhr. Den bösen, gehässigen Blick, den sie mir zuwarf, als sie meiner gewahr wurde, vergesse ich nie. Seither schlich ich mich immer von Hause fort, wenn sie anfing, zu üben. Sie war mir dankbar dafür.

Aber über allen Unbequemlichkeiten, die ihre Stimme ihr bereitete, hoffte sie immer noch auf ... nun, auf ein Wunder. Sie lebte in einem beständigen Rausch, in dem die Ekstase zwar manches Mal von Angstanfällen unterbrochen wurde, aber doch, alle andern Empfindungen betäubend, sich immer wieder siegreich behauptete. Manches Mal mitten im Gespräch verstummte sie plötzlich und blickte mit halbgeöffneten Lippen still vor sich hin. Da wußte ich, daß sie in einer Art Traumzustand dem »großen Donner« entgegenhörte, der noch einmal kommen mußte.

Aber nicht nur, daß sie von dem großen Donner träumte, sie träumte auch von den Millionen, die der Donner auslösen müsse. Der Hang zur Verschwendung, der ihr, wie ich später hörte, in ihren Glanztagen bis zur Unzurechnungsfähigkeit angehaftet hatte, war neuerlich über sie gekommen, doch nahm er die denkbar liebenswürdigsten Formen an. Sie schenkte, schenkte von früh bis abends in einem fort. Ich hatte viel Mühe, mich ihrer Großmut zu entziehen, ohne sie zu verletzen. Ganz gelang es mir nicht. Einen Ring, den sie mir damals an den Finger gesteckt, hab' ich heute noch. Sie hatte den Drang zum Schenken, zum Beglücken, wie andre Leute den Drang zum Verbrechen haben, und manches Mal nahm dieser Drang die extravagantesten Formen an. Einmal in Nizza sah sie zwei junge Mädchen aus den bescheidensten Ständen mit sehnsüchtigen Augen vor dem Schaufenster eines eleganten Putzmachergeschäftes stehen.

»Voyons, mes petites,« rief sie, »kommt mit mir in den Laden und sucht euch die zwei schönsten Hüte aus, die zu haben sind, ich will mich überzeugen, ob sie euch stehen!«

Ich sollte indessen draußen bleiben, um die Mädchen nicht einzuschüchtern. Aber ich blieb nicht draußen, sondern ließ mir's nicht nehmen, zuzusehen, wie die beiden Italienerinnen sich beim Wählen anstellen würden. Es war allerliebst, wie sie mit ihren großen südlichen Augen herumstarrten und sich zukicherten und zuflüsterten, die Hände ausstreckten und wieder zurückzogen, bis meine Wohltäterin mit geschicktem Griff gerade die zwei passendsten Hüte entdeckte und ihnen aufsetzte und lachte und bewunderte und die Mädel aufforderte, sich im Spiegel anzuschauen, und ihnen schließlich jeder eine Bank-

note in die Hand drückte für ein Kleid zu dem Hute. Dann setzte sie übermütig hinzu: »Jetzt sollt' ich euch noch zwei hübsche Burschen verschaffen, die am Sonntag mit euch spazierengehen.«

Da aber wurden die Mädchen sehr rot, lachten und zeigten ihre weißen Zähne. Denn die Burschen hatten sie schon. —

Alle Tage machten wir die himmlischsten Ausfahrten und Spaziergänge. Damals fiel mir's gar nicht ein, mir darüber Gedanken zu machen. Später hab' ich mich gefragt, wie die Menschen sich unsre Beziehungen ausgelegt haben mögen. Sie sprach von mir immer als von ihrem Neffen. Jetzt denke ich, die Leute hielten mich für ihren uneingestandenen Sohn. Damals hätte mich dies fürchterlich aufgeregt und verletzt. Jetzt ist es mir geradezu eine Beruhigung, das Faktum feststellen zu können. Es kennzeichnet die Haltung, die sie mir gegenüber bewahrte. Die Menschen, besonders im Süden, haben für Liebesdinge eine ungemein feine Witterung, und ihre Auffassung der Situation beweist, daß nichts in dem Benehmen der Selvaggini war, das mich hätte abschrecken oder beunruhigen können. —

Am 15. April lief die Miete für unsre Villa ab. Jedesmal, wenn wir von unsrer täglichen Ausfahrt heimkehrten, fanden wir die Zimmer kahler und um einen Teil jener Poesie und Behaglichkeit beraubt, welche die vielen der Selvaggini persönlich gehörigen Sachen und Sächelchen den Räumen verliehen hatten, da der alte Luigi die Stunden unsrer Abwesenheit ausnützte, sie nach und nach einzupacken. Immer mehr nahm die Wohnung ihren ursprünglichen nüchtern eleganten Chambre-garnie-Charakter an.

Mir war unsäglich traurig zumute.

Dann kam unser letztes kleines Diner, unser letzter Abend auf der Loggia. Ich sagte ihr früher gute Nacht als sonst, damit sie mir's nicht ansehen möge, wie traurig ich war.

Schlafen konnte ich nicht. Die ganze Nacht schlug ich mich ruhelos in meinem Bett herum. Nicht einen Augenblick vergaß ich, wie bitter der Abschied war, der mir bevorstand, der Abschied von einem Leben ohne Sorge, einem Leben voll Duft, Schönheit und Sonnenschein.

Ich ließ mein Fenster offen, um den Duft noch voll zu genießen, und lauschte dem Wind, wie er die Rosen um unsre Villa herum zauste und küßte, aber hinter diesem Necken und Kosen, schien mir, grollte die unerbittliche Tragik des Meeres. —

Den nächsten Vormittag, als die Männer kamen, das Klavier zu entfernen, war mir's, als holten sie einen Sarg aus dem Hause, und in dem Sarg schleppten sie den schönsten Teil meiner Seele mit fort.

Wir fuhren zusammen bis Nizza. Sie wollte sich dort aufhalten bei Freunden, die sie erwarteten. Ich sollte direkt nach St. Pölten und mich bei meiner Mutter »gesund melden«.

Sie merkte, wie traurig mir zumute war, lachte mich aus, wobei ihr selber die Tränen in den Augen standen, tätschelte mir die Hand und die Schultern und fragte immer wieder, wovon ich mich denn so schwer trennte, von ihr oder von der Riviera.

»Von beiden!« erwiderte ich. »Sie und die Riviera werden immer für mich zusammenfließen in derselben Erinnerung.«

In Nizza frühstückten wir noch mitsammen und machten nachher einen kleinen Spaziergang durch die Stadt.

Sie gab mir einen wundervollen Crêpe-de-Chine-Schal mit für meine Mutter, ein hübsches Armband für jede meiner Schwestern und ein paar Kilo kandierte Früchte für die ganze Familie.

Ein Handkuß meiner-, ein leichter Kuß auf die Wange ihrerseits — noch ein letzter Dank — es war vorbei! — —

Dann kam St. Pölten!

Gewiß freute ich mich, meine Mutter wiederzusehen, auch die Mädel, die beide sehr hübsch und brav waren. Aber nachdem sich die erste Wiedersehensaufregung verflüchtigt hatte, langweilte ich mich zwischen ihnen fürchterlich. Wie dumpf, wie platt, wie alltäglich mir alles erschien!

Mir war zumute, als ob ich aus einem hellen, hohen, luftigen Saal in eine enge Kammer übersiedelt wäre, in der ich mich nicht aufrichten konnte, ohne den Kopf an die Decke zu stoßen. —

Und erst in Wien!

Meine Mutter hatte mich neuerdings bei der Majorswitwe eingemietet. Ich bekam mein altes Zimmer, das auf den Hof hinaussah, mit dem Kanalgitter in der Mitte.

Auf meinen Brief an meine Wohltäterin, in dem ich Anstand genug gehabt hatte, nicht mit einem Wort die Misere meines Daseins zu erwähnen, und nur meinen herzlichen Dank für alle empfangene Güte mit wehmütig scherzhaften Anspielungen an die oder jene kleine Episode aus unserm Aufenthalt an der Riviera betonte, erhielt ich keine Antwort.

Ich grämte mich und schrieb noch einmal. Als aber auch mein zweiter Brief ohne Antwort blieb, sagte ich mir, daß ich offenbar etwas Abgetanes für die große Künstlerin sei und nicht das Recht hätte, etwas andres von ihr zu erwarten, besonders nicht jetzt, wo offenbar die Vorbereitungen zu ihrem amerikanischen Gastspiel sie so sehr in Anspruch nahmen. Ich mußte natürlich eine Stelle suchen und fand auch bald eine als Konzipist in der Kanzlei eines berühmten Advokaten. Die Arbeit war leicht, die Entlohnung anständig. Natürlich



verzichtete ich von da ab auf jede Unterstützung von zu Hause. Da war Schmalhans Küchenmeister, aber dazu, mir ein Pianino zu mieten, langte es doch. Es war zufälligerweise dasselbe, das mir schon vor meiner Reise nach Wartenberg gedient hatte, und wurde auch diesmal mein Beichtvater und Vertrauter. Nur hatten sich, seitdem ich das letztemal meine Hände über seine gelblichen Tasten geführt, Geist und Empfinden bei mir stark entwickelt, und so hatte ich ihm mehr anzuvertrauen als früher. Meine Sehnsucht wollte nicht schweigen. So sehr ich mich mühte, konnte ich das Märchen an der Riviera doch nicht vergessen.

Da, an einem Spätnachmittag Anfang Mai — ich hatte mich gerade in den ersten Satz der C-Dur-Sonate von Brahms vertieft —, fühlte ich eine leichte Berührung auf meiner Schulter.

Ich fuhr auf.

Hinter mir stand sie, ihr gütiges Lächeln auf den Lippen und die schönen blauen Augen voll Tränen und Übermut.

Ich geriet außer mir vor Freude. »Marie, Sie hier! Ich dachte, Sie hätten mich ganz vergessen!«

»So? Schlaukopf! Dachtest du das? Ich bewundere deinen Scharfsinn!« lachte sie. Dann: »Der Lümmel! Er trägt mir nicht einmal einen Sessel an!« Und als sie sich dann behaglich in den einzigen zurücklehnte, über den mein schäbiges Zimmer gebot, fügte sie hinzu: »Ich wollte nicht kommen, ehe ich dir etwas Festes vorschlagen konnte, und da war vorher noch so vieles zu überlegen und zu erledigen.« Sie sah mich teilnehmend an. »Schmal bist du geworden!« bemerkte sie, wobei sie mit Daumen und Zeigefinger über ihre Wangen fuhr, um anzudeuten, wo ich schmal geworden sei. »Aber du siehst nicht schlecht aus. Wie geht's mit deiner Gesundheit?«

»Dank Ihrer unendlichen Güte vorzüglich.«

»Ach, laß meine Güte! Es war mir ja eine solche Freude,« meinte sie.

»Die echte Güte ist immer eine Freude,« entgegnete ich.

»Wie klug das Kind wird!« neckte sie mich. »Aber zum Geschäft ... Du bist, wie ich höre, in einer Advokatenkanzlei als Konzipist tätig. Hast du außerdem noch ein paar Stunden frei?«

»Ja, o ja!«

»Nun! Ich habe meinen Sekretär hinauswerfen müssen, weil er sich grober Veruntreuungen schuldig gemacht hat. Ich biete dir dieselben Bedingungen an, die ich ihm gewährt habe.« Sie nannte eine Summe, die mir fabelhaft erschien, aber wirklich das übliche Honorar in diesem Falle bedeutete. »Willst du dafür seinen Posten übernehmen?«

»Wenn ... wenn Sie mich für fähig halten, ihn auszufüllen,« stotterte ich.

»Aber ich bitte dich! Du bist Dr. jur., arbeitest in einer der ersten Kanzleien von Wien und kannst dich in einem für mich schwierigen Fall mit deinem Chef beraten; die Dinge könnten gar nicht günstiger für mich liegen. Also abgemacht!«

»Es fällt mir so schrecklich schwer, Geld von Ihnen zu nehmen, Marie. Das alles, was Sie von mir verlangen — das bißchen Briefwechsel, Verträge aufsetzen nach einem gegebenen Vordruck und Bankausweise durchsehen, das will ich ja mit tausend Freuden für Sie besorgen, ohne daß Sie mir einen Pfennig dafür zahlen.«

Sie erhob sich von ihrem Sitz. »Dann haben wir ausgeredet,« erklärte sie streng. »Auf Gefälligkeiten lasse ich mich nicht ein. Begreifst du denn nicht, wie hemmend es für mich wäre, einen Sekretär zu haben, den ich nicht manchmal malträtieren könnte?« Der durch Tränen schimmernde Übermut in ihren Augen meldete sich stärker. »Und wenn ich mir's immer überlegen müßte: Darf ich ihn behelligen, kann ich den Brief nicht selbst schreiben? — das wäre ein unerträglicher Zustand.« Sie war oder tat sehr böse. Schon näherte sie sich der Tür.

»Marie!« rief ich.

»Ich will nichts mehr wissen von dir!«

»Aber — wir können ja beratschlagen.«

»Es ist nichts zu beratschlagen.«

»Vor allem setzen Sie sich nieder ... nur einen Moment!«

Sie setzte sich wirklich, lachend, schmollend, bezaubernd. Wie schön sie noch war! Für einen älteren Menschen wäre sie überhaupt schön gewesen, für mich war sie ‚noch schön', war schön wie ein unwahrscheinlich schöner Herbsttag.

Eine Weile schwiegen wir. Ich weiß nicht, was für eine Verlegenheit zwischen uns getreten war.

Endlich sagte sie, ihr Taschentuch an die Nase haltend: »Mein armer Bub, wirst du nicht melancholisch hier?« Und sie sah sich trostlos in meinem Zimmer um.

»Meerschtenbeels,« gab ich witzelnd zur Antwort, ein wenig beschämt, weil sie den wunden Punkt berührt hatte.

»Hier kannst du nicht gesund bleiben,« stellte sie fest. »Dies grün und braune Patronenmuster an den Wänden allein müßte genügen, deinen Seelenzustand zu untergraben, die schlechte Luft gäbe dir den Rest. Und ein zweites Mal könnte ich dich nicht gesundpäppeln, da ich nächsten Winter in Amerika sein werde ... Oh, wenn ich daran denke!« Ihr Gesicht verklärte sich. »Weißt du, mit meiner Stimme geht's prachtvoll — du mußt dich nächstens davon überzeugen.« Und die Augen halb schließend, murmelte sie vor sich hin: »Nur noch einmal!«

Die Tränen, die so lange gezögert hatten,



flossen ihr die Wangen herab, und ich muß leider sagen, sie zogen eine breite Furche in der leichten Puderschicht, die ihr Gesicht bedeckte. Ihre Lippen zuckten. Sie sah plötzlich alt aus. Das änderte an meinem Gefühl für sie nichts. Ihr Alter spielte für mich gar keine Rolle.

»Wenn dir das Gehalt zu hoch ist, kannst du dich mit der Hälfte begnügen; da mach' ich jedenfalls ein ausgezeichnetes Geschäft und kann noch obendrein sicher sein, nicht bestohlen zu werden,« begann sie von neuem. »Und um dich nicht gar zu gewissenlos auszunützen, mach' ich dir folgenden Vorschlag: In meinem Landhause ist ein kleines Gelaß, das früher ein Neffe von mir bewohnt hat. Der ist jetzt fort, das Gelaß steht leer ... nun freilich, mein Haus ist am Ende der Welt, eigentlich schon auf dem Lande, aber die Verbindung mit der Elektrischen ist ausgezeichnet. Du kannst alle Tage pünktlich in deine Kanzlei.«

Ich zögerte. »Marie, es wäre eine zu große Verwöhnung. Wie sollt' ich mich danach je wieder in die Werkeltagsnüchternheit der Existenz finden, die mir das Schicksal nun einmal vorgeschrieben hat?«

»Aber wer sagt dir, was das Schicksal für dich vorhat?«

Ich sah ihr gerade in die Augen. »Die Wahrscheinlichkeit.«

»Ach, die irrt sich oft, und dazu sich in die Angelegenheiten eines so außerhalb ihres Wirkungskreises stehenden Menschenexemplars hineinzumischen, wie du bist, hat sie überhaupt kein Recht.« Sie lachte. »Übrigens, ganz wie du willst. Nur, ich dachte mir das so hübsch. Natürlich würdest du völlig frei sein und könntest deine Mahlzeiten nehmen, wo du willst — aber wir würden uns doch alle Tage sehen ...«

»Alle Tage sehen!« wiederholte ich träumerisch.

»Und manchmal« — sie blinzelte schalkhaft — »würde ich dir vorsingen.«

»Vorsingen,« murmelte ich. »Ach, Marie, Sie wissen nicht, wie Sie mich locken! Aber es geht nicht ... es geht nicht!«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht noch eine Trennung durchmachen wollte wie die von der Riviera.«

»So, wie die von der Riviera!« wiederholte sie. Eine böse Falte dunkelte zwischen ihren schön geschwungenen Brauen. Sie erhob sich und streifte ihren schwedischen Handschuh an, den sie aus Gott weiß welchem Grunde abgezogen hatte. Mir stieg das Blut zu Kopfe.

»Sie wissen doch, was ich sagen wollte, was ich mir auszusprechen versagt hab' ... eine Trennung von Ihnen an der Riviera!« Ich war an sie herangetreten, und nun war ich's, der den Handschuh wegzog und Kuß um Kuß auf ihre Hand drückte.

»Du armer Bub! Hat dir die Trennung wirklich so weh getan?«

»Hab's Ihnen ja schon gesagt. Um keinen Preis möcht' ich's noch einmal durchmachen, was ich in diesen letzten Wochen durchlitten hab',« erwiderte ich heiser.

»Aber die Trennung ...« Sie sah über mich hinweg zum Fenster hinaus. »Die wäre ja gar nicht nötig ...«

»Und Amerika?«

»Ich nehme mir meinen Sekretär mit. Dort brauche ich ihn noch viel mehr als hier!« rief sie übermütig aus.

»Es geht nicht, Marie — es darf nicht sein!« erwiderte ich. Ich gab mir keine Rechenschaft darüber, warum es nicht sein dürfe, aber ich fühlte es deutlich, daß es so war.

»Nun, wenn es nicht sein darf, so darf es eben nicht sein,« sagte sie, und ihre Augen, die ehemals bezaubernd gewesen sein mußten und noch schön waren, blinzelten mir mit aufreizendem Mutwillen bis in die Seele hinein. »C'est à prendre ou à laisser! Adieu!« Damit schritt sie über meine Schwelle.

»Was für eine poetische Atmosphäre!« bemerkte sie trocken, während ich sie aus der die Wohnung absperrenden Glastür hinaus bis an die Treppe begleitete. Es ließ sich nicht leugnen, daß die Luft dick von Küchendampf war und daß uns ein widerlicher Geruch von Zwiebeln und ranzigen Küchenüberresten bis in das Stiegenhaus verfolgte.

Über das Treppengeländer gebeugt, sah ich ihr nach, während sie auf der sich altmodisch windenden Stiege hinabschwebte. Sie hatte den leichten Gang einer rassigen Frau von dreißig Jahren. Plötzlich wendete sie sich noch einmal nach mir um und warf mir einen Kuß zu. Dann tauchte sie unter im Schatten. Wie verzaubert blieb ich stehen und atmete langsam den zarten, einschmeichelnden Duft ein, der ihre ganze Erscheinung immer einhüllte, und von dem etwas zurückgeblieben war mitten in meiner nach Zwiebel riechenden Alltagsatmosphäre.

— — — — — — — — — — — —

Der Professor hielt inne. Seine Zuhörerin machte ihm Vorwürfe, daß er immer am spannendsten Punkt seiner Erzählung abbreche wie der Roman in einer Zeitung. Doch war es tatsächlich recht spät geworden, und der Chauffeur hatte bereits dreimal melden lassen, daß er da sei. So mußte denn für diesmal die Sitzung aufgehoben werden.

Es war Anfang Dezember geworden und ein recht häßlicher Nachmittag, als Professor Schmieden endlich wieder Zeit fand, sich am duftenden Holzfeuer Frau Lindenstamms zu wärmen.

»Ich glaube, das ist der Luxus, den ich am

meisten genieße,« versicherte er ihr gutmütig, »ein Klubsessel neben einem flackernden, prasselnden Holzfeuer und in lieber Gesellschaft.« Er verneigte sich ritterlich vor der alten Dame, die ihm indessen eine Tasse Tee gereicht hatte.

»Besonders an einem recht häßlichen Tag wie dieser, wenn der Regen gegen die Fenster drischt und der Sturm im Kamin singt, nicht wahr, mein lieber Professor?« entgegnete ihm die Dame.

»Jeder Genuß gewinnt durch den Kontrast. Darum haben Sie auch den Wohnungswechsel so genossen, als Sie sich endlich entschlossen hatten, die Pension der Frau Müller gegen das Haus der Selvaggini umzutauschen.«

»Endlich!« wiederholte der Professor bitter. »Sie denken zu gut von mir. Ehe zwei Tage verflossen, war ich bei ihr. Und wie ich aufgeatmet hab'! Sie haben ganz recht, der Kontrast spielt eine große Rolle dabei.«

»Es war die Übersiedlung aus dem Alltag ins Märchenland,« murmelte Frau Lindenstamm und fing an, die Maschen an ihrer Strickerei zu zählen, vielleicht um einen Vorwand zu haben, dem Professor nicht ins Gesicht zu sehen.

»Ja, aus dem Alltag ins Märchenland,« wiederholte er leise. »Trotz all dem Schauerlichen, das darauf gefolgt ist, trotz dem gemeinen Verdacht, der meine Beziehungen zu der genialen Frau besudelt hat, kann ich mich nicht ohne Wonneschauer an meinen Einzug unter ihr Dach erinnern. Ich hab' Ihnen geschildert, wie mir bei meiner Ankunft in Wartenberg zumute war. Genau dasselbe, nur in zehnfach gesteigertem Maß empfand ich jetzt. Damals hatte mich nämlich das Unästhetische in der Werkeltagsexistenz, auf die ich schließlich angewiesen war, noch lange nicht so abgestoßen wie zu einer Zeit, wo ich bereits den Komfort eines luxuriösen Heims kennengelernt, ja mich daran wie an etwas Selbstverständliches und Unentbehrliches gewöhnt hatte.

Einer der ersten heißen Maitage war's. Die Sohlen brannten mir unter den Füßen, als ich von ein paar Besorgungen, die ich noch in aller Eile nach der Kanzleiarbeit erledigt hatte, in meine Pension zurückkehrte, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Gerade im Begriff, die Häutchen von einer Tasse entmutigend grauen Milchkaffees wegzusäubern (meiner alltäglichen Jause), überlegte ich, ob ich meinen Koffer nachschicken und die Straßenbahn benutzen oder mir, abgehetzt, wie ich war, eine Droschke spendieren solle.

Die zerzauste Magd, welche die ganze Bedienung des Kosthauses besorgte und der Hitze und Ersparnis halber ohne Strümpfe in niedergetretenen Lederpantoffeln herumschlumpte, erschien, um mir zu sagen, der »Hausmeisterbub« sei draußen, um meinen Koffer herunterzutragen, es warte ein Wagen auf den Herrn Doktor. — Die Selvaggini hatte ihr Auto nach mir geschickt, eine Limousine mit einem eleganten Chauffeur im langen Lederrock. Sie dachte an alles.

Die Fahrt auf den weichschwingenden Gummireifen hatte etwas unendlich Einschmeichelndes, Beruhigendes, so daß ich's fast bedauerte, als das Auto vor einem großen altmodischen Gittertor hielt. Das Tor stand in einer alten grauen Steinmauer, auf deren Kamm zwischen halbausgebrochenen Ziegeln allerhand blühendes Unkraut wucherte, und hinter der ich ein altväterisches Gebäude in österreichischem Barockstil, halb Schlößchen, halb Palast, erblickte. Auf allen blank in ihren prunkvoll geschwungenen Umrahmungen stehenden Fenstern brannte der Abendsonnenschein wie eine Illumination. Die Fenster waren groß, aber die Scheiben eher klein — zehn in jedem Fenster, fünf auf jeder Seite. Wenn ich noch hinzufüge, daß das Haus mit Hohlziegeln bedeckt war und einen länglichen niedrigen Giebel hatte, den ein Relief mit allerliebsten Amoretten schmückte, während an beiden Seiten des Giebels eine ziemlich gemischte Mythologie auf dem Sims herumtanzte, so können Sie sich das kleine Lustschloß (es hieß Monplaisir) wohl genau vorstellen. Nur in Wien, Prag und Preßburg gibt es noch solche Häuser. Für Prag sind sie typisch, in Wien und Preßburg sind sie selten. Vielleicht wirkte darum die allerliebst launische Vornehmheit des malerischen Gebäudes so besonders stark auf mich.

Der Flieder stand in voller Blüte. In seinen Duft mischte sich der Hauch von frischgenetztem und frischgeschnittenem Rasen. Die Vögel zwitscherten weich, manchmal plötzlich stockend, dann laut jubilierend, als hätten sie sich viele zärtliche und einige bedenkliche Dinge zu sagen. Zugleich hörte man das eigentümlich kühlende Rauschen einer Gartenspritze.

Der alte Luigi erwartete mich, um mich in meine Wohnung zu geleiten. Dann bat ich ihn, mich zu ihr zu führen. —

Die Zeit, die nun folgte, war himmlisch. Aber es war nicht meine entzückende Wohnung, weder das elastische Bett mit dem kühlen, seidenfeinen Linnen, noch mein Schreibzimmer mit den bequemen roten Leder-Klubsesseln und mit den Photographien von Braun neben alten Radierungen an der Wand; es war nicht der ebenso vornehme wie gemütliche Zuschnitt der ganzen Existenz in Monplaisir, in die ich mich bald als ein ganz und gar zugehöriger Hausgenosse einfügte; nein, es war sie, ihre Persönlichkeit, die den wundersamen Zauber auf mich ausübte.

Meine Sinne hat sie kalt gelassen, aber mein Empfindungsleben hat sie wie kein zweiter Mensch, sei's Mann oder Frau, angeregt, be-



Adolf Hosse: Die Ertränkung Bayards



schäftigt und beglückt. Wie ich mich immer aus der Kanzlei heraus zurückfreute auf Monplaisir! Wie eilig ich's hatte, die Treppe hinaufzustürzen zu ihr — immer zwei Stufen auf einmal und ... Sie wünschen, verehrte Freundin?« unterbrach der Professor seine Erzählung.

»Oh, nichts!«

»Doch! Sie haben sich soeben geräuspert. Offenbar reizte es Sie, eine Frage an mich zu stellen. Ich stehe Ihnen zu Diensten. Ihre Fragen sind immer interessant.«

»Nun,« — Frau Lindenstamm breitete ihre Strickerei, eine zu wohltätigen Zwecken bestimmte braune Wollschärpe, auf ihren Knien aus und begann etwas zögernd — »hat denn die Selvaggini in jener Zeit Ihres ziemlich vertraulichen Verkehrs nicht ein einziges Mal den — Pferdefuß gezeigt?«

Der Professor zuckte unangenehm berührt zusammen und blickte unter gerunzelten Brauen ein Weilchen vor sich hin. Endlich sagte er: »Gezeigt mag sie ihn wohl haben — aber gesehen hab' ich ihn nicht. Als Entschuldigung, vielmehr Erklärung für meine Blindheit kann ich nur meine grenzenlose Verehrung für die geniale und fesselnde Frau anführen. Ich bewunderte alles an ihr, von dem Duft, der ihren Kleidern, ja jedem Gegenstand entströmte, den sie in Gebrauch hatte, bis zu dem Luxus, der sie umgab, den Kunstschätzen, die diesen Luxus adelten, bis zu der auf Gummirädchen dahinschwebenden Behaglichkeit ihres Hauswesens. Das alles gehörte zu ihr, machte zusammen ein Ganzes aus, war die Selvaggini. — Ja, ja, Gnädigste, ich weiß, was Sie sagen wollen: ich hätte mir doch eine Vorstellung machen müssen über ihr Künstlerleben, ihre Vergangenheit. Nun ja, ich wußte, daß sie sich im gewöhnlichen Leben Frau Dembitzka nannte, und glaubte zu wissen (irgend jemand hatte mir das mitgeteilt), daß sie nach kurzer, sehr unglücklicher Ehe nur mehr für ihre Kunst gelebt hatte. Daß sie von vornehmen Verehrern, wie z. B. Dazinski, umschwärmt und, zu einer zweiten Ehe gedrängt, es dennoch vorgezogen hatte, ihre Freiheit zu bewahren, erhöhte nur meinen Respekt für sie. Von der dämonischen Leidenschaft, die ihre Leistungen auf der Bühne durchglüht, und die das Publikum bis zum Wahnsinn hingerissen haben sollen, ahnte ich nichts. Mit der Primadonna hatte ich nie zu tun gehabt. Ich kannte nur die große Dame und die gütige Frau, die Liedersängerin, deren Stimme mich an das Edelmetall alter katholischer Kirchenglocken erinnerte und deren Vortrag mich zu Tränen rührte. Ich glaubte tatsächlich in ihr jenes Phänomen gefunden zu haben, das eine große Künstlerin von tadelloser Sittenreinheit bedeutet, und ich legte Wert auf diese Sittenreinheit. Es war recht kleinstädtisch von mir, darüber bin ich mir längst klar — und bin Ihnen dankbar dafür, liebe gnädige Frau, daß Sie nicht über mein Geständnis gelächelt haben.«

»Nun, Sie hat Ihnen eben den Verstand weggesungen,« meinte nach einer nachdenklichen Pause Frau Lindenstamm.

»Sie hat mir fast gar nicht vorgesungen,« erwiderte der Professor. »Ihre Sparsamkeit darin war die eine große Enttäuschung, die ich in Monplaisir erlebte. Wenn ich sie um ein Liedchen bat, vertröstete sie mich auf später. Da sie während der Stunden, die ich in der Kanzlei verbrachte, mit ihrem Korrepetitor ihre Rollen durchnahm, fühlte sie sich des Abends zu müde, um mir noch ein Privatkonzert zu geben, erklärte sie mir. Hab' nur ein wenig Geduld, bat sie mich, ich will dich später reichlich entschädigen. Indessen mußt du mir vorspielen. Und das tat ich denn, so gut ich konnte, und mit großem Vergnügen. Denn ich fühlte, daß ich Fortschritte gemacht hatte. Sie war entzückt von meinem Spiel, konnte gar nicht Lobesworte genug finden für meine bescheidenen Leistungen. Gewiß muß ihre Begeisterung übertrieben gewesen sein. Immerhin hörte sie mir wirklich gerne zu. — Wenn ich nicht spielte, plauderten wir. Sie sprühte von Witz und Übermut, erzählte die unglaublichsten Dinge von russischen Großfürsten und venezianischen Gondolieren, die beide gleichermaßen in sie vernarrt gewesen seien. Später, wenn ich an ihre Erzählungen zurückdachte — viel später, als mir bereits die Augen aufgerissen worden waren, wunderte ich mich selber darüber, wieso es mir nie aufgefallen war, daß sie ihre Schilderungen häufig am interessantesten Punkte abbrach. Sie mag wohl im allerletzten Augenblick vor dem Abgrund stehengeblieben sein und eine ungeheuerliche Schlüpfrigkeit unterdrückt haben. Aber sie hat sie eben unterdrückt, nie hat sie sich einer Taktlosigkeit vor mir schuldig gemacht im Gespräch. Ganz besonders geschickt war sie in einem Punkt. Sie hat mir tatsächlich viel zu tun gegeben, so daß nicht einen Augenblick in mir die Empfindung aufkommen konnte, daß mein Sekretärposten bei ihr eine Sinekure, ein Vorwand sei ... Die Gastfreundschaft, die ich bei ihr genoß, das war eine andre Sache. Aber ich fühlte ebenso wenig Bedenken, sie von ihr anzunehmen, als wenn sie eine liebe ältere Verwandte von mir gewesen wäre. Mein Honorar war gering, immerhin, da mein Leben mich so gut wie nichts kostete, machte es im Verein mit dem, was ich in der Kanzlei verdiente, ein ganz anständiges Taschengeld aus. Ich konnte meinen Schwestern hübsche Geschenke senden und meine Garderobe erneuern, was sie allerdings sehr nötig hatte. Daß ich mir hierbei einige Stutzereien erlaubte, kann ich nicht leugnen. So sehr mich's heute verwundert, neigte ich damals dazu, wie ich



mich überhaupt immer mehr an den mich umgebenden Luxus gewöhnte. Meine Verweichlichung, die schon an der Riviera begonnen, hatte sich ungemein entwickelt. Traurig sah ich der Stunde entgegen, wo ich mich von der Selvaggini würde trennen müssen — von ihr und all dem reizvollen ästhetischen Beiwerk, das mit dem Leben unter ihrem Dach zusammenhing. Mußte die Stunde wirklich kommen? Anfangs hatte ich ihre immer häufigeren und dringenderen Vorschläge, sie als ihr Sekretär nach Amerika zu begleiten, als eine Art Scherz mit einem dankbaren Handkuß lachend abgelehnt. Dann hatte ich angefangen, mit dem Gedanken zu tändeln, schließlich ihn ernstlich in Erwägung zu ziehen. Der Widerwille vor dem Alltag vereinte sich in mir mit dem neugierigen Wandertrieb der Jugend und der Sehnsucht nach interessanten Erlebnissen.

Sie sehen, nur ein Wunder konnte mich davor retten, so ganz allmählich die Präzision meiner sittlichen Anschauungen zu verlieren und dann — was unausbleiblich gewesen wäre — in diesem süßbetäubenden Lotterleben zu verliedern.

Das Wunder kam. Es war ein häßliches, schmerzliches Wunder. Die Selvaggini zeigte den Pferdefuß. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, des Abends, wie, als wir gerade nach Tisch mit unserm schwarzen Kaffee auf der Terrasse saßen, Luigi mit einem grünumgürteten Telegramm auf silbernem Präsentierbrettchen an sie herantrat.

»Mach's auf!« sagte sie, indem sie es mir zuschob. »Gewiß wieder ein Theaterdirektor aus der Provinz, der um eine Audienz bittet.« Es hatte in letzter Zeit derartige Telegramme geregnet, und ein großer Teil meiner geschäftlichen Tätigkeit hatte darin bestanden, sie zu beantworten, abweisend oder entgegenkommend, wie's der Diva beliebte; denn sie hatte für einige der Provinztheater, in denen sie ehemals große Triumphe gefeiert und vom Publikum tobsüchtig beklatscht worden war, eine große Anhänglichkeit bewahrt und zeigte sich dort gerne zu einem kurzen Gastspiel bereit. Als echte Künstlerin, mehr ehrgeizig als habgierig, gab sie nie um einen Heller von ihren gewohnten Forderungen preis, doch erklärte sie sich in gewissen Fällen in kleineren Städten, wo es den Theaterdirektoren unmöglich gewesen wäre, ihren Ansprüchen zu genügen, gerne bereit, umsonst zu singen, für einen wohltätigen Zweck.

Natürlich verursachte mir das stets viel langweilige Schreiberei, die ich mit gutem Willen, aber ohne allen Enthusiasmus besorgte. So öffnete ich denn recht gleichgültig das Telegramm. Ehe ich den Wortlaut erfaßt, las ich die Unterschrift: Dazinsky. Ärgerlich zusammenzuckend reichte ich ihr das Blättchen.

Kaum hatte sie es durchflogen, so eilte sie, offenbar ganz von einer freudigen Aufregung durchflammt, an ihren Schreibtisch. »Ich bitte dich, klingle!« rief sie mir zu.

In großer Hast reichte sie dem herbeieilenden Diener das von ihr soeben ausgefüllte Telegrammformular und trug ihm auf, sofort damit auf die Post zu gehen.

»Ich wußte gar nicht, daß sich Dazinsky in Wien befindet« bemerkte ich etwas übellaunig.

»Wozu hätte ich dir's sagen sollen, da du ihn nicht leiden kannst!« rief sie lachend und zog mich am Ohrläppchen. »Eifersüchtiger!«

»Daß ich ihn nicht leiden kann, ist richtig,« erwiderte ich, »aber eifersüchtig bin ich nicht. Ich verschmähe diese Konkurrenz.« Dann, da ich doch neugierig war, fragte ich: »Er scheint Ihnen eine angenehme Nachricht übermittelt zu haben, Marie?«

»Ja, der Großfürst Michael lädt mich für morgen zum Dejeuner im Hotel Sacher. Er ist ein alter Freund von mir und von Dazinsky — einer meiner größten Verehrer. Er will ein Gastspiel für mich vermitteln, in Petersburg, sobald ich in Amerika fertig bin. Du kannst dir nicht vorstellen, was das bedeutet — ein Gastspiel in Petersburg!«

»Wohl kann ich es mir vorstellen, den ... großen Donner!«

»Ja! — den großen Donner,« murmelte sie, lehnte sich in ihren Sessel zurück und lächelte erinnerungsversunken.

»Da werden Sie mich morgen nicht brauchen,« bemerkte ich.

Sie fuhr auf wie aus einem Traum. »O doch — ich hab' sogar allerhand ganz besondere Anliegen an dich. Komm etwas später als gewöhnlich ... so gegen fünf.« —

So kam ich denn, wie mir befohlen worden war, um fünf.

Es war Mitte Juni und sehr heiß. Die Fenster standen offen. Aus dem Garten drangen Wogen schwülen Akazienduftes, in die sich der bescheidenere Wohlgeruch des Jasmins mischte, wie eine süße Wehmut in eine große Leidenschaft.

Die Wände des kleinen runden Kuppelsaales waren ganz bedeckt mit Lorbeerkränzen, von denen lange, mit goldgedruckten Widmungen geschmückte Bänder herunterhingen. Die trocknen Lorbeerzweige knisterten in der Hitze. In den lorbeerbekränzten Wänden waren zwei Türen, außerdem befanden sich darin zwei Portieren aus rotem Damast, von denen ich mich nie gefragt hatte, was dahintersteckte. Mir wurde die Zeit lang, und so zog ich aus müßiger Neugierde den einen Vorhang zurück. Es stellte sich heraus, daß er eine Nische verhüllte, in der sich ein großer aufrecht stehender schwarzer Sarg befand, dessen Deckel mit einem silbernen Fragezeichen geschmückt war. Ich schrak zusammen

und war nun natürlich sehr begierig, zu erfahren, was sich hinter dem zweiten Vorhang verbarg. Ein großes Ölgemälde. Eine Nonne stellte es dar in weißem Gewand mit schwarzem Nonnenschleier über der weißen Stirnbinde. Mit ihren beiden Armen hielt sie den Stamm des Kreuzes umschlungen, aus ihrem emporgerichteten Antlitz suchten die traurigen Augen den Heiland. Nie habe ich diesen Ausdruck ekstatischen Flehens auf irgendeinem Menschenantlitz übertroffen gesehen, weder auf einem Bild noch im Leben. Der Ausdruck teilte sich sogar den bleichen, das Kreuz mit Zärtlichkeit, Verzweiflung und Ehrfurcht umklammernden Händen mit.

Das ist eine Heilige, sagte ich mir, aber eine, die früher ein von Leben und Leidenschaft glühendes Weib gewesen und aus Liebe heilig geworden ist. Und wie schön sie war, wie unvergleichlich die wundervoll schwermütige Linie der himmelssehnsüchtigen Lippen, die Form der herrlichen, dunkelumsäumten Augen! Die Augen kamen mir bekannt vor. Das ist ja *sie*, durchzuckte es mich plötzlich, ist die Selvaggini! Nun versenkte ich mich mit einer Art Inbrunst in den Anblick des Bildes. Mir war's, als hätte ich sie durch diese Darstellung ihrer Persönlichkeit von einer neuen, noch anziehenderen Seite kennengelernt als bisher. Tränen der Andacht und Rührung traten mir in die Augen. Mit gefalteten Händen stand ich vor dem Bild, in Anbetung versunken — da, ein Aufrascheln weicher Seide, das Ticktack eines leichten rhythmischen Tritts – eine Wolke betäubenden Wohlgeruchs, viel, viel stärker, als er sie sonst zu umgeben pflegte ... meine Wohltäterin stand neben mir.

»Ei!« rief sie, nicht böse, nur neckend. »Hat's dich einmal gerissen, meinen Geheimnissen nachzuspüren?«

»Ich dachte nicht, daß es sich um Geheimnisse handelte« murmelte ich verträumt, wobei ich noch immer nicht den Blick von dem Bilde losreißen konnte, nicht einmal, um meine Wohltäterin zu begrüßen. »Warum haben Sie mir so lange den Anblick dieses wundervollen Porträts mißgönnt?«

»Warum?« fragte sie mit der verschleierten schleppenden Stimme, deren ich mich von Wartenberg her erinnerte. »Warum — weil mich keiner mehr auf dem Bilde erkennt, und weil das weht tut! ... Du hast's erkannt?«

»Natürlich! Zuerst haben mich Tracht und Ausdruck irregeführt, aber nur ganz vorübergehend. Es ist ja schreiend ähnlich. Kein Mensch hat solche Augen außer Ihnen. Es stellt Sie gewiß in der Rolle der heiligen Elisabeth dar.«

»Ja, in der Rolle der heiligen Elisabeth!« murmelte sie. »Möchtest du mir's glauben, daß ich, wenn ich die heilige Elisabeth sang — die heilige Elisabeth *war*? Tagelang dauerte der Zustand der Exaltation. Dann freilich,« heiser, kaum hörbar fiel es von ihren Lippen, »forderte das Leben sein Recht!« Und mit unglaublicher Schnelligkeit aus einer Stimmung in die andre überspringend: »Man kann nicht immer eine Heilige sein — und ... man kann auch nicht immer ein Heiliger bleiben!« leise kichernd, mit einem Kichern, das warm und wollüstig wie das Girren einer Turteltaube klang, zupfte sie mich am Ohr. Unangenehm berührt wandte ich mich nach ihr um.

In glänzender Toilette, einen großen schwarzen Federhut auf dem Kopf, eine dicke Perlenschnur um den Hals, war sie offenbar in gehobener Stimung von dem Frühstück bei dem Großfürsten zurückgekehrt. Ihre Augen hatten einen verfänglichen Glanz, ihre gefärbten Lippen waren feucht. Sie hielt den Kopf zurückgebogen und blinzelte mich beim Sprechen herausfordernd an. Noch nie hatte ich sie so gesehen. Eine Art Grauen, das ich Mühe hatte zu verbergen, schnürte mir die Adern zusammen.

»Haben Sie sich gut amüsiert?« fragte ich, mich zum Reden zwingend.

»O ja, es war herrlich, herrlich! Alle waren sie in mich verliebt, wie in der alten Zeit — alle!« Sie ließ sich in einen Sessel gleiten. Die Augen geschlossen, versenkte sie sich in einen Traum. Dabei wechselte ihr Mienenspiel beständig, bald Schmerz, bald herausfordernde Schelmerei ausdrückend. Mit einemmal öffnete sie die Augen, und auf ein Bild über einer der Türen deutend, rief sie: »Und *das* hast du nicht erkannt?« Sie lachte aus vollem Halse.

Mir aber erstarrte das Blut in den Adern, worauf es gleich darauf ungestüm zu rasen begann.

»Das ist ... das sind ...« begann ich und kam nicht weiter.

»Das *war* ich auch!« und den Kopf zurückwerfend, ganz der Rolle vergessend, die sie bis dahin vor mir gespielt hatte, der Rolle der edlen mütterlichen Frau, murmelte sie, wie aus einem schwülen Traum heraus: »Ja, das war ich auch, als Venus! Beide Rollen hab' ich gesungen, beide mit demselben Erfolg — einem närrischen Erfolg. Wenn ich aus den Wolken heraus die Worte sang: »Geliebter, komm, kehr' bald zurück«, rasten die Leute mitten in die Musik hinein mit ihrem Applaus und Geschrei — es war abscheulich, geschmacklos ... nein, es war berauschend, war wundervoll ...«, und noch einmal auf das Bild deutend: »Ich wollte, du hättest mich damals gekannt. Schön war ich, weiß Gott, und jetzt ... Alle Tage hast du das Bild gesehen, und nie ist dir's eingefallen, daß ich das sein könnte?«

»Auf den Gedanken wäre ich allerdings nie verfallen,« stammelte ich.

Das Bild — es hing über der großen Glas-



tür, die auf den Balkon hinausführte — stellte einen herrlichen weiblichen Körper dar, auf einem Ruhebett hingestreckt, die Glieder nur leicht verhüllt.

Bis dahin hatte sie in ihrer leichten Trunkenheit — zu ihrer eignen Entschuldigung muß ich wohl endlich ihren Zustand mit dem richtigen Namen benennen — vor sich hingeredet, ohne mich nur anzusehen, ganz in ihre von Champagner und Erinnerungen erhitzten Gedanken eingesponnen. Mit einemmal richtete sie den Blick auf mich. Sie erschrak über das, was sie angerichtet hatte, aber redete sich in eine große Entrüstung über meine lächerliche Prüderie hinein. »Wie er rot wird, der Herr Puritaner!« höhnte sie.

»Ich bin kein Puritaner,« erwiderte ich, nicht ohne eine gewisse Gereiztheit, indem ich die Augen jetzt voll zu ihr aufschlug. »Und ich nehme es übel, wenn Sie mich so nennen!«

»Hm! Hm! Warum denn, Kleiner?«

»Weil ein Puritaner fast immer ein Mensch ist ohne Güte und ohne Schönheitssinn.«

»Ach so, ich dachte es sei ein Mensch mit einem Überschuß an Moral.«

Ich zuckte die Achseln. »Wer sagt Ihnen, daß ich einen Überschuß von Moral besitze?« erwiderte ich trotzig. »Mein bißchen Moral ist in meinem Schönheitssinn mit eingeschlossen. Moral ist für mich einfach sittliche Ästhetik.«

Wie Sie sehen, hatten sich meine Lebensanschauungen im Laufe der letzten Monate weit von St. Pölten entfernt.

»Ei — ei,« sie lachte ein wenig spöttisch. »Sieh doch! Aus meinem kranken Kind ist ein Lebemann geworden. Hm! Hm! — Und dein sittlicher Schönheitssinn fühlt sich durch dieses Bild verletzt? Das ist ja zum Totlachen. Wenn du kein Puritaner bist, so bist du wenigstens ein sehr beschränkter Philister. Vermagst du denn wirklich nicht die künstlerischen Qualitäten des Porträts zu würdigen, nur ...« — sie lachte gezwungen und errötete jetzt selbst — »nur weil ... weil sich ... die Spange von der Schulter gelöst hat? Makart — das Bild ist nämlich von ihm — bestand darauf, er sah nichts Anstößiges dabei. — Er war eben ein Künstler,« fuhr sie fort, »und meine Schönheit war etwas Heiliges für ihn, eine Offenbarung Gottes, eins seiner herrlichsten Meisterwerke — pflegte er zu sagen — und du bringst nichts fertig, als ein dummes Gesicht zu schneiden und rot zu werden.«

»Oh, die künstlerischen Qualitäten des Bildes weiß ich wohl zu würdigen.« entgegnete ich, sehr trocken, fast abweisend, da ich es geschmacklos und taktlos von ihr fand, mich wegen meines vielleicht übertriebenen Zartgefühls wie einen Schuljungen abzukanzeln. »Es hat mich nur unangenehm berührt, weil es Ihr Bild war!«

Der Schlag traf. Sie wurde totenblaß, gleich darauf raffte sie sich zusammen, ihre Augen sprühten Feuer. »Hältst du mich vielleicht für eine Pensionärin?« rief sie. »Nun, dann stehen dir schöne Überraschungen bevor. — Bin wohl auch nicht schlimmer gewesen als eine andre, aber vielleicht aufrichtiger und uneigennütziger. Nicht so viel hab' ich mir aus der Meinung der Welt gemacht!« Sie schnalzte mit dem Finger. »Die Welt! Was kümmert sie sich übrigens um das Privatleben von uns andern? Die Welt ist gescheiter als du und weiß, daß man nicht Begeisterungen entzünden kann, wie ich sie entfesselt habe, ohne daß jeder Blutstropfen in unserm Körper glüht vor Leidenschaft, und ohne daß jeder Nerv in uns wund wär' von traurigen Erfahrungen. Denn traurig sind sie ja immer, das ist der unausbleibliche Schluß. — Aber was tut's, wenn unsre Kunst nur um eine Schattierung reicher wird dadurch!«

Sie schwieg erschöpft, hatte offenbar schon viel mehr gesagt, als sie hatte sagen wollen. Wieder heftete sie den Blick auf mich. Diesmal erkannte sie den ganzen Umfang des Unheils, das sie angerichtet hatte, und noch bleicher werdend, murmelte sie: »Das ist ja übrigens alles längst vorbei, ich bin ein andrer Mensch geworden, eine alte Frau mit ernsten Lebensanschauungen, deine Vize-Mama, die sich freut, wenn sie ihrem lieben Buben das Leben angenehm machen kann ... Schlimmer Bub, was für ein böses Gesicht er macht! Nun, er wird schon wieder gut werden. Drück' auf die Klingel!« und mir die Hand auf die Achseln legend: »Ich habe Eiskaffee bestellt, weil es zu heiß ist für Tee.«

Befremdet starrte ich sie an. Glaubte sie wirklich, daß sie meine Entrüstung, meinen Ekel mit solchen läppischen Verwöhnungen zu beschwichtigen vermochte? »Wenn Sie mich geschäftlich brauchen, so stehe ich Ihnen natürlich zur Verfügung,« erwiderte ich ihr. »Wenn nicht, so bitte ich, mich zurückziehen zu dürfen. Ich ... ich habe rasende Kopfschmerzen.«

Ihre Hand glitt von meiner Schulter. Die Tür schloß sich hinter mir.

Was in ihr vorgegangen ist, weiß ich nicht, aber ich sehe sie noch vor mir, wie sie mit tiefgesenktem Kopf wie entgeistert stehenblieb, als ich das Zimmer verließ.

Ich aber — werden Sie mir's glauben? — wie von einem Schlage betäubt, tappte ich mich in mein Zimmer. Dort warf ich mich auf mein Bett, biß in die Polster und schluchzte.

Nun kam eine traurige, drückende Zeit für mich. Es gab Momente, in denen ich mit meinem so plötzlich gegen sie erstandenen Abscheu wie gegen ein ekelhaftes Ungeheuer rang. Meine alte Verehrung suchte irgendeinen Aus-



weg aus dem widerwärtigen Eindruck. Zu andern Malen war ich knapp daran, meine sieben Sachen zu packen und mich ohne Bescheid davonzumachen. Dann wieder trat mir plötzlich irgendein Zug ihrer rührenden Güte ins Gedächtnis. Mein Herz schrie nach ihr.

Trotz all meiner Entrüstung blieb die Situation für mich bedenklich. Wenn sie nur etwas geschickter gewesen wäre, hätte sie mich zurückgewonnen. Nachdem sie in einem Augenblick sinnloser Überreizung das Ideal, das ich mir von ihr gemacht, in Fetzen zerrissen, hätte sie sich sofort entschließen sollen, die Kosten ihrer Übereilung mit Würde zu tragen. Sie hätte ruhig bei ihren Lebensanschauungen verharren und mich von der Höhe ihres künstlerischen Standpunktes herab gutmütig und überlegen für meine philiströse Beschränktheit bemitleiden sollen. Sie hätte groß bleiben müssen, und da hätte ich sie immerhin als ein wundervolles Ungeheuer weiter bewundert, ja vielleicht hätte sie meine Weltanschauung zu beunruhigen angefangen.

Statt dessen — und das war ein großes Glück für mich — gab sie klein bei und glaubte mit ein paar Zugeständnissen den Riß zwischen uns verkitten zu können.

Als sie mich nach drei Tagen zum erstenmal wieder zu sich befahl, deutete sie mit einem schelmischen Lächeln auf den Platz über der Tür, wo ihr Venusporträt gehangen hatte, das nun von einem sehr langweiligen und spießbürgerlichen Stilleben ersetzt worden war.

»Ist mein großes Kind zufrieden?« fragte sie. Offenbar hatte sie sich auf eine tiefe Rührung gefaßt gemacht.

Aber anstatt ihr mit Begeisterung zu danken und die Hand zu küssen, zuckte ich mit den Schultern. »Keineswegs,« erklärte ich. »Das Stilleben ist häßlich und paßt nicht hierher. Ihr Bild war doch wenigstens schön, ein Kunstwerk und ein herrlicher Gegenstand. Nachdem die erste Überraschung vorüber war, hätte ich mich daran gewöhnt. An das Stilleben werde ich mich nie gewöhnen.«

Der trockene Ton, in dem ich das vorbrachte, tat ihr weh. Sie sah mich mit einem betroffenen, traurigen Blick an.

Gleich darauf lud sie mich für den Abend zu Tisch. Ich lehnte die Einladung unter irgendeinem Vorwand ab.

Ich war grausam. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur anführen, daß ich unsagbar litt. In der Jugend trennt man sich schwer von einem Ideal, und wenn auch das Ideal, das ich mir von ihr gemacht, wie es mir schon damals zu dämmern begann, eine recht kindische, obschon rührende Leistung meiner Phantasie gewesen war, so hatte es doch fest eingewurzelt in meiner Seele gestanden, und als sie es so erbarmungslos mit den Wurzeln ausgerissen, hatte mir das unbeschreiblich weh getan.

Von da an vermied ich es, ihre Diner-Einladungen anzunehmen, hielt mich an den Abenden unter irgendeinem Vorwand von Monplaisir fern und fing an ernstlich zu überlegen, wie ich mich ohne Roheit — das Wort Unzartheit genügte in diesem Falle nicht — von meinen Beziehungen zu der Künstlerin losmachen könne. Mit dem Gedanken, sie nach Amerika zu begleiten, spielte ich nicht mehr. —

Eine Woche später lag auf dem Frühstückstablett, das mir der alte Luigi noch immer täglich aufs Zimmer brachte, ein Brief von ihr. Vielleicht kündigt sie mir selbst, dachte ich und empfand eine Erleichterung bei dem Gedanken. Ich irrte mich. Genau erinnere ich mich nicht an den Wortlaut — aber der Sinn ist ungefähr folgender gewesen. Nach ein paar einleitenden, unser Zerwürfnis nicht ganz taktvoll erwähnenden Worten: »Ich hab' dich letzter Zeit über meiner Kunst stark vernachlässigt und kurz gehalten. Heute nachmittag steh' ich zu deiner Disposition. Um mich nicht anzustrengen, habe ich meinen Korrepetitor für den Vormittag abgesagt und will dir vorsingen, was dein Herz begehrt.«

So unfreundlich ich die Flasche Champagner abgelehnt hatte, so gern ging ich auf diese künstlerische Lockung ein.

»Wollen Sie mir wirklich den Nachmittag opfern?« fragte ich schon beim Eintreten.

»Ich muß wohl,« erwiderte sie mit jenem melancholischen Mutwillen, der eine Spezialität von ihr war. »Da mein Gesang das einzige ist, womit ich meinen abtrünnigen Verehrer zurückerobern kann.« Damit legte sie mir die erste Arie der Carmen auf das Notenpult des Klaviers. »Daß du's nur weißt, du bist Don José,« rief sie mir zu. »Bist mein Probierpublikum, bist der erste, dem ich mein neu aufgebügeltes Repertoire vortrage. Bin schon sehr neugierig, zu erfahren, wie meine Leistung auf dich wirken wird.«

Bei diesen Worten zog sie eine Rose aus einer Vase und fing an, damit zu spielen, während sie mir zugleich übermütige und herausfordernde Blicke zuwarf.

All dies war mir gründlich zuwider. Und doch ... Obwohl sie zu groß für die Rolle war, hab' ich die Carmen nie auch nur annähernd so verkörpern sehen. Der Rhythmus ihrer Schritte, das kurze Aufstampfen ihrer schmalen, feingebogenen Füße, das Dehnen ihres Oberkörpers, der Blick aus ihren halbgeschlossenen Augen, die tausenderlei Teufeleien um ihren Mund, der plötzlich im Lächeln und Locken ganz jung geworden war, die üppige, weiche, wollüstige Stimme, jeder Ton eine Verführung! Nur ...

Als sie geendet, sah sie mich fragend an. Ich aber sagte: »Don José verschmachtet schon zu Ihren Füßen, Marie! Aber wo ist Escamillo?«

Worauf sie: »Gibt es einen Escamillo? Meiner Treu! An den hatt' ich nicht gedacht.« Und sie lachte aus vollem Halse, ein wenig laut, fand ich. Sie sah mir's gleich an, daß sie einen zu grellen Ton angeschlagen hatte. »Laß den dummen Escamillo — ich möchte wissen, wie's dir gefallen hat.«

»Wie? — Es war herrlich!«

»Hm ... aber?«

»Kein aber!«

»Doch!« Sie sah mich scharf, leicht blinzelnd an. »Soll ich dir's sagen, was du gedacht hast, während ich sang: Was hätt' ich darum gegeben, wenn ich die Selvaggini vor zwanzig Jahren die Carmen hätte singen hören können! Das hast du gedacht!«

Ich zögerte. »Schöner hätten Sie vor zwanzig Jahren die Arie auch nicht singen können!« bemerkte ich an ihrer leider buchstäblich wahren Behauptung vorbei.

Sie ließ mit melancholischer Ironie die Mundwinkel sinken. »Wie du dich herauswickelst! Vielleicht hab' ich sie wirklich nicht schöner gesungen ... aber besser gepaßt hat mir die Rolle vor zwanzig Jahren. Hübscher war ich, biegsamer, impulsiver, jünger. Eine grauhaarige Carmen kann man sich eben nicht denken. Die Jugend faßt diese Dinge so rasch. Die Jugend ist grausam. Nun, versuchen wir's mit etwas anderm. Die Ballade der Senta — das Gebet der Elisabeth.«

»Eins nach dem andern!« bat ich, und sie nickte.

Ich wüßte nicht zu sagen, was sie schöner sang. Ihre künstlerische Gestaltungsgabe war unerreicht, und sie war bei Stimme, wie ich sie noch nie gehört. Das Fis im Gebet der Elisabeth schmetterte sie mit einer weichen Kraft heraus, die mir unvergeßlich bleiben wird. Und zu dem himmlischen Wohllaut die Verzweiflung des Ausdrucks!

Sie war entzückt von sich selbst. »Es geht noch, wahrhaftig, es geht!« rief sie aus. »Meine Stimme hat noch keine grauen Haare, meine Stimme ist noch jung ... wahrhaftig, ich bin ein Naturspiel!«

»Nein, kein Naturspiel, ein Wunder!« sagte ich ohne Galanterie, mit Überzeugung.

Diesmal freuten sie meine Worte. Sie konnte nicht aufhören zu singen, obwohl ich sie mahnte, sich zu schonen. Arie um Arie sang sie, endlich, in einer Art Primadonna-Wahnsinn, die Arie der Traviata »Ah fors e lui«. Die Cavatina ging noch ganz gut, dann kam die Fioritur, das Passagenwerk zwischen der Arie und endlich der Walzer. Plötzlich ließ die Stimme nach. Die hohen Töne konnte sie nicht erreichen. Sie versuchte es ein paarmal und brachte nur ein wüstes Gekreisch heraus. Und was das ärgste war, auch die wundervollen Töne in der tiefen Lage hatten von einem Augenblick zum andern ihren Klang verloren. Betroffen sah ich sie an. Ihr armer Mund zuckte in einer breiten grotesken Grimasse, die Augen zogen sich zusammen, und sie fing an zu schluchzen, wie ich in meinem Leben niemanden schluchzen gehört habe.

Ich legte den Arm um ihre Schultern, streichelte sie, küßte ihr die Hände. Alles, was mich an ihr verdrossen, hatte ich vergessen. Sie war für mich nur eine unglückliche alte Frau, die ein Gebrechen vor mir preisgegeben hatte und sich nun schämte.

»Marie, meine verehrte Wohltäterin! Regen Sie sich doch nicht so auf!« rief ich. »Wegen einer vorübergehenden Indisposition!«

Sie schluchzte nur um so heftiger. »Nein, nein, es ist vorbei! Das Schicksal hat einen Strich unter meine Karriere gezogen. Es ist zu Ende. — Das Alter ist gekommen.« Beide Hände an den Schläfen, starrte sie vor sich hin, als habe sich ein Gespenst vor ihr aufgerichtet. »Vorbei!« murmelte sie. »Vorbei!«

Nachdem sie ein paar Minuten lang totenblaß, am ganzen Körper zitternd, so vor sich hingestarrt hatte, warf sie plötzlich den Kopf zurück. »Es muß noch gehen!« rief sie, trat auf das Klavier zu und befahl herrisch, heiser: »Noch einmal den Walzer!«

Ein Ton nach dem andern brach.

Mit einem entsetzlichen Aufschrei warf sie sich auf den Boden. Ich neigte mich über sie, wollte ihr helfen, sich aufzurichten. Da merkte ich, daß sie ohnmächtig geworden war.

Wir trugen sie auf ihr Zimmer und legten sie auf ihr Bett, der alte Luigi und ich. Tagelang blieb sie dort, bei zugezogenen Gardinen, in einem Anfall bodenloser Verzweiflung. Immer, wenn ich aus der Kanzlei zurückkam, teilte mir Luigi dasselbe mit: sie läge still, das Gesicht gegen die Wand, nehme keinen Bissen zu sich und erlaube niemandem, das Zimmer zu betreten, als ihrer alten Kammerzofe.

Es dauerte eine volle Woche, ehe sie mich zu sich berief. Diesmal empfing sie mich nicht in dem Musiksalon, sondern in einem kleinen übermöblierten Raum mit zahllosen in der phantastischsten Art zusammengesteckten Photographien an der Wand und einer aufdringlichen Masse von herumstehenden Nippessachen auf allen Tischen.

Ihr Gesicht war verfallen, ihre Lippen zitterten beim Reden und besonders bei ihren mühsamen Versuchen, das für mich schauerliche Erlebnis leicht zu nehmen. »So sind wir nun einmal, wir Künstlerinnen, wir haben alle zu viel Phantasie!« erklärte sie mir. »Jede kleine Unannehmlichkeit bauschen wir zur Katastrophe



auf. Wenn uns ein Ton einmal versagt, glauben wir gleich die ganze Stimme verloren zu haben. Der berühmte Laryngologe, mit dem ich mich beriet, hat mich vollständig beruhigt, mir Schonung und eine Badekur vorgeschrieben. Dann könne ich meine Vorbereitungen für meine amerikanische Tournee von neuem beginnen. Wahrscheinlich werde ich von Ems nach Mailand zu Lamperti reisen, um mich ein paar Wochen lang seiner musikalischen Disziplin zu unterziehen. — Leid tut mir nur, daß wir uns für die Zeit trennen müssen, liebes Kind. Hoffentlich gibt es ein um so vergnügteres Widersehen im Herbst.«

Ich nickte nur. Das Schweigen zwischen uns zog sich in die Länge, es wurde dumpf und drückend, so ein Schweigen, das ganz voll ist von Dingen, die man nicht auszusprechen wagt. Endlich erhob sie sich.

»Bin ich entlassen, Majestät?« fragte ich mit gekünstelter Heiterkeit.

»Nein!« erwiderte sie. »Ich habe eine Überraschung für dich vorbereitet!« Sie führte mich in den Musiksalon, den ich nach der kürzlich erlebten Szene nicht ohne einen Schauder betrat. Dort erblickte ich ein gelblackiertes, häßliches Instrument, das wie eine überlebensgroße Trompete aussah. Es war ein Grammophon. Ich hasse Grammophone, die meistens nur verschnupfte musikalische Karikaturen hervorbringen. Nichtsdestoweniger muß ich gestehen, daß es einige Stimmen täuschend wiedergibt, z. B. die Stimme Carusos, die Stimme der Destin in ihrer Blüte und die der Selvaggini.

Herrgott, welche Stimme, ergreifend wie eine Orgel, weich wie ein Waldvogel und, wie ich schon einmal erwähnt, mit dem Edelmetall von alten Kirchenglocken! Dieselbe Leichtigkeit in allen Lagen.

Ich horchte atemlos. Mitten aus dem Horchen und Genießen beobachtete ich meine Freundin. Die horchte noch aufmerksamer als ich. Große Tränen, die sie nicht merkte, rollten über ihre Wangen herab.

»Das war ich,« sagte sie leise, als das Grammophon mit einem boshaften Schnurren verstummte; dann, ohne sich noch nach mir umzusehen, verließ sie das Zimmer, mit demselben müde schleppenden Schritt, dessen ich mich von Wartenberg her erinnerte, ehe wir Freundschaft geschlossen hatten. —

Zwei Tage später hab' ich sie auf die Bahn gebracht. Es war sieben Uhr früh. Die Stadt, totenstill, fing erst an, sich den Schlaf aus den Augen zu reiben. Ich höre ihre Stimme zögernd, matt, zitternd beim Abschied sagen: »Wirst du mich denn gar nicht vermissen?« Und ich höre den unaufrichtigen Ton meiner Antwort, die natürlich allerhand höfliche Versicherungen enthielt.

Ob mir leid um sie war? Aber wie ich aufatmete, als der Zug sich in Bewegung setzte und ich ihr Taschentuch nicht mehr winken sah!

Noch denselben Tag bat ich in der Kanzlei um Urlaub. Es litt mich nicht mehr in Monplaisir. Der Entschluß, meine Beziehungen zu der Primadonna zu lösen, sobald sie zurückgekehrt sein würde, stand bei mir fest, ebenso wie die Absicht, es so zart als möglich zu tun. Unterdessen widerstrebte es mir, noch etwas von ihr anzunehmen. Mir graute geradezu vor Monplaisir, und in den Zauber, der die große Künstlerin umschwebte, hatte sich ein unlauteres Element gemischt, das mir die ganze Freude daran verdarb.

Ich strebte heraus aus dem allen, irgendwohin, wo mich die Erinnerungen an die Diva nicht verfolgen würden. Nach kurzer Überlegung entschied ich mich für den Semmering. Der lag sozusagen vor den Toren von Wien. Wenn es mir dort nicht gefiel, konnte ich mich weiter umsehen. Ich hatte ein paar hundert Kronen gespart. In jenen historischen Zeiten, ich meine die Zeiten vor dem Krieg, langte das weit. —

Am Semmering mietete ich mich so bescheiden wie möglich in einem Häuschen ein, das sich ein kleiner Kaufmann von seinen Ersparnissen gebaut hatte und dessen Oberstock er im Sommer an Fremde abgab. Mein Kämmerchen war weiß gestrichen, das Bett war hart, die Fenster waren klein, aber sie blickten über eine bewaldete Talsenkung in eine märchenhafte blaue Ferne, und da ich sie Tag und Nacht offen ließ, so war mein Stübchen immer voll von Tannenduft, der so viel süßer als der stechend aromatische Geruch von Fichten und Kiefern ist. Fichten und Kiefern riechen nach Harz, Tannen duften wie der Tau auf jungem Getreide am Frühmorgen eines Frühlingstages.

Ich war zufrieden — mehr als das. Ich atmete auf. Ich las sehr viel, machte endlose Spaziergänge, kannte bald jeden malerischen Winkel in der Umgebung und nahm die Mahlzeiten in kleinen Bauernwirtshäusern, wobei ich mich ebenso an der Billigkeit wie an der Einfachheit der Kost freute.

Mit einem gescheiten Menschen hätte ich mich gern das eine oder das andre Mal ausgesprochen, aber das vergnügungssüchtige Gelichter, das ich in bunten Musselinfähnlein herumtrippeln sah und herumkichern hörte, lockte mich nicht, und so störte es mich geradezu, als plötzlich im Südbahnhotel eine Tante von mir auftauchte, Schwester meiner Mutter und Frau eines sehr reichen Herrschaftsbesitzers aus Mähren. Sie hatte eine ganze Zimmerflucht im Südbahnhotel gemietet, war umgeben von einem Troß von jungen Mädchen und wollte mich alle



Tage mit einer andern ungarischen Gräfin bekannt machen. Ich wich ihr aus.

Glücklicherweise gefiel ihr's nicht besonders auf dem Semmering; nach kurzer Zeit entschloß sie sich, weiter nach Süden vorzudringen; ich glaube, sie wollte an den Karersee. Am Tag vor ihrer Abreise aber keuchte sie plötzlich hinter mir her, als ich im Begriff stand, vom Pinkenkogel zurückzukehren.

»Raimund! Raimund!«

Ich kehrte mich um. »Tante Lina — du wünschest?«

»Du! Du spielst doch Klavier?«

»Einigermaßen ... ein wenig.«

»Einigermaßen, ein wenig!« wiederholte sie aufgeregt. »Du mußt doch gut spielen, sehr gut. Deine Mutter hat mir gesagt ...«

»Ach was, Mütter überschätzen ihre Kinder immer. Dürfte ich dich übrigens fragen, warum dich mein Klavierspiel interessiert?«

»Es ist nur ... ich hab' mit dir geprahlt, und da Professor Fachberg händeringend einen guten Pianisten sucht, so hab' ich dich vorgeschlagen. Um Gottes willen, blamiere mich nicht! Ich hab' gesagt, du würdest dir eine Ehre daraus machen, mit ihm zu musizieren; ich glaube, er spielt Cello.«

Ob ich meine Tante blamierte oder auch nicht, daran lag mir nichts, aber der Name Fachberg interessierte mich. »Fachberg,« wiederholte ich. »Fachberg! Ist das nicht der berühmte Gynäkologe, der unlängst an die Wiener Universität berufen worden ist?«

»Ja, derselbe. Er wohnt im ‚Johann'. Morgen nachmittag ist er zu Haus. Ich bitte dich, Raimund, tu's mir zulieb!« —

Der Tante zulieb tat ich's nicht. Aber den nächsten Nachmittag fand ich mich richtig im Hotel zum Erzherzog Johann ein, das am ganzen Semmering und in der Gegend weit und breit einfach »Der Johann« heißt. Der Professor, der, wenn ich nicht irrte, von München zu uns berufen und ein geborener Bayer war, empfing mich in einem der altmodischen, mit roten Wollvorhängen und falsch orientalischen Eselstaschen möblierten Wohnzimmer, die typisch für die damaligen Semmering-Hotels waren, in einer dicken Wolke von blauem Tabaksqualm, aus der ich erst langsam die Konturen seiner ziemlich umfangreichen Person erkennen konnte. Er trug einen grauen Rock mit grünem Kragen und Hirschhornknöpfen (ich weiß nicht, warum alle Bayern auf dem Land immer im Jägerkostüm herummarschieren, aber es ist einmal so), hatte einen langen, graudurchschimmerten, braunen Vollbart und eigentümlich helle durchdringende blaue Augen, in denen die Gutmütigkeit mit ein klein wenig Zynismus gewürzt war.

»Also Sie sind der junge Rubinstein, den mir Ihre Frau Tante so sehr gerühmt hat?« rief er aus, indem er seine Pfeife weglegte und mir die Hand reichte.

»Um Gottes willen, Herr Professor, ich bin ein ganz bescheidener Dilettant.«

Er zwinkerte humoristisch. »Ich auch,« gab er mir zur Antwort. »Aber ich fiedle für mein Leben gern. Es ist das einzige, was mir das Gehirn ausruht außer Patiencelegen ... Hm! Hm! Wenn es Ihnen nicht zuwider ist und Sie Zeit haben, könnten wir gleich probieren, wie wir uns vertragen.«

Eh ich mich's versah, saß ich am Pianino und half ihm die C-moll-Sonate von Beethoven zu massakrieren. Wir haben später oft über diese energische »Entrée en matière« gelacht, später, als wir gute Freunde waren.

Ich hatte die Sonate oft gehört, was genügt hätte, mich zu orientieren, auch ohne daß ich sie selbst gespielt hätte, wenn ich's mit einem halbwegs normalen Partner zu tun gehabt hätte. Aber der Professor sägte und kratzte in einer so erratischen Weise, jedem Rhythmus hohnsprechend, sich bald da, bald dort aufhaltend, um einen Irrtum zu verbessern, dann in Sechzehnteln vorwärtsrasend, wo Achtel vorgeschrieben waren, Pausen abwechselnd verschlingend und dehnend, daß ich nicht mit ihm Schritt halten konnte, so sehr ich auch über Stock und Stein sprang, rückwärts und vorwärts, wie's eben kam. Dabei glaubte er immer richtig zu spielen.

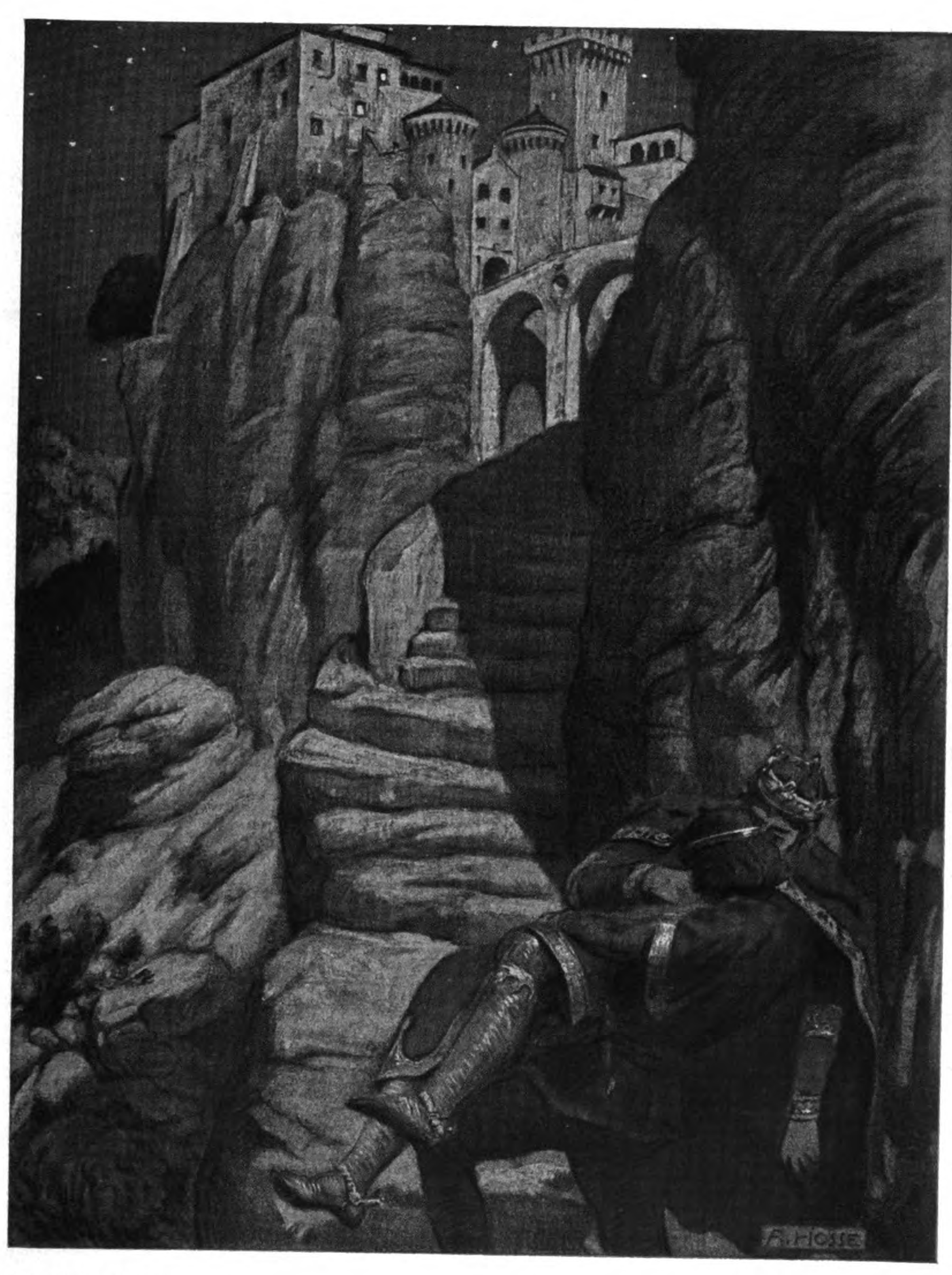
»Sie haben offenbar keine Routine,« sagte er ab und zu. »Aber Sie dürfen den Mut nicht verlieren,« bemerkte er, als uns ein ganz besonders grelles musikalisches Zerwürfnis zum Stillstand gebracht hatte. »Nur Courage! Na, probieren wir's noch einmal!«

Und so probierten wir's noch einmal. Aber die Entgleisungen wurden nur noch häufiger. Dabei sägte er sich in einen immer heißeren Eifer hinein. Der Schweiß stand ihm auf der Stirn, und wenn es besonders schief ging, machte er mit dem Fiedelbogen eine dramatische Geste und versetzte dem Cello einen Hieb, offenbar um es für seine Missetaten zu strafen. Ich muß sagen, daß er meine Geduld auf eine arge Probe stellte, aber ich hatte ja nach und nach Übung erlangt in der Fertigkeit, künstlerische Empfindlichkeiten zu schonen.

Plötzlich wurden wir unterbrochen, und zwar durch eine Lachsalve, die knapp neben uns losperlte und wie ein übermütig über Stock und Stein hinschäumender Gebirgsbach klang. Ich sah auf. Vor uns in dem Zimmer stand ein junges Mädchen, und zwar gerade in einem breiten, gedämpft goldenen Nachmittagssonnenstrahl.

Vom ersten Augenblick an war ich in Hilda Fachberg verliebt, und wie verliebt! Mir war's,





Adolf Hosse: Die Heymonskinder

als ob mir die Lebensluft aus den Fingerspitzen heraussprühen müsse, als ob mir Flügel aus den Achseln wüchsen. Im Nu hatte ich alle meine Sorgen und widerwärtigen Eindrücke vergessen. Die Welt war wieder wunderschön geworden, das Leben hatte wieder einen Sinn. Hübsch war sie, das mußte jeder zugeben, der sie sah, wenn sie auch nicht auf jeden eine so hinreißende Wirkung ausüben mochte wie auf mich. Hoffentlich! Das hätte Komplikationen heraufbeschworen.

Sehr jung, noch nicht achtzehn, hoch aufgeschossen, aber nicht zu sehr Stange, und der Körper noch mager, knospenhaft, aber voll allerliebster Zukunftsversprechen, Hände und Füße lang und schmal, sehr edel geformt, nicht zu klein, das Köpfchen rassig, von hellbraunem Haar umgeben, das sie noch in einem Backfischzopf zusammengebunden trug. Es hing ihr lang über den Gürtel herunter und war mit einer schwarzen Schleife zusammengeknüpft, aus der ein dickes Büschel Locken herausquoll. Die Locken schimmerten golbig, ebenso der Flaum um ihre Stirn. Aus ihrem feingerundeten Gesichtchen leuchteten dunkelbewimpert zwei große kluge Kinderaugen. Ihr Näschen war gerad und schmal, ihr Mund, an dem die Oberlippe vielleicht eine Spur zu kurz war, hatte die Farbe einer Walderdbeere und die weichen Konturen des Mäulchens eines Tizianischen Jesuskindes. Beim Lachen zeigte sie eine Reihe herrlicher, schneeweißer Zähne. Sie lachte oft.

»Meine Tochter,« meldete mir der Professor. Ich bat, mich vorzustellen. Er hatte meinen Namen vergessen. Ich mußte ihm nachhelfen.

»Doktor — schon Doktor! Da haben Sie Ihr Examen aber verflucht jung gemacht. Gratuliere! Sind Sie Beamter — Ballhaus oder Statthalterei?«

»Nichts so Nobles. Ich arbeite in einer Advokatenkanzlei, der Kanzlei des Doktors X.«

»So, so! Haben recht, rentiert sich besser mit der Zeit. Na, jetzt kommen Sie eine Tasse Kaffee mit uns trinken, draußen auf der Terrasse, zur Belohnung Ihres guten Willens. Es geht noch nicht recht zusammen — aber«, fügte er mit königlicher Herablassung hinzu, »nur Courage, Sie werden sich schon in meine Eigenart hineinfinden.«

Er bildete sich wirklich ein, Cello spielen zu können, und war wie versessen darauf. Kaum daß er seinen Kaffee heruntergestürzt hatte, sah er schon ungeduldig in meine Tasse hinein. »Sind Sie fertig? Na gut, dann probieren wir ein Trio!«

Und so probierten wir ein Trio. Hilda spielte Geige. Sie spielte viel besser als ihr Papa, hatte Rhythmus und war durch und durch musikalisch. Nun, besonders war's auch nicht. Aber in einem unterschied sie sich wirklich von ihrem Herrn Vater. Sie war sich ihrer Unzulänglichkeiten durchaus bewußt. Als wir uns mit vielen Unterbrechungen, falschen Anläufen und mühsamen Nachbesserungen durch das herrliche H-Dur-Trio von Brahms durchgesetzt hatten, war es Abend geworden. Der Professor legte endlich seinen Bogen nieder, und während es seine Tochter übernahm, sein Cello, übrigens einen prachtvollen Stradivarius, zu verwahren, klopfte er mir auf die Schulter: »Nur nicht den Mut verlieren, es wird schon gehen!«

Da brach Hilda in ein noch übermütigeres Lachen aus als das, mit dem sie uns ihr Erscheinen gemeldet hatte. »Aber, Papa,« rief sie, »er spielt ja ausgezeichnet, spielt viel zu gut für uns. Das verwirrt uns, wie einen in der Konversation ein Mensch verwirrt, der immer recht behält.«

»Aber, liebes Fräulein Hilda, den Vorwurf musikalischer Rechthaberei können Sie in diesem Fall wirklich nicht gegen mich erheben!« warf ich, mich ihrer Heiterkeit anschließend, ein.

»Weiß Gott nicht, Ihr Mitschuldigkeitseifer war geradezu unmoralisch!«

»Nimm doch nicht so große Worte in den Mund! Möchte wissen, was du überhaupt von Moral verstehst!« verwies sie der Professor.

»Von musikalischer Moral eine ganze Menge, Papa. Musikalische Moral heißt Rhythmus,« gab sie ihm lustig zur Antwort. Dann sich zu mir wendend: »Wissen Sie, was ich möchte? Sie selbständig Klavier spielen hören, ohne Nebenkatzenmusik!«

»Ich stehe zu Befehl.«

»Aber doch nicht jetzt. Es ist ja an der Zeit, zum Souper zu gehen,« entgegnete der Professor, der auf seine Mahlzeiten hielt und den die seine Kunst herabsetzenden Bemerkungen verdrossen hatten.

»Nun, ein andermal — wann Sie wünschen. Ich stehe den Herrschaften jederzeit zur Verfügung; indessen danke ich für die anregenden Stunden.«

»Bitte, bitte, wir haben zu danken. Es tut mir leid, daß Ihnen eine so unerquickliche Aufgabe zuteil geworden ist,« erwiderte der Professor sehr gereizt.

»Davon ein andermal, Herr Professor. Ihr Fräulein Tochter hat wahnsinnig übertrieben. Aber jetzt möcht' ich nicht länger stören.« Und ich empfahl mich rasch.

Noch in einem seligen Taumel befangen, schritt ich über die Straße, die an beiden Seiten von Tannen eingefaßt war. Wie die Tannen dufteten!

Da hörte ich hinter mir ein nach Atem schnappendes Stimmchen. »Herr Doktor, aber Herr Doktor, so bleiben Sie doch stehen!«

Ich sah mich um. Hinter mir lief Hilda. »Der Papa hat mich geschickt. Er hat vergessen, Sie



nach Ihrer Adresse zu fragen. Und wollen Sie nicht morgen bei uns essen? Es ist mein Geburtstag, und es hat dem Papa leid getan, daß er so brummig war, und Sie werden mir vorspielen, nicht wahr?«

Den nächsten Vormittag schlich ich mich in den bei Tage leeren Saal des Hotels Banhans, wo ein Klavier stand, und übte drei geschlagene Stunden lang.

Es ist bezeichnend, wie wenig der Professor auf Formen hielt, daß er mir gleich nach unserm ersten Besuch seine Tochter mit einer Einladung nachgeschickt hat. Alles weitere in unserm Verkehr war dementsprechend impulsiv, unkonventionell und naiv.

Wir sahen uns alle Tage und musizierten viel; mein Solospiel machte nicht nur seiner Tochter, sondern auch ihm aufrichtiges Vergnügen, und nach und nach fand er sich auch mit meinen kammermusikalischen Leistungen ab. Das arme H-DurTrio von Brahms hat sich viel gefallen lassen müssen von uns dreien. Wie miserabel hab' ich gespielt, um's dem alten Herrn recht zu machen! Aber ich bin auf meine Kosten gekommen. So schlecht er Cello spielte, so hervorragend war er in andrer Beziehung. Daneben war er völlig weltfremd und geschäftsblind. Nichts verwirrte ihn mehr als eine Rechnung, wenn diese nicht in eine wissenschaftliche Berechnung eingeschlossen war. Sobald er das Mikroskop in der Hand hielt, stimmte alles aufs genaueste, im täglichen Leben aber —

Einmal hatten wir eine kleine Nachmittagsfußtour zum Sonnwendstein geplant. Als ich in den »Johann« kam, um die Herrschaften abzuholen, fand ich den Professor mit zerzauster Frisur und geballten Fäusten vor seinem Bankausweis, in dem er sich nicht zurechtfinden konnte. »Ich bitte Sie, gehen Sie allein mit der Kleinen! Ich hab' zu tun!« stöhnte er. »Weiß der liebe Himmel, wann ich mich mit dem Zeugs zurechtfinde!«

Als wir vom Sonnwendstein zurückkamen, saß er noch über der Arbeit. Er tat mir leid. Hilda aber lachte ihn nur aus. »Wozu die Schinderei, Papa, das ist ja doch alles unnötig. Du unterschreibst ja schließlich doch den Ausweis, den die Bank dir schickt!«

Und so war es auch. Aber von dem Tage an fand der Professor es fast selbstverständlich, daß ich es übernehmen solle, Hilda statt seiner zu begleiten.

»Ich bitte Sie, Schmieden, ich bin schwer, die Kleine geht gern rasch, also tun Sie mir's zulieb, laufen Sie mit ihr, solang die Engländerin Ferien hat.«

Und so begleitete ich denn Hilda anstatt der Engländerin, und Hilda nannte mich übermütig »Gouvernantenersatz«.

Alle Tage machten wir Streifzüge durch die Gegend und genossen das Leben, genossen unsre Jugend und freuten uns aneinander. Aber wenn der Professor auch weltfremd war, so war er doch ein vortrefflicher Menschenkenner und konnte sehr gut beurteilen, wem er sein Töchterchen anvertrauen durfte, wem nicht. Im übrigen kam ihm Hilda, glaube ich, noch gar nicht erwachsen vor. Väter sind so. —

Ich muß gestehen, daß sie sich anfangs auch herzlich kindisch zeigte. Ganz besonders liebte sie es, meine Geduld auf die unsinnigsten Proben zu stellen. Sie suchte sich immer die steilsten und unbequemsten Wege aus und bürdete mir die lächerlichsten Lasten auf, wahre Heubündel von gepflückten Blumen. Dann tat ich ihr wieder leid, und sie trachtete, ohne sich's anmerken lassen zu wollen, sozusagen um die Ecke, mir etwas Liebes zu tun.

So mochten drei Wochen verstrichen sein. Ich fing an, ein klein wenig zu vermuten, daß ich ihr nicht gleichgültig sei, da meldete mir der Professor, daß der Semmering anfange, ihn zu langweilen, in den nächsten Tagen wolle er mit Hilda nach Ostende abfahren, wo er sich mit der »Miß« ein Stelldichein geben wolle. Es sei auch schon die höchste Zeit, daß besagte Miß ihr Duenna-Amt neuerdings antrete, denn, so versicherte der Professor seufzend, er habe es nachgerade satt, seine Tochter ganz allein zu chaperonnieren.

Diese Bemerkung beantwortete Hilda mit einem schallenden Gelächter, und als der Professor sie etwas barsch danach fragte, womit er ihre Heiterkeit erregt, erwiderte sie ihm: »Mit deinem Lamento über die Strapazen, die dich meine Bemutterung gekostet hat.«

»No! No!« brummte der Professor. »Ich will ja nicht behaupten, daß ich gerade ausschließlich und immer deine Begleitung besorgt hab' ...«

»Ausschließlich und immer?« Hilda lachte noch unbändiger, lachte ein klein wenig nervös ausgelassen, wie mir's schien. »Nicht ein einziges Mal bist du mit mir am Sonnwendstein gewesen, nicht einmal am Pinkenkobel,« rief sie. »Die ganze Arbeit hast du dem armen Doktor überlassen.«

»Dem armen Doktor! Möcht wissen, warum du den bedauerst!« spöttelte der Professor.

»Weil ich ihn fürchterlich gefrozzelt und geschunden habe, und weil er sich's immer so nett gefallen ließ.« Sie steckte ihre Hände etwas tiefer in die Taschen ihres dunkelblauen Jäckchens. »Hm! Und wann soll die Auswanderung losgehen?« fragte sie.

»Übermorgen!«

»Na, da muß morgen gepackt werden! Heute ... nun, heute könnten wir ein letztes Mal zum Pinkenkobel wandern. — Kommst du mit, Papa?«



Aber das fiel dem Professor gar nicht ein. So wanderten wir denn allein. Beide in dem Bewußtsein, daß es das letzte Mal sein sollte.

Anfangs protzte Hilda sehr damit, wie sie sich auf die Reise freue, auf die Seebäder und auf die Ausflüge in die wundersamen alten belgischen Städte. Nach und nach verstummte sie. Sie war blaß, und von Zeit zu Zeit zog sie die Brauen über den Augen zusammen, als ob sie Tränen darunter verstecken wollte. Sie pflückte keine einzige Blume und hielt sich nirgends auf, aber wir waren ziemlich weit gegangen, und so wenig mir auch danach zumute war, fühlte ich mich doch verpflichtet, an die Rückkehr zu mahnen. »Die Tage fangen bereits an, kürzer zu werden, wir werden eilen müssen, nach Hause zu kommen, ehe es dunkel wird,« meinte ich.

Sie nickte seufzend. Sich auf dem Absatz umwendend, murmelte sie: »Es ist eklig!«

»Was?«

»Daß ich vom Semmering fort muß!«

»Oh, trotz der Seebäder und der alten belgischen Städte?«

»Ja!« Fast böse stieß sie's hervor. Dann beschleunigte sie ihren Schritt mir voraus. Mit einmal blieb sie stehen. »Und ist's Ihnen denn gar nicht leid?« rief sie, mit dem Fuß aufstampfend. Ihre Stimme war voll Zorn, einem armen traurigen Zorn, der mit Tränen kämpft.

»Mir?« sagte ich langsam. »Aber mir ist ja zum Sterben. Seit vierzehn Tagen hab' ich mich jede Stunde gefragt: Wie lang kann denn das Glück noch dauern? Plötzlich wird's ein Ende haben, und dann wird die Sonne am Himmel für mich auslöschen, und ich werd' mich den Rest meines Lebens weitertappen ... wie's eben geht!«

»Raimund!« rief sie. Es war das erste Mal, daß sie mich beim Namen nannte. Ihre Augen leuchteten, als hätte man ihr ein Wunder offenbart. »Raimund! Haben Sie wirklich so gefühlt?«

»Ja!«

»Und warum haben Sie mir nie ein Wort davon verraten?«

»Warum? Weil ich das Vertrauen Ihres Herrn Vaters nicht mißbrauchen durfte.«

»Ja, aber — wenn Sie — mich wirklich mögen, so hätten Sie's ja Papa einfach sagen können.« Dabei legte sie ihre zarte, weiche Hand auf die meine.

Ich fuhr vor ihr zurück. »Um Gottes willen, Hilda, führen Sie mich nicht in Versuchung. Machen Sie keinen schlechten Menschen aus mir. Ich darf nicht um Sie werben!«

»Und warum nicht?«

»Warum? Weil ich ein armer Schlucker bin, der Ihnen nichts zu bieten hat als seine grenzenlose Liebe.«

Sie sah mich groß an. »Arm! Sie sind arm?«

»Ja, sehr arm! Bettelarm!«

Einen Augenblick später lag sie in meinen Armen ...

Wir küßten uns nicht einmal, nein, zehnmal; dann rissen wir uns mit einem Ruck voneinander los.

»Komm,« flüsterte sie. »Du hast recht, es wird spät. Papa wartet auf uns.« Und sie legte die Hand in meinen Arm. Aber obwohl es spät war und man auf uns wartete, ging sie sehr langsam. »Weißt du,« begann sie, sich zärtlich an mich lehnend. »Weißt du, wenn du mir wirklich noch nichts zu bieten hast als deine Armut und deine grenzenlose Liebe, so wollen wir unsre Verlobung vorläufig für uns behalten.«

Ich schwieg. Die Heimlichkeit widerstrebte mir. Indessen fuhr sie, ihren Standpunkt verteidigend, fort: »Siehst du, ich finde es ja entzückend, daß du arm bist, aber dem Papa könnte es weniger gefallen, und er könnte bis auf weiteres, das heißt, bis du ihm etwas Lockenderes für mich zu bieten hättest, den Verkehr mit uns einstellen. Raimund — und das könnte ich nicht aushalten!« Sie schmiegte ihr Köpfchen ein wenig an meine Schulter. »Aber, was ich ebensowenig aushalten könnte,« fuhr sie fort, »das wäre, den Papa zu hintergehen und dir heimlich um den Hals zu fallen, sobald sich uns die Gelegenheit böte. Locken würde mich's ja.« Sie lachte wie eine Waldtaube und fuhr dann leicht schaudernd fort: »Aber es wäre doch häßlich, und ich müßte mich schämen. Und das wäre mir schrecklich. Ich hab' mich noch mein ganzes Leben nicht geschämt. Und drum, Raimund, wollen wir nur noch so lange verlobt bleiben, als der Wald reicht, und von da ab wollen wir wieder nur gute Kameraden sein.«

Natürlich gingen wir langsam, sehr langsam, aber wie wir den Weg auch dehnen mochten, er nahm doch sein Ende. Und ehe wir's uns versahen, standen wir vor der Landstraße, die im Gegensatz zu der weichen Dämmerung des Waldes hell und voll nüchternen Tageslichts war. Noch einmal schmiegten wir uns in die zärtlich beschirmenden Schatten hinein, gaben einander einen letzten Kuß, dann seufzten wir und stapften nebeneinander her wie zwei wohlerzogene Menschen, die sich ganz gleichgültig sind. Ich biß die Zähne aufeinander und schwieg. Was ich hätte sagen wollen, durfte ich nicht mehr sagen, und was ich hätte sagen dürfen, interessierte weder sie noch mich. Ab und zu streifte ich sie mit einem scheuen Blick. Sie war totenblaß, ihr Atem kam schwer.

»Es ist schrecklich!« murmelte sie, und trotzig fügte sie hinzu: »Ich glaub', ich halt's nicht aus.«

Dann beschleunigte sie ihren Schritt und eilte

dem gemütlich im Tale hockenden »Johann« zu, in dem bereits ein oder das andre Fenster rot aufzuglühen begann. Ich sah ihr nach, bis sich das Türchen des Hotelgartens hinter ihr geschlossen hatte und sie im Hause verschwunden war, dann eilte ich in den Wald zurück. Die Dämmerung war jetzt dicht, aber das Mondlicht sickerte durch die Zweige. Ich ging und ging, bis ich die Stelle fand, wo sie mir die Arme um den Hals geschlungen hatte. Da warf ich mich auf den Boden und küßte den Waldweg, über den ihre Füßchen geschritten waren. Ich schluchzte vor Glück und Aufregung. Als ich mich wieder aufraffte, fand ich eine Bank, auf der ich bis über Mitternacht sitzen blieb. Jedes Wort, das sie seit unsrer ersten Begegnung mit mir gesprochen, jeden Blick, den wir getauscht, jedes Musikstück, das wir zusammen gespielt hatten, rief ich mir ins Gedächtnis zurück. Dazwischen rauschten mir Schumannsche Lieder und Eichendorffsche Worte durch die Seele ...

Da, mitten in meine Ekstase hinein, tauchte ein blasses, alterndes, schmerzzerwühltes Gesicht vor mir auf, und dann hörte ich knapp neben mir einen kümmerlich wimmernden, fast winselnden Laut. Hab' mir nie erklären können, wo der herstammte, aber deutlich, ganz deutlich hab' ich eine alte Frau weinen hören. Atemlos hastete ich aus dem Wald.

(Schluß folgt.)

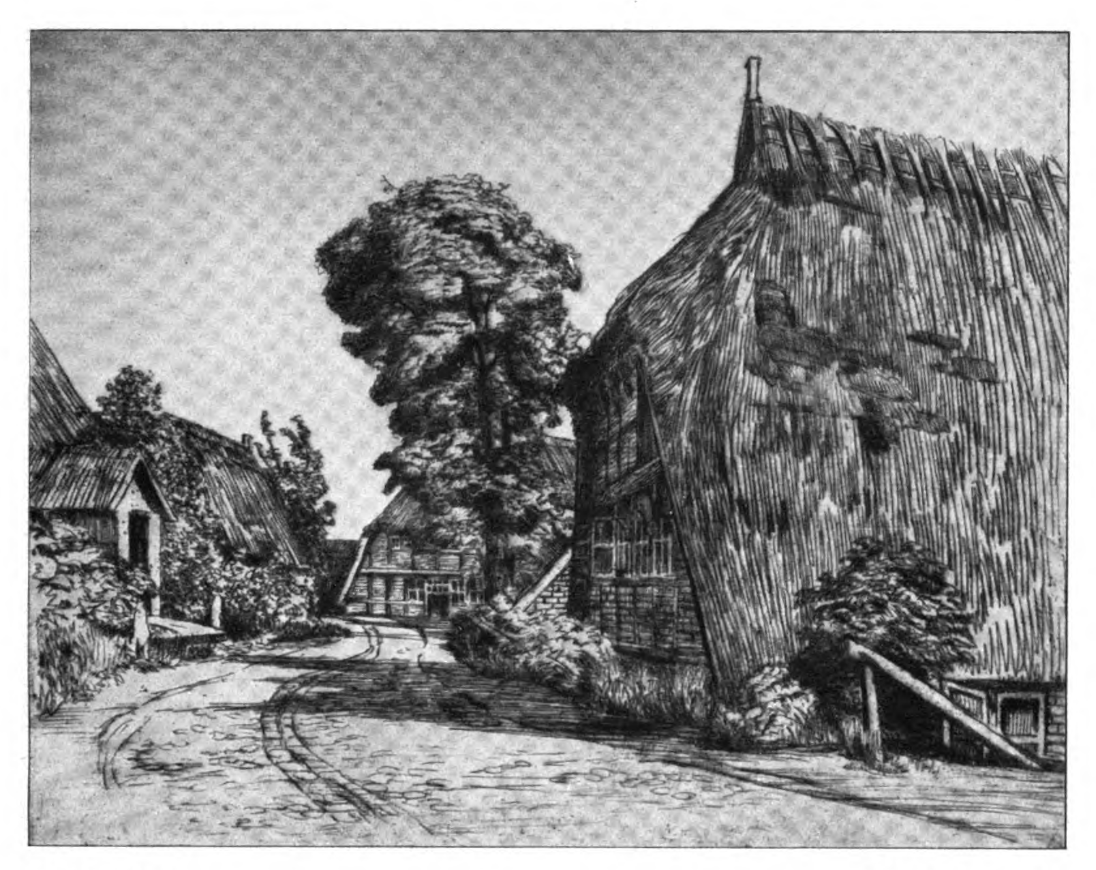
Die Mauerbirke

Ein Birkenbaum, nicht gerade mehr jung,
Heraus aus der ersten Begeisterung,
Der längst mit manchem sich abgefunden,
Und dem verharscht so Wunder wie Wunden,
Gewachsen auf Kummer, Schutt und Müll,
Stand dicht an der Mauer, gedrückt und still,
Vereist im Gemüte, sterbensbang
Den ganzen schaurigen Winter lang.

Nun schlug ihm der Frühling in die Glieder.
Verzückt hört er die Amsellieder,
Er fühlt ein Gären, ein Dehnen, Sichstrecken,
Muß himmelwärts die Arme recken,
Wiegt wohlig sich und atmet lind
Den ersten warmen Frühlingswind.
Das Leben, dem er sich längst verloren
Geglaubt, schlägt knospend aus allen Poren:
Mit grünen Perlen schimmernd besät
Steht er in junger Majestät,
Und über die Mauer, ins Morgenlicht,
Schaut er mit erstauntem, lachfrohem Gesicht.

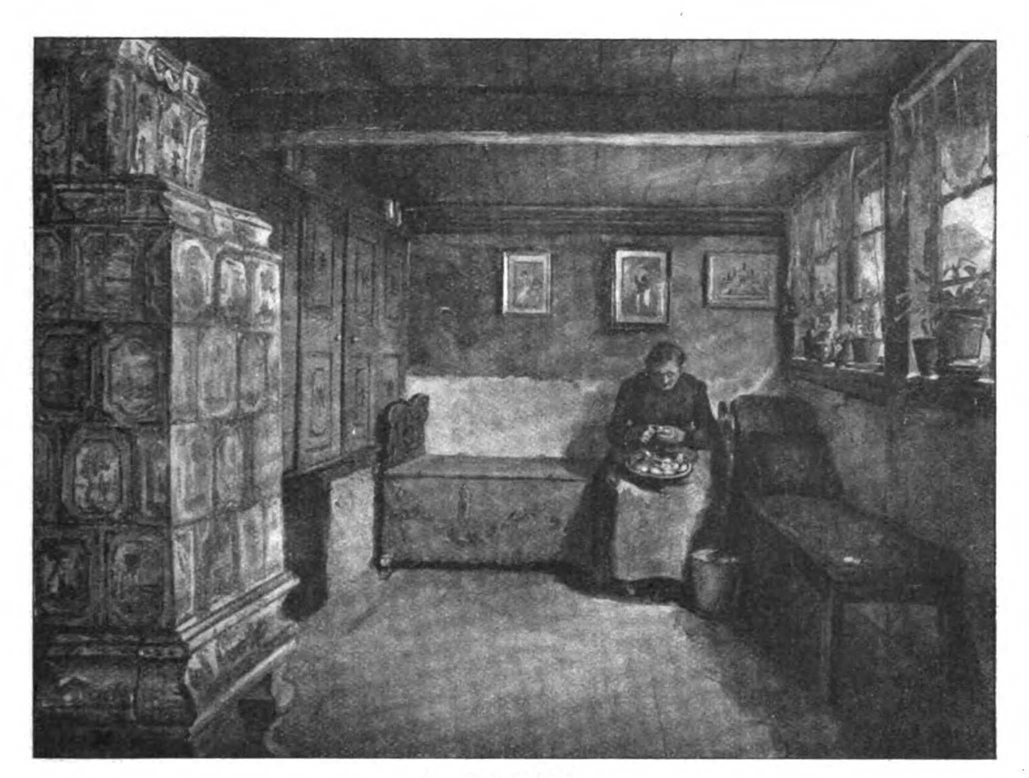
Kennt keiner wieder den alten Knaben! —
Will eben jedes sein Sönnchen haben!

Albert Sergel



Amelie Ruths: Vierländer Deich

Nach einer im Verlag der Commeterschen Kunsthandlung in Hamburg erschienenen Radierung



Im Altenstübchen

Amelie Ruths,
eine Malerin norddeutscher Niederung und Küste
Von Dr. Karl Jaehler (Hamburg)

Ruths — der Name hat im Reich der Malerei einen guten Klang. Anerkennung weit über die Grenzen örtlichen Ruhms erwarb ihm ein Meister der Landschaft aus der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Berliner und Dresdner Galerien gewähren dem Hamburger Johann Georg Valentin Ruths ebenso Heimatrecht wie jenes eigenartige Doppelhaus, in dem die Vaterstadt des Malers ihre Kunstschätze bewahrt. Freilich ist mit dem Bau auf dem alten Glockengießerwall eine Schöpfung Ruths auf besondere Weise verbunden. Als der Einlaß noch nicht an der Pforte des neuen Hügels war, sondern die breiten Freitreppen einluden, empfing den Besucher als erster Meister Valentin. Die Wandgemälde im alten Treppenhause, zu Allegorien stilisierte Landschaften, Darstellungen der Jahres- und Tageszeiten sind an gleicher Stelle geblieben, aber an ihnen hat sich die Umkehrung des Bibelspruches erfüllt: »Die Ersten werden die Letzten sein.« Heute ist der Kunstgast augenmüde geworden, bis er durch die Flucht der Säle und die Flut der Objekte vom neuen Portikus her zu ihnen gelangt.

Dies Geschehnis aber soll keine Verurteilung bedeuten. Es ist unabsichtlich geboren aus neuen Zielen und neuer Bewegung. Die sachliche Liebe zur Natur, die in dem Realisten lebte, bleibt gewürdigt. Selbst Sturm und Drang lassen uns nicht auf Fleiß und Können vergessen, das in vergangenem Anschauungskreis stand. Bei Valentin Ruths empfinden wir außerdem, daß neben Fleiß und Können auch der Eros zu Gaste kam. Das Mosaik seiner miniaturhaften Einzelschilderei vermag zu einer Stimmung zusammenzufließen.

Ein guter Name verpflichtet, und die Malerin, der dieser Aufsatz gilt, steht so im Schatten eines charakteristischen Künstlertums. Unwillkürlich drängen sich vergleichende Urteile auf, die Suche nach dem Gemeinsamen.

Ihre erste Schule hat Amelie Ruths bei ihrem Oheim genossen, dem sie bis zu seinem Tode treue Freundin und Begleiterin





Vierländer Diele Original im Besitz der Commeterschen Kunsthandlung in Hamburg

war. Dann aber sind andre Einflüsse stärker und bestimmend geworden. Ihrem ersten Lehrer hat Amelie Ruths vor allem die gewissenhafte Zeichnung zu verdanken, die Elementarbedingung der Malerei. Gleich in den ersten Arbeiten, mit denen sie an die Öffentlichkeit trat, zeigte sich die sorgfältige Durchbildung. Unter den vier kleinen Stükken, die sie an die Nachlaßausstellung ihres Onkels im Jahre 1905 angliederte, war eine Farbstudie, das Atelier Valentin Ruths', in dessen anheimelndem getäfeltem Geviert jetzt die ehemalige Schülerin selbst ihre Staffelei aufgeschlagen hat. Im Stil der miniaturhaften Sauberkeit des Lehrers ist das Interieur gezeichnet und das Sachliche betont. Der greise Ruths sitzt mit dem Rücken gegen den Beschauer an der Arbeit vor breiter Leinwand. Seine charakteristische Haltung, zu der ihn ein Fußübel zwang, ist scharf gesehen und gewissenhaft kopiert. Das Kolorit aber ist matt und läßt die entschiedene Farbengebung der späteren Arbeiten nicht ahnen.

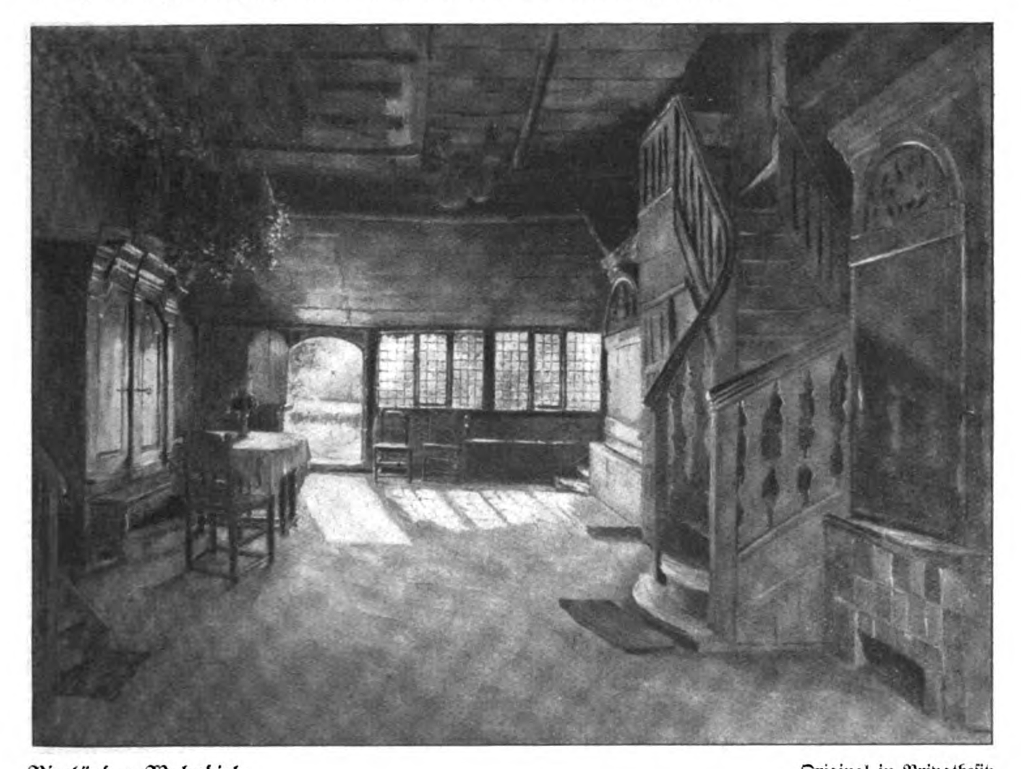
Die Wandlung, die Loslösung von der farbigen Zeichnung zur kernhaften Malerei beginnt bei Amelie Ruths, als sie der Belgier Henry Luyten in seine Ecole des Beaux Arts aufnimmt. Luyten, ein Künstler von Schrot und Korn der alten Niederländer, hatte damals — es war kurz nach der erwähnten Nachlaßausstellung — durch sein großes Triptychon »Der Streik« überall, wohin das Bild kam, berechtigtes Aufsehen erregt. In der bescheidenen Hamburger Künstlerkolonie jener Zeit wirkte die urwüchsige bezwingende Kraft, mit der er das soziale Problem meisterte, die in bestem Sinne virtuose Maltechnik wie eine Offenbarung. Die Kritik feierte ihn, der heute wegen seiner Deutschfreundlichkeit bei seinen Landsleuten schweren Stand hat, in einmütiger Anerkennung.

In dem kleinen Braschaet, einem Flecken in der weiten Küstenebene um Antwerpen, versammelte Luyten seine Schülerschar. Sie war international, und dadurch ergab sich schon manche erfrischende Anregung und mancher besondere Ansporn. Da war keine enge Lehrstube, das Atelier war nur für den anatomischen Akt. Luytens Dogma war

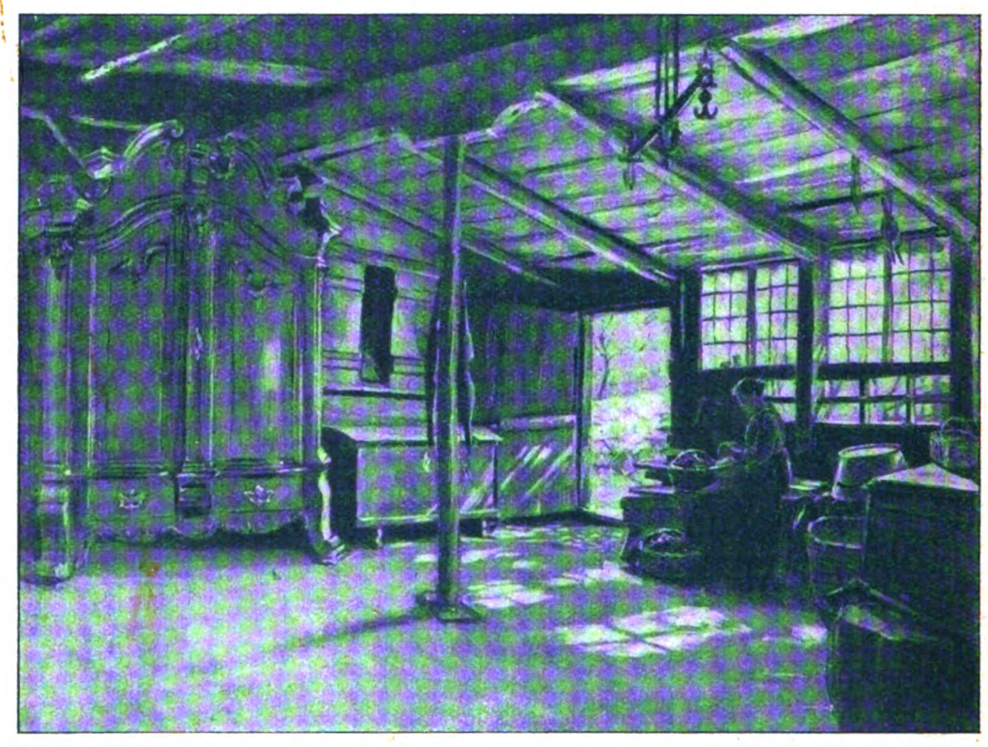
das Programm des Impressionismus: »Die Kunst ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament«, und sein Vortrag war munumental genug. Der flimmernde Sonnenschleier über der weiten, vom Meer dunstigen Ebene führte mit seinen augenfälligen Problemen ganz von selbst zur Freilichtmalerei. Die ängstlich zeichnerische Kontur entschwand der durch die realistische Schule gegangenen Hamburgerin, der Pinselauftrag wurde leicht und flüssig, die Farbe zum Element der Wirkung. Dazu kam eine Reise nach Paris, das Studium des klassischen Impressionismus an der Quelle.

Trotz dieser internationalen Schulung, wenn man in der Kunst eine solche überhaupt als Besonderheit hervorheben darf, ist Amelie Ruths doch eine typische Malerin norddeutscher Landschaft und Art geworden. Die Liebe zur Heimat ist ein Erbgut ihres Oheims, der nach der zu seiner Zeit üblichen italienischen Studienfahrt die heitere Bläue des Südens unter der trüberen Heimatsonne vergaß und wurzelzäh dahin seine Domäne begrenzte.

In die Vierlande, den fruchtbaren Garten Hamburgs westlich der Elbe, an die Küste der Nordsee und auf die friesischen Inseln führen uns Amelie Ruths' Bilder. Als beredte Auslegerin weiß sie auch gleichen Motiven neue Entdeckungen abzugewinnen. Mit besonderer Vorliebe hat sie in einer Reihe kleinerer Gemälde den intimen Reiz des alten Vierländer Bauernhauses behandelt. Aus den Bauten hinter den mächtigen Elbdeichen spricht ein stolzes Selbstbewußtsein, das nicht zurücksteht hinter dem alten hanseatischen Stadtpatriziertum. In weitem Ausmaß, wie es Herren zukommt, sind die Fundamente errichtet; kühn und frei, wie sich die Altvordern auf diesem Flußland fühlten, strebt das spitzgieblige abgesetzte Strohdach nach oben. Im Inneren sind da nicht die engen Bauernstuben wie in Mitteldeutschland oder in Franken. Selbst im Altenstübchen ist Raum und Licht genug zu behaglichem Wohnen. Auch der ererbte Hausrat sorgt dafür. Ein Schmuckstück, an dem in der Feierstunde sich das Auge erfreuen kann, ist in den meisten Häusern, sei es ein blanker Barockschrank mit schön geschwungenen Linien, eine mühsam geschnitzte Truhe oder ein mächtiger Ofenbau mit buntbemalten Kacheln.



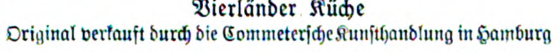
Vierländer Wohndiele — Original in Privatbesitz



Auf der Diele — Original im Besitz der Künstlerin

So sprechen die nach den Deichen gewundenen Dorfstraßen aus dem hanseatischen Elbgebiet, die Amelie Ruths bringt, die Interieurstudien ihrer Häuser auch zu unsern kulturellen Interessen. Aber darum ist es der Künstlerin nicht zu tun. Sie will keine Kulturhistorie betreiben, sondern die malerischen Werte erschöpfen. Leider gibt von diesem Bestreben der Schwarzdruck keine genügende Anschauung. Eins aber ist daraus zu ersehen: Licht und Luft sind die Hauptstücke. Das Freilicht steht vor den Fenstern und bringt durch Tür und Spalt. Man hat kaum den Eindruck des für die Interieurmalerei so konventionellen Helldunkels. Es ist eher manchmal zuviel Licht, so daß etwa die Schnittblumenbündel in der »Vierländer Diele« in ihrer sonnegesättigten Buntheit etwas zu kraß gegen die Atmosphäre des dunstigen Raumes zu stehen scheinen. Es sind Probleme in diesen Interieurs, die uns beschäftigen können. Die Malerin ist sicherlich darangegangen, ohne mit Virtuosenstückchen blenden zu wollen, wenn sie etwa

Vierländer Küche



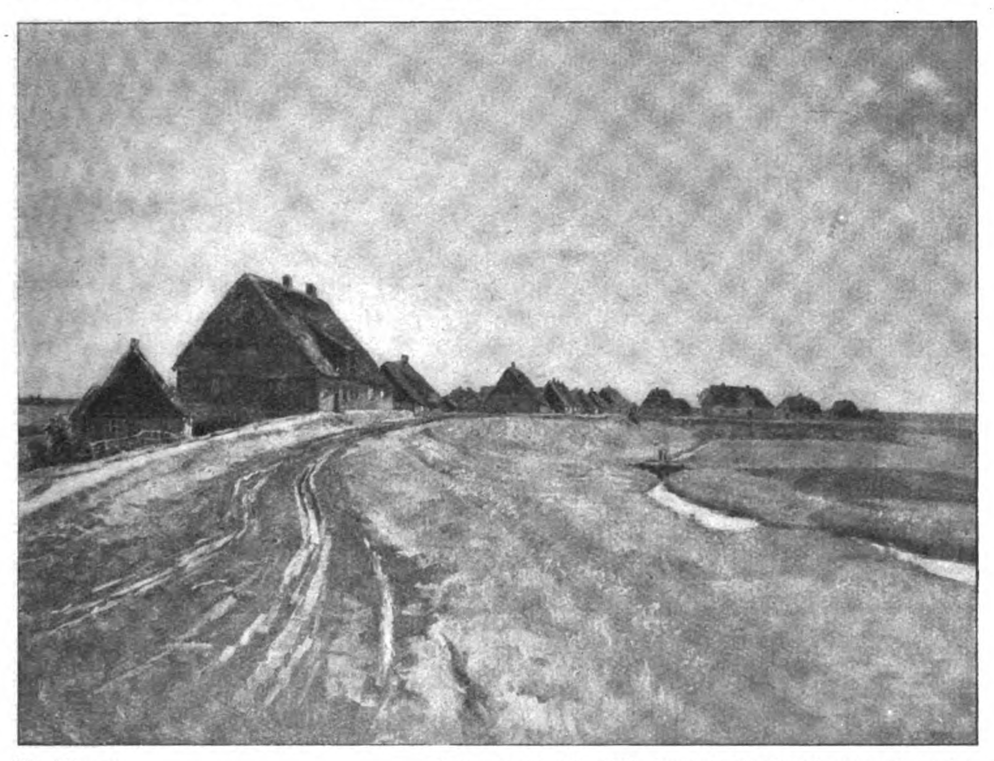
Original verkauft durch die Commetersche Kunsthandlung in Hamburg

das Fensterlicht in den bunten Glanzkacheln des Ofens im »Altenstübchen« auffängt und rücktönen läßt. Die Geschlossenheit des Motivlichen wird dadurch nicht verletzt.

Die Interieurs wissen auch stimmungsvoll zu erzählen. Die Benennung »Im Altenstübchen« könnte fehlen. Wir verständen dennoch den Gehalt des Bildes. Eine verhaltene Ruhe liegt über dem von der Werktagssonne des Nachmittags erfüllten Gemach. Draußen im Hof, Feld und Garten schafft das rüstige Leben. Wir sehen nichts davon, aber wir ahnen den Gegensatz. Die Kartoffelschälerin ist nicht mehr die Herrin des Hauses. Das Stübchen begrenzt ihr Reich, und in der Resignation des Witwentums hat die Alternde sich willig damit beschieden. Die Blumen am Fenster sind jetzt ihre besondere Freude, und wo sie dem Hause kleine Dienste leisten können, schaffen auch jetzt noch die arbeitsgewohnten, aber müde gewordenen Hände. Vor allem halten sie die eignen vier Wände blitzblank, und nur die Sonnenstäubchen haben Gastrecht.

Stille Feierstimmung liegt Amelie Ruths ganz besonders. Wo sie diese betont, gewinnt ihr Werk an Tiefe und Unmittelbarkeit. Sie steht abseits der modernen Bewegungsmalerei. Nicht, daß das Leben fehlt, ihre Farben liegen nicht schwer. Immer vibriert Luft und Licht in ihnen. Aber das Stoffliche hat den pastosen Charakter.

Wie feierlich klingt die menschenleere »Wohndiele« an unser Empfinden! »Dies ist der Tag des Herrn« — Melodie und Wort eines unsichtbaren Chors weht an uns heran — ferne Glockenklänge. Die offene Tür scheint uns zur Morgenandacht unter blühenden Bäumen in bunten Sommergärten einzuladen. Der tiefdunkle Schattenton des alten rissigen Holzwerks gibt den interessanten malerischen Grundakkord und bildet den dämpfenden Rahmen für die Bildausschnitte der farbfrohen Außenwelt.

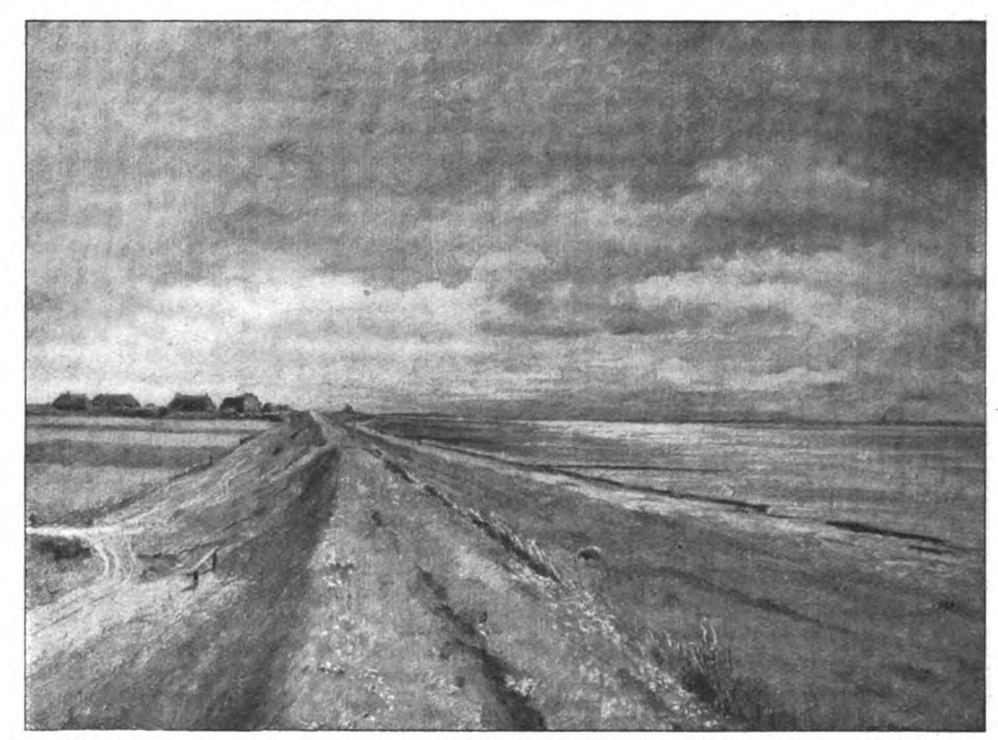


Nordstrand — Original verkauft durch die Commetersche Kunsthandlung in Hamburg

Wie begreiflich, haben gerade diese Dielen Amelie Ruths den Beifall einer wachsenden Gemeinde gebracht. Gedanken und Erinnerung an eine bessere Zeit können sich mit ihnen verbinden, wo das Leben noch Raum zu innerer Sammlung gab.

Rein malerisch höher stehen aber vielleicht die friesischen Inselstudien, die hauptsächlich





Am Strand — Original im Besitz von M. Markussen in Nordstrand

auf Sylt, Nordstrand und Helgoland entstanden sind. Das Stoffliche wird freilich nicht die gleiche werbende Kraft für den Geschmack der Allgemeinheit ausüben, dazu ist die Auffassung zu herb, und auch die Tonwerte sind dementsprechend nicht warm und weich Aber gerade der lapidare Ausdruck, dessen sich hier die Künstlerin bedient, zeugt von gesteigerter Individualität.

In breitem kräftigem Pinselvortrag sind die Strand- und Deichbilder auf die Leinwand gesetzt. Der freien Luft ist das größere Ausmaß gegegeben — sie ist in die Tiefe gemalt. Damit erweitert sich die Raumvorstellung zum Begriff der Unendlichkeit, den wir mit dem Meer verbinden. Milchig oder silbergrau ist der Himmel, durchsetzt von weiß- und dunkelflockigen Wolkenbänken. Gleichtonig schleiert sich die Atmosphäre über das Land und die See. Dadurch gewinnt die Wirkung an strenger Einheitlichkeit. Auch mit virtuosem Einfall weiß die Künstlerin zu steigern, so die Raumverhältnisse in dem Gemälde »Am Strand«. Hier wird durch den Deichweg, auf dessen Horizontpunkt die Erdhälfte des Bildes keilförmig zugespitzt



Bei der Arbeit
Original verkauft durch die Commetersche Kunsthandlung, Hamburg



Aus Flamland — Original im Besitz von Heddäus in Hamburg

ist, der Blick wie auf einer Gleitbahn in die Ferne, in die Unermeßlichkeit geschleudert. kantig mit geschlossenen Türen und leblosen Fenstern gegen die Helligkeit stehend — in einer monumentalen Starrheit wird uns das vorgetragen.

Die stille Feierlichkeit, die Amelie Ruths in den Elbdorfmotiven beliebt, ist hier ins Erhabene übersetzt. Das Wasser ist kaum merkbar bewegt, Wind und Wolken ruhen, und das menschliche Leben verbirgt sich. Das Gefühl der Öde, der Verlassenheit kann uns befallen unter diesem ersten Frühlicht, mit dem die Künstlerin malt. Wasser und Wüste — Meer und Sand — die Häuser tote Spuren des Menschen, gespenstergleich aus der dunstigen Atmosphäre wachsend oder scharf-



Ährenleserinnen
Original verkauft durch Franz Leuwer in Bremen

Die Binnenländer könnten die Menschen bedauern, die an solche Öden gebannt sind, aber ein gebürtiger Pellwormer erklärte mir nach Betrachtung der Deichbilder, sie erweckten in ihm Heimweh nach seiner Insel. Er bestätigte damit nur, daß erstes Empfinden der Malerin den Studien Ton und Gestalt gab, nicht etwa Berechnung und Grübelei des Ateliers.

Amelie Ruths ist in ihrer Landschafterei überhaupt keine Ateliermalerin. Den

Eindruck muß sie unmittelbar durch die Natur erhalten. Lieber als nach Vorstellung und Skizze arbeitet sie, wenn irgend möglich, das Bild gleich draußen fertig. So ist die Reihe der flämischen Motive nicht etwa aus der Erinnerung entstanden, sondern die Bilder gehören einer älteren Periode ihres Schaffens an und sind zum Teil in Braschaet selbst gemalt worden.

Die Entwicklung im Luytenschen Kreise muß sich schnell vollzogen haben, denn auch in dieser Bilderreihe steht schon eine fertige Malerin vor uns. Allerdings hat sich Amelie Ruths seitdem von der dogmatisch impressionistischen Manier, die in dieser Periode ganz energisch betont steht, freigemacht. Sie ist nur noch der Hintergrund ihrer Art geblieben.



Wasserträgerin

Im Stofflichen der flämischen Motive ist viel von der Vorliebe der Luytenschen Schule für soziale Probleme zu verspüren. Wie Novellen der Armut muten uns etwa die »Ährenleserinnen«, die »Wasserträgerin« und das »Aus Flamland« betitelte Gemälde an. Blühende Jugend und hoffnungsarme Zukunft in erniedernder Dürftigkeit sind in Beziehungen zueinander gesetzt. Das Elend ist dieser Jugend schon Tradition. Sie resigniert ohne Kampf. So steht es etwa in Ausdruck und Haltung der die Garbe auf der Schulter tragenden Ährenleserin geschrieben.

Die freie Flut des Lichts, das flimmernde Goldgelb des Atmosphärischen, mit dessen Fluidum Mensch und Natur sich amalgamieren, wirkt nicht mildernd. Das Elend enthüllt sich nur um so krasser. Man glaubt unter dem schadhaften Strohdach der Hütte durch den finsteren Türrahmen und den hohlen Fensterstock den dürftigen Hausrat zu sehen. Wer sich im Kriege durch den flandrischen Schmutz gearbeitet hat, kennt die Lehmkate, die Behausung jener jugendlichen und schon so müden Mädchengestalten. Und doch könnte (das haben wir uns dort wohl alle gesagt) an gleicher Stelle ein Idyll erstehen — die Natur wäre bereit dazu —, wenn eben nur der Mensch ein andrer wäre. Welchen Kontrast bieten dagegen etwa die Vierländer Motive — das deutsche Bauernhaus!



Um der künstlerischen Tätigkeit Amelie Ruths' gerecht zu werden, sei zum Schluß erwähnt, daß sie auch der Graphik nicht fernsteht. Sie hat eine Reihe sehr sauber durchgeführter Blätter, meist Radierungen, geliefert. Dem Elbdorf und der Inselwelt gilt auch darin ihre Vorliebe. Vielleicht gewinnt Stoffliches und Liniament des Einschaltblatts »Vierländer Deich« der Radiernadel der Künstlerin neue Freunde.

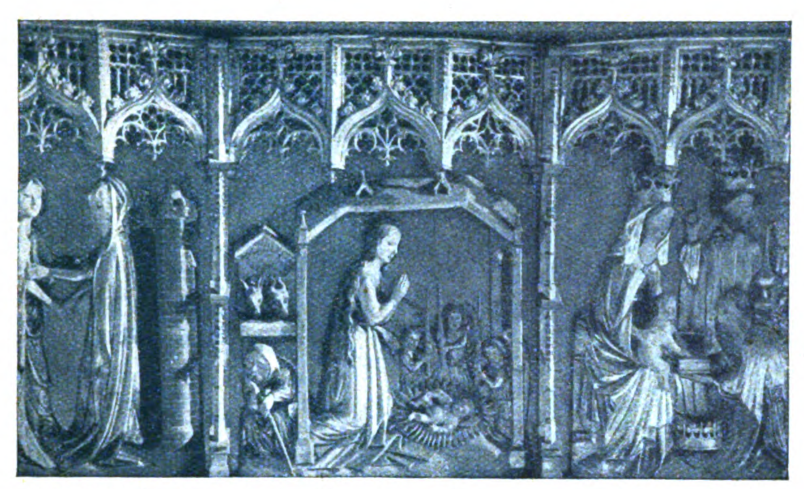
Und nun das persönliche Charakteristikum. Man soll es aus den Werken erkennen; aber dennoch ein paar Worte: Eine Frau mit klarem Aug' und geradem Sinn, sich bewußt, daß Erfolg nur zu vermehrter Arbeit an sich selbst verpflichtet. Das genügt.

Einem Mädchen ins Album

Ein Mandelbäumchen war recht weit
Nach Norden hin verschlagen.
Da hat es redlich noch geblüht,
Doch niemals Frucht getragen.

Da kam im Herbst ein Wandersmann
Und schalt des Gärtners Mühen,
So strich er fröhlich seinen Bart:
„Mich freute schon das Blühen."

Theodor Bohner



Mittelstück der Predella des Hauptaltars in der Johanniskirche zu Werben

Vergessene Städte der Altmark

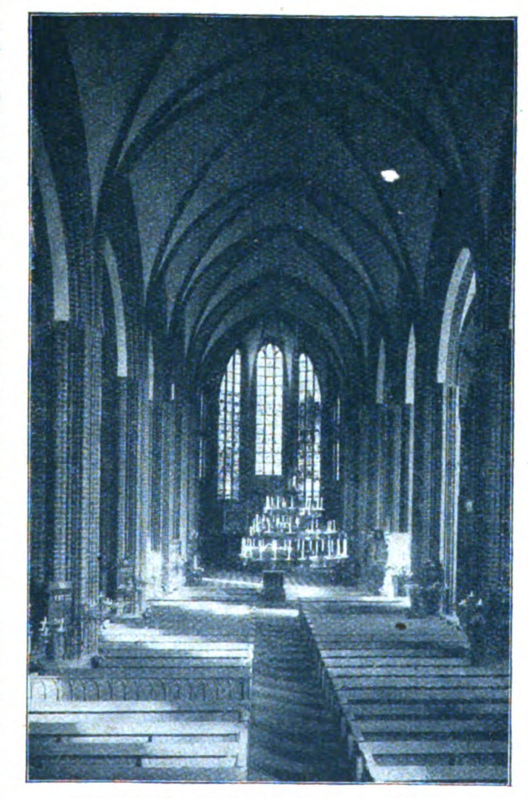
Von Hildegard Dannenberg

Versteckt im altmärkischen Sande liegt die kleine Stadt **Wilsnack**, an der Bahnstrecke Berlin—Wittenberge, vergessen, fast unbekannt. Hunderte von Reisenden, die täglich im Eisenbahnwagen an ihr vorübersausen, hören den Namen zum erstenmal: Wilsnack! Der Schaffner ruft's, an den Stationsschildern steht's geschrieben, die Schläfer drin im Wagen wachen beim Ruck des Haltens auf und sehen verstört und schlaftrunken hinaus: Wilsnack — weiter nichts, darum aufwachen? Es lohnt sich, fortzudämmern. Und sie nicken wieder ein.

Wir aber steigen hier einmal aus, sagen dem Schienenstrang auf einige Zeit Lebewohl und steuern der Stadt zu. Uns sagt sie mehr; wir fühlen uns beim Klang ihres Namens in Zeiten versetzt, wo er noch in aller Munde war.

Betritt man eine gut erhaltene alte Stadt und sucht aus den vorhandenen Resten auf Alter, Art und Geschichte zu schließen, so richtet man wohl den Blick auf dreierlei Gebäudearten: Burg oder Schloß mit Befestigungsresten; Kirche, Kloster, Stift u. ä.; Rathaus, Roland und Bürgerhäuser. Dann hat man die äußeren Merkmale der drei wichtigsten Gewalten, die für die Stadt eine Rolle gespielt haben können: Lehns- oder Fürstenherrschaft, geistliche Macht, Bürgergewalt. In vielen Städten, wo alle drei Gebäudearten noch erhalten sind, können wir an den Baustilen der einzelnen schon den Gang der Entwicklung erkennen. Im großen gesehen, ist die Macht, vom Lehnswesen oder der Geistlichkeit ausgehend, unter ihnen weiter entwickelt, bis das Bürgertum stark genug wurde, um das Erbe der Vorgänger anzutreten. In den einzelnen Städten ist der Lauf dieser Machtverschiebungen aber ein ganz verschiedener, und es sprechen geographische Lage, Art und Rasse der Bewohner und gewisse zufällige Einflüsse mit.

In solcher Weise betrachtet, macht Wilsnack auf den Unbefangenen etwa diesen



Inneres der Johanniskirche in Werben

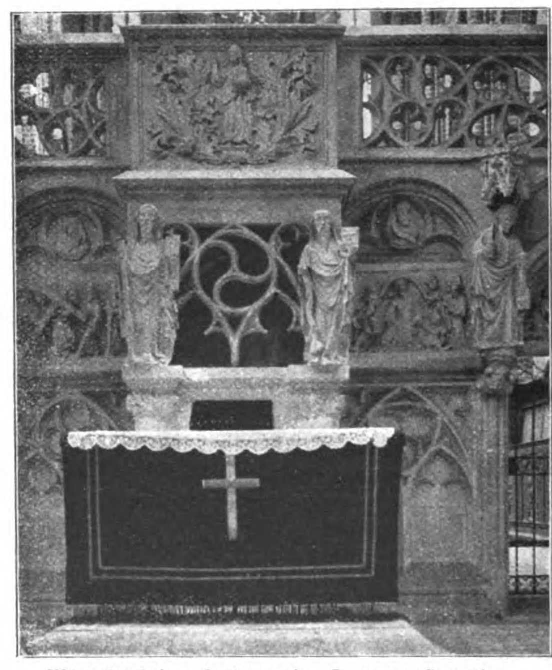


Leuchter im Dom zu Havelberg

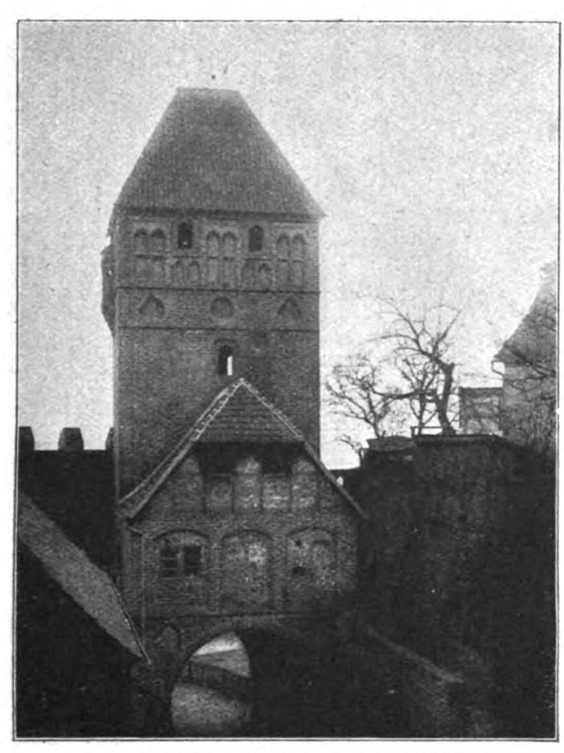
Eindruck: Mitten im flachen Lande erhebt sich ein kleiner Haufe unscheinbarer Häuser, ohne besonderes Alter, ohne irgendwelchen Reiz. Sie begrenzen den weiten Marktplatz und verteilen sich von ihm aus ziemlich regelmäßig in einige wenige Straßen und Gassen. Auf dem Marktplatz aber, etwas erhöht, thront eine massige Backsteinkirche, die neben den Häusern im Umkreis doppelt gewaltig erscheint. Festungsreste fallen nicht ins Auge, und kein bedeutender Rathausbau tritt mit der Kirche in Wettbewerb, die inmitten der kleinen Wohnhäuser wie eine Klucke bei ihren Küken ruht. Machtvoll ragt ihr breiter Giebel über die umliegenden Dächer empor, und der goldene Schein der Mittagssonne läßt das Backsteinrot in wundervollem warmem Ton erglühen. Dieser tiefe, durchsonnte Farbton der Ziegel ist eine malerische Schönheit, die nur die Backsteinbauten unsers Nordens kennen — heutzutage haben wir nicht mehr dieselbe Zusammensetzung des Steins. Fast jede deutsche Stadt ist seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit einem Postamt oder einem andern öffentlichen Gebäude aus rotem Backstein gesegnet; auch darauf scheint die Sonne wie auf die Kathedralen des Mittelalters, aber jene herrlichen glutroten Farben vermag sie aus den modernen Ziegeln nicht hervorzulocken.

Im Mittelalter war Wilsnack, dieses heute so unscheinbare Ackerbürgerstädtchen, einer der bedeutendsten Wallfahrtsorte Norddeutschlands. Scharen von Pilgern wallfahrteten alljährlich zu dieser gotischen Kirche auf dem lindengeschmückten Marktplatz, der berühmten Wunderblutkirche. In der Raubritterzeit, so erzählt die Sage, zog ein Ritter von Bütow im Havelland umher. Auch die alte Wilsnacker Kirche fiel seinen Brandschatzungen zum Opfer; aber aus dem Unheil sollte der Stadt reicher Segen erwachsen: ein Priester fand in den Trümmern des Gotteshauses die Hostie unversehrt, doch von Blutstropfen gerötet. Bald erhob sich dank reichen Stiftungen an derselben Stelle eine neue, die heutige Kirche, und die blutige Hostie wurde ihr höchstes Heiligtum.

500 Jahre zurück! Wie anders das Stadtbild! Es ist gerade Wallfahrtstag. Die breiten Wanderstraßen, die zur Stadt führen, sind belebt von Fußgängern und Gefährten aller Art, in denen man Kranke vornehmer und geringerer Abkunft von nah und fern heranbringt. Die Stadt selbst ist voll geschäftiger Tätigkeit, alle Häuser prangen im Schmuck von Zweigen und Heiligenbildern, die Kirche voran. Auf dem Marktplatz haben Händler ihren fliegenden Stand errichtet und preisen den weitgereisten Pilgern mit schallen-



Mittelstück des Lettners im Dom zu Havelberg



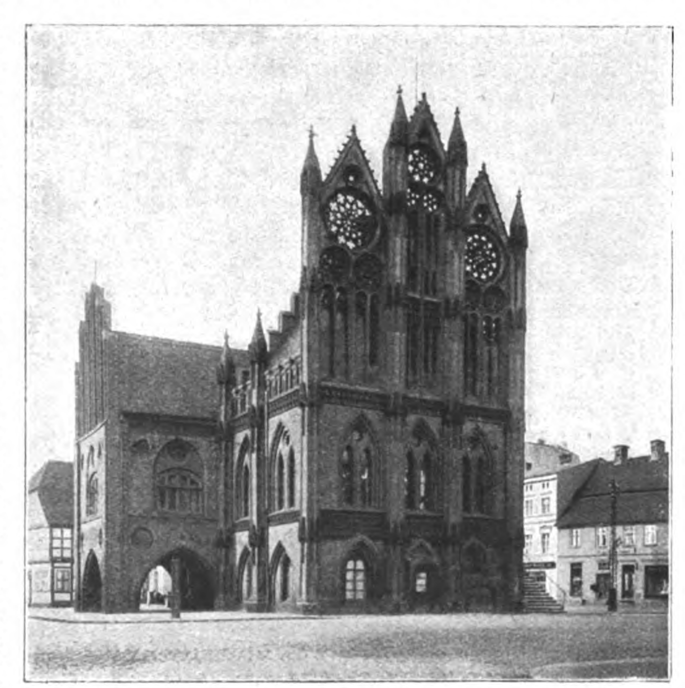
Tangermünde: Abend an der Roßfurt

Gegenwart! — Verschwunden das bunte Bild, leer die kleinen sauberen Straßen, riesenhaft dort die einsame Kirche auf dem weiten Platz, verwaist und bedeutungslos die alten Zufahrtsstraßen in dem armen, sandigen Boden, und es ist, als ob wir geträumt hätten.

Weiter wandern wir in dieses alte Land deutscher Vergangenheit. An Fischerdörfern vorüber, über dürre Heide, durch ernste, schweigende Kiefernwälder. Hier und da eine Erinnerung im Namen: Quitzöbel! Einst eine Burg der Quitzows, jetzt ein Dörflein wie viele andre, die Burg längst zerfallen, am Wege ein Gedenkstein für zwei Brüder des stolzen Geschlechts, die hier in unheilvollem Kampfe geblieben sind. In den weiten Hintergärten der niedrigen strohgedeckten Katen sind die Fischernetze ausgespannt, und da und dort kündet ein kieloben ruhender Kahn den nahen Strom an. Lang ziehen sich die Wiesen bis zum Elbufer hin — endlich sehen wir den ersten, den Binnendeich. Frisch weht es dort oben und riecht nach Wasser. Im Sturmschritt hinunter auf die feuchten Wiesen! Dann den zweiten Deich hinauf — und wir sind nahe der Havelmündung an der breit dahinströmenden Elbe. Doch von Mündung ist nicht viel zu sehen. Fast das ganze Jahr hindurch

der Stimme ihre Opferkerzen, Bildchen und Andenken an. Gerade schreitet eine Prozession feierlich über den Platz durch das geöffnete Hauptportal in die Kirche hinein; weithin tönt das Brausen der Orgel, Weihrauchduft weht über dem Ganzen, bunte Meßgewänder beleben die dunklen Farben der Wallfahrerscharen. Von allen Seiten strömen sie nun herzu, siech und elend, ohne Unterschied des Standes, um gläubigen Herzens Heilung zu suchen.

Die Bürgerschaft aber trägt das Haupt noch einmal so hoch in solchen Tagen. In dichten Reihen stehen flachsblonde Kinder, Kopf an Kopf, und bestaunen den Pilgerzug. Manch sehnsüchtiger Blick trifft dabei die bunten Auslagen der Händler, die roten Mäntel und blinkenden Weihrauchfässer der Meßbuben. Die Mädchen und Frauen der Stadt drängen sich gruppenweise im Kirchenschiff zusammen und harren des Wunders, das sich nun bald vollziehen wird.



Das Rathaus in Tangermünde



Das Bismarcksche Schloß in Schönhausen

wurde aus der deutschen Stadt das wendische Bollwerk Pritzlawa. Dann aber trat 1134 unter Kaiser Lothar Markgraf Albrecht der Bär seinen Eroberer- und Siegeszug durch das Land um Elbe und Havel an und gründete 1160 in Werben die Johanniterkomturei. Später siedelte er Niederländer in der Stadt an, die dadurch u. a. die (ihr bis 1747 verbliebene) freie Gerichtsbarkeit erhielt. Für ein halbes Jahrtausend war damit die Entwicklung Werbens in gesunde Bahnen gelenkt; wenigstens von größeren Wirren blieb man verschont. Erst der Dreißigjährige Krieg, unter dem alle Städte der Altmark stark gelitten haben, brachte den Werbenern neue große Nöte. Danach sank Werben immer mehr zu dem herab, was es heute ist: eine kleine verträumte Provinzstadt.

sind die Wiesen landeinwärts überschwemmt. Meilenweit, bis zum fernen Horizont dehnt sich die graue Wasserwüste, ein weites, nebliges Meer. Fern, am äußersten Rande, ragt wie ein Schemen der Umriß eines Trumes aus dem Nebel heraus: St. Johannis in Werben.

Wie bei allen Flußstädten ist der schönste Anblick der von der Wasserseite. Läßt man sich vom Außendeich her übersetzen und kommt so der Stadt langsam näher, so steigt sie in festem Zusammenhange allmählich vor dem Blick auf. Noch heute erkennt man unschwer die alte trutzige Grenzfestung, die manchem Wendenansturm hat begegnen müssen. Munter klettern außerhalb der alten Wehrbefestigung Gärten am Wasser empor, die schwere Backsteinmauer freundlich umkränzend. Immer höher klimmt der steile Fahrdamm von der Landungsstelle an aufwärts, bis er endlich die Höhe der Hauptstraßen erreicht. Werben hat sein geschlossenes altes Stadtbild glücklich bewahrt, und es ist hier leichter, auf die Vergangenheit zu schließen, als in Wilsnack, das seine Bedeutung doch immerhin einem Zufall, einer besonderen Fügung verdankt. Bei Werben spricht vor allem die beherrschende Lage oberhalb der beiden Grenzflüsse mit. Bereits 937 wird der Ort urkundlich erwähnt. In seiner alten (nicht mehr vorhandenen) Burg waren Heinrich der Heilige und sein Nachfolger Konrad II. zu Gast im Lande, das als Grenzfestung des Reiches dauernde Slaweneinfälle zu gewärtigen hatte. 1056, im Todesjahre Heinrichs III., unter dem das Heilige Römische Reich Deutscher Nation seine größte Ausdehnung gehabt hatte, erlitt der kaiserliche Markgraf in Werben eine schwere Niederlage, und für mehr als hundert Jahre

Hält man Umschau, so findet man manche Erinnerung an die alte Zeit des Glanzes. Die Stadt hat noch den Burgcharakter ihrer Erbauerzeit bewahrt. St. Johannis in der Mitte, die Wohnhäuser drum herum, im äußeren Ringe dann die Scheunen mit der Rückfront zum Wasser, und endlich, wo sie noch erhalten ist, die Stadtmauer. An dem Grundplan dieser Anlage haben auch nachfolgende Zeiten nichts geändert. Der wuchtige, ernste Dom zieht uns vor allem an. Im 13. Jahrhundert begonnen, hat er über 200 Jahre zur Vollendung gebraucht und trägt so die Spuren der Bauentwicklung vom Übergangsstil bis tief in die Spätgotik hinein.

Wir suchen den Küster. Er ist zugleich Stadtschneider und wohnt in einem kleinen Giebelhause nahe der Kirche. Ein altes vielverschnörkeltes Straßenschild kündet seine Werkstatt, und wenn man den freundlichen weißhaarigen Alten inmitten der Gesellen und Lehrlinge auf dem breiten Schneidertisch findet, die Hornbrille auf der Nase und in der feinen, schmalen Hand die Nadel, da glaubt man, im Deutschland Dürers und Hans Sachsens zu sein. Bereitwillig legt unser Meister den angefangenen Rock beiseite, mit dem frohen Stolz des Einheimischen, seine Kirche zeigen zu können.

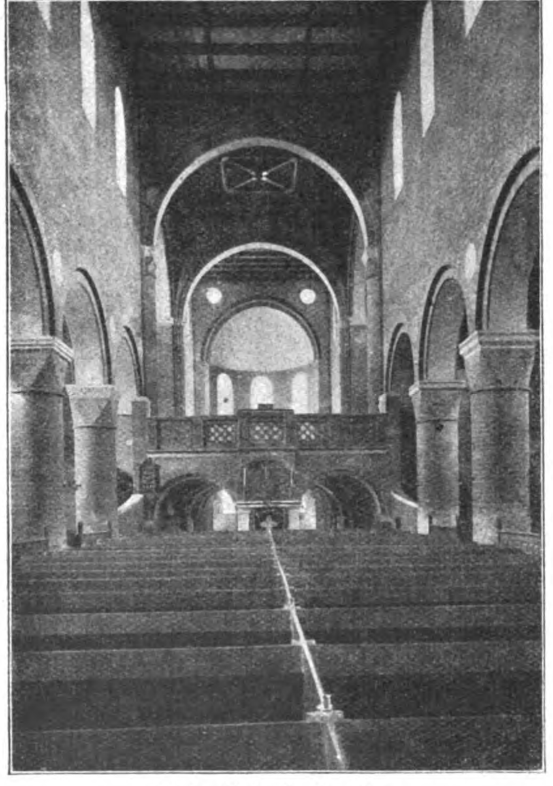
Im Inneren kann sich der Blick weiten in der starken, klaren Raumgliederung des Baues. Wie alle altmärkischen Kirchen ist er bodenständig, erdbewußt. Keine Nebendinge lenken das Auge von der Hauptsache ab.

Schließlich steigen wir mit unserm freundlichen Führer auf den Turm, schreiten hinweg über die Gewölbe der Kirchenschiffe und haben dabei das eigenartige Gefühl, auf dem Dache einer Moschee zu wandeln und dabei eine Kuppel nach der andern an uns vorbeiziehen zu lassen. Weiter geht's, die schmale Wendeltreppe hinauf zur Glockenstube, wo wir die ehernen Wächter grüßen und ihre ehrwürdigen Inschriften zu lesen suchen.

Dann aber nimmt der Blick Flügel, um die Weite der Landschaft, die sich vor uns dehnt, recht zu begreifen. Er schweift vom westlichen Endpunkt, wo der Turm des Havelberger Doms herüberwinkt, hin zu den Stendaler Türmen im Süden. Davor glitzert als breites silbernes Band in der Mittagssonne die Wasserfläche der beiden Flüsse und ihrer überschwemmten Ufer. Frisch pfeift der Wind um die Ohren, rüttelt am Gebälk und braust übers Land. Weiter südlich am rechten Elbufer liegt der als Landungsstelle oft benutzte Ort Sandau. Zuletzt ging Blücher 1806 hier mit den Resten seines Heeres nach eiligem Rückzug aus der Jenaer Unglücksschlacht über den Strom, um sich dann ehrenvoll bis Lübeck durchzuschlagen.

Von Sandau aus führt die schnurgerade Fahrstraße nach Havelberg, dessen Stadtsilhouette schon von weitem als lockendes Ziel winkt. Wer über die äußere Brücke geschritten ist, betritt eins der reizvollsten Städtchen Norddeutschlands. Besonders zur Zeit der Baumblüte, wenn die Gärten des Domberges mit schneeigem Leuchten die ernsten Bauten umrahmen und so vermittelnd zwischen sie und die farbenfrohere Unterstadt treten, ist der Anblick der Stadt von dieser Außenbrücke aus malerisch fesselnd. Ein Wasserarm trennt den inselartigen Domberg von der Altstadt. Langsam steigen inmitten der Gärten die Siedlungen auf der Dominsel bergan, Kanäle und Flußarme sind durch Brücken und Brückchen verbunden — man denkt an das Ilzufer in Passau, an Klein-Venedig in Straßburg und an Alt-Bamberg, wenn man die Reihe der Fischerhäuser entlang blickt. Als Krönung erhebt sich oben der Dom, wuchtig in der frühromanischen Fassade und dem späteren gotisch gewölbten stattlichen Langhaus. Das schlichte Äußere wird ergänzt durch die reichen Skulpturen im Inneren, an Chorgestühl und Lettnerreliefs. Das Domstift, einst ein Hauptstützpunkt der Kolonisation des rechtselbischen Landes, ist heute ein stilles Altfräuleinstift, und unter den mächtigen Linden des Domplatzes, wo einst stolze, farbenprunkende Stiftsherren zum Kapitel schritten, bewegt sich hin und wieder eine zierliche Gestalt im hochgeschlossenen schwarzen Kleid mit weißer Halsrüsche, das Spitzenhäubchen auf dem glattgescheitelten silbernen Haar, und ihr freundlich-stilles Lächeln paßt zu dem abgeschlossenen Erleben von Domberg und Stadt.

Geschlechter stiegen herauf und vergingen; ihre Bauwerke, eins mit der Natur, aus der heraus sie geboren wurden, sind uns geblieben, als Zeichen der Gesinnung und Entwicklung. Sie geht in frühe Zeit zurück. Ursprünglich bestanden verschiedene Berggemeinden, heute Teile der Stadt, als Einzelortschaften nebeneinander, Fischerdörfer, deren Bewohner von dem Fischreichtum der Havel einträglich leben konnten: der Wende-, Hainotten-, Neu-, Köper-, Bischofs- und Sperlingsberg. Alle waren deutsche Ansiedlungen gegen die Wendeneinfälle und bildeten zusammen die Burgwardei Havelberg. 948 gründete Otto I. das Bistum Havelberg, das aber in den Wendenaufständen der folgenden Jahrzehnte zugrunde ging. 1128 traf



Klosterkirche in Jerichow



Marienkirche und Rathaus in Stendal

Hausgerätschaften, Krüge und Teller, Fahnen und Meßgewänder — so geht es in bunter Reihe bis zu den Trachten aus der Biedermeierzeit. In den Fenstern grüßen die Wappen der mächtigsten altmärkischen Geschlechter, unter ihnen, uns besonders vertraut, das Bismarckſche.

Drüben, ein Stück weiter ins Land hinein, liegt Schönhausen, das unter Kurfürst Johann Georg zwei Brüder Bismarck gegen Schloß Burgstall in der Letzlinger Heide, womit Ludwig der Römer einst ihren Ahnherrn Klaus von Bismarck belehnt hatte, eintauschten. Im Dreißigjährigen Kriege brannte das alte Schloß nieder, an dessen Stelle um 1700 das heutige entstand. 1806 hatte es unter französischer Einquartierung zu leiden, und Otto von Bismarcks Eltern mußten in den umliegenden Elbsümpfen Zuflucht suchen. 1813 waren Körner und Jahn mit den Lützowern hier zu Gast. So berichtet die Geschichte von dem Ort, der freilich heute durch sein unbedeutendes Bismarckmuseum (voll geschmackloser Erinnerungsgaben dankbarer Verehrer) den Andächtigen enttäuscht. Aber ihn entschädigt die wundervolle siebenhundertjährige Backsteinbasilika des Dorfes in ihrer gedrungenen, machtvollen

Bischof Otto von Bamberg, der auf einer Missionsfahrt diesen nordöstlichen Vorstoß wagte, hier nur slawisches Leben. Kurze Zeit darauf aber begann unter Albrecht dem Bären die endgültige Germanisierung der Stadt. Der Dreißigjährige Krieg brachte viel Leid, 1626 mußte Havelberg eine Belagerung durch die Dänen und Verteidigung durch die Kaiserlichen erdulden. Mit vielen andern wanderten damals die Vorfahren Eduard Mörikes aus dieser ihrer Heimatstadt in das sonnigere, friedliche Schwaben aus. Am Ende des großen Krieges war die Stadt völlig zerstört, und es vergingen lange Jahrzehnte, ehe Fischerei und Schiffahrt sie wieder aufleben ließen.

Einen letzten Blick von der Domterrasse auf die Altmark vor uns, dann treten wir in das prächtige kleine Stadtmuseum ein, das in einem Teile des ehemaligen Prämonstratenserklosters untergebracht ist. Hier erhält man ein buntes Bild der Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Da stehen die sogenannten »Einbäume«, die ältesten Kähne der Havelfischer aus der Pfahlbauzeit, Urnen und Waffenfunde folgen, Münzen und



Der Roland vor dem Rathause in Stendal



Das Ünglinger Tor in Stendal

brecht der Bär in die Altmark gerufen hatte, um mit ihrer Hilfe das wendische Land christlich und die brachliegende Erde zu Ackerboden zu machen, schufen in Jerichow ihren östlichsten Stützpunkt. Wie ihr Nachbarorden, die Zisterzienser, vor allem fleißige Kolonisten, ließen sie die Kunst erst in zweiter Linie, im Gefolge des praktischen Schaffens, erscheinen. So übernahmen sie die Bauformen andrer Orden und fügten ihnen künstlerisch nichts Neues hinzu. Der strenge Stil der Jerichower Kirche beweist den praktischen, ernsten Sinn seiner Erbauer. Wie von außen, wirkt sie auch im Inneren: groß und schlicht.

Nach mehrstündiger Deichwanderung westwärts steigt Tangermünde vor uns auf. Malerisch liegt es, von der Burganlage gekrönt, am jenseitigen Ufer, Strom und Landschaft weithin beherrschend. Wieder ist historischer Boden um uns — ein letzter Blick vor der Überfahrt nach jenem Dorfe rechts: das ist Wust, der alte Wohnsitz der Kattes. Friedrichs des Einzigen gedenken wir, der in der Todesstunde des Freundes in Küstrin die Berufung zu seinem hohen Amt empfängt.

Dann eine kurze Stromüberfahrt, und wir steigen den Uferdamm hinauf und treten durch die »Roßfurt« in die Residenz Karls IV. Haben wir in Wilsnack und Werben nach den Kirchen

Gliederung, entschädigt wohl auch im Sommer der alte, herrliche Gutspark, dessen Wipfel raunen von allem, das sie erlebt haben.

Weiter landeinwärts liegt Jerichow, früher eine blühende, reiche Abtei — heute nur noch eine mächtige romanische Kirche inmitten niedriger Bauernhäuser. Wie in Wilsnack, so sucht auch hier das Auge unwillkürlich nach den Wohnhäusern, die der Größe des Gotteshauses ungefähr entsprechen — aber es findet nur die weite Einsamkeit der norddeutschen Ebene, in der der Dom wie eine letzte Erinnerung steht. Noch riesiger wirkt er drum, eindringlicher spricht er vom Vergehen und Dauern der Dinge.

Die Prämonstratenser, die Al-



Der Domfriedhof in Stendal

geschaut — hier sehen wir vor allem nach der Burganlage und dem Rathaus, die Kirchen verschwinden dagegen; denn Tangermünde war Residenz und blühende Handelsstadt. Was Jerichow und Havelberg für die Geistlichkeit, war die Elbfestung für das Reich und die Hanse: das feste Bollwerk nach Osten hin. Nun stehen wir vor dem Rathaus, und sein Ostgiebel redet eine eindrucksvolle Sprache zu uns von Wohlstand und Kunstgefühl seiner Erbauer. Dem Choriner Klostergiebel verwandt, steigt er von unten an dreiteilig auf wie ein Kirchengiebel. Bis zum Dachbeginn ist er einfach und massig; drei Fensterbogen bilden in jedem Stockwerk die einzige Unterbrechung des Mauerwerks. Mit dem Erreichen der Dachhöhe aber lockert sich der ganze Bau, strafft sich, reckt sich in die Höhe. An Stelle der Mauerteile treten zwölf schlanke, hohe Bogen, den Blick gewaltsam nach oben zwingend. Und immer kühner wird's. Ein reichgegliederter Aufbau quillt aus dem schlichten Fundament hervor: die vier Bogen jedes Seitenteils tragen zwei durchbrochene Rosetten, während der Mittelteil wie im vorigen Geschoß in schlanken Bogen weiterstrebt. Auf dem Rosettenpaar jeder Seite thront eine große Rose, die einen Seitengiebel trägt. In dieser Mitte folgen in dieser Höhe erst die beiden kleinen Rosetten, dann auf ihnen die große, von dem Mittelgiebel gekrönt, der die Nachbarn zur Rechten und Linken um ein gut Teil überragt. Aus den vier Pfeilern, die die drei Mauerteile von unten auf begrenzen, wachsen zwischen den Rosen endlich schlanke Fialen hervor. Doch das ist erst die Form; ihr gesellt sich höchst wunderbar die Schönheit der Farbe. Wenn die Glut der abendlichen Sonne den Giebel bestrahlt, erwärmt und das verschiedene Rot und Grün seiner Ziegel durchleuchtet, während unten schon kalte, blaue Schatten auf dem Stein liegen, dann erst kommt rechtes Leben in den Bau.

Zusammen mit Werben und Arneburg wurde Tangermünde 925 von Heinrich dem Vogler als Schutz gegen die Wenden erbaut. Unter Albrecht dem Bären Residenz geworden, von Niederländern besiedelt, die dem stammverwandten Lande ihre Sprache und ihre Gesetze brachten, begann es seine Glanzzeit. Markgraf Otto IV. mit dem Pfeil, der Minnesänger, lebte hier, Waldemar der Große feierte 1311 in der Stadt seine Hochzeit mit großer Pracht. Auf der Burg hielt er den thüringischen Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wange, den Sohn der heiligen Elisabeth, gefangen. 1373 ritt Karl IV. hier ein. Ein Jahr später versammelte er die Reichswürdenträger in Tangermünde, um die Vereinigung Brandenburgs und Böhmens, seinen Lieblingsplan, zu vollziehen. Sigismund verbrachte seine Jugend auf der Burg. Unter ihm wurde St. Stefan, 1158 vom Enkel Albrechts des Bären gegründet, von Karl IV. umgebaut, zur Stiftskirche. Unter Jobst von Mähren tobte der Kampf gegen die märkischen Raubritter vor den Toren der Stadt. Konrad von Quitzow ertrank vor Tangermünde im Elbstrom. 1412 hielt Friedrich von Nürnberg seinen Einzug in die Stadt, die zur Residenz seines Sohnes und Enkels wurde. Johann Cicero verlegte sie dann endgültig nach Berlin-Cölln und machte damit der Größe Tangermündes ein Ende.

Mit der Bahn erreichen wir Stendal, einst eine der größten Reichsstädte, heute mittelgroß, industriebelebt, aber noch im Schmuck der alten Tore und Kirchen erglänzend. Hier saßen die Bismarcks als Geschlechterherren seit 1200, bis Klaus von Bismarck nach seinem Kampf mit den Zünften als Kanzler Ludwigs des Römers auf Schloß Burgstall zog. Der älteste Teil Stendals wird Anfang des 11. Jahrhunderts von Bischof Bernward von Hildesheim erwähnt. 1160 erhält es unter Albrecht dem Bären Stadtrecht; 1188 wird das Domstift gegründet. Das Charakteristische der alten Stadt, das sich zukunftsarme Landstädtchen wie Tangermünde, Werben und Havelberg bewahren konnten, ist am Stendaler Stadtbild verlorengegangen. Hier fühlt man den raschen Pulsschlag unsrer Zeit. — Aber einen Blick wollen wir auf den Dom werfen. Der Wilsnacker Kirche verwandt, demselben Patron, St. Nikolaus, geweiht, vermag er außen wie innen den spätromanischen Westbau mit dem gotischen Längshaus in vollem Einklang zu bringen; der weite, freie Bürgergeist des späten 14. Jahrhunderts lebt sich in diesem klaren und lichten Raumbilde aus.

Ein fesselndes Bild gewährt der Marktplatz mit dem Blick auf Rathaus und Marienkirche, die eine geschlossene Gebäudegruppe bilden. Das älteste an ihr ist der Unterbau der Kirche, der, aus dem 13. Jahrhundert stammend, den Übergang vom Romanischen ins Gotische zeigt. Dann folgt das alte Rathaus (rechts), aus zwei neben- (auf dem Bilde hinter-) einanderstehenden Backsteinhäusern mit einfachen gotischen Staffelgiebeln bestehend. Im 16. Jahrhundert darauf erhielt die Kirche die schlanken Türme aufgesetzt, und endlich, kurz vor 1600, wurde das Rathaus um den linken Renaissanceteil aus Sandstein erweitert. Der Roland ist Spätgotik von 1525. Malerisch reizt das Gesamtbild durch das Zusammenwirken von verputztem und reinem Backsteinbau; architektonisch ist es so wertvoll, weil wir an ihm die allmähliche Entwicklung von vier Stilarten vor Augen haben. —

Eisenbahnen rattern, Fabrikpfeifen gellen: der Traum vom Mittelalter ist in Stendal ausgeträumt; die Gegenwart umfängt uns wieder.



Irmgard von Bongé: Aus dem Schloßpark in Schwerin

Meine Weiße Frau

Von Emil Sandt

Die Wachen waren eingeteilt. Der Kasernenhof glitzerte unter der Januarsonne. In den Himmel, der uns in bewegungslosem Ultramarin überspannte, stiegen kerzengerade feine Rauchsäulen aus den zahlreichen Schornsteinen, die die Jahrhunderte ebenso tapfer überstanden hatten wie die Riesenkaserne, zu der sie gehörten. Das Königlich Preußische 2. Garderegiment zu Fuß, so reich an altem Ruhm wie bereit, neuen zu erwerben, war heute an der Reihe, Ehrenposten zu stellen und Posten zur Sicherheit von Gut und Leben in der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Berlin. Da war die Schloßwache; die Hauptwache am Kastanienwäldchen; die Brandenburgertorwache; die vielen prinzlichen Paläste; die Reichsbank; das Zeughaus — und alles andre bis draußen hinaus zum Plötzensee, durch dessen freundliches Gesicht immer etwas Melancholie schimmerte, weil sich in ihm das trostlose Zentralgefängnis widerspiegelte. Die braven Grenadiere waren bereit, alles zu ehren, alles zu bewachen, alles zu schützen.

Während wir noch in langer Front auf dem knirschenden Kies standen, kam der Major durch das Tor geritten, das unsern Kasernenhof von der immer lärmvollen Friedrichstraße trennte. Er war eine Riesengestalt auf einem Riesengaul. Über einem Augenpaar, hart und graublau wie der düstere Schein einer Toledanerklinge, saßen statt der Augenbrauen zwei breit ausgezogene Haarbüsche, deren Rot etwas tiefer war als das des Vollbartes. Und die Gestalt —? Trotz der Überlebensgröße von einem so wundervollen Ebenmaß, als sei sie in der Werkstatt eines Bildhauers gewachsen.

Sein ritterliches Roß zu beschreiben, erspare ich mir. Ich beschränke mich auf die sachverständige Kritik meines Korporalschaftsführers, des Herrn Unteroffiziers Johann Kocziulka aus Pankow bei Berlin. »Wenn dem seinen Jaul seine Plattfüße nich jrößer sind wie meine Mutter ihre Waschbalje, laß ick mir 'ne Perücke von Schafswolle machen. Wenn ick tot bin.«

Der Major hielt vor der Front. Auf die Mauer von Grenadieren schmetterte er ein paar Sätze hinunter. Sie klangen wie Akkorde im Stakkato. »Jrenadiere! — Ihr habt die Ehre — Wache zu stehen. — Ihr zieht hin — sauber und unbescholten. — Ich will — daß ihr wiederkommt — sauber und unbescholten. — Ihr wißt — was das heißt — wenn ich sage — Ich will!! — Morjen, Jrenadiere!«

»Morjen, Herr Major!«

Dann kam wieder Leben in den Granit. Die Wachen sonderten sich in die verschiedenen größeren und kleineren Verbände, um die berühmte Wachtinstruktion zu erhalten. Das war sehr ernst und sehr lustig. Wir waren alle mit Leib und Seele Soldat. In keinem Abschnitt meines Lebens habe ich herzhaftes Schimpfen und kameradschaftliche Lustigkeit, Entrüstung und Hilfsbereitschaft so nahe, so brüderlich beieinander wohnen sehen. Mein Nebenmann in der Kompanie, der Gefreite Otto Reimers, war ein Ausbund von Trockenheit im Stil. Er diente schon im dritten Jahre. Er hatte also schon eine große Reihe sehr ehrenvoller Wachen hinter sich und hatte sie alle ohne Gefahr für sein Führungszeugnis bestanden. Eine Wachtinstruktion für einen Mann, der sie mehr als dreißigmal erlitten hat, das ist keine Kleinigkeit. Es ist immer ganz genau dieselbe. Und als wir nun nach unserm Platze auf dem Kasernenhofe marschierten, um in die Mysterien unsrer Pflichten eingeweiht zu werden, ließ er wie ein gelangweilter Spatz den Kopf zur Seite hängen und flüsterte mir zu: »Man jut, det ick jestern Selbstmord bejangen habe.«

Wir gehörten zur Schloßwache. Es wurde jedem eingepaukt, wohin er käme, welche Nummer er hätte und was er dort zu tun hätte. Mich traf der Posten bei dem Prinz-Heinrich-Flur, in der Nähe der Jaspisgalerie und der Krondiamanten. Und ich hatte die Nummer 2. Ich mußte also stehen nachmittags von drei bis fünf, abends von neun bis elf, morgens von drei bis fünf und am nächsten Vormittag von neun bis elf.

Gleich nach der Instruktion traf unser Hauptmann ein. Ein Graf aus altem Geschlecht; er fiel später in China als Generalmajor.

»Blume, alles in Ordnung?«

»Befehl, Herr Graf!« antwortete der Kompaniefeldwebel.

»Morjen, Jrenadiere!«

»Morjen, Herr Graf!«

»Die Kompanie zieht heute auf Schloßwache. Höchste Ehre für jeden Soldaten. Instruiert seid ihr. Ich bitte mir aus, daß jeder seine Pflicht tut. Wer nachlässig ist, kann sich gefaßt machen. Wache stehen heißt wach sein und treu sein. Da kann keiner dem andern voranstehen. Dafür kann's beim Soldaten kein besonderes Lob geben. Wenn aber einer hinter den andern zurückbleibt — ihr kennt mich! Weniger als vierzehn Tage streng gibt's nicht. Fürs Geringste. Ich bitte mir aus, daß die Kompanie so untadelhaft wieder einmarschiert wie sie heute ausrückt. — Für morgen nachmittag ist kein Dienst angesetzt. Morgen abend gibt es eine halbe Tonne Bier. Sorgt dafür, daß ich keinen ausschließen muß. — Morjen, Jrenadiere!«

»Morjen, Herr Graf!«

Der Kompaniefeldwebel sprach etwas später. Er gab dem Thema einen andern Brennpunkt.



»Schtilll—gestanden! — Wir haben nur anständige Soldaten in der Kompanie. — Wenn aber doch so 'n Himmelhund dazwischen ist, der mir die Kompanie versaut, den, denke ich, werdet ihr zurechtstucken, ehe er sich wieder in das weiche, schöne Bett in einer Königlichen Kaserne legt. — Wenn's auf mich ankäme, möchte ich alle Tage auf Wache ziehn. So schön ist das. Und so groß ist die Ehre. Aber das andre muß ja auch gemacht werden. Ich will euch so wiedersehen, wie ihr hier vor mir steht. Auf die Posten vor Gewehr sind die ‚Alten Leute' gestellt. Seht euch vor! — Lieber zehnmal zu viel Honneur als einmal zu wenig. Ich will's nicht erleben, daß was auf die Kompanie fällt. Und der andre soll nachdenken, ob er's überleben wird. — Ich möchte nicht in seiner Montur stecken. — Die Kompanie holt sofort Essen. Dann werden Patronen empfangen. — Rührt euch!«

Es wurde ein vergnügt summender Bienenschwarm. Man stürzte in die Stuben, packte die Tornister für vierundzwanzig Stunden voll mit Lebensmitteln, Tabak und Putz- und Wichszeug. Unser Korporalschaftsführer, Herr Unteroffizier Johann Kocziulka aus Pankow bei Berlin, pfiff seine neunköpfige Horde auf der Stube zusammen und entfaltete eine Blüte, die ich nachher in einem Witzblatte wiederfand. Damals prangte sie mir im Original entgegen.

»Wat die andern da jered't ha'm — na ja. — Ick sage bloß: Passiert wat bei wem, und er is aus meine Korporalschaft, der kriegt 'n Tritt, det er von hier bis Frankfurt fliegt.« Er mochte in einigen Gesichtern Bedenken wegen der Entfernung sehen und beruhigte uns: »Ick meine natürlich Frankfurt am Main. — Und der Einjährige,« wandte er sich mit freundlichem Ernst an mich, »lassen Sie Ihr Grinsen. Auf Wache ziehn hat mit Bildung nischt zu tun. Da komm' bloß rein militärische Eigenschaften in Bezug. — Ham Sie die?«

»Zu Befehl, Herr Unteroffizier!«

»Ach wat! — Befehl! — Det muß bewiesen werden. Det is nich so, wie zwei mal zwei is vier. — Auf Schloßwache ziehn, Sie meinen, dat is wie in 'n Ballsaal? — Hunderttausend Lichter! — Ja — Lakritzensaft! — Da jibt's Winkelchen, sage ick Ihnen —«

Die Kompanie zog mit klingendem Spiele aus der Kaserne, die Friedrichstraße und die Linden entlang. Unterwegs spalteten sich die andern Wachen ab, und die Schloßwache allein zog mit der Regimentsmusik vom Lustgarten her in den Schloßhof.

Als unser Vorgänger, das Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment, abgelöst war, stiegen wir die wenigen Stufen hinunter in die tiefer als der Schloßhof gelegenen Räume, die der Schloßwache als »Heim« angewiesen waren. Ich befand mich nicht zum erstenmal im Schloß. Ehe ich zum Militär eintrat, hatte ich es schon mehreremal durchstreift, soweit es in solchen Fällen Fremdlingen zugänglich ist. Unter bestimmter Führung sieht man bestimmte Räume. Und man ist eben »im Schloß« gewesen. Was ist das gegen den Vorzug, den ich nun genoß!

Früher hatte es geheißen, nichts Unrechtes tun; jetzt hieß es, nichts Unrechtes dulden. Früher hatte ich beschränkte, sehr beschränkte Rechte; jetzt hatte ich sehr weitgehende Pflichten. Und die wollte ich haben, bis zum schönsten Recht, mein ganzes Ich einzusetzen. Wer will nicht erleben, wenn er voller Leben und jung ist? Natürlich kann man irgendwo an einer Chausseekreuzung auf Posten gestellt werden. Von irgendwoher muß »der Feind« kommen. Und dann wird gemeldet. Eine Patrouille wird an das »Gros« geschickt. Es ist eine wichtige Sache. Oder man steht in Plötzensee, in einem Gefängnishofe, und bewacht Gefangene. Man horcht, ob nicht irgendeiner Gitterstäbe durchfeilt. Auch eine wichtige Sache. Alles ist wichtig bei der Armee. Aber wie versinkt das alles gegen einen Posten im Schloß! Gewiß! Die Krondiamanten! Dafür kann man ja aber eine Zahl nennen; in Mark und in Millionen. Und die Jaspisgalerie; es ließ sich alles in Werten ausdrücken. Mauern, Bilder, die Täfelung — du liebe Zeit, welche Nebensachen bei aller Wichtigkeit! — Nein, hier stand man mitten in der Geschichte, in der wundervollen Geschichte eines Geschlechts, das aus Burggrafen Kaiser wachsen ließ. Über diese Treppen und durch diese Gänge hatten schon die Schritte des Großen Kurfürsten gehallt. Ein halbes Jahrtausend sah mir hier ins Gesicht. Das Schloß war kalt, düster und grau. Aber es hatte eine Sprache, die massiv war wie die Mauern. Und keine Burg ohne eingemauertes Skelett; kein Schloß ohne Gespenst. Die Gespenster begleiteten die Geschichte, wie der Hofnarr seinen Kaiser. Man tauchte hier in die Vergangenheit wie in einen Rausch. Die Hohenzollern hatten die »Weiße Frau«. Sie galt nicht als angenehme Erscheinung. Man hatte durch sie hindurchgeschossen. Sie hatte mit ihrem mattblauen Gesicht gelächelt. Und, in bleierne Tropfen aufgelöst, liefen die Kugeln an der knisternden Täfelung der Wand herunter. Madame aber wandelte weiter und glitt durch Mauern, ohne daß die Quadersteine wichen. — Ich war jung. Da glaubt man nicht an Gespenster. In jenen Jahren hat man eine schöne Sicherheit. Gespenster gibt es nur viel früher oder viel später. Und ich war nicht nur jung; ich war gesund. Sprühend vor Lebenslust und Lebensdurst. Her mit der Weißen Frau! Und sei sie bleich wie der Schnee und kalt wie Gletschereis. Ich hatte Augen, in denen war alles

klar; ich hatte Arme, die waren stark; und ich hatte ein Herz. Das Schönste, was ein Mensch haben kann. Nicht die Blutpumpe, von der die Mediziner sprechen. Nein, das andre! Mit einem Satze würde ich auf Madame zuspringen; mit meinen Armen wollte ich sie umfangen und an meine Brust pressen. Und dann würde ich ihr die Schleier herunterreißen. Und wenn es dann ein klein fein Mägdelein wär', dann wollte ich es küssen, bis es in meinen Armen umsank; und wär' es ein so vertracktes vertrocknetes Kerlchen, das einen richtigen Menschen gruselig machen wollte, dann wollte ich den armseligen Burschen zusammenpressen, bis er in meinen Armen erstickt wäre. Und dann würde ich ihn zusammenwickeln und aufrollen und in meine Patronentasche stecken. Und nachher auf der Wache abliefern. Vielleicht als Zunder, um die Pfeifen anzustecken. Aber lieber sollte es ein Mädelchen sein. Was kann's Schöneres geben, als solche wandelnde Fee aus dem Traum ins Leben zu bringen; durch Küssen.

Ich würde sie auch nicht auf der Schloßwache abliefern ...

Ich versank in Bilder.

»Himmel — Donner—stag und Freitag! Der Einjährige! — Sind Sie verreist?«

»Zu Befehl, Herr Unteroffizier!« riß ich mich zusammen. »Schon wieder angekommen.«

Es hieß antreten. Herr Unteroffizier Kocziulka ließ eine kurze, aber starke Äußerung vom Stapel. Über die Einjährig-Mutwilligen. Die wären eine große Last für die Armee. Aber er wollte an Pralinees verröcheln, wenn in seiner Korporalschaft »nich allens hervorragend jlatt jinge«! Zu dem grauenhaften Schwur stand der verschmitzte und vergnügte Blick, den er mir schenkte, in einem prachtvollen Gegensatz. Ich war sein bester Turner, sein bester Schütze, und ich war der einzige, den er beim Bajonettfechten noch nicht in den Sand gelegt hatte. Aber ich hatte auch schwere Fehler. Neben häufig unklaren Urlaubsverhältnissen des Abends war mein schlimmster der »langsame Schritt«. Herr Kocziulka hatte mir das schon sorgenvoll bei einem gemütlichen Glase Bier in der Kantine eröffnet. »Marschieren — ja; ausjezeichnet. Aber Jehen? — Nee, jehen könn' Sie noch nich. Sie sind zu lange bei's Zivil jewesen. — Wenn Majestät mal sollte zu meine Korporalschaft kommen und sich ,langsamen Schritt' vormachen lassen, denn binde ick Ihnen 'ne Schürze um und stecke Ihnen in 'n Keller. Zu die Kartoffelfrauen.«

Schon in der Kaserne hatte ich die Karte studiert. Hier im Schloß stieg ich noch einmal in alle Einzelheiten. Mein Posten war eine ganz abgelegene Stelle. An einer Ecke des Schloßhofes hoch oben im zweiten Stockwerk. Mit dem Rücken stand man ein halbes Meter von einer hohen Wand ab. Über eine teilweise den Schloßhof umsäumende Balustrade glitt der Blick in den Luftraum hinaus, der über dem geräumigen Schloßhofe stand. Aber man konnte nicht auf den Grund dieses Riesenschachtes sehen. Denn der Posten war wie alle Innenposten in den Schlössern eine »Standwache«. Im Gegensatz zu Patrouillierposten mußte man mit Gewehr bei Fuß und aufgepflanztem Seitengewehr genau an ein und derselben Stelle die ganzen zwei Stunden stehen. Und da man von der Balustrade fast zwei Meter entfernt war, sah man zwar drüben die andern Schloßflügel mit ihren steinernen Massen zur Höhe streben, aber man konnte keinen Blick in die Tiefe tun. Die einzelnen Stockwerke sind so hoch, daß man im zweiten schon höher stand als auf dem Dache eines vierstöckigen Hauses.

Als ich von dem aufführenden Gefreiten für zwei Stunden auf diesem Posten verankert war, kam mir die alte Beobachtung, daß in der Wirklichkeit alles so ganz anders aussieht als vorher auf Karte und Bild. Nun ja, da war die Balustrade vor mir; und hinter mir die Wand; und rechts von mir in der Wand die himmelhohe Tür. Sie war halb in meinem Rücken. Es war schon mehr ein Portal; schweres Holz, geschnitzt; und verschlossen. Es war der Zugang zu den Diensträumen der Gräfin Perponcher. Und links von mir nach vorn bog die Balustrade in einem rechten Winkel von mir weg. Da ich in der Ecke stand, konnte ich den Gang hinter dieser Balustrade am Nebenflügel des Schlosses entlang sehen. Drüben ganz am Ende des Ganges hing ein schwerer Vorhang von der Decke bis zum Fußboden herab. Gleich hinter ihm begann die Treppe zum Abstieg in das untere Stockwerk. Damit war das, was ich von meinem Posten aus mit den Augen erreichen konnte, erschöpft. Auf dem Plane aber und in der Wachtinstruktion war noch von anderm, vielleicht Wichtigerem die Rede gewesen. Daß doch alles das mir verschlossen blieb, weil ich an die beiden Stellen unter meinen Schuhsohlen festgenagelt war! Zwischen mir und dem Prinz-Heinrich-Flur lagen nur vier Schritt, und es trennten mich von ihm weder Tor noch Tür noch Vorhang. Ein breiter offener Durchgang, an beiden Seiten von Marmorsäulen flankiert, führte zu ihm hinein. Aber ich mußte den Kopf ganz nach links drehen, um wenigstens den kleinsten Teil von ihm zu Gesicht zu bekommen. Er erstreckte sich weit zurück hinter die Wand, an der ich stand. Ich wußte, daß sich in der Mitte seiner gegenüberliegenden Wand der Durchgang nach der berühmten Jaspisgalerie befand, und daß ganz hinten in der letzten Ecke, meinen Augen völlig unerreichbar, wieder eine Portiere herunterhing, hinter der eine uralte, aus prachtvollen hölzernen Bal-

ken gefertigte Treppe begann. Sie führte nach dem dritten und vierten Stockwerk und von dort nach dem Schloßboden und dem Schloßdach. Mit Holz war hier wirklich nirgends gespart worden. Und nichts von heute oder gestern. Ob Parkett oder Wandbelag oder Schnitzerei, jedes beanspruchte mit dem andern, durch Jahrhunderte geadelt zu sein. Ohne irgend etwas sehen zu können, ja auch sehen zu dürfen, wußte ich von dem allen. Ich wußte auch, wo die Krondiamanten lagen; wo die Schloßgardisten ihre Räume hatten. Ich kannte den Weg von meinem Posten bis zur Schloßwache tief da unten; und auch den Weg von mir bis oben hinauf zum Schloßboden und auf das Dach.

Aber was sind diese langweiligen Striche und Linien auf dem Papier gegen die Wirklichkeit! In die Steine zieht Leben ein, und die Mauern fangen an zu reden. Die Riesenkuppel des Schlosses, so hoch über mir wie der Schloßgrund tief unter mir, strahlte mir im blendenden Sonnenschein ihre schweigenden Grüße herüber. Mein Bajonett warf spiellustige Lichter auf die kleinen Säulen der Balustrade. Es war der Widerklang des Sonnengrußes. Ich drehte es mit leisem Druck. Und so fiel das Blinkfeuer in die graue Luft des Schloßhofes und erlosch dort. Ist das Schloß schon ein ernster, finsterer Bau, die Schloßhöfe sind noch ernster, noch finsterer. Eine riesige Höhle; steinerner Eigensinn; farblose stumpfe Flächen, und über allem eine Prunklosigkeit, die darauf verzichtet, irgendwen in aller Welt zu bestechen. Das sah man mit offenen Lidern; aber wenn man sie schloß, dann sah man einen unbändigen Stolz, eine Unbeirrbarkeit des Willens; dann sah man plötzlich die Aristokratie der Kraft.

Das finstere Viereck trug viele Fenster; aber viel zu wenige, um das schwere Mauerwerk zu verdrängen. Einige von ihnen waren mit steiflinigen faltenlosen Gardinen verhängt; bei andern waren die Flügel zur Seite geschlagen, und man sah durch schmucklose Öffnungen ins gestaltenlose Dunkel. Dann wieder schoben sich an einigen Stellen ein paar schmale Galerien entlang. Nirgends aber waren sie eine Zierde. Auch als Spielwerk kalt, ernst und grau, fügten sie sich mit ihrem steifen Filigran von Gitter in das Unbeirrbare ein. Man sah auch nirgends eine Bewegung. Da glitt mal bei irgendeinem Fenster ein Kopf vorbei, oder ein Vorhang wurde zu-, ein andrer aufgeschoben, aber es kamen keine Menschen, und Menschen gingen nicht. Von meinem Posten aus war der ganze große Bau wie tot. Ich durfte nicht fragen: Was ist das für ein Schloß? Es klirren keine Ritter vorüber, und wo sind die Zofen, die über die Korridore huschen? — Ich stand ja Posten. Einen Ersatz gab es aber doch. Konnte auch das Auge nichts finden, an dem es sich so recht satt trinken konnte, so sollte sich dafür das Ohr an einer Musik erlesener Art schadlos halten dürfen. Es gab hier keine Quelle und kein Instrument. Es kam alles von weit her. Der Lärm und das Tosen der Großstadt waren zu Schwingungen geworden. Der Rhythmus war verklungen und die Farbe versunken. Nur der große Gesang war übriggeblieben. Der eine Ton, der alle Akkorde in sich faßt und sie fern von allen Ufern auf und nieder wogen läßt. Man wußte nicht, was hoch und tief, was laut und leise war. Es war so, als wenn einer in einer Gruft unter einer Kirche steht, abgeschlossen gegen alle Außenwelt. Über ihm die schwere Decke, auf der sich das klingende Kirchenschiff aufbaut. Und hoch oben im Chor, weit jenseits von Finsternis und Stille, wird die Orgel gespielt, und durch die weite Halle flutet ein Präludium. Für den da unten gibt es keine Melodie und keine Worte. Es gibt nur Klänge, die auf und nieder schweben; Wellen, die zu Berg steigen und zu Tal fahren.

So kam der Lärm des Lebens herüber zu mir. Draußen zischte und brandete es. An mein Ohr schlug nur ein Meer von Harmonie. Dazwischen aber kamen wirklich faßbare Töne. Sie klangen aus der Nähe, aus der Tiefe des Schloßhofes herauf. Bei Tage war der Bevölkerung der Durchgang gestattet. Und wenn nun in dem weiten und hohen Viereck, in dem auch die Luft wie gemauert stand, Stiefel über die breiten Quadern hasteten oder Schuhe auf den Platten dahintrippelten, dann fiel das in die allgemeine Musik hinein wie das Schlagen von Kastagnetten.

Ich hatte schon anderthalb Stunden gestanden und mich nur durch leises Wiegen über den Hüften ab und zu überzeugt, daß ich nicht etwa Wurzeln geschlagen hatte. Meine Erwartung hatte sich in ein andres Gefühl verwandelt. In Jugendjahren lebt man ja so schnell. Man stürmt schon immer in die nächste Stunde. Mein Interesse an der Neuheit war verflogen. Es zog eine Enttäuschung in mir hoch. Das war ja alles ganz schön: Schloß und Ehre und Verantwortlichkeit! — Aber: Wo blieb »Ich«? Wo blieb mein großes, herzweites Ich?!

Ich stand hier in einem trostlos verlorenen Winkel. Ich war doch Leben; und man machte eine Bildsäule aus mir. Ich war Wille; und man machte mich zu einem Plakat. Ich war Kraft; und wurde eine Tapete. So war ich froh, als man mich endlich ablöste. Wenig hatte ich gesehen. Nichts hatte ich erlebt. So aber hatte ich mit dem Schicksal nicht gewettet. Ich dachte nach, ob das nicht noch geändert werden könnte, und wurde mir darüber durchaus klar, daß es geändert werden mußte. Vielleicht konnte ich auf einen andern Posten gestellt werden.

Unteroffizier Johann Koczïulka, Korporalschaftsführer und außerdem aus Pankow bei



Berlin, war nicht nur Soldat, sondern, so sehr er sich auch sträubte, darüber hinaus noch Mensch. Er sah mich ernst an und nahm sein Kinn in die Hand. »Ick bejreife Ihnen. 't jibt so 'ne Leute. Steht der Mensch auf 'm Posten, wo die Mäuse vor ihm auskneifen. Und da is 't ihm zu ruhig.«

Er sann nach. Es hatten sich schon mehrere um uns gesammelt. Die Teilnahme schien allgemein. Otto Reimers, der trockene Gefreite, freilich hörte meine Wünsche gemütlos an. Sein stets gelangweiltes Gesicht veränderte sich in keinem Zuge. Er hatte beide Hände in die Hosentaschen gesteckt und stieß seine Rauchwolken in die dämmrige Luft. Herr Kocziulka sann immer noch nach. Leicht würde das nicht sein, sagte er endlich. Alle seine Überlegungen waren vom schwersten Grübeln getragen. 'nen andern Posten! Dieser Unjlückliche will 'nen andern Posten ha'm. Tja! — Er allein riskierte das nicht. 'nen Posten umbesetzen. Und dann im Schloß! Alle Wetter noch mal: das könnte auch nicht der Vizefeldwebel Fricke. Nicht einmal der wachthabende Offizier, der Leutnant von Schleinitz! Das müßte der Flügeladjutant machen! Der oben im Schloß!

»Der Flügeladjutant?« sagte der Gefreite Reimers und spuckte zwischen seine Stiefelspitzen. »Aber unter fünf Mark tut der so wat nich.«

Herr Kocziulka sauste herum. »Du Satansbraten! In welche Lebensversicherung is dein Leichnam? Muß ick so wat aus meine Korporalschaft hören? Det verjesse ick nich, un wenn ick Jroßmutter werde. Flügeladjutant! Und — fünf Mark?? Unter zehn Mark könn' wir da doch überhaupt nich antanzen!«

Ich griff in die Tasche und spielte lachend mit einem Zwanzigmarkstück Fangball.

Es hatten sich längst fröhlichfeuchte Ecken entwickelt. Hier saßen drei oder vier zusammen und erzählten sich etwas vom Schatz oder vom heimatlichen Dorf; dort spielten einige Gruppen Karten. Auf mehreren Pritschen lagen Einspänner und lasen die wunderschönen Schmöker aus der Wachtbücherei: von dem Röslein, das gestochen hatte, wie sich's gehört, und sich hatte brechen lassen, wie sich's gehört. Ich trieb mich zwischen allen umher, löste wohl auch einmal einen oder den andern Kartenwütigen auf ein oder zwei Spiele ab. Von meiner vierstündigen Pause war schon weit über die Hälfte verflossen. Wenn etwas geschehen sollte, mußte es bald geschehen. Um neun Uhr würde ich wieder da oben verankert, um zwei Stunden lang unter meinen Sehnsüchten zu knirschen. Herr Kocziulka war eine ganze Zeit unsichtbar gewesen. Daß er für das Unterbringen eines funkelnden Zwanzigmarkstückes ein ziemliches Programm entwickeln mußte, war klar, aber was konnte viel andres dabei herauskommen als Bier und Zigarren oder Tabak, belegte Brötchen und eine freundliche Reihe von Knoblauchwürsten?

Endlich kam er durch das Wachtvolk hindurchgeschlendert. In seinem Auge mischte sich Zutrauliches mit Geheimnisvollem. Er steckte seine Finger zwischen meine Waffenrockknöpfe und zog mich in eine Ecke. »Is in Ordnung,« sagte er leise. »Der Flügeladjutant wollte erst nich ran. Majestät ist im Schlosse. Und wenn der sich den Postenaufbau mal vorlegen läßt und geht denn die Posten revendir'n und find't 'n andern Mann, das könnte uns heftig in den Salon regnen. Aber er wollte Majestät schon mit was anderm beschäftigen. Freilich« — Kocziulka zog die Schultern hoch —, »die zwanzig Mark sind dabei in die Binsen jegangen.«

»Ich kann mir das sehr wohl denken,« sagte ich. »Diese Herren sind schwierig zu behandeln. Es ist ja auch ein außergewöhnlicher Fall.«

»Ja, sehr außerjewöhnlich.«

»Wohin komme ich denn nun?«

»Portal V. Also direkt zum Jlänzen vors Publikum. Un noch wat: jeben Sie dem Kalfaktor 'n paar Jroschen und 'n kleenen Zettel. An Ihre derzeitige Braut. Die kann da vor Ihnen uf un ab jehen. Das heißt: bloß eene! 'ne Prozession darf's nich werden. Verkehrshindernis und so! Wissen Sie —« Er unterbrach sich. Seine Augen wurden erschreckend groß. Der ganze Mann schien zu horchen. »Wat — is 'n — d a t?«

Durch die Wachtstube klangen Töne, die hier nicht zu Hause waren. Ein tiefes bitterliches Schluchzen. Frauen weinen oft; Kinder noch öfter. Aber wenn ein Mann weint, ist es immer ein erschütterndes Erlebnis. Und hier brach ein Mann unter Tränen zusammen; ein Mann, und was uns mehr war: ein Soldat. Der Gardegrenadier Robert Asmus hockte in einer Ecke und heulte herzbrechend. Er war sonst unser lustigster Kamerad und der wahre Spaßmacher der Kompanie. Und nun saß er hier, mit beiden Fäusten vor dem Gesicht, naß und zerbrochen. Wer beim Lesen war, war aufgesprungen; die Spieler hatten ihre Karten hingeworfen. Alles zog in die Ecke. Wir standen um diesen Unglücklichen und Verzweifelten herum. Kameradschaftlichkeit und herzliche Teilnahme strömten auf ihn nieder.

Vizefeldwebel Fricke sah ihn bekümmert an. »Mein Jott, wo hat der Mann das viele Wasser her?!«

»Ja,« staunte Herr Kocziulka, »was muß der für 'n Tränensack ha'm!«

Der Gefreite Otto Reimers wußte das. »Na, sein Vater is doch die Milchfrau von Schönweide. Jleich rechts vornean. Bei 'n Brunn'n.«

»Ich kann nich!« schluchzte Asmus.



»Was is denn los?« fuhr ihn der Vizefeldwebel an.

»Auf den Posten — und wenn sie mich totschießen — ich kann nich!« kam es in gebrochenen Worten heraus. Er schlug den Kopf wieder in die Hände. Die Tränen quollen ihm zwischen den Fingern hindurch.

»Auf den Posten —??« fragte der Vizefeldwebel. »Wo steht er denn?«

Kocziulka nahm Haltung an. »Befehl, Herr Feldwebel, Prinz-Heinrich-Flur. Dritte Nummer.«

Der Vizefeldwebel sah auf Asmus nieder. »Der Mann is janz aus Fassong. — Also — was is dir passiert, mein Junge?«

Ehe Asmus antworten konnte, verhalf ihm der Unteroffizier Kocziulka zu einer aufrechten Stellung. »Biste 'n Jrenadier — oder biste deine Tante? Willste nich Haltung annehmen?« Als Hebemittel bediente er sich des Kragens.

Asmus stand mit den Händen an der Hosennaht. Sichtlich klapperten ihm die Kinnbacken. »Der Blutfleck is wieder da!!« heulte er.

»Der Blutfleck?« wiederholte der Vizefeldwebel. »Ach so! — So — so!«

»Und wenn der da is — denn kommt die Weiße Frau!« Unfähig, sich weiter zu halten, sank er plötzlich in sich zusammen und hockte wieder in der Ecke. Man hörte nur noch abgebrochene Worte. »Fleck — Blut — Weiße Frau.« Der Kopf verkroch sich zwischen den Schultern, und der ganze Körper schien von einem krampfhaften Schütteln durchtobt.

»So — so! — Der Blutfleck — und die Weiße Frau!« sagte der Vizefeldwebel.

Da es mannesunwürdig und soldatenunwürdig war, seine Teilnahme durch Tränen und umflorte Worte zu bezeugen, brach die ganze Gesellschaft in ein fürchterliches Lachen aus. Mehrere machten den Eindruck von weltentrückten Tänzern. Einer warf seinen Helm auf eine Pritsche und stand Kopf. Mit den Beinen vollführte er Luftstöße. Jede Bewegung war kräftig, aber der Rhythmus den Umständen entsprechend unregelmäßig.

»Rrrrrr—uhe!« krachte der Vizefeldwebel durch den Raum.

»So is also die Jeschichte,« sagte er dann in wesentlich gemildertem Tone. »Dieser junge Mann is kumpabel und verdirbt uns die janze Wache. Die Kompanie muß jesund nach Hause kommen. — Also« — er zog sein dickes Notizbuch hervor und entnahm ihm die Liste —, »der Asmus zieht auf Doppelposten. Den Posten auf'm Prinz-Heinrich-Flur nimmt« — sein Blick überflog uns — »der Wagner. Ein Meter achtzig jroß. 175 Pfund schwer. Der wird die Sache schon machen. Sind Sie kitzlig?« fragte er ihn. »Wat die Zivilisten ‚nerviös' nennen?«

»Zu Befehl, Herr Feldwebel — nein!«

»Aber« — der Vizefeldwebel sann einen Augenblick nach — »man kann nich wissen. Jesund müssen wir nach Hause kommen. Es wird nochmal jetauscht. Wagner nimmt die Nummer vom Einjährigen von neun bis elf, und der Einjährige zieht für Asmus auf von elf bis eins.«

Ich stand sofort stramm.

»Jlauben Sie an Jespenster?« fragte er mich.

»Zu Befehl, Herr Feldwebel, nein!«

»Da schaukelt Sie Ihre Bildung doch drieber weg!?«

»Zu Befehl, Herr Feldwebel!«

»Und diese Wasserleitung« — er sah auf Asmus nieder —, »wenn wir erst wieder daheim sind, werden wir da mal 'n Schloß vorlegen. So ein bis vierzehn Tage. — Den Einjährigen, Kocziulka, den instruieren Sie mal besonders. Was er zu tun hat, wenn — und so. Daß der uns nich auch noch Jeschichten macht!«

Der Vizefeldwebel zog sich in sein kleines Gemach neben dem Hauptraum zurück. Sein Mißtrauen kränkte mich.

Asmus schien wie erlöst zu sein. Aber auch jede Scham hatte ihn verlassen. Zwar waren seine Augenlider noch stark gerötet und seine Bewegungen noch ein wenig unsicher, aber er nahm doch wieder an der Allgemeinheit teil. Das Hänseln hörte auch bald auf, da Herr Unteroffizier Kocziulka es vorzog, statt mich persönlich zu instruieren, den Segen der Aufklärung über die ganze Wache zu gießen. Wir saßen gemütlich verteilt. Der Kalfaktor hatte merkwürdig viel Bier, Rauch- und Eßwaren herangeschleppt. Tatsachen gegenüber gibt es bei der Armee keine Fragen, sondern nur eine kurz entschlossene Stellungnahme.

Herr Kocziulka sah kauend über seine Herde. »Also — des is direkt totale Sonnenfinsternis in die Köppe,« begann er. »Weiße Frau! Die jibt's natürlich nich. Sie erscheint immer pünktlich sechs Wochen, eh' wat passiert. Dat letztemal bei 'n Prinzen Sigismund —«

»Herr Unteroffizier,« sagte eine Stimme, die durch Schlingbewegungen beeinträchtigt war, »bei den alten Fritzen vor die Schlacht bei Kunersdorf is sie auch jewesen. Des steht in den Alten seine Memoralien jeschrieben. Ich hab't selbst jelesen —«

»Unsinn! — Die Weiße Frau jibt's nich. Aber dat is, wenn eener Angst hat. Denn sieht er eben wat. Die Angst is dat. Nur die Angst, die sieht Jespenster. Der Mensch selber is dat, der die Jespenster reinsieht in die Luft. — Möller, schlafen Sie nich! — Man is schon ranjejangen an die Weiße Frau. Und allemal is 't 'n Jux jewesen. Mein Jroßvater, längst selig, beinah schon fast überselig, is dabei jewesen. Da war 't 'n Klempnerjeselle. Der hat

sich in diese Fastnachtsjumfer verwandelt jehabt und den alten Jrenadier mit 'ne Laterne musika immer wat in lebendije Linien vorjefunkelt. Aber mein Jroßvater war 'n Kerl. Er verständigte sich mit diese Erscheinung. Und als der Klempnerjeselle nach acht Wochen wieder rauskam aus 'n Krankenhaus, da winkte er ab, wenn eener anfing von Jespenstern. — Dieser Möller! Fällt jleich von die Pritsche. — Und sonst auch: die Jeschichte, sechs Wochen, eh' die Königin Luise starb. Da war 't eener von die Lakaien. Der wollte sich an 'n braven Jrenadier reiben. Und da ließ er oben in 'n Prinz-Heinrich-Flur 'ne Blendlaterne durch die Lüfte spielen. Von die Jaspisgalerie her. Erst is es ja nich rausjekommen. Und die Bevölkerung wurde unruhig. Weil die Zeitungen ja nich das verfluchtige Maul halten können. Aber nachher — da hat 'n sein Schatz reinjelegt. Dat war 'ne Kammerjosefine. Weil er sich bei jünstige Jelegenheit 'ne andre anschaffte. Und denn war's bei allen dreien Essig. Denn er kam nach Spandau. Auf mehrere Lebensalter. — Also der Möller jondelt jleich über Bord. Leg' mal einer 'ne Zeitung unten hin, damit er nich so tief fällt —«

Der Gefreite Otto Reimers hatte sich eine neue Pfeife angesteckt. »Ja, Herr Unteroffizier, das mag alles Schwindel sein. Aber mit dem Blutfleck — das is wahr. Den hab' ick selber jesehen.«

Herr Koczziulka empfing den Einwand mit lebhafter Gebärde. »Das! — Natürlich, d—a—s is ja auch janz wat andres. Bei dies's Theater spielen lauter lebendige Menschen. — Einjähriger, kennen Sie die Geschichte von Kuhlmann?«

»Nein, Herr Unteroffizier.«

»Ja,« rief einer, »und was den Kuhlmann sein Vater is, der hat die Jeschichte heut noch nich verwunden. Er is Briefträger bei uns — und —«

»Ruhig!« winkte Herr Koczziulka ab. »Der stand bei die Franzer. Dritte Kompanie. Die hatten Schloßwache. Und was Kuhlmann war, der hatte Prinz-Heinrich-Flur. Dritte Nummer. Nachts von elf bis eins. — Und der Offizier vom Dienst, das war der Oberleutnant von Schuckman —«

»Ja — und, Herr Unteroffizier — der is nachher in Trübsinn jefallen —«

»In nischt is er jefallen. Er is heute Hauptmann in Jraudenz. — Und wenn mich nochmal eener unterbricht — wir sind hier nich in 'n Reichstag. Also der Oberleutnant revidiert, so um halb eins nachts, und da find't er den Kaiser-Franz-Jarde-Jrenadier Kuhlmann einjeschlafen —«

»Nee — Herr Unteroffizier — einjeschlafen war er nich —«

»Rrr—uhe! Der Kuhlmann hockt auf 'm Fußboden; 's Jewehr hat er mit beide Fäuste umklammert. Und von Parole und Honneur is keene Rede. — Der Oberleutnant reißt 'n hoch. Er hat nachher alles zu Spezifakti jejeben. Und da stottert das Unjlückswurm was von ,Weiße Frau', und jeschlafen hätt' er nich. Er wär' vor Schreck in Angst jekommen, und in 'n Krampf wär' er zusammenjesackt. Aber jeschlafen hätt' er wirklich und warraftig nich. Na, was denn so einer babbelt, wenn er auf Posten is und schläft. Die haben allemal 'n Krampf. Aber der Oberleutnant schüttelt ihn und sagt: ,Ich will dir schon bei Krampf und Angst, mein Junge!' Und will runter zur Wache und Ablösung holen. Er is aber noch nich hinten bei den Vorhang, wo 't nach unten jeht, da kracht's, und wie er wieder ranspringt an den Posten, da hockt der schon wieder, nu aber mit 'm Rükken an die Balustrade. Und is mausetot. Der rechte Stiefel lag neben ihm. Mit den jroßen Zeh hatt' er Druckpunkt jenommen und denn abjezogen. Mitten durchs Herz. Die Kugel im Rücken raus, rein in die Mauer. Und da 'n jroßer Blutfleck. — Sie ha'm das ja wieder zujejipst. — Aber mit Blut — is das so 'ne Sache —«

»Ja, Herr Unteroffizier, das kommt immer wieder. Bei uns — wir haben da auch 'n Schloß — da war mal —«

Und nun fielen mehrere ein. »Ja — Blut! Das läßt sich nich wegwaschen —«

»Und Gips —«

»Ja — und Kalk und Mörtel — alles nutzt nich —«

»Nee — Blut kommt immer wieder —«

Ich lachte. »Kinder, macht doch keine Schosen. Das ist ja Unsinn!«

»So? Unsinn? — Na — und der Asmus? Is der etwa 'n Angsthase?«

»Also, Asmus,« rief ich zu ihm hinüber, »erzählen Sie! Was ist Ihnen eigentlich passiert?«

»Ja, der Asmus soll reden,« entschied Herr Koczziulka. »Noch is 't Zeit. Wenn er erst im Kasten sitzt, muß er doch das Maul halten.«

Asmus war schwer zum Sprechen zu bringen. Seine zerfaserte Miene sprach mit einem Male wieder von ausgestandenen Schrecknissen. Er sah sich scheu um. »'s jlaubt mir ja doch keener!« zischte er plötzlich.

»Das kann Ihnen ja ganz gleich sein, ob Ihnen einer glaubt oder nicht,« sagte ich ärgerlich. »Wenn Sie nur sagen, was wahr ist. Raus damit!«

»Vierzehn Tage Kasten is jewiß nich schön. Aber denn schon eher das — als wieder hinjehn auf diesen infamigten Posten. Erst hab' ick ja jemeint, ick hätt' was ins Auge. Und immer jewischt. Aber das blieb und blieb. Und man steht immer davor und stiert immer dahin. 'n Blutfleck, handtellerjroß; und mit Spritzern.«

»Was für'n Unsinn!« warf ich ein. »Handtellergroß! Von einer Gewehrkugel! — Wenn sie überhaupt Blut mitschleppt, dann doch höchstens ein paar Tropfen —«

Der Gefreite Reimers sah mich bedeutsam und mit einer Art ungewohnten Ernstes an. »Zu verninftig sein, is manchmal janz verkehrt. Ick kann Ihn'n nur sagen: Blut wächst!!«

»Das stimmt!« pflichteten einige bei. »So 'ne Flecke werden mit der Zeit immer jrößer —«

Nun fuhr ich aber doch dazwischen; mit Lachen zwar, aber auch ein wenig spöttisch. »Asmus, was ist das nur für ein Unsinn! — Erstens: Ich habe doch auch da gestanden. Und habe nichts gesehen.«

»Ja — der is auch nich immer da,« verteidigte sich Asmus. »Das is ja eben das Schreckliche. Und wenn er da is — denn passiert nachher eben wat.«

»Aber am hellen, lichten Tage! Asmus — das ist doch direkt zum Heulen!«

»Ick habe ja auch schon jeheult,« erwiderte er.

»Ja, den Akt ha'm wir hinter uns,« erklärte Herr Kocziulka.

»Und was Sie da sagen, von 'n hellen, lichten Tag« — Asmussens Augen fuhren ängstlich durch den Raum —, »was heißt heller, lichter Tag? Wenn einer so ganz mutterseelen allein und steht in 'n ganz verstohlnen, schrecklichen Winkel — an 'n fremden Ort, und wie man auch guckt und horcht — man sieht nischt vons Leben und hört nischt vons Leben — das is jenau so gut wie in 'ne finsterste Nacht.«

Der Gefreite Otto Reimers nickte zustimmend. »Ick habe den Blutfleck auch schon mal jesehen. Aber das macht mir nischt. Wenn sich Blut nich abwaschen läßt, na denn nich. — Aber mit den Vorhang da hinten, am Ende von den Seitenjang, der von oben bis unten runterhängt, so blaugrau und dämmrig, hinter den jleich die Stiege runterjeht — ick muß sagen, mir war er immer unanjenehm. Immer, als wenn sich die Falten bewegten. 's war natürlich keen Mensch da. Aber von Wind war auch keene Spur. Keen Wind — und — keen Mensch!? Ick weiß nich — mit Lachen is da nich drieber wegzukomm'n.«

Herr Kocziulka runzelte die Stirn und stand auf. »Ick habe nich jewußt, daß in unsre Kompanie so viel alte Weiber sitzen. Ihr macht mir ja den Einjährigen noch jraulich. — Also hören Sie mal —« wandte er sich an mich, der ich ihm mit behaglichem Lächeln ins Gesicht sah. »Na, det Lächeln lassen Sie man unterwegens. Et jibt Momente!! — Sie haben Ihre Instruktion. Und alles andre jeht Sie nischt an. Jar nischt! — Denken Sie immer dran, daß Sie sich nich vom Platze rühren dürfen. Das da oben is 'n Standposten. Sie wissen nich, von wo aus Sie beobachtet werden. Und beobachtet werden Sie! Da jibt's 'n Haufen Fenster. Im Dunkeln sieht man die Löcher nich.«

»Aber Herr Unteroffizier, wenn ich angegriffen werde!«

»Sie können doch bloß auf Ihrem Platz angegriffen werden! Denn natürlich: Kolben — Bajonett — Kugel. — Aber des is ja alles dummes Zeug!« Er sah nach der Uhr. »Halb elf — noch 'ne halbe Stunde —«

Ich trat an ihn heran und sagte leise: »Da komme ich ja doch wieder auf den langweiligen Posten! — Wie ist es denn nun mit Portal V?«

Er zuckte mit den Schultern. »Das konnte ja keener wissen. Daß es so kommen täte. Dienst is Dienst. Wenn wir 's nächste Mal auf Schloßwache kommen, da will ick denn jleich von vornerein aufpassen. Die zwei Stunden da oben in der Ecke sind ja nich die Ewigkeit. Wenn Sie in Ihrem Leben auf nischt länger lauern brauchen, als daß zwei Stunden rumjehen, dann kommen Sie jut weg.«

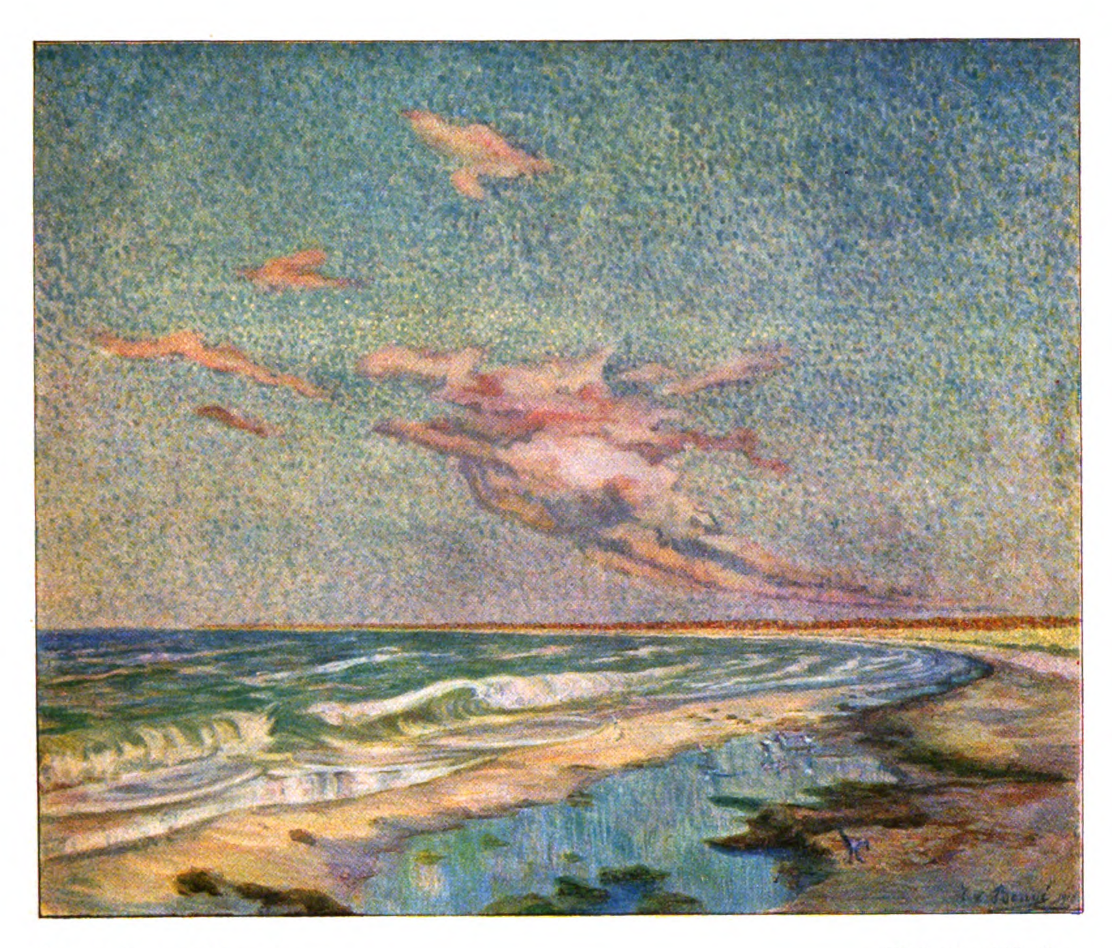
Das Schloß war in Nacht getaucht. Der Himmel hatte sich einen dichten Schleier über sein Antlitz gezogen. Da oben an ihm war es so finster, daß sich die Schloßkuppel nur mühsam von den tiefen Tinten der Nacht abhob. Einzig zwei Lichter gab es in meiner Nähe. Eine Gasflamme, leicht flackernd, befand sich ungefähr drei Meter über mir unter der Decke, gerade über meiner Helmspitze — so konnte ich von der Finsternis aus gesehen werden —, und die zweite Gasflamme brannte am andern Ende der Balustrade, genau vor dem großen Vorhang, hinter dem die Treppe nach unten führte.

Als der aufführende Gefreite mich zur Ablösung von Wagner auf Posten brachte, hatte Wagner dem üblichen kurzen Wort »Auf Posten nichts Neues!« leise hinzugefügt: »'n Jlück, daß 's zu Ende is!«

»Wieso?« fragte ich ebenso leise.

»Langweilig, todlangweilig. Bei der lachhaften Beleuchtung is nich mal der Blutfleck zu sehen.«

Die beiden zogen auf der Balustrade ab und verschwanden durch den Vorhang. Bis dahin hatte ich noch ihre Tritte gehört. Nun verschlang der große Vorhang jeden Ton. Und es wurde still. Was man so still nennt. In der großen Musik, die ich wieder zu fassen suchte, fielen die Kastagnetten aus. Von neun Uhr ab war der Durchgang durchs Schloß gesperrt. Ich sah mich um. Das war wirklich anders als bei Tage. So ganz anders. Da hinten die eine Flamme am Vorhange blendete mich nicht. Sie war zu weit entfernt. Und gegen die Flamme über mir lagen meine Augen im Schatten. Und je länger ich da stand, um so mehr gewöhnten sich meine Augen an das Dunkel. Zuletzt tastete ich tiefere Flecke in den Mauern des Schloß-



Irmgard von Bongé: Ziehende Wolken

hofes heraus. Das mußten Fenster sein oder Schatten von irgendwelchen vorspringenden Teilen. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, ob sich wohl irgendwo etwas bewegte, ob sich irgendwo Leben zeigte — es war nichts, gar nichts zu erfassen. Ich sah links in den Prinz-Heinrich-Flur hinein. Das bißchen, was ich von ihm sehen konnte, war der Vordergrund. Er wurde von der Flamme über mir ganz schwach beleuchtet. Das andre lag in blaugrauem Dunkel.

Es verging Viertelstunde um Viertelstunde. Berlin wurde still. Die Geschäfte waren längst geschlossen. Lärmende Stätten gab es nicht in der Nähe des Schlosses. Hinter mir, weit im Rücken, lag der Schloßplatz und der Lustgarten. Rechts davon der Dom. Drüben das Museum und dahinter die Nationalgalerie. Jetzt alles still und leblos. Und drüben über die Schloßbrücke hinweg rechts das Zeughaus und links das Opernhaus. Die Welt war abgerückt von mir. Und dicht bei mir: die große Tür an meiner Rechten, freilich, sie führte zu bewohnten Räumen; aber die Bewohnerin war in Potsdam bei der Kaiserin. Mich umgab geradezu eine Symphonie von Pausen. Wo das Auge arbeitslos wurde, mußte das Ohr heran. Einen seiner Sinne muß man beschäftigen, sonst kommt man ins Träumen. Auf Posten ist das so gut oder, richtiger, so schlimm wie Schlafen. So schickte ich mein Gehör aus, den großen Ton, den Allklang, zu finden, der mich am Nachmittag entschädigt hatte. Ich suchte und suchte und hörte und horchte. Nichts — und immer wieder nichts!

Mir fiel ein, daß ich gelesen hatte, wie die ganz kleinen Kinder, wenn sie zuerst zur Welt kommen, schreien. Und wenn sie nicht schreien, kriegen sie Klapse, bis sie schreien. Wenn sie nicht schreien, meint man, sie seien taub. Solange sie nämlich beim Mütterlein wohnen, hören sie nichts von dem großen, schweren Rauschen, mit dem die Erde bei ihrer rasenden Fahrt durch das Weltall Musik macht. Dreißig Kilometer in jeder Sekunde! Diese Masse, und diese Schnelligkeit! Wenn das Kindlein nun ans Licht kommt, wird es von dem fürchterlichen Tosen erschreckt und brüllt ganz fürchterlich. Aber bald gewöhnt es sich daran. Und wir Großen hören es überhaupt nicht mehr. Ebensowenig wie der Müller das Klappern seiner Mühle.

Nun ich nichts andres hören konnte, wollte ich dieses Riesenrauschen hören, das, was die Jünger der edlen Frau Phantasie Sphärenharmonie nennen. Dazu mußte ich erst wieder taub werden. Ich lehnte mein Gewehr gegen die Schulter und preßte mir beide Ohren krampfhaft zu; erst mit kurzem Druck, dann auf längere Zeit. Alles mißlang. Es blieb traumhaft still; es blieb der Sieggesang der Pausen und der Leere. Aber als ich eben zum letztenmal die Hände weggerissen hatte, reckte ich mich auf. Es krachte richtig durch den Raum. Die tiefen Glocken vom nahen Dom schlugen zwölf. Sie hatten zwar sicher jede Viertelstunde geschlagen, aber ich hatte das überhört. Nun aber war es mir, als schlügen die schweren Wellen von der Umwelt her in den Schloßhof und fluteten gegen mein Gesicht. Ich zählte. Noch ehe die Schläge ausgeklungen hatten, antworteten die andern Glocken. Drüben aus der Königsstadt; aus der Mauerstraße die Dreifaltigkeitskirche; die Lutherkirche; von weither — das konnte die Sophienkirche sein. Ich lauschte und hörte es noch schlagen, als alle Glocken schwiegen. So hatte ich auch meine Sphärenharmonie. — Ich sah hinüber und hinunter auf den Pfosten in der Balustrade, an dem sich der arme Kerl, der Kuhlmann, erschossen hatte. Unten auf der Wache hatte ich noch den Vizefeldwebel gefragt, ob das auch so ein Soldatenulk, wenn auch ein höchst miserabler, sei. Er hatte mir aber ernsthaft erklärt, das wäre alles Tatsache. Und es hätte damals viel Staub aufgewirbelt. Das mit der Weißen Frau das sei wahrscheinlich Unsinn. Aber Kuhlmann? Leider, das sei wahr. Nun ich da stand, wo er zusammengebrochen war, sah ich ihn mit einem Male vor mir liegen. Er sah mich an, und — es war nicht zu begreifen — er lächelte. Um das Phantasiegebilde zu verscheuchen, wischte ich mir über die Augen. Und er war fort. Nur sah ich, wie er verschwand, wie er meinen Augen entglitt. Aber die Stelle, an die er sich mit dem Rücken gelehnt hatte, schien mir dunkler zu sein. Ich war vernünftig genug, das für eine Täuschung zu halten. Ich wollte aber auch dahinterkommen. Die Gasflamme über mir flackerte. Das zog ich in Rechnung. Trotzdem, der Fleck blieb; mehr noch: er schien mir dunkler zu werden; das Gelbgrau des Steins schimmerte hinein ins Rote.

Ich starrte noch mit zusammengezogenen Augenbrauen auf dieses Rätsel, als ich zusammenzuckte.

Was — war — das?

In meinem Rücken, aber ganz weit zurück, knisterte es. Ganz hinten im Prinz-Heinrich-Flur. Jede Täuschung war ausgeschlossen. Natürlich knistert mal Holz, und nun noch dazu so altes. Dieser Ton aber hatte anders geklungen. Es konnte auch auf der Treppe gewesen sein, die im letzten Winkel des Flurs hinter dem großen Vorhang nach oben führte. Niemand hatte dort etwas zu suchen. Ich lauschte. Kaum jemals in meinem Leben bin ich wieder so ganz Ohr gewesen. Nur wenige Minuten, und ich fuhr wieder zusammen. Ich schalt mich selbst. Genau der gleiche Ton. So als wenn irgend

etwas umherschleicht oder sich heranschleicht; etwas, das alles anwendet, um nicht gehört zu werden, und das sich auch die größte Mühe gibt, das Knistern des Parketts zu verhüten. Beim vierten oder fünften Male war ich mir sicher. Es kam mir näher, aber es war noch hinten auf der Treppe. Es kam Stufe um Stufe herab. Immer mit endlos scheinenden Pausen. Die Weiße Frau als »Gespenst« lag mir völlig fern, aber ich dachte an die menschlichen Möglichkeiten, sie zu spielen. Mein Auge fiel auf den Fleck. Er war dunkler geworden. Und wenn ich länger und genauer hinsah, sah ich auch Blutspritzer. Ich wischte mir über die Augenbrauen. Meine Hand wurde naß. Das Schlimmste von allem war die Wachtinstruktion. Ich kannte sie; und kannte auch die Strafen, wenn man sie verletzte. Wieder kam das Knistern. Jetzt mußte es auf den untersten Stufen der Treppe sein. Was es auch immer war, es mußte bei mir vorbei. Die Jaspisgalerie war hinten überall abgeschlossen. Das Gespenst war in einer Sackgasse. — Ich sah nach drüben, hinüber an die Schloßmauern, und suchte Fenster; aber ich sah einfach in schwarze Luft wie in tiefen Samt.

Es knisterte wieder. Dabei in allem übrigen diese traumhafte Stille, die jedes Zittern in der Luft kristallklar weitergab. Ich war jetzt sicher, daß diese Weiße Frau durch den Vorhang getreten war. Die Schwingungen des Knisterns auf den uralten Holzstufen hatten ganz anders geklungen als nun das Geräusch auf den Parkettplatten des saalähnlichen Flurs. Aber war das überhaupt ein »Geräusch«? Dieses helle, aber doch ganz leise Stöhnen von Edelholz, das sich unter Lasten biegt? Kaum erklungen, erlosch es auch wieder.

Ganz auf dem linken Fuß gestützt, bog ich mich hinüber zu dem dämmrigen Eingang in den Prinz-Heinrich-Flur. Ich war wirklich eine gespannte Sehne. Und bei alledem schoß mir der Gedanke durch den Kopf, wie gut es war, daß jetzt nicht der arme Kerl, der Asmus, hier stand. Der wäre sicherlich von Sinnen gekommen oder gänzlich verrückt geworden. Ich wollte mit dem Gespenst schon fertig werden; aber ich sollte es doch nur erst an der Gurgel haben. Und sich bei so etwas nicht rühren dürfen! Wenn ich diesen Burschen erst vor mir hätte! Das Mädelchen hatte ich längst gestrichen. Für mich war es ein Kerl.

Da — wieder das Knistern. Es war richtig, als wenn einer erst versucht, auf unsicheren Boden zu treten, und dann mit der Last des Körpers nachfolgt. Fraglos kam diese Weiße Frau mir näher. Sie mußte sich in der Diagonale bewegen. Ich holte tief und mühsam Atem. Als ich den Helm etwas lüftete, liefen mir die Schweißtropfen über die Stirn und am Gesicht herunter. Meine Augen blieben auf dem Vorhang haften. Ich starrte verblüfft hin. Nun, wenn der sich nicht bewegte, dann gab es überhaupt keine Bewegung. Von Wind war wirklich keine Spur. Und doch veränderten sich die langen Falten.

Da — jetzt hatte ich es ganz sicher: zwei Schritt hintereinander! Diese Weiße Frau mußte nun bald nahe an der Wand sein. Nicht drei Schritt mehr — und sie mußte um die Ecke gucken. Ich drehte den Kopf ganz nach links und starrte auf diese eine verrückte Linie, hinter der das Geheimnis lauerte. Mein Gewehr hatte ich mit beiden Fäusten gefaßt.

Da krachte die Domuhr in diese aufwühlende, gespannte Lage. Es schlug dreiviertel eins. Trotz des schweren Tons hatte ich wieder das Knistern gehört. Nun ganz nahe bei mir; hinter der Wand. Mir schoß der lächerliche Gedanke durch den Kopf: Noch eine Viertelstunde oder noch zehn Minuten — dann ist die Geisterstunde vorbei! Und wie ich jetzt einen Menschen begrüßen würde, sei es, wer es sei! — Wie hätte nur Asmus hier bestehen können! Das war doch der reine Zusammenbruch gewesen. Aber ich hatte jetzt einen andern Einblick in seine Verfassung. Es müßte übrigens etwas für ihn getan werden. Kocziulka und auch der Vizefeldwebel ließen vielleicht mit sich reden. Passiert war ja nichts. Jedenfalls wollte ich das versuchen.

Das überdachte ich blitzschnell. Ich hatte aber keinen Augenblick die verhängnisvolle Kante an der Mauer außer acht gelassen. Noch einen Schritt von drüben, und ich mußte das Gespenst zu sehen bekommen. Ich stand und lauschte. Wenn es so nahe war, konnte ich vielleicht sogar sein Atmen hören. Aber ich hörte nur meinen eignen Herzschlag. Je mehr ich hinhorchte, nach vorn, nach oben, nach dem, was hinter meinem Rücken stand, nach allem, was Luft und Raum hieß, um so lauter schlug mein Herz. Das stieg mir den Hals hinauf bis in die Augen. Es war das dumpfe Klingen eines rasenden Hammers.

Und plötzlich wurde ich ein ganz andrer. Ich zwang den Herzschlag wieder hinunter, weil die Wut meine Scham überwand. Denn ich hatte mich für den Bruchteil einer Sekunde vor mir selber geschämt. Alle Kraft und alle Selbstzucht hatte ich nötig, um noch auf meinem Platz zu bleiben. Mit zerrender, fiebernder Gewalt riß es mich nach der Ecke hin. Einen Satz — und ich hätte das Gespenst an der Kehle. Aber nie war ein Mensch, der Hüter war, zugleich mehr ein Gefangener als ich. Ich empfand das Gespenst als eine himmelhohe Unverschämtheit. Es hatte mein Gesicht naß gemacht und mein Herz zum Hämmern gebracht. Diese Wachtinstruktion empfand ich als verrückt, als Marter. Ich war einen Augenblick in Versuchung, mich

über sie hinwegzusetzen, mochte mich meinetwegen da aus dem Finstern heraus beobachten, wer wollte — da kroch es mir durch mein Bewußtsein, als wenn ich Eis geschluckt hätte: Wenn nun alles Einbildung war! Wenn nun alles überhitzte Phantasie war!? — Ich sah nach dem Blutfleck. Er war nicht da. Natürlich, sagte ich mir, er ist überhaupt nie dagewesen! Und der Vorhang? Ich sah hin. Er bewegte sich. Weshalb sollte er nicht? Ist ein Vorhang im Freien, der sich bewegt, eine Sache, die ein Soldatenherz zum Hämmern bringen darf? Und Holz? Seit wann knistert Holz nicht in stiller Nacht? Das knistert auch bei Tage. Aber da wird das Knistern eben verschlungen.

Jetzt hörte ich das Knistern wieder. Dicht hinter mir. Aber es war keine Sache mehr, für die ich einen Herzschlag übrig hatte. War es etwas, dann kam es um die Ecke. Gut — wir würden uns auseinandersetzen. In diese fast vier Viertelstunden mit immer sich steigernder Folterqual hatten die letzten Minuten die Lösung getragen. Ich hob meinen Helm etwas von meinem Kopfe ab. Das Wasser lief mir in schweren Tropfen über das Gesicht, und das Lächeln, das mir um die Lippen lief, war jetzt wieder mit Scham gemischt. Narr, der ich gewesen war, mich von meiner Einbildung so hinreißen zu lassen! Wo war das klare Denken geblieben? Was war denn zuletzt für ein Unterschied zwischen mir und dem armen Asmus, der unter seiner Angst zusammengebrochen war, verlassen von aller Mannhaftigkeit? Bei ihm war es vor allen offenbar geworden — bei mir hatte es keiner gesehen. Aber ich, ich wußte es doch! Das gab mir eine große Lehre und mit ihr den Wink zur Bescheidenheit. Das erhabene Lächeln über die »Unaufgeklärten« würde ich von nun ab nicht mehr haben.

Ich hörte dumpfe Schritte. Richtige, menschliche Schritte. Und als die Domglocke mit schwerem Klang die vier Schläge und den einen tiefen Ton um »Eins« hinausschwellen ließ, teilte sich der Vorhang, und der aufführende Gefreite brachte meine Ablösung heran. Um nichts in der Welt hätte ich von der letzten Stunde sprechen können. Und mein »Auf Posten nichts Neues!« wurde ganz kalt heruntergeschnarrt.

»Donnerwetter, wie sehen Sie aus?« sagte der Gefreite.

»Wieso?«

»Ha'm Sie 'n Schwimmbad jenommen?«

»Wieso?«

»Sie sehn ja janz naß aus ins Jesicht —«

»Das ist wohl nur Einbildung,« redete ich mich doppelsinnig heraus. Als sich mein Mund dabei zum Lachen verzog, merkte ich, daß ich wirklich noch eine nasse Haut hatte.

Unten in der Wache wusch ich mich. Wenn das auch außergewöhnlich war, konnte ich doch nicht bemerken, daß sich irgend jemand besonders um mich kümmerte.

»Ich bin janz verteufelt müde,« sagte einer neben mir, »ich will mal 'ne Weile pennen.«

»Ich will auch ein paar Stunden schlafen,« antwortete ich, mir das Gesicht mit dem groben grauen Handtuch abreibend. Und dann setzte ich mich hin und spielte ein paar Stunden Skat, vorschriftsmäßig gegen Herrn KoczIulka verlierend, der sich immer wieder vergeblich bemühte, mir zu beweisen, wie ich gegen ihn hätte gewinnen müssen.

Am andern Morgen stand der Vizefeldwebel in der Tür. Er sah mit ernsten Augen in die Mannschaft. Sein militärischer Blick stellte mit einem kurzen Überfliegen fest, daß die Gesichter gewaschen und frisch, die Koppel geweißt und Helm und Knöpfe geputzt waren. — Die Gruppen hatten sich wie gestern zwanglos verteilt; nur stand heute hier und da einer an den Fenstern, deren unterste Kante man gerade mit dem Kinn erreichen konnte. Die Augen starrten nach dem Portal hinüber, durch das man mittags heimziehen würde.

Der Gefreite Otto Reimers war über Sehnsüchte hinaus. Er saß neben mir und bewunderte seine beiden Daumen. »Natirlich hab' ich auch schon mal jeweint. Aber des is lange her.«

»Wieso? Wie kommen Sie darauf?«

»Na, wegen dem Asmus —«

»Ach so!«

»Ja, war 't nich jroßartig? Die reine Jalavorstellung.«

»Wenn einer so fürchterlich in Angst ist! Der arme Kerl war doch direkt kaputt.«

»Kaputt will 'ck nich jrade sagen —«

»Wieso?«

»Kaputt is noch wat andres. Wenn einer und er is richtig kaputt, denn so jeht er nich mehr zu leimen. — Wenn seine Zeit rum is, will er ja wieder zu's Theater jehen.«

»Asmus? — Ist er denn Schauspieler?«

»Schauspieler — so muß man's nich nennen. Ha'm Sie schon mal 'n Menschen jesehn, der nich Schauspieler is? Dies wundervolle Jewerbe kriegt ja jedwedereen in der Wiege mit.«

»Na, und Asmus? Sie sagten doch eben —«

»Ach so! — Nee — den müssen Sie mal lachen hören. Neulich hat er uns auf der Stube die Loreley vorjelacht. Der Feldwebel war auch dabei. Also nich een eenziges Wort, aber die janz richtige Melodie. Und nix wie Lachen. Wie er fertig war, war er wieder todernst. Und wir hielten uns die Kinnbacken. Aus Angst. Wegen die Maulsperre.« Er sah sinnend zu Boden. »Man schade, warraftig schade —« Die Rauchwolken fuhren ihm in spitzigem Strahl aus beiden Mundwinkeln.

»Was ist schade?«

»Er läßt sich für allens bezahlen. Für allens!«

Herr Koczíulka sah zu uns herüber. »Der Reimers und der Einjährige, was hockt ihr denn da abseits?«

Reimers sprang in Frontstellung. »Befehl, Herr Unteroffizier! Ick halte Instruktion ab mit den Einjährigen.«

»Na — des wird was! — Über was?«

»Über die Theaterverhältnisse. Bei's Militär.«

»Man zu! Da kann der Einjährige bloß von profentieren. — Seh mal einer den Asmus an! Also der Mann hat die Aussicht auf vierzehn Tage Finsternis, und jrinst —« Koczíulka tauchte wieder in die Tiefen eines humoristischen Kalenders.

Ich zog Reimers zu mir nieder. »Hören Sie, dem Asmus müssen wir helfen. Wenn er jetzt lacht, schauspielert er wirklich. Alle Wetter, vierzehn Tage Arrest ist doch keine Kleinigkeit. Das andre, daß er sich dafür etwas schenken läßt, daß er andre zum Lachen bringt, weil er ihnen Spaß vormacht —«

Reimers schnitt mir die Rede ab. »So — nich! Aber, wenn er und er weint, läßt er sich auch bezahlen.« Er spuckte aus. »Direkt 'ne Jemeinheit! — Natirlich, wenn eener 'n juten Zweck dabei hat, will 'ck nich sagen —«

Ich packte ihn plötzlich mit der Faust an der Schulter. »Reimers!!«

»Na —?«

»Das soll doch nicht heißen, daß er gestern etwa Theater gespielt hat?«

»Mein Jott, Sie reißen mir ja die Montur in Fetzen —«

»Asmus!« schrie ich durch das Wachtlokal zu der Wand hinüber, an der Asmus behaglich lehnte. »Kommen Sie mal sofort her!«

Asmus kam mit ein wenig Scheu im Gesicht näher. Aber auch der Herr Vizefeldwebel kam näher. »Der Einjährige! Toben Sie nicht so, als wenn Sie noch auf 'm Hofe von Ihrem Jumminasium rumtrudeln.« Er wandte sich freundlich lächelnd an Asmus. »Na, mein Sohn, hast du dich jestern ausjeheult?«

Mich verblüffte das sorglose Gesicht, das Asmus zur Schau trug. Das mußte wirklich ein Schauspieler sein.

»Nich janz, Herr Feldwebel,« antwortete er, »aber die Preise sind jestiegen. Für eene Mark fufzig konnt' ick nich mehr liefern.«

Herr Koczíulka stand schon neben uns. Der Feldwebel drehte sich ihm zu. »'n bißchen mehr hätten Sie ihm schon geben können.«

»Konnt' ick denn?« verteidigte sich Koczíulka. »Im übrigen war ick ja mit die Lieferung zufrieden. Et war sojar reichlich.«

»Ja,« bestätigte würdig der Herr Vizefeldwebel, »es war gut gemessen.«

»Und denn« — Herr Koczíulka nahm ein wichtiges Gesicht an —, »ick hätte ihm ja jerne mehr jejeben. Aber des übrige Personal! Jeder will Jeld ha'm. Wat ha'm wir nich alles für Spesen jehabt! Sehn Se mal her, Einjähriger.« Er griff tief in die Ecke unter eine Pritsche. »Was, mein Herr, sagen Sie zu diese Filzlatschen?«

Ich sah ihn mit verkniffenen Lippen an, besah mir die andern todernsten Gesichter, wurde zweifelhaft über das Wohlwollen, das des Vizefeldwebels Gesicht überleuchtete, und sah zuletzt auf die Filzschuhe. Ich konnte mich aber nicht entschließen, sie anzufassen, nicht einmal irgendein Wort zu äußern.

»Also, wat soll 'ck Ihnen sagen, Einjähriger! Direkt zu 's Schlittschuhlaufen aufs Parkett! Auf 'ner Treppe, na ja, da sind sie 'n militärisches Hindernis. 's Jelände is da reichlich eng. Aber auf'm Parkett? Natirlich Bogenschneiden und so — is nich. Aber jradeaus und schräg, und besonders rückwärts — also direkt jroßartig.« Seine Stimme schlug in Entrüstung um. »Aber was für Preise! Die Stunde fünf Mark. F—ü—n—f Mark. Sie sind natürlich jepumpt.«

Ich nahm einen Taler aus meinem Brustbeutel. »Asmus — hier! Ich freue mich erheblich, Sie kennengelernt zu haben. — Tragen Sie die Dinger wieder rauf — Sie wissen schon — zum Flügeladjutanten!«

— — — — — — — — — — — —

Die Kompanie marschierte heim. Über die Linden, durch die Friedrichstraße. Vorn die schmetternde Regimentsmusik. Vierundzwanzig Stunden Schloßwache sind vierundzwanzig Stunden Sorge. Auch für die Daheimgebliebenen. »Gesund nach Hause kommen!« heißt die Losung. Wir bogen durch das große Portal in der Friedrichstraße hinein in die Kaserne. Und hatten alle Gefahren und alle Sorgen hinter uns. Die Kasernenwache war vorschriftsmäßig zur Begrüßung unters Gewehr getreten.

Der Major hielt auf dem Kasernenhofe. Als die Musik verklungen war, ritt er an unsre Front. Wieder splitterten die Stakkatos.

»Morjen, Jrenadiere!«

»Morjen, Herr Major!«

»Jrenadiere! — Ich bejrüße euch. — Ihr seid auf Wache jewesen. — Und habt — den Ernst — des Soldatenlebens — kennenjelernt. — Ihr habt die Probe bestanden. — Ich bin — zufrieden mit euch. — Bleibt — die ihr seid! — Morjen, Jrenadiere!«

»Morjen, Herr Major!«





Not über uns

Not über uns! Grau schattet sie die Lande,
Ihr Atem wie der Pesthauch um uns fliegt,
Und einen Becher, giftgefüllt zum Rande,
Uns ihre Hand mit Hohn zur Lippe biegt.

Not über uns! Der Feinde scharfes Eisen
Schlug Wunden unsrer Heimat viel, so viel.
Wohin die Blicke heute suchend kreisen,
Wir sind der Willkür ganz verächtlich Spiel.

Das Werk, das einst in sieggekrönten Tagen
Machtvoll erschuf des großen Kanzlers Kraft,
Die Enkel wußten's fürder nicht zu tragen.
Schon schwankt's, schon wird's von Rissen tief durchklafft.

Die Zeit ist da! Verflucht fortan das Weichen!
Der Langmut Fluch, die Ducken uns gebot!
Greift endlich in des Schicksalswagens Speichen,
Daß unsrer Nacht ein neuer Morgen loht.

Sei Hammer, Not! Wir wollen dich nun schwingen,
Ruhlos, bis du Zerbrochnes wieder schweißt.
Aus jedem Schlage soll ein Lied erklingen,
Das uns empor aus dumpfem Zagen reißt.

Not, sei du Wecker uns aus matten Träumen,
An die wir manch verloren Jahr geglaubt!
Sei Mahner uns, daß wir es nicht versäumen,
In Erz zu graben, was der Feind uns raubt!

Not, werde uns zur Kette, die uns eine,
Sturmfest umschling uns, Pfahl an Pfahl gerammt!
Not, sei das Feuer, das vom Opfersteine
Uns siegverheißend auf zum Himmel flammt.

Georg v. d. Gabelentz



Sonne oder Erde?

Von Johannes Schlaf

Mit Rücksicht auf die Erörterung, in der ich seit Jahren mit den Fachastronomen über die von mir vertretene geozentrische Konsequenz des sogenannten Sonnenfleckenphänomens stehe, und mit Rücksicht auf die nicht mehr wegzuleugnende Tatsache, daß diese Angelegenheit sich mehr und mehr Beachtung in den akademischen und streng wissenschaftlichen Kreisen wie auch in der weiteren Öffentlichkeit errungen hat, bin ich von der Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« aufgefordert worden, über das Werden und Wachsen meiner geozentrischen Theorie zu berichten. So möchte ich, der nachgerade sechzigjährige Dichter, im folgenden einen kurzgefaßten Überblick darüber und über den gegenwärtigen Stand der Angelegenheit bieten.

Es mag wohl den Leser interessieren, wie ich, ein Dichter, auf derartige wissenschaftliche Dinge gekommen bin. Aber Dichter und Weltanschauungsstreiter besagt ja heute fast schon das gleiche. Der Naturalismus, von dem ich meinen Ausgang genommen habe, war mir nicht bloß so ein neues ästhetisches Problem, auch nicht gerade bloß zersetzende Analyse und Gesellschaftskritik, sondern zugleich auch, und vielleicht vor allem, ob wir hier an Zola, an Ibsen, an Strindberg, Tolstoi oder Dostojewski denken, das ernstliche Ringen um eine neue Weltanschauung. Ja, ich für mein Teil habe schon mehr als einmal darauf hingewiesen, daß mir der Naturalismus ein religiöses Erleben gewesen ist. Mit meinen Büchern »In Dingsda« und »Frühling« brachte sich das seinerzeit zu einem ersten deutlicheren Ausdruck, später auch in meinen Romanen und Erzählungen. Es konnte also kaum wundernehmen, wenn ich die Probleme, die mich als Dichter beschäftigten, dann unter dem Zwange eines tiefeingreifenden persönlichen Erlebens rein theoretisch zu klären und auszubauen mich bemühte, um über den übrigen, dem Naturalismus noch anhaftenden Knick hinwegzukommen und seinen tieferen positiven, in seinem Auftrieb stehenden Weltanschauungsgehalt hervorzuarbeiten.

Diese seit 1904, dem Jahre meiner Übersiedlung von Berlin nach Weimar, Jahre hindurch fortgesetzten Bemühungen fanden dann ihren zusammenfassenden und abschließenden Ausdruck in meinem Ende 1909 bei Oesterheld & Ko. (Berlin W 15) erschienenen größeren philosophischen Werk »Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion«.

Ich habe die Philosophie, die es ausführte, eine Polaritätsphilosophie genannt. Und zwar in dem Sinne, daß die Erscheinung der Polarität, d. h. des gegenseitigen Bezugs zweier Pole, die wir in schlechterdings aller Erscheinung gewahren, auch den gesamten Kosmos zu einem zwiepolar in sich geschlossenen Gebilde macht. Die zwiepolare Geschlossenheit des Kosmos mußte ja aber gleichbedeutend sein mit seiner endlichen Ausdehnung. Denn alles, was sich als von zwei Polen bedingt und zusammengeschlossen bietet, kann, da die Verbindung zwischen zwei Polen nicht anders als eine begrenzte sein kann, nur in sich geschlossen begrenzt sein. Die rund ellipsoide Endlichkeit des Kosmos schloß aber in weiterer Folge, wie ich in dem genannten Buche ausgeführt habe, ein, daß **die Erde der kosmische Zentralkörper ist**. Da ich zu jener Zeit mit astronomischen Dingen noch nicht eingehender vertraut war, konnte der Abschnitt meines Buches, der über den Kosmos handelt, nur erst skizzenhaft gehalten werden. Ich sagte mir aber, daß, wenn sich auf astronomisch wissenschaftlichem Wege der Nachweis erbringen ließe, daß die bisherige kopernikanische (heliozentrische) Anschauung, wonach bekanntlich die Sonne der Mittelkörper des Planetensystems ist, **nicht** zu Recht besteht, das zugleich die ausschlaggebende Probe für die Richtigkeit der von mir entwickelten Polaritätsphilosophie bedeuten würde. Aus diesem Grunde ging ich an eine eingehendere Beschäftigung mit astronomischen Dingen heran, in deren weiterem Verlauf es mir, zunächst rein theoretisch, gelang, eine folgerecht in sich geschlossene geozentrische Kosmogonie aufzustellen.

Es mußte mir nun aber alles daran liegen, meine zunächst rein theoretisch gewonnene geozentrische Kosmogonie durch eine direkte Beobachtung, deren Ergebnis mit einem unzweideutigen äußeren Beweis gleichbedeutend war, bestätigt zu sehen. Nachdem ich mir das hierfür nötige technische Hilfsmittel verschafft hatte, suchte ich auf eine bestimmte Überlegung hin einen derartigen äußeren Beweis durch Beobachtung der Bewegung des bekannten, in das Südäquatorband Jupiters eingebuchteten großen »Roten Fleckes« zu gewinnen, und hatte dann Herbst 1910 eine diesbezügliche umfangreichere Abhandlung in »Nord und Süd«. Doch mußte ich später (1911 in der »Nationalzeitung«) diesen Beweis als unstichhaltig zurücknehmen.

Nun hatte sich aber im Zusammenhang der theoretisch von mir gewonnenen geozentrischen Kosmogonie unter anderm ergeben, daß aus ganz bestimmten Gründen die Sonnenflecke nicht überall gleichmäßig auf der Sonnenoberfläche entstehen können, sondern daß sie auf eingeschränktem Gebiet entstehen mußten, und zwar auf der Osthälfte der Sonne. Um festzustellen, daß sich das wirklich so verhielt, hatte ich die Bewegung der Sonnenflecke beobachtet. Und zwar mit dem Erfolg, daß tatsächlich alle gro-



ßen Flecke von der Rückseite der Sonne her um den Ostrand herum auf die uns zugewendete Seite übertraten, und daß auf der Westhälfte keine Flecke entstanden. Meine theoretische Feststellung sah sich also bestätigt. Da die Sonnenfleckentätigkeit damals aber gerade im Minimum stand und also nur sehr wenige Flecke entstanden, hielt ich das Ergebnis meiner Beobachtung noch nicht für hinreichend gesichert. Doch gerade in diesem Augenblick, wo mir nichts erwünschter gewesen wäre als eine auf längere Beobachtung gestützte fachwissenschaftliche Feststellung bezüglich der Sonnenflecke, sollte es sich treffen, daß im Sommer 1911 in den »Astronomischen Nachrichten« von dem Kasseler Sonnenforscher E. Stephani eine Mitteilung gebracht wurde, laut welcher nach einer von 1905 bis 1911 von Stephani angestellten Beobachtung tatsächlich so gut wie alle großen Sonnenflecke (nämlich rund 92 Prozent) auf der Rückseite entstanden waren. Zugleich teilte Stephani mit, daß die gleiche Beobachtung bereits um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von dem berühmten Sonnenforscher Hofrat Schwabe (Dessau) und von Dr. Ph. Carl (München) gemacht worden war. (Die Prozentzahl betrug hier sogar rund 96.) Und bald darauf erfuhr ich, daß von der Astronomin Mrs. Maunder (und zwar in einem Zeitraum von den siebziger Jahren bis zur Gegenwart) sowie von den Beobachtern der Greenwich-Sternwarte und der englischen tropischen Sternwarten das gleiche festgestellt worden war, außerdem aber: daß alle Flecke, die auf der uns zugewendeten Sonnenseite entstehen, einzig auf der Osthälfte der letzteren zustande kommen. Das gleiche wurde für 1900 bis 1910 auch von dem Sonnenforscher Prof. Th. Epstein bestätigt.

Ich durfte also meine zunächst rein theoretische Feststellung sowie meine eignen ersten Beobachtungen an der Sonne selbst durch eine fachmännische Beobachtung, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart ununterbrochen durchgeführt worden war, auf die überraschendste Weise für bestätigt erachten.

Darauf machte ich Anfang 1912 in zwei Nummern von F. Naumanns »Hilfe« mit einem ausführlichen Aufsatz »Sonnenflecke und Mondoberfläche« auf das sogenannte Sonnenfleckenphänomen und seine ganz unmittelbar zwingende geozentrische Folgerung aufmerksam; und diese Veröffentlichung erregte damals ein solches Aufsehen, daß ich von da bis heute über den Gegenstand mit den Fachleuten in einer fortgehenden öffentlichen Erörterung gestanden habe.

Das Sonnenfleckenphänomen lautet also dahin, daß die großen Sonnenflecke auf der Rückseite der Sonne entstehen und um den Ostrand herum aufgehen, alle auf der Vorderseite entstehenden Flecke aber auf der Osthälfte der letzteren; alle Sonnenflecke also auf der Osthälfte der Sonne.

Die ganz unmittelbare geozentrische Folgerung aus dieser Erscheinung lag am Tage. Denn hätte die Erde wirklich, wie Kopernikus annahm, einen Umlauf um die Sonne, so müßte sie sich ja jedes Jahr für ein halbes Jahr dergestalt an diesem Entstehungsgebiet der Flecke vorbeibewegen, daß wir die Flecke, und zwar überall gleichmäßig, auf der uns alsdann zugewendeten Sonnenseite entstehen sehen müßten. Da das jedoch niemals der Fall ist, war die kopernikanische Annahme kraft eines ganz unmittelbaren äußeren Beweises gefallen und bestand die geozentrische, nach welcher sich die Sonne um die Erde bewegt, endgültig zu Recht!

Die Erscheinung war eingestandenermaßen auch für die Fachwissenschaft eine ganz auffallende, für die sie, nach ausdrücklicher Aussage von Stephani u. a., keinerlei Erklärung wußte. Trotzdem wurde mir gegenüber ein Versuch gemacht, sie kopernikanisch zu vereinbaren. Allem Wesen der Angelegenheit und allen gegebenen Umständen nach gab es nur eine einzige Möglichkeit für einen solchen Versuch: es mußte nachgewiesen werden können, daß sich das Entstehungsgebiet der Flecke mit einjähriger Periode um die Sonne herum verschob. Da die Erde nämlich just ja auch eine einjährige Umlaufszeit um die Sonne haben soll, würde sich das Entstehungsgebiet der Flecke dann ja mit dem Umlauf der Erde gleichzeitig und parallel verschieben; dann aber müßte sich in der Tat alles so verhalten, wie wir es beobachten, und die kopernikanische Anschauung wäre gerettet gewesen.

Es war, im Herbst 1913, Prof. Meisel (Darmstadt), der mir gegenüber in der »Frankfurter Zeitung« darauf hinwies, man könnte ja annehmen, daß die Sonne nicht eine Umdrehung ihrer gesamten Masse um ihre Achse besäße, sondern eine verschiedene verschiedener Schichten; und man könnte weiter annehmen, daß das Innere der Sonne eine einjährige Rotationszeit habe; und ferner, daß die Flecke auf eingeschränktem Gebiet in dieser einjährig rotierenden Innenschicht entständen, um von ihr aus zur Oberfläche hinaufzugehen und dort auf einem genau entsprechenden Gebiet zu erscheinen. Da nun aber ihr Entstehungsgebiet im Sonneninneren eine einjährige Rotationszeit hätte, so müßte auch das entsprechende Gebiet, wo die Flecke auf der Oberfläche erscheinen, sich einjährig um die Sonne herum bewegen.

Gegen diesen Einwand durfte ich jedoch darauf hinweisen, daß eine solche Annahme sich vollkommen ausschließt, weil die Sonnenmasse ja in einheitlicher Kohäsion steht, wodurch sich verschiedene Rotationszeiten verschiedener Sonnenschichten vollkommen ausschließen.

Das wurde mir später von fachwissenschaftlicher Seite denn auch rundweg zugegeben. So September 1914 im »Hochland« von Professor Plaßmann, der die Meiselsche Notannahme für unstichhaltig erklärte und überdies hinzufügte, das Sonnenfleckenphänomen gebe der Wissenschaft ein »Rätsel« auf, dem sie nicht anders gegenüberstehe als »achselzuckend«, wie der Arzt einem »hoffnungslosen Patienten«. Gleicherweise hatte Prof. Epstein Sommer 1914 in Plaßmanns »Mitteilungen« zugegeben, daß eine einjährige Verschiebung des Entstehungsgebietes der Flecke um die Sonne herum in keiner Weise nachgewiesen werden könne.

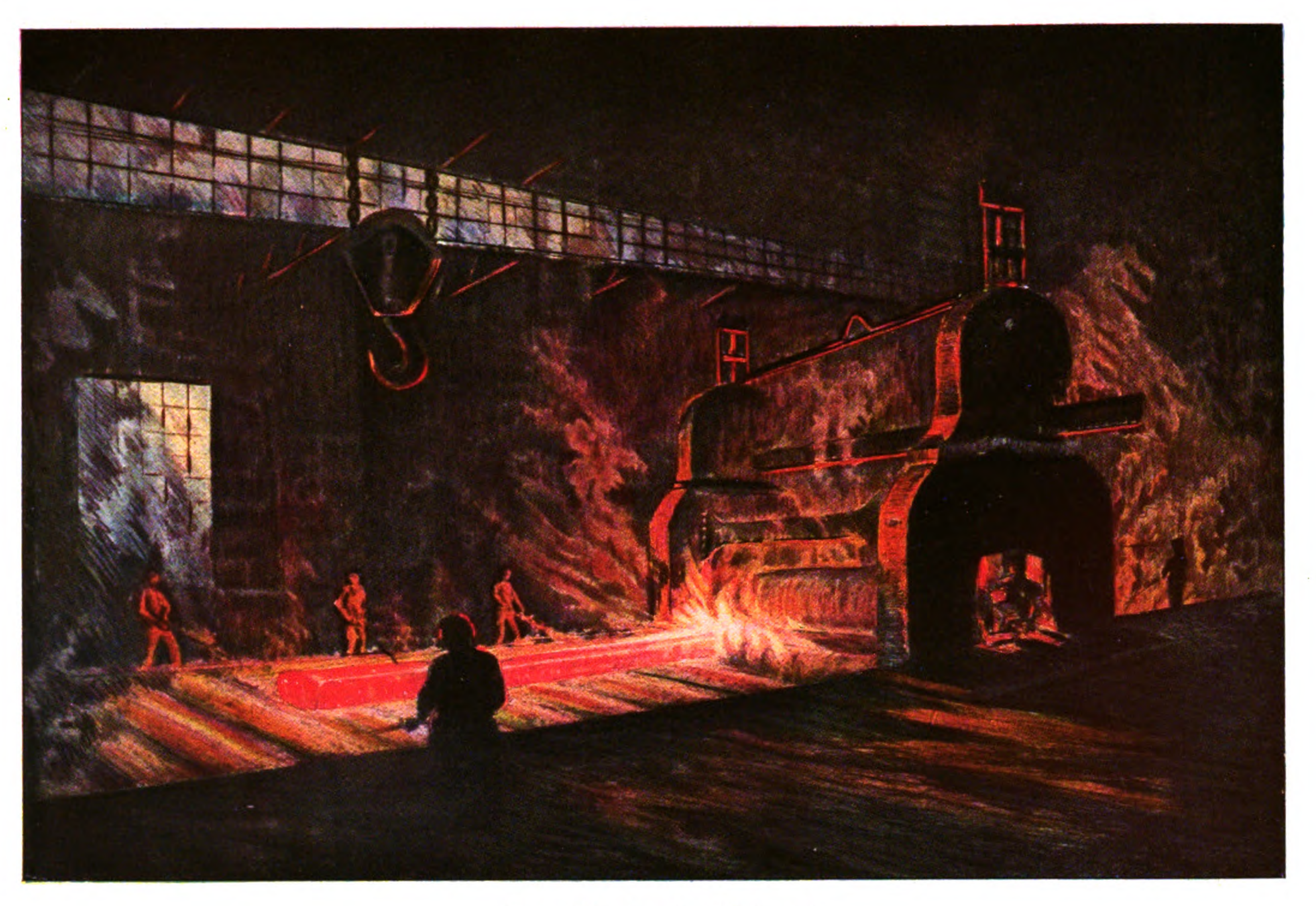
Das war tatsächlich bereits ein fachmännisches Zugeständnis von größter Tragweite, das der von mir vertretenen geozentrischen Folgerung der Erscheinung geworden war; ja, eigentlich schon das ausschlaggebende. Denn in keiner Weise war also eine Verschiebung des Entstehungsgebietes gegeben. Bekanntlich hat man ja angenommen, die Sonne besitze eine Achsenumdrehung von etwa 26tägiger Zeit; also in dem Sinne, daß die gesamte Masse der Sonne sich in dieser Zeit um ihre Achse bewege. Wollte man nun sagen, das Entstehungsgebiet verschiebe sich mit dieser Zeit um die Sonne, so müßte es sich offenbar so verhalten, daß es aller 13 Tage für die Zeit von 13 Tagen sich über die uns zugewendete Seite der Sonne hin bewegte. In diesem Falle müßten wir ja die Flecke aber erst recht überall und jederzeit auf der uns zugewendeten Sonnenseite entstehen sehen, könnte also von einem Fleckenphänomen für uns nicht einen Augenblick die Rede sein. Das ist aber niemals der Fall. Wollte man nun aber annehmen, die Gesamtmasse der Sonne besitze eine Achsenumdrehung von einjähriger Zeit, so könnte diese Achsenumdrehung infolge der einheitlichen Kohäsion der Sonnenmasse unmöglich eine so ungleich geschwindere Umdrehungsbewegung der leichten Oberflächenmaterie von ungefähr 26 Tagen zulassen. (Es ist z. B. bekannt, daß auf der Oberfläche der Erde keinerlei Bewegung — etwa die der Gezeiten — besteht, die nicht ungleich langsamer wäre als die 24stündige Achsenumdrehung.) Es verhält sich demnach infolge des Sonnenfleckenphänomens so, daß die Sonne weder eine einjährige noch eine rund 26tägige und überhaupt keine Achsenumdrehung hat, und daß die beobachtete rund 26tägige Oberflächenumdrehung eben nur eine solche der leichten Oberflächenmaterie ist, deren Ursache ich im übrigen in meiner Schrift »Die Erde, nicht die Sonne« (Dreiländerverlag, München 1919) nicht in Zweifel gelassen habe.

Die Fachwissenschaft wäre also bereits genötigt gewesen, die unmittelbare geozentrische Folgerung des Fleckenphänomens zuzugeben. Aber da wurde nachträglich noch, von Professor Epstein 1914 in Plaßmanns »Mitteilungen«, der Versuch gemacht, das Fleckenphänomen als gar nicht bestehend nachzuweisen. Damit wäre die kopernikanische Anschauung allerdings mit einem Schlage gerettet gewesen. Doch handelte es sich bloß noch um ein Mißverständnis. Denn Prof. Epstein hatte das Fleckenphänomen dahin aufgefaßt, als entständen alle Flecke ausschließlich auf der Rückseite der Sonne. Da konnte er denn freilich leicht nachweisen, daß ja auch auf der Vorderseite sehr viele Flecke entstehen. In Wahrheit lautet das Fleckenphänomen ja aber dahin, daß bloß alle großen Flecke auf der Rückseite entstehen, alle auf der Vorderseite entstehenden Flecke aber auf der Osthälfte der letzteren. Damit war denn auch dieser letzte, eigentlich schon verzweifelte Versuch, die kopernikanische Sache noch zu retten, erledigt.

Auf diesem kritischen Punkt ist die Erörterung, in der ich seit Jahren mit der Wissenschaft stehe, gegenwärtig angelangt. Um zusammenzufassen: Meine anfangs rein theoretische Feststellung bezüglich des Entstehungsortes der Sonnenflecken ist durch einen kraft einer unbeanstandbaren wissenschaftlichen Beobachtung gewonnenen äußeren Beweis in gewiß auffallender Weise bestätigt worden; ferner wurde von Fachleuten selbst ausdrücklich zugestanden, daß das Sonnenfleckenphänomen auf keine Weise mehr kopernikanisch vereinbart, und endlich hat sich erwiesen, daß es auch als solches nicht beanstandet werden kann. Somit wäre ersichtlich, daß auch der Fachwissenschaft kaum noch etwas andres übrigbleibt, als zuzugeben, daß die kopernikanische Anschauung gefallen ist und die geozentrische endgültig zu Recht besteht. Denn ein Einwand von irgendeiner andern Seite her ist nicht möglich. Gegen eine unmittelbare Tatsache ist ein solcher nicht mehr denkbar. Es kann sich einzig so verhalten, daß die bisherigen wissenschaftlichen Arbeitsergebnisse sich entweder ohne weiteres mit der geozentrischen Tatsache vereinbaren lassen, oder daß sie, soweit das nicht der Fall, sich nach deren Maßgabe modifizieren.

Würde im übrigen die geozentrische Tatsache wirklich einen so ungeheuren Umsturz bedeuten, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben möchte? In Wahrheit ist das durchaus nicht der Fall, vielmehr kommt ihr die Wissenschaft heute schon auf halbem Wege bestens entgegen.

Die geozentrische Anschauung des Altertums kennzeichnete sich im allgemeinen dahin, daß sich die Erde in der Mitte eines in sich geschlossen endlichen Kosmos und in einer einheitlichen Bewegung um diese Mitte befand. Zu der gleichen Auffassung sind heute aber auch, versteht sich mutatis mutandis, die hervorragendsten Fachwissenschaftler gelangt, d. h. was die



Hans Klemke: Im Walzwerk

Nach einer farbigen Radierung aus dem Kunstverlag von Ludwig Möller in Lübeck

Geschlossenheit des Kosmos und seine Bewegung angeht. Und zwar auf dem Gebiete der neuen, seit etwas über hundert Jahren bestehenden, neuerdings zu epochemachenden Ergebnissen gelangten Wissenschaft von den Fixsternen. Auch sie bekennen sich heute, nach den mathematischen Vorarbeiten von Helmholtz, Riemann u. a. und deren Lehre vom sogenannten gekrümmten Raum, zu einer geschlossen endlichen Ausdehnung des Kosmos; weiter aber zu einer einheitlichen Wirbelbewegung des Kosmos um seine Polachse. Und weiter kommt man der geozentrischen Kosmogonie, wie ich sie in meiner Schrift »Die Erde, nicht die Sonne« (und in der andern »Neues zur geozentrischen Feststellung«, 1921, bei J. G. Holzwarth, Rothenfelde im Teutoburger Wald) entwickelt habe, in gewiß sehr überraschender Weise dahin entgegen, daß man auf Grund der neuesten spektroskopischen Ergebnisse die Auffassung preiszugeben sich genötigt sah, nach welcher die Fixsterne Körper nach Art der Sonne sein sollten. Man weiß heute, daß die weißen Fixsterne, wenn auch sehr große, so doch überaus leichte gasige Körper ohne eigentliche Oberfläche sind, deren Atome weit auseinander und nur in der Mitte der Körper relativ dichter beieinander stehen. Das gleiche wird aber auch von den roten Fixsternen angenommen, die man bisher für stark abgekühlte Sonnenkörper hielt.

Als weiterer besonders wichtiger Umstand kommt aber in Betracht, daß es bekanntlich, wie auch von der Fachwissenschaft ausdrücklich zugegeben wird, hinsichtlich der Rechnungen ganz das gleiche ist, ob die heliozentrische oder die geozentrische Anschauung zu Recht besteht. Wie bekannt, wurde auch im Altertum der Eintritt von Sonnen- und Mondfinsternissen und von Sternkonstellationen genau vorausberechnet. Der Unterschied ist heute einzig der, daß die Alten Kreisbahnen berechneten, während wir seit Kepler wissen, daß in Wahrheit elliptische Bahnen zu berechnen sind; doch das bringt in die Rechnungen nur eine geringe Korrektur, im wesentlichen sind sie die gleichen geblieben. Auch von dieser Seite aus erwächst also der geozentrischen Anschauung keine Schwierigkeit.

Man wird zwar einwenden wollen, daß die kopernikanische Anschauung heute deshalb nicht mehr beanstandet werden könnte, weil wir seit Bessel in Gestalt der jährlichen Parallaxe der Fixsterne, d. h. jener jährlichen minimalen Bewegung der Sterne, deren Wert genau dem des Erdbahndurchmessers entspricht und also gleichsam eine Widerspiegelung der Erdbewegung sei, einen äußeren Beweis für sie besäßen. Doch dagegen wäre zu sagen, daß die Parallaxe der Fixsterne, da wir jetzt im Sonnenfleckenphänomen den vollkommen unmittelbaren äußeren Beweis für die geozentrische Tatsache besitzen, in Wahrheit die Bedeutung eines solchen Beweises nicht mehr beanspruchen kann. Und weiter wäre zu sagen, daß unter gewissen Umständen jener Wert der jährlichen Parallaxe vollkommen auch dem des Durchmessers einer Bahn entspräche, die die Sonne um die Erde beschriebe; denn die Sonne ist ja von der Erde nicht weiter entfernt als diese von ihr; der Wert des Bahndurchmessers bliebe also der gleiche.

Die jährliche Fixsternparallaxe ist also in Wahrheit kein unzweideutiger Beweis für die kopernikanische Anschauung. Ist aber gegen die geozentrische Folgerung aus dem Fleckenphänomen wirklich kein Einwand mehr möglich, dann muß die Gestirnparallaxe in den Zusammenhang der Erklärungen der geozentrischen Kosmogonie sich einfügen.

Das wird uns einleuchten, wenn wir noch einmal folgendes in Erwägung ziehen. Der Kosmos geschlossen endlich und in einer einheitlichen Wirbelbewegung um seine Mitte stehend. Aus dem Wesen des Wirbels ergibt sich ohne weiteres, daß seine Umdrehung gegen die kosmische Mitte hin immer geschwinder und enger, gegen die kosmische Grenze hin immer langsamer und umfangreicher wird. Daraus folgt weiter, daß die Materie gegen die Mitte hin zu um so kräftigeren, gegen die kosmische Grenze hin zu um so leichteren Körpern zusammengezogen und verarbeitet wurde.

Sehen wir die Körper aber daraufhin an, so finden wir, daß Erde, Mond und Sonne sowie alle Körper bis zu Neptun hin mehr oder weniger schwere und dichte Körper sind und solche von relativ sehr geschwindem Umlauf. Dagegen sind, wie bekannt, die Kometen, die von jenseits der Neptunbahn kommen, außerordentlich leichte Körper. Auch erinnern wir uns wieder, daß, auch nach Anschauung heutiger Fachwissenschaftler von den Fixsternen, die Fixsterne in Wahrheit keine Sonnenkörper, sondern überaus leichte Körper sind. Und ferner wissen wir, daß die sogenannten Fixsterne einen ganz außerordentlich langsamen Umlauf haben.

In diesem höchst auffallenden Unterschied zwischen den Körpern von Erde bis Neptun und allen übrigen kosmischen Körpern (Kometen und Fixsternen) könnten wir aber bereits einen Hinweis haben auf die wirkliche Anordnung der kosmischen Körper. Daß nämlich die ersteren Körper um die Erde (den kosmischen Zentralkörper) herum die Mitte des Kosmos einnehmen, während die übrigen Körper den übrigen Kosmos ausfüllen. Wir hätten dann aber eine ungleich geringere kosmische Ausdehnung, als selbst jene neueren Astronomen annehmen, welche die geschlossene Endlichkeit des Kosmos lehren. Denn wenn die schwersten und dichtesten Körper, also die Körper von Erde bis Neptun, die man bisher doch für ein in allem Kosmos ver-

schwindend kleines »Planetensystem« ansah, in Wirklichkeit, wie ich in meiner Schrift »Die Erde, nicht die Sonne« dargelegt habe, die beiden ersten, innersten von den vier Drehungszonen des allgemeinen kosmischen Wirbels einnehmen, so ist der Kosmos allerdings nur klein. Obgleich im übrigen gewaltig genug. Denn davon abgesehen, daß die Entfernung von der Erde bis Neptun immerhin doch eine recht ansehnliche ist, sind die Umfänge der kosmischen Drehungszonen nach dem Verhältnis der logarithmischen Spirale geordnet, d. h. sie werden in Richtung gegen die kosmische Grenze hin nach dem Gesetz dieses Verhältnisses immer umfangreicher, so daß also die zweite kosmische Zone, d. h. die der Körper von Mars bis Neptun, um ein bestimmtes größer ist als die erste, innerste, die von Erde, Mond, Sonne (mit Venus und Merkur) eingenommen wird; die dritte Zone (die der kühlen, dunklen Körper, von denen die Kometen und Sternschnuppen gegen uns hergelangen) wieder um ein bestimmtes Verhältnis umfangreicher als die zweite; und die (umfangreichste und langsamste) vierte Drehungszone, die der Fixsterne, wieder in einem bestimmten Verhältnis umfangreicher als die dritte. Wenn die Ausdehnung des Kosmos also eine verhältnismäßig geringe ist, und wenn noch dazu die Körper der kosmischen Mitte (also die bis Neptun) die schwersten und dichtesten, die der dritten und vierten Drehungszone aber außerordentlich leichte Körper sind (wie uns die Beschaffenheit der Kometen und heute auch der Fixsterne lehrt), so wird, um das hier noch anzudeuten, einleuchten, daß gewisse besondere Bewegungen der schweren Körper schlechterdings in allen kosmischen Umfang hinein sich auswirken müssen. Ich deute hier die bekannten periodischen Rückläufigkeitsbewegungen der Planeten an, die ja, wenn die kopernikanische Anschauung nicht zu Recht besteht, nicht, wie man annahm, bloß scheinbar, sondern tatsächlich sich vollziehen. Und ich deute, als ihre weitere Auswirkung in den Kosmos hinein, die jährliche parallaktische Bewegung der Fixsterne an. Aber ich muß diesbezüglich auf meine Darlegungen in der Schrift »Die Erde, nicht die Sonne« verweisen. Immerhin wird aus den eben gegebenen Andeutungen eine gewisse Geschlossenheit und Übersichtlichkeit des durch die geozentrische Folgerung aus dem Sonnenfleckenphänomen gegebenen Aufbaues des Kosmos bereits einleuchten.

Um nun kurz noch einmal auf das zurückzugreifen, wovon ich ausging, darf ich wohl darauf aufmerksam machen, daß, wenn mein Verhältnis als Dichter zum Naturalismus kein lediglich ästhetisches oder sozialkritisches, sondern von Anfang an ein religiös bestimmtes war, und wenn aus ihm dann meine philosophisch-wissenschaftlichen Bestrebungen mit einer gewissen inneren organischen Notwendigkeit erwuchsen, um sich schließlich in der Schrift »Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion« zum geschlossenen Ausdruck zu bringen, und wenn ich auf die Richtigkeit der von mir dort entwickelten Polaritätsphilosophie die astronomisch-kosmische Probe brauchte, diese sich sicherlich mit der so überraschenden kopernikanischen Unerklärbarkeit des Sonnenfleckenphänomens und seiner unmittelbaren geozentrischen Folgerung in gewiß auffallender Weise ergeben hat. Und zwar in einer Weise, die wirklich das Interesse der allgemeineren Öffentlichkeit beanspruchen darf. Um so mehr, als mir von der Fachwissenschaft her bereits das unumwundene Zugeständnis wurde, daß das Fleckenphänomen weder in irgendwelcher Weise mehr kopernikanisch vereinbart, noch auch als solches beanstandet werden kann.

Ich meine, die vorliegenden Bekenntnisse und Darlegungen eines dichterischen Außenseiters in wissenschaftlichen Dingen werden immerhin auch geeignet sein, ein sehr bemerkenswertes Schlaglicht auf ein dem Naturalismus als einer internationalen Gesamterscheinung einwohnendes und in seiner Entwicklung stehendes Weltanschauungsmoment von größter Tragweite werfen und ihm zu einer Aufmerksamkeit verhelfen, wie er sie verdient.

Eva vom Tal

Aus ungedruckten Liebesidyllen

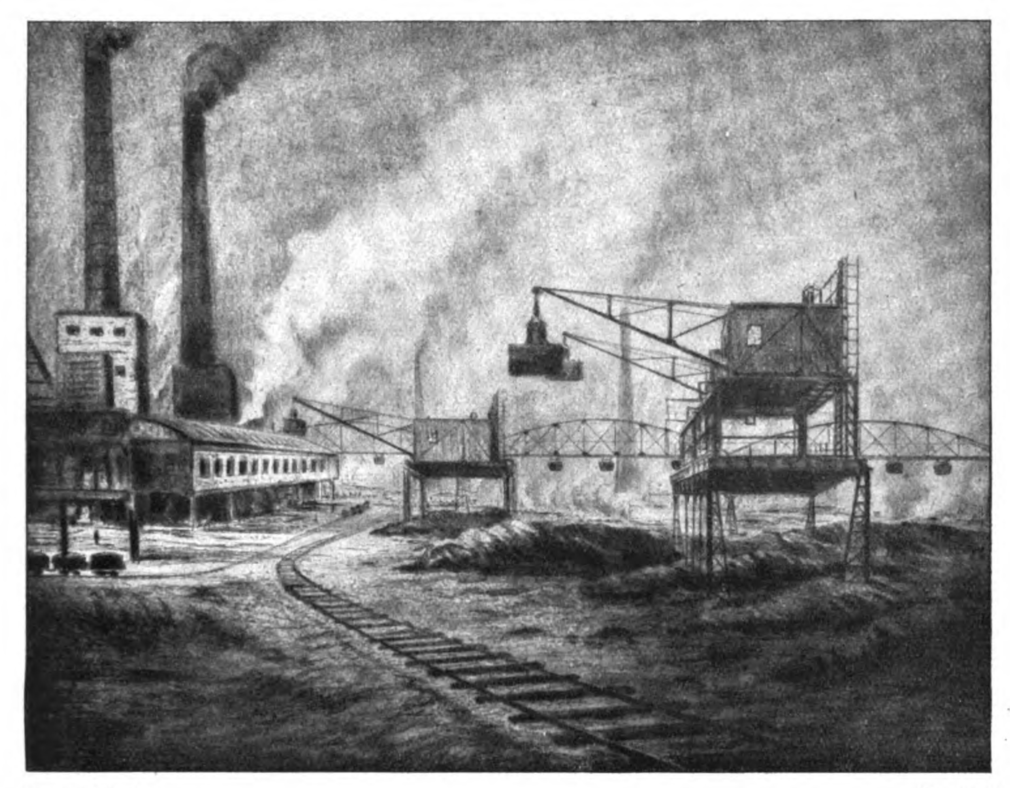
Maimondsduft und Mädchenhaar —
Wiesenfrisch ein trautes Paar!
Apfelbaum im Blütenschaum,
Und die Nacht — ein Wonnetraum ...

Tiefer Atem Mund zu Mund,
Gab kein Hauch und Laut es kund,
Was man konnte bergen kaum.
Bis sie kamen untern Baum.

's Maidle brach ein Zweiglein frisch,
Blitzt ein Blick verführerisch:
„Ach, wie schoad, kei Äpfle dran —
Böt' dir gleich zu beiße an!“

Wie mein Jung ihr Herz verstund!
Küßt ihr heiß den blühenden Mund ...
Und im Schnee der Apfelbaum
Träumte seinen Frühlingstraum.

Kurt Geucke



Hans Klemke: Gaswerk

Kohle und Eisen

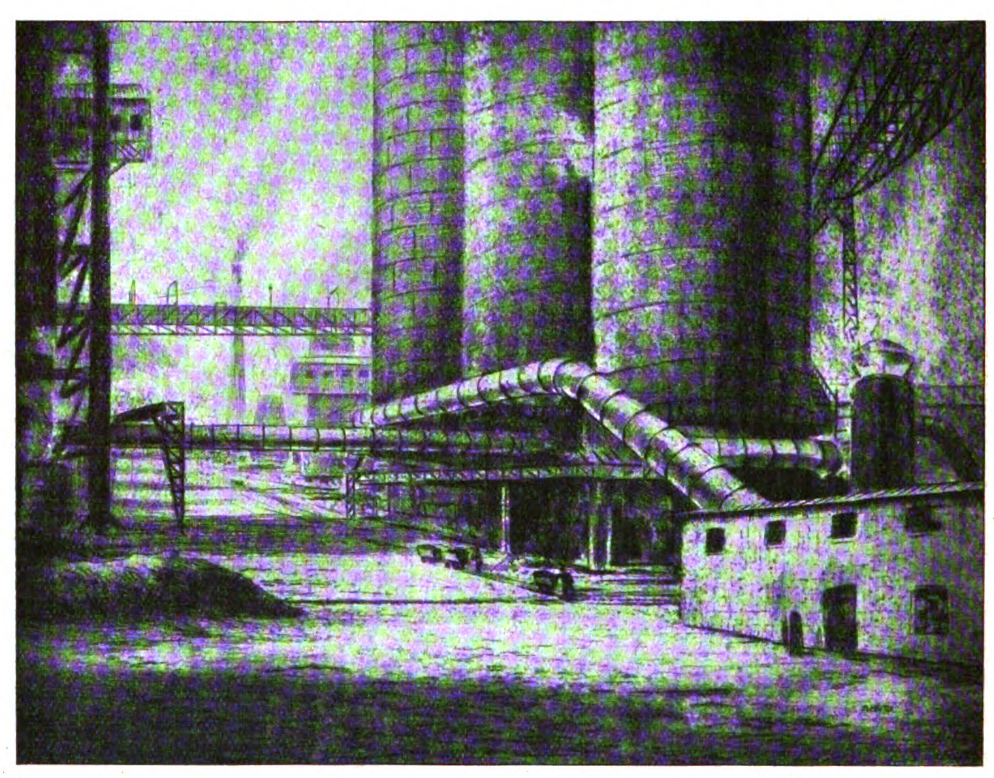
Radierungen aus deutschen Industriegebieten von Hans Klemke

Mit neun einfarbigen Textbildern und einem mehrfarbigen Einschaltbilde, wiedergegeben mit Genehmigung des Kunstverlages von Ludwig Möller in Lübeck

Karl Blechen hat in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einmal das Eisenwalzwerk bei Eberswalde gemalt. Die gedämpften Töne der Dämmerung umschmeicheln die ragenden Schlote und zaubern dem Beschauer mehr eine Stätte der Ruhe und des Friedens als der Arbeit vor Augen. Den Künstler mag der Landschaftsausschnitt an sich oder das Spiel der Farben am abendlichen Himmel gereizt haben, aber für sein Empfinden war es sicherlich belanglos, ob da vor ihm die Schlote einer Fabrik in den Abendhimmel ragten oder die Türme eines gotischen Domes.

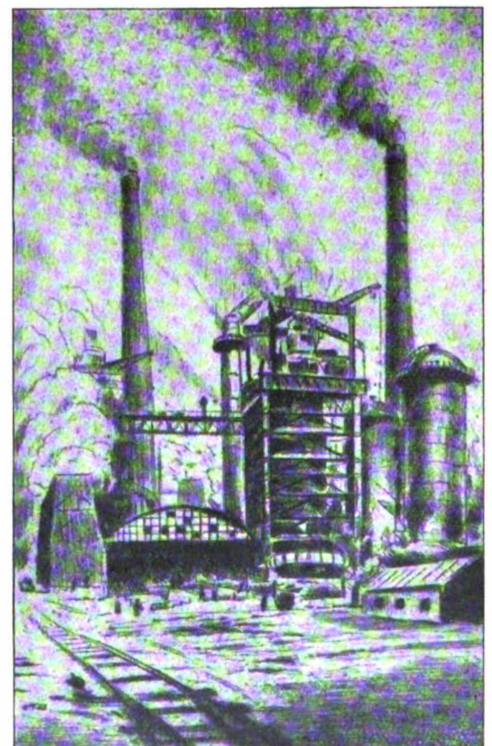
Wie anders würde ein Künstler unsrer Tage einem solchen Vorwurf gegenüberstehen! Sein Auge würde vor allem auf das Eisenwerk gerichtet sein und in ihm ein Wahrzeichen unsers Industriezeitalters sehen, dessen Wesen im Bilde dieser Fabrik zu versinnbildlichen ihn reizen würde. Technik und Industrie sind zu einem so wesentlichen Bestandteil unsers Daseins geworden, daß auch die Kunst sich ihrer Erscheinungen mehr und mehr bemächtigen mußte, wollte sie nicht die Verbindung mit dem Zeitgeist verlieren.

In der Tat hat die Kunst, die von jeher ihre Aufgabe in der Darstellung des Lebens und seiner Äußerungen gesucht und gefunden hat, sich heute alle Gebiete der Technik erobert, wenn sie auch nicht alle mit gleicher Liebe bedenkt. Das hat seinen natürlichen Grund darin, daß nicht alle dem Künstler gleich viel zu geben vermögen. Es gibt Stätten der Arbeit, die der malerischen oder formellen Reize auch für ein auf diese Dinge eingestelltes Auge fast völlig entbehren, während andre sie im Überfluß besitzen. Wer je mit offenen Augen an den Brennpunkten unsrer Schwerindustrie, im Ruhrgebiet, an der Saar oder in Oberschlesien, geweilt hat, wird sich der gewaltigen Eindrücke nicht haben erwehren können, die hier auf das Auge einstürmen.

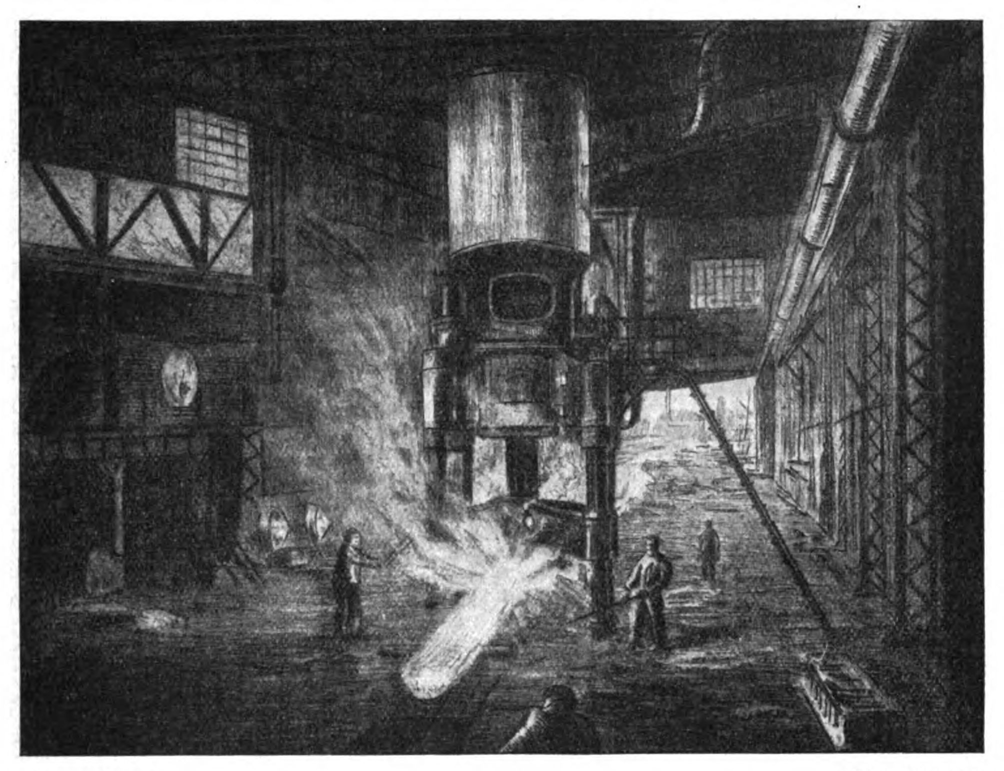


Hans Klemke: Am Fuß der Winderhitzer

So nimmt es nicht wunder, daß die Industrie der Kohle und des Eisens den Pinsel des Malers und den Stift des Zeichners stets besonders gereizt hat, vor allem dort, wo sie am gewaltigsten ist, im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, das gerade jetzt im Scheinwerferlicht eines ungeheuren Geschehens vor uns liegt. Fast verwirrend ist die Fülle der Bilder, die hier auf den Beschauer einstürmt. Finster geschart, riesigen Türmen gleich, recken die Hochöfen sich in die Luft, vom Gerüstwerk der Gichtbühnen umsponnen, weithin ragende Wahrzeichen der Arbeit; durch dampfendes Dämmern schlängeln sich, glühender Lava gleich, Bäche geschmolzenen Eisens, von stangenbewehrten, glutüberhauchten Männern bewacht; in weiten, von bunten Dämpfen erfüllten Hallen, in denen gewaltig das Lied der Arbeit schallt, rollen rotglühende Eisenbarren über dröhnende Walzen, von Flammen umloht; funkelnde Garben von Erz sprühen aus glühenden Blöcken, wenn der sausende Schlag des Dampfhammers sie



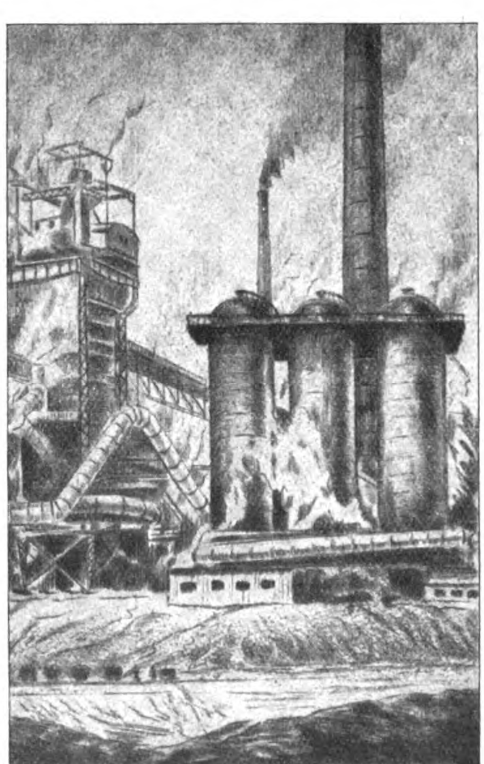
Hans Klemke: Hochofenbetrieb in Oberschlesien



Hans Klemke: Schmiedepresse

trifft, und wie sengender Höllenatem schlägt rotglänzende Lohe aus dem Mund der Öfen, in denen das Eisen zu Stahl sich bildet. Farben und Formen in einer Fülle, deren dämonische Schönheit das Auge des Beschauers entzückt.

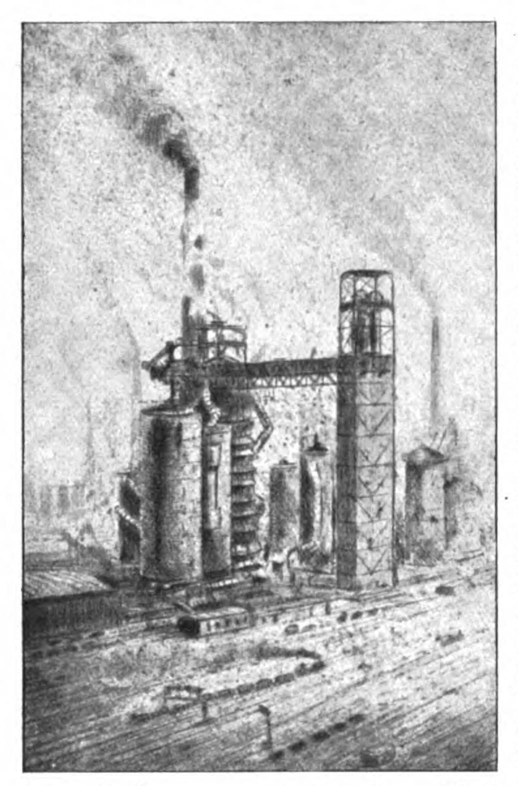
In dieser Welt der Kohle und des Eisens ist der Künstler heimisch, dessen Arbeiten diese Zeilen gewidmet sind. *Hans Klemke* (geboren 1892 in Berlin) kommt vom Handwerk her. Der Vater, ein tüchtiger Zeichner und Lithograph, legte in die Seele seines Jungen



Hans Klemke: Hüttenwerk

die Liebe zu dem Handwerk, das ihm als bescheidener Helfer der Kunst von Herzen teuer war. So kam denn Hans Klemke, als er mit vierzehn Jahren die Schule verließ, zu einem Lithographen in die Lehre, der ihn von Grund auf mit allen Geheimnissen seines Berufes vertraut machte. Je mehr das Selbständigkeitsgefühl und die Lust an eigner freier Schöpfung in dem jungen Lithographen erwachten, um so weniger vermochte die Lithographie ihn zu befriedigen. So wandte er sich bald dem

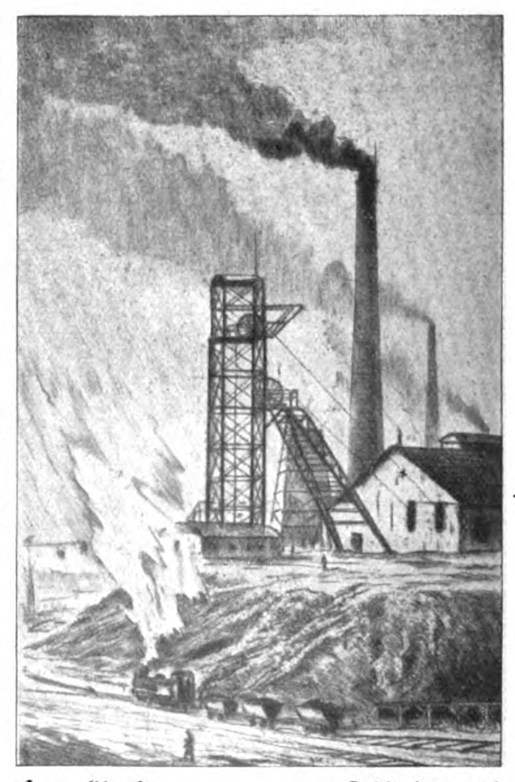




Hans Klemke: Hochofenwerk am Rhein

Kupferdruck, vor allem der Radierung zu und begann in dieser Technik dem Gestalt zu geben, was seine Seele bewegte. Maschinen und sonstiges Rüstzeug der Industrie hatte Hans Klemke schon als Knabe lieb. Jetzt begannen diese Dinge sein künstlerisches Interesse zu erregen. Fahrten zur Front, die ihn durch das Ruhrrevier führten, weckten in ihm den Sinn für die eigentümliche Schönheit der Hochöfen und Fördertürme, der Zechen und Eisengießereien. Ein glücklicher Zufall gab ihm bald Gelegenheit, das Ruhrrevier, wo während des Krieges die Feuer der Arbeit noch höher loderten als sonst, genauer kennenzulernen und Zeichenstudien in Hütten und Zechen zu machen. Er fühlte sich ergriffen von der Wucht und Größe der Bilder, die ihm hier entgegentraten, und als das Ende des Krieges ihn seinem Beruf wiedergab, da formten sich ihm diese Eindrücke und Studien aus dem Industriegebiet zu einer Reihe von Radierungen, die in ihrer Gesamtheit nichts weniger als ein stilles Loblied auf Deutschlands Größe sein wollen.

Hans Klemke steht als Künstler breit und fest auf der Erde. Das Gegenständliche ist es vor allem, was ihn fesselt, die Arbeitsstätte, nicht der Arbeiter, der in den Anfängen der Industriemalerei durchaus im Mittelpunkt des Interesses stand. Nachdem Menzel mit seinem 1875 geschaffenen »Eisenwerk« den Anfang gemacht hatte, kam der früher vernachlässigte vierte Stand zu Ansehen auch in der Kunst. Die soziale Entwicklung unterstützte die Bewegung, und so sah man eine Weile das Ideal in der Darstellung kräftiger, eckiger, von der Mühe des Daseins gezeichneter Körper. Erst langsam fand von der Wiedergabe des menschlichen Körpers aus die Kunst den Weg zur Technik selbst, zu Werkzeug und Arbeitsstätte, deren eigentümlicher Schönheit sich die Sinne allmählich erschlossen. Es ist kein Zufall, daß gerade die angelsächsischen Künstler, in deren Heimat die Entwicklung der Industrie am rascheften und eindrucksvollsten vor sich ging und wo die hemmenden Einflüsse des Gefühls und der Überlieferung weniger stark waren als anderswo, damit den Anfang machten. So tritt uns bei Frank Brangwyn die Technik, künstlerisch bewältigt, zuerst

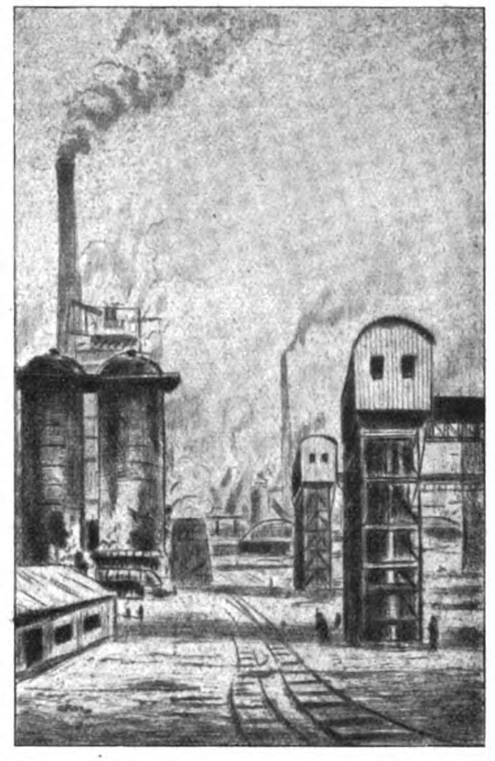


Hans Klemke: Kohlenbergwerk

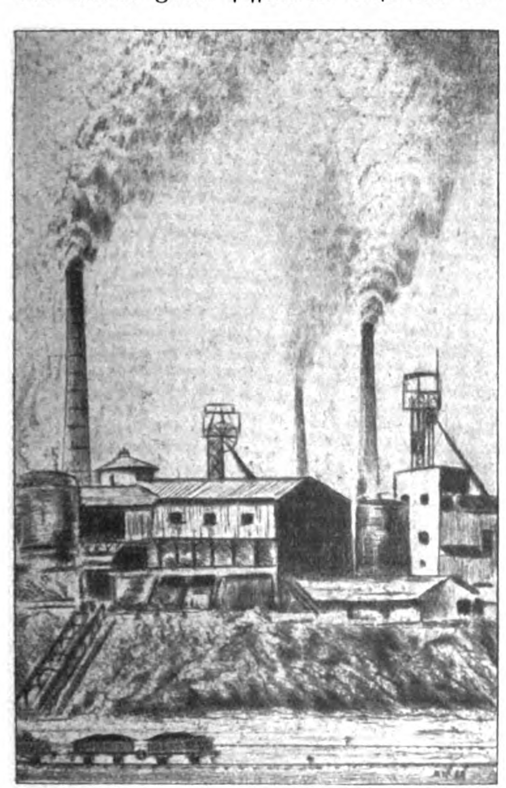
um ihrer selbst willen entgegen, und Josef Pennell hat dann als erster seine Kunst ausschließlich der Darstellung industrieller Anlagen gewidmet.

Die Betonung des Gegenständlichen birgt zumal für den nur mit dem Stift oder der Radiernadel arbeitenden Künstler die Gefahr, nackte Wirklichkeit statt beseelter Kunst, Illustration statt künstlerischer Darstellung zu geben. Im Grunde aber darf es sich für den wahren Künstler nicht darum handeln, irgendeine Arbeitsstätte darzustellen, sondern die Arbeitsstätte, etwas Typisches, durch den Geist der Kunst von augenblicklichen und vorübergehenden Zuständen Befreites. So sind denn auch die Eisenhütten und Kohlenzechen auf Klemkes Radierungen aus deutschen Industriegebieten keine der Wirklichkeit nachgezeichnete Abbildungen irgendwelcher bestimmter Anlagen, sondern Zechen und Hütten, wie sie vor dem inneren Auge des Künstlers sich aufbauen, der dem Wesen, der Seele dieser Erscheinungen nachgeht.

Zu den imposantesten, den Beschauer schon aus weiter Ferne fesselnden Gestalten des



Hans Klemke: Eisenhütte



Hans Klemke: Kohlenzeche

Industriegebietes gehören die Hochöfen, und sie sind es denn auch, die am häufigsten auf Klemkes Industrieradierungen auftauchen. Von ihrem malerischen Reiz haben diese Riesen zwar ein gut Teil eingebüßt, seit man die Gichtgase nicht mehr in lodernden Flammen, die nachts weithin den Himmel röteten, entweichen läßt, sondern gelernt hat, sie aufzufangen und zu nützlicher Arbeit zu zwingen. Aber es ist ihnen trotzdem genug geblieben, was das Auge eines Malers entzücken kann, zumal wenn er, wie Klemke, weniger den Farben als den Formen nachgeht. Vor allem sind es die riesenhaften Maße der Hochöfen, die den Künstler zu immer neuen Darstellungen reizen. Bald führt er uns unmittelbar an den Fuß der Öfen, bald baut er sie fern vor uns auf oder läßt uns einen Blick von erhöhtem Standpunkt auf sie tun. Wie zwergenhaft nimmt sich neben diesen bis zu 30 Metern Höhe emporsteigenden Giganten der Mensch mit seinen Geräten aus, wie puppenhaft selbst das Maschinenhaus am Fuße der stählernen Riesentürme, in denen der heiße Gebläsewind der Hochöfen orgelt und braust!

Neben der geschlossenen Massigkeit dieser Bauten wirken die Gitterträger der Brückenkräne und die Eisengerüste der Gichtbühnen und Aufzüge wie zartes Spinnwerk. Und hoch über diesem Reiche des Eisens wallen dunkle Rauchfahnen aus himmelan steigenden Schloten. Sie wallen auch über dem Reich der Kohle, über den Schachttürmen mit den ruhelos kreisenden Rädern der Fördermaschinen, über den Hallen und Halden, wo die schwarzen Schätze der Tiefe sich zu Bergen häufen. Schönheit im herkömmlichen Sinne ist hier nicht zu finden, wohl aber spürt man hier wie kaum anderswo den ruhelosen Pulsschlag der Arbeit, die diese nüchternen, kohlengeschwärzten Bauten zu Wahrzeichen unsrer Zeit macht.

Die Schwierigkeit künstlerischer Darstellung wächst, wenn der Graphiker sich dem Inneren der Gießereien und Walzwerke zuwendet. Denn im Gegensatz zur grauen, kohlenstaubüberzogenen Außenwelt herrscht hier die Farbe, vor allem das vielfach abgestufte Rot des glühenden Eisens sowie das Weiß- und Blaugrau des Dampfes. Klemke hat bald gefühlt, daß sich das Wesen und die eigentümliche Schönheit dieser Innenräume mit dem Schwarzweiß der einfachen Radierung schwer bewältigen ließ. Darum bedient er sich, wenn es das Innere von Walzwerken oder Gießereien darzustellen gilt, am liebsten der farbigen Radierung. Das Einschaltbild »Im Walzwerk« (vor Seite 261) gibt eine gute Probe dieser farbigen Arbeiten des jungen Künstlers. Auch hier ist ihm der Mensch in seiner Kleinheit Nebensache; aller Nachdruck liegt vielmehr auf der gigantischen Maschine, die eben dabei ist, einen glühenden Eisenblock zwischen ihren stählernen Walzen zu einer schlanken Schiene zu zerdehnen. Gespenstisch spielt rotes Licht mit den schwarzblauen Schatten der Halle, durch deren dampfverhüllte Fenster nur spärlich das Licht eines trüben Tages bricht.

Es ist das Lied der Arbeit, das aus Hans Klemkes Radierungen uns entgegenschallt, der Arbeit an Kohle und Eisen, den Urstoffen, auf denen sich das Leben der Gegenwart aufbaut. Kohle ist das Blut, von dem der Pulsschlag unsrer Zeit abhängt, Eisen das feste Gerippe, auf das sich unsre Wirtschaft gründet. Nie waren wir uns dessen bewußter als jetzt, da an der Ruhr der Endkampf um Deutschlands Besitz an Kohle und Eisen gekämpft wird. G. Sch.

Liebeslied im Mai

Ein Traum begann, die Blume blau,
Als ich dich sah, geliebte Frau.
Zu fassen war sie viel zu fein,
Und all mein Mut war noch so klein.
Ein Winter kam, der Frühling ward,
Und alle Rinden wurden hart.
Ein Strom von Blut durchrinnt die Welt
Und alles, was im Arm sie hält.
Die kleine Blume ist ein Baum,
Reicht schon bis an den Himmelssaum,
Und seine Äste nicken schwer
Von all der Süße um sie her. —

Ich halt' dein Herz, die Blume blau,
Ich halte dich, geliebte Frau.

Heinrich Zerkaulen





Schiller. Figur vom Denkmal in Königsberg

Stanislaus Cauer

Von Dr. Ulrich Baltzer

Der Name Cauer ist in der deutschen Plastik und ihrer Geschichte bekannt. Seit rund hundert Jahren sind die verschiedenen Mitglieder der weitverzweigten Künstlerfamilie zwar nicht zu entscheidenden Größen in der Plastik des neunzehnten und des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts geworden, aber sie haben in der größten Anzahl ihrer Arbeiten der Kultur ihrer Zeit einen typischen Ausdruck zu verleihen gewußt. In vielen alten und berühmten Adelshäusern des Deutschland vor 1870 finden sich ausgezeichnete Porträtbüsten von der Hand Robert Cauers. Noch in der Generation unsrer Großmütter waren die Gruppen von Paul und Virginie, von Hermann und Dorothea beliebte Braut-, Hochzeits- und Freundschaftsgeschenke. Eine lieblich angenehme Verbindung von romantischem Volksempfinden und klassischer Form eignet allen Kunstwerken dieser Art. Diese eigenwillige Mischung, die zwar aus dem Zeitgeist geboren war, ihn jedoch selbstherrlich ausmünzte, machte die Persönlichkeit Robert Cauers aus. Lange vor dem Industriezeitalter war er geboren, und als er 1893 starb, fühlte er sich einigermaßen in dieser Welt fremd geworden. Denn das Zeitalter fing an, sich ins eherne zu wandeln. Der romantische Geist und mit ihm, möchte man sagen, die eigentliche Kultur, als deren höchster Exponent die Familie galt, war scheinbar verschwunden. Und auch die Plastik hatte entscheidende Wandlungen erlebt. Hans von Marées und Adolf Hildebrand waren zu Gestirnen ersten Ranges aufgerückt. Kurz, neue Werte und Wertungen kamen herauf. Wie instinktiv Robert Cauer, der Mann der alten Epoche, die neue witterte und ablehnte, läßt sich daraus ermessen, daß er einen Zola in Bausch und Bogen verneinte.

An der Grenze zweier Zeitalter der Plastik ist Stanislaus Cauer 1867 in Kreuznach geboren. Sein Vater Robert wirkte damals in dem freundlichen kleinen Badeorte an der Nahe als angesehener Bildhauer. Das große Cauersche Atelierhaus war eine Sensation, und wohl kaum ein Erholungsuchender hat den Ort verlassen, ohne in der Bildhauerstätte vorgesprochen zu haben. Schon hier verstanden es die beiden Brüder, der ältere Karl und der jüngere Robert, ihr Haus zu einem geistigen Mittelpunkt zu machen. Diese Übung sollte ihnen bald zugute kommen. Denn der alte Drang nach Italien überwältigte auch die Cauers, und so siedelte die ganze Familie nach Rom über. Hier in Rom hat Stanislaus Eindrücke empfangen, die ihn für sein ganzes Leben nicht wieder verlassen sollten.

Mit fünfzehn Jahren aus Deutschland nach Rom! Schon diese reine Ortsveränderung mußte auf einen künstlerisch empfindsamen, außerordentlich weichen Charakter, wie der Knabe war, maßgebend einwirken. Die große Landschaft, das bewegte Volksleben nahm ihn vollständig gefangen. Und neben dem veränderten Leben die gewaltige Kunst, die weiten Säle des Vatikans mit ihren klassischen und Renaissancebildwerken, die große Welt Michel-

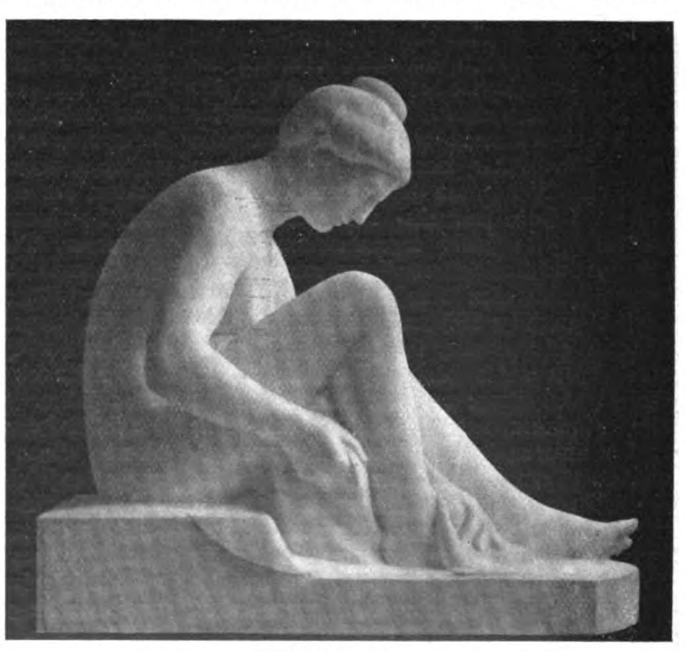


Kauerndes Mädchen

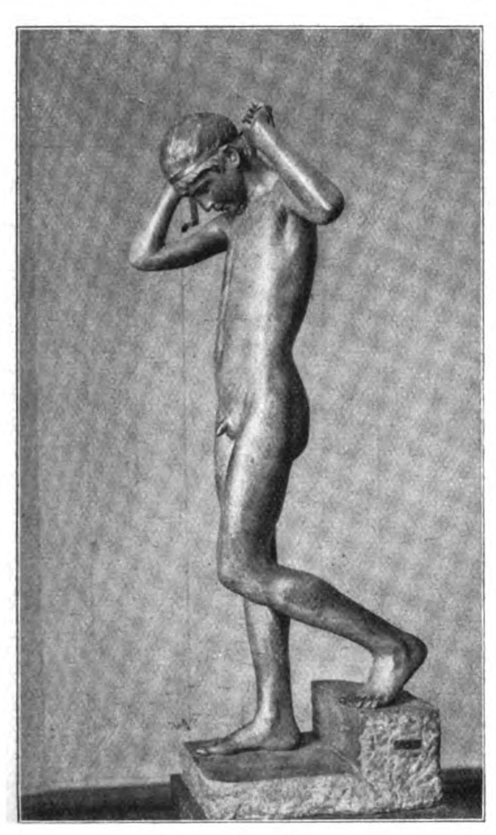
doch nicht ganz selbstverständlich — denn wie selten erbt sich eine gute künstlerische Begabung in der dritten Generation weiter! Hier folgte jedoch der Sohn dem väterlichen Lehrer nicht nur in der Technik, sondern auch in der Wahl der Vorwürfe. Es gibt eine ältere, in der römischen Frühzeit Cauers entstandene Bronze. Ein junges Mädchen sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen und sinnt verträumt in die Ferne. Ein schwermütiger Zug liegt in ihrem Gesicht verborgen. Sie könnte ein Volkslied von Scheiden und Meiden anstimmen. Der werdende Künstler ist ganz der Tradition seiner Familie verfallen. Darin, daß sich die Idee, die Form zersprengend, vordrängt, daß das Gefühl die Leitung der Hand allein und selbstherrlich übernimmt. Dem Jüngling wäre wohl angst und bange geworden, wenn er den weiten, weiten Weg, den er noch gehen sollte, schon jetzt überschaut hätte. Wenn er die Freundschaft mit Tuaillon, wenn er den maßgebenden Einfluß des Hildebrandkreises als ein plötzliches und darum verderbliches Mittel gleich in sich aufgenommen hätte. Vorläufig blieb er in Rom mit seinem Vater zusammen der Romantiker und nebenbei wohl auch noch etwas Nazarener.

angelos! Hier mußte der Jüngling, der sehr frühzeitig das Bossierholz und den Ton in die Hand nahm, Auseinandersetzungen durchmachen, die ihn ernste Konflikte und schwere innere Kämpfe erleben ließen. Sicherlich: sein Vater Robert war in gewissem Sinne ein Klassizist, in ihm lebte viel, noch von seinem Vater Emil überliefert, von Rauchscher Tradition. Aber das strenge klassische Gewand, das sich zuletzt mehr in dem äußeren Erscheinen seiner Plastiken offenbarte, war fort und fort einer Auflösung in ausgesprochen malerische Gestaltung gewichen. Als Schöpfer reizender kleiner Gruppen war er zum Illustrator geworden. Diese zweite Tätigkeit wurde schließlich seine eigentliche Liebe. Wenn man seine sich küssenden Paare, seine Amoretten, seine Genien und Nixen heute sieht, so erscheinen sie fast als eine zarte Begleitmusik zu den Gedichten eines Eichendorff.

Der Sohn wurde so, wie selbstverständlich, der Schüler seines Vaters. Übrigens



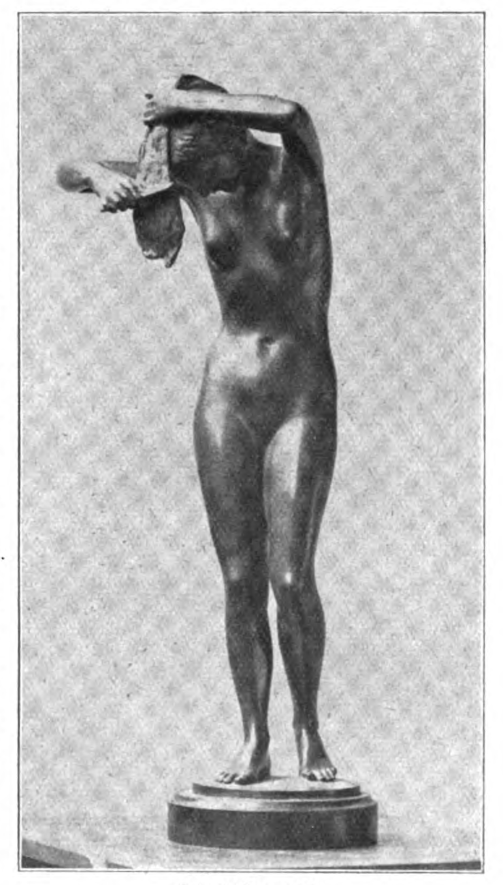
Die Badende



Der Stirnbinder

Langsam und allmählich vollzog sich die Wandlung. Aus dem romantischen Nachklassizisten wurde ein Mann der Nachhildebrandzeit. Das ist das Verdienst Stanislaus Cauers, daß er über seinen Vater hinausging, daß er nicht in Tradition verflachte. Wie leicht hätte eine minder starke Persönlichkeit in der Zeit nach 1870 Zugeständnisse gemacht und nicht, wie Cauer, die neue Plastik vollkommen in sich aufgenommen und neu gestaltet! Er wurde nicht ein einfacher Nachfolger Hildebrands, sondern der große Meister wurde ihm nur die Brücke zur Überwältigung neuer Probleme. Hildebrand hatte das unsterbliche Verdienst, die Plastik aus dem Dienste der Malerei, der noch Robert Cauer gefront hatte, zu eigner Bedeutung zurückzuführen. Alle seine Statuen zeigen dieselbe Bewertung des Statuarischen, des Ruhigen, Klaren und Deutlichen. Der Block, das Material kamen wieder zu dem Ansehen, das ihnen als Träger der Idee gebührte. Nun hieß es jedoch auf diesen Lehren fußend Neues schaffen, den jetzt wirklich von einem Mittelpunkt aus regierten und in rhythmischer Ordnung lebenden Figuren blutvolles Leben einhauchen. In diesen Geist wurde Stanislaus Cauer von seinem Freunde Tuaillon eingeführt. Immer wieder, wenn sein Gefühl in übermäßigem Schwange mit ihm durchgehen wollte, hat ihn dieser ernste Künstler, der jahrelang die eingehendsten Studien für das Pferd seiner Amazone machen konnte, der sich mit allen konstruktiven Einzelheiten oft bis zur Verzweiflung abgab, zu der strengen Auswägung eines Hildebrand zurückgeführt. Dieses peinliche Korrigieren ist Cauer zum Segen geworden. Denn er erreichte mit den Jahren eine solche Sicherheit der Formensprache, etwas so Selbstverständliches im Aufbau seiner Plastiken, daß er in diese Schöpfungen ohne irgendeinen Zwang das seelische Leben gießen konnte. Zu diesem Letzten und Höchsten in der Kunst Stanislaus Cauers waren die Freundschaften mit Tuaillon und auch mit Greiner eigentlich nur Übergänge, vielleicht sogar hemmende Momente. Aber sie waren gut und heilsam.

Wer schärfer zuzublicken versteht, kann die einzelnen Entwicklungsstufen der Cauerschen Kunst in seinen Werken genau erkennen. Die erste, wenn man so will, die romantische Periode war doch verhältnismäßig schnell überwunden. Was sie uns heute lieb und wert

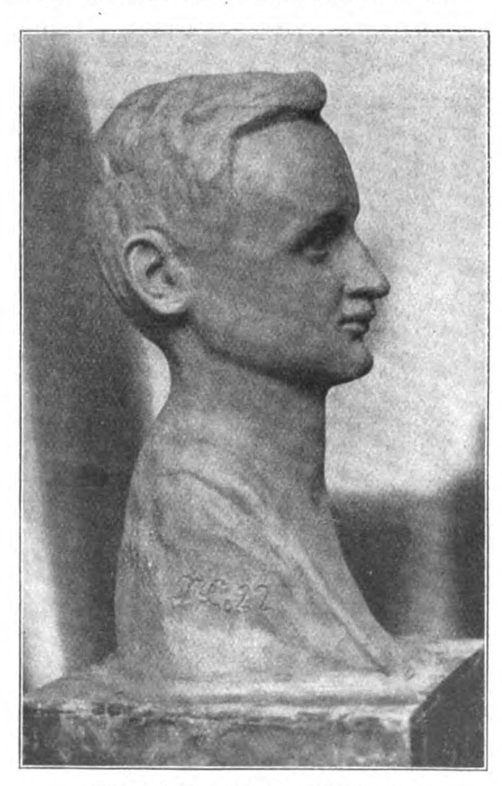


Die Kämmende

macht, und warum wir sie durchaus nicht missen wollen, ist einmal die Möglichkeit, an diesen Werken im Vergleich zu den späteren Leistungen die Entwicklungsfähigkeit und die Stärke der Begabung des Künstlers zu messen. Und dann sind sie an und für sich von Liebreiz und knabenhafter Freundlichkeit. Weniger schnell wurde Cauer mit der Hildebrandschen Kunst selbst fertig. Denn zu den persönlichen Einflüssen der Freunde kamen die des historischen Rom. Der junge Bildhauer fing bald an, alles, was er an klassischen und Meisterwerken der Renaissance vor Augen bekam, mit Hildbrandschem Geist zu durchtränken. Nur schrittweise konnte er sich hiervon freimachen. Kein Wunder, wenn man über zwei Jahrzehnte fast ausschließlich in Rom lebte. Ein Erstlingswerk dieser Periode ist das schöne »Grabrelief für einen Architekten«. Leise Anklänge an die erste Schaffenszeit Cauers lassen sich noch feststellen. Der junge Mann, der mit dem Richtscheit in der Hand dargestellt ist, wird über sein Persönliches hinaus zu einer allegorischen Figur seines Berufes gestempelt. In späteren Jahren hätte sich der Künstler sicherlich auf die einfache lineare Darstellung des Mannes, der in der freien Natur von Licht und Luft umgeben ist, beschränkt. Eine ganz Hildebrandschen Forderungen entsprechende Rundplastik ist dann der »Stirnbinder«, eine lebensgroße Bronze, die sich im Besitz der Schloßgalerie der Stadt Königsberg befindet. Dieser Jüngling, der nach erfochtenem Siege mit ruhiger, ganz einfacher und klarer Gebärde sich die Siegesbinde um die Stirn windet, zeigt, wie sehr Cauer von seiner neuen Auffassung der Kunst durchdrungen war. Alles ist hier wohl ausgewogen und in glücklichste Beziehungen zueinander gebracht. Dabei ist der Natur, deren bloße Wiedergabe der große Irrtum der Naturalisten gewesen war und ist, kein Zwang angetan. Mit einer überzeugenden Selbstverständlichkeit ist dem menschlichen Körper sein Recht geschehen. Fast mutet das Kunstwerk wie eine echte Antike an, und man ist versucht, sie einem Schüler des Praxiteles zuzuschreiben.



Grabrelief. Denkmal für einen Architekten



Der Dichter Martin Borrmann

Nur in Etappen versteht der Künstler, sich seinen eignen Stil zu schaffen. Auf der Grenze zum Sichfinden steht ein so ausgezeichnetes Werk wie »Die Badende«. Eine voll erblühte stattliche Frau ist dem Bade entstiegen und hat sich am Rande des Wassers niedergelassen, um sich gemächlich die Glieder zu trocknen. In feinster Arbeit hat der Künstler die überlebensgroße Marmorfigur in allen ihren Teilen selbst aus dem Block herausgehauen. In Ruhe Bewegtheit. Ein Quellen und Strömen geht von diesen vollen Gliedern aus, ein Leben und Atmen

erhebt sich. Nur indem Cauer durchaus die Gesetze der Hildebrandschen Plastik bewahrte, konnte er der Statue ohne Störungen und Übertreibungen, wie in seiner Jugendzeit, sein geschlossenes Gefühlsleben einhauchen. Infolgedessen gehört einem solchen Werke in anderm Maße als dem »Stirnbinder« und in andrer Weise als den Genreszenen der Frühzeit ein bewegtes Spiel von Licht und Schatten, eine weise Verteilung von Überschneidungen. Zudem hat sich Cauer hier zum erstenmal gänzlich von dem reliefartigen Charakter freigemacht. Die Figur fordert trotzdem und gerade, weil man sie von vorn zu betrachten gewohnt ist, zum Herumschreiten auf. Das Interesse an der Silhouette schwindet. Und wenn man noch kleine Reste tektonischer Konstruktion bei dem »Stirnbinder«, wenn man sentimentale Einschläge bei dem »Relief für den jungen Architekten« feststellen konnte, so ist das jetzt so gut wie ganz geschwunden. Auch den Eindruck des Gezügelten, der bei dem »Stirnbinder« vorherrschte, gibt es nicht mehr. Als Vorarbeit zu der »Badenden« läßt sich das »Kauernde Mädchen« ansprechen. Das Verlassen der Nur-Form kündet sich hier schon stark an. Etwas Weiches, ja Graziöses, das, weil der Künstler noch im Kampfe mit sich selbst lebte, mehr als bei der »Badenden« in Erscheinung tritt, kennzeichnet dies Relief. Bewundernswürdig, wie die Komposition auf dem begrenzten Raum der Platte beherrscht wird!

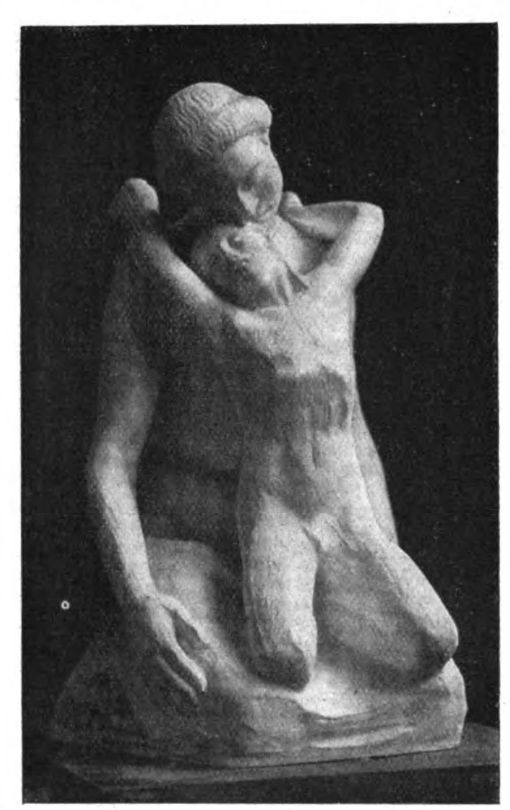


Die Geschwister



Titi

Die Richtlinien, in denen das Talent des Bildhauers sich weiter entwickeln mußte, lagen somit scharf und eindeutig vor. Eine gesteigerte Lebensfülle mußte sich in dem Hause einer wohltemperierten und entscheidenden Form zurechtfinden. Diese Bewegung konnte sich in den ruhigsten Bahnen vollziehen. Und eine Entwicklung und Ausrollung wie bei Arthur Volkmann hätte dann eingesetzt. Da griffen äußere Schicksale bestimmend in das innere Leben ein. Im Jahre 1905 verließ der Künstler Rom, um nach Berlin überzusiedeln. Bald fand er dort anregenden Verkehr mit alten Freunden wie Tuaillon und Gaul. Aber wirklich zufrieden konnte sich ein Mann wie Stanislaus Cauer in der Reichshauptstadt nicht fühlen. Das unruhige Leben, das von Kabalen durchsetzt war, die Jagd nach Aufträgen, die ihm von Kindheit auf verhaßt war, vor allem aber die Luft



Mutter und Kind

eines kalten Intellektualismus war ihm in dieser Zeit besonders zuwider. Nach kurzem Bedenken folgte er daher einem Rufe Ludwig Dettmanns, der als Direktor an der Staatlichen Kunstakademie in Königsberg wirkte. Ein großer Entschluß; denn Cauer mußte sich sagen, daß er nicht nur völlig veränderten Lebensverhältnissen, sondern auch einer ganz andern künstlerischen Welt gegenüberstehen würde. Aber er hatte den Mut. So siedelte er in kurzer Zeit, innerhalb von zwei Jahren, aus dem sonnigen Süden, aus der Welt der bestimmten Farben und des scharfen Sonnenlichts in eine nördlich kalte Gegend über. Es hat ihm nicht geschadet. Im Gegenteil: die Eigenarten der Landschaft unterstützten ihn bei seinem Vorwärtsdringen.

»Die Kämmende«. Der einfache Fluß der Linien löst sich in ein bewegtes Spiel auf oder fängt wenigstens an, sich aufzulösen. Der Künstler ist noch selbst etwas ängstlich, als ob er seine eigne Stärke, das richtige Maßhalten sich noch nicht zutraue. Das Sichlockern der Form ist jedoch schon zu erkennen. Die Fülle des Fleisches fängt an, ähnlich wie bei Maillol, sich zu beleben. Ungehindert verleiht Cauer innerhalb der Welt seines Gefühls seinem Erleben Ausdruck. Er weiß, daß es jetzt für ihn keine Schranken mehr geben kann, da er sie selbst richtig erkannt hat. Es ist keine Phrase mehr, von einem Erleben in Stein zu sprechen.

»Mutter und Kind.« Die Einheit von Mutter und Kind ist von höchster Warte gestaltet. Das Schwierige einer plastischen Komposition, die das Kind im Schoße der Mutter behandelt, ist befriedigend gelöst. Die künstlerische Phantasie hat sich in dem Maße, wie es die Plastik gestattet, auszuwirken gewußt. Dasselbe gilt für die »Kriegstrauer«. Diese ihrem Schmerze hingegebene Frau, die in seelischer Erregung das Schicksal anrufen will, die mit ihrem Gott ringt, hat den Stein zum Geist werden lassen. Das eigne Erleben des Krieges, wie ihn ein Künstler sah, bricht hier erschütternd hervor.

In diesem Sichselbstgeben bis an die Grenze der Möglichkeit liegt das Verständnis begründet, das Cauer dem Expressionismus entgegenbringt. Freilich darüber ist sich wohl jeder klar, daß ein Plastiker, der in der Hildebrandzeit groß geworden ist, niemals zu einem eignen Gott der Natur gegenüber werden kann und will, wie es ein Archipenko war und ist. Aber weil Cauer von sich das Einsetzen der eignen Persönlichkeit und das Bekennen ohne Phrase verlangt, hat ihm der Expressionismus einen mächtigen Impuls gegeben. Er fängt in seiner Künstlerschaft



Kriegstrauer


Junges Mädchen

bei der Beziehung »Ich und die Natur« mehr und mehr an, die erste Hälfte zu betonen.

Die Nachfolge Hildebrands führte Cauer auch zu dem Großdenkmal und dem Bildnis. Für Königsberg schuf er eine Anzahl von Brunnen, so einen reizenden Evabrunnen, der jetzt vor dem Altstädtischen Rathause steht, einen kleinen Puttenbrunnen vor dem Schlosse. Eine bedeutende Aufgabe erwuchs ihm, als ihm im Jahre 1909 der Entwurf zu einem großen Schillerdenkmal vor dem Königsberger Stadttheater übertragen wurde. Es entstand ein Werk, das weit von den betretenen Straßen wegführt. Kein Schiller der Überlieferung und doch der große Idealist, der in seiner Kunst aufrechte Mann, dem es fernlag, sich vor irgendeiner Instanz zu beugen. Vielleicht ist diese Statue deshalb so ausgezeichnet geworden, weil der Künstler selbst oft heftige Kämpfe um seine und die Kunst überhaupt zu kämpfen hatte. Der ostpreußische Boden ist nämlich ein sprödes Feld, das nicht leicht und willig den künstlerischen Samen aufnimmt. Und nun vornehmlich die Plastik ist ein uninteressanter Gegenstand für den Landwirt des Ostens. Es ist überaus bezeichnend, daß einmal ein Großgrundbesitzer zu dem Bildhauer in dessen Atelier die Meinung äußerte, daß Büsten doch nur für Tote angefertigt würden.

Immerhin hat der Künstler eine Anzahl von guten Bildnisbüsten schaffen können. Im Verlauf des Krieges an der Ostfront entstanden die beiden Marmorbildnisse von Hindenburg und Ludendorff, die für den Treppenraum des Rathauses in Königsberg von Freunden der Cauerschen Kunst angekauft wurden, Porträtplastiken des Oberpräsidenten von Moltke, des Generalfeldmarschalls von Eichhorn und vieler andrer hervorragender Persönlichkeiten. Ein tiefer Kenner menschlicher Eigenart offenbart sich. Cauer stellt hier lebenserfahrene Charaktere dar, wie sie sich ihm in ihrem Berufe, in ihrer Stellung, in der Gesellschaft zeigten. Auch das Brustbild »Titi« gehört in diese Reihe hinein, zeigt es doch in erster Linie ein junges Mädchen der Gesellschaft, das so und nicht anders hat werden können. Doch Stanislaus Cauer ist zugleich befähigt, über die augenblickliche Erscheinung hinaus den bedeutenden Menschen an sich zu geben. Dann dringt er zu den tiefsten Tiefen vor. Er erfaßt den geistigen Charakter, wie er zeitlos und unbehindert von allen Einflüssen des Geschehens sich in den menschlichen Zügen offenbart. Aus dem Gesicht Martin Borrmanns, des begabten ostpreußischen Dichters, glaubt man alle Entwicklungsmöglichkeiten herauslesen zu können. Auch das, was aus ihm werden kann und wird, liegt zutage.

Das Erfreuliche bei der Tätigkeit Cauers in Ostpreußen ist, daß er mit seinen künstlerischen Anschauungen Einfluß auf staatliche wie städtische Behörden und auf weite Kreise aller Bevölkerungsschichten gewann. Zahlreiche gute Grabdenkmäler, die besten Kriegerdenkmäler der Provinz kommen aus der Werkstatt Cauers. Als einziger Bildhauer von Rang ist er zu einem Faktor in der ostpreußischen Kunstentwicklung geworden, den man noch nach langer Zeit segensreich spüren wird. Lebensvolle Kraft und schöpferische Phantasie finden stets ihren Weg und die Bedeutung, die ihnen zukommt.

Die Prinzessin von Bozen

Eine Erzählung von Felix Braun

Dem Österreicher, der jetzt über den Brenner fährt, schneidet es in die Seele, das uralt zugehörige, tiefgeliebte Land, die grünen Berge und Matten, das Tal der hellen, schnellen Eisack, die schönen Städte und Kirchdörfer Südtirols so unentwindbar fest in italienischer Hand zu sehen. Auf den Bahnhöfen die doppelsprachigen Ortsnamen, die grellen Plakate, die Karabinieri und Bersaglieri, vor Sterzing gar die großen Tafeln italienischer Fabriken, all das mag zur Not geduldet werden —: Bozen aber — wer jetzt durch diese Stadt geht, erkennt mit Trauer, daß sie dem Deutschtum kaum sehr lange erhaltbar bleiben wird. Das Prinzip der sogenannten friedlichen Durchdringung, das die Italiener klugerweise dem der Gewalt vorziehen, scheint sich hier aufs erwünschteste zu bewähren: Schritt um Schritt zurück weicht das Deutschtum, vermag es doch jetzt selbst sein Theater nicht mehr fortzuführen, Anwesen um Anwesen wird verkauft, der Fremdenverkehr fast durchaus von Italienern bestritten, jedes dritte Wort auf der Straße ist italienisch, der ganze Waltherplatz klingt davon.

Dieses schmerzlichen Zustands ward ich inne, als ich eines milden Septemberabends durch die Stadt schlenderte, das alte Bozen suchend, darin ich oft so glücklich geweilt; jedoch es war versunken, wie alles, was vor dem Krieg unser gewesen, wie unsre schöne sorglose Jugend auch. In Italien war's, wo ich mich befand, obschon die deutschen Alpen wie vorzeit umher grünten, das Stück vom Rosengarten rötlich herschimmerte, manches deutsche Gesicht, manches deutsche Wort mich mahnte, doch nicht so gänzlich trüb zu sehen. Aber erst als ich in die alte stille Laubengasse eintrat, die Goethes Namen führt, empfand ich das Gefühl glücklicher Geborgenheit: Kinder spielten deutsch, deutsche Rufe erschollen aus Fenstern, vor Toren, deutsche Namen standen auf den Ladenschildern zu lesen. Mit frohem Herzen ging ich hier durch und in die stattlichere Rainergasse hinein, die von stärkerem Leben bewegt ist. An ihrem Ende steht der Palast, den ich damals zum erstenmal erblickt habe. Entzückt von der Schönheit seiner Fassade, die im Geschmack der späten italienischen Renaissance gehalten ist, blieb ich stehen und schaute zu den hohen edlen Fenstern empor.

Es war noch hell, die Fenster standen offen, man konnte ahnen, daß ein großer Saal dahinterläge — während ich beglückt schaute, trat zu einem der Fenster eine Frau, spähte hinab, den Kopf im dunklen Haar tief beugend, und verharrte so eine Weile. Ich dachte, eine Zofe oder Dienerin schaue nach ihrem Geliebten aus — da hob sie das Haupt, und ich ward eines Mädchenantlitzes gewahr, dessen Jugend von einem Adel, einem lieblichen Ernst, einer süßen Klarheit zeugte, wie mir's kaum je auf Madonnenbildern italienischer Maler entgegengeleuchtet hat. Ich weiß nicht, ob sie mich bemerkte, ihre Augen trafen mich nicht, sie schienen auch nicht nach etwas Bestimmtem Ausschau zu halten, sondern nur sich des Lebens draußen zu vergewissern, das da mit Fußgängern und Wagen, mit Bauern und Soldaten, mit Frauen, Kindern, Tieren auf und ab sich hintrug, zumeist auf den Waltherplatz hinaus, von dessen Cafés und Restaurants das italienische Treiben herscholl.

Ich stand wie festgewurzelt auf dem Gehsteig vor dem kleinen Geschäft, dessen Türglocke beständig von Aus- und Eingehenden klingelte. Ich stand bezaubert, nicht achtend des Kommens, Eilens, Sprechens rings um mich. Ich sah hinauf zu dem schönen Mädchenangesicht im Fenster, und ob ich auch schon über die Jahre hinaus war, da uns die Sehnsucht nach fremder oder ferner Schönheit ergreift, ich spürte selig meine Jugend mir im Herzen erwachen, sich regen und die alten heiligen Gefühle fließen. Da war ich wieder der arme Student, der hinaufsieht zu den Fenstern der Prinzessin; sie aber achtet seiner nicht. Denn er ist schlecht gekleidet und schlecht beschuht, und dann hat ihn ihr auch niemand vorgestellt, und überdies ist er aus dem Volke. Ach, dachte ich hinaufschauend — sie mußte es gewiß gemerkt haben, denn jetzt wandte sie erzürnt das Haupt —, hoffnungslos ferne sind wir doch einander. Da stehe ich in meinem Leben von den Ahnen her über Kindheit und Jugend bis zu diesem Tag hier unten, und du, in dem deinen befangen, lehnst oben in dem hohen kühlen Saal. Nichts weißt du von

Irmgard von Bongé: Mädchenbildnis



mir, doch des bedarfst du ja nicht; nie aber werde ich von dir wissen, so brennend es mich auch danach verlangt. Deine Hoheit schließt meine Niedrigkeit von sich aus, und dennoch bist du ein Mensch wie ich. Wären wir jetzt in einem Märchen- oder Traumland — ich dürfte zu dir empor oder du hinab zu mir —, wie schön wäre das! Wieviel hätten wir einander zu erzählen! Ich weiß nicht, ob ich dich liebe, aber sicher liebe ich in diesem Augenblick keine andre Frau so sehnsuchtsvoll wie dich! Solches und ähnliches denkend, wünschte ich mir herzlich, sie möchte wieder herblicken, denn ich war unersättlich nach diesen Zügen voll Hoheit und Süße — da sie aber das Haupt wieder zu mir kehrte, war die Dämmerung vorgeschritten, und ich konnte nicht mehr deutlich erkennen, wie sie aussah.

Ich gestehe, daß ich immer mehr Neugier verspürte, zu erfahren, wer sie wohl sein mochte. Wem dies Schloß gehörte, konnte man doch erfragen. Was verschlug das? Während ich noch genoß, mit diesem Gedanken zu spielen, ging das helle Türglöckchen des Papierladens, vor dem ich stand, es kam ein Mädchen hervor in der Landestracht, also mußte es eine Deutsche sein — rasch entschlossen trat ich auf sie zu und sprach sie an. Ach, wie wohl es tat, in klare, helle Augen zu schauen! Menschen der Alpen allein haben solche Augen. Sie glänzten tief, während sie meine Frage anhörte.

»Das Haus da,« sagte sie freundlich, zu den Fenstern zeigend, »das gehört dem Fürsten ***« — sie nannte einen bekannten italienisch klingenden Adelsnamen. Dabei lächelte sie mich an und wollte weitergehen.

»Einem Italiener?« fragte ich überrascht. »So ist auch dies Palais verkauft?«

»Ah woher,« erwiderte sie. »Die sind deutsch!«

»Die sind deutsch!« Ein glückliches Gefühl durchdrang mich. Besagte der Bescheid doch auch, daß der Fürst nicht allein, sondern mit seiner Familie hier wohnte. Also war dieses Mädchen vielleicht seine Tochter. Es trieb mich, nach ihr zu fragen, doch hielt mich eine Scheu zurück. »Danke!« sagte ich und zog den Hut.

Die hellen Augen glänzten lächelnd. Wald, Bergwasser, Sonnenlicht schimmerten tief drin. »Grüeß Gott!« sagte sie, nickte mir zu und ging gegen die Goethegasse weiter.

»Grüß Gott!« Sonst, wie freute es mich, den treuherzigen gutturalen Dialekt des tirolischen Volkes zu hören — heute hatte ich kaum darauf geachtet. Auch nicht gemerkt, daß schon Laternen in der Gasse und vor den Geschäften entzündet waren. Es schien mir gar zu wundersam, wenn jenes Mädchen am Fenster in der Tat die Tochter des Fürsten wäre. Emporblickend, suchte ich das Antlitz. Allein, ich fand es nicht mehr — es blieb verschwunden.

Lange wartete ich, daß es wiederkehre, endlich mahnte mich die Glocke, daß es Zeit zum Abendessen sei, jedenfalls Zeit der billigen Speisen, die so bald von der Karte gestrichen werden. Langsam ging ich gegen den Waltherplatz zu, nicht ohne jedoch, solange mir die edle Fassade zur Rechten blieb, hinaufzuspähen, ob sich nichts zeige. In meinem Herzen spürte ich das wohlbekannte leise, ziehende, zehrende Brennen. Aber still, leer, dunkel verharrte die Fensterfront. Die Prinzessin war mir verloren.

Im »Greif« dann habe ich genachtmahlt als der einzige Deutsche unter lauter Italienern. Sie speisten alle die teuren Speisen, ich aß meinen Risotto und trank meinen Wein, und die vornehmen italienischen Kellner zeigten mir, daß sie mich nur wenig schätzen konnten. Darum zahlte ich bald, setzte mich dann auf eine der Bänke des Platzes, von wo man die Lichter der Bergbahn überleuchtend herfunkeln sieht, das Denkmal des Dichters schaute auch dahin, der dunkle Turm des Domes erhob sich in den Himmel, an dem die ersten Sterne zitterten. Kühl wehte es von den Gipfeln herein.

Aber ich fand keine Ruhe. Irgend etwas zog mich. Auch störte mich das Lärmen der Essenden drüben. Ich wollte doch noch einmal durch die Stadt bummeln, die alten Gassen, die Lauben, die schönen Häuser wiedersehen, auch die Goethegasse, die Rainergasse — ja und das Palais des Fürsten. Und vielleicht trat sie wieder zum Fenster. So schnell konnte das freilich nicht sein — sie mußte ja auch zu Abend essen —, darum wollte ich durch die ganze Stadt den Umweg machen. Erregt stand ich auf, ließ das Denkmal zur Linken und schritt gegen den Dom zu.

Lange war ich die lieben, laternenbeleuchteten Gassen hin und wider gegangen, als eine uralte Kirche mir auffiel, die als dunkle

Masse unter den Häusern schattete, mit herrlichen großen gotischen Pfeilern und Fenstern von einer Zeit Kunde gebend, da noch die Bischöfe von Trient über diese Stadt geboten hatten. Es zog mich näher heran, zu betrachten, ich suchte die alten Steinbilder und Grabmale, da fand ich ein gewöhnliches Schild in italienischer Sprache an der Tormauer, das besagte, daß diese Kirche jetzt ein Militärmagazin sei. Das große, tiefe Portal lockte mich, einzublicken, schummriges Dunkel füllte die hohe Wölbung, ich wollte hineingehen, da rührte sich's drin, Eisen blitzte, und alsbald gewahrte ich zwei Schattengestalten mit gefällten Bajonettgewehren auf mich zu eilen. Sogleich wich ich auf den Platz zurück. Dort stehenbleibend, sah ich die Soldaten: sie waren vor das Tor getreten und hielten mich scharf im Auge. Vielleicht fürchteten sie einen Anschlag, immerhin mußten sie hier, in der noch deutschen Stadt, auf ihrer Hut sein. Jetzt hatte ich einmal deutlich erfahren, daß Bozen nicht mehr österreichisch war.

Aber die Wanderung freute mich nun nicht mehr. Auch war es schon spät und ich müde geworden. Noch einmal wollte ich vor das Palais, einen Blick hinauftun zu ihren Fenstern, dann schön langsam durch den andern Stadtteil zu meinem Gasthof heim; morgen, hoch in der Frühe, ging mein Zug.

Es brannten Laternen, es leuchteten Fenster vom Lampenschein, ich sah durch manches ins Innere, wo um den Abendtisch Eltern und Kinder bei Speise und Trank versammelt saßen, und wieder überkam mich das Gefühl meiner Fremdheit und Einsamkeit hier mit bangem Reiz. — So gelangte ich, still für mich hin gehend, dorthin, wonach es mich zog.

Mit Staunen fand ich die ganze hohe Fensterfront des Fürstenhauses erhellt. Vor dem kleinen Papierladen war der Rollbalken heruntergelassen; daran lehnte ich mich und blickte empor. Ruhig trugen die Säulen den edel gegliederten Bau. Durch ein Fenster, das offen stand, konnte ich eine Wand des Saales sehen, ein großes Bild im Goldrahmen hing dort, sonst schien sie leer; es mußte ein weiter, hoher Saal sein, ein lichterreicher Venezianerlüster mußte herniederhängen, auf den wohlgedeckten Tisch hinab, an dem der Fürst mit seiner Familie seine Speisen und Getränke genießen mochte. Ein Diener in Livree stand gewiß nahe, jedes Wunsches gewärtig. Als ich mich vorbeugte, um besser hinaufzusehen, bemerkte ich, daß die Decke mit weißen Stuckreliefs geziert war.

Oh, wünschte ich, wenn sie jetzt käme! Ich war so tief im Märchen, daß es mich gar nicht wunderte, wie dieser Wunsch sogleich in Erfüllung gehen konnte. Denn in der Tat ging innen im Lichtraum eine Bewegung vor, und alsbald zeigte sich der dunkle Mädchenkopf am Fenster. Nun aber, da draußen Nacht und drinnen Helligkeit war, erschien sie kaum anders denn als Silhouette: die Züge des Gesichts vermochte ich nicht mehr wahrzunehmen. Allein, von woher uns einmal die Liebe getroffen, davon geht sie stets wieder aus: wie von der Sonne immer doch und selbst im Winter jene Wärme, kraft welcher wir leben. Ja, um so undeutlicher ich sie sah, desto süßer bezauberte mich das romantische Gefühl, das mich an diesem Abend so wunderbar mit ihr verband, tiefer fühlte ich meine Leidenschaft, auch sie sollte sie fühlen, begehrte ich, und, mich erinnernd, was ich so oft in Büchern gelesen, daß starker Wille unweigerlich sein Ziel erringt, hielt ich den Blick fest und fester dahin geheftet, wo ein schwaches Licht ihr Gesicht anzeigte, sehnlich hoffend, sie durch diese Kraft zu mir herabziehen zu können.

Jedoch, es muß meinem Wunsch nicht genug Glauben innegewohnt haben. Dazu nur reichte er hin, daß sie meiner gewahr wurde. Kaum aber hatte sie den Blick zu mir gewendet, muß sie mich — anders erkläre ich's mir nicht — als den dreisten Späher von vorhin erkannt haben: denn augenblicks, mit einer unwilligen Bewegung des Kopfes und der Schultern, trat sie vom Fenster zurück und verschwand im Saal. —

Jetzt hast du sie endgültig verloren, dachte ich voll Schmerz, blieb aber doch noch stehen, hoffend, sie möchte wiederkehren. — Vergebens. Der Saal lag still im Licht, nichts regte sich, kein Schatten an der Wand, nur das Bild hing dort, der Rahmen glänzte, und oben blickte der weiße Stuckengel. — Wo mag sie wohl sein? fragte ich mich. Bei Tisch? Auf einem Sofa? Vor dem Klavier? Doch nichts ertönte, wie nichts zu erblicken war. — Mit eins erlosch das Licht. Das Haus war finster.

Vorbei! dachte ich, und der alte Knaben-



schmerz würgte mir wieder in der Kehle. Nie mehr wieder werde ich dich sehen, schönes, edles Antlitz, das ich diesen Abend geliebt habe wie keins vorher, und das mir nun untergegangen ist für immer.

Wieder und wieder spähte ich empor, ob sich nicht im Dunkel Umrisse zeigten; vielleicht hatte sie listigerweise das Licht abgedreht, um, selbst unbemerkbar, mich bemerken zu können. War sie ja doch ein junges Mädchen, also sicherlich eitel, ob sie gleich tausendmal eine Prinzessin war. Allein, sie war auch stolz: nichts erschien, das dunkle Fenster stand leer offen, die Luft der Berge wehte hinein, heraus aber wehte der herzbeklemmende Duft der Schönheit. Ich atmete ihn ein, er berauschte mir das Blut, und er blieb in mir schweben, selig im Herzen, den ganzen langen Weg hin bis zu meinem Gasthof.

Und dort lag er auch schon, überhelles Licht aus der großen weißen Bogenlampe auf die einsame Gasse ausscheinend. Ich suchte in meiner Tasche nach dem Schlüssel, den ich beim Portier abzugeben vergessen hatte, da war es mir, als würde ich an der Schulter berührt. Mich umwendend, gewahrte ich einen fremden, nicht mehr jungen Mann, der gleichwohl wie ein deutscher Student aussah. Aber da er im Schatten stand, konnte ich die Züge seines scharfen, bartlosen Gesichtes nicht deutlich ausnehmen. »Sie wünschen?« fragte ich, nicht eben freundlich. Was mochte der Mensch von mir wollen?

»Verzeihen Sie,« antwortete er höflich in norddeutscher Aussprache, wobei sich seine schmalen Lippen zu jenem ironischen Lächeln kräuselten, an dem sachliche Charaktere augenblicks zu erkennen sind. »Wir sind, glaube ich, Landsleute, wenn ich nicht irre.« Abermals lächelte er sonderbar.

»Wie es scheint, allerdings,« gab ich gemessen zurück.

»Dann erlauben Sie mir wohl, obschon ungefragt, ein Wort.«

»Womit kann ich dienen?« fragte ich kurz.

»Seien Sie nicht ungehalten,« bat er liebenswürdig, und ich mußte mir innerlich zugeben, daß es durchaus ansprechend war, wie er sich verhielt. »Freilich ist es ungewöhnlich, einen Fremden so gewissermaßen zu überfallen, wie ich es mir erlaube. Ich habe Sie nämlich die ganze Zeit über an jenem Palais beobachtet, zu dem Sie emporschauten. Verzeihen Sie — aber wenn das nicht eine verdammt romantische Angelegenheit war, eine gut Eichendorffsche Taugenichtserei, so will ich — nein, werden Sie mir nicht böse! Es ist, genau besehen, eine ziemlich wichtige Sache, aus deren Grund ich Sie anspreche. Nämlich — nichts mehr und nichts weniger, als Sie und alle unsre jungen Menschen zu warnen — vor — ja, vor dieser Art Sentimentalität, die uns nur müde macht und obendrein völlig unfruchtbar ist. Vergeben Sie mir meine Dreistigkeit! Aber — warum werden wir denn gerade im Süden romantisch und sind im Norden doch, weiß Gott, praktisch genug? Das ist eine heillose Sache, die mich schon lange geradezu peinigt und die vielleicht im letzten die Schuld daran trägt, daß wir den deutschen Süden jetzt an den wirklichen Süden verlieren mußten.«

»Mag sein,« gab ich zu, »darin dürften Sie vielleicht recht haben.«

»Wir haben die Sehnsucht des Südens mißverstanden,« sagte der Fremde, »wir ahmen sie auf eine sentimentale Weise nach. Zum Beispiel die Liebe Dantes zu Beatrice, die uns immer so entzückt, sie war, genau, das heißt wissenschaftlich besehen, etwas ganz andres, als unsre romantische Schönfärberei daraus gemacht hat. Sie war keine Sehnsucht à la Eichendorff, sondern eine große scholastische Allegorie, die allerdings in übertragener Weise wieder eine Sehnsucht ausdrückt, nicht aber mehr eine gewöhnliche zu irgendeinem kleinen Mädchen, sondern, wie auch der ‚Faust' ausgeht, zu dem Ewig-Weiblichen, zu der Gnade an sich, zu der höchsten Weisheit der Welt, wenn Sie wollen, zur Muttergottes selber. Aber das ist ein Ideal für das Ende des Lebens. In der Mitte des Lebens, darin wir beide stehen, muß man eben Faust sein und kein Taugenichts. Denn der gilt ausschließlich für die erste grüne Jugend.«

»Und doch heißt auch dies nur wieder sich sehnen,« fiel ich ihm in die Rede. »Auch Faust ist nichts andres als ein sich Sehnender. Alles Tun entspringt ja nur der einen Sehnsucht, die gewiß die Mutter alles Lebens ist. Gesetzt den Fall, die deutsche Sehnsucht wäre wirklich ein Mißverständnis, nun gut, so blieben wir trotzdem bei unsrer Art, mißzuverstehen, wenn es nur immer so

fruchtbar ausfällt wie die Eichendorffsche Poesie. Und daß Dantes Liebe zu Beatrice bloß eine abstrakte Allegorie sein soll, das zu glauben, werden mich alle Professoren der Romanistik nicht zu bewegen imstande sein. Aber Sie entschuldigen mich, ich bin schon müde und muß morgen mit dem Frühzug reisen.«

Er verbeugte sich leicht, zog den Hut, ich sah, daß er eine völlige Glatze hatte. Aha, dachte ich, daher also? Aber da er nicht lächelte, sondern mich nur ruhig ansah, gefiel er mir wieder, ich empfand sogar ein herzliches Gefühl für ihn, auch wandelte es mich an, ihm recht zu geben. Doch unterließ ich das wohlweislich, nickte ihm zu, reichte ihm die Hand, die er warm und fest drückte, entzog mich rasch und wandte mich ins Haus. An der leeren Portierloge vorbei eilte ich die Stiege hinan, sperrte mein Zimmer auf, und wie ich wieder mit mir allein war, die schmale Kammer auf und nieder ging, bedurfte es nicht allzu vieler Mühe, jenes Gespräch allmählich vergessen zu machen.

Tiefer, süßer, betörender wuchs mir die Sehnsucht. Zwar tauchte mir ab und zu das spöttisch lächelnde Gesicht wieder auf, wie es fragte, dozierte, zurechtwies, doch es schien, als richtete es den Blick gar nicht mehr auf mich, sondern ins Leere, ins Allgemeine hin, darin es sich verwischte und hinschwand. Was auch sollte mir dies? Was galt es mir jetzt und hier? Mochte er recht behalten, diese Sehnsucht so töricht wie nur immer sein — war es nicht doch schön so? Lebte mir nicht das Herz wie einst in der Jugend wieder? Endlich wieder — und durfte ich mich des nicht freuen?

Von meinem Fenster aus sah ich auf die Lichter jener Bergbahn, scharf und klar schnitten die Umrisse des Gebirges in den nachtblauen Himmel, an dem groß und hell die Sterne strahlten. Kühl strich's mir um Stirn und Wangen.

Lange blieb ich so, harscher Alpenhauch und weicher Südenduft vermischten sich in den Lüften, die um mich schweiften, fächelten und hauchten, und mein Gefühl in der Seele genoß dies Beglückende tief wie noch nie.

Es pochte, die Tür öffnete sich, das italienische Stubenmädchen trat herein, mein Bett zu richten. »Eine schöne Nacht,« sagte sie auf italienisch.

»Ja,« antwortete ich, ohne weiter auf sie zu achten. Sollte ich wieder mit jemandem sprechen, der mir wie jener Student die Freude nahm? Ohnehin mußte ich immerzu an das Gespräch mit ihm denken. Nein, ich wollte nicht antworten.

Also sah ich weiter in den Himmel hinein unter die zahllosen zitternden, sprühenden, scheinenden Sterne, fühlte aber wohl im Rücken, wie sie emsig ihre Arbeit tat. Eigentlich könnte ich sie über den Fürsten und seine Familie fragen, kam mir's plötzlich in den Sinn, vielleicht weiß sie etwas.

Während ich noch hin und her erwog, ob ich das wagen konnte, war sie mit ihrem Geschäft zu Ende. »**Felice notte, signore,**« sagte sie in dem rauhen Alt der italienischen Frauen und ging zur Tür.

Schnell wandte ich mich um. »Sagen Sie,« zwang ich mich, sie italienisch anzusprechen, »wissen Sie vielleicht, ob der Fürst *** zurzeit hier ist?«

Lebhaft nickte sie. Oh, natürlich! Immer sei er doch hier! Ein großer, guter Herr. Was der nicht alles für Bozen tue!

»Es ist gut,« unterbrach ich den Redeschwall. »Es ist nur — ich sollte nämlich einen Besuch bei ihm machen. — Und die Familie?« überwand ich mich weiter zu fragen. Das Herz schlug mir bis an den Hals. »Ist die auch in der Stadt?«

»**La famiglia?**« Das rassige romanische Gesicht drückte grenzenloses Erstaunen aus. Er habe ja nur die eine Tochter, rief sie mit Heftigkeit. Ein junges Mädchen! Ja, die sei wieder hier. »**Bella signorina, bellissima,**« setzte sie bewundernd hinzu. Ihre großen dunklen Augen glänzten.

Ich konnte nicht hindern, daß mir die Röte in Wangen, Stirn und Hände schoß. »So,« sagte ich mühsam, »dann ist's schon gut. Also sie ist hier — ausgezeichnet! — Bitte, wecken Sie mich morgen vor sechs: ich reise mit dem Frühzug.«

Sogleich ward ich inne, daß ich mich da im eignen Lügengewebe verstrickt hatte: wie konnte ich einen Besuch im Palais machen, wenn ich mit dem Frühzug reiste? Darüber errötete ich noch mehr. Als ich's wagte, zu dem Mädchen hinzuschauen, merkte ich an ihrer Miene, daß sie höchlich verwundert über mich war.

»**Va bene,**« sagte sie endlich. »**Buona notte, signore.**«



»Gute Nacht!«

Die Tür klang ins Schloß.

Ich setzte mich auf mein Bett, vor mir im Fenster funkelten die Sterne, immer weicher, südlicher strich die Nachtluft. Ich war allein, nun wollte ich von ihr träumen.

Allsogleich lag die Gasse da in der Dämmerung, das edle Säulenhaus mit hohen Fenstern prangte an ihrem Ende, ich stand davor, schaute hinan, wartete, aber da ich mir selbst die Sehnsucht erfüllen konnte, zeigte sich das geliebte Antlitz bald. Jedoch diesmal blickte es nicht zur Seite, noch gar entzog es sich unwillig, vielmehr erwiderte es meinen Blick oder duldete ihn doch, und so konnte ich es nach Herzenslust betrachten.

Schön war es: von reinem Oval, klarer Stirn, das dunkle Haar, wie es griechische Göttinnen trugen, gewellt und gescheitelt, ebenmäßig jeder Zug, streng, ernst, gleichwohl auch anmutsvoll, kaum aber lieblich zu nennen, die Lippen leicht geschwellt und halb geöffnet, die Augen — wie nur waren sie? Blau jedenfalls nicht. Überhaupt war es kein deutsches Gesicht, nein, als deutsch konnte man es wahrhaftig nicht bezeichnen, im Gegenteil, je länger ich hinblickte, um so romanischer kam es mir vor. Ja, es war ein vollkommen romanisches Antlitz, immer deutlicher erwies sich das, immer klarer sah ich Blick, Haar, Züge, fremder und fremder schien mir alles. Davon wuchs meine Sehnsucht, eben davon aber auch mein Schmerz. Denn was wir zutiefst begehren, ist das Fremde; und so vergilt es uns auch unsre Sehnsucht mit Befremdung, mit dem Leid.

Da begriff ich dieses Erlebnis. Da wußte ich, was es bedeutete. Wer die Prinzessin von Bozen war, erkannte ich in diesem Augenblick. Und eine heiße Reue durchdrang mich, daß sie es war, die ich geliebt hatte an diesem Abend, nicht aber das deutsche Mädchen in der Volkstracht, das ich nach dem Palast gefragt hatte. Aber hatte sie nicht gesagt, daß der Fürst trotz seines welschen Namens ein Deutscher sei? Immer mächtiger erschien mir das Bild der Herrin, die vom Fenster ihres Schlosses auf ihre Stadt Bozen hinabsieht. Und ihr Gesicht glich immer mehr dem der Tochter des Augustus, deren Büste im Hofmuseum zu Wien ich oft gesehen hatte. Und dieses marmorne Gesicht blieb vor mir. — Endlich verscheuchte ich's, erhob mich und rüstete mich, schlafen zu gehen. — —

Frage ich mich heute, wie jenes Mädchen in Wahrheit ausgesehen, deren holdseliges Antlitz mich damals so tief bezaubert hatte, so weiß ich's nicht mehr. Die Marmorbüste der römischen Kaisertochter kommt mir dann immer in die Erinnerung. Aber deutlich sehe ich die Nacht vor mir, die Lichter der Häuser und der Seilbahn, die Lehnen der Berge, die Sterne des Himmels, den weißen, armreichen Strom der Milchstraße hoch über den Zenit ergossen, und ich spüre den ewigen Duft der Südalpen weich und kühl, süß und streng auf mich zuwehen.

Den Brüdern und Schwestern im Ruhrland

Deutschland unser, reich an Schmerzen,
Land der Liebe, Mutterland,
Alle trägst du uns am Herzen,
Alle streichelt deine Hand.

Ob der Kinder Auge leuchtet,
Ob ihr Haupt von Gram umwebt,
Ob von Schweiß ihr Haar gefeuchtet,
Ob ihr Fuß im Tanze schwebt:

Alle ruhn in deinem Schoße,
Allen reichst du deine Brust,
Und du tränkst sie, klein und große,
Bald mit Schmerz und bald mit Lust.

Eines aber deiner Kinder,
Dem ins Fleisch das Eisen fuhr,
Not- und Qualenüberwinder,
Land der Lippe, Volk der Ruhr:

Schließ es enger in die Arme,
Heb es, Mutter, hoch empor,
Daß vom Liebeshauch erwarme,
Was an Gift und Haß erfror!

Und wir andern, laßt die Hände
Breiten uns vor seinen Fuß,
Flammen laßt ihm Opferbrände,
Bruderdank und Schwestergruß!

Friedrich Düsel



Wilhelm Raabes Briefwechsel mit Paul Gerber

Herausgegeben von Oberstudiendirektor Prof. Dr. Lemcke in Geestemünde

III (Schluß)

24

Braunschweig, 15. September 1898.

Verehrter Herr Professor!

Meinen herzlichsten Dank auch für den diesmaligen Geburtstagsgruß und Glückwunsch! Ja, so sind wir nun im achtundsechzigsten angelangt, und wenn das Buch »Hastenbeck«, so ich demnächst Ihnen senden werde, nicht zu arg nach den Jahren riecht und schmeckt, so will ich froh sein. Mühe habe ich mir die letzten drei Jahre durch genug mit der Bestie gegeben, aber — grade drum! —

Der Aufsatz in der Post ist mir vom Verfasser zugeschickt worden. Da erscheine ich freilich mit einem sehr tränenfeuchten Taschentuch in der deutschen Literatur. Na, ganz so arg ist's gottlob doch wohl nicht damit bestellt! —

Zu dem Erwerb von »Halb Mär, halb mehr« gratuliere ich mit der Bescheidenheit des Autors. Was aber das Buch »Nach dem großen Kriege« anbetrifft, so bietet die G. Grotesche Verlagsbuchhandlung in Berlin in ihrem letzten Weihnachtskatalog es immer noch zu dem Preise von 2 Mk. 50 Pf. aus. Es ist wenig Nachfrage seit 1861 danach gewesen. —

Augenblicklich habe ich das Haus voll von den Familiengenossen. Meine Mindener sind nach dem Manöver im Urlaub bei uns und meine Münchnerin in den Ferien.

Mit dem aufrichtigsten Wunsche, daß auch in Ihrem Hause alles wohl bestellt sei,

Ihr ergebener Wilh. Raabe.

25

Stargard, den 11. 12. 1898.

Lieber Herr Raabe!

Haben Sie vielen Dank dafür, erstens, daß Sie Ihr neuestes Buch* geschrieben, und zweitens, daß Sie es mir geschickt haben!

Also wieder ein kleines Stück Völkergeschichte, ein Ihnen so vertrautes, ist es, das Sie herausgegriffen und in Ihrer Weise betrachtet haben. Nicht viel Erquickliches gibt es, das die politischen Ereignisse aufweisen — vielleicht gar nichts. Da sitzen jetzt Tausende und aber Tausende in und außerhalb Deutschlands und lesen die Bismarckschen Memoiren; ich möchte wohl wissen, welche Gefühle in allen den Lesern sich regen. Es hilft doch kein bewunderndes Haltmachen vor geistiger Größe und heroischer Kraft, es hilft nicht die Anhänglichkeit an Volk und Land: es ist alles ein weiter und tiefer Sumpf von Feigheit und Schwäche, von Hader und Eigennutz, von Neid und Intrige und von manchem andern, vor dem man zuweilen zweifeln kann, ob eine Befassung damit so viel geistige Größe und heroische Kraft wert sei. Es ist heut so, es war zu den Zeiten des alten Fritz so. Kann man dann aber die geschichtlichen Ereignisse ansehen, wie Sie es tun, mit der Liebe zu dem leidenden oder getrösteten, bedrückten oder erhobenen Einzelnen, — sieht man hinter den ehrlichen und unehrlichen diplomatischen Pfiffen und Kniffen, hinter den Massakers der aufeinandergetriebenen Heereshaufen, was alles von ihnen abhängt im Schicksal der Einzelnen, und wie auch wieder das Leben in seinem Wesen und Werte immer dasselbe bleibt, so werden die großen Völker- und Führerfeindseligkeiten lächerlich klein gegen das tiefere Wehe und Wohl des Geringsten, gegen die auf ein höheres Sein hinweisende Verkettung der Menschen und Staatengeschicke. Was sind die Herzöge von Cumberland und von Richelieu, wenn die Wackerhahnsche beweist, daß das Edelmenschliche, in Hexengestalt verhüllt und von Teufelswerk überwuchert, doch schließlich die Hülle durchbricht und das schlechte Werk abtut, mit dem Stock auf den Boden stampft und spricht: Hier bin ich, ich walte und wirke noch.

Ja, diese Wackerhahnsche! Außer anderm Vortrefflichen haben Sie an ihr auch wieder ihre Kunst feiner Individualisierung offenbart. Anfangs dachte ich, das ist ja Jane Warwolf; bald aber nahm sie immer mehr und mehr etwas Besonderes an. Sie gehört nur in dieselbe Sippe wie Jane. Fesselnd und zu allerlei Nachdenken und Nachfühlen anregend ist die eigentümliche Verschlingung des schweizerisch-französischen Hauptmanns Balthasar Uttenberger mit der schweizerisch-deutschen Idylle von Daphnis und Chloe, besonders wie eine ganz neue Welt, etwas völlig Wunderbares dem kriegsharten Invaliden aufgeht über dem sonderbaren Buche. Mit schönem, aussöhnendem Humor ist das Los des Pfarrers von Derenthal geschildert, vor allem die durch die Wackerhahnsche herbeigeführte Wendung. Überhaupt haben Sie dem Humor und dem Duftig-Poetischen wieder die Kraft verliehen, eine getroste und erhebende Stimmung zu erwecken. Beiläufig, am neuesten, d. h. am wenigsten, vielmehr gar nicht an Früheres von Ihnen sich anlehnend erscheint mir das reizende Immeke von Boffzen.

Ein glückliches Weihnachtsfest wünsche ich Ihnen und den Ihrigen. Mit herzlichen Grüßen

Ihr Paul Gerber.

26

Stargard, den 17. 5. 99.

Lieber Herr Raabe!

Ihnen und den Ihrigen sende ich die aller-

* Hastenbeck. Eine Erzählung. Berlin 1899.

herzlichsten Glückwünsche zur Verlobung Ihrer Fräulein Tochter. Daß »er« ein Schulmeister ist, hat mir ordentlich noch ganz besondere Freude erregt. Bei seinem Schwiegervater findet er nun reichlich Stoff, was für ein Vorbild er sich wählen will: den Fritz Wolkenjäger, den Prof. Fakler, den Konrektor Eyring, den Konrektor Eckerbusch, den Dr. Drüding, Ebert Pfister, ja auch Georg Rollenhagen. Doch er ziehe ernstlich dabei die künftige Hausehre mit zu Rate. Möge beiden auch über die Brautzeit hinaus viel Sonne scheinen, ja nach ihr erst recht!

... Ich habe mich neulich sehr gefreut, als ich aus dem Inhaltsverzeichnis des eben erscheinenden Sammelwerkes »Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen« sah, daß auch Sie in diese Galerie aufgenommen sind. Hängt auch in solchen Dingen manches vom Zufall ab, und müssen Sie sich da auch die Gesellschaft des einen und des andern, der bloß eine flüchtige Tagesgröße vorstellt, gefallen lassen, so fehlt doch auch wieder dieser oder jener, mit dem Sie zuweilen in einem Atem genannt werden, und gerade wegen der Ausgedehntheit und der Verschiedenartigkeit des Publikums, das nach dergleichen Sammelwerken greift, fällt etwas für die gute und gerechte Sache ab.

Die Pfingsttage stehen vor der Tür. Mögen Sie und die Ihrigen sie glücklich und heiter verleben! Mit herzlichem Gruße

Ihr Paul Gerber.

27

Stargard, d. 7. 9. 99.

Lieber Herr Raabe!

Die herzlichsten Glückwünsche sende ich Ihnen und den Ihrigen zum Beginn Ihres neuen Lebensjahres, auf daß Ihnen Gesundheit, Schaffenskraft und Schaffensfreude erhalten bleibe, und daß die Ergebnisse Ihres so arbeitsreichen Lebens dem deutschen Volke immer heller zum Bewußtsein kommen und immer tiefer ins Herz dringen mögen. Man wünscht vernünftigerweise am ersten das, wovon man merkt, daß es sich erfüllen werde, vielleicht mehr oder weniger schon in der Erfüllung begriffen sei. Dies gilt besonders in bezug auf den letzten Punkt auch hier. Wenn da irgendwo in den Westermannschen Monatsheften neuerdings den deutschen Dichtern neben ein paar andern Eigenschaften auch »Raabescher Lebensernst« gewünscht wird, so wäre dem wohl noch etwas »Raabesches« hinzuzufügen, aber man sieht wenigstens, Ihre Schriften werden bereits als die Verkörperung von etwas empfunden, das in Zukunft nicht mehr zu entbehren ist.

... Mögen Sie, was Wirkungserfolg und Wirkungsgefühl anlangt, in wachsendem Maße von Tag zu Tag erleben, daß man, was man sich in der Jugend wünscht, im Alter in Fülle hat. Mit herzlichsten Grüßen

Ihr Paul Gerber.

28

Braunschweig, den 13. Sept. 1899.

Lieber Herr Gerber!

Meinen herzlichen Dank für Ihren treuen, guten Geburtstagsbrief!

Ich war noch in Ihrer Schuld, von dem her, den Sie mir zur Verlobung meiner Tochter sandten. Sie erzählten mir da von viel Arbeit, häuslichen Sorgen und Kummer, und ich »kam« nicht »dazu«, Ihnen meine herzliche Teilnahme kundzugeben.

Ich verließ mich darauf, daß Sie wüßten, wie nicht nur Sie, sondern ein jeder seinen Packen Erdenlast zu schleppen habe und mit dem besten Willen nicht immer schreibefertig sei.

Ihrer fortdauernden Teilnahme gewiß, habe ich Sie warten lassen, bis nun jetzt der 8. September und Ihr neuer Brief mich aufgerüttelt haben.

Sie haben recht mit Ihren Bemerkungen über das Beredetwerden meiner literarischen Lebensarbeit in den verschiedenen Blättern. Das Feuer wühlt unter der Torfdecke, und hie und da schlägt eine Flamme heraus. Heute wieder habe ich eine Abhandlung erhalten, die mir Freude macht und, wie mir scheint, ganz im Sinne Ihres »prächtigen Buches« (wie der Verfasser sagt) geschrieben ist: »Bilder aus der neueren Literatur, Heft 3. — Von A. Otto, Seminarlehrer in Petershagen.«

Wer die Schule hat, hat das Volk! Danach hätte der alte Raabe wirklich noch eine Zukunft! Nun, in das zwanzigste Jahrhundert werden wir ja wohl noch ein Stückchen hineinsehen: erhalten Sie mir darin unter allen Umständen Ihre Teilnahme! Ihr treu ergebener

Wilh. Raabe.

29

Stargard, den 2. 1. 00.

Lieber Herr Raabe!

... Auch zum Maximiliansorden gratuliere ich Ihnen von Herzen. Wie sonderbar! Schon einigemal ist es mir so vorgekommen, wie wenn die Süddeutschen mehr Verständnis für Sie hätten als die Norddeutschen; und jene neueste Regung kommt ebenfalls aus Süddeutschland. Daß es aus München geschah, war Ihnen um Ihrer Münchnerin willen gewiß besonders lieb. Da die Leute so sehr darauf versessen sind, schon von jetzt an das neue Jahrhundert zu rechnen, so mag auch für Sie der Maximiliansorden der Vorbote andrer und schönerer Sterne — ich meine natürlich nicht Orden — auf ihrem Lebenswege in diesem neuen Jahrhundert sein. Sicher wünschen dies alle, die Sie verehren.

Vorläufig ist das neue Jahrhundert noch



nicht trocken und, was es demnächst erntet, empfängt es aus der Hand des geschiedenen. Sollte sich nicht auch Heinrich Schaumann freuen dürfen in der Stille, daß auch er vielleicht edlen Samen ausgestreut hat in die Seele seines Eduard, Samen, der jetzt aufgeht dort unten im Burenkampfe? Wer kann nachspüren überall, wohin Geistiges unhörbar fortwirkt! Kienbaum ist tot. Jetzt bekommen andre aus seiner Vetterschaft ihre Dresche. Mit den allerherzlichsten Grüßen Ihr Paul Gerber.

30

Braunschweig, 4. Januar 1900.

Lieber Herr Gerber!

Da Schiller und Goethe in ihrem Briefwechsel sich am 1. Januar 1800 zum »neuen Jahr und Seculum« Glück wünschen, so mögen die Arithmetiker meinetwegen es hundertmal besser wissen: für mich hat das 20. Jahrhundert am 1. Januar 1900 begonnen, und ich wünsche dem Hause Gerber und seinem mathematischen Oberhaupt herzlichst Glück dazu!

Ich für mein Teil habe es leider mit Fieber, Gesichtsschmerzen und Gliederweh angefangen, doch ist das Elend unberufen jetzt im Abzug. —

Von der »Ehrung« durch das Haus Wittelsbach hatte ich vorher nicht die geringste Ahnung, und die Übermachung des glanzvollen Zeichens durch Herzogl. Braunschw. Staatsministerium war mir wahrlich eine Überraschung. Nun, wenn Hohenzollern an Mr. Kipling telegraphiert, so ist es vielleicht gar so ungeschickt nicht, wenn Wittelsbach dem alten Raabe eine Freundlichkeit erweist. Ich habe es erfahren: es gibt doch schon recht viele im deutschen Volke, die gesagt haben: Das war gut gemacht! — Daß ich die Transvaal-Buren, den Oom Krüger und seine Stadt Prätoria zuerst in die deutsche Literatur eingeführt habe, rechne ich zu meinen »Ruhmestiteln«; aber Realpolitiker bin ich doch seit Otto Bismarcks Konfliktszeitkämpfen.

Ich würde es für ein furchtbares Weltunglück, und für unser Volk ganz insbesondere, halten, wenn England von seinem Stuhl im Rat der Völker heruntersteigen müßte! Gottlob ist dazu fürs erste doch noch keine Aussicht, und — Kannegießerei wollen wir jetzt auch nicht weiter treiben.

Schönsten Dank für Ihren freundlichen Neujahrsgruß, und nochmals die aufrichtigsten Wünsche für Ihr und der Ihrigen Wohl im neuen Jahr und Jahrhundert! Ihr Wilh. Raabe.

31

Stargard, d. 7. 9. 00.

Verehrter Herr Raabe!

Die herzlichsten Glückwünsche sende ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage, der Ihnen ein frisches und heiteres neues Lebensjahr bringen möge.

Als dieser Tag im vorigen Jahre herannahte, war alle Welt voll Erregung wegen des Burenkampfes, heut ist sie's vielleicht nicht mehr, aber mit mehr Recht, im Hinblick auf China. Gutes und Großes kann dort erblühen; hoffen wir, daß nicht Kleines und Schlimmes daraus werde!

... Vielleicht haben Sie und Ihre Frau Gemahlin Ihre Kinder oder einige davon um sich versammelt morgen. Dann wird Ihnen die Sonne desto freundlicher scheinen. Aber auch ohnehin möge sie Ihnen hell leuchten — immer! Mit vielen Grüßen Ihr Paul Gerber.

32

Braunschweig, 14. Sept. 1900.

Also denn, verehrter Herr und Freund, von der Schwelle des Siebenzigsten schönsten Dank für freundlichen Gruß und Wunsch! Der Tag ist ziemlich still verlebt worden: meine älteste Tochter ist in Livland bei einer Freundin, meine zweite, verheiratete, wurde durch ihre häuslichen Pflichten in München festgehalten. Nur meine Jüngste mit ihrem Schulmeister war aus dem nächsten Familienkreise im Lande. Verheiratet sind sie noch nicht.

Daß Sie Ihre liebe Tochter so bald und so jung aus dem Hause geben müssen, wird Ihnen nicht leicht werden, das glaube ich wohl. Aber »denken« Sie nicht nur »Kind«, sondern auch »Enkel«! Das Haupt brauchen Sie nicht dabei zu schütteln.* — Was das Weltgetöse draußen, außerhalb des Hauses, anbetrifft, so tut man (da ich eben beim Zitieren des Alten bin) am besten, möglichst gelassen den Sang der Sphinxe in der klassischen Walpurgisnacht für sich herzusummen:

Sitzen vor den Pyramiden,
Zu der Völker Hochgericht,
Überschwemmung, Krieg und Frieden —
Und verziehen kein Gesicht.

Ihr treu ergebener Wilh. Raabe.

33

Braunschweig, 13. Januar 1902.

Hochverehrter Herr Professor!

Auch unsre aufrichtigen Glückwünsche zum neuen Jahr Ihnen und den Ihrigen. Sie sind selber Zeuge davon gewesen, welch ein Lärm in dem verflossenen Jahre tagelang um mich war; aber als ich im Jahre 96 Großvater wurde, war die innere Aufregung doch um ein Erkleckliches größer. Nicht wahr, das ist ein eigentümlich Gefühl, Großpapa Gerber?

Auch dazu herzlichsten Glückwunsch!

Sie fragen nach einem »neuen« Werke: damit hat es gute Weile. Seit dem 8. September lassen mich meine Herren Verleger mit ihren

* Vgl. den Schluß des Parzenliedes in Goethes Iphigenie IV, 5. (Anm. d. Herausgebers.)



Druckereien nicht aus der Zange. Das ist zwar nach der materiellen Seite hin recht erfreulich, aber der Produktivität ganz und gar nicht förderlich.

Nun, ich meine, nach dem siebzigsten Lebensjahre braucht der Mensch, soll er eigentlich nicht mehr auf dem Seile tanzen: ich gehe ganz gern jetzo zu ebener Erde mit dem Teller im Kreise des lieben Publikums herum. Der Tinten-gloria hätten wir ja wohl genug, und der Lorbeerschatten braucht nicht so dicht zu werden, daß er der letzten Abendsonne den Weg zu dem kahlen Schädel des Alten versperrt.

Sehen Sie, verehrter Herr und Freund, so habe ich den Scherz doch noch ein bißchen mit ins Jahr 1902 hinübergenommen: möge er auch Ihnen den Ernst des Daseins weiter durch die Zeit begleiten!

Ihre Grüße an die Freunde Engelbrecht und Brandes werde ich treulich ausrichten.

Ihr ergebener Wilh. Raabe.

34

Stargard, den 6. 9. 1902.

Sehr verehrter Herr Raabe!

Voran die herzlichsten Glückwünsche zum 71. Geburtstage! Sie und Ihre Frau und die Kinder werden gewiß ebenso wie so manch einer im Deutschen Reiche und besonders in Ihrer nächsten Umgebung sich übermorgen lebhaft an denselben Tag vor einem Jahre erinnern. Da wird Ihnen dann wohl viel behaglicher zumute sein als damals, und diese Ihre Behaglichkeit, die ja das deutsche Volk nicht hindert, Sie immer mehr zu lesen und immer lieber zu gewinnen, möge Ihnen im anhebenden neuen Lebensjahre und überhaupt erhalten bleiben! Nur über neun Jahre, da müssen Sie wieder einmal darauf verzichten. ...

Inzwischen bin ich etwas wieder mit Ihnen beschäftigt. Der den Lehrern des Deutschen an höheren Schulen schriftstellerisch bekannte Schulrat Lyon in Dresden will eine Sammlung von Erläuterungen zu Dichtungen des 19. Jahrhunderts herausgeben und hat mich ersucht, die Alten Nester zu übernehmen, Bartels den Hungerpastor. Übrigens hat es mich riesig gefreut, daß nun endlich wieder die zwölf Briefe dem Publikum leicht zugänglich gemacht sind. Auch ich habe mich, wenn ich sie lesen wollte, bisher mit einem alten Schülerbibliotheks-Exemplar begnügen müssen, und bin froh, es fortan nicht mehr nötig zu haben. ...

Ihr Paul Gerber.

35

Braunschweig, 2. Oktober 1902.

Hochverehrter Herr Professor!

Entschuldigen Sie, daß erst heute die Antwort auf Ihren lieben Brief kommt! Der Geburtstagsgruß erreichte mich diesmal auf Borkum, wohin mich Frau und älteste Tochter verschleppt hatten, dem Schand-Sommer zum Trotz. Nun, die Sache da fiel besser aus, als man eigentlich erwarten konnte. Wir fischten wirklich vierzehn Tage »gutes Wetter« aus der Sintflut des Jahres 1902 heraus. Auf der Rückfahrt im Dollart aber zog Zeus vor der neuen Emdener Schleuse bereits wieder seine;* ich erkältete mich und verlebte qualvolle asthmatische Tage und Nächte bei unsern Kindern in Minden.

Nun sitzen wir wieder zu Hause, und die alten Knochen rücken sich allmählich wieder zurecht. Bezahlen alter Briefschulden ist unsre erste Sorge.

Vor allen Ihnen herzlichen Dank für die treuen Wünsche: man kann sie gebrauchen im zweiundsiebzigsten! Wir wollen uns aber nicht unterkriegen lassen: Sie haben mir ja eben auch ein gutes Beispiel dadurch gegeben, daß Sie sich so tapfer durch so mehrfachen Familienjammer durchgewürgt haben! —

Ein Bild von Lebensfrische und Mut war uns neulich hier Freund Julius Lohmeyer. Man merkt ihm nichts mehr an von dem schweren Leiden und der Operation in Hamburg. Wir konnten einen ziemlichen Teil der hiesigen Leute, die Sie im vorigen Jahre hier kennengelernt haben, zusammenrufen, und so haben wir eine fröhliche Nacht durch beieinandergesessen. Schade, daß Sie nicht dabei waren! —

Auf die Erläuterungen zu den »Alten Nestern« freue ich mich sehr. Ich muß sie demnächst wieder korrigieren, was dafür spricht, daß sie endlich auch im Busch der deutschen Literatur vom edlen deutschen Publikum entdeckt worden. Der Vetter Just Everstein hat eben den Leuten nicht so imponiert wie Herr Jörn Uhl. — —

Mein junges Schulmeisterpaar will nächsten Sonntag seinen ersten Sprößling durch die Taufe der christlichen Gemeinde anreihen. Ich liefere den Wein zur Feierlichkeit — auch Torten und was sonst so dazugehört!

Mit den herzlichsten Wünschen für Sie und Ihr Haus Ihr treu ergebener Wilh. Raabe.

36

Stargard, den 7. 9. 1903.

Sehr verehrter Herr Raabe!

Zu Ihrem Geburtstage sende ich Ihnen die allerherzlichsten Glückwünsche. Im Hinblick auf die vielen, vielen Deutschen, die Ihnen Liebe und Verehrung zollen, ist dieser noch dazu aus einer schon etwas abseits der großen Heerstraße gelegenen Ecke kommende Ausdruck der Teilnahme nur ein verschwindender Tropfen, aber viele solche geben doch schließlich das Ganze. ...

* Ergänze »Schleuse« (Zeus als Regengott, als Jupiter Pluvius gedacht). A. d. H.



Ist es wahr, was ich vor längerer Zeit in der Zeitung las, daß eine neue Erzählung von Ihnen herauskommt? Wenigstens wurde ein Zitat daraus gegeben, das echt »Raabisch« klang, und auch der Titel, ich glaube »Altershausen«, genannt. Jankes Romanzeitung habe ich lange nicht zu Gesicht bekommen. Wenn die Erzählung darinstehen sollte, würde sie mir daher vorläufig entgangen sein. Ich habe mich jedoch noch nicht weiter darum bemüht, da ich angesichts der Notiz sofort dachte, vor dem letzten Quartal dieses Jahres werde wohl das Erscheinen der Erzählung nicht zu erwarten sein.

Ein neues Zeichen, daß die Wirkung Ihrer Dichtungen stetig wächst, kam mir wieder vor kurzem in die Hände. Sie haben vielleicht schon Kunde davon erhalten, z. B. durch Brandes. In einer angesehenen Zeitschrift für höheren Unterricht, »Lehrproben und Lehrgänge« Heft 76, teilt ein Dr. Adler aus Halle ausführlich mit, wie er mit Sekundanern in der Klasse die Schwarze Galeere gelesen und besprochen hat.

Herzliche Grüße an Sie, Ihre Frau Gemahlin, Ihr Braunschweiger Paar, auch Ihre andern Kinder, falls sie im Hause sind!

Ihr Paul Gerber.

37

Stargard, den 7. 9. 1904.

Sehr verehrter Herr Raabe!

Zu Ihrem Geburtstage sende ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche, daß Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Kindern das nächste Jahr lauter gesunde und frohe Tage bringe. Vielleicht sind Sie auch in diesem Jahre wieder um diese Zeit nicht daheim, sondern auf Erholung; dann möge sie Ihnen zu rechtem Segen gedeihen. Sie sind freilich im allgemeinen kein Freund vom Reisen; dennoch tut es dann und wann gut, aus dem Gewohnten herauszukommen.

Gegen meinen sonstigen Brauch, in den Sommerferien Gebirge und Wald aufzusuchen, habe ich diesmal vier Wochen an der See in Saßnitz genossen. Bei der diesjährigen, die Wetterpropheten und andre Leute in Ungemach stürzenden Hitze war solcher Aufenthalt sehr angebracht. Trotzdem wäre es mir wahrscheinlich zu viel Wasser gewesen, wenn nicht so herrlicher Wald daran läge.

Im Winter ist das alles allerdings weniger behaglich, und es war für Hans Unwirsch nicht leicht, so unter den Fischern im rauhen Grunzenow zu hausen. Um so lieber haben ihn die Leute. Sie befreunden sich aber auch immer mehr mit Ihren andern Büchern, und wenn ich Ihnen noch etwas fürs künftige Jahr wünschen darf, so sind es recht viele Neuauflagen.

Herzliche Grüße an Sie, Ihre Frau Gemahlin und überhaupt die Ihrigen!

Ihr Paul Gerber.

38

Rendsburg, Gerhardstraße **22**,
26. September 1904.

Verehrter lieber Herr Professor!

Erst jetzt komme ich dazu, Ihnen für den diesjährigen treuen Geburtstagsgruß meinen Dank zu sagen! Seit dem 16. d. M. sitze ich hier bei den Kimbern, zu denen man in diesem Sommer meinen Schwiegersohn Wasserfall als Oberstabsarzt versetzt hat. Großvater und Großmutter mußten doch mal sehen, wo ihre Enkel im höheren Norden Germaniens ihren Unterschlupf gefunden hatten, und genießen wir denn fürs erste hier zwischen Nordsee und Ostsee den richtigen kimmerischen Herbstanfang.

Das 73. Lebensjahr ist mir still und ohne sonderliche Aufregungen hingegangen, was mit dem 74. wird, muß man in Geduld abwarten: viel verlangen kann man nicht mehr um diese Erdendaseinszeit von der Welt, soweit wir Erfahrung davon gewonnen haben.

Aber die guten Wünsche treuer Freunde behalten darum doch ihre Geltung, und darunter auch vor allen die Ihrigen, verehrter alter Lebensgenosse. Haben Sie nochmals herzlichen Dank! Jawohl, »neue Auflagen« kann ich wohl gebrauchen — meine Herren Verleger haben mir schon geschrieben: »Schlager« seien nicht unter meinen Schriften.

Mit den herzlichsten Grüßen für Sie und Ihr Haus Ihr treu ergebener Wilh. Raabe.

39

Braunschweig, 13. Februar 1905.

Verehrter lieber Herr und Freund!

Von den Freunden auf dem Weghaus, in der alten Lessingschenke, darauf aufmerksam gemacht, habe ich gestern Ihr schönes Wort über die Alten Nester gelesen.* Herzlichen Dank für die liebevolle Arbeit, die Sie an das kleine, immer noch recht unbeachtete Buch gewendet haben! Es und ich können's brauchen: dem deutschen Volke, soweit es sich unter dem Namen »Publikum« zusammenfassen läßt, bin ich längst wieder in meine Karenzzeit vor 1901 zurückgesunken. Es sind leuchtendere Sterne am Literaturhimmel aufgestiegen als Ihr treuest ergebener Wilh. Raabe.

Den Ihrigen beste Grüße und Wünsche von den Meinigen!

40

Stargard, den 15. 2. 1905.

Sehr verehrter Herr Raabe!

Haben Sie vielen Dank für die herzlichen

---

* Anmerkung des Herausgebers: Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. 19. Bändchen. 1905. Leipzig, Teubner.

Worte und die Anerkennung über meine Erläuterungen zu den Alten Nestern! Freilich so sehr ich mich über Ihren Brief gefreut habe, so beschämt war ich auch, Ihnen noch kein Heft geschickt zu haben. Seit etwa drei Wochen liegen nämlich die Freiexemplare schon hier, sogar versehen mit einem Zettel mit dem Namen derer, die sie erhalten sollen; das Absenden selbst aber habe ich vertrödelt. Ist dies auch einigermaßen ein Beweis für den Mangel an literarischer Eitelkeit, so hat es mich doch um die Gelegenheit gebracht, Ihnen eine Freude zu machen. Ich bitte Sie, dennoch das beiliegende Exemplar, nun post festum, anzunehmen.

Wenn Sie den Inhalt mit meinem Buche vom Jahre 97 vergleichen, werden Sie übrigens finden, daß Sie inzwischen weiter gewirkt haben auf mich. Ich habe von Ihnen und für Sie weiter gelernt. Und so ist es im ganzen deutschen Volke, wenn es sich auch nicht immer an der Zahl der im Umlauf befindlichen Exemplare verrät. Sie steigen langsam, aber stetig. In den Literaturgeschichten wird der Raum, den Sie einnehmen, immer größer, und mancher Verfasser einer solchen, der Sie am liebsten totschlüge, muß heut gute Miene machen, so böse ihn auch das Spiel ankommt. Wenn so ein Buch von Ihnen nach alter, oft getadelter Sitte von Familie zu Familie wandert und am Ende zerlumpt und verdreckt bei einer anlangt, merkt die das gar nicht vor lauter Freude und Erhebung, die von Ihnen über sie kommt. Wenn aber ein Buch von einem »Stern« am jeweiligen literarischen Himmel dieselbe Wanderung antritt, kommt er etwa zur sechsten Familie schon zu spät, denn der Stern ist mittlerweile verblaßt oder versunken; oft war es bloß eine Sternschnuppe, die verpuffte. Wie viele während Ihres langen Lebens sind zu Größen emporgewachsen und wieder klein geworden und leben doch noch und atmen. Und keine Seele sagt zu ihnen: O Vetter, wie freue ich mich, daß ich dich im Lande weiß!

Und Sie sollen nicht bloß im Lande, sondern auch gesund, frisch und freudig sein. Das wünsche ich Ihnen und allen den lieben Ihrigen und besonders Ihrer Frau Gemahlin. Mit vielen Grüßen Ihr Paul Gerber.

41

Stargard, den 9. 9. 1905.

Sehr verehrter Herr Raabe!

Am Anfange Ihres neuen Lebensjahres sende ich Ihnen die herzlichsten Glückwünsche für die Zukunft. Mögen diese Zeilen Sie und Ihre Frau Gemahlin gesund und heiter antreffen, und mögen Gesundheit und Freudigkeit Sie durch das bevorstehende Jahr geleiten! ...

Die Tägl. Rundschau enthielt einen kleinen Geburtstagsgruß an Sie, worin in Anknüpfung an die prophetischen Worte des Hauptmanns von Faber in den Leuten aus dem Walde über Japan betont wurde, wie Ihre Dichtungen dem Wechsel der Zeiten standgehalten hätten und standhielten, während das meiste, das sich mit lautem Lärm auf den Markt dränge, immer schnell wieder verschwinden müsse. Es freute mich, als ich dies las, da ich selber ein paar Tage vorher erlebt hatte, wie jemand, des sogenannten Modernen überdrüssig, nach Ihnen sich sehnte und um Anweisung bat. Ich denke mir nun oft, da Sie doch dasselbe erfahren, darf Sie das Gefühl durchdringen, daß Ihnen ein zufriedenes Alter beschieden sei. Ich glaube, nur wenige können sich dessen rühmen. Möge Ihnen solcher Segen immer reicher zufließen, und mögen Sie sich noch lange daran erquicken können!

Mit den herzlichsten Grüßen an Sie und Ihre Frau Gemahlin Ihr Paul Gerber.

42

Braunschweig, 30. September 1905.

Dieser Monat darf doch nicht zu Ende gehen, ohne daß ich auch Ihnen, verehrter Herr und Freund, meinen aufrichtigen Dank für Ihren diesjährigen Geburtstagsgruß sage!

Ja, nun habe ich jetzt schon die dritte Woche des 75. Lebensjahres hinter mir, und ich erfahre es nun auch, um wieviel rascher die Zeit im Alter als in der Jugend hinläuft. Um das »zufriedene Alter«, welches Sie mir wünschen, im Rückblick auf Lebenslauf und Lebensarbeit behaglich auszunutzen, muß man freilich jeden nachdenklichen Augenblick festhalten, sonst hat man nicht viel mehr davon. Ich tue es nach Möglichkeit, und im Hinblick auf die Schicksale so vieler meiner literarischen Zeitgenossen habe ich wirklich zu gestehen, daß es mir nicht am schlimmsten ergangen ist. Das Beste bei der Sache ist jedoch allmorgendlich die Vorstellung und Gewißheit: Die schwarze See der Tinte und Druckerschwärze liegt hinter dir — die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist gewesen; nun laß das zwanzigste mit besseren Kräften für der deutschen Leute Spaß und Rührung sorgen! — —

Mit Betrübnis habe ich von der Bosheit des Zahnes vernommen, der Sie so gequält hat; aber hoffentlich ist das das Schlimmste gewesen, was Ihnen der Anfang des Herbstes in dieser Hinsicht hat zuteil werden lassen. —

Wir hatten den Sommer über unsre Rendsburger Kinder und Enkel bei uns. Nun gehen wir Alten vielleicht noch auf einige Oktoberwochen zu ihnen nach der Eider. — Mit den herzlichsten Grüßen, auch von meiner Frau, und den aufrichtigsten Wünschen für Ihr und Ihres Hauses Wohl

Ihr getreu ergebener Wilh. Raabe.



43

Braunschweig, 25. April 1907.

Lieber Herr Professor!

Sie haben da zu den drei nach einem halben Jahrhundert zu neuem Leben erwachenden Schnurren aus dem alten verschollenen »Halb Mär, halb mehr« eine so hübsche Einleitung geschrieben, daß es mich drängt, Ihnen meinen schönsten Dank dafür zu sagen.

Die beiden ersten Dinger stammen noch aus dem Jahre 1857. Der »Weg zum Lachen« z. B. wurde am 23. März jenes Jahres vollendet, und der damalige »Basar-Schäfer«, später Herr von Schäfer-Voit, hat mir das erste Honorar, 14 Taler, dafür gezahlt.

Es war vielleicht, wenn nicht das glücklichste, so doch das hoffnungsreichste meines Lebens — dieses Jahr 1857!

Ja, »Gottes Wunderwagen!« ein feines Bild für des Daseins behaglichere Stunden; aber in böseren bleibt doch der »Schüdderump« das richtige Vehikel, auf dessen Rollen man zu horchen hat! Gerade in meiner »Dichterlaufbahn« habe ich in der letzten Zeit einmal wieder erfahren müssen, daß die Welt der Kanaille gehört. —

Hoffentlich geht es Ihnen und den Ihrigen nach Wunsch und hat auch die Firma Otto Janke in Berlin Ihren feinen, liebenswürdigen Aufsatz nach Verdienst zu würdigen gewußt!

Mit dem herzlichsten Gruß und dem aufrichtigen Wunsch nach einem nochmaligen Wiedersehen in diesem Erdentale

Ihr getreu ergebener Wilh. Raabe.

44

Stargard, den 17. 5. 1907.

Sehr verehrter Herr Dr. Raabe!

Für die freundliche Beurteilung meiner paar Einleitungszeilen zu den drei Erzählungen aus »Halb Mär, halb mehr« sage ich Ihnen herzlichen Dank. Als ich Ihren Brief erhielt, hatte ich noch keine Ahnung, daß die Sache schon gedruckt sei, erst einige Tage später erhielt ich Kenntnis davon. So bin ich nun endlich in den Besitz auch dieser drei Erzählungen von Ihnen gelangt, was die Hauptsache ist. Einst konnte ich »Halb Mär, halb mehr« nach langem, langem Suchen, Anfragen und Hinundherschreiben nur leihweise bekommen.

Wenn Sie schreiben, Ihnen blieben Enttäuschungen oder Schlimmeres auch jetzt noch nicht immer erspart, so hindert dies doch nicht, daß Ihre Bücher stetig weiter und tiefer vordringen. Gerade augenblicklich erlebe ich es an einem jungen Magister wieder, daß, wer einmal erst sich Ihnen genähert hat, nicht wieder loskommt. ...

Allerherzlichste Grüße! Ihr Paul Gerber.

45

Braunschweig, 2. Oktober 1907.

Hochverehrter Herr Professor!

Das 77. Lebensjahr begann mir nicht gut. Es ging mit einem tüchtigen Lungenkatarrh an, und so komme ich erst jetzt dazu, meine Briefschulden vom diesjährigen 8. September abzutragen.

Also haben auch Sie in gewohnter Weise Dank für Ihren lieben Gruß! Mit den herzlichsten Wünschen für Sie und Ihr Haus in alter Treue Wilh. Raabe.

46

Rendsburg, 24. September 1908.

Verehrter Herr und Freund!

Haben Sie Dank für Ihren lieben Geburtstagsbrief! Seit dem Eintritt ins 78. sitze ich einmal wieder hier bei meinem Schwiegersohn, dem Oberstabsarzt Wasserfall, Großvaterpflichten verrichtend. Der Wind von den zwei Meeren ist zwar nicht übel; aber augenblicklich herrscht dabei doch schönstes sonniges Herbstwetter auf der kimmerischen Halbinsel: beim geheizten Ofen läßt es sich schon aushalten.

Die »Weghausfahrten« werden noch immer fröhlich ausgeführt; kommen Sie nur bald einmal zu so einer nach Braunschweig: Sie treffen noch immer eine wackere Gesellschaft beisammen, die schon ein Wort mit sich reden läßt. Brandes hat mich als »Lyriker« ausgegraben — sehen Sie doch einmal in das letzte Heft des Eckart. Macht mir viel Spaß so im »höchsten Greisenalter«. — Mit herzlichem Gruß

Ihr getreuer Wilh. Raabe.

47

Rendsburg, d. Z. Am Kleinbahnhof 3 I,
17. August 1909.

Hochverehrte, teure Frau!

Auf der Reise — bei meinen Kindern und Enkeln trifft mich alten Mann diese neue Schreckensnachricht! Nun auch mein guter treuer Freund, mein Lebensgenoß in Ernst und Scherz, Paul Gerber!

Wie lange Jahre hat dieser Freund meiner Lebensarbeit in Fleiß und Verständnis gewidmet, und nun geht auch er vor mir hinweg, der Jüngere vor dem Alten! War es denn nicht auch seine Sache, mir noch ein Wort am Wegesende zu reden?

Teure Frau, ich kann heute nur den Himmel bitten, Ihnen die Kraft zum Ertragen Ihres schweren Verlustes zu verleihen und Ihnen in Kindern und Enkeln allen schönen Trost zu geben, der auf dieser armen Erde möglich ist.

Ihr treu ergebener Wilh. Raabe.



Das Ruhrgebiet in der deutschen Dichtung

Von Ernst Warburg

Als die Eisenbahn ihre Schienenstränge über das Land spann, zitterte die Poesie um das Bestehen ihres Reiches. Damals, um die Mitte der vierziger Jahre, klagte Justinus Kerner, der Alte von Weinsberg, der besser mit den Stimmen der Geister als den Stimmen der Zeit vertraut war, daß der Mensch mit seinen Künsten Erde und Himmel kalt mache, und er dichtete ein grollendes Protestlied wider die »Zeit, die dampfestolle«, die den Dichter von der Erde lieblos ausschließe. Mit dem Dampfer, dem Segelschiff und der Lokomotive verfluchte er gleich auch den unseligen Traum vom Fliegen, diesen »Himmelsgraus«, der den Vogel aus den Lüften vertreibe und statt des Regens ein weniger erquickliches Naß aus einem lecken Ölfaß herniederträufle. Die zeitgemäße Antwort auf solche Sentimentalität eines allzu romantischen Gemütes gab Gottfried Keller, er, der sich gern zum Anwalt echter und frischer Empfindung machte, weil er in jedem dichterischen Herkommen eine Schwäche witterte, und dem auch ob diesem rührenden Liede des edlen Sängers »das Herz nicht bänger wurde«:

> Die Poesie ist angeboren,
> Und sie erkennt kein Dort und Hier!
> Ja, ging die Seele mir verloren,
> *Sie* führ' zur Hölle selbst mit mir ...
>
> Und wenn vielleicht in hundert Jahren
> Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
> Durchs Morgenrot käm' hergefahren —
> Wer möchte da nicht Fährmann sein?
>
> Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
> Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
> Und gösse langsam meinen Becher
> Hinab in das verlass'ne Meer.

So, wie hier mit der Eisenbahn und dem damals nur erträumten Flugzeug, ging es zwei Menschenalter später mit dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet, das seinen Namen von der Ruhr trägt und nach dem jetzt brutalste Raubgier ihre Krallen ausstreckt. Ruhrrevier und Dichtung — abermals schien sich da ein unversöhnlicher Widerspruch aufzutun. Aber war das nicht einfach eine Rückkehr zu jener schwächlichen Auslegung der Poesie, von der die Romantiker und ihre Nachfahren um die Freude an Leben und Wirklichkeit betrogen worden waren? Heißt es nicht dem Ernst, der Strenge, der Größe der poetischen Aufgabe feige aus dem Wege gehen, wenn der Dichter dem Rauch und Qualm der Industriezentren, der schweren Arbeit, die dort bei Tag und Nacht, unter und über dem Tage geleistet wird, den Rücken kehrt? In der Tat würde es heute kein Ästhetiker mehr wagen, jene Stätten der härtesten Arbeit und der schärfsten sozialen Abstände für poesiewidrig oder poesieunwürdig zu erklären. Schon der Realismus der fünfziger und sechziger, mehr noch der Naturalismus der achtziger und neunziger Jahre und in andrer Form auch der Expressionismus unsrer Tage, sie haben uns gelehrt, daß die dichterische Kraft und Wärme mit der Sprödigkeit des Stoffes wächst und daß die Poesie, unerschöpflich, unermüdet und ewig neu sich gebärend, auch dieser Aufgabe ihren eigentümlichen Ausdruck und Stil gönnt. Ja, es ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß aus dem furchtbaren Schicksal, dem die Bewohner des Ruhrgebiets jetzt preisgegeben sind, nicht nur eine noch festere Gemeinschaft zwischen ihnen und dem übrigen Deutschland hervorgehen, sondern auch die Saat einer neuen, mit der bitteren Not und dem heiligen Zorn genährten Dichtung entsprießen wird.

Zwar bis zu diesem Augenblick stehen die Halme auf dem Felde der Ruhrrevierdichtung nur locker, so vollkörnig einzelne der jungen Ähren auch schon sein mögen. Die Vergangenheit hat jedenfalls nur dürftige Keime gelegt. Nicht mehr als drei oder vier Namen von Dichtern vor unsern Tagen weiß Otto Ernst Hesse in seiner lyrischen Sammlung »Das Ruhrrevier in der deutschen Dichtung« zu nennen (Berlin W 35, Zentral-Verlag). Und auch unter ihnen möchte man *Johann Nepomuk Vogl*, den »Vater der österreichischen Ballade«, dessen Gedichte von Heinrich dem Vogler und dem »Wanderbursch mit dem Stab in der Hand« wir alle in der Schule gelernt haben, kaum noch gelten lassen, wurzeln doch seine 1849 erschienenen bergmännischen Dichtungen »Aus der Teufe« im Kärntner Grubenbau und widersprechen mit ihren romantischen Stimmungen dem heutigen Lebensgefühl. Wie hohl und spielerisch klingt es unsern Ohren, wenn er die »Knappen, vom Lichte geschieden«, singen läßt:

> Da rollen
> Durch Stollen
> Die Hunde im Lauf,
> Da steigen und fallen
> Die Tonnen, da schallen
> Die Grüfte und Klüfte
> Von unserm Glückauf!

Dann folgt, da selbst eine Annette von Droste-Hülshoff dem »romantischen« Westfalen zugewendet bleibt, bereits der Name *Ferdinand Freiligrath*. Der Dichter, der schon im »Freistuhl zu Dortmund« den Ruhrstrom und die Lenne (»gerötet von der Hämmer Glut, als färbte Zornesfeuer eure Flut«) aufgerufen hatte, um für die mißachtete und übersehene Schönheit Westfalens zu zeugen, er saß noch im Exil in England, als er Weihnachten 1866 für das »Schwarze Land«, das soeben wieder von einem



seiner verderblichen Minenbrände heimgesucht worden war, einen Weckruf an die Wohltätigkeit dichtete, eins jener echt Freiligrathschen Gedichte, die aus der harten Wirklichkeit des Augenblicks zartes menschliches Mitgefühl herausläutern:

Das die Kohle bricht
In Stollen und Schacht —
Das Heer der Arbeit
Verlor eine Schlacht! ...

Hundert und Hunderte,
Tot, tot, tot!
Durch das Schwarze Land
Gellt der Schrei der Not! ...

Dann wieder eine lange Pause, nur spärlich ausgefüllt durch ein paar Erzählungen und Romane, die sich mit den Problemen der Landschaft und der Bevölkerung beschäftigen, Romane von Herzog und Bloem oder Wilhelm Schmidtbonns ins Ruhrgebiet hinübergreifende Novellen, die sich freilich der Industrie gegenüber recht spröde verhalten, oder Paul Grabeins auf exakten Studien beruhende Romane »Dämonen der Tiefe« und »Herren der Erde«, in denen sich die packende Schilderung einer Schlagwetterexplosion findet. Auch Grabeins Bilder aus dem Bergmannsleben, die 1910 unter dem Titel »Aus dem Reich der schwarzen Diamanten« erschienen, zeichnen in festen Strichen und satten Farben den Ruhrkohlenbezirk, wenn ihnen auch Ernst Adams (A. Dams) Geschichten »Arbeit und Leben« als die eines Eingeborenen aus Gelsenkirchen in der bodenständigen Echtheit des nicht gerade leicht zu treffenden Milieus überlegen sein mögen. Hier und da auch wohl ein Gedicht, ein Lied, mehr Stimmungsskizze des Augenblicks als Ausdruck inneren Erlebens: so, wenn August Clod ein Abendbild vom Ardey, zwischen Schwerte und Witten, festhält:

Die Krähen ziehen zu Horste,
Der Wiesennebel quillt —
Blau schon die fernen Forste
Der Abendduft umhüllt.

Vieltönig von den Zechen
Schrillt nun das Schichtsignal,
Und schulternd seinen Rechen
Der Bauer steigt zu Tal.

Bedächtig steigt der Häuer —
Und wie die Dämmrung sinkt,
Der Hüttenschlote Feuer
Rings hell und heller blinkt ...

Oder wenn W. L. Vershofen, dessen Wiege in Bonn stand, auf einer Fahrt zwischen Ruhr und Lippe den rotglühend durch die Schleier der Dämmerung brechenden Brand der Hochöfen schildert und den gewaltigen, nun erst recht alles andre verschlingenden Lärm der Arbeit:

Und rascher schien der Räder Wechselspiel
Auf hohem Förderstuhl zu sausen,
Und lauter an des schnellen Schiffes Kiel
Begann die dunkle Flut zu brausen:

Kein Ohr vernahm der Abendglocke Klang,
Kein Bleichgemühter durfte Atem holen,
Nur der Triumph der steten Arbeit sang,
Und aus den Schächten quoll die Kraft der Kohlen.

In die beschwichtigende Ruhe der Natur ebbt solche dramatisch bewegte Nachtstimmung bei Philipp Witkop zurück, wenn der Mond sein sanftes Licht darüber ausgießt und der Traum sein Zaubergewand entfaltet:

Wie hab' ich diese Nächte gern!
Von den Zechen fern
Ruft ein verlorenes Lärmen.
Die letzten Feuer schwärmen,
Und müde geht Stern an Stern ...

Selbst die Schlote ragen so still,
Ragen so feierernst. Es will
Auch sie die schimmernde Nacht verklären.
Der Rauch, der ihnen sanft entweht,
Geht ruhig-schön wie ein Gebet ...

Auch an programmatisch-sozialistischer Literatur fehlt es natürlich im rheinisch-westfälischen Industriegebiet nicht. Als ihr lyrischer Vertreter mag der 1847 in Altendorf a. d. Ruhr geborene Berginvalide Heinrich Kämpchens gelten. Er war wohl der erste eingeborene Arbeiterdichter, der sich des Stoffes bemächtigte. Seit dem großen Bergarbeiterstreik von 1889 schrieb er für fast jede Nummer der Bergarbeiterzeitung ein einleitendes Gedicht und sammelte sie in drei Bänden »Aus Schacht und Hütte« (1889), »Neue Lieder« (1904) und »Was die Ruhr mir sang« (1909). Echte Empfindung und eine gewisse Beherrschung der Form sind ihm nicht abzusprechen, aber das krampfhafte Bemühen, überall den proletarisch-sozialistischen Stachel hervorzukehren, bringt in seine Lyrik bald eine lähmende Eintönigkeit, eine tendenziöse Bewußtheit, die alles andre, Stimmung, Melodie und Farbe, durch die immer gleiche Pointe tötet. Grelle Aufwiegelungspoesie ist z. B. seine »Jagd nach dem Soll«: wie der junge »schneidig-scharfe« Steiger — »flott und keck spielt er sein Kohlenliedel auf der gellen Dividendenfiedel« —, um die Arbeitswut zu schüren, durch die Strecken rennt und Pferdejungen und Strossenbolzen antreibt, für mehr Förderung zu sorgen, denn

So, nur so wird der Profit gehoben,
Und der Herr wird seinen Diener loben,
Aber mehr noch wie das Lob, das holde,
Lockt die Prämie ihn in blankem Golde.

Auch mit dem Los des armen, geplagten und geschundenen Grubenpferdes, dem des Treibers



Zorn den Rücken zerfleischte und das dann endlich, müde der Qual, die Stränge zerriß, durchs Streckendunkel sonder Halt und Ziel davonstürmte und sich mit zerschelltem Kopf in den Wassertümpel stürzte, ist natürlich das Elend der Grubenarbeiter gemeint, und selbst die Freude an dem lachenden, wie Gold und Smaragd glänzenden Heimattal, das sich an einem prächtigen Maientage im Kranz der Berge vor dem Auge des Dichters ausbreitet, wandelt sich ihm alsbald in Schmerz und Trauer:

Denn unter mir und deiner Fluren Pracht
Dehnt sich das Reich der grauenvollen Nacht.
Und flötet hier die Nachtigall im Hain,
Dort unten dröhnt's von brechendem Gestein.

Dort kracht's und knallt's beständig fort und fort
Im Pfeilerbau, im Querschlag und vor Ort.
Und würzt, mein Tal, dich milder Maienduft,
Dort unten herrscht der Moderhauch der Gruft ...

Dies alles, samt Herbert Eulenbergs niederrheinischem Arbeitssang mit dem packenden Kehrreim »Hier wird Gold gemacht«, ist aber doch nur Auftakt für die Ruhr- und Wupperdichtung, die mit dem Jahre 1913 einsetzt. Wir spüren sofort den neuen Ton, das neue Erlebnis- und Weltgefühl, das sich da emporreckt und sich auch bald seinen eigentümlichen, die alten Fesseln sprengenden Rhythmus schafft. »Das große Erlebnis«, sagt Hesse mit Recht, »konnten nur die haben, die selbst inmitten dieses modernen Komplexes gesteckt haben oder wenigstens ihre Väter und Brüder in die dunklen Schächte einfahren und an den glühenden Hochöfen stehen sahen. Eine ganz neue Sprache mußte erst werden, bevor es gelang, Industrielyrik zu schaffen. Der neue Sprach- und Bilderschatz bedeutet eine Revolution der Lyrik, in der wir heute noch lange nicht die letzten Schritte getan haben.«

Der erste, der dem Ruhrrevier ein solches aus dem Erz des »neuen Pathos« getriebenes Denkmal setzte, war Paul Zech, der Sohn einer eingewanderten Bergmannsfamilie. Er ließ ein Jahr vor dem Kriege zwei Bände Gedichte »Das schwarze Revier« und »Die eiserne Brücke« erscheinen, denen bald ein gleichfalls im westfälisch-rheinischen Bergbaugebiet angesiedelter Novellenzyklus »Der schwarze Baal« folgte. Da malt Zech in steilen, stechenden Linien und ätzenden Farben die Fabrikstadt an der Wupper mit ihren grünbeliderten Fenstern, dem gespenstischen Schieferdachdunkel, den dampf- und dunstumbrausten Schornsteinen, der ratternden und knatternden Pendelbahn über hageren Alleen; da zeichnet er den Häuer, wie er, die breite Brust schweratmend hingestemmt, Schlag für Schlag die Eisenpflöcke in das Gestein treibt und, von jähem Schreck gepackt, in seiner Arbeit und seinem taktmäßigen Liede nur stockt,

Wenn hinten weit in abgeteuften Stollen
Sprengstoffe dumpf wie Donnerschläge rollen.

Zu dramatischer Handlung gipfelt sich das Sonett »Kleine Katastrophe«:

Zwölf Männer wurden vom Gestein erschlagen!
Zwölf Tote hat die Erde ausgespien ...

Sie werden zerstückt, schwarz verbrannt und rot zerschunden ins Schauhaus getragen, und die von aufrührerischen Boten aufgeschreckten Frauen,

Die stürmten das vergitterte Portal
Des Beingebäudes in verbiss'ner Qual
Und schlugen sich verzweifelt um die Toten.

Fast gleichzeitig mit Zech trat Josef Winckler hervor. Lehnte sich jener an Rilke an, so dieser an Dehmel. In seinen 1915 zu einer Einheit zusammengeschweißten »Eisernen Sonetten« dröhnt das Gestampfe der Maschinen, erfüllt sich der industrielle Großbetrieb mit dem Selbstgefühl der Geistigkeit. Etwas Visionäres, Vorweltliches und Mythisches dämmert aus seinen Bildern auf, wenn er im »Besuch im Schacht« den nackten, ins Flöz gewühlten Leib der Häuer mit heißer Bronze vergleicht, morgens im Dämmer vor dem Tor des Schachtes die kauernden, wabernden Sibyllen und Sphinxe runen und raunen hört:

Wer weiß, wenn stumm vor Tag die Schicht beginnt,
Ob er sein Totenhemd am Leibe trägt,
Ob ihm die Norne schon Verderben spinnt?

oder wenn in »domdunkler Halle«, die von Rot- und Weißglut erfüllt ist, der Gießmeister die eherne Stange gebietend wie ein Zepter niederstößt:

... »Mehr Tiegel!« — Und die ganze
Lohheiße Halle sprüht von Höllenglanz;
Die Männer wachsen auf zu Vorweltschatten:
In rauchende Krater scheußlich packt die Zange.

Wincklers Gedichte erschienen zuerst in der »Quadriga«, einer Zeitschrift, die sich die aus der rheinischen Industrie hervorgewachsene Dichtergruppe der »Werkleute auf Nyland« gegründet hatte. Von dort gingen auch die »Sonette eines streikenden Bergmanns« von Otto Wohlgemuth aus, durch die das »schwermütige Weinen« des Gezeichneten weht.

Freier und höher schwang sich von dieser Schwelle der Essener Krupp-Arbeiter Christoph Wieprecht auf. In ihm bekommt zum erstenmal — neben dem Stolz auf die Hochwerke, die ihre Siegerkränze zum fernen Himmel emporschleudern — das religiöse Gefühl eine Stimme. Die Tiefenfahrt in den Zechenschacht dünkt ihn von Sohle zu Sohle wie eine Fahrt in die Stufenlager der Schöpfung, in die unerforschte Ewigkeit. Noch wenn die Bergleute zur Nachtschicht einfahren, knien sie »vor der Arbeit Hochaltar«, zur Musik wird der Riemen Knattern, zum Orgelbrausen das Rattern der Maschinen, dahinter aber sieht die

Sehnsucht ein grünes Morgeneiland strahlen, wo Qual und Lebensnot versinken. Selbst einer leisen, aus diesem rauhen Bezirk sonst verbannten Sentimentalität gibt Wieprecht Raum, wenn dem am Fabriktor wartenden Arbeiter sein Mädelchen das Mittagbrot bringt:

Jetzt steht's beim Vater, schaut beglückt ihn an,
Um beide schließt sich süß ein Zauberbann.
Und nieder beugt er sich, trotz Hitze, Staub und Ruß,
Ein Händedruck, und dann — ein herz'ger Kuß.

Auch kommt hier der sonst gern und manchmal agitatorisch betonte Gegensatz zwischen dem unter Tag arbeitenden Bergmann und dem im Licht der Sonne hinter seinem Pflug schreitenden Feldbauer zur Ruhe in dem Bewußtsein ihrer höheren Werkgemeinschaft:

Mein Hammer blüht, wenn du mein Werk begleitest,
Gemeinsam feiern wir den Erntetag.

Der Letzte und Stärkste, leider allzu früh Vollendete in dieser Reihe der Arbeiterdichter, denen aus ihrer Arbeit Lebensgefühl und Lebensidee erblühen, denen daraus der große Hymnus des gemeinsamen Volksschaffens aufsteigt, ist Gerrit Engelke. Ein Friese von Geblüt (geboren in Hannover), zog er kurz vor Kriegsausbruch, von Dehmel beraten und ermuntert, zu den Werkleuten auf Haus Nyland ins Lahntal, noch unschlüssig, ob er ein Zeichner oder ein Dichter werden solle. Der Dichter siegte, und Engelke wurde der »Rhythmusschöpfer des neuen Europas«, ein Neubildner von unerhörter Ausdruckskraft. Ein so inbrünstig glühendes Herz wie das seine hat in unsrer modernen Lyrik selten geschlagen. Das ganze mächtig pulsende Leben der Gegenwart war ihm eine Offenbarung des großen Weltgeistes und zugleich eine Bestätigung des eignen ruhelos schweifenden, selig beruhigten Ichs. Neben Dehmel zogen ihn Beethoven, Hodler, Walt Whitman empor; gleich ihnen schleuderte er den Sturmbrand seiner lodernden Sehnsucht in die Zukunft, ins All, ins Jenseitige. Alles, was er anrührt, bekommt einen Hauch der Ewigkeit, auch seine Grubengedichte. Ob er nun den »Tod im Schacht« besingt:

Zweihundert Männer sind in den Schacht gefahren.
Mütter drängen sich oben in Scharen —
Rauch steigt aus dem Schacht ...

ob er das gewaltige »Lied der Kohlenhäuer« anstimmt:

Wir wracken, wir hacken
Mit hangenden Nacken
Im wachsenden Schacht
Bei Tage, bei Nacht —

ob er in der Kraft, die »tief, tief im Erdefleisch, wo kein Sonnlicht gleißt, Männermüh' und Kohlenschollen, Minenschüsse, Hämmern, Kohlenwagenrollen zu einem dunklen, unruhvollen Rhythmus schweißt«, den triumphierenden Weltgeist feiert — nie verläßt ihn der Atem des großen beseelten Zusammenhangs aller Dinge, immer spüren wir die Inbrunst einer stolzen, siegesgewissen Frömmigkeit. Der Verlust unsrer Dichtung war groß, als Engelke am 13. Oktober 1918, unmittelbar vor dem Waffenstillstand, in einem französischen Hospital an einer Schußwunde starb.

Das eine dürfen wir uns bei den »Werkleuten« nicht verhehlen: was sie bisher gaben, ist Kunstdichtung, volkstümlich werden ihre freien Rhythmen, so mächtig sie oft einherbrausen, nicht werden. Eine Landschaft und ein Volk aber empfangen erst dann die Weihe der Dichtung, wenn eine Gestalt geschaffen wird, die in allgemein erkennbaren und einleuchtenden Zügen ihr markantestes Wesen ausdrückt, oder wenn ein Lied entsteht, das ihr Glück und Unglück auf die Schwingen einer alle ergreifenden Melodie nimmt. Man denke an Mecklenburg und Reuters Unkel Bräsig, man denke an Tirol und das Lied vom Sandwirt in Passeier. Vielleicht bringt diese schwere Leidens- und Prüfungszeit dem Ruhrland solch eine von Mund zu Mund, von Herzen zu Herzen dringende Dichtung, die, wie der Zeit, so auch ihm selbst das Denkmal errichtet. In dessen Metall müßte freilich auch etwas von dem stolzen Vaterlandsbewußtsein und dem nationalen Zornesmut gegossen sein, derer die sozialistische Dichtung bisher entraten zu können meinte. Solche Lieder oder Gedichte mögen im Ruhrland selbst schon umgehen und nur noch geknebelt werden von der brutalen Faust des »Siegers«. Zu uns ist nur ein kürzlich erschienenes Büchlein gedrungen, das einen Ansatz dazu bietet: die Balladen und Lieder, die Alfred Gramsch unter dem Titel »Deutschland stirbt« veröffentlicht hat (Leipzig, Edda-Verlag). Dort steht das Gedicht »Ruhrkämpfer«, das eine offenbar der blutigen Wirklichkeit angehörende Infamie der Franzosen an den Schandpfahl der Weltschmach prangert und die Vergeltung, die heilige Rache der Volkswut dafür aufruft. Es beginnt:

Ruhrland, du Flamme am deutschen Herd,
Erloschen nun unterm Feindesschwert,
Von Raubgier umwittert, von Tücke umhaucht.
Keine Esse mehr lodert, kein Schlot mehr raucht

und endet:

Keine Esse mehr lodert, kein Schlot mehr raucht.
Das Land steht dennoch in Flammen getaucht.
Das Land loht auf in brandender Glut.
Die Ruhr strömt rot, die Ruhr strömt Blut ...
»Kennt ihr ein Volk, ein Volk in Wut?!«

... Aber es ist eine — Dichtung.



Am Musenhof der Märchenkönigin

Erinnerungen von Maria Elisabeth Freiin von Dungern

Alle paar Jahre verbrachte die Königin Elisabeth von Rumänien auf dem Witwensitz ihrer verstorbenen Mutter, der Fürstin Marie zu Wied, in Segenhaus einige Wochen der Erholung. Von aller Etikette befreit, konnte sie hier einmal ganz ihren Interessen leben und den Künstlern, die sie um sich scharte, im ungezwungenen täglichen Verkehr menschlich näher treten. Aber nicht nur das freie Leben war es, das sie hier in das einfach-altmodische, zum Teil in seinen Einrichtungen recht primitive Landhaus zog. Auch die Liebe zu ihrem Bruder und seinen Kindern, an denen sie, die ihr einziges glühend geliebtes Kind früh verloren hatte, sehr hing, war es nicht allein, was sie herlockte. Nein, vor allem war es die ungeheure Sehnsucht nach der Heimat, nach den deutschen Wäldern, dem deutschen Rhein, der deutschen Sprache, den deutschen Stürmen, den deutschen Nebeln, die sie ergriff und mit unwiderstehlicher Gewalt immer wieder in das Land ihrer Väter zog. Alle Pracht der südlichen Natur, die Rumänien ihr bot — die Großartigkeit der Tannenriesen in den Karpathen, die Üppigkeit der Flora in den Ebenen, die farbenreichen Beleuchtungseffekte der Sonnenuntergänge über dem Schwarzen Meer und endlich der geradezu märchenhafte Luxus, mit dem ihr dortiges Schloß Pelesch ausgestattet war —: nichts von alledem, für das ihr schönheitsdurstiges Auge wahrlich nicht verschlossen blieb, konnte ihr die Heimat, die unendlich geliebte Heimat ersetzen. Es hatte etwas Rührendes, zu sehen, mit welcher Treue sie an jedem Fleckchen dieser Heimaterde hing, mit dem irgendeine Erinnerung aus der Kindheit oder Jugend verknüpft war. Ziel ihrer Sehnsucht blieb es, später einmal, in ihrem Alter, ganz nach Segenhaus zurückkehren zu dürfen. »Aber«, pflegte sie mit einem Seufzer zu sagen, »Könige dürfen sich ja nicht pensionieren lassen, sie müssen bis zum letzten Atemzuge in ihrem pflichtenreichen Berufe aushalten.« Was mag dieses glühend deutsche Herz während des Krieges ausgehalten haben, bis es unter der Last der Qual und des Mißverstehens erlag? Andeutungen davon konnte man in den wenigen Briefen, die die Königin während des Krieges ihren deutschen Freunden und Verwandten schrieb und die ja nichts Politisches enthalten durften, zwischen den Zeilen lesen. Das Übrige hat diese große, edle, bis ins tiefste Mark hinein deutsch gebliebene Seele mit ins Grab genommen. Was sie gelitten haben muß, kann nur der ermessen, der sie gekannt hat.



Carmen Sylva

Doch ich wollte Fröhliches vom Musenhof der Märchenkönigin am Rhein erzählen. Das Miterleben einiger reicher Sommerwochen an diesem Musenhof wurde mir, als ich eben erwachsen war, zuteil.

Die Königin begann ihren Tag um 5 Uhr: von 5 bis 8 Uhr erledigte sie ihren Briefwechsel oder widmete sich schriftstellerischen Arbeiten. Oft schrieb sie auch nachts, wenn sie nicht schlafen konnte. Gegen 9 Uhr durften wir jungen Mädchen bei ihrem Frühstück, das sie im Bette nahm, zugegen sein. Meist war sie mit einem Buch beschäftigt, wenn man zu ihr kam, oder sie erzählte von dem Briefwechsel mit dieser oder jener berühmten Persönlichkeit, wie sie in Beziehung zu ihr getreten sei, welche Früchte ihre Bekanntschaft gezeitigt habe. Irgend etwas Wertvolles wußte sie immer aus dem Schatz ihrer Erfahrungen und Erinnerungen zu berichten. Nach einer halben Stunde, die einen niemals unbereichert ließ, enthuschte man diesem sonnigen Raume wieder ebenso lautlos, wie man ihn betreten hatte. Warum strahlte er so viel Wärme aus? Die mollig weichen Teppiche, die stoffbespannten hellen Wände, die Ruhe machten es nicht aus. Der Raum hätte ein orientalisches Gepräge, wenn er in Dunkel gehalten und von einer Ampel erleuchtet wäre. Aber durch die hereinflutende Sonne, deren Strahlen nur durch den dünnen Vorhang aufgehalten wurden, wurde ein ganz andrer Eindruck hervorgerufen. Nichts Düsteres, Verschwommenes, Licht- und Luftscheues herrschte hier, keine schwüle Nachtatmosphäre, nein, die Sonne als Symbol der Reinheit, die Spenderin alles Guten, drang hier ein und vereinigte ihre natürlichen Wärmestrahlen mit den geistigen, die von der Persönlichkeit dieser eigentümlichen Frau ausgingen, deren innerster Kern und eigentliches Wesen die Güte, die wahre, reine Frauengüte war.

Zum gemeinsamen Frühstück gegen neun Uhr versammelten sich im unteren Eßsaal die zahlreichen Gäste und die wenigen Hofdamen vom Dienst, die die Königin aus Rumänien mitgebracht hatte. Als ständiger Gast wohnte in Segenhaus die Baronin X., die langjährige Freundin und Schutzbefohlene der verstorbenen Mutter der Königin; sie hatte die Verwaltung des Hauses in der langen Abwesenheit seiner Besitzerin übernommen. Zwei oder drei ältere Freundinnen der Fürstin Marie wurden stets von der Königin eingeladen, wenn sie in Segenhaus war, denn ihr liebevolles Herz bewahrte gerade älteren Menschen, mit denen Bande der Erinnerung an frühere Zeiten sie verknüpften, eine rührende Treue. Und diese älteren Damen, die zum Teil rechte Originale waren, bildeten ein höchst anregendes, keineswegs störendes Element unter den abundzugehenden jüngeren Gästen. Da war das über 70jährige kleine, beinah lahme Fräulein v. Bunsen, Tochter des bekannten preußischen Gesandten in Rom, genannt »Mim«, die, mit ihrem Strickzeug und feinen Lächeln immer denselben Sofaplatz einnehmend, ruhig und scheinbar teilnahmlos dem Treiben um sie her zusah. Aber sie hatte ein feines Gehör und einen ebenso feinen nüchternen Humor. Als die Königin einmal in überschwenglichster Weise von Wunderdingen der Intelligenz, die ihre zärtlich geliebten weißen Katzen vollbracht haben sollten, berichtet hatte und jeder — aber nur im stillen — ein leises Fragezeichen daransetzte, ertönte plötzlich Mims klare, trockene Stimme: »Wer's glaubt, zahlt 'en Taler!«

Gegen zehn Uhr kam die Königin ins sogenannte »Atelier«, ein mittelgroßes Zimmer mit Oberlicht und Seitenfenstern, in dem ein Klavier und ein Harmonium, eine Staffelei mit allen notwendigen Malutensilien und tausend andre Dinge in buntem Durcheinander standen. Die Königin selber war weder für Malerei noch Musik wirklich begabt, hatte sich aber von Jugend auf durch Energie und eisernen Fleiß eine große Fertigkeit in beiden Künsten erworben. Ihr rastloser Eifer betätigte sich auf nahezu allen Gebieten der Kunst und des Wissens. So war sie Meisterin im Entwurf und in der Ausführung der feinsten Handarbeiten.

Heute sitzt sie, dem Klavierspiel des französischen Virtuosen Moreau lauschend, vor der kleinen Staffelei und malt in ihrer bekannten Rundschrift in großen goldenen Lettern selbsterdachte Sinnsprüche in ein Erinnerungsbuch, das jemand zum Geschenk erhalten soll. Diese Morgenstunden sind der Arbeit, auch der Kunst »Arbeit« gewidmet. Es folgt eine Sonate von César Franck, gespielt von der Königin und ihrem temperamentvollen Privatsekretär. An die Musikvorträge knüpft sich eine längere Unterhaltung über die französische moderne Musik, die Art des Aufbaues und der Phrasierung. Die Königin beteiligt sich lebhaft, urteilt scharf auch in rein musikalischen Dingen, in denen sie wohl imstande ist mitzureden, denn sie hat Harmonielehre und Kontrapunkt studiert und kann auch den technischen Aufbau einer Komposition gut verfolgen.

Mitten im Hin und Her der Meinungen tritt ein Jüngling ins Zimmer. Er mag 17 oder 18 Jahre alt sein, ist groß und kräftig gebaut, mit starker Stirn, tiefliegenden Augen, einem jungenshaft frischen Ausdruck, etwas mürrischen aufgeworfenen Lippen und einer echten Künstlermähne. Er verbeugt sich etwas linkisch, errötet, stammelt einige Worte der Entschuldigung über sein spätes Kommen, wird aber von der Königin, die bei seinem Eintritt sofort aufgestanden war, mit so bezauberndem Lächeln und so freundlichen Worten begrüßt, als ob sie nur auf diesen Augenblick gewartet und alles andre nun keinerlei Bedeutung mehr für sie hätte. Man sieht: dieser große Knabe ist der ausgesprochene Liebling, und es tut einem beinah leid, für ihn selbst, ihn so verwöhnt zu sehen. Es ist Enesco, das junge rumänische Geigengenie, dem die Königin die Künstlerlaufbahn ermöglichte, und der nun die ersten Proben seines Könnens in der Öffentlichkeit ablegen soll. Solange sie ihn noch bei sich hat, will die Königin noch etwas von ihm haben, und fast jeden Tag wird er zum Musizieren ins Atelier beschieden. »Heute ist's zu spät für eine Sonate. Es sind auch manche unter den Anwesenden, die die Chaconne noch nicht von Ihnen hörten. Wollen Sie sie nicht heute einmal spielen?« sagt die Königin.

»Comme Sa Majesté voudra!« kommt es leise, etwas mürrisch von Enescos Lippen, indem er sich aufs neue verbeugt. Sein Gesicht verfinstert sich, und er geht langsam nach der Tür zurück, neben der er vorhin sorgsam seinen Violinkasten auf einen Diwan gestellt hat. Die im Zimmer Versammelten sehen einander lächelnd an, legen ihre Handarbeiten zusammen, setzen sich bequem zurecht. Andächtig erwartungsvolle Stille herrscht. Enesco hat Geige und Bogen ergriffen, die Saiten gestimmt und steht nun sicher und aufrecht den Zuhörenden gegenüber. Ein aufmunternder glücklich erwartender Blick der Königin trifft ihn noch, ehe er beginnt. Dann senkt er den Kopf, schließt die Augen, preßt die Lippen wie zu äußerster Energie zusammen und setzt den Bogen an. Ist es derselbe Jüngling, der eben mit so weichen, lässigen Bewegungen hereintrat? Er scheint unter Bachs magischer Wucht zum Manne zu werden. Oder lebt in ihm unbewußt schon der Mann, der nun durch Töne ins Dasein gerufen wird? Wie Hammerschläge treffen die markant hervorgehobenen einzelnen Töne des Themas unser Ohr. Beinah abgerissen klingt es. Wo bleibt

der weiche Geigenstrich? Hat Bach es so gemeint? ... Ich hatte die Chaconne noch nie gehört. Das also war sie! So streng, so herb, so gewaltig war sie? Nein, so gewaltig hatte ich sie nicht erwartet! Eine Variation nach der andern verklang, eine machtvoller als die andre. Ob es eine Meisterleistung des jungen Virtuosen war? Ich konnte es nicht ermessen. Ich weiß nur, daß ich überwältigt war, daß ich halb wie im Traum sah, wie die Königin aufstand, auf Enesco zuging, der nach vollendetem Spiel entspannt wieder zum Knaben geworden zu sein schien, und ihm still die Hand drückte; wie die übrigen gleichzeitig aufstanden und einer nach dem andern leise das Zimmer verließ; ich mit ihnen.

Das war solch ein Künstler-Arbeitsmorgen. Deren gab es täglich neue; nicht immer gleichbedeutende, aber oft sehr interessante und lehrreiche. Ein häufiger Gast der Königin war August Bungert, dem sie in Leutesdorf, nahe bei Neuwied, ein kleines eignes Künstlerheim geschenkt hatte. Er war damals auf dem Höhepunkt seines Schaffens: seine größten dramatischen Werke waren im Entstehen, und manche Anregung mag er wohl im stillen »Atelier« seiner kunstverständigen Gönnerin empfangen haben. Da wurde wirklich »gearbeitet«, wenn er die einzelnen Teile seiner »Nausikaa«, die Sangespartien selbst aus der Partitur am Klavier vortragend, zum besten gab und begeisterte Zuhörer fand.

Die im Atelier zugebrachten Vormittage vergingen im Fluge. Für den Nachmittag wurde meist mit den Bewohnern des fürstlichen Schlosses eine Verabredung getroffen: entweder es wurde dort musiziert, oder ein Dichter trug Reime vor; oder der schöne Sommerwald lockte die ganze Gesellschaft ins Freie. Man unternahm gern einen größeren Spaziergang, der in einem Picknick auf einer der fürstlichen Förstereien endete. Dann und wann stellte der Fürst auch seine Pferde zu Fahrten in den schönen Westerwald zur Verfügung. Die Königin machte alle Unternehmungen mit und genoß sie, wenn auch mancher heimliche Schatten und manche Familiensorge ihre Freude trübten. Die größte Freude für sie war wohl die, andre glücklich zu sehen. Nie ermüdete sie im Ausdenken immer neuer Pläne und Unterhaltungen, um ihren Gästen, von denen viele nicht in der Lage waren, sich kostspielige Vergnügungen zu leisten, einige fröhliche und erlebnisreiche Wochen zu verschaffen.

Nach den in frischer Natur zugebrachten Nachmittagen folgten gemütliche Abende. Es wurden alle möglichen »jeux d'esprit« unternommen, bei denen es Gelegenheit gab, Geist und Wissen oder — was für manche recht peinlich war — das Gegenteil zu zeigen. Bewundernswürdig, mit welch mitfühlender Rücksicht die Königin auch hier die Freude der andern im Auge hatte.

Eine auch sehr beliebte Abendunterhaltung bildete das Geschichtenerzählen, in dem freilich die Königin von keinem überboten werden konnte. Ein Abend aus jener Zeit ist mir besonders frisch im Gedächtnis geblieben. Das war, als die Königin »Cyrano de Bergerac« von Rostand vorlas. Das runde, mitteltiefe, klangvolle Frauenorgan hatte einen so merkwürdigen Reiz, daß man davon ergriffen und hingerissen wurde, selbst wenn das Vorgelesene an sich nicht bedeutend war. Es ging so weit, daß man leicht den Inhalt über dem Klang vergaß und, vollständig unter dem Zauber, der das Ohr berauschte, sich diesem allein hingab. Schade, daß Stefan Georges Gedichte damals noch nicht erschienen waren!

Nicht nur Künstler, auch Gelehrte, Professoren, Schriftsteller, mit denen die Königin durch Briefwechsel im Verkehr stand, wurden eingeladen, um im mündlichen Gedankenaustausch manch wertvolle Anregung zu erhalten oder alte Freundschaft zu pflegen. So kam alljährlich der bekannte Professor der Naturkunde aus Straßburg, Graf Solms, ebenso der Mediziner Prof. Gluck aus Berlin, der seinerzeit, als die Königin während des Russisch-Türkischen Krieges in den Lazaretten gepflegt hatte, als junger Arzt dort tätig gewesen war.

Das bunte Bild der Segenhäuser Gäste wurde noch abwechslungsreicher durch die vielen Fürstlichkeiten, die kamen, um die sonst so unerreichbare Ferne bei ihrem Aufenthalt in Deutschland wiederzusehen. Da kam die Königinmutter von Holland, der König von Württemberg, die Herzogin von Albany, da kamen der Großherzog und beide Großherzoginnen von Baden, Fürst Waldeck und viele andre. Im allgemeinen schätzte die Königin die Verwandten-Besuche weniger. Sie war aber von Kindheit an so streng dazu angehalten worden, niemals das Vergnügen, sondern stets die Pflicht in erster Linie zu berücksichtigen, daß ihr dieser Grundsatz ganz in Fleisch und Blut übergegangen war und daß sie selbst, gerade im Verkehr mit Menschen, es sich zur Richtschnur gemacht hatte, denen am liebenswürdigsten zu begegnen, an denen ihr am wenigsten gelegen war.

Die Tage und Wochen in Segenhaus vergingen nur zu schnell. Wie ein Zauberland war es, in dem man nur die Hand auszustrecken brauchte, um alle erdenklichen Genüsse für Geist und Körper zu ergreifen; und jeder heimste ein, so viel er nur konnte. Was aber war das Beste, das Bildendste, das nachhaltig Wirksamste, das diese Zeit einem bot? Waren es die Kunst- und Naturgenüsse, war es das nahe Zusammensein mit so vielen interessanten, feingebildeten Menschen; war es die fröhlich ungezwungene Unterhaltung im gemütlichen Verkehr? Nein, alles das war nicht die Hauptsache. Die Krone



war und blieb die Persönlichkeit der Königin selbst. Sie war nicht nur der äußere Mittelpunkt, um den sich alles scharte. Von ihr gingen die Fäden aus, die alles leiteten: sie dachte sich die Vergnügungen aus, die Ausflüge, die Spaziergänge, die geselligen Zusammenkünfte, die Aufführungen, die Spiele, ohne aber dabei einen unbequemen Zwang auszuüben; sie brachte bei den Mahlzeiten das Gespräch auf allgemein wertvolle Gebiete, sie verstand es, im Ernst und Scherz mitzumachen und unvermerkt Schranken zu setzen oder offene Aussprachen zu ermöglichen. Sie hörte zu, wenn bedeutende Männer etwas zu sagen hatten; sie sprach, wenn die Unterhaltung ins Stocken zu geraten drohte, und ermunterte durch Teilnahme auch den Schüchternen, sein Scherflein beizutragen. Das einzig Merkwürdige, aber psychologisch wohl Verständliche war, daß sie, die von Jugend auf mit so unendlich vielen verschiedenartigen Menschen zusammengekommen war, im Grunde so wenig Menschenkenntnis und Lebensklugheit besaß. Ihre überschwengliche Phantasie und ihr heiß empfindendes Herz idealisierten jeden, mit dem sie in Berührung kam. War es ein Künstler, so sah sie in ihm ein Genie; war es ein Gelehrter, etwa auf midizinischem Gebiet, so wuchs er in ihren Augen gleich zu einem Retter der Menschheit; brachte einer eine neue Idee für wirtschaftliche Verbesserungen oder dergleichen, so baute sie darauf in Gedanken sofort ein neues Regierungs- oder Weltsystem auf. Begegneten ihr Menschen, die in irgendeiner äußeren oder inneren Not standen — und wie oft, ja fast täglich kam das vor —, so steigerte sich in ihren Augen auch diese Not und der Wunsch, zu helfen, ins ungemessene.

Es läßt sich leicht begreifen, daß bei einer solchen Veranlagung manches Unheil angerichtet werden konnte; denn es war für die Umgebung der Königin unmöglich, alle Elemente fernzuhalten, die die übergroße Güte dieser Wohltäterin der Menschen für eigne oder minder edle Zwecke auszunützen verstanden. Wollte man sie darauf aufmerksam machen, so sagte sie nur: »Das versteht ihr nicht, er meint es ja so gut.« Sie wollte nun einmal nichts Schlechtes über einen Menschen hören und verschloß sich absichtlich, manchmal mit einem gewissen Eigensinn, der Stimme der Vernunft. Das Herz behielt immer die Oberhand. Und mußte sie im Laufe ihres langen Lebens auch viele trübe Erfahrungen machen, wenn die Menschen sich eben nicht so ideal erwiesen, wie ihre Einbildungskraft sie gesehen hatte, so ließ sich ihr Optimismus dadurch doch nicht im geringsten abschrecken, sondern spiegelte ihr das nächstemal erneut auch in dem zweifelhaftesten Individuum Uneigennützigkeit, Güte, Wahrheit und Größe vor. Aber gerade diese Herzensgüte, die überall helfen wollte und so traurig war, nicht die halbe Welt zu besitzen, um sie verschenken zu können, sie machte die Persönlichkeit der Königin für uns alle so unendlich wertvoll und anziehend. Was schadete es, wenn ihre groß angelegten sozialen Pläne scheiterten? Unendlich viele Anregungen hat sie doch gegeben, unendlich vielen hat sie doch persönlich geholfen, und ihr Beispiel eisernen Fleißes, treuester Pflichterfüllung und größter Liebe kann nicht ohne Wert für die Menschheit gewesen sein.

Ihr Leben gehört einer andern Zeit, einer andern Generation an; aber wünschen möchte man, daß es auch in unsrer Zeit solche treue, edle, wahrhaft deutsche Frauenpersönlichkeiten wieder geben möchte, die, ob sie nun auf Thronen sitzen oder in andern Stellungen einem bestimmten Pflichtenkreis vorstehen, einen solchen Einfluß ausüben, allein durch die Macht ihrer Persönlichkeit.

Kanzone auf den Frühling

Dein finstrer Bruder, Jüngling, mußte weichen,
Und siegreich, ewig jung, erscheinst du wieder
Der neuerwachten jungfräulichen Erde.
Die schöne Maid, sie schlägt die Augen nieder,
Errötet, möchte dir die Hand wohl reichen
Mit lieblich züchtiger Gebärde — —

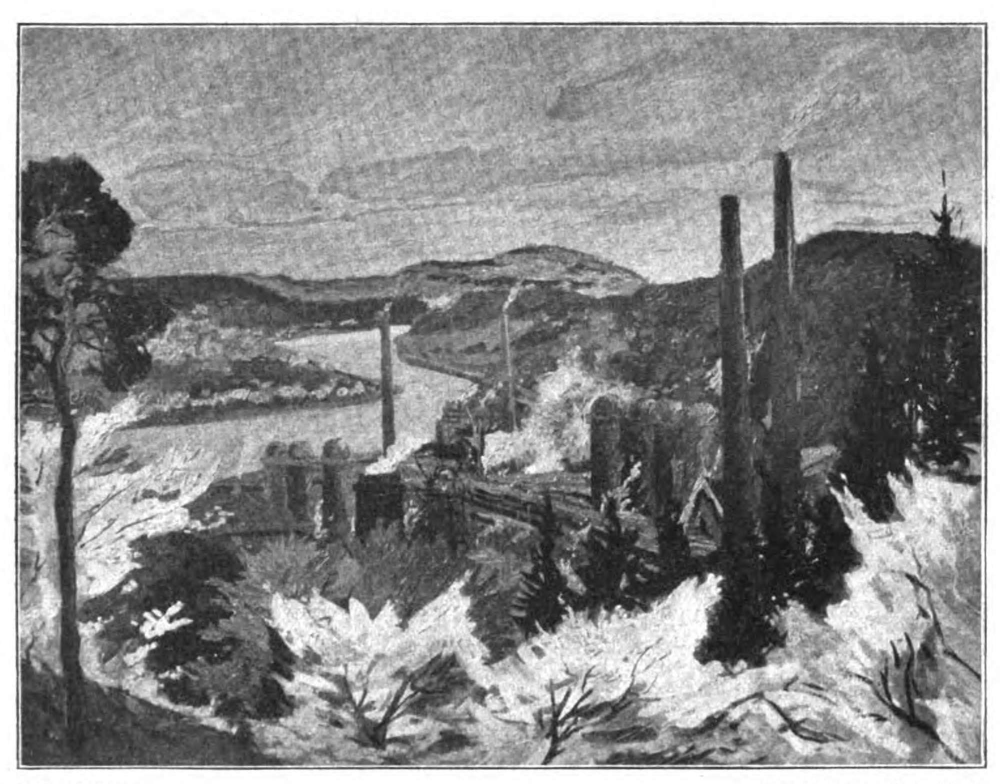
Daß sie gesegnet werde
Und blühe, Jüngling, geh, nimm ihre Rechte
In deine, küsse sie und jubelnd flechte
Aus Frühlingsblumen ihr, aus Maienglocken
Den Brautkranz in die Locken!

Georg Schmidt (Ottensen)





Fritz Gärtner: Industrie und Weideland im Ruhrgebiet



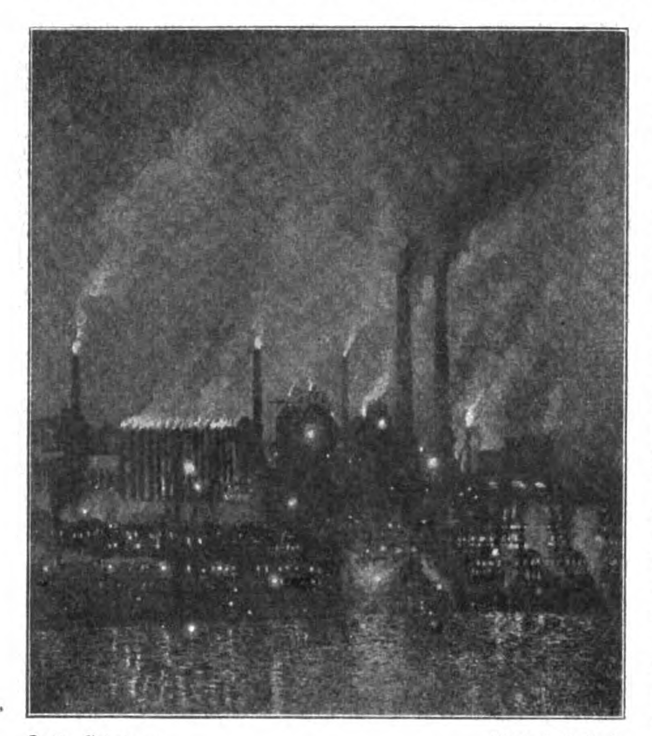
Fritz Gärtner: Frühling an der Ruhr

Von Kunst und Künstlern

Bilder aus dem Ruhrgebiet von Fritz Gärtner: Industrie und Weideland (vor S. 297), Frühling an der Ruhr (S. 297), Ruhrindustrie (S. 298), Gußstahlwerk (S. 298), Zeche Herkules in Essen (S. 299), Eisenwerker (S. 299) — Hans Klemke: Walzwerk (vor S. 261) — Amelie Ruths: Vierländer Deich (vor S. 229) — Irmgard von Bongé: Ziehende Wolken (vor S. 253); Aus dem Schloßpark in Schwerin (vor S. 245); Mädchenbildnis (vor S. 277) — E. Gürleth-Hey: Phlox (vor S. 209) — Adolf Hosse: Die Heymonskinder (vor S. 225) und Bayards Ertränkung (vor S. 217) — Hans Much: Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk

Es ist mal so, und Gott wird gewußt haben, weshalb er es immer wieder so geschehen läßt: das Kind muß erst aufs Schmerzenslager sinken, um Mutter und Vater, Bruder und Schwester fühlen zu lassen, wie lieb sie es haben, und daß jeder Schlag, der nach seinem Leibe geführt wird, auch ihr Herz trifft. Das Ruhrgebiet — wir wußten wohl, was es für Deutschlands Wirtschaft bedeutet, wir ehrten und achteten den urdeutschen Volksstamm, der es bewohnt und bebaut; wir entdeckten, ein wenig zögernd und zagend zwar, auch seine landschaftlichen Reize und bekamen, als sich die uns anerzogene Romantik mehr und mehr verflüchtigte, allmählich selbst ein Auge für die wilden, gewaltigen Schönheiten seiner Essen und Hochöfen, zumal wenn wir nachts durch die Gegend fuhren und den rotglühenden Atem der Arbeit gegen den dunklen Himmel branden oder mit den Sternen kämpfen sahen. Aber liebten wir es eigentlich, liebten wir es so, wie wir den Rhein, Thüringen, die Meeresküste oder das Hochgebirge im Osten und Süden unsers Vaterlandes lieben? Nein, um mit denen in unserm Herzen wetteifern zu können, mußte es erst bedroht sein, mußte sich die Raubtierkralle des Feindes in sein Fleisch graben. Jetzt braucht uns keiner mehr vorzurechnen, was und wieviel uns das rheinisch-westfälische Industriegebiet für die Ernährung und Erwärmung Deutschlands liefert, braucht uns keiner mehr mit physiologischen Vergleichen klarzumachen, welche lebenswichtigen Funktionen es erfüllt — jetzt überstürmt unser Herz all diese Berechnungen und Erwägungen, jetzt schlingt unsre Liebe ihre Arme um Land und Volk. Freilich, dieses Gefühl ist arm und ohnmächtig. Da wir kein Schwert haben, die Faust um seinen Griff zu ballen, was können wir andres tun, als diese Liebe durch Opfermut zu bekunden, zu bekräftigen und immer wieder neu zu bekennen? Wir suchen nach Zeichen und Beweisen unsrer Liebe, und wie Bruder und Schwester hingehen und Blumen für das kranke Kind pflücken, um einen lichten Schein des Trostes, der Freude und der Hoffnung in seine Dunkelheit zu tragen,





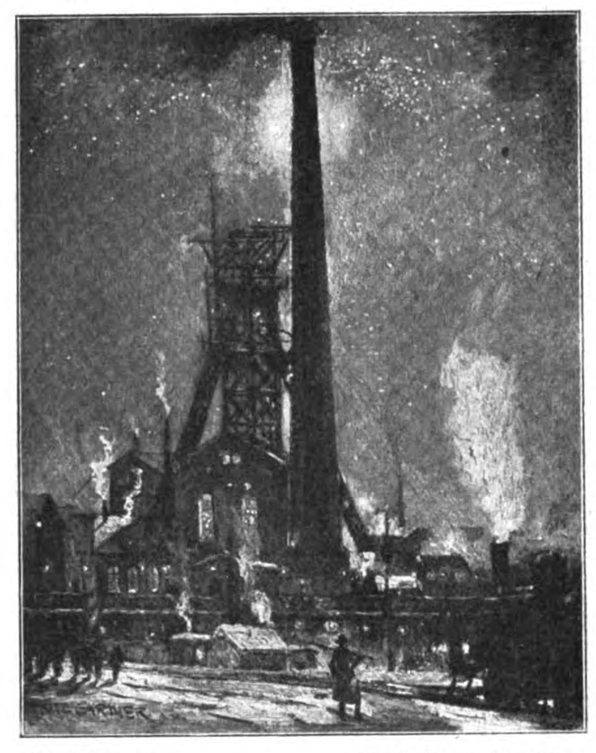
Fritz Gärtner: Ruhrindustrie

so rufen wir die Kunst herbei, das Land, sein Volk und seine Arbeit damit zu ehren, sie, um die jetzt alle unsre Sorgen und Wünsche kreisen.

Es ist Fritz Gärtner, dem wir diese Bilder aus dem Ruhrgebiet verdanken. Seine Kunst ist den Lesern wohlvertraut. Ja, die älteren unter ihnen haben sie seit mehr als zehn Jahren in ihrer Entwicklung verfolgen dürfen, bis zu der Reife und Sicherheit, die sie jetzt erlangt hat. Aber schon damals, als wir die ersten Bilder von Gärtner zeigten, hatte er sich als Haupt- und Grundthema seiner Kunst die Darstellung der produktiven Arbeit erkoren, wenn seine Neigung auch vornehmlich noch der Feldarbeit gehörte, so daß wir den im Oktoberheft 1912 über ihn erschienenen Aufsatz »Spaten und Sense« nennen durften. Das war um so verwunderlicher, als der junge Künstler seine Werkstatt in Mallinckrodt bei Wetter an der Ruhr hatte, dicht am Rande des Industriegebietes. Doch ihm gingen wohl noch die Eindrücke seiner böhmischen Heimat nach, und es hatte etwas ungemein Lockendes und Rührendes für ihn, daß der Feldbau auf Wiesen- und Kornland sich auch an seinem neuen Schaffensort so zäh und kräftig unmittelbar unter den rauchenden Schloten behauptete. Allmählich aber, zumal seit dem Kriege, siegten Hammer und Amboß über Spaten und Sense, und als ich den Künstler um 1918 nach längerer Pause wieder besuchte, diesmal in München, wo er sich inzwischen heimisch gemacht hatte, stand der fertige Industriekünstler vor mir, der sich schon einen festen, eigentümlichen Stil erobert hatte. Noch immer reizte ihn das nahe Beieinander von Ackerscholle und Kohlenflöz, Schlot und Pflug, wie er es in dem Bilde »Industrie und Weideland im Ruhrgebiet« (s. das Einschaltbild vor S. 297) festgehalten und symbolisch ausgeprägt hat, aber der eigentliche Fritz Gärtner lebte doch in den ausgesprochenen Groß- und Schwerindustriebildern, wie sie hier auf den Seiten 297 bis 299 erscheinen. Wenn dereinst die Kunstgeschichte des Ruhrgebiets, die Geschichte seiner Eroberung für die Kunst ge-



Fritz Gärtner: Gußstahlwerk



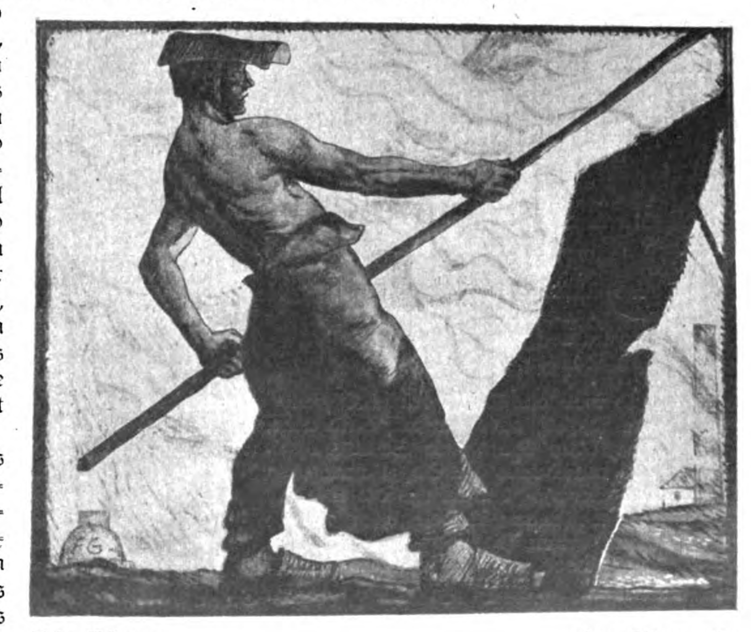
Fritz Gärtner: Zeche (Herkules, Essen)

schrieben wird, so muß Gärtners Namen unter den ersten genannt werden, die auf dieser Bahn vorangeschritten sind und uns die Schönheit der Essen- und Hochofenwälder sehen gelehrt haben. Seine Entdeckerfreude und Entwicklungsfähigkeit sind gewiß noch lange nicht am Ende, aber was er noch in seinen Darstellungskreis ziehen mag, von den Industriestoffen wird seine Kunst das entscheidende Charaktermal behalten, an sie wird man zuerst denken, wenn sein Name erklingt, aber auch an ihn zuerst, wenn man nach den Malern fragt, die das Ruhrgebiet, wie es heute vor uns steht, der Kunst einverleibt haben.

Wie sich Hans Klemkes Industriebilder zu denen Gärtners verhalten oder vielmehr sich von ihnen unterscheiden, auch das Walzwerk, das als Einschaltbild erscheint, mag man in dem Aufsatz nachlesen, der Klemkes Bilder begleitet.

Auch die Radierung »Vierländer Deich« von der Hamburgerin Amelie Ruths findet ihre Erläuterung und Würdigung in einem besonderen Beitrag.

Das schon vor längerer Zeit gegebene Versprechen, einmal mehr und Mannigfaltigeres von Irmgard von Bongés Kunst zu zeigen, als im Septemberheft 1922 mit dem Stillleben »Wiener Fayence« möglich war, können wir erst heute einlösen. So begegnet uns jetzt die absolute, rein der Natur, dem Luft- und Lichtleben in ihr hingegebene Landschafterin, die Schülerin Prof. Richard Eschkes, in den »Ziehenden Wolken«, die ihre besondere Schönheit in dem perlmutternen Zittern und Flimmern der Farbtöne haben, die Romantikerin, die sich von historisch ausgeprägten Motiven anregen läßt, in dem Schweriner Parkbilde, einer leicht stilisierten, in großen Linien durchgeführten Kohlezeichnung, auf der die dunklen schwermütigen Töne vorherrschen, und die Bildnismalerin in dem Mädchenkopf, einem Pastell, das nicht bloß in der von Sonne und Meerluft gebräunten Gesichtsfarbe, sondern auch in dem Ausdruck der Augen und den Formen des Kopfes die sanft gedämpfte Melancholie des nordischen Küstenkindes wiederzugeben sucht.



Fritz Gärtner: Der Eisenwerker

Dem Farbenblatt Phloxstrauß liegt ein Aquarell der Münchner Malerin E. Gürleth-Hey zugrunde. Fast will es uns scheinen, als sei das Flammige, das diesen Blumen ihren Namen gegeben hat und das hier so gut getroffen ist, in keiner andern Technik gleich naturgetreu auszudrücken.

Die beiden Bilder von Adolf Hosse, dem in Rothenburg schaffenden Maler, die Heymonskinder und Bayards Ertränkung, sind Proben der künstlerischen Illustration, die Werner Jansens Prachtwerk »Die Volksbücher« im Westermannschen Verlage erfahren hat. Wir sprechen über das Werk und seine Ausstattung des näheren in der Literarischen Rundschau.

Seinen beiden Büchern über Norddeutsche Backsteingotik (Architektur) und Norddeutsche gotische Plastik (Bildwerke) läßt Hans Much, der kühne, unermüdliche Vorkämpfer einer neuen gerechteren und stolzeren Bewertung der germanischen Kultur, jetzt eins über Niederdeutsches gotisches Kunsthandwerk folgen (Braunschweig, Westermann). Kunsthandwerk — das bedeutet für ihn kein Herabsteigen aus Himmelshöhen zum praktischen, nüchternen Alltag, zur »bloßen« Gebrauchs- oder »eitlen« Schmuckkunst. Was Much unter niederdeutschem Kunsthandwerk versteht, gehört genau so gut zu den größten niederdeutschen Kulturleistungen wie die norddeutschen gotischen Dome und Standbilder, geht auf dieselbe mystische Urkraft des »Gottheitserlebnisses« zurück, aus der er jene wohl äußerlich mächtigeren, innerlich aber nicht ohne weiteres schon edleren Gebilde entsprungen sieht. In großen Zeiten war Kunsthandwerk ebenso ein inneres Muß wie Baukunst und Bildnerei; die kleineren Maße haben keinen Einfluß auf den inneren Wert. Schließlich ist es derselbe Geist, der Dom und Haus und einen Stuhl im Hause schafft. Alle diese Dinge haben ein Gemeinsames: die Werkgesinnung, die Verantwortlichkeit, die Hingabe, die Treue, die Frommheit des Wollens und Könnens, so mit und bei dem Werke sind. Unter dieser Voraussetzung und gerüstet mit der ihm zum ehernen Glaubensschild erhärteten Überzeugung, daß die bodenständige, zudem über Meere und Gebirge weit ausgreifende germanische Kultur und Kunst der »Italienik« unendlich überlegen sei, geht Much auf dem Höhenkamm des niederdeutschen Kunstgewerbes dessen eigensten und wertvollsten Schöpfungen nach: im Holzkunstwerk (Schnitzaltäre, Chorgestühl, Lettner u. a.), im Eisenornament, in der Ziegelkeramik, im Metallguß (Becken, Kannen, Türklopfer, Kerzenträger, Lüster, Grabplaketten, Fünten, Sakramentshäuser u. a.), in der Gewebekunst (Teppiche, Behänge, Tapeten), im Edelgeschmeide (Lüneburger Silberschatz, der größte Silberschatz aus Bürgerbesitz, Ende des vergangenen Jahrhunderts vom Lüneburger Bürgermeister an das Berliner Kunstgewerbe-Museum verkauft für — 100 000 Mark!), in Glas (Chorfenster, Buckelpokale, Überfanggläser u. a.) und im Schmuck (Elfenbein, Bernstein, Buchs, Leder). Muchs Schlußfolgerung aus all diesen Wertungen, die durch hundert Abbildungen auch dem Auge anschaulich gemacht werden, ist sein altes, mit katonischer Charakterkraft vertretenes ceterum censeo: Weg mit den üblen Jahrhunderten winselnder Nachahmung! Heran an die Gotik! Das ist (das sei!) die Losung der künftigen Kultur! F. D.

Heim ins Reich

Ich stand auf ragendem Berge,
Die Nacht war warm und schwer;
Der Mond, ein kühner Ferge,
Schiffte durchs Sternenmeer.
Und Wolken kamen gezogen,
Die Borde von Silber bleich,
Sie kamen von Süden geflogen
Gen Norden, heim ins Reich.

Und tief zu meinen Füßen,
Weit unten von Firn und Fluhn,
Da kam ein Winken und Grüßen
Und Eilen von Wanderschuhn.
Das waren die Quellen der Tiefe,
Der Südwind, wispernd und weich.
Sie alle riefen und liefen
Nach Norden, heim ins Reich.

Und war ein Rauschen in Lüften,
Ein Rufen, bald dunkel, bald klar.
Hoch über Wald und Schlüften
Zog wandernd die Vogelschar.
Die Sehnsucht wies ihr die Pfade,
Der weisenden Nadel gleich,
Vom fernen Palmengestade
Nach Norden, heim ins Reich.

Da hab' ich ein Lied gefunden
Auf meiner Seele Grund,
Ein Lied voll Weh und Wunden
Und doch aus Gottesmund.
Das trug auf seinen Schwingen
Die Sehnsucht von Österreich,
Das heiße Rufen und Ringen
Und Beten: „Heim ins Reich!"

Karl Bienenstein



Dramatische Rundschau

Knut Hamsun: »Königin Tamara« — Elisabeth Bergner als Strindbergs Fräulein Julie — Lanzelot und Sanderein — Hermann Kienzl: »Im Tal der weißen Lämmer« — Gustav Wied: »Abrechnung« — Ludwig Holberg: »Herr Vielgeschrey« oder »Der Mann, der keine Zeit hat« — Wenzel Goldbaum: »Leere Hände« — Max Dreyer: »Kapitän Brosemanns Opfer« — Felix Salten: »Das stärkere Band« — Ernst Weiß: »Olympia« — Friedrich Kayßlers Rücktritt von der Volksbühne — Theater- und Dramenliteratur: Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges — Zu Hauptmanns »Und Pippa tanzt« — Meisterwerke der russischen Bühne — Schneiders Bühnenführer: Carl Sternheim

Mögen sie sonst so verschieden sein wie Tag und Nacht, mag der Jüngere über den Älteren, der Germane über den Slawen, den »tatkräftigsten Narren der Jetztzeit«, den »prahlerischen Moralisten«, noch so hart und böse abgeurteilt haben, in einem sind sich der große norwegische Epiker Knut Hamsun und der große russische Ethiker Leo Tolstoj gleich: sie schätzen die dramatische Kunst und Technik gering, verachten sie sogar, können sich ihrem Zwange aber doch nicht entziehen. Drei mächtige Anläufe hat der große nordische Romandichter genommen, um sich auch die Bühne zu erobern, einmal sogar in einer Trilogie (»An des Reiches Pforten« — »Des Lebens Spiel« — »Abendröte«) — jedesmal ist er zu kurz oder zu weit gesprungen, hat er sein Ziel verfehlt. In der »Königin Tamara«, dem Schauspiel von 1903, haben wir sogar Mühe, den gewaltigen Schöpfer des »Pan«, des »Hungers«, der »Neuen Erde« und des »Segens der Erde« wiederzuerkennen. Da ist nichts von dem pulsenden, drängenden, sich ballenden und elementar entladenden Leben, das seine Romane erfüllt; da ist Herkommen und Kulisse.

Schon der Schauplatz und die Zeit erkälten. Das Königreich Georgien auf der Schwelle von Altertum und Neuzeit, zwischen Christentum und Mohammedanismus. Aber keine dieser einander widerstrebenden Mächte tritt recht in Bewegung und Aktion. Wir ahnen und fühlen ungefähr, daß ein Bild der zwischen Stolz, Herrschgier und Menschlichkeit irrenden Liebe aufgerollt werden soll, aber nirgends wird es unserm Gefühl vergönnt, Fuß zu fassen, nirgends öffnet sich ein sicherer Weg für unsre Teilnahme, nirgends winkt ein festes Ziel. Der kriegskundige und ritterliche Prinzgemahl Georgi leidet, seit die Thronfolge gesichert ist, schwer unter der Entfremdung seiner Frau und Königin, noch schwerer unter der Minderung seiner Macht und Ehre; er will Macht, Ehre und Liebe zurückerobern, wählt dafür aber ein mehr als verwegenes, ein an Landesverrat grenzendes Mittel, indem er den gefährlichsten Feind der Georgier, den kaukasischen Nachbarstamm der Toviner, vor die Tore der Hauptstadt läßt, um ihn hier erst, nun freilich um so eindrucksvoller und rühmlicher, zu schlagen. Die Wirkung dieser äußerlichen und spielerischen Kur auf die Königin bleibt nicht aus. Sie weiß jetzt wieder, bei wem die starke Faust ist, und daß in der Politik der Mann mehr gilt als die Frau, auch wenn sie, nicht er die Krone trägt. Mit diesem Rang- und Liebeskampf ist hier und dort eine Gefühlsverirrung verknüpft: wie der Prinz sich trotz seiner bräutlich werbenden Liebe zur Königin von den verführerischen Reizen ihres üppigen Mädchengefolges gefährlich angezogen fühlt, so entbrennt die Königin selbst in Liebe für den in Gefangenschaft geratenen, fast noch knabenhaft jungen Khan der Toviner, und diese Leidenschaft, so schnell sie wieder verfliegt und so wenig sie tiefere Spuren in dem Gemüt der launischen und eigenwilligen Herrscherin zurückläßt, drängt sich im Bau des Stückes dermaßen breit und selbstgefällig vor, daß sie für lange Zeit die innere Handlung völlig überschattet. Das schlimmste aber ist, daß sie der endlichen Heilung und Versöhnung des Paares im voraus alle Überzeugungskraft raubt. Man glaubt es dieser auch mit dem Widerstreit des Christentums und des Islams nur spielenden und tändelnden Kronenträgerin nicht, daß die Semiramis sich plötzlich in eine Ruth verwandelt, die vor ihrem Gemahl das stolze Haupt beugt und in biblischer Demut bekennt: »Wo du hingehst, da geh' ich auch hin!« Bei einem Dichter und Offenbarer wie Hamsun, dem sonst alles aus dem innersten Quellpunkt seiner Weltanschauung entspringt, muß es doppelt enttäuschen und verstimmen, in diesem Schauspiel eine Arbeit vor sich zu haben, die mit seinem schöpferischen Zentrum, seinem universellen Problem kaum noch verbunden erscheint. Er, der sonst überall auf den Kampf des Menschen gegen das Leben und den noch furchtbareren Kampf des Lebens gegen den Menschen hindrängt, hier begnügt er sich mit einem historischen Kostümstück, das zum guten Teil von der Anekdote und der Intrige lebt und von Grund auf stümperhaft gebaut ist. Vielleicht, daß die Gestalt der Tamara und damit das ganze Stück mehr zu erwärmen wäre, als es im Staatstheater gelang, wenn diese Rolle einer Schauspielerin zuerteilt wird, die mit mehr Herz und Gefühl ausgestattet ist als die auch sonst, wie mir scheint, stark überschätzte Gerda Müller. Jedenfalls ist hier auch der letzte Hauch seelischen Lebens an ihrer eisigen Stilkunst erfroren.

Wie und mit welchen Mitteln die erstarrte Verstandeskunst, von der heute so viele unsrer begabtesten Schauspielerinnen besessen sind, auf-



gelockert und von innen her durchwärmt werden kann, zeigte Elisabeth Bergners Fräulein Julie in den Kammerspielen. Da war beides: die strenge Linie kunstbewußter Zeichnung und die vom Gefühl gespeiste Flamme persönlichsten Miterlebens, die alles Starre und Kalte verzehrt. Einzeln haben wir diese Grundstoffe für die Verkörperung des aristokratischen Schloßfräuleins, das sich im Sturm erster Sinnlichkeit an den Plebejer von Kammerdiener verliert und wegwirft, schon öfters in vollendeter Meisterschaft wirksam gesehen: die kunstbewußte, nur von den Nerven dirigierte Überlegenheit bei Gertrud Eysoldt, die entfesselte, zu monumentaler Tragik gegipfelte Leidenschaft bei Tilla Durieux — zur Einheit verschmolzen, wie Metall mit dem Quecksilber amalgamiert, erscheinen sie erst in der grandiosen Leistung der Bergner. Das Pathologisch-Sexuelle des besonderen Falles mit den kühnsten naturalistischen Mitteln ausgeschöpft und doch jeden kleinsten dieser genial erfundenen und durchgeführten Züge wieder dienstbar gemacht dem individuell Menschlichen, das so nur einmal in der Welt ist und dieser Einzigartigkeit des Schicksals unsre Erschütterung verdankt. Es hat etwas Tröstliches, diese Rückkehr der Schauspielkunst zu den Gemüts- und Seelenkräften gerade an der Schöpfung eines Dramatikers zu erleben, der — wenigstens nach der bisherigen Auffassung seiner Kunst — viel dazu beigetragen hat, Ersatz dafür, wenn auch vergeblich, in den Gehirnzellen des Kopfes zu suchen.

Um den schauspielerischen Triumph der Bergner noch zu erhöhen und die äußerste Probe auf ihre Vielseitigkeit zu machen, gab man ihr an demselben Abend nach der schneidenden Tragödie der verirrten und beschmutzten Liebe die verratene und belohnte Minne der kristallklaren Sanderein in dem altflämischen Legendenspiel, das uns Friedr. Mark. Huebner verdeutscht und zu Ende des Krieges schon das damals noch Königliche Schauspielhaus aufgeführt hat. Hier aber stieß auch diese glänzende Begabung an ihre Schranken. Die köstliche, zugleich zarte und herzhafte Naivität dieses Mädchens aus dem Volke, das von einem leichten Fall um so munterer auf die Füße und ins Glück einer neuen, redlicheren und standhafteren Liebe springt, die freie, humordurchspielte Sinnlichkeit und Sittlichkeit, die das Ganze beherrscht, diese geradlinige Einfalt und derbe Farbigkeit, das alles ist zu »simpel« für eine so ehrgeizige Wollerin und starke Könnerin. Da erwachte siegreich die Erinnerung an die knospenhafte Anmut der frühvollendeten Hilde Coste, die die Sanderein zuerst gespielt und uns ihr liebliches Bild unvergeßlich ins Herz geprägt hat.

Und nochmals ein Liebesthema: nach der irrenden Liebe, nach der in den Schmutz getretenen Liebe, nach der beglückter denn zuvor aufgerichteten Liebe die wieder verjüngte und wieder vereinigte, von der Gottheit selbst erlöste Liebe. Töricht, bei Hermann Kienzls dramatischer Dichtung »Im Tal der weißen Lämmer« an Strindbergs Geschlechterhaß zu erinnern, weil Valmi und Tschitraleka — die vier Akte spielen irgendwo am Fuß des Himalaja in ferner, unvordenklicher Zeit —, dies Paar, das vor sechzig Jahren in Zank und Zorn auseinandergegangen ist und seitdem jedes für sich in Reue und Qual seine einsamen Tage gelebt hat, sein Schicksal von neuem durchmachen muß, nachdem Mahadö die beiden von Sehnsucht Zueinandergetriebenen kurz vor ihrem seligen Tode in Jugendgestalt und Jugendzärtlichkeit abermals zusammengefügt hat. Die von einer sanften Musik getragene, von einem idyllisch-burlesken Humor durchwobene Grundstimmung der Kienzlschen Dichtung hat innerlich nicht das geringste mit der ätzenden Problematik des Schweden zu schaffen. Eher könnte man sich an Raimund und seine Zauberpossen erinnert fühlen, in denen — wie hier Mahadö, der Gott der Erde, Vishivashi, der geflügelte Herr der Winde, der klystierspritzenbewaffnete Dorfbader, Geister, Hirtenbuben und Hirtenmädchen — Himmlisches und Irdisches, Hohes und Lächerliches in ähnlicher Weise verquickt werden. Nicht umsonst rühmt sich dies Werk, daß seine Fabel in keiner Mythologie, in keinem Märchen- und Sagenbuche verzeichnet stehe; das freischöpferische Spiel ihrer Erfindung ist das Besondere und Erfreuliche an ihr. Noch schöner freilich würde sich dieser bunte Falter in die Lüfte schwingen, wenn die alte Schwiegermutter Weisheit dem zarten Seelchen weniger Reflexion auf die Fittiche gehaucht hätte. Immerhin, dem strebsamen und beweglichen Theater in der Kommandantenstraße wollen wir es als Verdienst anrechnen, daß es diesem phantasievollen Gedankendrama, wenn auch nicht überall mit hinlänglicher Darstellung, in dem teils nüchternen, teils wüsten Berliner Spielplan Raum und Liebe gönnte.

Zwei Dänen von ganz verschiedenem Wuchs und Temperament erschienen auf der Volksbühne. Voran mit gedämpftem Schritt der gern etwas melancholisch-ironische Gustav Wied — nun schon seit neun Jahren in jenem Land, wo vielleicht wirklich $2 \times 2 = 5$ ist — mit dem schon bekannten Altmännerstiftstück »Eine Abrechnung«, worin sich noch einmal die aus Jugenderinnerungen aufwachenden Naseweise Hochmut, Eifersucht und Liebesneid mausig machen wollen, bald aber mit sanfter Resignation und stiller Friedfertigkeit zugedeckt werden. Ihm nach, im derben, polternden Holzschuh, Ludwig Holberg, der Vater des dänischen Lustspiels, der saftige Charakterzeichner des hei-



mischen Bürger- und Handwerkerstandes, mit der kaum schon gespielten Komödie »Herr Vielgeschrey«, einer etwas lauten, stark auftragenden Verspottung des heute noch nicht ausgestorbenen »Mannes, der keine Zeit hat«, der vor atemloser Geschäftigkeit nicht zu dem Nächsten, Nötigsten und Wichtigsten kommt. Wie die Dorinen und Toinetten bei Molière, der offenbar sein Lehrer war, so lenkt auch bei dem Dänen des 18. Jahrhunderts ein resolutes, hand- und maulflinkes Mädchen aus dem Volke die Fäden der Handlung, bis nach fürchterlicher Verwirrung schließlich doch der gesunde Menschenverstand, Holbergs oberstes Lebensprinzip, zu seinem natürlichen Rechte gelangt. Der wackere Guido Herzfeld, einer unsrer sachlichsten und solidesten Schauspieler, schuf in der Titelrolle den köstlichen Typus eines bramarbasierenden Nichtstuers, aus Eignem gewürzt mit einer Dosis Gemüt, gegen die sich der rationalistische Holberg zu Lebzeiten vielleicht aufgelehnt hätte, die sich der Herr Professor und Baron in seiner Gruft zu Sorö jetzt aber, zu unsrer vergnüglichen Schadenfreude, wohl oder übel gefallen lassen muß.

Ins Tragische möchte dieses Laster der Geschäftigkeit Wenzel Goldbaum mit seinem Schauspiel »Leere Hände« steuern. Er, der Berliner Rechtsanwalt, schreibt ein Berufsstück, die Tragödie des von profit- und prozeßwütigen Klienten und Mandanten überlaufenen Rechtsanwalts, den sie mit ihren Millionenobjekten nicht zu sich selber, nicht zu seiner Familie und seinen Freunden, nicht zu Erholung und Urlaub, kaum zur Operation und knapp zum Sterben kommen lassen. Gerad noch, daß er so viel Zeit hat, dem ärgsten Quälgeist kurz vor seinem Tode die Anklage des Leib- und Seelenmordes ins Gesicht zu schleudern, für die der freilich in seinem naiven Geschäftsegoismus wenig Verständnis zeigt. Ein der ernsten, wohl auch der tragischen Behandlung würdiger Stoff — denn dies Skelett haben wir großstädtischen Geistesarbeiter sichtbar oder unsichtbar alle im Hause: wir alle sind in Gefahr, einst mit »leeren Händen« durch das dunkle Tor schreiten zu müssen, vor unsern Richter, der uns fragen wird, ob das, womit wir uns abhetzen ließen, wert war, unser Selbst, unsre Nächsten und Liebsten grausam darüber zu vernachlässigen. Schade nur, daß die Hände, die den offenbar erlebten Stoff ergriffen haben, auch kunstleer sind und sich während der kostbaren Bühnenzeit (im Zentraltheater) mit so viel platten Nichtigkeiten und Nüchternheiten abgeben, daß sie an das innere Leben oder Nichtleben kaum herankommen. Erst in dem unorganisch angehängten Schlußbilde, wo die Namenstafel des Rechtsanwalts zerknittert in den Papierkorb geworfen und sein junger Nachfolger auf denselben Schicksalsweg gestoßen wird, gewinnt der Verfasser genug Ausdrucks- und Gestaltungskraft, um uns in die Seele zu prägen, wofür er bis dahin, in den realistischen Bildern des Zuhause, nur mit leidlicher Geschicklichkeit zu plädieren weiß.

Im Kleinbürgerlichen finden sich diesmal auch zwei sonst so ungleiche Gesellen wie der Mecklenburger Max Dreyer und der Österreicher Felix Salten. Rostock und Wien — so weit sie auf der Karte der Länder- und Gefühlsgeographie auseinanderliegen, darin sind sie sich einig, daß atmosphärische Störungen in so wohligen Bezirken, wie es das Hanseatentum und das Landesfürstentum sind (oder waren), nicht vorkommen dürfen. So sorgt denn bei Dreyer »Kapitän Brosemanns Opfer« (Schillertheater) durch überseeische Entführung der Braut dafür, daß der gewiß nur vorübergehend aus der Art geschlagene Sproß eines soliden, geldstolzen und sittenstrengen Kaufmannsgeschlechts vor der Mißheirat mit einer kleinen Schauspielerin bewahrt bleibt — auch nach dem Sittenkodex der Fidschi-Insulaner soll erst mal ein erprobter, lebens- und liebesreifer älterer Verwandter an Stelle des jungen Bräutigams eine Probeehe mit der Erwählten eingehen —, und Saltens »Stärkeres Band« (Kleines Theater) weiß es mit Hilfe einer in allen Sätteln der Moral und Hofzeremonie gewiegten alten Herzogin so einzurichten, daß Erbprinz Georg, auch als er sich vor der Zeit an den Thron »gebunden« sieht, seine Hedwig Müller, die Mutter seiner beiden Kinder, behalten darf — wenn auch nur zur linken Hand. In einer Zeit, wo Meyer-Försters »Alt-Heidelberg«, freilich nur auf den Krücken der Wohltätigkeit, aber doch wie ein Triumphator, sogar ins Deutsche Theater einziehen durfte, haben es diese beiden Behaglichkeitsstücke leicht, Lachen und Tränen aus einem Sacke zu holen.

Liebe und kein Ende! Liebe auf Herrscherthronen und in Leuteküchen, Liebe unterm Himalaja und auf dem Ozeandampfer — wo bleiben Bordell und Dirne, diese erkorenen Lieblinge unsrer jungen Moralstürmer? Nun, da erscheint nach längerer Pause die »Junge Bühne« wieder auf dem Plan, eine Vereinigung für sonst unaufführbare Dramatik; die rettet die gefährdete Ehre mit der Uraufführung der »Olympia« von Ernst Weiß in einer Sonntagmittagvorstellung des Renaissancetheaters. Daß hier die Dirne, sie, für die das Freudenhaus die Welt, das Paradies, den Himmel aller Sehnsüchte und Seligkeiten bedeutet, den Glorienschein der heiligen Magdalena trägt, ist nichts Neues, wohl aber, daß nun auch der Bordellwirt, der Held und Heiland ihres Herzens und Blutes, mit dem sie nach einer flüchtigen »Entgleisung« ins Bürgerhaus erst recht eng verschmiedet wird, mit der Aureole



tragisch-heroischer Erhabenheit umwunden wird. Die menschliche und künstlerische Unreifheit dieser fünf Akte kann nur noch übertrumpft werden durch die blasphemische Frechheit, mit der sie Heiligstes und Schmutzigstes in einen fuselduftenden Brei zusammenrührt.

Mit Personal- und Wirtschaftspolitik des Theaters verschone ich meine Leser gern, weil es sich dabei meistens um örtliche Fragen handelt, die für die Allgemeinheit ohne Belang sind. Bei der Krisis aber, die jetzt die Berliner Volksbühne bedroht und ihren weithin sichtbaren Ausdruck in dem Rücktritt Friedrich Kayßlers von der künstlerischen Leitung gefunden hat, möchte ich eine Ausnahme machen. Scheint es mir doch, als nehme diese Wendung oder Erschütterung ihren tiefsten Ausgangspunkt von Dingen, die für unser Theaterleben insgesamt gefährlich zu werden drohen.

Seit geraumer Zeit schon mußte man diese Krisis kommen sehen, auch wenn man nicht, wie ich, sieben Jahre lang im Künstlerischen Ausschuß gesessen hat, der aus Wahlen hervorgegangenen Kommission, die über den Spielplan der Volksbühne berät. Berät, nicht ohne weiteres entscheidet. Denn was dieser »Beirat«, oft erst nach langen Debatten, zur Aufführung empfiehlt, sind Vorschläge, an die der Bühnenleiter nach den Vereinssatzungen wohl einigermaßen gebunden sein soll, zu denen er aber in Wirklichkeit aus künstlerischen oder technischen Gründen jederzeit nein sagen darf, um dann seinerseits aus denselben Gründen etwas andres an die Stelle des Abgelehnten zu setzen. Das sieht nach Demokratie aus und ist fast Absolutismus. Ja; aber ich frage: Kann, darf es bei einem Kunstinstitut anders sein? Nur der künstlerische Leiter kennt die Mittel und Kräfte seiner Bühne genügend, um verantwortlich entscheiden zu können, ob dies oder jenes Stück mit Anstand und Würde gespielt werden kann. Was würde es auch frommen, wenn der Direktor widerwillig, ohne innere Anteilnahme, ohne Wärme und Eifer ein Stück herausbrächte! Vorausgesetzt, daß dieser Direktor mehr als ein Mietling, daß er eine Persönlichkeit ist. Als die Volksbühne sich vor fünf Jahren Kayßler zum Direktor erkor, mußte man von vornherein damit rechnen, ja, man baute darauf, denn die andersartigen Erfahrungen, die man vor der Reinhardtischen Spielepisode gemacht hatte, ermunterten ganz und gar nicht zur Wiederholung. Aber wie sollte der Ausgleich geschaffen werden zwischen den natürlichen Ansprüchen solcher Einzelpersönlichkeit und den verbrieften Rechten des Ausschusses? Man ist damals keineswegs leichtfertig über diese entscheidende Frage hinweggeglitten. Weder dort noch hier. Immer wieder hat der mit seltener Einhelligkeit auf den Schild erhobene Anwärter die Frage gestellt, ob ihm die Satzungen des Volksbühnenvereins Freiheit genug für die Entfaltung seiner künstlerischen Absichten ließen; immer wieder ist ihm, in gutem Glauben an die Einhelligkeit und Dauerbarkeit des Vertrauens, das ihm gerade wegen seiner ausgeprägten persönlichen Eigenschaften dargebracht wurde, versichert worden, daß er deshalb unbesorgt sein dürfe, daß die Übereinstimmung des Kunstwillens und Kunstziels alle sich etwa im einzelnen zwischen Ausschuß und Direktor ergebenden Meinungsverschiedenheiten aus dem Wege räumen werde.

Für eine Weile schien denn auch alles gut zu gehen, zumal seit sich mehr und mehr offenbarte, daß es dem neuen Leiter gelang, der Volksbühne den ihr lange verweigerten Platz in der Reihe der führenden Theater Berlins zu erobern. Mittlerweile aber vollzog sich in der Zusammensetzung des Künstlerischen Ausschusses eine verhängnisvolle Wandlung. Mit der Wiedervereinigung der Neuen Freien Volksbühne, der eigentlichen Schöpferin und Besitzerin des stolzen Hauses am Bülowplatz, und der (alten) Freien Volksbühne, die sich einst mehr aus politischen als aus künstlerischen Gründen von jener geschieden hatte, kamen Mitglieder in den Ausschuß, die — ich drücke mich sehr vorsichtig aus — nicht gewillt oder nicht imstande waren, ihre politische Parteigesinnung von den Kunstbestrebungen zu trennen. Man hätte diesen Frevel von vornherein viel schärfer brandmarken müssen, als es geschehen ist. Denn ein Frevel war es, ein Frevel an dem innersten und eigensten Sinn der Wiedervereinigung: gesiegt durch Erfolg und Leistungen hatte die unpolitische Neue Freie Volksbühne, sie hatte die alte wieder in ihren rettenden Schoß aufgenommen; die aber machte sich alsbald daran, ihre Minenlöcher in den Bau zu treiben. Seitdem schwoll die Opposition gegen Kayßler langsam, aber stetig an. Seine Charakterhaftigkeit war ihnen zu solide, zu bürgerlich, zu »unprogrammatisch«, d. h. geradeheraus gesagt: nicht sozialistisch-revolutionär genug. Zum deutlichen Ausdruck kam dieser Widerstreit vor zwei Jahren, als Kurt Eisners »Götterprüfung«, eine von aller Kunst verlassene Verhöhnung des alten Regimes, von den hinzugetretenen Ausschußmitgliedern der Freien Volksbühne (entgegen gewichtigen andern Stimmen!) mit Feuereifer propagiert, von Kayßler aber aus künstlerischen Gründen für den öffentlichen Spielplan abgelehnt wurde. Damals offenbarte sich, wohin dieser und andre Vorstöße zielten; damals wurde ungescheut ausgesprochen, daß es, ganz abgesehen von künstlerischen Erwägungen, eine »Ehrenpflicht« der Volksbühne sei, dies Stück eines »Vorkämpfers und Märtyrers für die Sache des Proletariats« zur Aufführung zu

bringen; damals fiel in der Debatte auf die Einwendung hin, daß die Volksbühne sich doch nicht allein auf das Arbeiterpublikum, sondern in wachsendem Maße auch auf das Bürgertum stütze, das denkwürdige Wort: »Leider Gottes!« ... Was nachher kam, habe ich aus beteiligter Nähe nicht mehr erlebt, aber mir genügt das Beobachtete und Erfahrene, um zu wissen, was den Keil zwischen den Ausschuß und den Direktor getrieben, welche Mächte die Brücke des Vertrauens so unterwühlt haben, daß ein Konflikt über Kayßlers Absicht, in Berlin auch außerhalb der Volksbühne aufzutreten, und über die Annahme oder Ablehnung eines Gneisenau-Dramas genügte, den Rücktritt des künstlerischen Direktors herbeizuführen.

Damit soll die Direktion Kayßler nicht kanonisiert werden. Sie mag in letzter Zeit lahmer, zaghafter und unsicherer geworden sein, als auch für eine Volksbühne nötig und nützlich ist. Ihre Tüchtigkeit, ihre Redlichkeit, ihren Kunsternst hat sie sich zu bewahren gewußt, und niemand wird ihr das doppelte Verdienst rauben können, die Volksbühne zu einem bemerkenswerten Kunstfaktor im Berliner Theaterleben gemacht und den breiten Massen einen stattlichen Ausschnitt aus dem weiten Umkreis der dramatischen Produktion in würdiger, verantwortungsbewußter Form vermittelt zu haben, von der »Antigone« bis zu Tollers »Masse Mensch«. Die nach ihr kommt, versäume nicht, zu allererst ihr Verhältnis, ihre Macht- und Rechtsbefugnisse gegenüber dem Künstlerischen Ausschuß ins reine zu bringen und sich aufs Gewissen zu fragen, ob wirklich ein Theater vor dem Richterstuhl der Kunst bestehen kann, das seiner organisierten Zuhörerschaft »ihre« Stücke zubilligt, das heißt in diesen und ähnlichen Fällen nichts andres als Stücke mit proletarischem Einschlag, mit einer ganz bestimmten politischen Tendenz.

Literarhistorische Studien aus Hochschulseminaren, auch wenn sie einen weiteren, ins Leben hinaus gerichteten Blick bekunden, bleiben mit ihrem Interesse für gewöhnlich auf die wissenschaftlichen Fachkreise beschränkt, da sie mit gebundenen Füßen in den Fesseln der Schulmethode gehen und durch eine überschätzte oder geflissentlich betonte Gelehrsamkeit den Laienleser eher abschrecken als anziehen. Aber es gibt Ausnahmen, dank der Wahl des Themas, der Art der Behandlung und der sprachlichen Form. Auf eine solche Schrift, erschienen in den von den Professoren Panzer und Petersen herausgegebenen »Deutschen Forschungen« (Frankfurt a. M., Diesterweg), möchte ich die Leser der »Dr. R.« aufmerksam machen. Es ist die Studie »Soziale Probleme im Drama des Sturmes und Dranges« von Clara Stockmeyer. Durch diese ganze Epoche geht ein sozial und politisch stark revolutionärer Zug, und unter allen damals gepflegten Literaturgattungen spiegelt das Drama die sozialen Zeittendenzen am getreuesten wider. Deshalb finden wir in dieser wissenschaftlich gründlichen und doch allgemein verständlichen Schrift vieles, was noch heute lebendig fortwirkt, ja, wenn auch in andrer Beleuchtung, neu wieder auftaucht: Probleme der Familie (elterliche Gewalt, Erziehungsfragen, Berufswahl, Frauenbewegung), Probleme des Standes (Bürgertum und Adel, die unteren Stände, ungleiche Heirat und Konvenienzehe, das Schicksal der Kindsmörderinnen) und Probleme der Staatsgewalt. Das Buch sei als Teleskop für den Überblick der historischen Zusammenhänge empfohlen.

So eine Art Alkoven zum bürgerlichen Drama des 18. Jahrhunderts war die Altwiener Komödie, vielleicht auch, wenn man höflicher sein will, ein luftiger und lustiger Erkerbau. Es gibt da entzückende Originale, zumal unter den Wiener Dialektdichtern. Eins der köstlichsten, viel zu wenig bekannt, obwohl die Fama ihn mit vielen lustigen Anekdoten umsponnen hat, ist der Possendichter Philipp Hafner. Ihn sucht jetzt Ernst Alker wieder lebendig zu machen, indem er ihm in der von Max Pirker herausgegebenen Sammlung »Theater und Kultur« (Wien, Wila-Verlag) ein mit bezeichnenden Proben seines Humors ausgestattetes Büchlein widmet. Welche Fülle von Gestalten in den Komödien dieses aristokratischen Proletariers, dieses tiefsinnigen und weltweisen Spaßvogels! Sein Auge sah das Leben des alten Wiens, unbestechlich getreu, doch nie ohne künstlerische Überlegenheit. Von Holberg ist gesagt worden, wenn Kopenhagen zu seiner Zeit untergegangen wäre und nur Holbergs Stücke sich erhalten hätten, so ließe sich aus ihnen, wie aus den Ruinen von Pompeji, das Leben der Stadt wiederaufbauen. Dasselbe könnte man von Hafner in bezug auf das Wiener Barock sagen. Unabsehbar ist seine Wirkung auf die österreichische Literatur. Die Kleinen haben ihn fleißig geplündert, die ganze lange Reihe Wiener Lustspieldichter zehrt von ihm, noch das moderne »Brettl« könnte von ihm lernen. Aber auch die Großen, Grillparzer, Raimund und Nestroy, sind ihm verpflichtet. Ohne Hafner hätte das Wiener vormärzliche Theater nie seine Blüte erreicht, hätte es nicht so reich und vielgestaltig werden können. Eine Ehrenpflicht, aber auch eine sich reichlich belohnende Mühe, das Andenken dieses Frühvollendeten († 1764 als Dreiunddreißigjähriger) und zu Unrecht Vergessenen zu erneuern.

An keinem Drama Hauptmanns ist so viel herumgerätselt worden wie an dem Glashüttenmärchen »Und Pippa tanzt«. Eine Einigkeit hat sich dabei noch nicht einmal für die



Hauptgestalt ergeben, geschweige denn für die Nebengestalten, und erst recht nicht für den Gesamtsinn der Dichtung. Auch hier gilt Goethes auf die Fausterklärer gemünztes Xenion: »Im Auslegen seid frisch und munter! Legt ihr's nicht aus, so legt was unter!« Hauptmann selbst tat recht daran, auf alle an ihn als entscheidende Autorität gerichteten Fragen zu schweigen; des Dichters letztes Wort sei immer und überall die Dichtung: er hat »gebildet«, mögen die andern »reden«. Bisher taten das die Ästhetiker, die Literarhistoriker, die Kritiker; nun versucht es einer in dichterischer Form, und siehe da! Hauptmann, so lange schweigsam, nickt ihm zu, vielleicht weil er sich hier besser verstanden fühlt als dort, vielleicht auch nur in einer gewissen Dank- und Vergeltungsfreude, wie sie das Feierjahr des 60. Geburtstages wohl erzeugen mag. »Sie haben sich mit Glück und Liebe«, schreibt er, immer noch ein wenig zurückhaltend, dem Wiener Emil Kläger, dem Dichter oder Nachdichter des Märchens »Pippas Tanz« (Wien-Leipzig, Wila-Verlag), »ich möchte sagen, dem Märchenkörper angenähert, den ich zur Erscheinung bringen wollte. Sie haben neben mein Werk gleichsam ein eignes Werk gestellt, das, in schlichtem Fluß der Erzählung, manches Verborgene im Vorbild nach außen zieht.« Das darf man bestätigen. Mag sich unsre Phantasie zunächst darüber ärgern, daß sie gar so sehr ans Gängelband genommen wird, mag der empfindliche Geschmack den Ton manchmal etwas schulmeisterlich oder großväterlich finden — wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht einmal in dies Himmelreich kommen. Und schließlich, was verschlägt die »richtige« Auslegung, was, ob Pippa die Sehnsucht (und nichts andres) verkörpert, ob der alte zottige Glasbläser die Gier, der Glashüttendirektor das verspätete Verlangen des Erden- und Genußmenschen, der greise Wan die Weisheit bedeutet und Michel Hellriegel der deutsche Michel, der Deutsche schlechthin ist, in dessen Seele das Drama spielt, in dessen eigner Brust Pippa, Huhn und Wan wohnen. Die Hauptsache ist, daß wir im Bannkreis der schöpferischen Originaldichtung bleiben, daß wir ihrer Stimmung und Atmosphäre nicht entfremdet werden. Und dies Zeugnis darf man der kleinen in schlichter Prosa erzählten und mit einigen reizenden Zeichnungen Franz Wacíks geschmückten Märchendichtung wohl ausstellen. Die schiere Lösung aller Rätsel soll und darf man nicht verlangen. Das hieße den Schmetterlingsflügeln den Staub, der Blume den Duft nehmen. »Unerläßlich zum Verständnis des Dichters«, wie es auf der Reklamebanderole des Verlags heißt, ist das Büchlein mitnichten. Hauptmanns Dichtung wird auch ohne es und trotz ihm sein Leben in »immer neuen Emanationen bekunden und darin unerschöpflich sein«.

Das Bibliographische Institut in Leipzig legt einen Band »Meisterwerke der russischen Bühne« vor. Die Stücke dafür hat ausgewählt, übersetzt und eingeleitet Arthur Luther, einer unsrer besten Kenner der modernen russischen Literatur, einer, der sie im Lande selbst studiert hat, der deshalb besser als der im westeuropäischen Urteil Befangene zu unterscheiden weiß zwischen dem, was als Exportware geht, und dem, was wirklich »echt«, d. h. kennzeichnend und bedeutsam ist. So bekommen wir hier nicht etwa wieder nur Gogol, Tolstoj, Gorki, Andrejew, Tschechow aufgetischt, sondern neben Tschechows »Onkel Wanja«, dem melancholischen Drama der Intellektuellen, Gribojedows »Verstand schafft Leiden«, eine Verskomödie, die das Treiben der vornehmen Gesellschaft im Moskau des beginnenden 18. Jahrhunderts schildert, ferner Ostrowskijs »Gewitter«, ein Prosaschauspiel, das in das düstere Milieu des russischen Kaufmannsstandes hineinleuchtet, Pisemskijs »Bitteres Los«, das Bilder aus dem engbefangenen Leben der russischen Bauern zeichnet, und Ostrowskijs weltberühmtes »Schneeflöckchen«, ein Märchenspiel, das uns den Zauber des russischen Volkslebens mit seiner bunten Sagen- und Märchenwelt erschließt. Gewiß, auch dieser übrigens durch einen knappen Abriß der Geschichte des russischen Dramas eingeleitete Band von 440 Seiten stellt nur einen bescheidenen Ausschnitt dar, aber wer ihn in sich aufgenommen hat, weiß, wie russisches Drama und russisches Leben daheim aussieht, in seiner Ursprünglichkeit, Bodenständigkeit und Unverfälschtheit.

Ein neues Bändchen von Schneiders Bühnenführern (Berlin, Franz Schneider), verfaßt von Dr. Manfred Georg und mit einem höchst charakteristischen Vorspruch des behandelten Bühnendichters selbst eingeleitet, gilt Carl Sternheim, dem Komödiendichter des »bürgerlichen Heldenlebens«. Kritik wird auch hier, nach den allgemeinen Grundsätzen und Absichten der Sammlung, wenig oder gar nicht geübt; Hauptsache ist die Einführung der Leser und Theaterbesucher in die Anschauungsart des Dichters und in die Voraussetzungen und Ideengänge der behandelten Stücke, so daß diese von der Bühne her — oder vielleicht auch aus dem Buche — leichter, ohne große Widerstände und Mißverständnisse den Weg in Kopf oder Herz des Publikums finden können. Erläutert werden außer den bürgerlichen Komödien (»Die Kassette« bis »Tabula rasa«) die »Marquise von Arcis« und »Der Nebbich«, Sternheims jüngstes Lustspiel aus dem Justemilieu des fünften Jahres nach der Novemberrevolution.

Literarische Rundschau

Leo Weismantel: »Die Blumenlegende« — Peter Bauer: »Das Dreigespann« — Hans Raithel: »Die heilige Frucht des Feldes« — Heinrich Vogel: »Das rote Licht« — Heinz Tovote: »Brautfahrt« — Werner Jansen: »Die Volksbücher« — Heinrich Zerkaulen: Lieder vom Rhein — Otto Zimmermann: Elemelemu — Theodor Birt: Die Cynthia des Properz — Hans Voß: »Gesänge aus Hellas« — Herders Zeitlexikon — Verschiedenes

Unsre Kinder vor dem »Unglück der Wunderlosigkeit« zu bewahren, hat Leo Weismantel das Buch »Die Blumenlegende« geschrieben (Kempten, Kösel & Pustet). Es wurmte ihn, daß das, was die Schule Botanik und Linnésches System nennt, ihm selbst einst die »tiefsten Geheimnisse des Lebens« hatte entreißen wollen, und dieser Groll vertiefte sich, als er sein sechsjähriges Töchterchen an der Schwelle der Schule von demselben Attentat auf »des Glaubens liebstes Kind« bedroht sah. Solcher uns allen mehr und mehr auf den Leib rückenden Gefahr, daß der Mensch schließlich zu einer chemischen Formel werde, meinte er vorbeugen zu müssen, und so erinnerte er sich der frommen Blumengeschichten, die ihm in seiner Kindheit Mutter und Tante erzählt hatten, auch sie freilich nur Mittler auf einem uralten Überlieferungswege, der sich in die Kindheitstage der Menschheit verliert. Da nahm er denn die kleine Gertrud an die Rechte und Brüderchen Werner an die Linke und ging mit ihnen in den Garten und auf die Wiese, um zu horchen, von welchen dort stehenden Blumen sie zu hören wünschten, und was sie selbst etwa — denn jedes Kind ist ja ein kleiner Dichter — aus eigner Phantasie in die lieblichen Gebilde und deren deutsame Namen hineinfühlten. So sind die meisten dieser Legenden im lebendigen Zwiegespräch zwischen Vater und Kindern entstanden. Doch glaube man nicht, daß deshalb ein Kinderbuch, nur ein Kinderbuch daraus geworden wäre. Ich habe sie einer kleinen Tischrunde von Kindern und Erwachsenen vorgelesen, und da waren die Erwachsenen ebenso bewegt und erbaut, wie die Kinder erfreut und belustigt. Denn wohl sind es durchweg — der Dichter ist Katholik und eine der Hoffnungen der jungen katholischen Literatur — fromme Geschichten und Mären, die sich an das Leben biblischer Gestalten und Heiliger anlehnen oder gar, wie der ganze innig verbundene mittlere Teil, dem Erdenwege und der Himmelfahrt des Herrn Jesus Christus folgen, aber es fehlt ihnen weder an Lebensweisheit und Menschenkenntnis noch an Humor und Fröhlichkeit, ja zuweilen können sie, was höchst erquicklich wirkt, sogar recht derb und natürlich werden. So wandern sie, Honig auf den Lippen und Balsam im Herzen, in einer von den alten Heiligenlegenden erwärmten und durchsüßten Sprache durch das Eden des Paradieses, durch die Gärten von Bethlehem und Nazareth, über die Wanderpfade des Heilands und durch die Leidenswege von Gethsemane und Golgatha, und nur da, wo der Dichter oder Wiedererzähler sich allzu tief in die Dogmatik oder das heilige Brauchtum (Rosenkranz) verliert oder, wie zu Schluß, sich gar zu sehr auf eigne freie Erfindung verläßt, werden wir manchmal etwas ungeduldig und versagen dem Führer und Deuter die Gefolgschaft. Auch sollte ein so frommer Mann wissen, daß die Hochzeit, auf der Jesus Wasser in Wein verwandelte, zu Kana, nicht in Kanaan stattfand, und ein bißchen mehr Sicherheit im Gebrauch altertümlicher Sprachformen könnte ihm auch nicht schaden.

Eine Ergänzung zu Weismantels Blumenlegenden sind die Tierlegenden, die Peter Bauer unter dem geheimnisvollen Titel »Das Dreigespann« zusammengeschirrt hat (ebenda). Er erfindet sich einen weißhaarigen Alten in braunem, härenem Gewand, der hinter sich am Halfter einen Esel herzieht, während auf dem Sack, den das Grautier geduldig trägt, als Reiter — sonderbar genug — ein Rabe hockt. Wohin die drei kommen, werden sie von den Kindern mit hellem Jubel empfangen. »Das Dreigespann! Das Dreigespann!« erschallt es vielstimmig, und bald weiß jedes Haus um seine Anwesenheit. Und weshalb die Freude? Nicht wegen der reizenden Schnitzereien, die der Alte mit sich führt, sondern wegen der hübschen, sinnigen Geschichten, die er am plätschernden Brunnen unter der Dorflinde von diesen geschnitzten Tieren und andern, die sich nicht schnitzen lassen, zu erzählen weiß. Er erzählt von dem Esel, der dem heiligen Paar ein so treuer Kamerad und Helfer war, von den Raben, die sich wider Gott aufgelehnt und deshalb ein schwarzes Gefieder und eine krächzende Stimme bekommen haben, von den Störchen, die ihre roten Beine und Schnäbel zum Gedenken an das vom bösen Herodes unschuldig vergossene Blut der bethlehemitischen Kindlein tragen, von der Spinne, die Christi Handwunden mit seidenweichem Gespinst überzog und als Lohn für diese Liebestat von dem Gekreuzigten ein Rettungsseil geschenkt bekam, von den Schnecken, die, weil sie gegen Gott gemurrt haben, ihr Haus auf dem Rücken mitschleppen müssen, von dem leuchtenden Johanniskäfer und dem von Marias blutiger Träne gesprenkelten Marienwürmchen, vom Kamel, das die heiligen drei Könige durch die Wüste zum Jesuskindlein trug, und noch von diesem und jenem. Bauer ist freier in seinen Erfindungen als Weismantel, bindet seine Phantasie weniger eng an den Stock der heiligen Geschichte und ergeht sich zuweilen ganz

selbständig auf den Pfaden der Natursymbolik. Eine blühende, bildkräftige Sprache unterstützt ihn dabei. Das Lehrhafte, das dem Naiven so leicht gefährlich wird, vermag auch er nicht immer zu meiden, und mehrmals gerät er sogar ins trockene katechetische Moralisieren. Aber als Dichter von Anmut und kindlicher Reinheit des Gemüts bewährt auch er sich, und so sollte man — Katholik oder Protestant — beiden Büchlein dankbar die Hand entgegenstrecken.

Der Name **Hans Raithel** war uns bisher als der eines kernigen und saftigen Erzählers oberfränkischer Dorf- und Bauerngeschichten geläufig. Schon um die Mitte der neunziger Jahre, ehe noch das Schlagwort »Heimatkunst« erfunden war, hatte dieser »Rosegger des Fichtelgebirges« aus der Heimat Jean Pauls einen »Strauß Dorfblüten« gewunden, der nach Feldluft und Ackerkrume duftete, dann war die von derber Lebenslust und rotbäckiger Gesundheit strotzende »Annamaig«, eine Dorfgeschichte aus dem Bayreuther Land, gefolgt, und ihr hatten sich drei, vier andre Erzählungen und Romane aus dem fränkischen Bauernleben zugesellt: die »Männertreu« (die eigentlich eine Weibertreu und -tapferkeit ist), die »Stiegelhupfer«, ein Buch voll besonderer, mannigfaltiger und lebendiger Gestalten, der »Schusterhans« (der drei Gesponse im Haus, aber hundertmal so viel Streiche und Schliche im Kopfe hat) und noch einige andre. Überall begegnet uns da die innigste Andacht zur Natur, die herzhafteste Freude an den großen und kleinen Geschöpfen Gottes neben der träumerischen Versonnenheit eines Menschen, der die glückliche Gabe hat, sich in die krausen Humore dieser Welt einzuspinnen. Nun plötzlich überrascht uns Raithel mit einer biblischen Erzählung aus dem Alten Testament, aber eine Bauerngeschichte ist auch die »**Heilige Frucht des Feldes**« (München, Langen). Schon die Umschlagzeichnung verrät uns, daß uns da eine Nacherzählung oder Neugestaltung des Buches Ruth erwartet. Aber man verspreche sich keine biblisch-behagliche Idylle. Vielmehr erscheint die Fabel hier auf einem breit und bunt ausgemalten kulturgeschichtlichen Hintergrunde, wie ihn nur gründliche wissenschaftliche Vorarbeiten schaffen können. Freilich eingegeben, erhellt und beseelt von dichterischer Phantasie, sonst wäre ein gelehrtes Theologenwerk daraus geworden, während hier doch alles von lebendigstem, greifbarem und sinnlichem Leben strotzt, nur daß nirgends die Durchsichtigkeit in die geschichtlichen Zusammenhänge fehlt. Und die sind höchst fesselnd und aufschlußreich. Nur wenige Wochen umspannt die Erzählung, die aber durchleben wir mit den Hauptpersonen, gut charakterisierten Bethlehemiten, bis ins Kleinste und Feinste des täglichen Daseins, mit all seinen Fragen und Bewegungen, dem Verhältnis der Judäer und Kananiten, dem Übergang von der Nomaden- und Hirten- zur Ackerkultur, der Auflösung der Geschlechterverfassung, der Wandlung der kananitischen und babylonischen Religion zur Jahvereligion, und was die Zeit sonst noch bewegte. Merkwürdig und höchst fesselnd, wie bedeutsam die kleine, scheinbar enge Idylle dadurch wird. Allerdings ist Raithel ein Meister in der Ausmünzung auch der unscheinbarsten und verborgensten Züge, die er oft aus den abgelegensten Quellen schöpft. Alles in allem: ein biblisches Kulturbild, umgeschmolzen zu einer erzählenden Dichtung, die bei diesem Prozeß alle Schlacken der Gelehrsamkeit abgestreift und ein lauteres Kunstgebilde geworden ist.

Es fängt an wie ein richtiges Märchen, mit einer Prinzeß, die im Düwelsrik wohnt, und einem jungen Schulmeister, der sich in dem »verlorensten Grenzstück zwischen Pommern und Polen«, das man ihm für seine neue Stelle angewiesen, in ein versunkenes Königreich, eine Freistatt aller holden und unholden Geister versetzt sieht, und es endet wie ein Märchen: auf dem Apfelbaum im Garten sitzen die Unterirdischen und geigen dem jungen Paar, dem Schulmeister und seiner Prinzeß, ein Braut- und Glückslied. Was fängt so an und was hört so auf? Nun, der neue Roman »**Das rote Licht**« (Braunschweig, Westermann) von **Vogel** — **Heinrich** heißt er mit Vornamen, wie der Ofterdinger, wie Goethes Faust und wie der, der Troja ausgrub. Ja, Roman; denn zwischen Anfang und Ende liegt eine Herzens- und Schicksalsgeschichte, die sich zwar nur auf engem Raum und zwischen wenigen Menschen abspielt, in der sich aber so etwas wie ein Weltbild zeigt, ein Mikrokosmos all dessen, was wir Menschenglück und Menschenleid nennen, mit Irren und Streben, Wahn und Wahrheit, Liebe und Arbeit. Diese Geschichte bewegt sich nicht auf ebenem Boden, strebt nicht geradeswegs auf ihr Ziel zu, liebt vielmehr das Zickzack und die Seitenpfade, läßt sich oft und gern vom Wege ablocken zu allerlei neckischem Scherz und mystischem Tiefsinn, so daß der Leser manchmal wohl etwas ungeduldig wird, kehrt dann aber energisch auf ihre Bahn zurück und bringt alles Krause und Wirre in Rick und Schick, wie es sich ziemt für einen so prächtigen Kerl wie diesen Schulmeister Hans Falk und seine Liebste, Fräulein Gwendolin Splittgerber, die »Prinzeß«.

Leicht freilich macht dem sein Schicksal (oder der Herr Verfasser) die Reise zum Glück seines Lebens nicht. Hans Falk muß durch Mystik und Wissenschaft, durch Fernsehnsucht und zwei Jahre Fronarbeit in der Großstadt, durch Trotz und Eigensinn, durch Zweifel und viel Arbeit, bevor



er sein »rotes Licht« erkennt. Denn er sucht draußen, was doch nur drinnen zu finden ist, wie alles von Wert und Dauer. Der alte Jagenow, der Goldsucher des 18. Jahrhunderts, der vor ihm am Dolgensee gehaust, in seinem Laboratorium am Spitzhackenberge der rätselhaften Erscheinung des roten Lichtes nachgespürt hat und den aufgeklärten Schulmeister des 20. Jahrhunderts mit seinen hinterlassenen Aufzeichnungen zunächst auf falsche Fährte lockt, er ist es schließlich doch, der ihn — in dem zu guter Stunde gefundenen zweiten Bande seiner Memoiren — auf den rechten Pfad und das rechte Ziel zurückweist: weder ein Spuk noch ein Dämon noch ein chemisches Phänomen ist dies rote Licht, das um den See im Twarsbruch wandert, sondern es ist der Glaube, die Treue, die Ehrfurcht vor Natur, Heimat und Volkstum, ist der innere Mensch, unser besseres Selbst, ist die Liebe. Hans Falk rennt lange Zeit blind daran vorüber, er tötet seines Herzens Wünsche, wie Ben Asra in einer der vielen Geschichten und Parabeln, die in den Roman verflochten werden, mit dem »klugmachenden Stein«, und wenn seine Stunde ihn ruft, findet sie wohl den Schulmeister und Naturforscher, nicht aber den Menschen. Auch der »Prinzeß« scheint drüben in Amerika, in Seattle oder Jackstown, wo sie von einem reichen Onkel die geschäftstüchtige Unternehmungslust gelernt hat, das rote Licht erloschen zu sein. Als sie zurückkehrt aus dem Lande, wo man nur klingende Werte kennt und die innersten Schätze übersieht, tut sich zwischen ihr und Hans Falk eine Kluft auf, die unüberbrückbar scheint. Beider Pläne, ihr Kanalprojekt und seine Naturschutzpark-Idee, stoßen wie zwei unversöhnliche Feinde aufeinander. Bis er sie dann doch durch einen mutigen Rechenschaftsbericht über sein Wollen und Streben gewinnt, erst ihren Verstand, dann auch ihr Herz, und das »Teufelsreich« ihnen beiden wieder zum versunkenen Königreich ihrer Jugend wird. Die Geister der Heimat, die drei kleinen unterirdischen Männlein Krötenregerbusch, Wadewatsch und Huckdituck, helfen dabei, und der Hochzeitskuchen, zu dem sie in ihrer Glücksmühle das Mehl bereiten, wird der feinste und dauerhafteste, der jemals einem jungen Paare gebacken worden ist.

Wer diese Geschichte ein fertiges und vollendetes Kunstwerk nennen wollte, täte der Entwicklungsfähigkeit des Erzählers Unrecht. Ihre Unebenheiten, Mißverhältnisse und Stillosigkeiten liegen offen zutage. Aber ihre Gebrechen sind nicht die der Armut, sondern die des Reichtums, und wenn dieser Dichter erst gelernt haben wird, der »Frau Maße«, der »Fügerin aller Würdigkeit«, zu huldigen, wird uns in ihm ein höchst beachtenswerter, nicht bloß äußerlich fruchtbarer Erzähler beschieden sein.

Seit ich den neuesten Heinz Tovote gelesen habe — in der Eisenbahn, will ich gestehen —, traue ich keinem Buchtitel mehr. »Brautfahrt« (Berlin, Dr. Eysler & Ko.) heißt diese Doppeldekade von Novellen, Novellchen und Skizzen. Nun, das wäre an sich nichts Untovotisches. Dabei kann man sich allerlei denken, was mit Myrtenkranz und Schleier, Kirchenglocken und Traualtar wenig zu schaffen hat. Liest man diese Titelnovelle dann aber, die in die Mitte des Bandes verbacken ist, wie das Gelee in den Krapfen oder die Bohne in den Königskuchen, so ist man drauf und dran, dem als deutschen Maupassé der Novelle verschrienen Verfasser alle bösen Vorurteile abzubitten. So ernst und verhalten scheint er einem geworden zu sein, fast schwermütig und tragisch angewandelt, wenn er da eine Episode aus dem Kriege erzählt: wie ein junger Maler, der als Leutnant beim Bataillon steht, an dem Vorabend seines ersten längeren Urlaubs, der seine Brautfahrt werden soll, mit zwei andern Kameraden von einer Granate zerrissen wird, daß weiter nichts Erkennbares von ihm übrigbleibt als die Hand, an der der Verlobungsring blinkt. Aufbau, Form und Ton der Novelle zeigen den an französischen Mustern geschulten Virtuosen der Novelle, den man, wenn er tieferen Atem und höhere Weltanschauung hätte, nach dieser Kunstprobe gern einen Meister nennen möchte. Aber dann liest man weiter oder vielmehr fängt, wie sich's gehört, von vorn an und findet ... Eine überbesorgte Mutter wartet bangend und bebend auf Nachricht von ihrer Tochter, die erst gestern abend auf die Hochzeitsreise gegangen ist, und die telegraphiert dann nichts weiter als: »Famos! Käthe.« — Ein junger Mann folgt nicht gerade errötend, aber doch dezent und ritterlich den Spuren eines scheuen jungen Mädchens, und als er gerade über ihre feine, zarte Zurückhaltung in höchste Entzückung geraten will, hängt sie ein Schild aus dem Hause, in das sie vor ihm geflüchtet ist: »Möblierte Zimmer zu vermieten.« — Eine Frau, die mit ihrem gänzlich untauglichen Mann in Scheidung liegt, kommt zu ihrem Liebhaber und schwingt triumphierend die gerichtsärztliche Urkunde, die ihr bescheinigt, daß sie, wie der Franzose sagt, »ihre Handschuhe noch nicht verloren hat«, aber bei ihm verliert sie sie dann. — Das ist der alte, unverfälschte, unverwandelte, unbekehrte Heinz Tovote, der Tovote des »Fallobst«, der »Heimlichen Liebe«, der »Lockvögelchen« und der »Roten Laterne«. Im nächsten Jahre wird er sechzig. Wenn's nicht im Kürschner stünde, man glaubte es nicht.

Was ein Märchen ist, weiß jeder von uns, seit frühen Kindheitstagen, und wird es bis an sein selig Ende nicht vergessen — was aber sind Volksbücher, »Deutsche Volks-



bücher«? Darüber möchte ich ungern zu examinieren haben und selbst nicht gern examiniert sein. Denn das ist ein dunkler, schwankender Begriff, den auch die gelehrten Literaturgeschichten nicht recht zu klären wissen. Deutsche Volksbücher — sind das Bücher, die aus dem Volke hervorgegangen, mit Vorliebe und Treue von unserm Volke gelesen worden sind? Nicht durchweg. Einige sind gelehrten und ausländischen (romanischen) Ursprungs, sind auf dem Wege der Übersetzung zu uns gekommen; einige, bei ihrem ersten Erscheinen viel gelesen, haben die Gunst der Menge bald wieder eingebüßt und führen heute nur noch ein papierenes Dasein in den germanistischen Bibliotheken. Und doch — wir brauchen nur an Goethes Jugenderinnerungen zu denken — ein paar hierhergehörige Titel fallen uns sofort ein: die vier Heymonskinder, die schöne Magelone, die schöne Melusine, Fortunat, Genovefa, und weiter: die Schildbürger, Eulenspiegel und Münchhausen. Und damit dürfen wir uns genügen lassen. Wozu Theorien, wo so frische grüne Weide lockt! Wo so »wunderliche abenteuerliche Historien« auf uns warten, »mit aller Ergötzlichkeit und Lust wohl zu lesen«.

Zahlreich und mannigfaltig sind die Versuche, diese im 15. und 16. Jahrhundert weitverbreiteten volkstümlichen Bearbeitungen älterer Sagen-, Novellen- und Romanstoffe wieder gegenwartslebendig zu machen. Die Romantik hat damit angefangen, Schwab und Simrock haben das löbliche Beginnen fortgeführt, Deutschkundige unsrer Tage — der Name Richard Benz verdient genannt zu werden — haben sich von neuem lebhaft darum bemüht. Sie alle aber betonten etwas zu sehr das Gelehrte oder Altertümliche dieser Bücher, von denen die schönsten und beliebtesten, »gedruckt in diesem Jahr«, doch einst als Jahrmarktsbücher, als Freundschafts- und Liebesgeschenklein, mit naiven Holzschnitten geschmückt, von Hand zu Hand wanderten und so gar nichts vom Staub der Bibliotheken wußten. Da kommt nun Werner Jansen, sagt dir, daß diese frommen, witzigen und derben Geschichten zu den »Büchern deines Volkes« gehören, und widmet ihnen nach dem Märchenbande den zweiten Band seiner so benannten deutschtümlichen Bücherreihe (Braunschweig, Georg Westermann). Er fängt es anders an, sie uns in Hand und Herz zu schmeicheln, als es bisher Brauch war. Er läßt alle gelehrten und erzieherischen Absichten beiseite, er gibt den alten Erzählungen eine in unsrer heutigen, lebendigen Sprache zu uns sprechende Form, die keines Kommentars bedarf, aber doch den leisen Duft der Vergangenheit bewahrt und weder den Naivitäten noch den Derbheiten der Urgestalt zimperlich aus dem Wege geht. Er fußt auf Schwabs und Simrocks Bearbeitungen, hält es wie sie für kein Verbrechen, die alte, wirklich oft schwerfällige und hölzerne Form zu erneuern oder zu geschmeidigen, geht aber, unabhängig von ihnen, hier und da doch auf den Urtext zurück, wo es gilt, Kraft und Saft älterer Sprachwendungen zu erhalten, schon zur Erfrischung und Nacheiferung für unsre heutige blasser und blasser werdende Buchsprache. Auch die Freiheit, noch mehr als seine Vorgänger zu kürzen, hat er sich nicht nehmen lassen. Wer diese Schifflein flott machen will, muß den Mut haben, etwas von ihrem Ballast über Bord zu werfen und ihren Kiel von dem Schlick zu säubern, den die Jahrhunderte (die nicht in allem ehrwürdig sind!) daran abgesetzt haben. Freilich durfte das nur einer wagen, der sich ganz sicher fühlt in der altdeutschen Gemüts- und Vorstellungswelt, der nicht zu befürchten braucht, der echten, ursprünglichen Ausdrucksweise mit einem modernen Gallimathias in die Parade zu fahren. Jansen hat Übung in dieser freien Kunst der Erneuerung und bewährt sie, wie im Märchenbande, auch hier mit Meisterschaft.

Schließlich mußte, um die alten lieben Gestalten — außer den schon genannten noch: Robert den Teufel, den Herzog Ernst, den Kaiser Oktavian, den Reineke Fuchs und den Doktor Faustus — wieder bei uns einzubürgern, doch noch ein Bundesgenosse helfen: das Kleid, die Ausstattung des Buches. Ein Künstler wurde gewonnen, den Band mit einem Viertelhundert Bildern, ganzseitigen Kunstblättern, zu schmücken, teils einfarbig getönten, teils buntfarbigen, auf denen sich die ganze Phantastik, Kühnheit, Lieblichkeit und Fröhlichkeit dieser Erfindungen ausleben kann. Adolf Hosse, schon am Märchenband beteiligt, hat diese Aufgabe glänzend gelöst. Seine Bilder wissen zu erzählen und sind in fremden Landen so gut daheim wie im Nirgendheim des Märchens, in der Dämmerung des deutschen Waldes und in der Heimeligkeit des deutschen Hauses. Zwei Proben, die beiden Einschaltbilder »Heymonskinder« und »Bayards Erkränkung«, mögen davon Zeugnis geben. Aber auch abgesehen von den Bildern ist das Buch ein Muster gediegener und geschmackvoller Ausstattung: Papier, Druck, Einband machen den 420 Seiten umfassenden Quartband zu einem Schmuck- und Prunkstück des Bücherschrankes.

Heinrich Zerkaulen, der uns für dieses Heft das »Liebeslied im Mai« gegeben, hat gleichzeitig ein leichtes Bändchen mit Liedern vom Rhein in die Frühlingslüfte geworfen (J. Schnellsche Buchhandlung in Warendorf i. W.). Wem das Liebeslied zum Herzen spricht, der tue sich die Liebe an, auch dies Büchlein zu kaufen und zu lesen. Es ist voll Duft und Innigkeit und voll jener inbrünstigen rheinischen Lebensfröhlichkeit, die aus dem Herzen kommt und mit fröhlich macht. Das Volks-

lieb geht darin um, nicht gespensterhaft, nicht von literarischer Gelehrsamkeit oder Nachahmungssucht beschworen, nein, taufrisch und naturhaft, als wär's eben erst erblüht. Aber auch die Mutter Maria, Gottvater und die lieben Heiligen spazieren durch den wohlgepflegten Garten, lächeln gütig zu dem Sehnen, Suchen, Lieben, Jubeln und Weinen der Menschenkinder und segnen Strom und Land, wo sie von je wie zu Hause waren. Wie gut sich mit der Fröhlichkeit dieses jungen Poeten vom Rhein seine schlichte, zarte Frömmigkeit verträgt, wie hübsch seinem jungmännlichen Bräutigamsernst der Schalk zu Gesicht steht, der dann und wann seinen Mutwillen mit den sauber gefeilten Versen treibt! Ja, wie ein Frühlingsvogel schwingt sich dies Liederbüchlein auf, wie eine Lerche, die trotz Tod und Tränen dieser Tage ihren Glaubensmut zum Himmel jauchzt.

Wir haben unsern Lesern kürzlich von einem pädagogischen Fachmann etwas über die Kunst des Fibelmachens erzählen lassen: wie sie sich durch die Jahrhunderte gewandelt hat und welche Wege sie heute geht. Otto Zimmermanns Buch Elemelemu war damals noch nicht erschienen, sonst hätt' es in dem Aufsatz gewiß seinen Ehrenplatz bekommen. Denn es ist ein Muster jener aus der Kinderseele selbst gewonnenen Lebensfröhlichkeit, die heute für solche Abcschützen-Bücher als oberstes Ideal gilt. Vom Staub der Schulstube und von den Holzwänden des Katheders spürt man kaum noch was; das Kind selbst ist der Führer und Lehrer. Heini hat in die Tinte gefaßt und weiß nun nicht wohin mit den schwarzen Fingern. Was ruft er da? J! Und mit dem Bild und Laut hat sich ihm die Gestalt des Buchstabens unauslöschlich eingeprägt. So, an der Hand der über 100 farbenfrohen Bilder von Eugen Oßwald, geht es weiter, von einzelnen Lauten zu Wörtern, zu Sätzchen, zu Reimen und Rätseln, zu Sprechübungen, Märchen und kleinen Geschichten. Methodisch und ganz allmählich aufsteigend überwindet dieses Fibelbuch die Schwierigkeiten des Lesens, spielend, scherzend, lockend, denn die Bilder machen immer wieder neugierig auf die dazugehörigen Texte, lassen wohl auch manches im voraus erraten, wobei man freilich auch mal — aber gerade das macht dem Kinde unbändigen Spaß — gründlich vorbeischießen kann. Übrigens ist Elemelemu eine Schulfibel erst in zweiter Linie; zunächst und eigentlich gehört sie ins deutsche Haus — ins süddeutsche so gut wie ins norddeutsche, denn sie bindet sich an keine bestimmte Landschaft, keine Stammeseigentümlichkeit —, und es würde gar nichts schaden, wenn sie schon den Vier- und Fünfjährigen als Bilderbuch, als Spielzeug in die Hand gegeben würde: sie werden sich auch ohne Anleitung darin zurechtfinden, jedenfalls das Lesenlernen nicht mehr, wie wir einst, eine schwere und schwarze Kunst schelten, sondern als ein leichtes und heiteres Vergnügen empfinden.

Das Lebensbild einer römischen Hetäre, die einen gottbegnadeten Dichter zu unsterblichen Versen begeistert und sich dadurch selber Unsterblichkeit errungen hat, zeichnet uns Theodor Birt, nein, malt es mit all den glühenden Farben, die nur ein so sicherer Kenner des Altertums, ein so selbstbegabter Poet und ein so welt- und menschenkundiger Lebensgenießer wie dieser Beatus Rhenanus auf der Palette hat: Die Cynthia des Properz (Leipzig, Quelle & Meyer). Freilich, selten findet sich für die Geliebte eines Lyrikers so viel Kolorit in den ihr gewidmeten Versen selbst, wie für die Muse dieses Properz, der nicht bloß schwärmt, sondern auch schildert, realistisch und drastisch bis in die intimsten Einzelheiten. Wie Birt uns diese Dame des augusteischen Zeitalters lebendig macht, das ist ein Kabinettstück kulturgeschichtlicher Wiedergabe. Ihr ganzes Leben, ihr Tag- und Nachtwerk liegt vor uns aufgeschlagen, und geistreiche Parallelen, die bis in die jüngste Literatur und Malerei verlaufen, streuen glitzernde Lichter darüber. Doch mit dem Bildnis begnügt sich Birt nicht. Er führt uns auch in die Werkstatt des Dichters selbst, macht uns mit seiner Persönlichkeit, seiner Erscheinung, seiner Kunst und ihren Mitteln bekannt und übersetzt uns, getreu in dem elegischen Versmaß des Distichons, des zur Zweieinheit verbundenen Hexameters und Pentameters, zwölf der schönsten und temperamentvollsten Liebesgedichte des Properz. Der auf Velinpapier gedruckte Quartband führt als auserlesenen Schmuck Abbildungen antiker Bildwerke und Malereien mit sich, die dem Text lebendige Anschauung geben.

Der gleichzeitig in demselben Verlage und in derselben Ausstattung erschienene Zwillingsband »Gesänge aus Hellas«, in deutscher Sprache von Hans Voß, scheint mir als Ganzes weniger gelungen. Zwar haben die Verdeutschungen aus der Ilias, aus Pindar, Äschylos, Sophokles und der griechischen Anthologie alle Schlacken mühsamer philologischer Übertragung abgestoßen und stehen gleich Originalen blank und lauter vor uns, aber ihre Auswahl ist willkürlich, ihr Eindruck lose und zerstreut. Auch kann man bei dieser opulenten Ausstattung, die oft eine ganze Quartseite an vier Verse wendet, das Gefühl nicht unterdrücken, als habe hier durchaus ein Buch geschaffen werden sollen, das den hohen Kaufpreis rechtfertigt. Das aber ist ein snobistischer Grundsatz, der heutzutage weder Bewunderung noch Billigung verdient.



Seit einiger Zeit steht nun auch der zweite Band des Herderschen Zeitlexikons (L—Z), als Ergänzungsband der elfte des Herderschen Konversationslexikons, hilfsbereit da. Und wieder ist der Benutzer voll staunenden Dankes für die rasche, bestimmte und klare Auskunft, die ihm beim Anruf zuteil wird. Andre Nachschlagewerke dieser Art sind eingehender und ausführlicher, auch wissenschaftlicher und spezialistischer — mit manchem solcher Meyer- oder Brockhaus-Artikel soll mancher schon manchmal ins Examen gestiegen sein —, dafür verfehlen sie aber oft den Kern der Sache oder legen so viel Mäntel um ihn herum, daß der Wissensdurstige, der schnell geletzt sein möchte, die Geduld verliert. Herder dagegen versteht in wenigen Sätzen auf das Wesentliche zu dringen, genau und anschaulich zu sagen, was das Bezeichnende an dem und jenem ist, und vor allem: er weiß mit einer Laienpsychologie, die selten irrt, zu unterscheiden zwischen Wichtigem und Unwichtigem, Haupt- und Nebensächlichem. Auch hat er bei aller Objektivität den Mut zur schärfsten Charakteristik und damit zum Urteil. Oft dient dafür allein die wärmere oder kältere Färbung des sprachlichen Ausdrucks, wie denn die Form überhaupt eine in Nachschlagebüchern ungewohnte Pflege erfahren hat. Dazu die mit Meisterschaft gehandhabte Erläuterungskunst der Abbildungen! Der »Bilderschmuck« unsrer Konversationslexika war vor dem Kriege in Gefahr, zum selbstgefälligen Prunkwerk zu werden; hier ist er wieder in sein dienendes Amt zurückgewiesen, erfüllt es nun aber, zumal in den skizzenhaften Textabbildungen, desto behender und zweckmäßiger. Der Name Herder bedeutet ursprünglich Hüter und Weider der Gemeindeherde; auf die Sachen und Begriffe angewendet, die in einem Konversationslexikon gehütet und geweidet werden, würde das auch hier einen guten Sinn geben und als Ehrenbezeichnung gelten dürfen. F. D.

Verschiedenes

Heinrich Lilienfeins Roman »Das trunkene Jahr« liegt jetzt als Buch vor (Stuttgart, Cotta; geb. in Halbleinen 9000 M.). So eine Buchausgabe ist immer wie eine letzte Gerechtigkeitsrevision für den Dichter. Da darf nun kein Leser mehr, wie es wohl bei der geteilten Zeitschriftenveröffentlichung geschehen mag, aus einem einzelnen Abschnitt oder einer einzelnen Episode falsche Schlüsse ziehen oder gar voreilige Anklage gegen den Verfasser und seine »Tendenz« erheben; er braucht nur weiter, braucht nur zu Ende zu lesen, um zu wissen, wie es im Grunde gemeint war. Daß hier z. B. nicht, ganz und gar nicht die über den altbürgerlichen Sittenkodex rücksichtslos hinwegstürmende Jugendbewegung in den Himmel gehoben noch der Taumel der Lebenstrunkenheit als ein idealer Zustand gefeiert wird. Lilienfein ist hier genau so echt, gesund und kerndeutsch wie in seinen bisherigen Büchern.

*

Heinrich Scharrelmanns »Erlebte Pädagogik« (Braunschweig, Westermann) ist in zweiter, nicht vermehrter, aber durchgesehener, von Ballast befreiter, besser auf die Zeitbedürfnisse abgestimmter Auflage erschienen. Kaum je hat ein Buch seinen Titel so zu Recht und Ehren getragen wie diese Sammlung erziehungskundiger Aufsätze und angewandter Unterrichtsproben. Jedes Blatt dieses Buches ist mit der Pflugschar der Erfahrungsarbeit aus dem Boden geholt, ist mit einem Blutstropfen persönlichen Kampfes getränkt; deshalb blüht auch so frisches, grünes Leben aus der umbrochenen Scholle. Und dies Erleben hat die Kraft, sich auf andre zu verpflanzen, nicht mit seinen »Ergebnissen«, die dann leicht wieder zu Dogmen erstarren könnten, aber mit seinen Voraussetzungen, vor allem seinem Persönlichkeitsmut und seiner Feindschaft gegen Herkommen, Schablone und Phrase. Jedem Lehrer, zumal jedem jungen, sei das Buch empfohlen.

*

Unter den letzten Nummern von Reclams Universalbibliothek sind ein paar bemerkenswerte Erscheinungen, die viele neue dankbare Verehrer in dies Pantheon der Weltliteratur locken werden. Professor Dr. Berthold Wiese, der Romanist der Universität Halle, gibt einen gedrängten Kommentar zu Dantes Göttlicher Komödie, den er mit einer kurzen Biographie des Dichters und einer Gesamtwürdigung seines Ewigkeitswerkes einleitet (Nr. 6354—55), und Gust. Schwabs »Schönste Sagen des klassischen Altertums«, ein Werk, das noch heute nichts von der Frische und Farbigkeit seiner Erzählungskunst eingebüßt hat, kommt in einzelnen Bändchen heraus, die durch verwandte Stoffkreise zusammengehalten werden (Nr. 6357—58).

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Franz Gerner: Kinderbildnis



Heft: 802 Juni 1923

Der Rosenkavalier

Roman von Ossip Schubin

III (Schluß)

Nach der großen, bis tief in die Nacht hinein verschleppten Aufregung verlangte meine gesunde Jugend nach Schlaf. Ich schlief bleiern, schlief noch fest, als am nächsten Morgen gegen neun Uhr der Professor Fachberg in mein Zimmer trat.

»Na, da krieg' ich ja einen schönen Faulpelz zum Schwiegersohn!« rief er mir lachend zu, indem er Hut und Stock auf einen Tisch legte.

Schwiegersohn! Bei dem Wort durchrieselte es mich köstlich, während ich mich im Bett aufsetzte und mir die Augen rieb. Dann fing ich an, ihm von meinem romantischen Waldspaziergang zu erzählen, von meiner namenlosen Aufregung, meinem ekstatischen Zustand.

Er schnitt mir mit einer gutmütig kategorischen Geste die Rede ab: »Sparen Sie Ihren Atem! Erstens bin ich ein alter Arzt, zweitens bin ich auch einmal jung gewesen ... ta ta ta!« Er verfiel in Schweigen, plötzlich mit humoristischem Zorn: »Halunke, Straßenräuber!« fuhr er mich an.

»Herr Professor, Hildegard kann Ihnen sagen, daß wir beide von unserm Gefühl überrascht worden sind.«

»Hilde hat mir noch mehr gesagt, nämlich, daß sie an allem schuld war. Na, lassen wir das. Einen süßen Schelm kriegen Sie, wenn Sie sie kriegen. — Hm! Hm! Auch ihren schönen Plan hat mir Hilde mitgeteilt, daß sie mir nämlich die ganze, wie sie selbst zugibt, etwas verfrühte Verlobung verheimlichen wollte. Natürlich hat sie's nicht eine Stunde ausgehalten, ist mir um den Hals geflogen und hat mir weinend ihr großes Verbrechen gestanden — zu allerliebst war sie dabei. ‚Weißt du, Papa,' hat sie mir schließlich zugeflüstert, ‚es wär' ja doch ein Betrug gegen dich gewesen, selbst wenn wir uns nicht geküßt hätten — und wir haben uns doch geküßt!' Na, na! Ich werde Sie wohl über mich ergehen lassen müssen, junger Mann.«

Ich nahm seine Hand zwischen meine beiden und preßte sie an meine Lippen. »Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für Ihre Güte und Ihr Vertrauen,« murmelte ich. »Vergnügen kann Ihnen diese Verlobung Ihrer schönen und glänzend situierten Tochter nicht machen.«

»Vergnügen!« Er zwinkerte humoristisch mit den Augen. »Sollte wenigstens nicht! Entsetzt müßte ich sein. Na, ans Heiraten ist natürlich vorläufig nicht zu denken und an eine offizielle Verlobung auch nicht. Aber mein Haus will ich Ihnen nicht verbieten. Wenn Sie in Wien — wir werden wohl Mitte September von Belgien zurück sein — zweimal in der Woche zu uns kommen wollen, um mit uns zu musizieren, so soll mir's recht sein!«

»Es ist mehr, als ich zu hoffen wagte.«

»Hm! Und somit wäre wohl alles in Ordnung,« seufzte er, indem er meinen Bettrand verließ und sich mächtig zu recken und zu strecken begann. »'s hätt' ärger sein können. Denn, unter uns gesagt, waren Sie mir vom ersten Moment an sympathisch, und ich bin ein Menschenkenner. Schon jetzt hab' ich das Gefühl, als ob Sie zu mir gehörten, als ob Sie von



meinem Fleisch und Blut wären. Sapperment, da fällt's mir gerade erst ein« — er fuhr sich mit beiden Händen in die Haare, wobei er seine Frisur sofort in die groteskeste Unordnung versetzte: »Hilde behauptet, daß Sie ein ganz armer Schlucker seien.«

»Bin ich auch.«

»Na! Dann ... wo zum Teufel haben Sie Ihre schönen Kleider her? Ist das alles gepumpt?«

»Nein, Herr Professor, ich habe keinen Kreuzer Schulden!« murmelte ich.

»Na ... dann ist mir die Geschichte rätselhaft. Ja, Menschenkind, auf Ihre gelben Schuhe allein hätt' ich Sie ... aber lassen wir das, 's wird schon irgendwie in Ordnung sein.«

Ich fühlte, wie mir das Blut in die Wangen stieg, zum erstenmal fühlte ich, daß die gelben Schuhe sozusagen einem unlauteren Boden entsprungen waren.

Schon setzte ich an zu einer erklärenden Beichte, da erhob er sich, während er äußerte: »Na, und jetzt könnten Sie endlich aufstehen. Wir erwarten Sie um ein Uhr zu Tisch.« —

War es wirklich, wie mein schlechtes Gewissen mir höhnisch zuraunte, um der gelben Schuhe willen, daß der Professor unsre Bitte um eine Gnadenfrist schroff abschlug und darauf bestand, den nächsten Tag mit Hilda abzureisen? Möglich ist's. Zurückgekommen sind wir auf dieses Detail nicht. Mein Schicksal hat sich nach meiner Rückkehr nach Wien so bald tragisch zugespitzt, daß keiner von uns mehr Muße und Laune hatte, sich mit solchen Lappalien abzugeben. —

Professor Schmieden verstummte. Kurz darauf verabschiedete er sich. Erst nach einer Woche begann er wieder:

Es war fast selbstverständlich, daß ich mich mit der Engigkeit der Verhältnisse meiner Familie in St. Pölten, wohin ich mich vom Semmering aus begab, viel besser abfand als im Frühjahr, ja viel Rührendes und Freundliches darin entdeckte, an dem ich bei meiner Heimkehr von der Riviera lieblos und verdrießlich vorbeigesehen hatte.

Meine Mutter wurde nicht müde, mich über die Fachbergs auszufragen, deren Bekanntschaft gemacht zu haben ich in einem Briefe erwähnt hatte. Ich erzählte ihr viel von ihnen, nicht alles, aber genug, um sie zu veranlassen, ja zu berechtigen, ganz allerliebste Luftschlösser zu bauen. Einmal, zögernd und verlegen, fragte sie mich, ob es nicht unter den Umständen besser für mich sein würde, meine Beziehungen zu der Selvaggini abzubrechen. Denn, wenn für sie und mich die Selvaggini nichts andres war, setzte sie hinzu, als eine vornehme alte Frau und meine mütterliche Freundin, so gäbe es doch viele Leute, die ein Vorurteil gegen Damen vom Theater hegten und alle Komödianten in einen Topf würfen. Ich erwiderte ihr darauf, daß ich mir über diesen Punkt klar sei, und daß glücklicherweise die nahe bevorstehende Abreise der Diva nach Amerika mir die Trennung von ihr wesentlich erleichtere.

Meine Rückkehr nach Wien verschob ich, solange ich konnte, und bat unter dem Vorwand, meiner Mutter geschäftlich behilflich sein zu müssen, um eine Urlaubsverlängerung in der Kanzlei. Da sie mir bewilligt wurde, freute ich mich sehr und spann mich immer mehr in das stille, hausbackene, aber trauliche Familienleben ein, schrieb am Vormittag ererbte Kochrezepte für meine ältere Schwester ab, die im Begriff stand, sich mit einem jungen Beamten von der Bezirkshauptmannschaft zu verheiraten, und machte am Nachmittag Landpartien mit der ganzen Stadt, d. h. mit der exklusiven Gesellschaftsschicht, mit der meine Familie »selbstverständlich« allein verkehrt.

Gegen den zehnten September erhielt ich einen Brief von der Selvaggini. Sie bat mich, nach Wien zurückzukehren, um den Vertrag mit ihrem amerikanischen Impresario durchzusehen und genau zu prüfen, ehe sie ihn unterschriebe. —

Der Herbst hatte bereits mit seinen goldenen Händen in die Bäume und Büsche des Parks von Monplaisir gegriffen, als ich wenige Tage später in einer Droschke davor hielt. Gelbe Blätter lagen hier und dort auf Rasen und Kieswegen, aber der Reichtum des Laubes war noch unberührt. Die Rosen auf den Rasenplätzen blühten. Der wundersame Septembersonnenschein schimmerte golbig durch silberne Schleier, ein mildes, kaum hörbares Rauschen ging durch die Büsche. Über die weichen Herbstharmonien hinüber tönte ein schriller Laut, noch einer ... War das nicht —? Nein, das konnte doch nicht die Stimme der Selvaggini sein — und doch ...

Als ich mich der Tür des Musiksalons näherte, hörte ich einen heftigen Wortwechsel. Eine Männerstimme sagte: »Gefallen hat mir's nicht!«

Dann folgte ein Schweigen.

Sie mußte meinen Tritt gehört haben. »Komm nur herein!« rief sie und öffnete selbst die Tür. »Welche Überraschung, nicht wahr?« rief sie triumphierend, indem sie mir beide Hände entgegenstreckte.

Eine Überraschung wohl, aber keine angenehme.

Im ersten Augenblick erkannte ich meine alte Freundin kaum. Ihr graues Haar war hellbraun mit rötlich flimmerndem Schein gefärbt, ihre Figur, offenbar durch eine strenge Diät trainiert, auffallend schlank geworden. Auf eine gewisse Entfernung mochte sie den Eindruck einer jungen Person machen. In der Nähe sah sie älter als früher aus. Der strahlende Aus-

druck in ihrem Gesicht erlosch, als sie die Befrembung von dem meinen las. »Du bist nicht einverstanden,« murmelte sie. »Der auch nicht,« fügte sie mit einem herausfordernden Lachen hinzu und deutete auf den Korrepetitor am Klavier.

»Beides Philister! Verstehen nichts!« ertönte eine männlich klingende, aber offenbar weibliche Stimme. Dabei erhob sich eine Dame (ich muß sie wohl so nennen), die indessen, in einer der Fensternischen verborgen, eine Patience gelegt hatte. Sie war ebenso groß wie die Selvaggini, aber sehr stark, trug über einem schwarzen Seidenkleid eine pelzbesetzte Katzabayka, in deren weite Ärmel sie fröstelnd die Hände versteckte, und wiegte sich in den Hüften beim Gehen. Bedeutend älter als die Selvaggini, verriet ihr Gesicht noch immer Spuren ehemaliger Schönheit: dunkelblaue Augen glühten unter dichten geraden Brauen, die Nase war leicht aufgestülpt, aber rassig, der Mund groß und voll. Sie war in eine Wolke von übermäßigem Wohlgeruch eingehüllt und stark, aber nachlässig geschminkt wohl nur aus alter Gewohnheit, da sie offenbar längst keine Wünsche hatte als die, ihrer körperlichen Behaglichkeit ungestört frönen zu können.

Trotzdem sie sehr intelligent aussah, machte sie auf mich einen geradezu abstoßenden Eindruck. Viel willensstärker als die Selvaggini, hatte sie nichts von ihrer Güte, nichts von ihrer Grazie, nichts von ihrem Genie.

»Also das ist der junge Freund? Gratuliere! Guten Geschmack hattest du immer!« Und sie hielt ein langstieliges Lorgnon vor ihre hervorstehenden Augen. »Mach uns bekannt!«

»Meine Stiefmutter — Frau Dombrowska.«

»Genannt Juscha,« vervollständigte die Fremde, »die älteste Freundin unsrer genialen Diva. Aber jetzt setzen Sie sich zu mir, wir wollen die Probe nicht weiter stören, nicht wahr?« Und sie zog mich zu sich in die Fensternische. Indessen schlug der Korrepetitor, den ich von meinem Platz aus genau betrachten konnte, ebenso wie die Selvaggini, ein paar Akkorde an. Ich erkannte das Duett zwischen Marcell und Valentine in den »Hugenotten«. Sie begann die berühmte Stelle: »Ich bin, ich bin — bin ein Mädchen, ach Marcell, das ihn liebt, und das ihr Leben willig für ihn gibt!«

Aller Tradition zum Trotz hatte sie die hohen Töne, anstatt sie wie üblich herauszuschmettern, in einem schüchtern träumerischen Pianissimo verschwimmen lassen, als ob sie Angst hätte, ein heiliges Geheimnis preiszugeben.

»Prachtvoll!« sagte der Korrepetitor.

Und ich wiederholte beklommen: »Prachtvoll!«

Aber dann kam die Arie. Sie setzte alle ihre Kunst daran, begann mit einem leidenschaftlichen Geflüster, schonte ihre Stimmittel bis zu einem letzten Krescendo, das in dem langausgehaltenen hohen C ausklang.

Beifallheischend sah sie sich um. Aber diesmal sagte nur die Dombrowska: »Prachtvoll!« Ich schwieg.

Der Korrepetitor räusperte sich. Nach einer nachdenklichen Pause erklärte er ein wenig trocken: »Es war immerhin eine Leistung.« Worauf er hinzufügte: »Aber an deiner Stelle möchte ich die Valentine doch nicht mehr singen.«

»Und warum nicht?« Ihre Augen sprühten Feuer, ihre ganze Gestalt bebte.

»Weil — weil in dem Theater Menschen anwesend sein könnten, die dich die Valentine früher haben singen hören! — Herrgott, sag' mir nur, wozu du dir das alles antust!«

»Was?« fragte sie eisig.

»Nun, das Wiederaufnehmen deiner Karriere. Einmal muß man aufhören. Und die Selvaggini ist sich's schuldig, daß sie zu rechter Zeit aufhört.«

»Du hast es von jeher verstanden, dich unangenehm zu machen, aber heute ist das Maß voll. Geh!« Sie deutete nach der Tür.

»Mit Vergnügen! Wenn du mich brauchst, weißt du, wo du mich findest,« brummte er und erhob sich von dem runden Drehstuhl vor dem Klavier. Dann bückte er sich nach seinem vertragenen Schlapphut, der unter dem Klavier lag, setzte ihn auf die struppigen Haare, nahm seine Notentasche unter den Arm, musterte mich mit einem langen, leicht zwinkernden Blick und wollte das Zimmer verlassen, als sie ihm nachrief: »Mach doch keine Dummheiten, Boja, du weißt ja, wie ich bin. — Natürlich bleibst du zum Essen.«

»Nein — hab' keine Zeit und keine Lust. Genieße dein junges Leben!« Und er ging.

»Ein guter Musiker, aber ein schauderhaft manierloser Mensch!« murmelte die Selvaggini, indem sie ihm nachsah.

»Ich wundre mich, daß du so viel Geduld mit ihm hast, Marie,« meinte in ihrem polnisch miauenden Ton, träge die Karten zusammenschiebend, die Dombrowska.

»Was willst du? Er ist der beste Korrepetitor, den ich kenne. Ein alter Freund.«

»Ein Freund?« wiederholte ich befrembet.

»Ja,« sagte sie finster, »einer von den wenigen, ganz uneigennützigen, die mir in meinem Leben begegnet sind. Oh, ein anständiger Mensch ist er schon, aber er macht sich manchmal unangenehm. Ich glaube, das tun die anständigen Menschen alle, früher oder später. Es gehört ihrer Ansicht nach mit zu ihren Verpflichtungen ... aber gehen wir essen.« —

Selbstverständlich fehlte bei dem äußerst luxuriösen Lunch auch der Champagner nicht, und ganz ebenso selbstverständlich ließ ich mein Glas, das mir die Selvaggini eigenhändig mit einem



gutmütigen und etwas schüchternen Lächeln gefüllt hatte, stehen.

»Sie müssen schon verzeihen, Marie,« entschuldigte ich mich, »wenn ich mich an Hochquellwasser halte, aber der Wein, so inmitten des Tags getrunken, macht mich schwer und dumm, und ich möchte doch nach dem Essen noch meinen geschäftlichen Verpflichtungen nachkommen. Sie wünschten ja, daß ich Ihren Vertrag durchsehen und prüfen möchte.«

»Ach, laß das bis auf morgen,« murmelte sie fast flehend, »heute will ich mich an dir freuen — wenigstens einmal noch. Mein liebes, schönes, edles Kind!« Sie strich mir leise über die Hand. »Ich kann's gar nicht glauben, daß du wieder da bist, ich denke immer, du wirst plötzlich verschwinden wie ein Traum.« Ihre Stimme, die beim Singen so häßlich klang, war beim Sprechen üppig und weich, von einer tiefen Schwermut umflort. Aber sie übte ihren alten Zauber nicht mehr auf mich aus. Es lag zu viel zwischen der schönen Zeit in Wartenberg und jetzt. Ich blieb steif. Die Dombrowska betrachtete mich spöttisch. Sie fraß wie ein Oger und trank die ganze Flasche Champagner aus, griff zuletzt noch nach dem Glas, das ich hatte stehen lassen, und schlürfte es auf einen Zug aus. Dabei sagte sie höhnisch: »Denken Sie an mich, junger Mann, Sie werden sich noch oft an das Glas Champagner erinnern, das sie heute stehen ließen, und Sie werden bereuen, es nicht getrunken zu haben.«

Die Selvaggini runzelte die Stirn. »Laß sie schwatzen,« murmelte sie. »Die versteht uns nicht — weder dich noch mich. Hast du deinen Abend noch frei? Dann schenk' ihn mir!« Sie sagte es so bescheiden und bittend, daß ich nicht anders antworten konnte als: »Mit Freuden, Marie. Das versteht sich von selbst,« obzwar mir gar nicht danach zumute war.

»Dazinski hat sich für heute abend angesagt,« streute die Dombrowska ein.

»Laß ihn doch. Sag' ihm ab!« entgegnete die Selvaggini ungeduldig.

»Vous êtes bête à faire renchérir le foin,« murmelte die Dombrowska, offenbar in der Überzeugung, daß ich kein Französisch verstünde.

»Mag sein! Aber ich will ihn nicht sehen, hörst du — wenn er kommt, so wirf ihn hinaus, danach richte dich,« erklärte die Primadonna herrisch und scharf. »Und dich will ich auch nicht!«

»Ah! Also ein Tete-a-Tete mit diesem jungen Adonis — ich verstehe!« Die Dombrowska lächelte abscheulich.

»Du verstehst nichts,« versetzte die Diva heftig, »gar nichts, weil du eine Freundschaft wie die, die uns beide verbindet, aus deiner schmutzigen Seele heraus nicht begreifen kannst.«

Wir saßen jetzt beim schwarzen Kaffee, ich auf einem Taburett neben dem Klubsessel, in den sie sich zurücklehnte. Der Polin den Rücken kehrend, sagte sie weich, fast flüsternd: »Wir wollen das ganze Jahr ausstreichen, mit seinen Gefühlshöhen und -tiefen, Raimund — wir wollen wieder in Wartenberg anfangen. Weißt du noch, wie schön das war, damals, ehe du krank wurdest? Ich will mich wieder in dein Herz hineinsingen, mein Kind. Meine Arien magst du nicht! Mein Gott, das muß ich so hinnehmen, aber Lieder hörst du mich gern singen, nicht wahr?«

»Und ob, Marie! Leidenschaftlich gern!« Ganz unbewußt nahm ich ihre Hand und führte sie an meine Lippen. Mir war ganz plötzlich, als ob ich, durch ein Mißverständnis verführt, ihr nun ein Unrecht abzubitten hätte, das ich ihr angetan.

In dem Augenblick erschien der alte Luigi und überreichte mir ein Briefchen; ein Messengerboy habe es gebracht, bemerkte er, und warte auf Antwort.

Ich erkannte die Schrift Hildas.

»Lieber Raimund! Ich schreibe auf gut Glück in deine Kanzlei, da ich deine andre Adresse nicht kenne. Ich weiß gar nicht, ob du schon in Wien bist. Aber wenn, so komm heute in unsre Loge in der Oper, Nr. 11 im ersten Rang. Meistersinger — Reichmann singt. Ich weiß, wie du die Meistersinger liebst. Papa war gnädig, er hat mir gestattet, dich einzuladen. — U. A. w. g. Alles weitere heute abend. Hilda.«

Es fuhr mir wie ein Blitz durch die Glieder. »Ich kann den Abend leider nicht mit Ihnen verbringen!« rief ich aus.

»Und warum nicht?« Sie sah mir mit einem scharfen, bösen Blick in die Augen.

»Professor Fachberg hat mich in seine Loge geladen. Es werden die Meistersinger gegeben. Ich ... Sie begreifen« — ich war aufgesprungen und hatte mich bereits der Tür zugewendet —, »ich muß in mein Zimmer hinunter, die Antwort zu schreiben.«

»Mach doch keine Geschichten! Setz' dich an meinen Schreibtisch, du findest Papier genug ohne Monogramm,« wendete die Selvaggini ein.

Ich zögerte.

»Hast du vielleicht Angst, den Professor zu vergiften, wenn du mein Papier benützest?« fragte sie ungeduldig und scharf. Es widerstrebte mir tatsächlich, Hilda auf dem Papier der Primadonna zu schreiben. Anderseits konnte ich mich nicht entschließen, eine alte Frau, die noch obendrein meine Wohltäterin war, zu verletzen. Es läßt sich nicht leugnen, verehrte Freundin, daß eine Portion Roheit dazu gehört, in gewissen Lebenslagen Charakter zu bewahren, und diese Roheit hatte ich nicht.

So setzte ich mich denn an den Schreibtisch

und schrieb auf das erste Kärtchen, das mir zu Händen kam: »Komme mit tausend und tausend Freuden, glückselig. Raimund.«

Erst als ich das Briefchen eingeschlagen und mich umgewendet hatte, um es dem Diener zu übergeben, merkte ich, daß die Diva hinter mir stand und mir offenbar über die Schulter geguckt hatte, während ich schrieb.

Die Tür hatte sich hinter Luigi geschlossen. Wir standen einander gegenüber und blickten uns ins Auge.

»Treuloser!« sagte sie langsam, und das eine einzige Wort klang von ihren Lippen wie ein Lied, ein von der Selvaggini gesungenes Lied.

»Sind Sie mir böse, Marie?«

»Nein! — Ich bin nur traurig.« Sie stockte einen Augenblick, dann ganz leise: »Traurig, weil ich im ganzen Lauf unsrer Bekanntschaft nicht imstande war, den glücklichen Ausdruck auf dein Gesicht zu zaubern, den es trug, als du das kleine Billett gelesen hast!« Da ich nichts erwiderte — wie hätte ich können? —, fuhr sie fort, und ein wenig Schelmerei durchschimmerte den tiefen Schmerz in ihren Augen: »Also hat der Professor eine Tochter — hätte mir's denken sollen!«

Ich nickte halb mechanisch. Sie sagte nichts mehr, seufzte nur einmal sehr tief, dann mit dem schweren, schleppenden, mutlosen Schritt, den ich kannte, verließ sie das Zimmer.

Betroffen blieb ich stehen und blickte ihr nach.

Ein Räuspern der Dombrowska, die noch immer in ihrer Fensternische saß, veranlaßte mich, nach ihr hinzublicken. Ihre Patience ungeduldig zusammenschiebend, zündete sie sich eine frische Zigarette an. »Junger Mann,« begann sie in ihrem polnisch miauenden, halb deutschen, halb französischen Jargon, »Sie bereiten sich sehr peinliche Stunden für Ihre Zukunft vor. Sie benimmt sich wie eine Idiotin, das leugne ich nicht, **mais tout de même, c'est un grand cœur** — und Sie — Sie benehmen sich ... **comme un goujat!**«

Ich war wütend, am liebsten hätte ich der alten Frau etwas an den Kopf geworfen, und doch ... Kennen Sie den Ausdruck goujat, verehrte Freundin?

Frau Lindenstamm nickte.

Es gibt keine deutsche Übersetzung dafür. Gemeiner Bengel hat eine zu starke, alberner Tölpel eine zu schwache Bedeutung. Nun, ganz tief, im heimlichsten, intimsten Unterbewußtsein fühlte ich, daß ich den Ausdruck verdiente.

Sie betrachtete mich spöttisch, dehnte und reckte sich, dann, träge in die Wolke von Zigarettendampf hinein, die sich indessen vor ihrem Gesicht verdichtet hatte, sagte sie: »Es gibt Lebenslagen, in denen ein Mann sich nicht anders helfen kann, aber wenn er ursprünglich die Neigung hat, ein anständiger Mensch zu sein, so muß er trachten, solchen Situationen vorzubeugen.«

Ich war halb besinnungslos vor Zorn. Was hatte die Kreatur, diese alte Kupplerin für ein Recht, mir Moralpredigten zu halten? Es drängte mich, zwang mich förmlich, sie zu demütigen: »Was wissen Sie vom anständigen Menschen!« rief ich. »Haben Sie je einen anständigen Menschen gekannt?«

Sie betrachtete mich gleichmütig, ja überlegen von oben bis unten, dann mit einem Zynismus, der mir unvergeßlich geblieben ist: »E i n e n anständigen Menschen — was Sie so nennen! Nicht einen, viele ... Ich war dreiundzwanzig Jahre alt, ehe ich — was Sie ebenfalls so nennen — eine Dirne geworden bin. Der Fassadenunterschied ist immens, aber der innere sittliche Unterschied — der, verzeihen Sie mir, ist recht häufig unglaublich gering.«

Wir standen einander gegenüber, boshaft und feindselig, wie zwei bissige Hunde. Da drang das aufdringliche Geklingel des Fernsprechers zu uns herein; gleich darauf erschien Luigi und meldete: »Der Herr Graf Dazinsky läßt fragen ...«

Ehe ich noch vernommen hatte, was der Herr Graf Dazinsky fragen ließ, hatte ich das Zimmer verlassen.

Obwohl die Meistersinger bekanntlich um eine halbe Stunde früher anfangen als die meisten Opern, ging ich schon lange wie eine Schildwache vor der Fachbergschen Loge auf und ab, ehe der Professor mit Hilda erschien. Alle drei freuten wir uns sichtlich an unserm Wiedersehen. Der Professor schüttelte mir kräftig die Hand. Hilda lächelte mir zu. Da wir uns mit den Lippen nicht küssen durften, küßten wir uns mit den Augen. Als wir drei vor der Logenbrüstung saßen, betrachtete Hilda meinen Abendanzug mit naiv zärtlicher Bewunderung: »Du siehst aus wie ein junger Fürst,« flüsterte sie mir zu. »Wenn du nicht ein armer Schlucker wärst, würde ich dir's natürlich nicht sagen, aber so ...« Und sie drückte mir unter der Logenbrüstung die Hand.

Auch die Augen des Professors, der Hildas Worte gehört hatte, hefteten sich auf mich, aber anstatt der naiven Bewunderung seines Töchterchens begann der Schatten eines aufkeimenden Mißtrauens in sein bis dahin von Wohlwollen strahlendes Antlitz hineinzudämmern. »Der Frack sitzt allerdings ausgezeichnet,« äußerte er sich trocken, »von welchem Schneider stammt er denn?«

»Von Frank,« murmelte ich, indem ich mich glühend rot werden fühlte.

»So!« Das Mißtrauen dunkelte stärker, aber da hob schon der Kapellmeister den Taktstock. Die Ouvertüre begann. Sie sind musikalisch,



gnädige Frau, und Sie kennen die Meistersinger. Wie eine volle warme Woge von holdem Frühlingsduft und reiner, doch starker Lebenslust schwebte das Vorspiel über mich hin. So köstlich klang es mit meinem Empfinden zusammen, daß ich nicht mehr wußte, was mich mehr beglückte, ob die Musik, ob die Nähe des geliebten Mädchens. Den ganzen ersten Akt hindurch hielt die Stimmung an. Das Theater war selbstverständlich in Dämmerung gehüllt, aber bei jeder besonders schönen Stelle suchten sich unsre Blicke, und wir konnten uns gegenseitig an dem Aufschimmern unsrer Augen erfreuen.

Dann fiel der Vorhang, der Beifall brauste los, ein Meer von Licht durchflutete den Saal. Wir waren noch dabei, uns unsre Eindrücke zuzuflüstern, ob wir es denn bemerkt, wie schön gerade diese oder jene Stelle gewesen sei, als der Professor brummte: »Ich möchte doch wissen, was so Besonderes an uns ist, daß uns die Leute in der Loge drüben nicht aus den Augen lassen!«

Ich blickte auf. Drüben saß meine Wohltäterin, mit einem großartigen Perlenkollier um den Hals und einer blauen Fuchsboa um die bloßen Schultern, in der andern Logenecke in sehr anständiger Aufmachung die Dombrowska, zwischen beiden Dazinsky.

Eine Welle von Zorn stieg in mir auf. Ich erriet, daß die Selvaggini, nachdem sie hatte auskundschaften lassen, wo sich die Fachbergsche Loge befand, sich eine gegenüber verschafft hatte, um mich und meine Freunde beobachten zu können.

»Die beiden Damen sehen beide exotisch aus, so wie Rumäninnen oder Russinnen,« bemerkte altklug Hilda, »der Herr ist entschieden Jockey-Klub.«

Der Professor nickte. Er hielt sein Opernglas vor die Augen.

»Die in der linken Ecke, die mit der blauen Fuchsboa ist sehr schön,« fuhr Hilda fort.

»Ja,« murmelte der Professor. »Schön ist sie, aber 's ist was kurios Theatralisches an ihr. Hm, Sapperment, ist das nicht am Ende die Selvaggini?«

»Die Selvaggini! Die große Künstlerin!« rief ganz aufgeregt Hilda.

»Eine große Künstlerin war sie allerdings, aber auch ein großes Luder,« murmelte der Professor. »Doch, was zum Teufel hat sie immerfort herüberzustarren? Ich hab' sie allerdings vor zwanzig Jahren in München behandelt, aber ich kann doch nicht annehmen, daß dieses auffallende Interesse meiner alten Visage gilt.«

Ich saß wie auf Dornen. Es klopfte an die Tür.

»Das ist der Diener, der das Eis anbietet,« meinte Hilda. »Sie haben immer so ausgezeichnetes Eis in der Oper.«

Aber es war nicht der Diener, sondern ein schlanker, geschniegelter und gebügelter, nach der neuesten Mode frisierter junger Mann. Der Professor stellte uns vor: »Doktor Schmieden — Baron Chladnigg.«

»Ah, Doktor Schmieden,« sagte der junge Mensch, indem er, einer Aufforderung des Professors nachkommend, auf dem vierten, bisher leergebliebenen Sitz Platz nahm. Er musterte mich aufmerksam. »Wenn ich nicht irre, kennen wir uns vom Sehen!«

»In Wien kennen sich alle Leute vom Sehen — aus dem Kaffeehaus,« lachte Hilda.

»Vom Kaffeehaus kenne ich den Herrn Doktor nicht,« sagte Chladnigg. Er hatte eine unausstehliche Art, zu reden. Die Worte fielen ihm in einer Art affektiertem Getrippel von den Lippen. »Ich ... eh ... ich kann mich ja irren, aber ich glaube, daß wir uns an der Riviera begegnet sind.«

»Richtig ... ich glaube mich zu erinnern,« murmelte ich.

»Ich wohnte in der Villa Flamingo, knapp neben der Villa Paradiso, in der, wenn ich nicht irre, der Herr Doktor seinen Wohnsitz hatte.«

»Hm! Und wie kommt's, daß Sie beiden jungen Leuten aus derselben Gesellschaftsschicht so aneinander vorbeigekommen sind, ohne sich persönlich kennenzulernen?« fragte mit einer unheimlichen Schärfe in der Stimme der Professor. Wir schwiegen, ich sehr verlegen, Chladnigg boshaft. Nach einer Weile begann er: »Es gibt so Umstände. Ich reiste mit Mutter und Schwester, und der Herr Doktor befand sich in der Gesellschaft einer berühmten Künstlerin. Meine Mutter hat ein wenig kleinstädtische Ansichten, sie bewundert Künstlerinnen auf der Bühne, aber im täglichen, sagen wir meinetwegen alltäglichen Leben ...«

»So. — Wer war die Künstlerin?« fragte der Professor herb.

Chladnigg schwieg. Ich nahm das Wort. »Es war die Selvaggini!« sagte ich. »Sie ist eine treue, mütterliche Freundin von mir, ich verdanke ihr unendlich viel.«

Ein bleiernes Schweigen folgte, so ein schweres, drückendes Schweigen, das man sozusagen mit aufdringlicher Plötzlichkeit in ein Gespräch hineinfallen hört. Endlich begann Chladnigg, und seine Sprechweise klang noch lispelnder, trippelnder: »Wenn ich nicht irre, reiste der Herr Doktor mit der Diva in der Eigenschaft eines Sekretärs?«

»Nein! Damals an der Riviera war ich nur Wohltätigkeitsobjekt. Sie hat mich aus einer schweren Krankheit herausgepflegt. Später bin ich allerdings ihr Sekretär geworden.«

»So, später sind Sie allerdings ihr Sekretär geworden! Warum haben Sie mir das alles



nicht mitgeteilt, Herr Doktor?« fragte der Professor. Dabei stach sein Blick geradezu in mich hinein.

»Ich hatte bis jetzt weder Veranlassung noch Gelegenheit dazu,« erwiderte ich mit so viel Haltung und Gelassenheit, als ich mir abzuzwingen vermochte.

»So! Hm! Jedenfalls begreife ich jetzt die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die die Diva unsrer Loge widmet,« sagte der Professor.

Um uns herum war die Luft plötzlich wie geladen mit Elektrizität. Ich fühlte deutlich, daß ein Gewitter herannahte. Auch Chlabnigg hatte offenbar das Gefühl. Er erhob sich. Nach den üblichen Abschiedsförmlichkeiten, bei denen er es übrigens vermied, mir die Hand zu reichen, verließ er die Loge.

Ich wartete atemlos. Ich wußte genau, daß sich jetzt etwas Schreckliches ereignen, daß der Schlag fallen würde. Der Professor verharrte in eisigem Schweigen. Hilda, die von dem ganzen Auftritt nichts verstanden hatte, blickte beklommen bald ihn an, bald mich.

Als der Vorhang von neuem in die Höhe gegangen, das Licht abgedreht worden war, erhob sich der Professor: »Komm, Hilda, nimm deinen Mantel!«

»Aber Papa, bist du krank?« Hilda war außer sich.

Ich war aufgesprungen, den beiden in das Vorzimmer der Loge zu folgen, er winkte mir ab. »Bleiben Sie, wo Sie sind. Wenn Sie Lust haben, das Stück zu Ende zu hören, können Sie die Loge benützen. Wir gehen nach Haus.«

— — — — — — — — — — — — —

Nach einer gänzlich schlaflosen Nacht ging ich im Garten von Monplaisir spazieren. Spazieren? ... Ich schlenderte bald diesen, bald jenen Weg entlang und kam immer wieder an irgendeine Stelle, vor der ich zurückschauderte, weil sie mich an etwas Schönes erinnerte, für das ich hätte dankbar sein sollen und nicht mehr dankbar sein konnte. Nicht daß ich an jenem Morgen auch nur annähernd vermutete, in welcher fürchterlichen Lage ich mich tatsächlich befand, noch in welchem erniedrigenden Lichte die Welt mich sah, aber das Bild meiner Wohltäterin stand fast bis zum Abstoßenden verzerrt in meiner Seele.

Meine Begeisterung, ja Vergötterung ihrer Persönlichkeit hatte einer geradezu peinlichen Empfindung Platz gemacht, einem Gemisch von Mitleid und Scham.

Ich konnte mich nicht darüber täuschen, daß ihr Gefühl für mich eine unlautere Wandlung erfahren und diese Wandlung sich schon seit unsrer Rückkehr von der Riviera langsam vorzubereiten begonnen hatte.

Auch jetzt noch trachtete ich, mir meinen quälenden Verdacht als etwas ganz Unstatthaftes, ja Empörendes auszureden; im Grunde aber wußte ich doch, daß die Bemühungen, die Augen gegen etwas zu schließen, was so offen zutage lag, nur ein glattes Sich-in-die-Tasche-lügen bedeuteten. Ich empfand etwas wie Grauen und zugleich etwas wie Furcht vor meiner letzten Auseinandersetzung mit ihr, so etwas, wie ich es später vor einer schwierigen und gefährlichen Operation empfunden habe, wenn ich sie für unvermeidlich hielt, ohne mit Sicherheit auf einen günstigen Ausgang zählen zu dürfen.

Da, über das Knistern und Zischeln der Bäume glitten andre Laute, eintönig, unendlich traurig, die murmelnde Begleitung von Schuberts unsterblichem Gretchen am Spinnrad — und manchmal, nur ab und zu, in abgerissenen Takten, ohne Worte, nur in müden Seufzern tauchte die Melodie über der Begleitung auf. Fast wie eine Art Gespenstermusik klang's. Ich blickte auf, die Fenster des Musiksalons standen offen. Die Selvaggini hatte begonnen, zu musizieren. Es packte mich an der Kehle und am Herzen. Der Moment zu meiner Auseinandersetzung war gekommen. Ein Zögern oder ein Aufschieben hätte eine Albernheit und Feigheit bedeutet. So ging ich denn hinauf.

Mein Fuß haftete am Boden. Unwillkürlich horchte ich. So schön, so ergreifend hatte ich das Lied nie gehört, wie mit dieser kaum hörbaren, eine unerträgliche innere Unrast ausmalenden Begleitung und den nicht in Worte gegliederten, summenden, stöhnenden Seufzern, in denen die Melodie hinklagte.

Plötzlich wurde die Künstlerin meine Anwesenheit gewahr. Sie zog die Hände vom Klavier und erhob sich. »Ah, du bist's, mein Kind! Wie übernächtig und bleich du aussiehst!« Sie legte mir beide Hände auf die Schultern und durchforschte meine Züge mit unendlich zärtlicher Teilnahme. Ehemals hätte mich das tief gerührt, jetzt aber graute mir geradezu vor der Gewalt ihres Gefühls. Als sie nun gar immer noch wiederholte: »Mein armer, blasser Bub!«, und eine meiner Hände erst an ihren Hals, dann an ihre Lippen drückte, machte ich mich ziemlich schroff von ihr los.

»Marie,« setzte ich ein, »ich bin gekommen, den amerikanischen Vertrag mit Ihnen durchzusehen, wir sind gerade ungestört und könnten die Sache in aller Ruhe erledigen.«

»Ach, den Vertrag!« Sie fuhr sich über die Stirn. »Ja, richtig, aber ich bin heute so gar nicht zu etwas Geschäftlichem aufgelegt, ich kann meine Gedanken nicht sammeln. Ich habe nicht geschlafen, die ganze Nacht nicht, und auch du hast nicht geschlafen.« Sie sah mir ernst und prüfend in die Augen, fast als ob sie eine Anklage gegen mich erheben wollte.

»Woher wissen Sie das?« fragte ich kurz.



»Bin da draußen gestanden auf dem Balkon, von da aus kann ich in deine Fenster hinunterschauen. Beständig habe ich deinen Schatten sich vor den Stores hin und her bewegen sehen. Ach, und alles wegen dieser Puppe!«

Das Blut stieg mir in die Wangen. »Lassen Sie das, Marie, ich bitte Sie!« sagte ich. »Das sind doch meine Angelegenheiten.«

»Und seit wann sind deine Angelegenheiten nicht mehr die meinen?« fuhr sie auf. »Seit wann hab' ich denn dir gegenüber das heilige Freundschaftsrecht verwirkt, Anteil zu nehmen an allem, was dich freut und kränkt? Was hat's denn überhaupt gestern gegeben? Warum hat der alte Griesgram — ich habe das Unglück, ihn persönlich zu kennen — sich schon nach dem ersten Akt aus dem Staub gemacht? Es war ja zu dumm, wahrscheinlich, weil du hübscher und vornehmer bist als der reiche Stutzer, den er sich offenbar zum Schwiegersohn auserkoren hat, und weil er merkte, daß du der Kleinen besser gefällst. Glaubt er wirklich, daß man ein Mädel mit solchen Gewaltmitteln von einem Menschen losreißen kann, in den sie so verliebt ist wie die Kleine in dich? Sie verhindern dich, zu heiraten, das wird er vielleicht zustande bringen, aber euch verhindern, euch zu lieben, nie ... wann hätte ein Mädel nicht den Weg zu ihrem Liebsten gefunden, wenn sie das Herz zu ihm zog?«

Jetzt quoll ich über vor Zorn. »Um Gottes willen, schweigen Sie,« rief ich heftig, »Sie haben ja gar keine Ahnung von der Reinheit ...« Ich unterbrach mich.

Das Wort hatte sie getroffen wie ein Schlag, aber sie nahm sich zusammen, war mit einem Gegenhieb bereit. »Ach so eine ist sie! So, so! Hab' sie überschätzt. Eine von den ganz Temperamentlosen, eine von den Puppen, die Sägespäne bluten, wenn man in sie hineinsticht. Reinheit nennt man das, mein Armer, dann bedaure ich dich von Herzen. So eine tut, was der Papa will, da hast du keine Chance ...«

»Marie, ich bitte Sie! Legen Sie mir doch endlich den Vertrag vor! Sie haben mich ja ausdrücklich nach Wien zitiert, um ihn mit Ihnen zu prüfen,« rief ich ungeduldig.

»Ja, richtig, ich will ihn holen.« Die Worte waren schleppend, wie der Gang, mit dem sie das Zimmer verließ.

Es dauerte eine geraume Weile, bis sie wiederkam. Sie war verweint und stark gepudert, das Haar nur lose zusammengesteckt. Ich sehe sie noch vor mir, in ihrem dunkelgrünen, mit dunklem Pelz verbrämten Samtschlafrock, in dessen weite Ärmel sie, nachdem sie mir das Dokument gereicht, frierend die schönen schlanken, rosig gespitzten Hände barg. Sie hatte sich in einen Lehnsessel gleiten lassen, während ich, ihr gegenüber Platz nehmend, den Vertrag Absatz für Absatz langsam mit vernehmlicher Stimme vorlas. Hier und da zupfte sie an dem Pelz um ihre Ärmel. Dann versteckte sie von neuem ihre Hände darin und streckte ihren kleinen schmalen feingebogenen Fuß vor, um damit den Kopf eines weißen Bärenfells, das vor ihr ausgebreitet lag, zu streicheln. Keine ihrer Bewegungen entging mir, weil jede auf ihren überreizten Nervenzustand Bezug hatte.

»Ich kann Ihnen nur gratulieren, die Bedingungen sind glänzend,« versicherte ich, als ich an den Schluß des Schriftstücks gelangt war.

»Lies nur weiter!« murmelte sie heiser.

»Der Privatsekretär des Fräulein Marinja Dembitzka, genannt die Selvaggini, Herr Doktor Raimund Schmieden, erhält ein monatliches Honorar von dreihundert Dollar, außerdem freie Verpflegung zu Wasser und zu Land, volle Vergütung sämtlicher Reisekosten und eine eigne Kabine auf dem Schiff.« Ich unterbrach mich. »Diesen Passus müssen Sie streichen, Marie,« sagte ich mit so ruhiger und fester Stimme, als ich konnte.

»Du kommst nicht mit?« fragte sie langsam, wobei sie sich mit beiden Händen das volle Haar von den Schläfen zurückstrich. Sie sah plötzlich aschfahl, beinahe wie eine Leiche aus, mit verfallenen Augen und gespitzten, geschärften Zügen.

»Es ist unmöglich!«

»Und seit wann ist es unmöglich? Im vergangenen Frühjahr, im Sommer noch war es so gut wie ausgemacht, und jetzt unmöglich ...« Sie starrte vor sich hin, sie tat, was sie konnte, um ihre Haltung zu bewahren, aber ihr Mund hing schlaff, und in ihrer rechten Wange zuckte es wie ein Krampf. »Ich hab' es gewußt, als du mir gestern den Abend nicht mehr gönnen konntest oder wolltest. Da hab' ich's gewußt, daß es zu Ende ist — alles. Ach, wenn ich nur noch einmal wieder ein paar Stunden gehabt hätte, allein mit dir, wenn ich mich dir ins Herz hätte hineinsingen können, so recht tief hinein — aber so ... unmöglich ... unmöglich ...« Und auffahrend: »Du hast mir ein Messer ins Herz gestoßen. Vielleicht weißt du gar nicht, was du getan hast.«

»Marie, übertreiben Sie doch nicht so! Ein unbedeutender Mensch wie ich wird doch leicht zu ersetzen sein.«

»Ein unbedeutender Mensch,« wiederholte sie langsam wie aus einem Traum. »In den Augen der Welt vielleicht. Aber ein Mensch voll Poesie, voll hoher, edler Lebensauffassung und ein Mensch, der mich eine Zeitlang vergöttert hat.«

Den Blick, den suchenden, flehenden, ängstlich hoffenden, mich unbewußt zu einer Lüge auffordernden Blick, mit dem sie bei diesen Worten mein Gesicht durchforschte, kann ich Ihnen nicht beschreiben.





August Böcher: Picknick

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1922

Es war eine der größten Versuchungen meines Lebens, ihr diese Lüge zu schenken, ihr zu versichern, daß ich sie trotz der Umstände, die mich zu einer Trennung zwangen, tatsächlich weiter vergöttere. Ich überwand die Versuchung, ich hatte das deutliche Gefühl, daß die Auseinandersetzung ausschlaggebend war für den ganzen Rest meines Lebens, und auch das Gefühl, auf einem schmalen Pfad zwischen zwei Abgründen zu wandeln: auf der einen Seite harsche Brutalität, auf der andern schwächliche, sentimentale Nachgiebigkeit. Zur letzten neigte ich stark, und wenn mir nicht das liebe Gesichtchen Hildas vor Augen gestanden, hätte ich mich nicht dagegen behauptet. »Ich versichere Sie, daß es mir schwerfällt, Ihnen meine Dienste nicht weiter zur Verfügung stellen zu können,« sagte ich lahm, »aber es ist mir leider nicht möglich. Sie werden gut daran tun, sich sofort nach einem neuen Sekretär umzusehen, damit er sich einarbeitet, ehe Sie Ihre Reise nach Amerika antreten.«

»Meine Reise ... ich habe keine Lust mehr zu der Reise,« murmelte sie tonlos.

»Das ist nun geradezu kindisch von Ihnen,« verwies ich ihr, indem ich einen altklug ermahnenden Ton annahm. »Und Ihre Verstimmung ist gottlob vorübergehend. Nach dem ersten Abend im Metropolitan, sobald Sie wieder den großen Donner gehört haben, werden Sie mich vergessen.«

»So — vielleicht — über dem großen Donner vergess' ich alles,« gestand sie mit schmerzlich zuckenden Lippen, »aber ... ich werde ihn nicht mehr hören. Ja« — ihre Stimme klang matt und träumerisch —, »wenn ich meine Inspiration noch hätte entzünden können an deiner Begeisterung, wenn ich mich hätte wärmen können an deiner Jugend, dann ... so aber —«

Wir standen einander gegenüber, Auge in Auge.

»Raimund!« flüsterte sie.

Ich blieb stumm. Da nahm sie den Vertrag, zerriß ihn mit einer langsam zögernden Bewegung und ließ die beiden Fetzen auf den Boden fallen. »Vorbei!« murmelte sie.

Ich senkte die Augen. Als ich sie wieder hob, hatte sie das Zimmer verlassen. — —

Das Schwerste liegt hinter mir, sagte ich mir, indem ich nun der Straßenbahn zuschritt, die mich nach Wien befördern sollte. Ich wollte in mir das Gefühl wachrufen, als ob ich eine große und drückende Last abgestreift habe. Tatsächlich drückte die Last mich peinlicher als zuvor. Zu meinem eignen Mißbehagen, das hinwegzuräumen mir nicht gelungen war, trug ich den ganzen Schmerz der Selvaggini auf meinen Schultern. Mein Gott, wäre es denn nicht zu vermeiden gewesen, ihr wehe zu tun?

Vor allem eilte ich nun, den Professor aufzusuchen, um mich mit ihm über den eigentlichen Grund seines gestrigen Betragens auseinanderzusetzen.

Ich wurde nicht empfangen. Darüber, daß er sich zu Hause befand, konnte ich nicht im Zweifel sein, ich hatte im Vorzimmer seine Stimme gehört. Nun aber bäumte sich mein Zorn auf gegen seine engsinnige Unvernunft. Es mochte ihm ja ärgerlich sein, daß ich mich mit einer Komödiantin herumtrieb, daß ich die Stelle eines Sekretärs bei einer Primadonna bekleidet hatte. Das paßte nicht in die vornehme Harmonie seiner hochbürgerlichen Lebensführung, und besonders ärgerlich mochte es ihm von einem jungen Manne sein, dem er es bereits vergönnt hatte, sich als seinen zukünftigen Schwiegersohn zu bezeichnen.

Das war alles gut und schön oder doch begreiflich, aber daß er mich so rücksichtslos vor den Kopf stieß, war unbegreiflich, damit schoß er meiner Ansicht nach weit über das Ziel und alles Erlaubte hinaus.

Wie ich die nächsten Stunden verbrachte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich die ganze Zeit damit beschäftigt war, einen Brief an ihn aufzusetzen, in dem ich ihn sehr energisch und entrüstet aufforderte, sich mir gegenüber zu erklären. Manchmal ließ ich mich auf eine einsame Bank nieder, um auszuruhen. Dann wanderte ich weiter, ohne einen andern Zweck als den, meine innere Unruhe zu beschwichtigen. Aber auch das wollte mir nicht gelingen. Über all den unfruchtbaren Spekulationen und ziellosen Wanderungen war die Dämmerung hereingebrochen. Ich war ganz erstaunt, als ich sah, daß es nahe an sechs geworden war.

Ein matter Südwind, herbstlicher Schirokko wirbelte um die Ecken herum und fegte den Staub auf, ein Blitz durchfuhr die Luft, kurz darauf ertönte ein boshafter, polternder Donnerschlag. Die Luft hatte sich, wie das im Frühherbst geschieht, plötzlich abgekühlt. Große Tropfen fielen. Ich hatte keinen Überzieher an und fröstelte; darüber erinnerte ich mich, daß ich aus lauter Aufregung mein Mittagessen versäumt hatte, und so trat ich denn in das erste Kaffeehaus, das ich auf meinem Wege antraf, verkroch mich mißmutig in eine Ecke und hatte mir soeben einen Schwarzen »extrastark« bestellt, als ich an einer großen, aus mehreren kleinen Tischen mosaikartig zusammengesetzten Tafel zwischen einigen Berühmtheiten, die ich nur vom Sehen kannte, den Korrepetitor der Selvaggini erblickte; außerdem zu meinem großen Erstaunen den Baron Chladnigg und meinen alten Bekannten, den Artillerieleutnant, der mich in dem Kosthause der gutmütigen Majorin so oft mit seinen unausstehlichen Klaviervorträgen gepeinigt hatte. Zwischen den Männern saß ein blondgefärbtes Frauenzimmer mit einem Zwicker auf der Nase, eine Jour-



nalistin, die offenbar im Begriff stand, Material für einen Artikel zu sammeln.

Da es mir in meiner gedrückten Stimmung sehr unangenehm gewesen wäre, angesprochen zu werden, griff ich nach einer Zeitung, um mein blasses und verstörtes Gesicht dahinter zu verstecken.

»Und ... das Privatleben der Primadonna?« fragte das blonde Frauenzimmer, indem sie den Bleistift über ihrem Notizbuch schweben ließ.

»Tadellos — eine kurze, unglückliche Ehe, dann, zum Trost, die Kunst, nicht wahr?«

Eine Pause folgte. Die Männer sahen einander an und lächelten. Nur der Korrepetitor runzelte die Stirn. »Was ihr Privatleben anlangt, so können Sie sagen, daß sie, eine Sammlerin von subtilem Geschmack und Unterscheidungsvermögen, beständig damit beschäftigt ist, ihre Kunstschätze zu mehren.«

»Hm!« Die Blonde kritzelte eifrig. »Und?«

»Und daß sich noch nie ein Armer vergeblich um Unterstützung an sie gewendet hat.«

»Das ist wahr!« sagten die Männer, die einen Augenblick aufgehört hatten, zu zischeln.

»Sie war immer eine fabelhafte Verschwenderin,« sagte ein Mensch mit einem klugen, glattrasierten Gesicht und einem sehr dünnen, gefärbten Scheitel, in dem ich den Heldenspieler des Burgtheaters erkannte.

»Wie der Frühling, der auch nicht hintanhalten kann mit seinem Reichtum, sondern ihn über die ganze Welt hinstreuen muß, um sie zu beglücken,« erwiderte der Korrepetitor.

»Das Gleichnis hat viel für sich,« murmelte der Heldenspieler, und Baron Chladnigg fügte mit affektierter Ironie flüsternd hinzu: »In mehr als einer Richtung.«

»Kunstsinnig und wohltätig,« wiederholte die Blonde. »Und die Erotik?« Sie sah sich mit bedächtiger Sachlichkeit im Kreise um. »Nichts?«

»Nichts, was der Mühe wert wäre, erwähnt zu werden,« entschied der Korrepetitor kurz.

»Und ihre Stiefmutter? Ich hab' sie neulich bei Ronacher kennengelernt,« begann die jetzt recht verwirrt dreinschauende Journalistin.

»Sie hat nie eine Stiefmutter gehabt.«

»Da bitte ich um Verzeihung — sie hat sich mir selber vorgestellt, Frau Dombrowska, die Stiefmutter der Selvaggini.«

»Hm! Aus Pflegemutter ist mit der Zeit Stiefmutter geworden,« lachte der Heldenspieler. »Sie meinen natürlich die berüchtigte Juscha. Das war einfach eine verluderte, herabgekommene Person, allerdings ursprünglich aus guter Familie, die unsre Freundin entdeckt hat, als sie, noch nicht fünfzehnjährig, Zündhölzer an den Straßenecken von Krakau verkaufte. Sie hat die junge Schönheit — sie soll fabelhaft schön gewesen sein — an einen alten polnischen Fürsten verkuppelt, der hat sie zum Schluß allerdings heiraten wollen, ist aber von seiner bigotten Schwester oder einem plötzlichen Schlaganfall — weiß nicht mehr, welches von beiden — daran verhindert worden. Wenn er sie nicht geheiratet hat, so hat er sie erzogen. Er hat aus ihr gemacht, was sie ist — fast eine große Dame und fast das verlottertste Frauenzimmer der Welt.«

»Fast,« murmelte ironisch Chladnigg. »Fast klingt gut! Später hat der schöne Dazinski die Vervollkommnung ihrer Erziehung übernommen.«

»Wer ist dieser Graf Dazinski? Er war neulich mit ihr und der Frau Dombrowska bei Ronacher ... ein Hochstapler, nicht wahr?«

»Nicht daß ich wüßte,« erwiderte der Heldenspieler. »Ein echter Aristokrat ist er schon. Gehört einer unsrer ältesten polnischen Familien an.« Der Heldenspieler war Galizier und mußte es wissen. »Er ist sehr musikalisch und hat ab und zu in Beziehungen zu der Selva gestanden. Heiraten hat er sie nicht wollen, und darüber hat's Meinungsverschiedenheiten gegeben zwischen ihr und ihm, abgesehen davon, daß er ihr, als sie zu altern anfing, in der demütigendsten Art untreu war. Vielleicht möchte er jetzt zu Kreuze kriechen, er ist ein wahnsinniger Spieler und soll im vorigen Winter aus dem Jockey-Klub in Paris gestrichen worden sein, weil er seine Spielschulden nicht mehr zahlen konnte.«

»Jetzt nimmt sie ihn nicht mehr,« erklärte ein berühmter Tenor mit zerzausten blonden Locken und einem wackelnden Doppelkinn. Er lächelte selbstzufrieden und blinzelte Andeutungen.

Der Heldenspieler, den ich später als einen grundgescheiten Menschen kennengelernt habe, betrachtete den Tenor prüfend und maß ihn verächtlich. »Bin nicht sicher,« murmelte er. »Von allen ihren Liebhabern hat Dazinsky auf sie den größten Einfluß ausgeübt. Sie hat eine Vorliebe für Aristokraten.«

»Ich glaube, sie liebt die Kontraste,« erklärte ein jüdischer Journalist mit einem assyrischen Bart. »Man hat mir gesagt ...«

Dann steckten die Männer die Köpfe zusammen, fingen an zu zischeln, zu lächeln und zu zwinkern. Einer übertrumpfte in seinen Mitteilungen den andern. Die Einzelheiten erspare ich Ihnen, verehrte Freundin. Der armen Journalistin, die nicht neugierig, sondern nur pflichteifrig gewesen war, stieg das Blut in die Stirn, der Bleistift blieb in der Schwebe und sträubte sich, Notizen zu machen.

Ich fieberte. Es drängte mich, aufzuspringen, den Lästermäulern ins Gesicht zu schlagen, meine Wohltäterin zu verteidigen. Verteidigen ... gegen was? Wenn, wie es leider den Anschein hatte, das, was die Tischgenossen einander mitteilten, auf Wahrheit beruhte, wäre meine Ver-

teidigung kläglich ausgefallen, hätte nur eine Steigerung der Anschuldigungen zur Folge gehabt. Da, als ich noch beklommen, wirr, entschlußunfähig dasaß, schlug der Korrepetitor mit seiner derben Faust auf den Tisch: »Geziemt euch wahrhaftig, über die Selvaggini herzufallen!« schrie er. »Kaum einer von uns ist hier, der nicht Beweise ihrer unerschöpflichen Herzensgüte genossen, keiner, den sie nicht durch ihre herrliche Kunst beglückt hätte — und da wißt ihr nichts Besseres zu tun, als ihren bedauernswürdigen Lebenswandel breitzutreten? — Wißt ihr, wie ihr mir vorkommt? Wie Menschen, die vor einem Rosenbaum stehen, und statt sich an dem Duft und der Schönheit seiner Blüten zu freuen, sich auf den Bauch legen, um nach dem Mist zu schnuppern, aus dem all die Herrlichkeit herausgewachsen ist. Um so trauriger für die Rose, wenn sie den Dünger braucht. Euch geht das nichts an, ihr habt einfach dankbar zu sein dafür, daß die Rose blüht und daß sie euch beglückt hat.«

Ich mußte mir sagen, daß ihr in dem verlumpten Korrepetitor ein besserer Verteidiger erstanden war, als ich je hätte sein können. Nie hätte ich solche Worte zu ihrer Entschuldigung und Verherrlichung gefunden. Der Standpunkt hätte mir gefehlt.

»Hut ab vor dir, Zelenka,« rief der Schauspieler mit dem gescheiten Gesicht und dem gefärbten Scheitel. »Hast recht. Aber du darfst's nicht verübeln, wenn wir uns nicht alle zu deinem Standpunkt erhabener Barmherzigkeit aufschwingen können. In ihrer Jugend hat man's so hingenommen, aber auf ihre alten Tage wirkt die Sache doch komisch und widerlich.«

»Man muß sie nehmen, wie sie ist,« bemerkte der Jude mit dem assyrischen Bart. »Sie konnte nun einmal nicht singen ohne erotische Anregung. Möchte wissen, wen sie sich nach Amerika mitnehmen wird.«

»Es gibt, glaube ich, zwei Anwärter für den Posten,« näselte Chladnigg, »Dazinsky — und das Jüngelchen, das sich als ihr Sekretär aufspielt.«

»Ei! Ei! Ist die Orangerie in Monplaisir endlich wieder bewohnt?« fragte der Heldenspieler. »Das ist ja sehr interessant. Wer ist denn der Glückliche?«

»Ein ganz netter Bursch aus gutem Hause. Sie hat schon seit einem Jahr ein Verhältnis mit ihm,« sagte Chladnigg.

Ich horchte wie erstarrt.

»Sie meinen doch nicht den jungen Schmieden?« entgegnete der Artillerieleutnant. »Seine Verehrung ist nur Kunstenthusiasmus. Den kenn' ich, das ist ein anständiger Mensch.«

Der Korrepetitor zuckte die Achseln. »An der Sache ist nichts — bis jetzt wenigstens!«

»Aber ich bitte Sie,« entgegnete Chladnigg. »Die Geschichte weiß ja jetzt schon ganz Wien. Er läßt sich von ihr aushalten wie eine Kokotte.«

Mit einem Sprung stand ich neben ihm und hätte ihn an der Kehle gefaßt, wenn der Artillerieleutnant mich nicht zurückgehalten hätte. »Das ist eine infame Lüge!« schrie ich.

Chladnigg lispelte affektiert: »Was soll eine Lüge sein? Daß Sie bei ihr wohnen, daß Sie sich von ihr füttern und beschenken lassen? Daß Sie den Winter in Saus und Braus an der Riviera mit ihr verlebt haben? Ist das alles erlogen?«

»Sie ist namenlos gut zu mir gewesen,« keuchte ich. »Aber ich bin nur der Freund der genialen Frau. Ich bin's ihr und mir schuldig, Ihnen das zu schwören!« Immer noch hielt mich der Leutnant fest.

»Wenn Sie mich zu Ihrem Zeugen brauchen,« sagte er kaltblütig, »so steh' ich zu Ihrer Disposition. Aber der Tätlichkeiten bitte ich Sie sich zu enthalten.« Damit ließ er mein Handgelenk los.

»Also schlagen wollen Sie sich mit mir ... bitte!« dehnte der Baron, dann fügte er hämisch hinzu: »Tut mir leid, wenn ich mich Ihnen gegenüber einer Verleumdung schuldig gemacht habe. Die Möglichkeit zu Mißverständnissen lag leider sehr nahe.«

Dann forderte ich ihn in aller Form. Der Artillerist übernahm es, meine Sache zu vertreten. — —

Ich eilte in meine Wohnung zurück wie ein verwundetes Tier in seine Höhle. Jeder Blutstropfen in mir brannte, jeder Nerv zuckte vor Verzweiflung, Entrüstung und Scham.

Verehrte Freundin! Kennen Sie den Moment gegen Morgen nach einer schlaflosen Nacht, wo es plötzlich hell wird? Noch um weniges zuvor hat man sich in das beruhigende, alle Unterschiede aufhebende Dunkel der Nacht als in etwas Selbstverständliches gefügt; dann kurz, ganz kurz umschwebt uns die graue Unruhe der Dämmerung — wird durchsichtig. Mit einem Schlage ist's hell. Man hat das Licht nicht werden sehen, es ist plötzlich da, wie wenn man eine elektrische Lampe aufgedreht hätte. Alle Gegenstände ragen mit unerbittlicher Deutlichkeit in das Tageslicht, alle Träume, die man in die Nacht hinein gedichtet, alle Visionen, die man sich aus der Dämmerung herausgebildet, sterben ab. Man sieht ... man sieht das Gegenständliche, man sieht ohne Phantasie, sieht — wie man in einer hochmütigen Regung des aus langer Betäubung erwachenden Verstandes meint — das einzig Tatsächliche. — Ich sah die Selvaggini!

Vieles von dem, was sie heute zu mir gesprochen und was ich noch immer platonisch ge-



deutet hatte, gewann für mich eine ganz andre Bedeutung. Ich verstand jetzt alles, glaubte alles zu verstehen. Nicht einen mildernden Umstand ließ ich für sie gelten. —

Bedenken Sie, verehrte Freundin, daß ich noch ganz in einer Zeit wurzelte, in der jeder anständige Mann sich einfach verpflichtet fühlte, an dem Triebleben der Frau vorbeizudenken. Eine Frau sollte und durfte nichts sein als ein möglichst wenig mit Fleisch bekleidetes Ideal, ein Körper, der aus einer Seele entstanden war. Nachsicht in bezug auf sittliche Ausschreitungen existierte damals in meiner Kulturschicht nur für den vierten Stand und die Vogelfreien — für alle die mißachteten Geschöpfe, deren sexuelle Nachgiebigkeiten das Postulat für die von uns verhimmelte Sittenreinheit unsrer Mütter und Schwestern sind. Ich sage, existierte, denn nach dieser Richtung haben sich die Anschauungen vielfach verändert. Ich als Arzt — ja als Arzt, gestehe Ihnen offen, daß man meiner Ansicht nach heutzutage die Toleranz in bezug auf die, nun, wollen wir's meinetwegen weibliche Liebesfreiheit nennen — in den höheren gehüteten Ständen arg übertreibt. Damals war das Gegenteil der Fall. Es war eine der schreiendsten Grausamkeiten der damaligen Kulturanschauung, daß sie der Frau eigentlich überhaupt keinen Körper zugestand.«

Professor Schmieden senkte den Kopf.

Frau Lindenstamm schüttelte den ihren: »Sie übertreiben, übertreiben ganz entsetzlich,« stellte sie phlegmatisch fest. »Das, was Sie eine Ungerechtigkeit nennen, erscheint mir als eine Huldigung, welche die Männer unsrer Natur darbringen, weil sie den tierischen Instinkten nicht so stark wie die männliche unterworfen ist. Und was nun gar die Grausamkeit anlangt, so empfinden wir von Jugend an in ihrem Bann erzogenen Frauen sie sehr wenig! Aber darüber werden wir uns nicht einigen. Erzählen Sie weiter!«

Der Professor fuhr sich über die Stirn und nahm seine Erzählung wieder auf:

»Ich mußte meine Beziehungen zu der Selvaggini sofort abbrechen, durfte keinen Tag länger bei ihr verweilen. Immer wieder tauchte der verächtliche Blick vor mir auf, den der Professor auf mich gerichtet hatte, als Chladnigg mein Beisammensein mit der Diva an der Riviera erwähnte. Meine Wangen wurden heiß, wenn mir die Betrachtungen einfielen, die er an die Eleganz meiner Kleidung geknüpft hatte. Chladnigg hatte gewiß nicht versäumt, in ganz Wien, dem kleinwinzigen Teil von Wien, der damals für mich das Universum bedeutete, die abscheulichsten Gerüchte über mich in Umlauf zu bringen. Daß ihm's darum zu tun war, mich bei Hilda auszustechen, lag auf der Hand. Wahrscheinlich galt ich jetzt schon für den Geliebten der Selvaggini. Nicht etwa einfach für den Liebhaber einer großen Künstlerin — das hätte mir niemand verargt —, nein, für den ausgehaltenen bezahlten Buhlen eines alten Weibes, das Schmutzigste, Ekelhafteste, was es gibt.

Ich mußte fort, und ohne Abschied. Um alle Hemmnisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, wollte ich ein paar Zeilen an sie schreiben des Inhalts, daß ich unvorhergesehen und plötzlich nach St. Pölten abberufen worden sei, und ich wollte Luigi bitten, ihr die Mitteilung zu übergeben, nachdem ich mich morgen in aller Frühe aus dem Staube gemacht hatte.

Indessen mußte ich meine Siebensachen zusammenpacken, wobei ich natürlich alles zurückließ, was ich mir von dem Gelde der Selvaggini angeschafft hatte. Als ich ans Packen gehen wollte, stellte es sich heraus, daß der alte Luigi meinen Koffer in irgendeinem Ablagerungsraum aufbewahrt und eingeschlossen hatte und daß er unglücklicherweise nicht zu Hause war. Erst nach zehn Uhr wurde er zurückerwartet. So lange mußte ich warten. Glücklicherweise war die Primadonna ebenfalls abwesend. Als Luigi endlich zurückkam und mir den Handkoffer brachte, packte ich wie im Fieber. Mir schwindelte von dem Sichten und Hinundhersuchen, aber endlich war ich fertig. Todmüde wollte ich mich zu kurzer Rast niederlegen, als ich ein leises, fast gespenstisches Geräusch vernahm — erst nur ein Knarren in dem alten Holzwerk. Ich fuhr zusammen. Im Schloß der Tür, die mein kleines Gelaß absperrte, drehte sich ein Schlüssel, dann tönten durch den kleinen Vorraum Schritte. Die Tür meines Zimmers öffnete sich — vor mir stand die Selvaggini.

»Sie sagen mir, du willst fort, mir nichts dir nichts, ohne Abschied, morgen früh — ist das wahr?«

»Ja, ich ... muß zu meiner Mutter nach St. Pölten — nur für ein paar Tage.«

»Nur für ein paar Tage —« Sie schüttelte den Kopf. »Du kommst nie wieder!« murmelte sie.

»Marie,« erwiderte ich, »früher oder später hat diese Episode in unserm Leben enden müssen. Ich denke, sie hat gerade lange genug gedauert.« Und dann log ich flach und höflich: »Je länger wir die Trennung hinausschieben, um so schwerer wird uns der Abschied fallen.«

»Schwer! Dir wird der Abschied nicht schwerfallen,« murmelte sie bitter. »Hast ja nichts im Kopf als deine hübsche blauäugige Puppe, die nichts von dir wissen will, das heißt, sie möchte wohl, aber ihr Vater wird's nie zugeben — nein, nie, ich kenn' den engherzigen alten Philister. Nie im Leben gibt er's zu, daß sein Engelstöchterchen einen Menschen heiratet, der

einmal der Freund der Selvaggini war. Noch dazu bildet er sich alle möglichen Dinge ein, Dinge, die dir so fern liegen wie der Äquator dem Nordpol.« Sie ließ sich wie erschöpft in einen Lehnstuhl gleiten, dann mit mühsam unterdrücktem Schluchzen: »Mein Gott, du hattest mich ja lieb — warst glücklich bei mir — und ich ... ich war zufrieden mit den paar armseligen Gefühlsbrocken, die du mir gegönnt hast, war jeder Entbehrung fähig, eh' die Eifersucht mir ins Blut gefahren ist. Seither ist mein Leben eine Qual, jeder Atemzug eine Marter, jeder Pulsschlag eine brennende Pein, und alles, alles wegen dieser blauäugigen Puppe, die dir an Geist und Empfindung nicht das Zehntel von dem geben kann, was ich dir geben könnte. Und doch ...« Sie blickte starr vor sich hin. »Doch hat sie etwas, das ich dir nicht geben kann — die Jugend! Ja, die Jugend ... den köstlichen, berauschenden Lebensfrühling. Sie ist jung ... ich bin alt!« Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, eine Weile schwieg sie, dann, die Hände sinken lassend, fuhr sie schaudernd fort: »Alt! Es gibt Frauen, die sich darüber hinweglügen, noch andre finden sich damit ab, fassen es gar nicht, was es bedeutet ... aber ich fass' es! — Ja ... es bedeutet« — sie sprach jetzt sehr langsam, jede Silbe dehnend —, »es bedeutet: niemanden mehr beglücken können und nicht mehr das Recht haben, sich von jemand beglücken zu lassen! Oh, wenn du wüßtest, wie mich innerlich friert bei dem Gedanken!« Sie zitterte am ganzen Leib wie in einem Fieberanfall.

»Marie, es ist spät — Sie sind nicht ganz wohl,« mahnte ich. »Sie sollten sich doch endlich Ruhe gönnen.«

»Ruhe!« Sie sah mich starr an. »Wo soll ich die finden?«

Ich schwieg.

»Und morgen gehst du? — Gehst du wirklich?« fragte sie ganz leise, kaum hörbar.

»Ja, ich kann nicht anders.«

»Kannst nicht anders! — Nun dann!« Sie erhob sich. Ein herber Zug zeichnete sich um ihren Mund. In ihren Augen dunkelte es. »Leb' wohl!« sagte sie hart. Sie zuckte die Achseln und schritt der Tür zu. Plötzlich blieb sie stehen, wendete sich noch einmal und musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen.

In mir ging etwas Sonderbares vor. Auch ich musterte sie. Alle die sich ins Ungeheuerliche steigernden Ausschreitungen, die man ihr zuschrieb, traten mir plötzlich deutlich ins Gedächtnis und weckten ein Grauen in mir ... aber das Grauen erhitzte mein Blut. Und sie erriet, was in mir vorging. Regungslos stand sie vor mir, in demselben losen, pelzbesetzten grünsamtnen Kleid, das sie am Vormittag getragen hatte und aus dessen weiten Ärmeln ihre wundervollen Arme ragten. Aber von der in Tränen aufgelösten Frau, die um eine letzte Zärtlichkeit bettelte, war keine Spur mehr vorhanden. Sie hielt sich gerade und stolz, den Kopf in den Nacken geworfen. Ihre Züge hatten mit einmal alle alternde Schlaffheit verloren und eine fast statuenartige Schärfe angenommen. Ihre Lippen teilten sich in wollüstigem Hohn. Aus ihren langen halbgeschlossenen Augen betrachtete sie mich zwinkernd, forschend, lauernd. Sie war plötzlich schön geworden, mit einer Schönheit, die zugleich abscheulich und voll dämonischer Anziehungskraft war.

Nichts an ihr erinnerte mehr an die mütterliche Freundin voll hingebend selbstloser Güte. Sie hatte den Ausdruck einer durstigen Bacchantin und den eines Raubtieres, das zugleich schlau und gierig den Augenblick abwartet, sich auf seine Beute zu stürzen.

»Gute Nacht, Marie,« sagte ich heiser und hatte Mühe, die Worte über meine trockenen Lippen zu bringen.

»Gute Nacht!« wiederholte sie höhnisch, und ihre Mundwinkel bogen sich noch wollüstiger, ihre Augen zwinkerten noch forschender in mich hinein. »Nicht einmal einen Handkuß zum Abschied?«

Ich nahm ihre Hand, aber ehe ich sie noch an die Lippen geführt, ließ ich sie fallen, als hätte ich glühendes Metall angefaßt. Da stürzte sie sich auf mich, umschlang mich mit ihren Armen — küßte mich. Ein triumphierendes Kichern girrte ihr aus dem Hals.

»Du liebst mich ja,« flüsterte sie, »noch heute ist dein Gefühl für mich stärker als für die hübsche Puppe, die du in acht Tagen satt hättest, selbst wenn du sie bekämst. Ich geb' dich nicht mehr frei ... du bist mein —!«

Es war keine menschliche Stimme mehr, die aus ihrem Munde kam, es war ein heißes, trockenes Zischeln. Wie der Wind draußen in dem sterbenden Herbstgarten, so klang's.

Was in mir vorging?

Mein Herzschlag stockte, eine Todesangst erfaßte mich, ein bestialischer Selbsterhaltungstrieb. Mit einer Gewalt, die ich mir nicht zugetraut hätte, riß ich sie von mir los und stieß sie hinaus, wie man eine zudringliche Dirne hinausstößt ... sie, meine Wohltäterin, die Frau, der ich mein Leben verdankte. Ich schloß die Tür hinter ihr und ließ den Schlüssel im Schloß.

Ich horchte, wie man einer nur knapp entronnenen Gefahr nachhorcht. Erst nichts, gar nichts ... dann — ein langer Atemzug und gleich darauf ein Schritt, der sich entfernte — das war alles.

Gottlob, jetzt war's vorbei. Ich atmete auf. Von Mitleid war in mir nicht die Spur, und auch die vorübergehende Gier war gänzlich ge-



schwunden. Ich fühlte nichts als Ekel und eine wilde, grausame Freude darüber, daß ich das Ufer erreicht hatte, ehe die Wellen über mir zusammengeschlagen waren. —

Den nächsten Morgen sehr früh verließ ich mit einem Handkoffer das kleine Lustschloß. Vorerst verfügte ich mich in das Kosthaus der Majorin zu dem Artillerieleutnant. Noch im Laufe des Vormittags wechselte ich ein paar Pistolenkugeln mit Chladnigg und erhielt einen Streifschuß am Oberarm. Damit war die Sache erledigt. In mein altes Zimmer mit dem Blick auf den Lichthof zurückgekehrt, schrieb ich einen Brief an den Professor mit der Bitte um eine kurze Unterredung. Die Bitte konnte er mir nicht abschlagen, aber das Billett, in dem er mir den Zeitpunkt für unsre Zusammenkunft angab, war trocken und sein Empfang eisig.

Er blieb stehen und forderte mich nicht auf, Platz zu nehmen. Stumm standen wir einander gegenüber. Mit einmal trat in seine Augen der konzentrierte Blick, der bei ihm einer interessanten Diagnose voranging. Er musterte meinen fadenscheinigen Anzug; es war der einzige, den ich von meiner alten Garderobe noch übrigbehalten, und der einzige, den ich von Monplaisir mitgenommen hatte. Dann heftete er die Augen auf mein Gesicht. »Hören Sie mal, Sie sehen ja miserabel aus,« begann er. »Nun, was Sie auch verbrochen haben, jedenfalls sind Sie krank, und ich bin Arzt. Es ist zu sehen, daß Sie sich kaum auf den Beinen halten, setzen Sie sich — beichten Sie!«

So sehr er mir anfangs mißtraut, um so edler hat er sich nachträglich gegen mich benommen.

Ich schilderte ihm meine Beziehungen zu der berühmten Frau aufrichtig und rückhaltlos, teilte ihm die häßlichen Dinge mit, die ich im Café gehört, natürlich nur, was mich persönlich anging. Dabei blieb ich stehen. Von der Szene, die sich in der Nacht abgespielt hatte, ehe ich Monplaisir verließ, erwähnte ich nichts.

Er wurde immer aufmerksamer, schüttelte ein paarmal im Laufe meiner Erzählung mit dem Kopf. Als ich geendet hatte, sagte er: »Junger Mann, Sie befinden sich in einer ganz abscheulichen Lage. Ich will Ihnen gern glauben, daß Sie nie der Liebhaber der Primadonna gewesen sind, aber in diesem Fall ist das fast nebensächlich. Es läßt sich nicht leugnen, daß Sie sehr viel von ihr angenommen haben, daß Sie ihr zu Dank verpflichtet sind — und doch war es notwendig, daß Sie Ihre Beziehungen zu der Selva abgebrochen haben, und daß Sie die unter keinen Umständen erneuern dürfen. Aber wie Sie sich dabei auch anstellen, auf eine sympathische Art können Sie sich aus dieser Verwicklung nicht heraussitzen.«

Ich saß da wie mit kaltem Wasser begossen. Ganz plötzlich fiel's mir ein, wie demütigend seine Worte mit denen übereinstimmten, welche die Dombrowska an mich gerichtet hatte.

»Daß ich Ihre Sympathie nicht beanspruchen kann, Herr Professor, weiß ich,« murmelte ich, »ich würde schon sehr dankbar für etwas Mitleid sein.«

»Mitleid so viel Sie wollen, grenzenlos — bodenlos. Von ganzem Herzen bedaure ich Sie, aber ich bedaure auch die arme Selvaggini. Ich habe sie in früheren Jahren gekannt, gut gekannt. Es sind Höhen und Tiefen in ihrer Natur, wie ich sie kein zweites Mal in einem Menschen vereinigt gefunden. Einmal nach einer Aufführung des Tannhäuser ist sie in religiösen Wahnsinn verfallen. Auf solche Anspannungen der mystischen Saiten ihrer Natur folgt natürlich eine unangenehme Reaktion. Sie sind jedenfalls einer großen Gefahr entronnen, aber Sie haben sich doch nur auf einen recht schmalen Felsenvorsprung gerettet. — Hol' mich der Teufel, wenn ich sagen kann, wie Ihnen zu helfen wäre. Ein schwerer Fall,« murmelte er in seiner medizinischen Terminologie vor sich hin, »ein sehr schwerer Fall!«

Ich blickte zu Boden.

»Wenn ich Ihnen das Haus verbiete,« fuhr er fort, »sind Sie vor der Welt gerichtet, wenn Sie auch von früh bis abends mit dem Arm in der Schlinge auf der Ringstraße spazierengehen und ein Bericht über Ihr Duell mit Chladnigg als Entrefilet in allen Zeitungen steht ... Hm! Hm! Ein schwerer Fall, ein verdammt schwerer Fall. So einen jungen Menschen wie Sie, kaum zweiundzwanzig Jahre alt und gutes Material, famoses Material, trotz der Dummheit, in die Sie sich hatten verstricken lassen; 's war auch ein gutes Quantum Idealismus dabei, die beiden Eigenschaften sind manchmal verheiratet, und da wird dann wenig Gutes daraus. Nein ... zugrunde gehen lassen kann ich Sie nicht ... Hm! — Hm! Ja — so werden wir's machen. Da Ihre Verlobung in jedem Falle eine sehr übereilte Sache war und mir darum zu tun ist, daß Hilda mit andern jungen Männern zusammenkommt, ein Stück Welt sieht, ehe sie sich endgültig bindet, will ich sie zu meiner Schwester nach England schicken, die an einen hervorragenden Gelehrten in Cambridge verheiratet ist und einen sehr interessanten Salon hat. Sie ist vernarrt in die Kleine und hat schon lange um ihren Besuch gebeten. Es war ohnehin ausgemacht, daß sie das Mädel ausführen soll. Die Hilda kann ruhig ein halbes Jahr bei meiner Schwester bleiben. Indessen kann ich mich mit Ihnen beschäftigen und versuchen, Ihre aus den Fugen gegangene Existenz einzurenken. Zweimal die Woche kommen Sie zu mir zum Musizieren, und hier und da will ich in irgendeinem guten

Hotel — mein Stammhaus ist das Imperial — mit Ihnen soupieren. Das wird Bekannte von mir veranlassen, Bemerkungen über Sie zu machen, Fragen an mich zu stellen, die mir Gelegenheit bieten werden, Sie zu verteidigen. — Ja, ja, so werden wir's machen. Sie sollen mein gutes Werk sein. Jeder von uns braucht so ein gutes Werk, um sich dereinst vor seinem höchsten Richter ausweisen zu können.« (Der Professor war tief religiös, trotzdem er Arzt war.) »Vor der Welt wird die Geschichte bald in Ordnung sein. Wie lange Sie brauchen werden, um Ihr inneres Gleichgewicht wiederzufinden, das kann ich freilich nicht sagen. Aber jetzt adieu! Hab' momentan wirklich keine Zeit mehr für Sie übrig.« Er reichte mir die Hand. »Sapperment, Sie fiebern ja, fiebern sehr stark. Kommen Sie nachmittags in meine Sprechstunde, ich möchte Sie ordentlich durchklopfen und untersuchen.« —

Wie ein Engel hat er sich gegen mich benommen.

Das von ihm vorgezeichnete Programm ist genau eingehalten worden. Sooft er irgend Zeit hatte, bat er mich zu sich, und allwöchentlich einmal soupierte ich mit ihm im Imperial. Anfangs betrachteten mich die Menschen etwas erstaunt. Das aber änderte sich bald, und die Freundlichkeit, mit der mir alle, denen er mich vorstellte — und es waren ein paar recht hervorragende Leute unter ihnen —, begegneten, bewies mir, daß er meine Sache gut geführt hatte.

So vergingen drei, vier Wochen. Meine Nerven fingen an sich zu beruhigen. Ich wohnte wieder bei der gutmütigen Majorin und fühlte mich in meinen engen Verhältnissen ganz zufrieden, ja, ich genoß geradezu die Kärglichkeiten und Schäbigkeiten meiner bescheidenen Existenz. Mir graute jetzt vor jedem Luxus, jeder Verweichlichung.

Anfangs hatte ich gefürchtet, die Selvaggini würde mir schreiben, mich bis in meine Wohnung verfolgen. Aber nichts von dem geschah, und eines Tags stand's in der Presse, daß die Diva sich mit dem Grafen Kasimir Dazinsky verlobt habe. Die Trauung sollte noch vor ihrer Abreise nach Amerika erfolgen.

Es gab mir immerhin einen Stich, wenn ich auch gleich danach wie befreit aufatmete.

Anfang Oktober wurden alle der Verunstaltung preisgegebenen Mauern und Wände mit riesigen gelben Anschlagzetteln beklebt, die das Abschiedskonzert der Selvaggini verkündeten. Die Preise waren hoch. Ich dachte gar nicht daran, das Konzert zu besuchen. Da, eines Tags fand ich beim Nachhausekommen auf meinem Tisch ein Kuvert, das, offenbar direkt von Gutmann gesandt, ein Billett enthielt. Ich zuckte nur ärgerlich mit den Schultern. Aus Angst, der Versuchung zu unterliegen, schenkte ich das Billett sofort dem musikalischen Leutnant. Er lächelte mich verschmitzt an und zerfloß in Dankbarkeit.

Jetzt aber ereignete sich etwas Sonderbares. Kaum hatte ich das Billett verschenkt, so meldete sich in mir eine rasende, eine peinigende Sehnsucht, die Selvaggini noch einmal zu hören.

Das öde Gekreisch, das mein Ohr so empfindlich beleidigt hatte, als sie das Duett der Valentine mit Marcel probiert, hatte ich vergessen, ich erinnerte mich nur noch an die Stimme, mit der sie sich damals in mein Herz hineingesungen hatte in Wartenberg — die Stimme, die an alte Kirchenglocken mahnte, in deren Erz Gold gemischt ist, oder an die G-Saite einer Amatigeige.

Ich schlief schlecht und träumte dreimal hintereinander gegen Morgen denselben Traum. Ich war in Wartenberg, und die Selvaggini wollte mir etwas vorsingen, aber jedesmal, wenn sie im Begriff war, anzufangen, erwachte ich.

Meine Sehnsucht steigerte sich bis zu einer Art fixen Idee. Unglücklicherweise war ich ganz auf mich allein angewiesen, da der Professor um jene Zeit nicht in Wien weilte. Er war an das Krankenbett eines russischen Großfürsten berufen worden.

Den Tag vor dem Konzert gab ich meiner Sehnsucht nach. Ich entschloß mich, ein Billett zu kaufen. Es war keins mehr zu haben. Der Andrang war fabelhaft gewesen.

Nun geriet ich ganz außer Rand und Band. Nur ein durch- und durch musikalischer Mensch kann sich einen Begriff von meiner Sehnsucht machen. In Augenblicken, die an Wahnsinn grenzten, wollte ich den Artillerieleutnant auffordern, mir das ihm geschenkte Billett zurückzuerstatten. Aber so weit habe ich mich doch nicht vergessen.

Am Tage des Konzerts fieberte ich, fühlte mich elend, ebenso müde wie rastlos. Am Abend begab ich mich zum Musikvereinssaal, um an der Kasse zu fragen, ob nicht vielleicht ein Billett zurückgebracht worden sei. Die Kasse war nicht einmal geöffnet; »Ausverkauft!« stand in großen Lettern über den geschlossenen Fensterläden.

Nun blieb mir nur eins übrig, der Appell an das »Wiener Herz«. Für ein gutes Trinkgeld, gepaart mit einem guten Wort, ist das fast immer zu haben. Vielleicht würde mich eine von den Türsteherinnen hineinlassen oder mir wenigstens gestatten, an der Tür zu horchen. Da ereignete sich etwas Sonderbares. Die Türsteherin, an die ich mich wendete, hatte ein Billett auf der Straße gefunden. Sie stellte es mir zur Verfügung. Ich betrat den Saal gerade noch, ehe die Türen geschlossen wurden.

Sie stand bereits auf dem Podium. Im ersten



Moment überraschte mich ihr Anblick. Ich fand, daß sie prachtvoll aussah. Als mein Blick aufmerksamer in ihren Zügen herumforschte, merkte ich die geschickte Nachhilfe und sah, wie stark das Antlitz seit unsrer letzten Begegnung verfallen war. Immerhin blieb sie eine herrliche Erscheinung von imponierender Vornehmheit. Ihre Aufmachung war großartig. Sie trug ein silberdurchschimmertes weißes Kleid, Perlenketten bis an den Gürtel, und in dem außerordentlich kleidsam frisierten Haar Lorbeerzweige, die, aus Brillanten und Smaragden zusammengesetzt, sich diademartig über ihrer Stirn kreuzten.

Ihr Blick irrte unruhig. Ich merkte, daß er sich öfters auf den Platz richtete, wo der Artillerieleutnant sich befand. Offenbar hatte sie mich dort erwartet. Ein ungeduldiges Zucken durchlief ihre Augenbrauen, ihre Mundwinkel hingen schlaff. Sie seufzte fast gelangweilt, nachdem sie mit ihrem Begleiter, dem mir wohlbekannten Korrepetitor, ein paar Worte gewechselt und ihre Hände und Ellbogen in die für die Stimmentfaltung günstigste Haltung gebracht hatte.

Das Programm war leider fast ausschließlich aus Opernarien zusammengesetzt. Obgleich die meisten transponiert waren, lagen sie ihr doch nicht. Die hohen Töne klangen scharf. Eine fast kümmerliche Vorsicht meldete sich bei ihrer Stimmverwendung.

Der Korrepetitor machte ein finsteres Gesicht; man merkte, wie sehr ihn die Wahl der vorgetragenen Stücke verdroß.

Das Publikum war geteilt. Die Unmusikalischen schwärmten sich in eine Art Begeisterung hinein, die wirklich Musikalischen konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen. Man klatschte wohl, das war man dem Ruf der Künstlerin und dem Preis der Billette schuldig, aber ... nun, Sie kennen ihn ja, diesen tröpfelnden Applaus, der, plötzlich von irgendeiner bezahlten oder unbezahlten Claque angeregt, immer wieder spärlich von neuem anfängt, nachdem er fast ganz ausgesetzt hat.

Bei den ersten Nummern kam sie heraus, solange sich noch ein paar Hände abmühten, wiederholte auf die geringste Anregung hin, was niemand gewünscht hatte, ein zweites Mal zu hören, lächelte und warf der Menge Kußhändchen zu. Aber bei jeder Nummer wurde sie müder, verstimmter.

»Schade, daß sie sich auf ihre alten Tage so preisgibt!« hörte ich neben mir einen Graukopf murmeln. »Sie war die erste Sängerin der Welt!« — —

Das Konzert war vorüber.

Die Selvaggini verbeugte sich tief und verstimmt, man merkte ihr an, daß sie sich ihres Mißerfolgs ebenso bewußt war wie ihres Ungenügens.

Ein paar Menschen zwangen sich, halb aus Mitleid, halb aus Respekt für ihre große Vergangenheit, zu einer letzten Beifallsdemonstration, aber ohne alle Wärme; offenbar war niemand darum zu tun, sie noch länger zu hören.

Der Saal leerte sich rasch.

Für mich bedeutete das Konzert zugleich eine Enttäuschung und eine Erleichterung.

Da gewahrte sie mich. Sie wurde totenblaß unter der Schminke, die von einem Augenblick zum andern den Eindruck einer aufgepappten Larve annahm. Ihre Augen sanken ein, ihr Blick wurde starr. Aus dem Publikum tönten entsetzte Stimmen: »Sie wird ohnmächtig!«

Ohne auch nur den Ansatz zu einer Verbeugung zu machen, verschwand sie. Der Applaus vertröpfelte.

Ich stand im Begriff, den Saal zu verlassen, als ein erneutes Händeklatschen meldete, daß die Künstlerin sich zu einer Zugabe entschlossen habe.

Und wie sie neuerdings das Podium betrat, hatte sie sich die Schminke von den Wangen gewischt und ihre bloßen Schultern mit der breiten Zobelboa verhüllt, die ich ihr so oft nachgetragen hatte — in Wartenberg. Ich wußte, was kommen würde ...

»O Nachtigall, dein süßer Schall«, hub sie an. Dann kam »Du junges Grün«, zum Schluß die »Alten Laute«.

Schon in ihre Mäntel gehüllt, eilten die Leute in den Saal zurück. Alles lauschte atemlos. Da war sie endlich, die warme, zum Herzen dringende Üppigkeit, die ihre Stimme von jeder andern unterschied, dabei eine Tiefe der Empfindung, wie sie im Umfang meiner Erfahrungen von keiner Künstlerin mehr erreicht worden ist. — Das war die Selvaggini.

Als sie geendet hatte, schluchzte der ganze Saal. Ein Moment atemlosen Schweigens, dann ... das Publikum raste, wie nur ein Wiener Publikum rasen kann — stampfte — heulte — klatschte. — Da war er endlich, der große Donner, nach dem sie sich so namenlos gesehnt hatte. Ich konnte keine Hand rühren, ich war zu tief ergriffen. Alles, was mich veranlaßt hatte, mich von ihr loszureißen, hatte ich vergessen. Mochten die Leute von ihr sagen und von mir denken, was sie wollten. Nichts konnte mich mehr daran verhindern, ins Künstlerzimmer zu eilen, um vor ihr niederzuknien und ihr zu danken. Aber der Andrang der Menschen dorthin war so groß, daß eine Stauung eintrat. Da bemerkte ich vor mir einen eleganten Herrn mit stattlichen Schultern, der sich energisch und rücksichtslos einen Weg bahnte.

»Na, der hat's eilig ins Künstlerzimmer. Donnerwetter, ist das ein Kraftmeyer!« bemerkte jemand neben mir.



Fritz Oßwald: Blumenstrauß

»Es ist der Dazinsky, der alte Anbeter der Selvaggini. Diesmal macht sie Schluß. Nächsten Montag ist die Hochzeit in der Karlskirche. Zwei Schwestern des Bräutigams kommen aus Warschau, beide russische Fürstinnen.«

»Ich wundre mich!«

»Über wen?«

»Über beide!«

»Was wollen Sie! Er ist total verkracht, und ihr war darum zu tun, sich einen Begleiter für ihre amerikanische Tournee zu sichern.«

Eine spitze, dünne weibliche Stimme, die der blonden Journalistin, bemerkte mit imponierender Sachlichkeit: »Ich höre, daß sie absolut nicht singen kann ohne erotische Anregung. Wie es scheint, hat auch die Schröder-Devrient —«

Aber was es mit der Schröder-Devrient für eine Bewandtnis hatte, erfuhr ich nicht mehr.

Wenn die Erinnerung an die Scheußlichkeiten, die man ihr vorwarf, bei jener häßlichen Szene vor meiner Flucht von Monplaisir mir zugleich Grauen eingeflößt und mein Blut erhitzt hatten, so hatten mich die gemeinen Anspielungen diesmal von einem Augenblick zum andern vollständig ernüchtert.

Meine bis zur Andacht gesteigerte Begeisterung war verflogen. Ich lachte über mich und meinen sich neuerlich meldenden Idealismus und eilte, so rasch ich konnte, nach Hause. —

Die Tage gingen vorbei, dann kam der Montag, an dem um fünf Uhr nachmittags die Trauung sein sollte.

Nicht nur der Artillerieleutnant und seine Mutter, nein, das ganze Kosthaus rückte aus, um der »Vorstellung« — so nannte ich's — in der Karlskirche beizuwohnen. Selbst die arme zerzauste Magd hatte sich einen Ausgang erbeten, um wenigstens vor der Kirche — hinein hätte man sie wahrscheinlich nicht gelassen — den Einzug zu bestaunen.

Ich war soeben aus der Kanzlei zurückgekehrt und breitete die Akten aus, die ich von dort mitgebracht hatte. Denn ich war in jener Zeit sehr fleißig, arbeitete nicht nur in der Kanzlei länger als alle andern, sondern nahm mir regelmäßig ein Pensum mit. Es fing gerade an zu dämmern, in den Fenstern, die den Lichthof umgaben, glommen einzelne Lichter auf. Ich hätte die vorbereitete Petroleumlampe anzünden sollen, zögerte aber damit. Aus einer benachbarten Kirche tönten fünf Schläge. Jetzt war der Moment gekommen, wo die Diva und der verkrachte Spieler sich die Hände reichten. Mir wurde elend zumute. In meinem Herzen bohrte ein abscheulicher Schmerz herum, der gleichermaßen aus schönen und häßlichen Erinnerungen erzeugt war. Ich bemühte mich, mit erkünsteltem Zynismus dagegen anzukämpfen und summte vor mich hin:

»Sie war eine Dirne und er ein Dieb,
Doch hatten sich beide unsäglich lieb —«

Da hörte ich die Türglocke schwirren. Ich ging hinaus, um zu öffnen, sah aber niemanden als, nach aufmerksamem Zwinkern, den Rücken des Postmannes, der gerade in der Drehung der Treppe verschwand. Als ich mich umkehrte, spähte ich nach den Briefen, die er unter die Tür geschoben haben mochte. Ein einziger war da. Er strömte einen eigentümlichen Duft aus — einen Duft, der mir Ekel und Herzklopfen erregte.

Ich trug ihn in mein Zimmer und zündete die Lampe an ... ja, er war von ihr. Ärgerlich stieß ich ihn von mir und fing an, auf und ab zu gehen. Was hatte sie mir noch zu schreiben, an dem Tage, an dem sie sich mit dem polnischen Abenteurer verband? Nun, vielleicht lud sie mich ein, der Hochzeit beizuwohnen ...

Wie lange ich so in mich hinein grollte, weiß ich nicht. Plötzlich hörte ich draußen Schritte ... Murmeln ... Die ganze Gesellschaft kehrte aus der Karlskirche zurück. Ich zog meine Uhr. War denn das möglich? — Es war halb sechs. Die Trauung mit ihrem ganzen Beiwerk von musikalischen Vorträgen, wie sie die Zeitungen bereits gestern verkündet hatten, konnte doch nicht vorüber sein. — Stimmen wurden laut. »Nein, so was! — »Ist ja unheimlich!« — »Noch nie erlebt!«

Einen Augenblick zögerte ich, dann siegten die Neugierde und ein in mir aufsteigendes rätselhaftes Grauen. Ich trat in den Korridor hinaus. Dort, im Licht der hastig angezündeten Lampe, auf welche die Majorin mit aufgeregt zitternden Händen soeben den Milchglasschirm setzen wollte, stand die ganze feiertäglich geputzte Gesellschaft.

»Was hat's denn gegeben?«

»Nichts hat's geben, aufg'sessen sei m'r,« sagte eine Dame, die heute beim Mittagstisch den Vorschlag gemacht und durchgesetzt hatte, daß man seinen schönen Kleidern zu Ehren, ebenso wie um rascher zur Stelle zu sein, einen Fiaker nehmen solle.

»Die Trauung hat nicht stattgefunden,« ergänzte die Majorin, die indessen mit der Bedienung der Lampe fertig geworden war.

»Warum denn — aus welchem Grunde?«

»Sie ist tot!«

»Tot! ... Woran ist sie gestorben? Wann? Wie ist's geschehen?«

«Kein Mensch weiß! Man hat uns keine Auskunft geben können oder ... wollen.« — —

Die Auskunft lag auf meinem Tisch. Mit schwankenden Knien bin ich in mein Zimmer zurückgekehrt und hab' den Brief geöffnet ... da ist er.« Der Professor zog ein vergilbtes Dokument aus seiner Brusttasche. »Wollen Sie ihn selber lesen, verehrte Freundin?« wendete er sich an Frau Lindenstamm. »Mir ist es zu peinlich.«

Mein liebes Kind!

Vorbei, heute endlich bin ich mir darüber klar geworden, daß alles vorbei ist für mich, endgültig. Das Gefühl dieser Endgültigkeit bedeutet für mich eine Befreiung und Beruhigung.

Du kannst dir nicht vorstellen, was ich in diesen letzten Wochen durchgemacht habe. Du hast mich etwas gelehrt, von dem ich keine Ahnung hatte — die Scham. Eine brennende, folternde Scham. Mein alter Körper schämte sich vor deiner Jugend, meine Seele vor deiner Lebensanschauung, die ebenso rein und edel wie unerbittlich grausam ist.

Vorbei — vorbei! Nicht einmal eine Erinnerung übrig, an der ich mich freuen kann. Alles zerrissen, alles besudelt — durch einen Moment des Wahnsinns.

Du hast alles vergessen, was schön und edel war in unsern Beziehungen. Nichts steht dir mehr vor Augen als das alte Weib, das nach deiner Jugend verlangt. Jedes Wort, das ich an dich gerichtet, wird von nun an eine andre Bedeutung haben für dich, jeden kleinen Liebesdienst wirst du anders auslegen als früher. Du wirst denken, daß es vom Anfang unsrer Beziehungen an unheimlich in mir gekocht und gebrodelt hat und ich die Leidenschaft nur, aus Angst dich zu verscheuchen, durch einen wahnsinnigen Aufwand an Willenskraft niedergehalten habe. — In den letzten Monaten war das wirklich so; aber früher, nein! Ich will nicht sagen, daß ich damals, an jenem Morgen in Wartenberg, als du mit einem Rosenstrauß vor mich hintratst, nicht ein wenig in dich verliebt war, daß sich nicht etwas von dem in mir meldete, was ich damals schon seit zwei Jahren für tot hielt, und das leider nur betäubt, müde und überdrüssig war. Und wenn du nur ein hübscher, alltäglicher, gutmütig leichtsinniger Bursche gewesen wärst ... Aber, das warst du eben nicht — warst etwas ganz Neues für mich, etwas Wundervolles, das meinem Empfinden neue Horizonte erschlossen und meiner Sehnsucht neue Wege gewiesen hat.

Mein Fühlen und Denken wendete sich mit Ekel ab von meiner Vergangenheit — ach, wozu Worte! Nur das möchte ich sagen:

Was du mir gabst, war ja so viel schöner als alles, was mir das Leben geboten. Und ich glaubte mich endgültig befreit von allen häßlichen Forderungen meiner Natur, befreit, erlöst von mir selbst. Das dauerte ... oh, lange, lange. Dann kam der Frühling. Da fühlte ich von neuem die unheimliche durstige Glut in mir aufsteigen, und ich erschrak.

Aber der Dämon in mir wühlte und forderte. Was hab' ich mit mir gerungen Tag und Nacht, übermenschliche Kraft hab' ich darangewendet, dir mein schwüles Geheimnis zu verbergen, nur weil ich wußte, daß eine Geste, die dir mein Empfinden verriet, dich abstoßen und mir für immer abwendig machen würde. Vielleicht hab' ich die ganze Zeit in meinem Tiefinnersten gehofft, daß es doch noch einmal anders werden würde. Törin! — Nun, wie's gekommen ist, du weißt es ja.

Der Druck meiner furchtbaren Demütigung hat mich zu etwas veranlaßt, was weder die Überredungskunst der Juscha noch die Huldigungen Dazinskys fertiggebracht hatten, nämlich mich mit Dazinsky zu verloben. Ich hätte ihn auch geheiratet. Aber als ich dich in meinem Konzert erblickte, war wieder niemand mehr auf der Welt für mich als du. Und als ich die Tränen über deine Wangen laufen sah, wähnte ich dich zurückerobert zu haben.

Ich habe dich erwartet im Künstlerzimmer eine Stunde, und in meinem Hause drei Tage lang. Unter dem Vorwand, übermüdet zu sein, mich für die Reise schonen zu müssen, hab' ich alle hinausgewiesen, die dich hätten stören können, weil ich ganz allein sein wollte mit dir. Nichts wollte ich von dir — einer Sterbenden kannst du's glauben —, nichts als ein freundliches Wort und an deiner Hand noch einmal den Weg zurückfinden zu unsrer lieben Vergangenheit.

Erinnerst du dich nicht mehr an Wartenberg, an unsern Spaziergang an dem Abgrund vorbei, dem Abgrund, den ich nicht sah, weil du meine Gedanken davon weggelockt hattest?

Ich hab' dich erwartet drei Tage lang und hab' von dir geträumt und auf dich gehofft und deinem Schritt entgegengehorcht. Drei Tage lang. — Jetzt horch' ich noch, aber ich weiß, du kommst nicht ... nie mehr. Vorbei. Alles.

Meine Verlobung mit Dazinsky hat mich bedrückt wie ein Alp. Ich wußte keinen Ausweg. Heute in der Nacht endlich hab' ich's erkannt, wo die Befreiung liegt. Der Tod ist der einzige Freund, auf den ich noch rechnen kann.

Wie ich endlich einig mit mir darüber war, da ist's ganz ruhig und klar in mir geworden. Der Tod ... Wenn ich zurückdenke, wie ich mich sonst vor ihm gefürchtet hab', zurückdenke an die spiritistischen Séancen, in denen ich nach materiellen Bestätigungen eines Weiterlebens nach unsrer körperlichen Vernichtung verlangte ... lachen möchte ich über mich — ein bitteres Lachen!

Mir graut vor der Unsterblichkeit. Wenn wir die Erinnerung an unsre vergangene Existenz mit hinübernehmen müßten, so wäre sie eine Hölle, und ohne die Erinnerung hätte die Unsterblichkeit keinen Sinn.

Nein, nein ... nur schlafen, schlafen, endlich wieder schlafen. Vergessen ... rasch, völlig. Ja, wenn mich am jüngsten Tag dein Schritt wecken könnte, stürmisch, übermütig, die Treppe hinaufjagend, immer zwei Stufen auf einmal und ein leichtes Accelerando zum Schluß, dein Schritt,



mit dem du im Frühling so oft aus der Kanzlei mir entgegengeeilt bist, dein Schritt, der sich auf mich freute ...

Vorbei ...

Sei barmherziger gegen die Tote, als du gegen die Lebende gewesen bist.

Deine alte Freundin
Marie Dembinska, genannt die Selvaggini.

P. S. Es drängte mich, dir noch etwas Liebes zu tun, und ich kann doch nicht ...

Heute vormittag war ich bei meinem Advokaten. Deinen Schwestern hab' ich jeder hunderttausend Kronen hinterlassen als Mitgift. Du wirst gut sein wollen zu mir nach meinem Tode, nicht wahr, und wirst sie nicht veranlassen, das kleine Vermächtnis abzulehnen.

Die andern Legate führe ich hier nicht an. Sie sind für dich uninteressant. Dich habe ich zu meinem Universalerben ernannt. Ich seh's genau vor mir, wie böse du mit deinen Brauen zucken wirst bei dieser Mitteilung.

Ich weiß es ja, daß du nie etwas annehmen wirst von mir, weiß, daß du weiterleben wirst in deinem ärmlichen Stübchen, dich mit kümmerlicher Kost begnügen und in abgetragenen Kleidern einhergehen wirst; aber ich weiß auch, daß niemand das Geld zu edleren Zwecken verwenden, niemand so viel Gutes damit tun wird wie du. —

Ich horche noch immer. Der Zustand ist unerträglich. Jetzt ist's genug. Ich habe eine große Dose Chloral genommen ... Das Mittel wirkt nicht. Der Schlaf bleibt aus.

Mach mit meinem Geld, was du willst, aber das Porträt von Lenbach, das mich als heilige Elisabeth darstellt, das behalte und richte manchmal den Blick darauf. So sonderbar dir's scheinen mag, aber unter den hunderterlei verschiedenen Seelensplittern, aus denen eine menschliche Individualität zusammengesetzt ist, muß etwas gewesen sein, das mich der Heiligen verwandt gemacht hat. Ich habe keine Rolle so gern gesungen wie die Elisabeth. Noch tagelang nach der Vorstellung lebte ich in der Rolle, verzehrte mich in Sehnsucht nach Reinheit und Märtyrertum ...

Meine Hand wird schwerer.

Alles ist zerrissen in mir, mir ist's, als flatterten die Fetzen meiner Seele durch mein verdämmerndes Bewußtsein. Ich stehe wieder auf der Bühne ... nein, ich sitze neben deinem Krankenbett in San Remo. Dein abscheulicher Husten plagt dich. Ich stütze dich auf in meinem Arm ...

Mein armer, blasser Bub, du wirst dich quälen, wenn du von meinem Tode hörst. Ich weiß es, aber du sollst nicht ...

Nein! Mach dir keine Vorwürfe. Sag dir: Ich war das Schönste in ihrem Leben, und bis zum letzten Moment war sie mir dankbar dafür ... Im übrigen war sie müde und hat schlafen wollen.

Leb' wohl! Wenn ich noch einmal den großen Donner gehört hab', so verdank' ich's dir! Auch daran denk', wenn ganz ungerechtfertigte Skrupel in dir aufsteigen sollten.

Ach, wie müde bin ich ... Ich muß eilen ... muß den Brief an die gewohnte Stelle tragen, von wo Luigi alle Morgen meine Briefe holt. Dann ... noch eine Dosis ...

Frau Lindenstamm ließ den Brief sinken, und der Professor fuhr in seiner Erzählung fort:

»Lange bevor ich den Brief zu Ende gelesen hatte, war ich schon in die erste Straßenbahn gesprungen, die nach Monplaisir fuhr. Atemlos eilte ich dem kleinen Lustschloß zu. Bis zum letzten Augenblick hoffte ich noch. Es gibt so viele Menschen, die Briefe schreiben, um einen Selbstmord vorzubereiten, den sie nicht ausführen.

Doch kaum hatte ich den Garten erreicht, in dem ich so viele schöne Stunden verbracht hatte, als jeder Zweifel verschwunden war.

Sie, verehrte Freundin, die Sie so viel erlebt und erfahren haben, werden sich gewiß des Aussehens entsinnen, das plötzlich ein Haus, eine Wohnung annimmt, wenn jemand darin gestorben ist. Es macht zugleich den Eindruck, als ob der ganze Betrieb ins Stocken gekommen wäre, weil ein Rädchen aus der Maschine gesprungen ist, und doch auch, als ob alle Hemmungen aufgehoben wären, die den Betrieb geregelt haben. Man beschäftigt sich nur noch mit dem Tode, das Leben läßt man gehen, wie es will, und kümmert sich nicht weiter darum.

Die Gartenpforte stand offen. Zwischen den gelben und roten Herbstbäumen, die es wie grandiose Totenfackeln umloderten, stand das kleine Lustschloß feierlich stumm, und knapp daneben auf einem Rasenplatz balgten sich ein paar Kinder.

Ein emsiges Hämmern durchtönte das Haus.

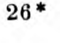
An der Tür des Sterbezimmers wurde ich abgewiesen. Die Juscha, bis zur Unkenntlichkeit verweint, erklärte mir hart und schroff, daß kein Fremder hineindürfe. Man sei mit der Aufbahrung beschäftigt. Morgen von zehn Uhr an würde die Leiche für das Publikum sichtbar sein.

Ich mußte mich bescheiden.

Erst den nächsten Tag um zehn Uhr sah ich sie.

Zwischen einem Wald von brennenden Kerzen lag sie in einem schwarzen Sarg in dem schwarz ausgeschlagenen Musiksalon.

Wenn es wahr ist, daß der Tod uns die Maske vom Gesicht nimmt und erbarmungslos unser eigentliches Ich zeigt, dann hat sie sich vor dem allerhöchsten Urteil nicht zu scheuen gebraucht. Das edle, traurige Gesicht, das auf dem


26*



spitzenbesetzten Kissen ruhte, war das Gesicht der heiligen Elisabeth auf dem Porträt von Lenbach.

Irgend jemand gab mir den Sprenkel in die Hand, den ich in den Weihwasserkessel zu ihren Füßen tauchen sollte, um sie damit zu besprengen. Ein junger Priester kniete betend neben dem Sarg. Nicht einen Augenblick hatte sich der Pfarrer der Gemeinde gesträubt, ihren Tod einem bösen Zufall, einer unabsichtlichen Übertreibung des Schlafmittels zuzuschreiben und ihr alle Ehren einer christlichen Aufbahrung und Bestattung zu gönnen. Der Grund war leicht zu erkennen.

Das Zimmer war voll Menschen, da man jeden hineinließ, der noch einmal die Selvaggini sehen wollte; aber zwischen den vielen Neugierigen aus den wohlhabendsten und vornehmsten Klassen waren zahllose Arme. Niemand war wohltätiger gewesen als die Selvaggini, und ihre Wohltaten waren nie Almosen, sondern stets Geschenke gewesen, die sie wie eine zärtliche Mutter am Weihnachtsabend immer mit einem freundlichen Wort und einer Liebkosung begleitet hatte. Die Wallfahrer an ihrem Sarg waren in zwei streng abgegrenzte Gruppen geteilt: die Reichen, die flüsterten und gafften, und die Armen, die weinten und beteten.

Ich hielt mich zu den Armen. Ich gehörte zu ihnen, zu denen, denen sie Gutes getan. — —

»So ... und nun bin ich zu Ende,« sagte der Professor, »ich glaube, daß auch Sie meinen Schmerz begreifen.« Sein Gesicht war verfallen, er kämpfte mit Tränen.

Die alte Dame gönnte ihm die Zeit, sich zu beruhigen, dann sagte sie sehr weich: »Ihren Schmerz begreife ich; die Vorwürfe aber, die Sie sich wegen des Selbstmordes der Ärmsten machen, erscheinen mir unberechtigt. Jedenfalls konnten Sie nicht anders handeln, als Sie gehandelt haben.«

Da fuhr der Professor auf, und seine traurigen Christusaugen blitzten: »So! Ich hätte nicht anders handeln können?« rief er empört. »Das denken Sie wirklich?«

Sie wurde etwas verlegen. »Aber lieber Freund! Sie konnten doch nicht ...« Sie stockte.

»Der Geliebte der Selvaggini werden, meinen Sie?« vervollständigte er schneidend. »Nein, das konnte ich nicht.«

»Also.«

Er schwieg einen Augenblick, dann: »Erinnern Sie sich an die Stelle in ihrem Brief, in der sie mich daran erinnert, wie geschickt ich sie einmal an einem Abgrund vorübergeführt habe, ohne daß sie's merkte? Sehen Sie, das hätte ich auch damals tun sollen, in der Stunde, die über ihr Schicksal entschied.« Seine Stimme zitterte. »Ich hätte sie an dem Abgrund vorüberführen müssen, ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hätte, wie nah sie daran gewesen war, ihr Gefühl vor mir preiszugeben.«

Frau Lindenstamm dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie sehr leise: »Lieber Freund, um das zu tun, hätten Sie das Gefühl der Selvaggini gleich in seinem Entstehen erraten müssen, mit einem Wort, Sie hätten nicht der naive Idealist sein dürfen, der Sie nun einmal waren, sondern ein lebenskundiger, recht abgebrühter Weltmann, und in dem Fall wären Sie nicht das Schönste gewesen im Leben der unglücklichen Künstlerin.«

»Das Schönste in ihrem Leben — das Bitterste, das Demütigendste war ich,« behauptete der Professor. »Das Schönste! Das hat sie nur so gesagt in ihrer unerschöpflichen Großmut, um mich zu beruhigen.«

»Da irren Sie sich,« erklärte Frau Lindenstamm, »Sie waren das Schönste in ihrem Leben, und sie war Ihnen bis zum letzten Moment dankbar dafür. In jedem Fall überschätzen Sie die Rolle, die Sie in dieser Tragödie gespielt haben. Der eigentliche bestimmende Faktor darin war das hereinbrechende Alter, mit dem sich das Temperament der Unglücklichen nicht abfinden konnte. Das Alter ist der beste Freund einer Frau, wenn man es freundlich willkommen heißt. Es beruhigt und tröstet, es befreit uns von dem aufregenden Wechselfieber der atemlosen Regenbogenjagd, die man Jugend nennt, einem Zustand, den ich für meinen Teil um keinen Preis wieder durchmachen möchte. Es lehrt uns, aufmerksamer zu leben und infolgedessen Schönheiten in der Welt zu entdecken, an denen wir früher blind vorübergerast sind. Denn in der Jugend rast man immer, man genießt die Gegenwart kaum, weil man unentwegt in die Zukunft hastet. Das Alter genießt die Gegenwart, es ist darauf angewiesen. Der einzige wunde Punkt ist, daß so wenig Zeit mehr zwischen uns und der Ewigkeit liegt. Aber daran denkt man selten. Ich versichere Ihnen, ich bin keine Ausnahme. Für viele Frauen ist das Alter die schönste Lebensepoche. Nur, wie gesagt, man muß dem Alter freundlich entgegengehen. Wenn man sich dagegen wehrt, dann wird es böse, wird ein uns beständig demütigender, entmutigender, grausamer Feind. Das war es für die Selvaggini. Je mehr sie sich davon abwandte, um so boshafter lauerte es ihr auf und trieb sie schließlich zur Verzweiflung. Gönnen wir ihr den Tod, lieber Freund. — Und nun wenden wir uns wieder dem Leben zu. Ich kann mir Ihre Existenz nicht ganz zusammenreimen. Früher waren Sie Jurist, und jetzt sind Sie doch Arzt. Und was für einer!«

»Ich habe umgesattelt. Nach dem Tod meiner unglücklichen Wohltäterin verfiel ich in einen monatelang andauernden krankhaften Nervenzustand. Mein verehrter väterlicher Freund,



Hofrat Fachberg, der sich mir gegenüber heftige Vorwürfe machte — der Ärmste, er hat's ja doch zum Besten gemeint —, hat mich herausgepflegt, aber lange Zeit stand's hier nicht zum Besten mit mir.« Er tippte sich auf die Stirn. »Mein alter Beruf war mir verleidet, Rechtsstreitigkeiten hatten kein Interesse mehr für mich, das einzige, wonach mich dürstete, war Leiden zu lindern. Mein verehrter Freund machte mich zu seinem Schüler. Er hätte mich auch mit Geld unterstützt, wenn ich es über mich gewonnen hätte, noch etwas von irgend jemand anzunehmen. So hat er mir einträgliche Stunden verschafft. Auf der Universität und Klinik hat er sich auf das eingehendste mit mir beschäftigt. Ich bin sehr bald anerkanntermaßen sein liebster Schüler geworden.«

»Hm! Und wen hat Hilda geheiratet?«

»Sie hat gar nicht geheiratet.«

»Aber sie lebt doch noch?«

»Ob sie lebt — das fehlte noch, daß die ... gar nicht auszudenken! Sie ist ein herrlicher, entzückender, edler, nützlicher Mensch, die Oberin des mit einer Erziehungsanstalt verbundenen Heims für verwahrloste Kinder, das ich aus dem mir von der Unglücklichen hinterlassenen Vermögen errichten ließ. Wir sehen uns öfter, da ich jede Woche das Heim auf seinen hygienischen Zustand prüfe.«

»Ist sie noch immer hübsch?«

»Hübscher als je, schön ... und manchmal zuckt ihr sogar noch etwas von der alten Schalkhaftigkeit um die Mundwinkel.«

Sie lachte. »Nun, wenn ein so anerkannt intelligenter Mensch wie Sie nicht von selber darauf kommt, und ich mir's erlauben darf, einem so berühmten Manne die Wahrheit zu sagen, so möchte ich bemerken, daß Sie meiner Ansicht nach ein ganz gewissenloser Esel sind!«

Über diese Ausdrucksweise war der Professor denn doch ein wenig verblüfft. »Gnädige Frau!« begann er.

»Herr Medizinalrat ...« Dann ungeduldig: »Menschenkind — haben Sie denn nicht begriffen?«

»Das hab' ich wohl, aber ich dachte, meine Erzählung hätte Ihnen wohl beweisen müssen, daß all derlei für mich ausgeschlossen ist, daß ich nicht mehr das Recht habe, glücklich zu sein.«

»Recht? Das ist Unsinn! Vielleicht hatten Sie zeitweilig die Fähigkeit verloren, glücklich zu sein. Jedenfalls haben Sie die Verpflichtung, glücklich zu machen. Da lassen Sie ein entzückendes, durch und durch liebenswertes Geschöpf zur alten Jungfer verdorren, nur um einem verdrehten Gewissensskrupel zu frönen, einer Reue, die gar keine Berechtigung hat; denn glauben Sie mir, ob die arme Selvaggini sich umgebracht hat, weil Sie nichts mehr von ihr wissen wollten, oder, was mir sehr viel wahrscheinlicher vorkommt, weil sie keines Tones in ihrer Kehle mehr sicher war, der Tod war eine Befreiung für sie, und jeder, der die Sache objektiv betrachtet, muß ihn ihr gönnen. Ihr Leben hatte keinen andern Ausweg mehr. Und jetzt — sursum corda! Ich hoffe, Sie laden mich zu Ihrer Hochzeit.«

Als der Professor die Freundin kurz darauf verließ, hielt er den sonst etwas vorgeneigten Kopf gerade und machte den Eindruck eines Menschen, dem man eine schwere und drückende Last von den Schultern genommen hatte.

Frau Lindenstamm aber hatte er in einem sehr gedankenvollen Zustand zurückgelassen. Nicht ohne Beschämung erinnerte sie sich manches übermütigen Witzes, ja manches scharfen Spottwortes, das sie über jene Frauen geäußert hatte, die sich's nicht abgewöhnen konnten, jung bleiben zu wollen.

Das unheimliche Gleichnis des im Herbst neuerlich blühenden Kastanienbaums trat ihr ins Gedächtnis. Es bedurfte nicht dieses peinlichen Naturspiels, um zu beweisen, daß jeder Herbst eine Tragödie ist. Sie gedachte der märchenhaften Schönheit, die er alljährlich entfaltet, gedachte der Stürme, die an ihr wüteten, und der Fröste, die sie vernichteten.

Das Buch einer nordischen Schriftstellerin über das »Gefährliche Alter« fiel ihr ein. Einen ganzen Winter war davon die Rede gewesen. Damals hatte sie das Buch nur als eine Widerlichkeit abgelehnt, jetzt verurteilte sie es als eine Grausamkeit. Was ist das gefährliche Alter anders als die Agonie des Geschlechtslebens? Über die Agonie spottet man nicht. Jeder Todeskampf ist heilig! sagte sie sich. Sie dankte dem Schicksal aus ganzem Herzen, daß ihr diese Agonie erspart geblieben, daß es ihrer Natur möglich gewesen war, sich freundlich und dankbar von der Jugend zu trennen. Und plötzlich trat ihr eine Szene aus dem halbvergessenen Raimundschen Zauberspiel »Der Bauer als Millionär« ins Gedächtnis, und das war die Szene, wo die Jugend von dem Bauer Abschied nimmt. Durch ihre Seele glitt der Kehrreim des naiven Versleins, an dessen tiefem weisem Sinn sie bis dahin achtlos vorübergegangen war, und träumerisch summte sie vor sich hin:

»Brüderlein fein, Brüderlein fein,
Zärtlich muß geschieden sein!«

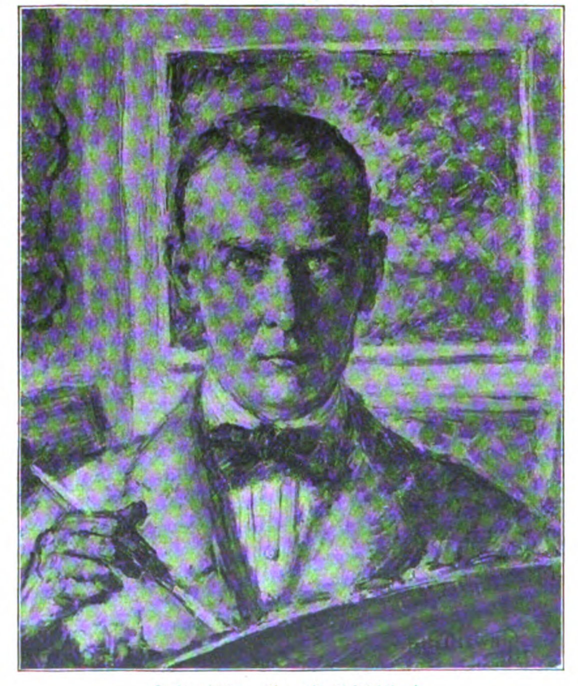




Schwarzstöckli

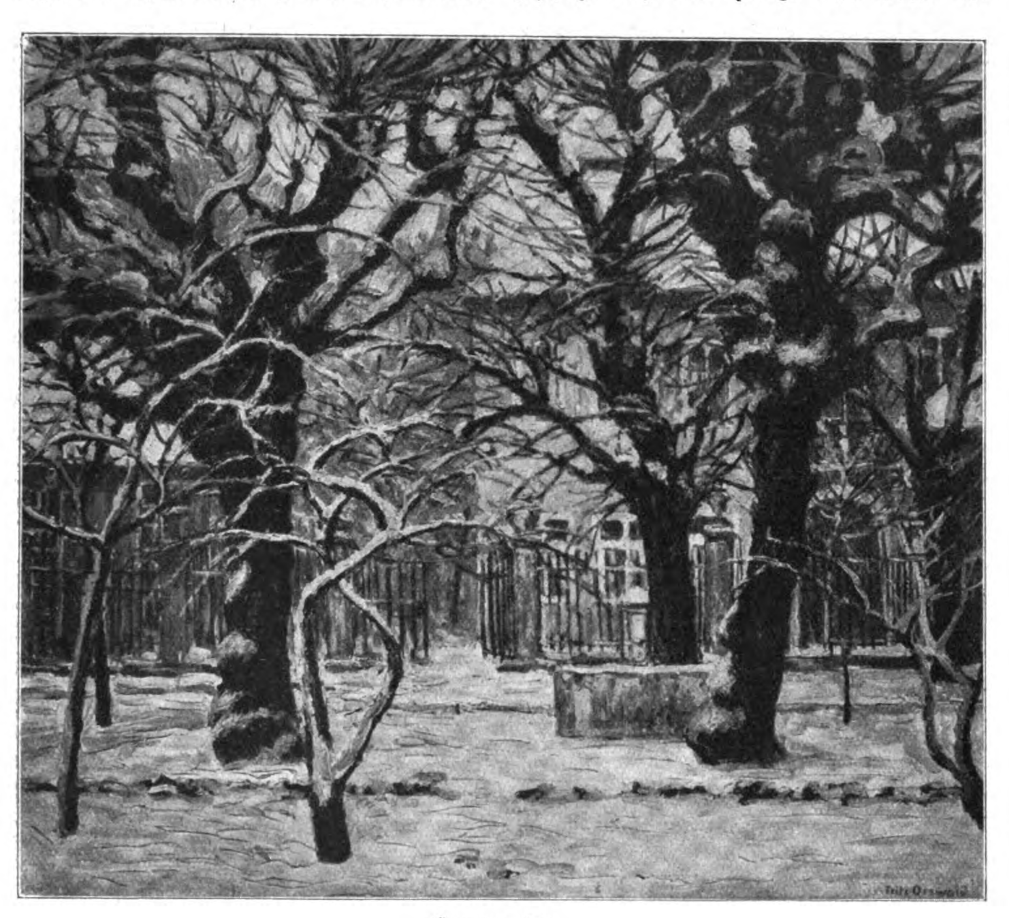
Fritz Oßwald / Von Dr. W. Gläſſing (Darmſtadt)

Über Fritz Oßwald, einen Maler des Lichtes und ausgeſprochenen Koloriſten, wurde in dieſen Monatsheften zuletzt im Januarheft 1914 berichtet. Nach ſechzehnjährigem Aufenthalt in München ſiedelte der Künſtler 1914 nach Darmſtadt über, um damals einem ehrenvollen Rufe des Protektors der Künſtlerkolonie, des Großherzogs Ernſt Ludwig, zu folgen. Hier ergab ſich ein reiches Arbeitsfeld für ſeine erſtaunliche Schaffensfreudigkeit. Denn Oßwald iſt ein Malerpoet der deutſchen Heimat, ein Verkünder und Verherrlicher ihrer offenen und heimlichen Schönheiten. Die Welt, wie ſie im Lichte erſcheint, gibt ihm Motive, an denen ein andrer achtlos vorbeigehen würde. In den Vororten der Großſtadt, an der äußerſten Grenze menſchlicher Anſiedlung, in den großen Arbeitsſtätten der niederrheiniſchen Hütten des Induſtriegebietes, in der ernſten Fabrikſtadt mit ihren Mietskaſernen und rauchigen Schloten, an der Eiſenbahn, an den Feldern des einſamen Dorfes hat



Fritz Oßwalds Selbſtbildnis

Oßwald ſchon früher Motive für ſeine Kunſt gefunden. Überall weiß er das Charakteriſtiſche herauszuholen und in die rein maleriſche Form umzudichten. Die milde Sonne des Vorfrühlings, der den Winter ankündende Herbſtſturm, die Natur im Winter, die in der verbindenden Schneedecke, in dem reizvollen Spiel von Licht und Schatten ſich



Herrngarten

ſelbſt als Künſtlerin erweiſt, alle dieſe Stimmungen ſind von ihm in rein maleriſcher Form neu gedichtet worden. Seine Bilder machen einen lebendigen Eindruck, ſie ſind überwiegend vom Anfang bis zum Ende draußen im Freien gemalt. In raſch zupackender Freude ſind die Bilder außergewöhnlich ſchnell vollendet worden und ſind daher von wohltuender Friſche. Dabei iſt Oßwald doch ein gründlich und ſorgſam abwägender Künſtler, der es äußerſt ernſt nimmt mit ſeinem Berufe. Wie viele Bilder, die ihn nicht befriedigen konnten, hat er zerſtört oder in ſeinen Mappen zurückgehalten und vor der Welt verborgen!

In Darmſtadt hat Oßwald ſeine Motive aus der Stadt und ihrer Umgebung am Beginn der Bergſtraße ſowie aus dem nahen Odenwalde geholt. Neben den charakteriſtiſchen Bergen dieſes Gebirges waren es die geſchützt liegenden Hänge und Täler der Bergſtraße, die ihn immer wieder zu Studien und Gemälden anregten.

Im Frühling im reichſten Blütenſchmuck prangend und bei dem milden Klima neben dem Obſtreichtum des Odenwaldes mit köſtlichen Mandel- und Walnußbäumen und Edelkaſtanien geſegnet, in unmittelbarer Nähe des ſtimmungsvollen »Altrheins« gelegen, bietet Darmſtadts Umgebung Bilder von ſeltener Schönheit. Prächtige Buchenwälder — ein gemiſchter Waldbeſtand von nahezu 8000 Hektar umgibt von drei Seiten die Stadt, im Oſten die Rotbuche vielfach

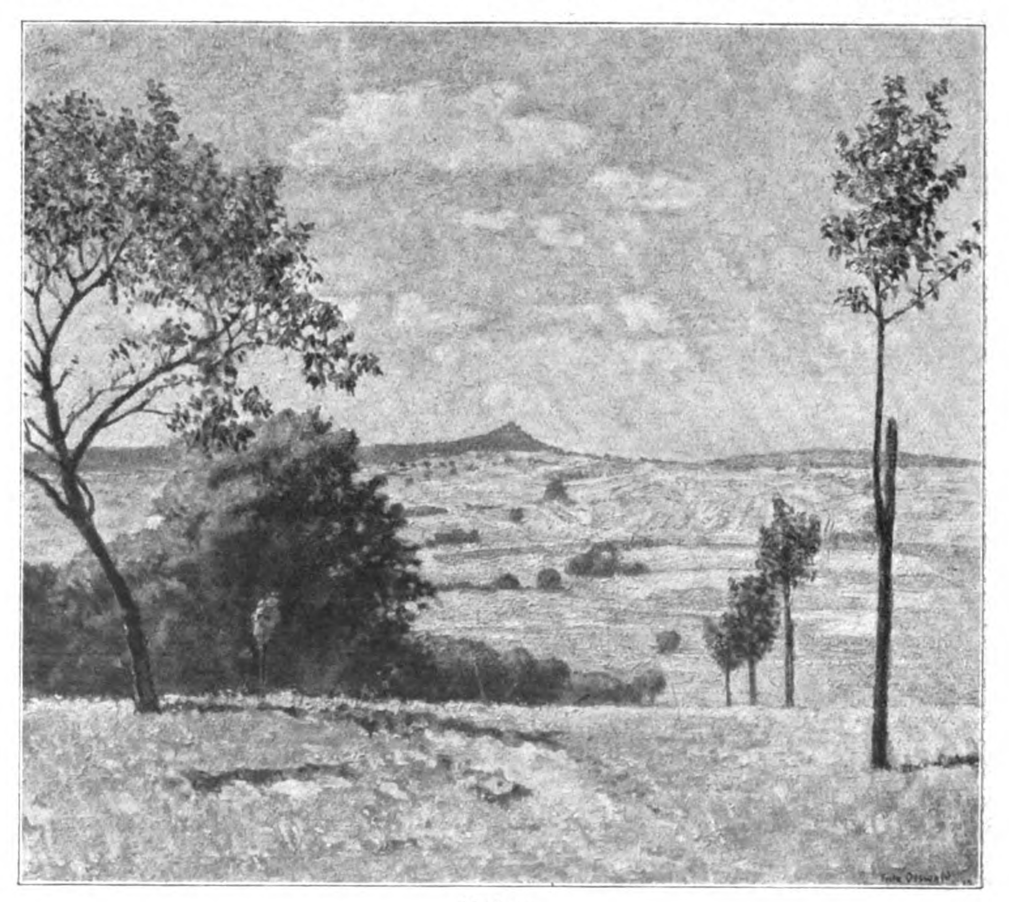
mit Eiche gemiſcht —, uralte Baumgruppen von beſonderer Eigenart, bei der Waldfreudigkeit der Bewohner mit Namenstafeln verſehen, bringen Waldluft in die Stadt. Im Darmſtädter Wald hat — was wohl die wenigſten wiſſen — Matthias Claudius ſein Abendlied »Der Mond iſt aufgegangen« gedichtet, und Goethe hat den Darmſtädter Wald zum Dichterwald geweiht, als er ſeinen »Felsweihegeſang an Pſyche« am Herrgottsberg dichtete.

In ſolcher Umgebung haben Waldmotive von beſonderer Eigenart Oßwald zum Schaffen begeiſtert.

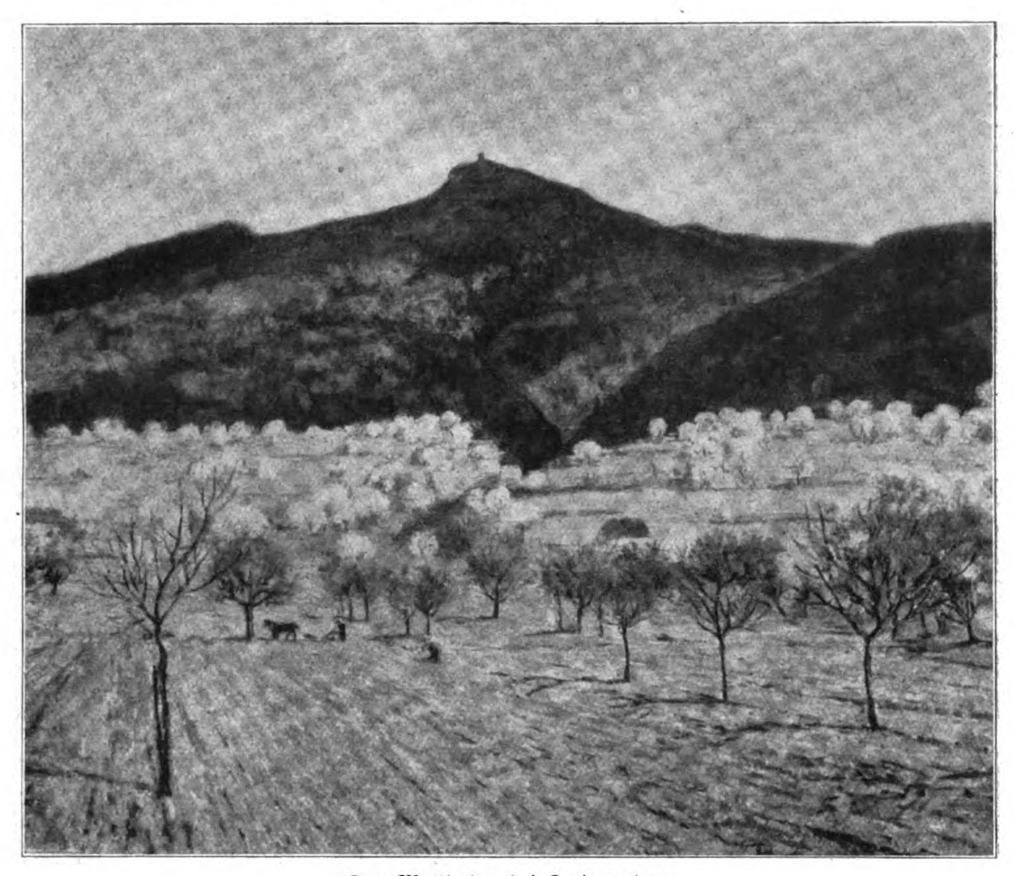
Darmſtadt hat aber ferner den Vorzug, offenſtehende Gärten von beſonderer Schönheit im Weichbilde ſeiner Stadt zu haben. Die engliſche Anlage des Herrn- und Prinz-Emils-Gartens, die terraſſenförmig angelegte Orangerie ſowie die ſehr ſtimmungsvoll ausgebaute Anlage der Roſenhöhe ſind in Oßwalds Bildern vertreten. Dieſen Garten auf der Roſenhöhe hat er auch in einem ausgezeichneten Winterbilde dargeſtellt; die verſchneiten Roſenbeete des einſamen Gartens geben ihm das Bild der abſterbenden Natur in der Klarheit der Farben eines Winterabends.

Von beſonderer Bedeutung für die Kunſt Oßwalds iſt die Darſtellung des Lichtes.

Kann das Leben und Weben der Sonne in der Welt, der »Sonnenſchein«, das Licht als eigentliche Aufgabe der Malerei bezeichnet werden? Die erſte Regung in der bildenden Kunſt war auf das Gegenſtändliche, das Körperliche, auf die Plaſtik gerichtet. Die Naturkinder ſchnitzten das Holz, ihre Malerei beſtand nur im Zeichnen der Umriſſe, hier war die Form alles. Sehr ſpät erſt tritt der ausgeſprochene Farbenſinn und der Lichtſinn in der Kunſt auf. Der Südländer, groß in der Darſtellung des Menſchen, umgeben von der reichſten Sonne, hat ſich nie recht an die Darſtellung des



Otzberg

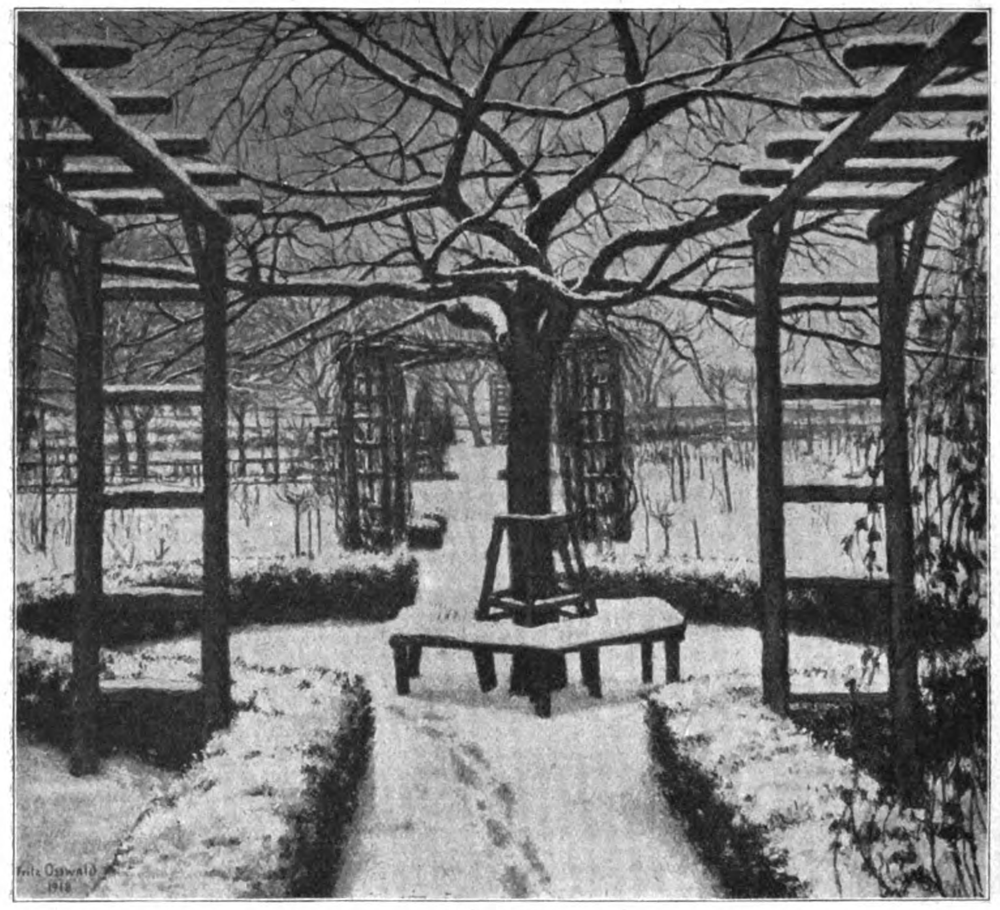


Der Melibokus bei Zwingenberg

Lichtproblems gewagt. Das starke ungebrochene Licht der südlichen Sonne gab der Malerei klare Formen. Allein die formsichere Äußerlichkeit genügte nicht zur Erfassung des Lichtproblems; es war den innerlich gerichteten Nordländern vorbehalten, die Schönheit im Leben und in der Landschaft zu empfinden und in der Lichtdarstellung zu wagen. Neben Matthias Grünewald und Dürer bietet der unerreichte Darsteller des Lichtes in alter Zeit, Rembrandt, das schlagende Beispiel dafür. Rembrandt brauchte keine Farbe — seine Palette scheint arm zu sein an Farbe —, um das Licht zur vollen Geltung zu bringen. In seinen Radierungen spielt das Licht in der lebensvollsten Form, abgewandelt in den mannigfachsten Abstufungen. Bei Rembrandt ist das Licht nicht bloß ein äußeres Spiel für die Augen, es hat hier vielmehr eine noch viel stärkere innerliche, seelische Bedeutung.

Bei der Kunst Oßwalds stehen die Licht- und die Schattendarstellung in einem guten Verhältnis. Er hält sich frei von den Mängeln der modernen Freilichtmalerei, die nur zu sehr dazu neigt, alles ins vollste Licht zu tauchen und dadurch nüchtern zu wirken.

Besonders gut ist ihm die Lichtbehandlung bei der Darstellung der Bergwelt und der Berge seiner Schweizer Heimat gelungen. Oßwald malte neuerdings die majestätischen Bergketten der Jungfrau, des Wetterhorns, des Gebietes von Braunwald bei Lehntal und des Tödi. Zum Teil sind die Bilder absichtlich in kleinem Format gehalten. Steil bergan geht der Weg, die Alpenhütten liegen zurück, die Bäume haben aufgehört: wir treten auf Oßwalds Bergbildern in die letzten Regionen des Kampfes, den die Natur auf diesen Höhen führt. Auch das kahle Gebirge spricht in dem Stein. Er ist ein Stück Ewigkeit, die Felsen schauen dir ins Auge als ewiges Gebilde trotz aller Spalten, Risse und Falten. Was stark, gesund und kraftvoll war, hat sich in höchster Höhe erhalten, ein Gebiet unsterblicher Natur,



Roſenhöhe

das ſofort an Leben gewinnt, wenn die Sonne aufſteigt. Die ſtarken Nebel des Gebirges ſind in den Bildern von Oßwald die Vorſtufe für das Bergmaſſiv. Steigt nun das Licht und die Sonne auf, ſo glimmt es durch die Nebelwolken, Hülle um Hülle ſinkt, die Nebelfetzen flattern, und auf den höchſten Kämmen der Berge beginnt das flimmernde Leben des Morgenlichtes, während unten im Tal noch tiefe Nacht lagert.

Auf den Schneebildern des Gebirges tritt die Lichtdarſtellung beſonders hervor. Der erſtaunliche Reichtum der Natur an innerer Gliederung iſt erſichtlich durch die maleriſch modellierten Wechſel von Licht und Schatten des dunklen Geſteins und der ſchimmernden Schnee- und Eiskomplexe, die friſch in Form und Farbe wiedergegeben ſind. In den Gletſcherbildern des Engadins iſt die Stunde belauſcht, in der die Sonne am ſtärkſten wirkt und die Eisteile in grünlichgelber Beleuchtung für eine kurze Zeit zu ſchmelzen beginnen.

Bei dieſen Bildern darf auch wohl das Wort Farbenpoeſie ausgeſprochen werden. Die hellſten Töne der Farben verſinnlichen das Licht; ſie regen die Phantaſie zum Ausdeuten an und rufen ſo eine beſonders tiefgehende Gefühlsſtimmung hervor.

Das Spiel der Reflexe in Licht und Sonne hat unſerm Künſtler in ſeinem Landhauſe bei Horchen am Zürichſee neue Erlebniſſe gegeben. Hier tritt die ſtarke lichterfüllte Darſtellung der Blumen, der Beete, der Umriſſe der Bäume und der geheimnisvollen Winkel hervor. In jedem Monat neue Wunder an Farben, im Frühling der reiche Goldregen, Flieder und Iris, im Sommer die großen Träger der Sonnenblumen, Roſen in allen Farbenſchattierungen, die tiefviolette Klematis, im Herbſt die Aſtern und die ſtolze Dahlie. Die Japaner haben

durch äußerst zarte Mittel die Natur im Freien an Ort und Stelle darstellen können, allein das ganze sinnliche Leben, die Kraft der Farbe, das Spiel von Licht und Schatten ist doch schließlich nur durch die Kraft der Öltechnik möglich, deren Tiefe allein die Glut und das Feuermeer von Farbe wiedergeben kann. So hat Oßwald in letzter Zeit in hellster Lichtdarstellung — den sehr hellen Hintergrund nur durch wenige warme Töne von Licht und Schatten belebt — Blumenstilleben geschaffen, die bewußt davon absehen, die Form in allen ihren Einzelheiten darzustellen. Wohl ist der äußere Umriß eine Wiedergabe der Natur, aber in der Art der Darstellung sind doch schließlich Visionen der Schönheit gegeben, die zwar ein volles Leben der Blumen selbst verraten, aber doch in der Art der Darstellung märchenhaft schön und ornamental wirken. Es ist jedenfalls eine hohe künstlerische Aufgabe, in der Darstellung der Blumen die Natur von allem Zufälligen zu befreien, das Bild mit eignem künstlerischem Geist zu erfüllen und dabei doch den Eindruck festzuhalten, daß die Blumen leben.

Wie jedem echten Künstler, so ist auch dem Maler Oßwald sein Schaffen heilig. In seinem Werk sieht er nur zu oft den noch unvollkommenen Niederschlag seines Strebens. Ihn beherrscht das stetige Ringen nach Vollkommenheit. Nicht der Verstand, sondern sein kraftvoller künstlerischer Impuls gibt ihm die Werke, er greift frisch und herzhaft zu.

Schon in seinem Selbstbildnis vom Jahre 1920 ist das helle, scharfe Auge eines willenskräftigen Menschen bemerkenswert, der seine Phantasie zu meistern versteht und die Gesetze der Erscheinungen mit Sicherheit ordnet. Kein Problematiker, kein Kämpfer mit Theorien und neuen Strömungen, geht Oßwald sicher seinen eignen Weg.

Auch die Gebirgsbilder bedeuten für den



Dorfstraße

Maler der Berge ein Fortschreiten in der Entwicklung. Die Bilder aus der Bergwelt verraten die Farbenfreude des Künstlers, der mit seiner eignen Persönlichkeit die Größe der Bergwelt groß auffaßt und groß wiedergibt, und beweisen zugleich eine bemerkenswerte Freiheit und eine gute Gabe der Komposition. Was Oßwald jedoch in herzogs in das Fühlen des schaffenden Künstlers waren diese Anregungen keine Fesseln, sondern eine Quelle neuer Gestaltungen.

Oßwald hatte sein Atelier in dem höchsten Stockwerk des alten Residenzschlosses aufgeschlagen, das einen Überblick über die ganze Stadt bis zur Rheinebene bietet. Von dort hoch oben aus gesehen sind aus seiner Hand



Die Rheinstraße in Darmstadt (Bes. H. Strauß)

seiner Darmstädter Zeit geschaffen hat, gehört zu den besten Teilen seiner Kunst; diese Schöpfungen schlagen die Brücke von Seele zu Seele. Wir finden die Lyrik in der Landschaft, in dem Blumenstück und in dem Stilleben.

Mit besonderem Dank hebt Fritz Oßwald das freudige Interesse und die Anregungen des Protektors der Künstlerkolonie hervor, die dieser stets an seinen Arbeiten während des Darmstädter Aufenthalts genommen hat. Bei dem tiefen Einblick des Großmehrere reizvolle Bilder hervorgegangen, u. a. ist dargestellt das bewegte Leben des Marktplatzes mit dem um 1600 erbauten, in den schlichten Formen der deutschen Renaissance gehaltenen Rathause im Hintergrund. Auch die den Maler so anziehende Altstadt mit ihren engen Gassen, den schlichten, lauschigen Ecken und Winkeln sowie der in der Nähe befindliche Platz am Landestheater, Motive, die besonders ansprechen, da der grüne Rahmen der Plätze gut gepflegt wird, sind in Oßwalds Darmstädter Ge-



Orangerie bei Darmstadt

mälden vertreten. In dem Kunstbesitz des Großherzogs befinden sich insbesondere Motive von den Schlössern in der Waldumgebung der Stadt.

Der Künstler hat jetzt sein Heim vom Züricher See an den Starnberger See verlegt. So gelangte er wieder in Zusammenhang mit der schweizerischen Künstlerschaft Münchens und der Münchner Malerei, dem Ausgangspunkt seiner Laufbahn, die das Hauptgewicht auf die Farbe legte. Möge dem Künstler ein stetiges ruhiges Vorwärtsschreiten auch fernerhin beschieden sein! —



Herbsttag



Der Wallenſee

Ein paar lebens- und entwicklungsgeſchichtliche Daten werden dem Leſer als Ergänzung dieſes Aufſatzes nicht unwillkommen ſein. Sie ſtützen ſich auf eigne Mitteilungen des Künſtlers und eigne Beobachtungen des Herausgebers dieſer Zeitſchrift.

Fritz Oßwald iſt 1878 in Zürich geboren worden. Die erſten Anregungen erhielt er von Rudolf Koller, dem Meiſter des ſchweizeriſchen Tierbildes. Als Zwanzigjähriger ging er nach München und ſtudierte an der Akademie hauptſächlich unter den Profeſſoren Gyſis und Diez, die ſich in ihrem Unterricht — der eine mehr Zeichner, der andre ſtark aufs Maleriſche ausgehend — trefflich ergänzten. Der junge Schweizer ſchlug im Münchner Kunſtleben bald ſo tiefe Wurzeln, daß er ſich innerhalb eines Kreiſes gleichſtrebender Landsleute ganz dort einlebte und als Menſch wie als Künſtler gleich heimiſch fühlte. Seit 1907 ſtellte er faſt regelmäßig in der Münchner Sezeſſion aus. 1914, vor Ausbruch des Krieges, wurde er vom Großherzog von Heſſen an die Darmſtädter Künſtlerkolonie berufen; 1915 erhielt er den Profeſſortitel. Nach Beendigung des Krieges und Auflöſung der Künſtlerkolonie kehrte er für einige Jahre in ſeine ſchweizeriſche Heimat zurück. Doch zog es ihn bald wieder nach Deutſchland, in die Nähe des ihm in der Jugend- und Studienzeit liebgewordenen München. 1922 hat er ſich, nun ganz ſein freier Herr, in Starnberg angeſiedelt, begierig auf die neuen Aufgaben, die ihm die Landſchaft ſtellen wird, ſtolz auf das ſelbſterrungene Glück des eignen, von einer lebensfröhlichen Frau, einer echten Künſtlergefährtin, betreuten Heims und voll erwartungsvoller, aber auch wachſamer Vaterfreude an einer heranwachſenden Tochter, auf die ſich ſeine künſtleriſche Begabung, freilich in andern Formen, vererbt zu haben ſcheint.

Kostbare Musikerhandschriften

Von Johannes Kahn

Denken wir uns einmal das Wort von den Bücherschicksalen: »Habent sua fata libelli« nur gültig für die Zeit, da es der Dichter prägte, so erklärt sich seine Entstehung aus der Tatsache, daß die verhältnismäßig wenig zahlreichen Schriftwerke des Altertums und Mittelalters, weil eben wirklich geschrieben und durch Kopien mühsam verbreitet, ganz besonders gehütete, fast unersetzliche Kostbarkeiten waren, weit wertvoller als heute die üppigsten Luxusdrucke. Ihr Besitz und ihre Wahrung, ihr Wandern von Eigentümer zu Eigentümer — dieses meint vor allem das Römerwort — mußte für jeden Gelehrten und Sammler Sorge und schicksalsschweres Erlebnis sein. Hat uns doch z. B. der Brand der Bibliothek von Alexandria für immer um die wichtigsten Schriften weltbedeutender Geister gebracht! Dagegen können heute die frühesten oder sonst seltensten einmal erhaltenen Druckwerke, wenn rechtzeitig vervielfältigt, nicht mehr verschwinden.

Das sollte das Interesse des »Liebhabers« eigentlich etwas herabsetzen; jedoch ist bekanntlich der Sammeltrieb eine der stärksten menschlichen Veranlagungen, und die Folge, in Kürze gesagt: seltene Bücher und damit ihre Schicksale sind heute so wichtig wie je, daher das Römerwort ein geflügeltes wurde. Ja, der Sammler findet neue Wege, sich das Allerseltenste erst zu schaffen, wenn es nicht von selbst vorhanden: so erklärt sich u. a. das moderne Jagen nach Widmungsexemplaren usw. von Werken der Lebenden. Und mit einem verwandten Gegenstand nähern wir uns sogar wieder dem Begriffe des »Unikums«, des nur einmal Vorhandenen, mit dem sich viele Werke des Altertums und Mittelalters deckten: das Autograph, ein eigenhändiges Schriftstück des Berühmten ist es, das dem Erwerber erwünschte Vorteile bietet, und zwar, leicht erklärlich, besonders das bisher unbekannte oder doch mindestens unreproduzierte.

Wenn man auch heute noch die wirklich wichtigen Autographenhandlungen fast an den Fingern herzählen kann — zu Bedeutung gelangte das Sammeln von Autographen erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts —, so zeigt sich doch gerade jetzt das Interesse für diese Sitte in merkbarem Aufschwung begriffen. Warum? Es ist nur zeitgemäß, wenn sich hier ganz von selbst ein Ausblick wirtschaftlicher Art eröffnet. Wir müssen es heute erleben, daß die kostbaren Schätze aus österreichischen Museen gleich dem Heerwurm die Reise nach »Valutaland« antreten: so werden auch aus Privathand, von Adligen oder Gelehrten, die besonders Gelegenheit oder Grund hatten, Handschriften zu sammeln, lange gehütete Schätze jetzt veräußert. Aber vielleicht tötet auch hier der Stillstand, und vieles kommt ans Tageslicht, was sonst der Allgemeinheit gänzlich entzogen geblieben wäre. Mit einem Wort: die Menge der Autographen, die den Besitzer wechseln, ist zurzeit außerordentlich groß.

Von einer Anzahl besonders interessanter Stücke, die ich das Glück hatte, als Katalogführer unter die Hände zu bekommen, möchte ich einiges mitteilen. Dabei glaube ich mich nicht des näheren darüber auslassen zu müssen, daß Handschriften wie kein andres Zeugnis unmittelbar von Geist und Leben ihres Urhebers zu uns reden, hoffe vielmehr, daß die beschriebenen Stücke eindringlich für sich selbst sprechen werden. Auch graphologische Erörterungen und eingehende Werturteile können hier nicht beabsichtigt sein.

Nun erwarte man kein Singen und Sagen »von den alten Riesen«, nämlich von Bach und Händel, deren Handschriften, als die größten Seltenheiten und Schätze, kaum noch neu auftauchen. Auch einem Beethoven-Autograph begegnet man nicht alle Tage, wenn auch etwas häufiger. Doch eine Frauengestalt aus seinem Kreise habe den Vortritt: Therese von Brunswick. In einem Briefe an ihren Bruder Franz von Brunswick (1807) schreibt sie über Beethoven: »Beethoven sah ich die letzten Tage sehr viel ...; ein gewisser Neigart hat ihn gemalt« ... Aus dem Briefe geht ferner hervor, daß sich die Brunswicks bemüht haben, dieses Bild zu erwerben. Ein »Beethovenporträt der Familie Brunswick« ist bekannt; doch wird offenbar erst durch diesen Brief, mehr als 100 Jahre später, der Name des Malers wieder ans Licht gezogen. — Wie lange mag der Streit um Beethovens »Unsterbliche Geliebte« noch währen? Nachdem man vergeblich Giulietta Giucciardi auf den Schild erhoben, glaubte La Mara endlich (1909) dieses berühmte Problem zugunsten von Therese von Brunswick gelöst zu haben; doch plädierte ein andrer Gelehrter für Amalie Seebald, und in noch neuerer Zeit wollte man in Thereses jüngerer Schwester Josephine die Gesuchte erblicken, eine Ansicht, zu der sich auch (1920) La Mara bekehrte. Und siehe: entweder eine der Ursachen dieser Theorie oder, da auch dieser Brief bisher unbekannt sein dürfte, ein Zeichen der Bestätigung liegt mir vor in einem Schreiben des Bruders Franz von Brunswick an seine Mutter (Ende 1800), in dem es heißt: »Beethoven kommt jetzt fleißig zur Pepi (Josephine) und ist überhaupt sehr charmant.« Doch wird sich wohl auch mittels eines so bedeutsamen Briefes das Rätsel nicht lösen lassen, sondern fortweben in den Geistern der Suchenden.

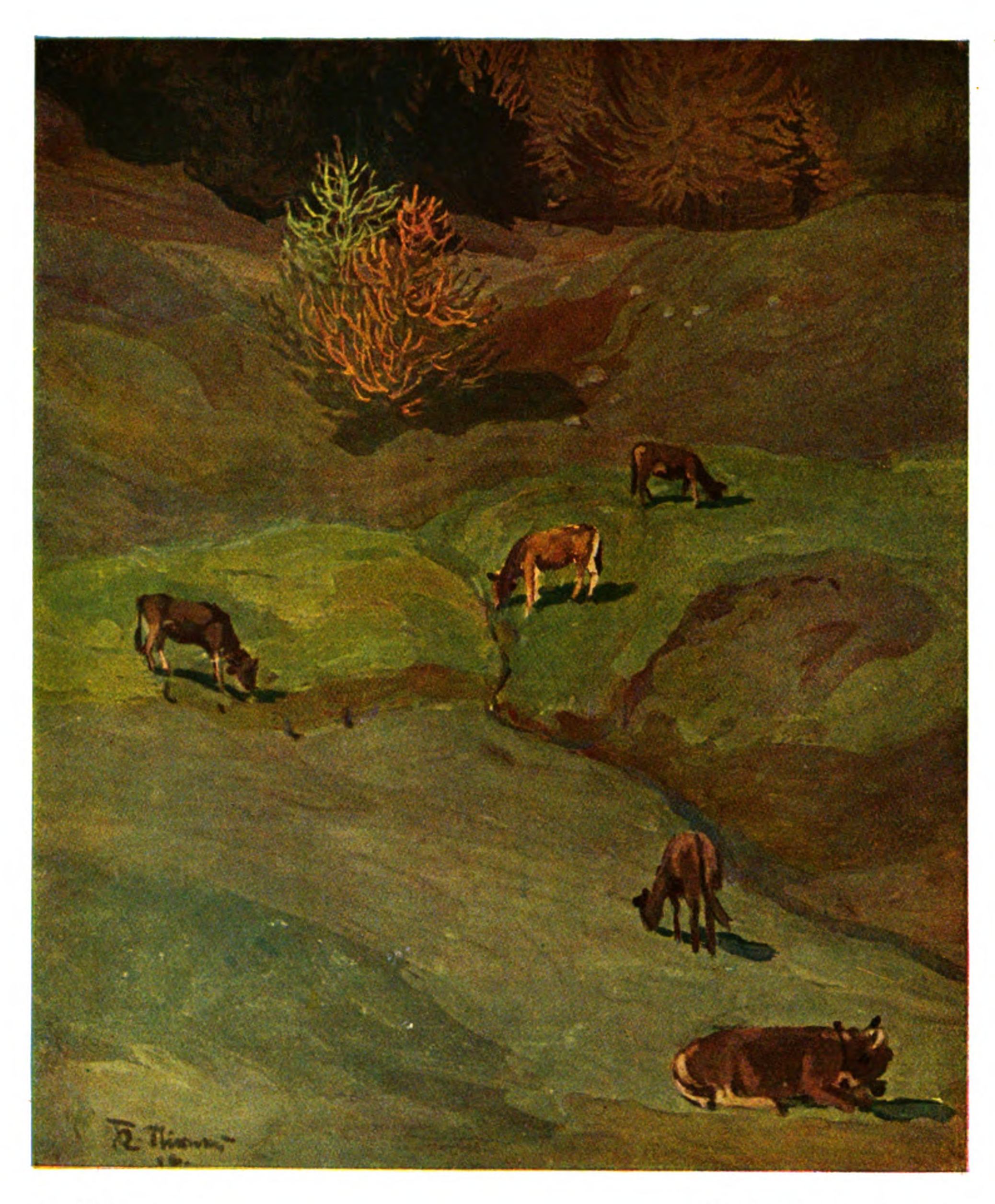


Von **Mozart** wurde eine besonders prächtige Musikhandschrift 1921 bei Liepmannssohn in Berlin für 146 000 Mark versteigert, die Partitur einer seiner schönsten Violinsonaten. Das in der bekannten zierlichen Handschrift des Meisters geschriebene Autograph von 15 Seiten Umfang weist einzelne Verbesserungen auf, die interessanteste Seite 5, wo der Anfang des zweiten Satzes mit eigenartigen Varianten gegenüber der späteren Fassung niedergeschrieben und wieder gestrichen ist. Auf der nächsten Seite wiederholen sich dann diese Takte in endgültiger Fassung.

Da die Handschrift, wie fast alle Mozart-Manuskripte, die Echtheitsbestätigung von der Hand Nissens (des zweiten Gemahls von Mozarts Gattin) trägt sowie eine ähnliche Bemerkung des Handschriftenforschers Aloys Fuchs und den Namen des letzten Besitzers, eines Engländers, so sind hier die »fata libelli« regelrecht schriftlich festgelegt, und die Frage des besonders verwöhnten Sammlers nach dem »Stammbaum« der kostbarsten Seltenheiten erscheint beantwortet.

Dem Musikästhetiker dürfte eine andre große Seltenheit, eine handschriftliche Partitur des Kammermusik-Komponisten **Gaëtano Brunetti** (1753—1808), des undankbaren Boccherini-Schülers, besonders beachtenswert erscheinen, mit dem Titel: »Il **Maniatico**. Sinfonia a Violini, Oboes, Corni, Viola, Fagotto, Violoncello e Basso. Di Gaëtano Brunetti, 1780.« Auf dem Titelblatt befindet sich, wiederum eigenhändig, eine längere italienische Bemerkung, in welcher der Komponist die Absicht ausspricht, einen **Wahnsinnigen** durch das fortwährend wiederholte Motiv eines einzelnen Instrumentes darstellen und ihn mittels anmutig wechselnder Begleitung der andern Stimmen gewissermaßen trösten und beruhigen zu wollen. Hier hätten wir wieder einmal einen veritablen Vorläufer Berlioz' als des Begründers der »Programm-Musik«.

Aus dem Besitz des legendenumwobenen Geigerkönigs **Paganini**, dessen Briefe sonst von bekannter Seltenheit sind, erschien kürzlich eine Sammlung von nicht weniger als 200 Briefen und andern handschriftlichen Stücken, die also bis heute ein Nomadenleben geführt hat, unstet wie der einstige Besitzer bei Lebzeiten. Wenn auch vieles nur in kleinen Zetteln oder Schriftstücken von fremder Hand besteht, die Paganini mit Randbemerkungen versehen hat, so enthält doch die Sammlung außer einer Reihe schöner, ganz eigenhändiger Briefe eine Fülle der seltsamsten Aufzeichnungen, wie vor allem einige der erschütternden Konversationszettel von seinem Sterbebett, als er der Kehlkopfschwindsucht wegen nicht mehr sprechen konnte, und seine letzten schriftlichen Worte (von seinem Sohn Achille beglaubigt) vom 18. Mai 1840, neun Tage vor seinem Tode; dazu seine Notizbücher, also Stücke von einzigartigem Interesse und höchster Intimität. Sein »Registro di lettere 1829« enthält keine trockene Aufzählung der Briefe, sondern ausführliche Entwürfe und Inhaltsangaben. Unter den Empfängern finden wir: den König von Preußen, Meyerbeer, Moscheles, Fürst Anton Radziwill, den Verleger Ricordi und Schottky, seinen Biographen. Das berühmte »Rote Buch«, wegen der für seinen Geiz charakteristischen Eintragungen auch der kleinsten Ausgaben eher berüchtigt zu nennen, trägt mit Tinte die Aufschrift »Sonetti« und enthält denn auch einige Gedichtabschriften, darunter ein Petrarca-Sonett. Es gibt hauptsächlich Aufschluß über Paganinis Reisen. Diese Notizbücher bilden eine außerordentlich wichtige wissenschaftliche Fundgrube, die offenbar noch nicht genug ausgeschöpft ist; sie bieten für große Teile seines Lebens die biographischen Unterlagen. Besonders wichtig ist ferner der Entwurf seines Testaments: er ist zwar von fremder Hand geschrieben, enthält aber Paganinis eigenhändige Bestätigung seiner Bestimmungen mit seiner Unterschrift. Universalerbe ist sein Sohn Achille, Legate erhalten seine Schwestern und seine Geliebte, die Sängerin Antonia Bianchi. Seine Violine vermacht er seiner Vaterstadt Genua zur ewigen Aufbewahrung (»onde sià perpetuamente conservata«). Im Tode scheint er sich lossagen zu wollen von allem Glanze, der um ihn gewesen, und Frieden zu suchen vom Dämon der Musik, der in ihm gerast: so wünscht er keine Trauermusik. — An Schriftstücken von fremder Hand hat man besonders für ihn Ehrenvolles aufbewahrt, so das Dankschreiben der Stadt Genua (1847) an seinen Sohn für das Vermächtnis der Geige. Es liegen noch bei: elf Diplome über seine Ernennung zum Mitglied musikalischer Gesellschaften, Ordensverleihungen, dazu Dankschreiben für Wohltätigkeitskonzerte sowie Einladungen nach Amerika, die natürlich für damals etwas ganz andres bedeuteten als heutzutage. Da Paganini bekanntlich durch seine Kunst sich große Reichtümer erworben hat, so sind auch einige Bankausweise recht interessant über Summen, die für die damalige Zeit riesig zu nennen sind, so von einer Wiener Firma über 58 000, 99 000, 108 000 und 172 000 Gulden. — Schon einmal erschien diese einzigartige Sammlung im Handel. Sie wurde der Stadt Genua angeboten; aber der geforderte, nicht gerade unerschwingliche Preis erschien dem Municipio zu hoch. Auch diesmal ließ man sich den Nachlaß entgehen, obgleich es mit Hilfe der heutigen Währungsverhältnisse ein leichtes gewesen wäre, ihn für Paganinis Vaterstadt zu erwerben. Damit wird sicherlich die letzte Gelegenheit versäumt sein.



Karl Stirner: Viehweide im Engadin

Ein ungedrucktes und bisher der Wissenschaft unbekanntes Jugendwerk Mendelssohns, eine Klaviersonate in D-Dur, gab es fast 100 Jahre nach ihrer Entstehung aus den Händen eines Sammlers ans Licht zu ziehen. Wie alles, was von des Meisters eigner Hand herrührt, bildet auch dieses Stück mit der wundervoll harmonischen Schrift, die besonders das frühreife Genie zeigt, eine Freude für das Auge. Diese Kostbarkeit erregte natürlich das größte Interesse und einen wahren Kampf der Bieter.

Auch einer berühmten Musikerin sei hier Erwähnung getan: Clara Schumanns. Diese geniale Künstlerin hat gern und viel geschrieben. Ihre Briefe zeugen von wunderbarer Gemütstiefe und lassen vor allem das liebende Weib zu uns sprechen. Immer wieder ist der über alles geliebte Gatte Gegenstand ihres Schreibens; oftmals hat sie über sein unheilbares Leiden ihr Herz ausgeschüttet. Aus einer Reihe von Mitteilungen läßt sich der ganze unheilvolle Verlauf seiner Gemütskrankheit verfolgen. Diese herrlichen Frauenbriefe werden von einem der letzten ihrer Art gekrönt (an ihre Freundin Bertha Vogt, am 29. Juli, dem Todestage Robert Schumanns!), in dem es heißt: »Die Kinder werden dir erzählt haben, daß ich ihn noch die letzten Tage sah, er mich noch einige Male mit seinem unvergeßlichen Blicke ansah und einmal mit aller Kraftanstrengung noch seinen Arm zärtlich um mich schlang. Dieser Blick muß mit mir durchs Leben gehen, nicht um alle Schätze der Welt gäbe ich dies, sein letztes Lächeln, hin. ... Und als er tot, da fühlte ich seinen verklärten Geist über mir.«

Richard Wagners Handschriften finden, obwohl verhältnismäßig häufig, entsprechend seinem noch immer alles überstrahlenden Glanze das größte Interesse. Hochbedeutsam sind seine Skizzen für etwa 14 Motive zum Ring des Nibelungen, darunter das Walhallmotiv, der Walkürenritt, vorbereitende Formen des Hornrufs und Siegfriedmotiv, Donnermotiv u. a. Manche Stücke stellen offenbar Vorstufen der endgültigen Fassungen sowie Proben der Abwandlungsfähigkeit der Motive dar, so daß wir hier einen höchst eigenartigen Einblick in das erste Werden der Tetralogie haben, wofür auch die Bleistiftschrift zu sprechen scheint. Eigenhändige Überschriften geben die Verteilung auf die verschiedenen Dramen an. Diese Skizzen scheinen in höchster Schaffensekstase hingeworfen zu sein; das wenig umfangreiche Blatt ist von zwei Seiten her beschrieben (auch Nietzsche notierte bekanntlich vielfach so). Manches wird gegen den Schluß hin immer unleserlicher: die Ekstase läßt nach, die Ergebnisse der Inspiration sind sichtbar festgelegt, die Aufzeichnungen brechen ab. Sollten selbst keine weiteren gemacht sein, so genügen diese, um Riesengroßes daraus zu gestalten.

Ein ähnliches Blatt zeigt Parsifalskizzen, wiederum in bunter Unordnung aufgeschrieben. Diesmal hat auch Frau Cosimas pietätvolle Hand das Entstehungsdatum eingetragen (18. Juli 1879).

Ein Briefwechsel Wagners mit seiner Lieblingsschwester Klara (Wolfram) enthält wohl die interessantesten Briefe, die er überhaupt geschrieben hat. Sie behandeln u. a. das unglückliche Verhältnis zu seiner ersten Gattin Minna. Darin heißt es: »Wie ich so ... mir meine Zukunft überlegte, trat mir wirklich als einzige wahre Zuflucht nur die Aussicht auf einen möglichst nicht lange mehr ausbleibenden Tod entgegen. Nach Haus gekommen fand ich nun auch einen Brief Minnas vor, der mich im schrecklichsten Grade besorgt um sie machte: denn dieser Brief machte wirklich auf mich den Eindruck, als käme er von einer Wahnsinnigen.« Und weiter: »Alles, was ich durch unser Getrenntleben beabsichtige, ist doch endlich nur, zu vermeiden, daß wir uns gegenseitig aufreiben ... Was mich die unglückliche Frau jammert, kann ich nicht sagen.« Er nennt die ungestörte Arbeit an den Meistersingern »eine vollständige letzte Lebensfrage«. Einmal lädt er seine Lieblingsschwester heimlich zu den Tristan-Aufführungen nach München ein: »Kein Wort hierüber an Minna. Ich werde an diesem unglückseligen Verhältnisse wohl bis an mein Lebensende leiden und will alles ertragen —: nur keine unmittelbaren und speziellen Beziehungen mehr!« Dann teilt er mit, daß er an seiner Biographie diktiere und an den Meistersingern arbeite, und bemerkt über sein Verhältnis zu König Ludwig II. von Bayern: »Es handelt sich für mich um nichts Geringeres als um den Ruin des letzten und einzigen hoffnungsvollen deutschen Fürsten: von seinen eignen vertrautesten Ratgebern wurde der Arglose verraten und umsponnen, ihn endlich klar sehen zu lassen war für mich keine kleine Aufgabe.« Endlich antwortet er: »Dein Bericht über Minnas Tod hat mich von neuem sehr grauenhaft berührt: es war ein Elend mit der Unglücklichen, und nichts war hier zu ändern. Es liegt in ihrem Schicksale etwas Trostloses, was für meine Augen einen Schatten über alles Dasein wirft ...« Ein späterer Brief verkündet den Ausdruck seines Glückes über die Vereinigung mit Cosima, »das große beruhigende Glück, welches mein Leben jetzt verschönert und mit einem früher nie geahnten Ziele erfüllt«. Nicht minder interessant ist auch der beiliegende, ausführliche und vermutlich ungedruckte Brief von Minna Wagner an Klaras Gatten Carl Wolfram über die Flucht Richard Wagners nach der Revolution in Dresden im Jahre 1849: »Es befinden sich nämlich vier hochgestellte Herren hier, die um jeden Preis Richard aus seiner Verbannung



befreien möchten. Zu diesem edlen Unternehmen bedürfen sie nun der genauesten Details seines Verschwindens von hier ...« Sie bittet um Angabe solcher, wobei sie ihre eignen Erinnerungen aufzählt, deren sie aber nicht sicher ist: »... die Kommunalgarde ... drängte ihn von meiner Seite, daß ich ihn nicht mehr hörte und sah ...« — Sicherlich ist diese Sammlung von außergewöhnlicher Bedeutung und höchstem menschlichem Interesse.

Wenn der Preis der Mozart-Handschrift genannt wurde, so sei hinzugefügt, daß auch die übrigen Stücke beträchtliche Wertsteigerungen über die ursprüngliche Schätzung hinaus erfuhren.

Wo sind diese Kostbarkeiten jetzt hingewandert? Nun, vorläufig scheint doch ein großer Teil im Lande geblieben zu sein, und jeder gewissenhafte Händler, Sammler und Wissenschaftler wird wünschen müssen, daß wir auch weiterhin imstande seien, mit Schritt zu halten auf der einmal bestiegenen Wertleiter, von der es wohl so leicht kein Herab geben kann. Und wenn auch der deutsche Gesamtbesitz an Handschriften bisher nicht in seinem Bestande gefährdet scheint, so wäre doch Freude unter den Gerechten, wenn wir auch die Macht hätten, die zahlreichen kostbaren Einzelstücke uns dadurch zu erhalten, daß die Leute, die dazu in der Lage sind, die hohen Preise dafür zahlen, die heute eben angelegt werden müssen. Denn es gibt unter den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen nur diesen Weg — oder den andern: in die Länder, um deren Valuta es stark, um deren verdienstliche geistige Zugehörigkeit zu den Urhebern unsrer Kulturschätze es aber meist noch recht schwach bestellt ist.

Hüben und drüben

Es war ein blondes Paar am Rhein,
Hüben und drüben.
Die sahen sich jeden Abendschein
Drüben und hüben,
Wenn von Straßburg die Glocken stromüber, landein
Ihren Erzklang trugen das Rheintal hinein,
Drüben nach hüben.

Der Jungbursch das Mädel rief über den Rhein,
Hüben nach drüben:
„Wann kommst du, mein Herzlieb, die Meine zu sein,
Drüben nach hüben?"
„Wenn mein Liebster mir heimbringt ein Ringelein
Und holt in die Kammer mich über den Rhein,
Hüben nach drüben."

Der Jungbursch: „Ich bring' dir das Ringelein,
Hüben nach drüben,
Und hol' in die Kammer dich über den Rhein,
Drüben nach hüben.
Doch sag' mir, du goldfeines Jungferlein,
Wie soll denn das Ringlein geschmiedet sein,
Hüben und drüben?"

„Es sank eine Krone im tiefen Rhein,
Drüben nach hüben.
Die sollst du mir fischen im Morgenrotschein
Hüben nach drüben:
Dann soll uns der Brautring geschmiedet sein
Aus dem Golde der Krone im ewigen Rhein,
Hüben und drüben!"

Kurt Geucke

Faszistenfeme

Erzählung von Gudrun Wette

Steht auf! Lazarus, komm heraus!

Das war ihr Weckruf an die toten Seelen. Darum beriefen die feurigen Bündler die Feme. Sie sind erfinderisch, diese jungen Kühnen, in Taten der Menschlichkeit. Ich war bei ihrer Feme, ein Verfemter unter vielen Geächteten. Aber nicht unter den toten Seelen, nein. Nicht abgestorben. Nur bös fiebernd.

Es ist wildes Blut in vielen von uns. Das gärt in den feinen Seelen. Das Gewissen wird krank davon. Ist man darum ein Gefallener, weil man einmal einen Schritt auf dem abwärtsführenden Hang tat? Richtet ihr! Ihr werdet es nicht tun, weiß ich. Mein kleines Schicksal, unmerkliches Erdendasein, ist es euch nicht wert. Größere sind da, die euren Zorn, euer Halleluja, eure Rührung mit unwiderstehlichen Fesseln an sich ziehen. Das dunkle Formlose im Morgendämmer, das ich noch bin, kann eure Blicke nicht zwingen. Das heiße Nichts, das vor der starken Sonne zerfließt. Jetzt noch. Einmal wird es anders sein. Werden will ich, mit Schweiß und Blut den Weg zur Vollendung bahnen. Einmal wird das sich nutzlos Verbrennende in eine einzige helle Flamme aufschlagen.

Was tut das hier? Hier ist ja das Heute, und das Heute ist der Herr. Das Heute ist der Arbeitgeber, der Besitzer, der unerbittliche Kriegführer, dem wir alle folgen müssen. Das Morgen ist die Braut, die goldene Verheißung, Hoffnung des Unermeßlichen. O Zukunft, Geliebte, zart wie ferner Himmelssaum und stark wie Feuer und Tod!

Aber zur Mutter mit dem dunklen Antlitz, zur Vergangenheit, deren Schoß alles entsprossen ist, muß ich zurückkehren, um zu berichten, wie ich unter die Geächteten geriet.

Es ist lange her, daß ich Heimat und alles Lieben darin verließ. Meine zweiundzwanzig Jahre sind voll Aufruhr und Bewegung. Nie ertrug ich das Heute, immer entwich ich dem harten Herrn, immer auf der Suche nach der Braut, dem Morgen. Meine Geliebte hatte einen schönen hohen Klang: Ruhm, Künstlerkraft, Künstlerwerdung. Durch ganz Italien jagte ich ihr nach. In Neapel blieb ich. Das blaue Meer hielt mich auf. Ich strich durch die roten Hallen des Farnesischen Stiers, des ruhevollen Herkules der Farnese, des Praxiteles' edler Psyche und des ernst lächelnden Riesenbildes der Flora.

Ging einher zwischen Gedanken aus Marmor, in Erz gegossenen Träumen, unerhörter Geisteshelle, die Stein und Ewigkeit geworden. Fühlte mich bald riesengroß, über alles erhoben wie sie, weil ich ihre Schöpfung nacherlebte, meine fühlende Seele in ihren Stein goß und ihn neu beseelte. Bald zwergenhaft, koboldartig klein zwischen dräuenden Riesen, die auf mich niederkrachten, mich mit ihrer Größe zermalmten, in zerschmettertem Kleinmut und Unglauben an mich selbst zu ihren Füßen liegenließen.

Begriff nicht mehr, daß ich den Weg zu ihnen nur am losen Stabe, unter rasendem Sonnenbrand, in vergiftendem Straßenstaub, verdurstet und verschweißt gemacht. Zu wenig für solches Ziel. Über Scherben und Messer wallfahrtet man zu den Göttern.

Das Heute strafte mich, weil ich ihm nicht diente. Es nahm mir das Brot. Sei's um das Brot! Nicht von ihm allein lebt der Mensch. So eng kann der Leib sich zusammenziehen und Allerwenigstes verlangen, wenn der Geist als tätiger Herr darin umgeht. Aber was sollte ich kneten, wenn mir der Ton fehlte? Meine Hände zerfleischten sich vor Ungeduld, zu modeln, was der Geist, im Fieber des hungernden Leibes, rastloser, hundertfältiger formte. Aus meinem Skizzenbuch schrien die Entwürfe lärmend, lebenfordernd heraus. Das war Elend. Das leibliche ist Lumperei, solange man jung ist. Und — irgendwo, irgend etwas findet sich immer zu nagen.

Damals bewohnte ich ein Logis, das wenig kostete, und das Wenige zahlte ich nicht. Man machte noch gar nicht Miene, mich hinauszuwerfen. Ob das Darias Verdienst war oder das ihres Vaters, weiß ich nicht. Darias Vater war Händler, aber was er handelte, sah ich nie. Draußen handelte er. Es ging mich auch nichts an. Es wäre auch gar kein Raum für einen Kramladen gewesen in dieser erstickenden Enge. Das größte Gelaß dieser mancherlei kleinen vollgestopften Kammern hatte ich inne. Es lag hoch und ging auf den engen schmutzigen Hof hinaus. Ein großes Fenster machte es



hell, und auf einem ungeheuer langen Tische konnte ich modeln, wenn ich Ton hatte. Durchs Fenster sah ich auf die nahe Certosa von San Martino, deren edle Form mich im Morgenlichte grüßte.

Daria wohnte hier. Sie war sehr jung. Das Röckchen, das kaum übers Knie ging und die schmalen runden Beine freiließ, machte sie noch jünger. Ein Kind schien sie mit entwickelter Brust. Aber der Blick war reif, ernst, frauenhaft. Die schwarzen Inseln ihrer Seele inmitten der bläulichen Flut des Augapfels hefteten sich so dringend auf den, den sie ansah, daß sie fast aus den schattigen Höhlen ihrer Stirn hervortraten. Der Inständigkeit des Blickes konnte man nicht entfliehen, man fühlte ihn mit geschlossenen Augen.

Auch Darias Vater hatte den dringenden Blick, der ihm die Pupillen ein weniges unter den buschigen Höhlen hervordrängte. Aber er senkte häufig die gelbbraunen Augendeckel darüber. Auch trug er meistens einen breitkrempigen Hut, den er tief herunter und über die dringenden Augen zog.

Daria ging fast unbekleidet. Gewiß hatte sie unter dem granatfarbenen Baumwollkittel höchstens ein Hemd. Aber sie ging unbekleidet mit solcher freien Sicherheit, so reiner Natürlichkeit, daß ich ihren Bewegungen nur zu folgen wagte, wenn sie mir den Rücken wendete. Dann dachte ich, daß sie nackt ebenmäßig und anmutig und herrlich zu modeln sein müsse. Aber wenn sie sich mir zukehrte, so war da immer der dringende Blick, und im Grunde sah ich und wußte von Daria nichts als diesen Blick, der die glänzenden schwarzen Kugeln ihrer Seele aus den schattigen Höhlen hervordrängte.

»Ihr wißt, er war unschuldig im Gefängnis,« sagte sie eines Tags zu mir, als sie mein Zimmer im Sonnenschein aufräumte.

»Wer, Daria?«

»Mein Vater. Ich dachte, Ihr hättet davon gehört.«

»Ich spreche mit niemandem, Daria. Du weißt, daß ich in den Lüften wohne, Wolken balle und Figuren daraus mache. Das Leutegeklatsch kommt nicht bis zu mir. — Weswegen hat man ihn verurteilt?«

»Er war des Diebstahls angeklagt. Bosheit, Neid der andern, denen es schlechter geht als ihm.« Der dringende Blick bohrte sich nahe in den meinen. »Ihr glaubt mir?«

Da küßte ich Daria auf den Mund. Nie zuvor hatte ich sie nur berührt. Nicht einmal die Hand. Nie ihr nur die Hand geboten. Höchstens einmal sie auf enger Treppe ohne Wollen gestreift.

Sie gab mir den Kuß zurück mit geöffneten Lippen.

Ich stand lange im Sonnenschein am offenen Fenster. Die Certosa von San Martino reckte sich in die Sonne, und der Posilipp verblaute ferne zwischen Meer und Himmel. Ich suchte mein Zittern zu bemeistern. Darias Schritt war hinter mir. Ich wandte mein Gesicht in Flammen ihr zu.

»Das erstemal war er völlig unschuldig. Die beiden andern Male — Andre hatten ihn hineingezogen. Er wollte gar nicht. Im Grunde hat er keine Schuld.«

Dachte sie es wirklich, die Tochter des dreimal mit Gefängnis Bestraften? Ihre Augen brannten ernst und undurchdringlich. Sie ging hinaus ohne ein weiteres Wort.

Nun sollte ich ja wohl davongehen, ein andres Logis suchen. Aber wäre auch nicht das geldlose Elend, das mich an diese Fuori usciti, diese Ausgestoßenen fesselte — auch dann! Und wäre er zehnmal im Zuchthause gewesen, und hätte er gemordet und geplündert! Und hätte sie selbst, Daria, Gefängnisluft geatmet! Jetzt nicht mehr. Ich muß den schwarzen Blick in meinem Antlitz wühlen lassen. Ich muß ihre Lippen tiefer erschließen. Ich muß mich in Daria stürzen, wie der fallende Stern in die große Nacht.

Es ist gleich Mittag. Daria ist heute noch nicht gekommen. Mein Zimmer ist nicht aufgeräumt, Unordnung bedrückt mich. Ich fange an, das Bett zuzulegen, und reiße es wieder auseinander, werfe die Sachen noch mehr durcheinander. Daria soll kommen und recht lange bei mir zu tun haben.

Meine Unruhe nach Daria zersprengt mich.

Die Glocken der Certosa läuten den Mittag ein. Andre Glocken —

Da geht die Tür auf. Das ist sie. Sie sieht mich einmal, noch auf der Schwelle fast, ernst an. Dann beginnt sie ihre Arbeit, ohne ein Wort. Ich sehe ihr zu. Meine Unruhe stöhnt fast aus mir heraus. Wenn ich länger tatenlos hier stehe, wird sie wie ein Schrei aus mir hervorbrechen. Plötzlich bin ich hinter Daria. Sie fährt herum. Ihre Augen starren mich in tödlichem

Schrecken an. So weiß sie — Ich will sie sehen. Ich packe in den granatenen Kittel gerade unter ihrem Halse und reiße. Ein weißes Gleißen. Ich sehe nichts mehr. Ich stürze nieder auf Daria. — —

Der Nachmittag ist weit vorgerückt, als ich auf den Posilipp hinauswandere. Mit langen, tief ausholenden Schritten, die mir wahre Wohltat sind. Es ist wohl ein Fest von Farben oder solch ein Sonnenblenden, daß man nichts unterscheidet. Ich weiß es nicht. Meine Augen sind aufgerissen, aber das innere Auge ist zu mächtig.

Jetzt sehe ich Daria. Eine vollendete Statue. Ich schaffe Daria. Jede edle Einzelheit des Leibes streng bewußt. Keusch und spitz die Brüste. Dringend hervortretend wie die Augen. Eine schlanke Flammengarbe der Leib. Streng und straff die Glieder. Das ganze Wesen eine Feuerknospe. Der Ton loht unter meinen Händen. Je tiefer ich knete, um so mehr wird er kühle Flamme, die nicht mehr brennt. Das Bildnis wächst. Augen und Brüste reden. Ein weißer Block reckt sich vor mir — edles Material — zum erstenmal — mein Hammer schlägt — ich setze den Meißel an —

Meine Seele schuf es durch bis zur letzten Vollendung. In einer unsagbar straffen Spannung. Streng gebannt mein Blick, abwesend und gebieterisch. Die Muskeln der Hände bis zum Äußersten gedehnt. Ich erfahre, was großer Wille zur Tat ist. Ich werde es schaffen. Es ist unumstößlich. Kein Hindernis, über das ich nicht wegschreiten werde. Dem inneren Befehl gehorchen. Und müßte ich — nein! Der Sturzbach des reinen Willens wird sich reines Bett graben. Das unendliche Wollen muß siegen.

Unsagbare Stunde! Unsagbare Erhebung! Erschütterung vor dem Triumph des Gottes in dir. Jagendes Steigen in Wolken und stammelndes Ehrfurchtgebet vor der Kraft, die in dir tobt. Die Kraft bist du selbst. Zwinge Geist und Hände, ganz Gotteskraft zu werden!

Wie ich jetzt wende, stillstehe, sehe ich alles um mich her entzündet. Eine Glorie des sinkenden Herbstsonnenballs. Er steht über der Wolkenwand des Meeres. Das Meer ist blutrot. Aus diesem Glutsee ragt die Insel Nisida wie eine schwarzkantige, düstere Burg. Schwarz und scharf und dräuend nahe die Berge von Baja und Pozzuoli. Aber Procida und Ischia schwimmen fern wie tiefblaue Glasberge auf Fluten, deren Bläue bis auf den Meergrund gehen muß.

Aber da, der Brand über dem Wolkenberge! Eine flammende Burg, durchsichtig, grell durchloht in allen Zacken und Zinnen. Langsam verzehrt sich der riesige Scheiterhaufen. Keine Asche läßt er zurück. Nichts als das makellose Grünblau des Abendhimmels.

Langsam sterben die Farben. Ich sehe die Berge erlöschen. Sehe die herrlichen starken Formen Schatten werden, wie unsre gestaltdichtesten Träume, wesenlos grau wie glühende Seelenbilder, die ausgeloht haben.

In mir loht es weiter.

Warum nicht Steine klopfen, wenn es Geld einbringt? Geld ist nun nackte unerbittliche Notwendigkeit, oder ich kann mein Werk nicht einmal beginnen. Aber ich eigne mich wohl zum Maurer. Auf Gerüsten herumklettern ist immer mein Fall gewesen. Nur so lange, bis ich die Soldi für den Ton zusammen habe. Ich habe gleich Anstellung gefunden dahinten in dem großen Bau. Da braucht man viele. Es war gar nicht so übel heute für den Anfang. —

Daria bringt mir Geld. Um Ton zu kaufen. Damit ich gleich anfangen könne.

»Woher hast du das Geld, Daria?«

»Vom Vater.«

»Geschenkt?

Sie schüttelt den Kopf und lacht.

Mein Herz schlägt stark. »Also — —?«

»Frage doch nicht nach allem. Er hat immer genug. Er hat noch zuviel.«

Es kommt über mich wie erdrückendes Elend. Ich lege das Geld vor sie hin auf den Tisch. »Nimm das Geld zurück, Daria.«

Sie sieht mich an und schweigt.

»Ich nehme es nicht,« sage ich fest.

Jetzt stechen ihre Augen. Ihr Antlitz färbt sich unter der bräunlichen Haut. Auf einmal reißt sie den Kittel auf über der Brust. Es schimmert weiß und rein. — — — —

Nachher nehme ich das Geld, als sie leise von meiner Brust weg und aus dem Zimmer geglitten ist. Ich gehe geradeswegs. Mein Hirn ist das eines Betrunkenen, meine Herzschläge sind Rasende, aber mein Schritt ist fest und führt mich sicher. Nicht grübeln!

Du willst! Das Ziel ist hoch. Es gibt kein Zaudern. Kein Zeitverlieren. —

Ich werde ruhiger, je mehr ich modle. Die erste Beschämung des Nichtgelingens, die nagende glühend schmerzende Furcht vor dem Nichtkönnen ist schon überwunden. Langsam baut sich die Brücke zwischen dem Vermögen und dem himmelhohen Wollen. Das Vermögen wächst, das rasend göttliche Wollen bekleidet sich mit menschlicherer Gestalt.

Wenn Daria lange nackt und regungslos vor mir gestanden hat, fällt sie wie ein Tuch in sich zusammen. Sie zieht Hemd und Kittel über und geht schweigend hinaus. Wenn sie zurückkommt, bringt sie mir Essen mit. Ich denke über nichts nach. Das stört mich. Ich arbeite und falle oft erschöpft in tiefen Schlaf. —

Was nützt mir der Ton? Das Tonbild ist vollendet. In Marmor muß ich es hauen. Daria kann mir nichts geben. Der Vater hat sie geschlagen, weil er die Entwendung gleich entdeckt hat. Er hat alles verschlossen.

Aber Daria weiß Rat. »Im Hof von Malleone ist in der Mittagsstunde nur einer, der achtgeben soll. Der in der Sonne schläft. Alle andern sind fort. Ich war ein paarmal da. Ein Wald von Marmorblöcken! Heute hab' ich mit dem einen gesprochen. Er trinkt gern Wein, und ich gefalle ihm. Aber der Wein noch mehr.«

Malleone! Seine Statuen leuchten in der Galerie. Ich habe vor ihnen gestanden und vor Wonne gebebt. Malleone! Ein Marmorblock aus des Meisters Hof!

Jetzt kommt Leben in mich, wie ich Darias Plan zuhöre. Ich werde munter. Die Lust zu einem Schalkstreich fährt mir ordentlich in die Beine. Mir wird zumute wie bei früheren kindlich tollen Unternehmungen mit wilden Kameraden. Je mehr es aller menschlichen Ordnung ins Gesicht schlägt, um so heißer lockt es.

Großer Meister Malleone, ich nehme dir einen Block. Meine Statue wird einmal in der Galerie neben den deinen stehen und andre vor Wonne schütteln. Dann werde ich mit erhobener Stirn zu dir sagen: Der Block war dein. Richte!

Malleones Atelier liegt fern, am andern Ende der riesigen Stadt. Kurz nach elf geht Daria mit dem Schubkarren fort. Ich folge wenig später. Auf halbem Wege stoßen wir zusammen, ich nehme den Karren, Daria geht wieder vor.

Sie tritt allein in den stillen Hof, wo der Arbeiter in der Sonne sinniert. »Komm jetzt, ich habe Geld heute.«

»Könntest du den Wein nicht hierherbringen?« fragt der junge Wächter.

»Das kann ich auch.« Daria macht einige Schritte dem Ausgang zu und bleibt zaudernd stehen. »Nein, das mag ich nicht. Soll ich dir so nachlaufen? Also — leb' wohl!«

Der Arbeiter ist schon bei ihr, mit ein paar langen Schritten. Er zieht das schwere Tor hinter sich zu, ohne es mit dem Schlüssel zu schließen. Er hat gar keinen Schlüssel.

Die Trattoria ist gleich um die nächste Ecke. Kaum ist der Wein gebracht — ein Literfiascho —, den Daria gleich bezahlt, so klopfe ich von außen hart an die Scheibe. »Komm sofort, Daria!«

Daria springt erschrocken auf. »Ich muß gleich fort. Mein Amoroso —«

»He! und den Wein, den wirst du mir doch wohl nicht ganz schenken?«

»Mein Amoroso, er ist gewalttätig. Wenn er mich hier länger bei dir sitzen sieht — ich habe Angst.«

Sie läuft hinaus. Ich packe sie vor dem Fenster an den Schultern und schüttele sie pflichtschuldigst. Dann ziehe ich sie um die Ecke. Das Tor aufgestoßen, hinein! Wieviel Marmor! Ach, wieviel herrlicher Marmor! Blöcke in allen Größen, in allen Arten, aufeinander, durcheinander! »Schließt Augen euch, jetzt ist nicht Zeit, sich staunend zu ergötzen.« Auch nicht, um lange zu wählen. Nur schnell! Einen kleineren, da wo sie am dichtesten liegen. Daria breitet ein großes Tuch auf dem Boden aus. Darunter liegt ein Seil. Wir wälzen den Block auf das Tuch — wie stark Daria ist! —, schlagen es darum, schlingen das Seil. Der Karren wird zu Boden gesenkt, das dunkle Bündel daraufgewälzt. Daria hat Riesenkräfte.

Kein langer Abschied von den Marmormenschen, die ihrer Geburt harren. Wir ziehen ab, das Tor hinter uns schließend, nicht schnell, nicht langsam. Ich schiebe den Karren; Daria sitzt oben auf dem Block. Ihre schmalen Beine hängen darüber hin.

Wir sind noch nicht weit, als uns beide ein tolles Lachen überfällt. Mich schüttelt es so stark, daß ich stehenbleiben muß. Daria, auf den Block zurückgeworfen, windet sich vor Lachen.

Auf einmal beginnt der Karren auf der abschüssigen Straße von selber zu laufen. Das ist das Zeichen zu einer tollen Jagd. Wo die Straßen der bergigen Stadt abfallen, rasen wir in wildem Lauf. Ich gebe dem Karren Stöße, daß Daria nur so hin und her fliegt und vor Angst und Lachen kreischt. Geht es bergauf, so sucht Daria »sich schwer zu machen«. Mir rinnt der Schweiß in Bächen von der Stirn, mein Hemd ist triefend naß, auch das rasende Lachen bringt mir den Schweiß hervor.

Unsre schmutzige Gasse ist um diese Stunde fast menschenleer. Das erhöht noch unsre Stimmung. Sausend fahren wir in den dunklen Torweg ein. Im engen Hofe ziehe ich Daria an den Beinen vom Block herunter.

Jemand steht hinter mir. Eine Hand fällt auf meine Schulter: Darias Vater. »Cretino,« sagt eine Stimme an meinem Ohr. »Cretino, Marmorblöcke zu stehlen! Du hättest uns alle ins Unglück stürzen können.«

Meine Lachlust ist ganz verflogen. Ich starre Bastiano an. Er klappt die gelbbraunen Augendeckel über die schwarzen hervortretenden Augen, daß sie fast blicklos werden, und sagt mit vertraulichem Lächeln, stechender als ein Blick: »Wie dumm, so auffällig! Man stiehlt das Geld, um Marmor zu kaufen. Basta!«

Mir schlagen plötzlich die Flammen der Raserei aus dem Kopf. Die Worte, das abscheuliche Lächeln — ich sehe nichts mehr, ich springe vor den Karren zurück, wende ihn blitzschnell und renne ihn dem Alten in den Leib.

Bastiano liegt unter dem Karren. Der eingewickelte, schlecht befestigte Marmorblock poltert nach. Ich kann mich nicht regen vor Schrecken.

»Cretino,« klingt Bastianos Stimme unter dem Karren hervor.

Ich will mich bücken, um zu sehen, ob er verletzt ist, aber schon kriecht er hervor. Ich fühle mich gepackt und einmal in der Luft herumgewirbelt. Ein Schlag vor den Kopf — oder ein Fall — ich weiß nichts mehr.

Ich erwache oben auf meinem Bett. Fühle nasse Tücher um meinen Kopf. In der Ecke des Zimmers schimmert im Halbdunkel des sinkenden Abends eine weiße Marmormasse wie ein Ruf, wie ein blendender Befehl.

Arbeitsfieber, Arbeitsraserei. Wer je den Marmor behauen hat, weiß, was es heißt: ganz allein bei dem spröden Werk. Einer allein gegen das unbeugsame Material. Es ist Urschöpfung aus dem Urnichts. Es will nicht nur ein schaffendes Hirn, eine glühende Seele. Muskeln fordert es, Spannung aller Kräfte, restloses Aufgehen, völliges Vergessen alles dessen, was nicht »das Werk« ist. Leidenschaften schlagen in Marmor. Gärungen kochen in Marmor. Brünste werden Stein. Es wird alles weggebrannt. Die Stirn wird immer freier. Der Blick ist streng und hell. Die Form klärt sich aus der ursprünglichen Roheit. Die Linien der weißen Göttin zeichnen sich deutlicher. Das Ewigkeitsverlangen der Seele spannt sich um einen schimmernden Stein. Die Grenzenlosigkeit schließt sich fest und bewußt in diesem weißen Block.

Grauschwarze Sturmtage. Das Meer heult, daß die Certosa über uns es hören kann. Ich sitze trostlos auf meinem Bettrand. Seit gestern geht die Arbeit nicht mehr.

In der vorvergangenen Nacht war ich draußen. Mit Daria und ihrem Vater. Bastiano behandelt mich vertraulich, seitdem wir uns umgeworfen und geprügelt haben. Ich wäre nie mitgegangen. Aber Daria wollte gehen. Sie hörte auf kein Bitten von mir. Auf mein Drohen lachte sie. Irgend etwas geht in ihr um. Sie ist unzufrieden mit mir. Etwas wie Eifersucht nagt sie auf ihre marmorne Schwester. Auf all die Gedanken, die Spannkraft, die Glut, die ich dieser gebe. Sie fühlt, daß selbst eingeschlafen an ihrer Brust meine unruhigen Träume nach den schimmernden unvollendeten Marmorgliedern greifen und mich aus dem kurzen leichten Schlummer schrecken, mich von der warmen Brust weg an die kalte gebieterisch rufende jagen. Auch Daria ist gebieterisch. Sie macht keine Worte. Sie quält mich mit ihrem Fortgehen des Nachts. Sie übt einen furchtbaren Druck auf mich aus. Allein lasse ich sie nicht gehen, in die Nacht, wo andre Männer sind. Knospe, die ich brach, soll nicht andern Blüte werden.

Es war eine Kneipe im Hafenviertel. An unserm Tisch saßen noch ein paar andre mit breitkrempigen Hüten wie Bastiano. Weil sie seine Freunde sind, werden sie sein Gewerbe haben. Wein wurde nur mäßig getrunken. Gerade Verdächtiges sprachen sie nicht. Sie hatten alle die Hüte tief in den Stirnen. Gesichter, die mich beleidigten. Die gleich von Anbeginn mich krankhaft reizten und niederdrückten. Bastiano muß etwas haben verlauten lassen von der Marmorexpedition. Vielleicht als Ehrenzeugnis, um mich einzuführen, damit man sich nicht vor mir scheute. Sie machten ein paar Anspielungen und sahen mich prüfend und vertraulich an. Ein paar Kerle strichen immer dichter um Daria herum. Ich konnte sie nicht hindern. Unsichtbare Schlingen zogen mir die Arme zusammen. Ein wüstes Elend drückte mir die Brust wie Blei.

Es drückt mich noch immer. Meine Arme sind wie zusammengeschnürt. Arbeiten tue ich seit gestern nichts mehr. Es arbeitet in mir. Ich muß auf einmal denken. Es war alles so schön vergessen im frohen Arbeitsfieber.

Das sind meine Freunde. Sie handeln wie Freunde. Geben mir Obdach und ernähren mich. Ich lebe von ihnen. Bastiano, der dreimal im Gefängnis saß, hat noch keinen Soldo von mir verlangt. Hat den entwendeten Block auf mein Zimmer gewälzt, nachdem ich ihm die Karre gegen den Leib gerannt habe. Daria, meine Geliebte, stiehlt für mich und hilft mir stehlen. Ein schmutziger Ort für die Geburt eines Kunstwerkes!

Wie schwer und unbehauen in diesem grauen Sturmlicht meine Statue wirkt! Diese Marmorfigur ist nicht die Göttin, die aus dem abendglühenden Meere um den Posilipp aufstieg. Wo ist ihre Göttlichkeit? Erdenschwere hängt an ihr, Fleischesmacht, Sündenfluch. Es ist alles sinnlich grob an ihr. Wo ist die Beseelung? Woher spricht der himmlische Gedanke? Ach! ach! — es ist plumpes Erdenwerk, Handlangerarbeit. Ein weißer Traum, aus dem Schutthaufen erblüht. Es sind überall Flecken auf dem Marmor.

Es klopft. Ehe ich antworten, von meinem Erstaunen erwachen kann — denn niemand hat je hier bei mir geklopft —, wird die Tür geöffnet. Ein Schlanker, halb Knabe, halb Mann, im schwarzen Faszistenhemd. Hält mir einen Brief hin. »Signore Lukas Kapp.« Das bin ich. Wer schreibt mir hier aus der Stadt? Und es fährt mir heiß durchs Herz, wie lange ich keinen Brief von den Meinen erhalten, wie ich alle Beziehungen beinahe abgeschnitten habe.

Der junge Faszist ist schon hinaus. Er läßt die Frische seiner stolzen Haltung und seinen klaren kurzen Blick auf meine Statue im Zimmer zurück. Neugierig betreten öffne ich den Brief.

Egregio Signore!

Sie werden ersucht, sich heute abend um acht Uhr im Saal des Arbeitergemeindehauses zu einer Versammlung aller Vorbestraften der Stadt einzufinden. Das Verhältnis zwischen Faszisten und Dieben soll in dieser Versammlung aufgeklärt werden. Strengste Maßregeln werden ergriffen, falls Sie der Aufforderung nicht Folge leisten.

Bertrando Berrini,
Vorsitzender des Faszistenbundes in Neapel.

Puh! Welch schlechter Scherz! Bin ich ein Zuchthäusler, ein Vorbestrafter? Wie plump sie sich geirrt haben! — Herrn Lukas Kapp! Woher kennen sie meinen Namen? Natürlich, weil ich bei dem Diebsbastel wohne. Weil ich den Wahnsinn beging, mit unter seine Kumpane zu gehen. Sie denken, wir machten gemeinsame Sache. Sie denken —

Es ist doch nichts laut geworden von dem Block. Die Entwendung ist noch gar nicht bemerkt worden. Der Bastiano hat geschwatzt. So ein Tölpel! — Es war ein schlimmer Streich. Sehr gewagt. Aber doch — ein Streich. Aber der Block ist doch gestohlen. Das Geld für den Ton war gestohlen. Gehöre ich darum unter die unsaubere Gesellschaft, weil ich einmal ihre Mittel nicht scheute, um etwas Großes zu schaffen?

Der Teufel hole die ganze Bande! —

»Daria!« brülle ich zur Tür hinaus. Keine Antwort. »Daria!« rufe ich noch einmal, zur Treppe springend. Nichts regt sich. Ich stülpe die Mütze auf — den schäbigen Paletot habe ich wegen der Kälte im Zimmer schon den ganzen Tag an — und renne, immer noch nach Daria rufend, hinaus.



Constantin Gerhardinger: Am Atelierfenster

Aus der Münchner Glaspalastausstellung vom Sommer 1922

Es regnet nicht mehr. Der Sturm ist um so toller. Ganz recht so, vielleicht bläst er mir den Wahnsinn zum Hirn hinaus, der mich da vor der schweigenden rohen, unvollendeten Statue überfallen will. Ich einer von denen? Mit denen zusammen vor ein willkürliches Gericht? Es ist so toll, daß einen statt des Lachens ein schreckliches Grauen packt. Ich lasse mich vom Sturm die Gassen herunterfegen. Im Laufschritt die vielen abschüssigen Gassen und Gäßlein hinunter. Die großen Straßen vermeide ich am liebsten. Mir ist, als müßten die ehrenwerten Bürger, die daherschieben, mir ansehen, daß ich im Begriff bin, aus ihrer Gesellschaft auszuscheiden und ein — Tollhäusler zu werden.

Je näher ich dem Kai komme, um so stärker packt mich der Sturm. Er dreht mich manchmal um und um. Von der See her tönt ein Heulen und Platschen. Herrlich, herrlich! Nun kämpfe ich mich um die Ecke — ah! Die schwarzgrünen Wogen kommen angerast, um sich über Napoli bella zu ergießen. Vor der hohen Einfassungsmauer des Kais bäumen sie sich in heulender Wut, und ohnmächtig zerbersten sie auf dem Damm, große Klatschwogen spritzenden Schaums auf die Straße werfend. Auf dem Kai von Via Partenone ist niemand als die Gassenbuben, die kreischend versuchen, unter den wütenden Schaumspritzern herzulaufen.

Wieder dreht mich der Wind um und um. Er greift in meinen leichten Mantel, den ich zusammenraffe. Ein Stoß, meine Mütze ist fort, in einem einzigen Schwunge über die Einfassungsmauer. Da tanzt sie schon auf dem Wogenkamm, wird verschluckt — ich sehe sie nicht mehr. Die Gassenjungen heulen. Ich mache, daß ich fortkomme. Ich laufe stundenlang.

Es ist schon Nachmittag, als ich heimkehre. Im Frühdunkel des Dezembertages schimmert die Marmorfigur matt. Eine unsinnige Wut packt mich. Mit dem Hammer schlage ich in den schlanken Rücken, mit aller Kraft.

Sinnlose Zerstörung! Nutzlose Wunde, dem schuldlosen unbewußten Leibe geschlagen. Das Loch im Rücken klafft mich an wie ein riesiges Auge.

Im Hofe geht Daria neben ihrem Vater. Ich reiße das Fenster auf.

»Wir auch!« ruft sie herauf und wird sogleich von Bastiano in eine Tür gestoßen.

Wie zerschmettert sinke ich auf meinen Bettrand. Das scheußliche Wahnbild wird Wahrheit. Die greuliche Wirklichkeit reckt sich auf. Ein Dieb unter Dieben. Heute noch wird es sich erfüllen. Die Schande! Die Menschenschande! Das Erkanntsein vor den Menschen. Ich liege vor meinem verwundeten Marmorbild und schluchze wie ein gezüchtigtes Kind.

Kurz nach acht wird es lebendig auf der Piazza.

Sie kommen in kleinen Gruppen, den Mantelkragen hochgeschlagen, die Mütze so tief in die Augen gezogen, daß wenig von den Gesichtern vorkommt. Die See hat einen dichten Nebel gesandt, der ihre Schritte einhüllt. Wie Schatten streichen sie an den Mauern vorbei, zögern nahe am Tor. Ein Häuflein schwarzbehemdeter Faszisten, bewaffnet, hütet den Eingang. Wird von den streichenden Schatten angeschielt. Sie flüstern untereinander, entschließen sich, überschreiten die Schwelle, steigen die breite Treppe hinauf.

Meine Mütze tanzt irgendwo auf Wogenkämmen in Freiheit. Ich habe nichts, um mein Gesicht zu verdecken. Mein Haar weht im Winde. Ich bin der einzige von diesen allen, der mit unbedeckter Stirn seine Schande trägt. Ich möchte mich verbergen. Mir scheint, daß alle Blicke sich auf mich besonders richten müssen.

Lange Bänke sind im Hintergrund des Saales für uns gerichtet. Daria kommt später als ich, mit ihrem Vater. Sie trägt ein dunkles Kleid, das sie größer macht. Ihr Haar ist sorgfältig unter dem Kopfschal geborgen; ihre Augen gehen zu mir hin.

Sie müssen in den vorderen Bänken Platz nehmen. Die hinteren sind schon alle besetzt. Jeder hat gesucht, so weit wie möglich nach hinten zu kommen.

Auch ich. Ich sitze ganz hinten zwischen zwei Graubärten. Eine seltsame Versammlung! Wenige Frauen sind dabei, alle dunkel gekleidet, das Kopftuch ums Haar geschlungen. Jünglinge, noch Knaben fast, mit Antlitzen, die wohl eine Mutter weinen machen könnten. Alte mit pfiffigen Augen. Elegante junge Leute, tadellos nach der Mode gekleidet, und Männer in schäbigen Röcken. Schweigend, verbissen, mit zusammengezogenen Brauen sitzen sie durcheinander. Vorn

im Saal steht ein Häuflein bewaffneter Faszisten.

»Was mögen sie von uns wollen?« fragt leise ein Blutjunger vor mir. Sein Gesicht ist verängstigt.

»Vielleicht ein Syndikat von Nachtarbeitern gründen,« wirft einer mit bösem Lachen zurück.

»Oder sie wollen uns alle in eine bessere Heimat spedieren,« zischt einer aus den vorderen Bänken, auf die Bewaffneten vorn deutend.

»Wir haben ihnen doch nichts getan,« sagt bedächtig ein Alter neben mir. »Wir sind doch keine Kommunisten, keine Parteifeinde. Wir denken doch nicht daran, alles zu verteilen. Jeder erwirbt das Seine auf seine Weise.«

Der Sprecher steht im Ansehen bei den andern. Sie drehen sich um und hören ihm beifällig zu. Es geht offenbar eine Beruhigung von seiner schleppenden Stimme, seinem gutmütigen Lächeln für sie aus.

Ein paar neugierige Blicke haben mich, den Unbekannten in der Brüderschaft, gestreift. Spöttische Blicke auch; ich wirke hier nicht kollegial genug. Es ist wie ein Zwang über mir, daß ich mich in Gedanken ihnen nähern muß. Es packt mich wie eine schmerzliche Erkenntnis: wir gehören zusammen. Gar nicht, weil eine vereinzelte Tat, ein wochenlanges peinliches Hängen über Untiefen mich in ihre Mitte geführt. In meinem Bewußtsein war eine verhängnisvolle Pause eingetreten. Unsre Lebensweise hat nichts miteinander gemein. Unsre Handlungen nicht. Nicht einmal unsre Gedanken. Aber es ist wildes Blut in uns. In uns allen ist eine gleiche Kraft zum Guten und zum Bösen, die uns furchtbar verbindet. Wo ist der unmerkliche Grenzstein, wo die starken Gaben statt zur befreienden Tat zum kettenden Verbrechen werden? Wer kann ganz klar erkennen, wo die beiden Richtlinien Gut und Böse, die lange nebeneinander liefen, unmerklich, unabwendbar auseinandergehen?

Mir schauert's. Ja, wir sind Brüder. Brüder des schrankenlosen, unbändigen Wollens. Brüder der Unduldsamkeit gegen die häßliche, die arme Wirklichkeit, die wir so oder so verbessern wollen. Brüder des wilden Blutes. Verwandt alle in unsrer Menschlichkeit. Gerettet Tausende am schlimmen Scheidewege. Aber diese wurden nicht gerettet.

Da geht die Tür auf. Ein junger Mann tritt ein, Tapferkeitsorden auf dem schwarzen Hemd. Blick und Haltung stolz und frei. Zwei andre folgen ihm. Sie nehmen am Präsidententisch Platz. Es ist etwas in dem Manne, daß die ganze düstere Gesellschaft mit einem Schlage sich erhebt, um ihm Ehre zu erweisen. Er macht ein Zeichen, daß wir uns setzen sollen. Er überzählt uns mit dem Blick.

»Ich sehe, ihr seid alle gekommen. Das ist gut. So kann ich euch einmal klar unsre Meinung sagen. Ihr denkt ja wohl nicht, daß wir euch hierher berufen haben, um eine Gilde von Dietricharbeitern zu gründen. Wir wollten euch sagen, daß von heute ab in Neapel nicht mehr gestohlen wird. Ihr kennt uns ja, nicht wahr? Was wir wollen, setzen wir durch. Eure Dolche und Revolver schrecken uns nicht. Wollt ihr Krieg, gut, so sei es Krieg. Ihr werdet bald merken, wer der Stärkere ist. Wollt ihr euch mit uns vertragen, so können wir hier ruhig darüber verhandeln.

Ich appelliere bei euch nicht an Gefühle. Das wären doch nur verschwendete Worte. Es handelt sich einfach um euer Interesse. Bis jetzt konntet ihr stehlen. Von heute ab wird euch dies Handwerk faszistisch gelegt werden. Es steht nicht geschrieben, daß man vom Raube leben soll. Jeder kann arbeiten, jeder kann sich ehrlich erhalten. Wir werden euch natürlich helfen. Wir werden euch Arbeit verschaffen und euch unter unsrer eignen weitgehendsten Bürgerschaft empfehlen. Eure Arbeitgeber wissen, daß ihr Vorbestrafte seid, aber sie wissen auch, daß ihr euch dem Faszistenbunde verpflichtet habt, nicht mehr zu stehlen. Sie werden euch freundlich empfangen, wie Entgleiste, die sich wieder erheben wollen und darum Anrecht auf die vollste Unterstützung der Gesellschaft haben.

Aber — gebt gut acht! — wer wieder fällt, hat die Rechnung nicht mehr mit der Justiz zu machen. Den erwartet nicht die Zelle, sondern der Eisenstock der Faszisten, der geradeswegs ins Hospital befördert und manchmal auch direkt ins Jenseits. Nun trefft eure Wahl.«

Vereinzelt erst, dann schnell sich verbreitend, zustimmendes Gemurmel. Der Beifall



wächst, wird laut. Ich fahre aus meiner Versunkenheit auf, hebe die Stirn aus den Händen. Wahrhaftig, einige klatschen; sie rufen Bravo. Es wird ein großer Lärm. Ich kann mich nicht regen. Ich bin einfach erschüttert. Wie die Worte zuerst stachen wie vergiftete Pfeile! Wie es mich schauderhaft brannte, da zwischen denen zu sitzen, die das zynisch achtlos hinnahmen! Mein kurzes Gefühl brüderlicher Zusammengehörigkeit mit ihnen zerstob unter dem Peitschenhieb. Meine Seele bäumte sich furchtbar.

Aber dann kam der Augenblick der Bewegung.

»Ihr Entgleiste, die ihr euch erheben wollt, ihr habt vollstes Anrecht auf unsre liebend ausgestreckten Hände.« Milde Vision von Kindertagen, am Knie der Mutter, die von der Freude der Engel über das verschuldete reuige Herz spricht. Ist sie nicht euch allen einen Augenblick gekommen?

Faszistenbruder, du hast ein Wort tiefster Menschlichkeit gesprochen. Du hast die Brücke geworfen zu den Seelen. Sie werden zu dir hinüberkommen, jetzt oder bald. Du hast uns alle verbrüdert, auch mich Entgleisten.

Ich schäme mich, aber ich kann es nicht hindern, daß mir die heiße Seelenflut aus den Augen bricht. Vielleicht bin ich nicht der einzige. —

Einer hat ums Wort gebeten. »Ich bin ohne Arbeit. Wovon soll ich leben? Wenn ihr mir eine Stellung verschafft, werde ich arbeiten wie ein andrer.«

»Ich auch, auch ich —«

So geht es endlos fort. Jeder tritt vor an den Präsidententisch. Da wird er befragt über das, was er einmal gelernt, über die Arbeit, die er früher schon verrichtet hat. Der Präsident fragt und prüft. Seine Begleiter schreiben.

Einer tritt vor, ein Vierschrötiger mit eckigem Kopf und geschwollener Nase. Mit einer gewissen Feierlichkeit legt er die Hand auf den Tisch. Sein graugelbes Gesicht ist tief beleidigt. »Ich bitte dringend, mich nicht mit denen da zu verwechseln. Ich bin ein ehrlicher Kerl.«

Es ist wahr, er hat fünfzehn lange Jahre Zuchthaus gehabt — fünfzehn Jahre, ein ganzes armes Lebensviertel, aber für Mordversuch. Und der Mord ist nicht geglückt. Aber gestohlen hat er nicht. Und seine beleidigte Würde zittert in ihm, dem im Gefängnis Ergrauten. —

»Ich war einige Male im Gefängnis,« sagt ein kleiner Alter.

»Vierzehnmal,« wirft der Vorsitzende ein.

Der Alte nickt friedlich.

Im Saal erhebt sich Hohngelächter. Spitze Bemerkungen fliegen von den andern Kumpanen zu ihm herüber.

Er bleibt gleich friedlich. »Es war ein erregendes Leben,« sagt er, als es ruhiger geworden. »Ich bin ganz verzehrt davon. Nie Frieden, nie Freude. Keine sichere Nacht. Ich bin es müde. Ich will Ruhe in der Arbeit suchen.«

Im Saal ist es ganz still geworden. Die Gesichter sind sehr ernst. Ein erregtes Flüstern. Es ist, als steige langsam eine wirkliche Ergriffenheit aus den verhärteten Herzen.

Irgendwoher kommt ein Aufschluchzen. Als habe es eine Spannung gelöst, bricht ein lautes, lang anhaltendes Beifallsbrausen aus. Sie drängen sich zusammen. Neben mir drücken sich zwei die Hände, zwei blutjunge Knaben. Daria wendet sich nach mir um und sieht mich dringend an.

Ich bin einer der Letzten, die an den Präsidententisch gehen, weil ich ganz hinten sitze. Es ist ein böser Augenblick. Die Flamme schlägt mir aus dem Gesicht, als sich der Blick des jungen Vorsitzenden jetzt zu mir erhebt. Aber ich ermanne mich und begegne ihm voll und frei.

Vielleicht sieht er in meinem Blick, daß ich ihn liebe. Seine Augen sind freundlich. »Wir sind sehr wohl von allem unterrichtet,« sagt er, mir unerwartet. »Wenn wir nicht überall forschten, hätten wir uns nicht das Recht anmaßen können, solch eingreifende Handlung zu begehen. Wir wissen vieles, was die Justiz nie erfährt. Ihnen mag Ihre Berufung an diesen Ort, unter diesen Umständen übertrieben erscheinen. Nehmen Sie es als einen Denkzettel und gehen Sie Ihres geraden Weges. Ich glaube, Sie haben uns nicht mehr nötig.«

»Ich will bei Malleone Arbeiter werden, wenn ich mein Schuldkonto mit ihm in Ordnung gebracht,« erwidere ich ihm fest.

»Das machen Sie mit ihm allein ab,« antwortet er mir. »Sie sind aus unsrer Liste gestrichen.«



Später, ja später will ich ihm einmal die Hand drücken, dem Faszistenbruder. —

Die Sitzung wird immer bewegter. Es kommt Freude herein. Jetzt werden Ämter verteilt. Sechs junge Burschen werden zu Waldhütern und Gartenarbeitern bestimmt: Lohn, Kost und Kleidung. Wie sie strahlen! Aber hier wird es feierlich, schrecklich ernst. Da ist ein hoher Vertrauensposten. Sie werden sorgfältig erlesen unter denen, deren Miene am meisten verspricht. Die Pforten des Vertrauens öffnen sich weit für sie: als Aufseher in einem Bankhause treten sie aufs neue in die Würde des Lebens ein. Sie legen einen Eid ab. Und weil, wer viel gewinnt, viel wagen muß, unterzeichnen sie ohne Zögern ein Dokument, in dem sie den Tod annehmen, falls sie eidbrüchig werden.

Malleone hat mich unter seinen ersten Gehilfen angestellt. Gegen meinen Willen, gegen meine Absichten hat er meinen geheimsten Wunsch erfüllt. Mein ganzes Ich war nach dem hohen schrecklichen Rausche freiwillige Demut geworden, ein Verlangen nach Schuldabtragen, Reinigung. Ich wollte niedere Handlangerdienste bei ihm tun, mich abrackern, schwer arbeiten.

»Wenn du Bußverlangen hast, ragazzo mio, so kannst du dich ja zu Hause geißeln,« sagt er mir. »Einen Facchino habe ich eben nicht nötig. Ich brauche ein sicheres Auge, wie das deine. Dein nacktes Mädchen ist sehr gut gesehen. Und schön gedacht auch.«

Er duzt mich, seitdem ich bei ihm arbeite, genau wie seine andern jungen Gehilfen. Das ruft kindliche Heimatbilder in mir wach, aber ohne ihren damaligen Aufruhr, voll von Frieden. —

Meine Statue mit dem klaffenden Rücken liegt in Malleones Hof, zwischen andern Blöcken. Wenn ich Geld genug zusammenhabe, werde ich sie zum zweitenmal hinausführen. Auf einem Karren. Aber das hat noch Zeit.

Wieviel ich noch lernen muß! Alles. Stümper, miß dich am Meister! Aber nur das ist Leben. Über sich sehen, verzweifeln, toben vor Kleinmut, und wie ein Rasender arbeiten in heiligem Zorn.

Erkenntnis

Weißt, ich habe mich bedacht:
Jene sind die schönsten Tage,
Da in uns die wilde Klage
Um ein stilles Glück erwacht;
Wenn wir uns so einsam wissen
In der weiten lauten Welt,
Und, wenn alles irrt und fehlt,
Sich in tausend Bitternissen
Unsre arme Seele quält.

Rings ist Kampf und Tat und Ruhm,
Und wir kennen alle Herzen,
Ihren Jubel, ihre Schmerzen
Und ihr Glück und Heiligtum.
Doch das Heil, das sie erwandern,
Bleibt ein Heil allein für sie;
Uns erfreut ihr Friede nie,
Denn wir lauschen einer andern,
Einer fern'ren Melodie.

Weißt, ich habe mich bedacht:
Jene sind die schönsten Stunden,
Da wir zu uns selbst gefunden
Und der Stolz in uns erwacht:
Wenn wir wissen, niemals linder
Wird das Leid, das uns umspinnt,
Weil dann unser Traum zerrinnt,
Weil wir fremde Königskinder
In dem lauten Leben sind.

Friedrich Pock

Schieber und Schlemmer in alter und neuer Zeit

Von Dr. Ernst Meyer (Neustrelitz)

Der Weltkrieg und die Revolution hatten neben mancherlei Elend eine tiefgehende Umschichtung der gesellschaftlichen Verhältnisse zur Folge. Der andauernde Warenmangel in der Zeit der Blockade in und nach dem Kriege und die Zwangswirtschaft mit ihrer Überorganisation brachten den Schieber und Gelegenheitshändler auf den Weg und drängten vielfach den ehrlichen Kaufmann zurück. Aus Leichenhügeln des untergehenden Mittelstandes erhoben sich wie Giftpilze die Kriegs- und Revolutionsgewinnler, wirtschaftliche und politische Emporkömmlinge. In dieser Zeit, wo den Bildungsstätten, von den Universitäten bis herab zur einfachsten Landschule, die notwendigen Lehrmittel ausgehen, wo der geistige Arbeiter häufig schlechter bezahlt wird als der ungelernte Handarbeiter, verlieren die Kulturwerte rasch an Geltung. Auri sacra fames, der verfluchte Hunger nach Geld, den der römische Dichter beklagt, hält alle gefangen. Solche Umkehrung der wirtschaftlichen Verhältnisse, besonders gefördert durch den Schmachvertrag von Versailles und den Umsturz im Inneren, schuf den Boden für diese Neureichen. Wohl jeder kennt diese Leute mit der dicken Zigarre, dem modischen Anzug, dem schweren Pelz, die Hände mit diamantenbesetzten Ringen übersät. Im eleganten Auto fährt der Protz, im Theater leistet er sich die teuersten Logenplätze und staunt über die Vorgänge auf der »sterilisierten« Bühne. Wahre Bildung nämlich, des verarmten Mittelstandes einzig gebliebenes Gut, hat er nicht; um diese Leere wenigstens äußerlich zu bemänteln, kauft er sich teure Bücher, natürlich nur in kostbarem Ledereinband, gleich meterweise und zur grellfarbigen Tapete des »Studierzimmers« gestimmt. Statuen und Gemälde, möglichst modern, die ihm innerlich fremd bleiben, zieren die Wände, von den Klubsesseln und der prunkvollen Garderobe für Frau und Töchter ganz zu schweigen. Da ist es verständlich, wenn ein Berliner Blatt gelegentlich einer Jubiläumsaufführung von Hauptmanns »Biberpelz« schreibt: »Es würde mir nicht auffallen, wenn ich die Mutter Wolffen, wie Hauptmann sie gezeichnet hat, statt auf der Bühne im Parkett des Lessingtheaters neben mir sitzen sähe; sie brauchte den heutigen glücklicheren Zeitumständen entsprechend nur Seidenjumper und Smaragdbrosche anzulegen.«

In den guten Zeiten vor dem Kriege legte im allgemeinen der Mann, der »in der Lotterie gewonnen« hatte oder sonstwie zu unverhofftem Reichtum gekommen war, sein Geld gewinnbringend an und schuf neue Werte. Die Emporkömmlinge von heute dagegen wirken zumeist kapitalmindernd. Schieben und Schlemmen ist ihre Parole, und von vielen von ihnen gilt das Wort: Wie gewonnen, so zerronnen. Der scheinbar positiven Seite ihres Wesens, mit einer unheimlich scharfen Nase für leichten Gewinn, fast über Nacht, viel Geld zusammenzuraffen, steht die negative Seite selbstsüchtigen Genießertums gegenüber.

Zwar wimmelt zurzeit unser Vaterland von solchen Gestalten; kein Wunder, denn bei uns haben Kriegs- und Nachkriegszeit gründlich umwälzend gewirkt. Zudem sind wir überlaufen von den Valutareisenden aus den Nachbarstaaten; der Rheinländer ärgert sich über den aufkaufenden Holländer, in den Taunusbädern machen sich Franzosen niedrigster Herkunft breit, die in normaler Zeit nie sich solche Reise erlaubt hätten, die norddeutschen Städte wissen ein Lied zu singen von den skandinavischen Händlern, und der Berliner gar fühlt sich vereinsamt in des Reiches Hauptstadt, in der Fremde dank ihrer hochwertigen Währung für einige Zeit den König spielen.

Dennoch dürfen wir nicht glauben, diese Hochblüte der Neureichen sei eine neuzeitliche oder gar nur rein deutsche Erscheinung. Zwar hat der Berliner Volkswitz aus der Masse der Einzelerscheinungen rasch den Typ gefunden und ihm den sprechenden Namen »Raffke« angehängt. Aber der Krieg und seine kultur- und wirtschaftzerstörenden Nachwirkungen haben mehr oder weniger die ganze Welt getroffen, und so ist denn heute kaum eine Gestalt so international wie die des Neureichen, in den englischen und amerikanischen Witzblättern tritt sie uns genau so entgegen wie in den deutschen und französischen. Außerdem kann sich »Familie Raffke« einer Ahnenreihe rühmen, die wir mit Hilfe der antiken Literatur bis in das sechste vorchristliche Jahrhundert verfolgen können. Denn zu allen Zeiten, in denen sich wie heute die Standesunterschiede leichter als sonst verwischten, kamen solche Menschen hoch, die auf dem Gipfel ihres rasch errungenen Glückes ihre geringe Abkunft vergaßen und einen unerträglichen Hochmut zur Schau trugen. Solche Zeiten waren im Altertum die Verfallzeit der attischen Demokratie und das Rom der ersten Kaiserzeit nach Augustus mit der Mißwirtschaft der Günstlinge und Freigelassenen, wo die Reichshauptstadt der Sammelpunkt nicht nur des internationalen Händlertums, sondern auch des Verbrechergesindels aus aller Welt war.

In jenen Zeitläuften waren diese Emporkömmlinge zur Massenerscheinung geworden; recht bald wurden sie zur Zielscheibe des beißenden Volkswitzes und schließlich zum Gegenstand literarischer Darstellung. Schriftsteller aller Art befassen sich mit dieser Menschensorte,

nicht nur die Satiriker und Komödiendichter, deren Blick ja ohnedies geschärft ist für die Schwächen und Lächerlichkeiten ihrer Mitmenschen, sondern ernstgestimmte Männer wie die großen Redner des Altertums, Cicero und Demosthenes, Philosophen vom Rang eines Aristoteles und frühchristliche Kirchenschriftsteller setzen sich mit ihnen auseinander. Sei es nun ein einzelner Parvenü, der uns mit Namen genannt wird, sei es der ein für allemal festumrissene Typus, der aus der Summe der Einzelerscheinungen gewonnen wird, immer ergibt sich bei den antiken Autoren das gleiche Bild, das wir aus der Gegenwart so gut kennen: Ein Schuster, Eseltreiber, Latrinenreiniger oder Handelsmann wird wohlhabend durch Fleiß und Geschick, oder die Göttin Fortuna wirft ihm eine reiche Erbschaft in den Schoß. Oder einer der vielen Sklaven wird bei seiner Freilassung mit einem kleinen Gut beschenkt und schwingt sich mit der dem Orientalen eignen Gerissenheit und Gewissenlosigkeit zum reichen Manne auf. Häufig werden gerade diejenigen, welche vorher die verkommensten Geschöpfe waren, als Schoßkinder der Glücksgöttin hingestellt. Am meisten verhaßt sind die politischen Emporkömmlinge, die dem Kaiserreich zum Verderben wurden. Allesamt nun werden sie beschrieben als Säufer, Schlemmer und Hurenknechte schlimmster Art. Durch parvenühaftes Prahlen wollen sie zumeist ihren ehemals niederen Stand verbergen; sie veranstalten große Gastmähler und geben dem Volk, aus dessen Hefe sie stammen, teure Gladiatorenspiele. Mit schwergoldenen Ringen und kostbaren Gewändern schmücken sie sich; doch alles Gold reicht nicht aus, das Manko der Vergangenheit zuzudecken. In massiven silbernen Tafelgeschirren, ausgesuchten Leckerbissen und feinsten Weinen suchen sie sich gegenseitig zu überbieten. Der eine läßt sich in eleganter Sänfte, umringt von einem Schwarm armer Klienten, über die belebtesten Plätze und Straßen der Hauptstadt tragen; ein andrer maßt sich im Theater die besten, den Rittern vorbehaltenen Plätze an. Manch einer sieht die höchsten Beamten des Landes bei sich zu Gaste, nicht wenige legen ihren Namen, der zu deutlich für ihre Herkunft spricht, ab und schmücken sich mit klangvolleren.

Aus der Fülle der Beispiele seien einige angeführt: Anakreon, den man meist nur als immer heiteren Dichter von Trink- und Liebesliedern kennt, sucht sich eines Nebenbuhlers zu erwehren, indem er ihn als Parvenü mit all den vorgenannten Einzelzügen schildert. Aristophanes greift in seinen Komödien die politischen Dilettanten Athens nach dem Tode des Perikles an, z. B. den Gerbermeister Kleon, der sich stolz als Flottenchef und Staatspräsident gebärdet und auch in seinem hohen Amte das Betrügen nicht lassen kann. Und ein so ernster Redner wie Demosthenes verschmäht es nicht, seinen Gegner vor Gericht dadurch in den Augen der Richter herabzusetzen, daß er ihn als Neureichen hinstellt. Und zur Zeit des Welthandels des von Alexander dem Großen gegründeten Alexandria führt der Dichter Herondas einen orientalischen Getreidemakler vor, der einen Prozeß gegen ihn wegen tätlicher Beleidigung und Entführung durch eine Handvoll Geld glaubt zu seinen Gunsten entscheiden zu können. Eine niedere Gattung des römischen Bühnenspiels, der Mimus, hatte für diese Art Menschen sogar eine besondere Tracht und Maske, so daß der Zuschauer sofort wußte, mit wem er es zu tun hatte. Der sonst so sanfte Dichter Vergil reißt in einem bissigen Jugendgedicht einem Provinzmagnaten die Maske vom Gesicht und zeigt uns den ehemaligen Stallknecht. Und vollends dem jungen Horaz, der nachmals zum kaiserlichen Hofdichter des Augustus wurde, steigt beim Anblick eines solchen Vertreters die Galle ins Blut. Als er aber die Sturm-und-Drang-Zeit hinter sich hat, gibt er uns aus der Lebensweisheit seiner alten Tage ein köstliches Bild vom Gastmahl eines solchen Menschen, der trotz seinem Reichtum doch nur ein armseliger Kauz ist:

Nasidienus hat es durch Kriegslieferungen zum reichen Manne gebracht und veranstaltet nach ungeschriebener Tradition seines Standes ein großes Gastmahl. Unter den hohen Gästen befindet sich sogar der Vertraute des Kaisers, Mäcenas. Die Wahl der Weine steht jedem frei; der Gastgeber erklärt die kunstvoll hergerichteten Speisen, läßt aber den Hauptgang des Abends bereits unter den Vorspeisen auftragen. Die schon komische Situation steigert sich, als plötzlich der große Baldachin über dem Tisch herabstürzt und Gäste und Speisen unter sich begräbt. Als Nasidienus sich von dem Schreck erholt und unter Tränen entschuldigt hat, läßt er die ganze Gesellschaft für eine Weile im staubgefüllten Raum allein, um schließlich wiederzuerscheinen an der Spitze eines langen Zuges von speisenbeladenen Dienern.

In einem breit angelegten, farbenfrohen Sittengemälde schildert Petronius zur Zeit Neros im Gastmahl des Trimalchio die ganze Sippe Raffke. In einer süditalienischen Stadt, vielleicht Cumae, finden sich im prunkvoll eingerichteten Hause des Oberschiebers Trimalchio zwölf seiner Artgenossen mit ihren »Damen« zu einem üppigen Gelage ein. Seinen Werdegang ließ der Hausherr in großen Wandgemälden im reich ausgestatteten Speisesaal darstellen. Als Sklave kam er in jungen Jahren aus dem Osten nach Rom, diente mit zunehmendem Alter seinem Herrn und seiner Herrin willig in jeder Beziehung, wurde schließlich mit großen Geschenken freigelassen und »arbeitete« dann unter



der Führung der Glücksgöttin selbständig weiter. Was er nur angriff, wurde unter seiner Hand zu Gold. Seine Gattin, die jetzt mit Umsicht dem riesenhaften Haushalt vorsteht, holte er sich auf dem Sklavenmarkt; freilich damals, so sagt er selbst, hätte wohl kein Hund ein Stück Brot von ihr genommen. Miteinander haben sie es dann herrlich weit gebracht. Auf seinen ausgedehnten Gütern arbeiten ganze Kompanien von Sklaven, eine große Handelsflotte bringt täglich Millionen ein. Stolz auf sein Glück, kann er das Prahlen nicht lassen. So bedient er sich einer silbernen Feder als Zahnstocher und spielt statt mit weißen und schwarzen Würfeln mit silbernen und goldenen. Während des Essens schlägt dauernd der Klang des vom Kassenverwalter aufgezählten Geldes vom Atrium her den Gästen ans Ohr. Von einem bis zur Neige ausgekosteten Leben schlaff geworden, läßt sich Trimalchio in den Speisesaal tragen; schnell schlägt er den Ärmel vom Arm zurück, auf daß ja keine der goldenen Spangen und Ringe ungesehen bleibe. Nicht weniger mit Gold behangen ist sein Ehegespons, unter deren Tunika hervor noch die schwergoldenen Knöchelringe schimmern. Wie kleine Kinder über ihre Puppen, so zanken sich die halbbeschwipsten Weiber über Wert und Echtheit ihrer Ringe und Ohrgehänge. Im Bewußtsein, nur echteste Ware seiner Frau gekauft zu haben, läßt Trimalchio schnell eine Wage bringen und das Gewicht der Schmucksachen feststellen, siehe da: 6½ Pfund vierzehnkarätigen Goldes schleppt diese Frau an Arm und Beinen mit sich herum! Silber, mit dem damals ein wahnwitziger Luxus allgemein getrieben wurde, hat in diesem Hause wenig Wert. Darum läßt der Hausherr eine große Silberplatte, die einem ausgleitenden Sklaven entfallen war, gleich »mit dem andern Dreck« hinauskehren; ein Diener, der sie aufheben will, erhält sofort eine Tracht Prügel. Zu Waschwasser nimmt man Wein; jeder Gast erhält, gegen alle Sitte, einen Tisch für sich! Im Stolz auf die Leistungsfähigkeit seiner Küche läßt Trimalchio die Tafel mit ausgesuchten Gerichten besetzen; dabei folgen sich die einzelnen Gänge mit solcher Geschwindigkeit und in solcher Reichhaltigkeit, daß die Speisenden gar nicht alles bewältigen können; zwischendurch verschwindet dieser Gastherr für einige Zeit, um nach seiner Rückkehr mit lauter Stimme die Vorzüge einer geregelten Verdauung zu rühmen. In vorgeschrittener Stunde läßt er, als man müde ist der Musikanten und Gaukler, die bei Tisch aufspielten, den Tagesbericht seines »Haushalts« verlesen: nicht weniger als 30 Knaben und 40 Mädchen werden da an einem Tage als neugeboren gemeldet von den großen Gütern, 500 Ochsen wurden eingefahren, ein Sklave wurde ans Kreuz geschlagen, weil er den »Herrn« gelästert hatte, usw. Das ist wohl der Gipfel kleinstädtischen Protzentums, denn solche Tagesberichte gab es nur an den Anschlagsäulen in Rom und im kaiserlichen Haushalt. Sein Grabmal hat sich Trimalchio schon bei Lebzeiten bestellt, da soll man ihn sehen auf einem Sessel sitzend und Geld mit vollen Händen ausstreuend. Von Bildung hält er nicht viel, er ist ja ohne sie vorwärtsgekommen. Dennoch, weil es zum guten Ton gehört, kaufte er sich eine teure Bibliothek, und zwar gleich eine lateinische und eine griechische. Die Proben seines Studiums der Geschichte sind allerdings erschreckend; den Hannibal läßt er Troja erobern, und die Kassandra ihre (von der Medea entliehenen) Söhne ermorden. Im Grunde ist er, wie seine Freunde, eine rohe Sklavenseele geblieben. In seinem Weindusel wirft er seiner Frau ihre gemeine Abkunft vor, fordert sie auf, vor den Gästen einen anstößigen Tanz aufzuführen, und wirft ihr, als sie ihn voll Entrüstung einen Hund nennt, einen Trinkbecher an den Kopf.

Unter den römischen Schriftstellern regt sich außer den Dichtern Martial und Juvenal, die die Rolle unsers Simplizissimus spielen, besonders der Kirchenvater Tertullian über diese Menschengattung auf.

Die deutsche Literatur der vergangenen Jahrhunderte zeigt unsern Typ so gut wie nicht. Nur Kortum in seiner Jobsiade kommt auf ihn zu sprechen und sagt ganz richtig:

»... gewöhnlich tut einer groß und dick,
Wenn aus dem Staube ihn hebet das Glück«

und führt Beispiele aus der griechischen Komödie auf.

Aus ganz andern Verhältnissen heraus kommt im 17. Jahrhundert der französische Lustspieldichter Molière, der auf seinen Theaterfahrten durch Frankreich die Menschen scharf beobachtet hat, zur Darstellung des Parvenü. In seinem »Bourgeois gentilhomme« verspottet er den reichen Bürger, der in Kleidung und Lebensführung die Gewohnheiten des Adels nachäfft. Sein Herr Jourdain steht im Gegensatz zu seiner Frau und zu seiner Tochter, die sich bürgerlich fühlt und sich von dem kindischen Vater nicht an einen Adligen verheiraten lassen will. Nach dem Urteil des Tanzlehrers und des Musikmeisters, die er sich hält, versteht der Alte zwar nichts, bezahlt aber ganz gut. Sein Fechtlehrer gibt ihm eine sehr spürbare Lektion, der Schneidermeister redet ihm nach dem Munde und schwätzt ihm die teuerste Robe auf. Aber selbst üble Erfahrungen und die Philosophiestunde seines sehr resoluten Lehrers der Weisheit fruchten nichts. Er bezahlt seine Eitelkeit schwer und ist dennoch nicht zu heilen. Im Grunde ist er dumm und gutartig.

Die ganze Seelenroheit, die solchen Emporkömmlingen aber auch eigen sein kann, stellte



schließlich um die letzte Jahrhundertwende ein andrer Franzose, Octave Mirbeau, auf die Bühne. Schon der Titel des Stückes ist vielsagend: »Geschäft ist Geschäft«. Sein »Held« mit dem sprechenden Namen Lechat ist ein Raffke in Reinkultur. Beim Tode seines einzigen Sohnes bricht er zusammen; doch bald glaubt er sich von zwei Konkurrenten übers Ohr gehauen, da rafft er sich wieder auf, und weiter geht das Geschäft wie ehedem; alles menschliche Fühlen ist erstorben.

Recht harmlos sind solchen Gestalten gegenüber die Witze der »Fliegenden Blätter« in der Vorkriegszeit. Sie verspotten ganz sacht den neugeadelten Bankier, der sich einen teuren Tenor zur Abendgesellschaft verpflichtet oder mit Stolz den Gästen seine neugeschaffene Ahnengalerie vorführt.

Wir sehen also aus den angeführten Beispielen, daß zu allen Zeiten die Menschen die gleichen Schwächen haben. Denn unsre Zeitgenossen wie die Leute des grauen Altertums tragen triebhaft in sich das Verlangen nach Wohlstand und Ehren. Das ist an sich nur löblich; tadelnswert wird dieses Streben erst, wenn es Gestalten schafft, die sich so unangenehm aus der Gesamtheit abheben. Solch umstürzende Ereignisse wie der Weltkrieg oder die Errichtung des römischen Kaiserreichs unter Augustus ließen freilich die Emporkömmlinge in solcher Unzahl hochkommen, daß man von einem neuen Stand, dem der Neureichen, sprechen kann. Ein Trost bleibt uns bei dieser unerfreulichen Feststellung doch: In ruhigen Zeiten, die wir nach den gegenwärtigen schweren Prüfungen unsers Vaterlandes wieder zu erleben hoffen, wird das Selbstbewußtsein der Berufsstände und der guten Gesellschaft neu erstarken und diese Schieber und Schlemmer zum größten Teil ausmerzen oder wenigstens so niederhalten, daß sie wieder zu dem werden, was sie eigentlich sind, zu einer ungefährlichen Ausnahmeerscheinung.

Vaterland

Der Frühling spielte mit maigrünen Zweigen,
Des Schlehdorns Blüte floß vom frühen Strauch,
Feucht von den Bäumen tropfte Nebelrauch,
Und bunte Falter flatterten zum Reigen.

Die Vögel lockten mich in grüne Fernen.
„Komm, Wanderstab, es geht ins weite Land,
Schling dich ums Wanderwams, du Burschenband,
Du Burschensang, schwing auf dich zu den Sternen!“

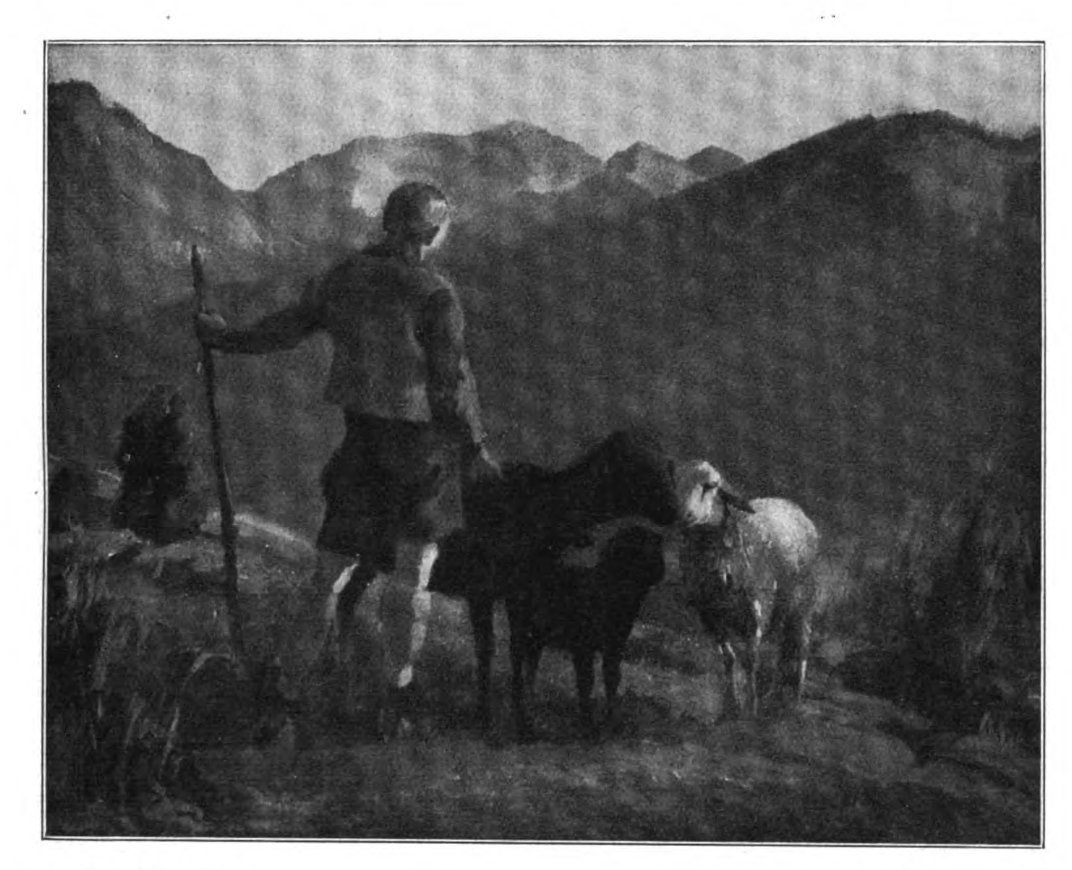
Dort starrt ein Felsspitzzacken in das Feuer,
Das von der Sonnenstraße sich ergießt,
Es rauscht der Bach, der durch die Schluchten schießt,
Und auf der Höhe schlummern Burggemäuer.

Windwolken winken aus der Ätherklare,
Ein Luftzug singt ein mollgestimmtes Lied,
Ein wundersames Sehnen streicht durchs Ried,
Die Brust erahnt das Große, Wunderbare.

Und ringsum jauchzen Sträucher, Quellen, Bäume,
Das Echo, das den Weg zum Herzen fand,
Es jubelt, jubelt, jubelt: „Vaterland!“
Und durch den Frühling flattern deutsche Träume.

Karl-Heinz Kikisch

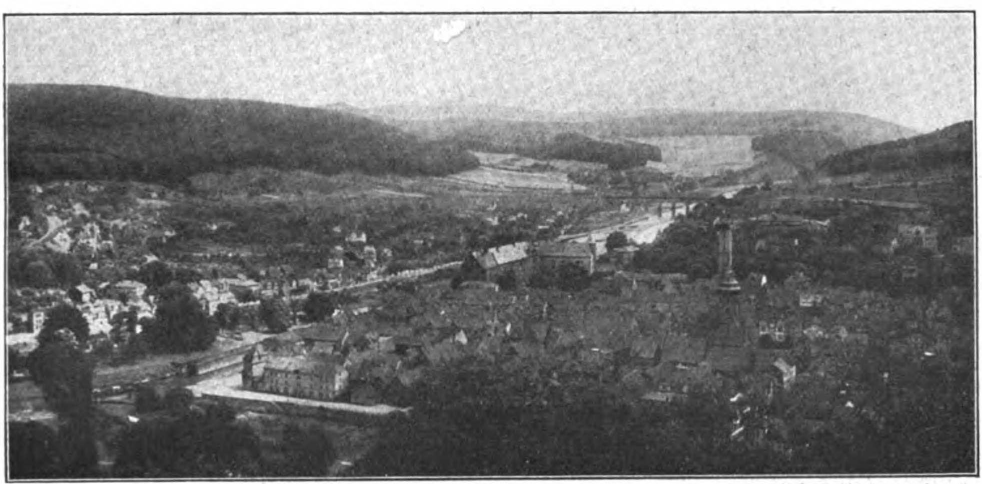




Gustav Joh. Buchner: Auf der Weide

Aus der Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1922





Aufn. K. Wahlmann, Hameln

Münden

Von Münden bis zur Westfälischen Pforte

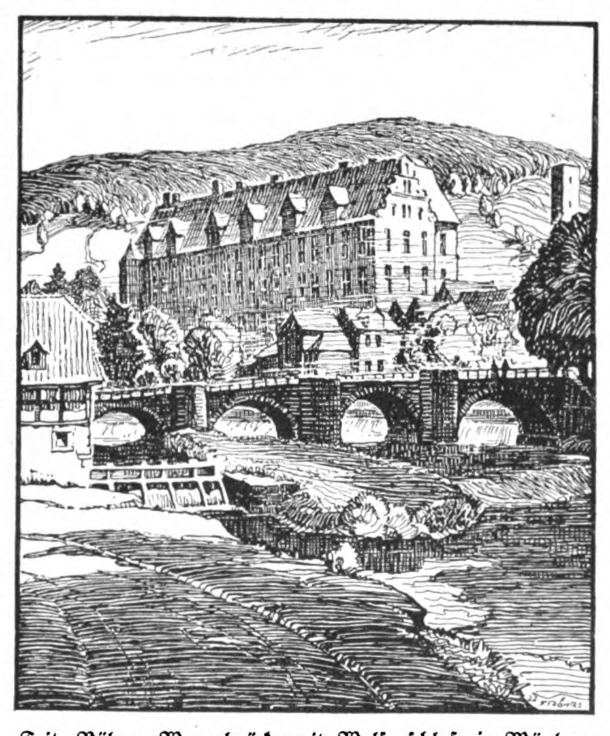
Eine Oberweserfahrt von Dr. Adolf Reuter (Höxter)

Die Weser entspringt nicht. Plötzlich ist sie da. Wie ein übermütiger Junge stürzt sie sich hinein ins schöne Leben, braust über Wehre, schlüpft durch uralt steinerne Brückenbogen, umfaßt eine wunderschöne alte Stadt, den Blumenwerder, den Tanzwerder — wie lustig klingen die Namen! —, singt und klingt die stillen Sommernächte hindurch. Überall rinnendes, rauschendes Wasser, glitzerndes, blitzendes, quirlendes, schaumperlendes Wasser. So wird der Weserfluß geboren, mit seinem eignen Wasser tauft er sich, den Taufstein errichteten ihm an der Nordspitze des Tanzwerders, wo die Werra und die Fulda dauernd sich finden, schwärmerische Freunde mit der Inschrift:

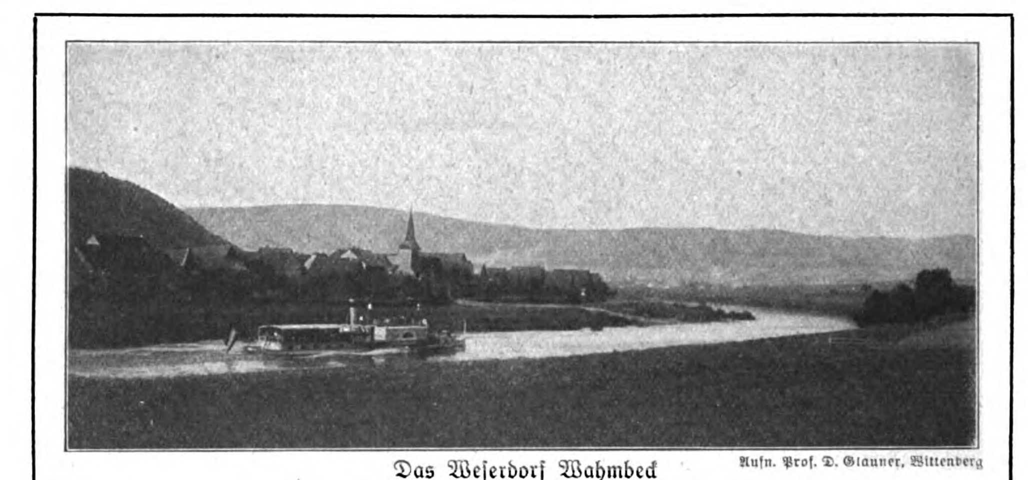
Wo Werra sich und
Fulda küssen,
Sie ihren Namen
büßen müssen.
Und hier entsteht
durch diesen Kuß,
Deutsch bis zum
Meer, der Weserfluß.

Man vergißt, was Menschenhand wirkend, rechnend hineinzeichnete in dies wundervolle morgenfrische Bild. Man spürt den Schöpfungsmorgen und erlebt im Geist die Zeiten, da in gewaltigen wilden Wasserstürzen der Strom seinen Weg nahm über Felswände, zwischen Gletscherlagerungen und menschenleerer Urwaldeinsamkeit.

Und hier »upp de munt dreier Water« entstand früh die Wald-, Wasser- und Bergstadt Münden, zunächst eine bescheidene Ansiedlung von Fischern, bald mit zunehmender Kultur auch von Schiffern. Als Hansestadt und wichtiger Stapelplatz mit Türmen und Mauern wohlverwahrt, ist sie vorübergehend Residenz der braunschweigischen Landesherren gewesen. Ein geschickter Franzose, Dénis Papin, machte hier schon lange vor der erfolgreichen Erfindung der Dampfmaschine im Auftrage des hessischen Landgrafen seine später in Vergessenheit geratenen Versuche mit einem von ihm erfundenen und von ihm auch gebauten Dampfboot.



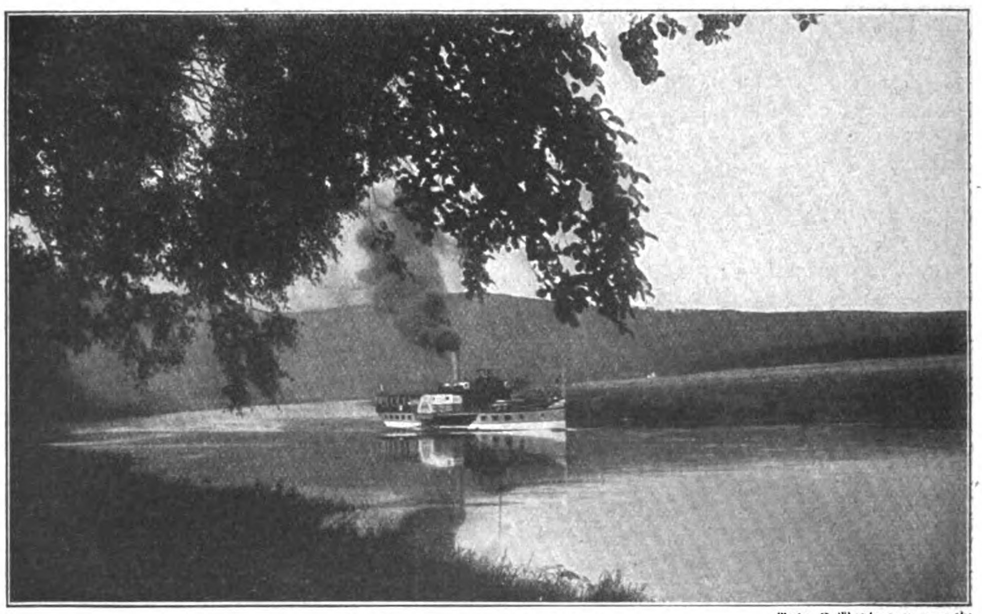
Fritz Röhrs: Werrabrücke mit Welfenschloß in Münden

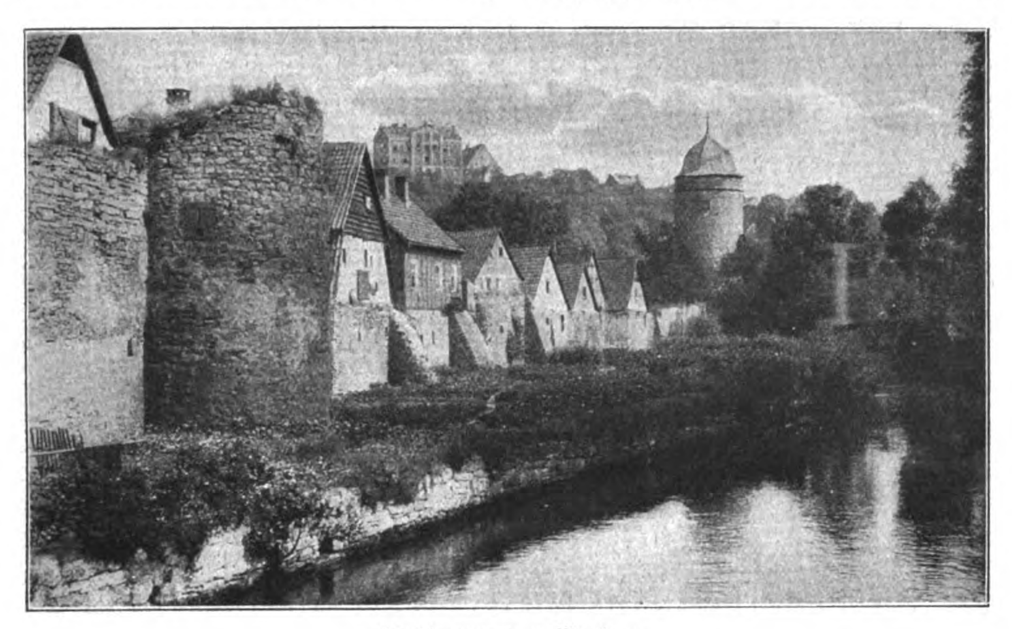

Das Weserdorf Wahmbeck
Aufn. Prof. D. Glauner, Wittenberg

Über dem nächtlichen Münden wacht noch ganz mittelalterlich der Türmer. Viertelstündlich tönt von der hochgelegenen Wachstube des achteckigen Turmes der schönen alten Hauptkirche zu St. Blasien sein Hornruf über die Stadt. Zu seinen Füßen träumen die alten hochgegiebelten Patrizierhäuser, das Schloß, groß, frei, stolz, ein echter Fürstensitz. Und unter ihm, in der hallenden Kirche, zwischen Schätzen reicher mittelalterlicher Kunst schläft Herzog Erich den ewigen Schlaf an der Seite seiner geliebten ersten Gemahlin. Unheimlich ist's bei der alten kleinen verdrießlichen Ägidienkirche. Die steht da wie ein altes runzeliges Menschenkind, das der Tod vergessen hat. An der Wand, aufgerichtet, eng zusammengedrängt — ein Stück Prager Judenfriedhof — acht hohe schwere Totensteine mit seltsam starrenden Larven, Engeln, Putten, Totenköpfen. Der Mond scheint diesen Nachtgespenstern ins Gesicht, auch dem »Königl. Großbritanischen Privilegierten Landarzt und Königl. Preußischen Raht und Hofokulisten Joh. Andreas Eisenbart«. Auf einer Reise setzte hier der Tod ihn zur Ruhe, die er im Leben nicht finden konnte.

In den Straßen gehen die Geister der erschlagenen Bürger und Soldaten um, die einst hier der Mordgier Tillyscher Kriegsvölker zum Opfer fielen.

Die Wälder erschauern im Morgenwind, der erste Sonnenstrahl überfunkelt die Tillyschanze, die alten Wehrtürme. Das Rathaus mit seiner

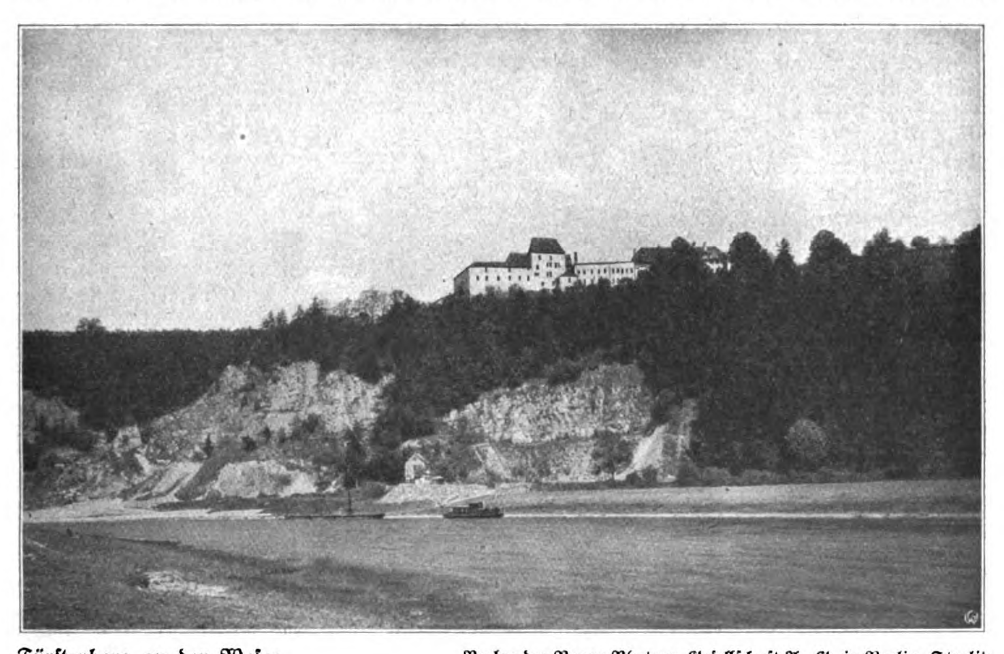

Weserpartie bei Karlshafen
Aufn. K. Waylmann, Hameln



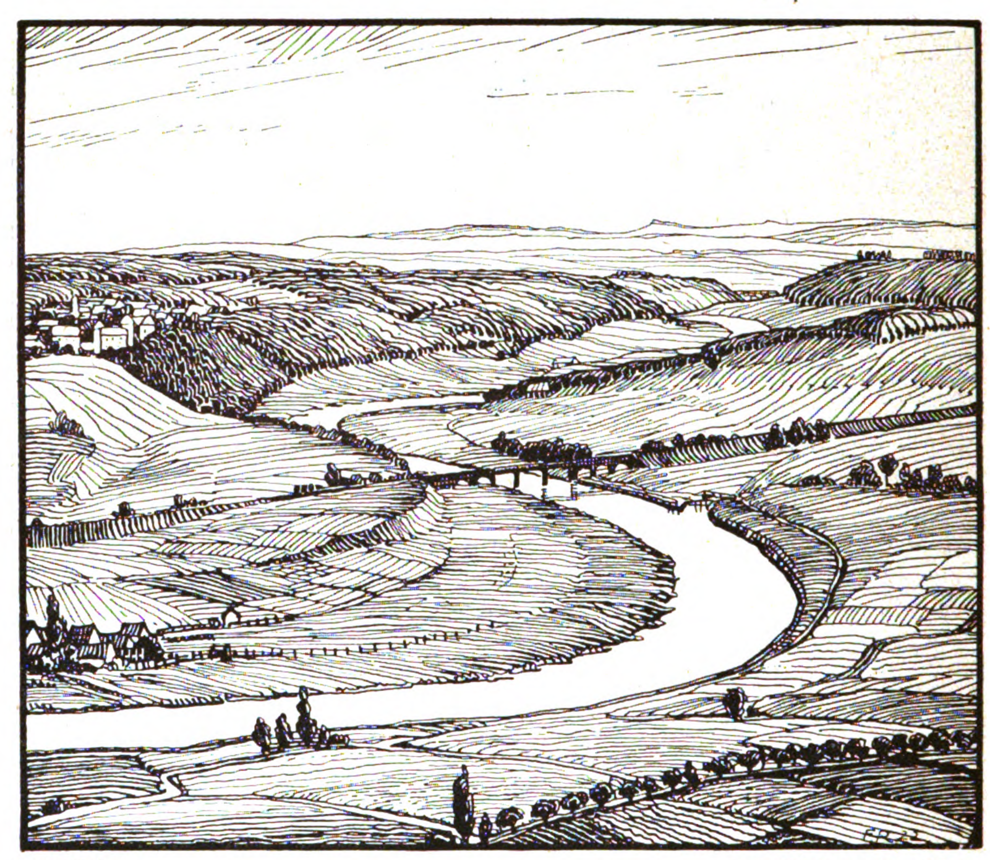
Stadtmauer von Warburg

kostbaren Sandstein-Schauseite, in den Jahren 1603 bis 1618 von dem Lemgoer Architekten Graßmann noch kurz vor dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Stadtherrlichkeit errichtet, grüßt den jungen Tag. Aus allen Fenstern bis unter den ragenden Spitzgiebel, aus dem feingemeißelten Erker ergießt sich wie hingeschüttet eine Flut von rosenfarbenen Petunienblüten. Das Leben, der Alltag erwacht nach diesem kurzen Schönheitstraum. Arbeiter, Schüler wandern über alle Straßen, Plätze, Brücken. Und der Fremdling, der des Tages noch weiter genießen will, lenkt zum Tanzwerder seinen Schritt. Dort erwartet ihn schon der Dampfer leise schaukelnd auf der gleitenden Flut.

Links auf hessischem Gebiet der Reinhardswald und zur Rechten der hannoversche Bramwald geben uns nun das Geleit. Die mittel-



Fürstenberg an der Weser — Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft A.-G. in Berlin-Steglitz



Fritz Röhrs: Das Wesertal bei Hörter

alterlichen Fürsten, Herrenmenschen, ließen es sich wohl sein in diesen weiten wildreichen Wäldern. Die Sababurg, heute ein schwermütiges Bild des Verfalls menschlicher Herrlichkeit, träumt noch von den Tagen, da die hessischen Landgrafen hier ihre Jagdfeste hielten. Ein Stück Urwaldwildnis, das dort in die Gegenwart sich hinübergerettet hat, soll auf höhere Anordnung auch künftighin vor der Durchforstung bewahrt bleiben.

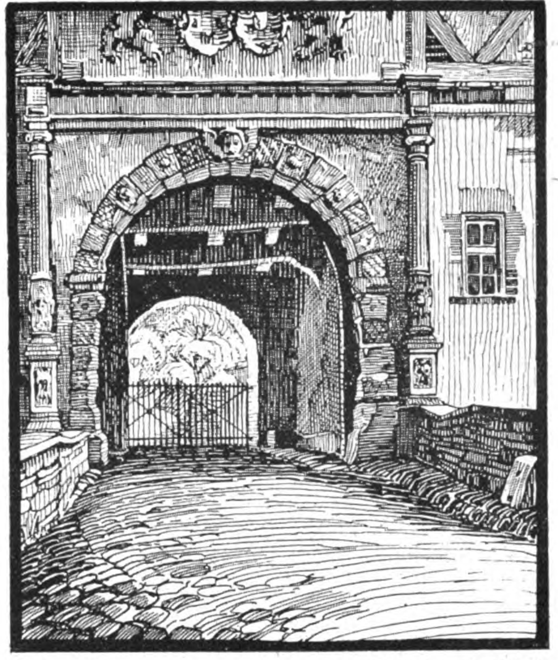
Es ist, als führen wir auf der leise rieselnden, glitzernden Stromeswelle mitten hinein in das Waldgebirge und in alle mitteldeutsche Länderschönheit. Trotz aller Mannigfaltigkeit immer in Tönung und Stimmung dasselbe Bild: Wald, Berge, Wasserstraße, Landstraße, oft verwegen in die Felswand eingesprengt, nach der steil abfallenden Stromseite zu eingefaßt durch enggesetzte weiße Prellsteine. Die leuchten vor dem dunkelgrünen Wald, schön wie eine Perlenschnur auf dunklem Frauengewand. Hin und wieder Obstpflanzungen auf Hängen und Terrassen. Das mag vielleicht an rheinische Rebhügel erinnern, sonst aber nichts. Die Weser ist nur Weser; die üblichen Vergleiche und das Wort »Rheinersatz« wollen wir hier stillschweigend übergehen.

Überall in den Dörfern weiße Wände, gedunkeltes Eichengebälk, reich geschnitzt und spruchverziert, rotgraue Sollingdächer, uraltes Kirchlein, grüne Wiesen davor, so zart leuchtend, so schön, daß man meint, ein Wohltäter hätte um ihrer Schönheit willen überall sie angelegt zur Freude der wandernden Menschheit. Leuchtend rote Ziegeldächer hin und wieder als Farbentupfen hineingesetzt in das zart duftige Landschaftsbild. Manche Ortschaften, vor einer leichten Flußkrümmung liegend, schwimmen, traumhaft schön, auf dem silbernen Wasserspiegel!

Silbergraue Reiher, Sehnsuchtsvögel, schweben ruhigen Flugs über Wiesen- und Wasserflächen. Aus dem dunklen Tannengrün der Horstbäume leuchtet ihr zartes Gefieder. Versunkene Einsamkeit, Märchenland ringsum!

Klösterliche Siedlungen gediehen in diesen stillen Tälern, fromme Hugenotten und Waldenser ließen hier sich's genügen an dem kargen Boden, den sie in harter Arbeit dem Urwaldsrande abgewannen. Französische Kirchenbücher sind noch erhalten, französische Gesichtsbildung, Namen wie Suchier, Faillard, Seguin, Quentin und eine französische Inschrift über der Kirchentür von Gewissensruh.

Gottestreu, Gewissensruh, wie rührend sind diese Namen der Hugenottendörfer, wie schön, wie deutsam auch sonst hier die Ortsnamen: Hilwartshausen, Bodenfelde (Feld des Bodo), Gottsbüren, Karlshafen, weiter abwärts Herstelle, Lauenförde (Furt des welfischen Leuen), Blankenau, Fürstenberg, Corvey, Bodenwerder, Kemnade. Das alles klingt, es spricht zu uns: man fühlt, hier lebt, hier wächst deutsche Heimatliebe.

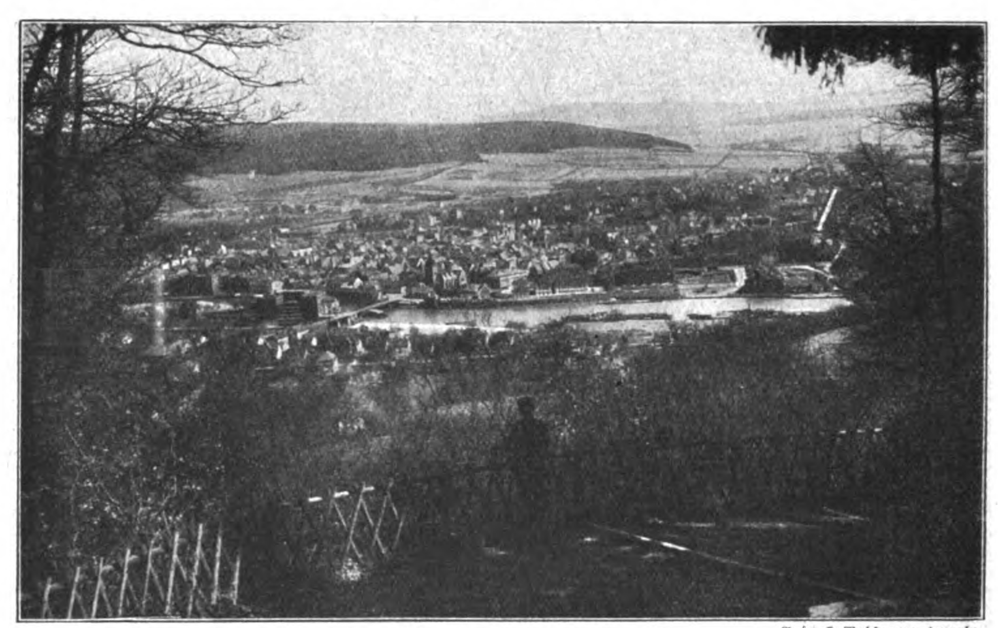

Fritz Röhrs: Burgtor in Polle

Wir nähern uns Karlshafen. Ein entzückender Anblick, wenn man, stromabwärts fahrend, das hessische Städtchen, zwischen Solling und Reinhardswald geschmiegt, vor sich liegen sieht. Wunderbare Rotsandsteingebilde, Türme, Türmchen, Bastionen, steil aus den waldesgrünen Hängen aufsteigend, die hessischen und, ein wenig abwärts auf der andern Stromseite, die hannoverschen Klippen verleihen der Landschaft etwas seltsam Prangendes. Eine gespenstische Ruine, ein steinernes Skelett, die Krukenburg, starrt in all die Herrlichkeit, freundlich winkt von steiler Höhe der Hugenottenturm. Bis 1825 wurde hier noch französisch gepredigt. Hugenotten sollten die nicht gewordene, sondern durch Fürstenbefehl geschaffene Stadt bevölkern. Es war die Zeit des Merkantilismus, und die deutschen Fürsten, in deren Kassen dauernd Ebbe war, fingen an, bewußte, praktische Volkswirtschaft zu treiben. Großes schwebte dem Landgrafen Karl, dem Schöpfer der Residenz Wilhelmshöhe bei Kassel, vor. Ein Emporium sollte Karlshafen werden für Kassel und das Hessenland. Um die Zollschranke, die eine »fremde Macht« im hannoverschen Münden errichtete, und das dort beanspruchte Stapelrecht zu umgehen, wollte der weitschauende Fürst Karlshafen durch einen von der Weser unabhängigen Wasserweg mit Kassel verbinden.

Das Werk des Landgrafen Karl ward nicht vollendet. Der steingefaßte Hafen mitten in der Stadt, die stattlichen, aber gleichmäßig nüchternen Häuservierecke, die Rathauskolonnaden, die Lagerhäuser — das alles träumt noch von Macht und von Reichtum. Dies seltsame Städtchen erlebt in der sommerlichen Reisezeit nach langem Dornröschenschlaf eine Auferstehung, anders als es der Erbauer sich träumen ließ. Ganze Schwärme von Reisenden bringen die Dampfer, auf zwei Bahnhöfen steigen sie aus, von Göttingen, Kassel, Hannover, durch den Solling, durch den Reinhards-


Aufn. R. Wahlmann, Hameln

Steinmühle

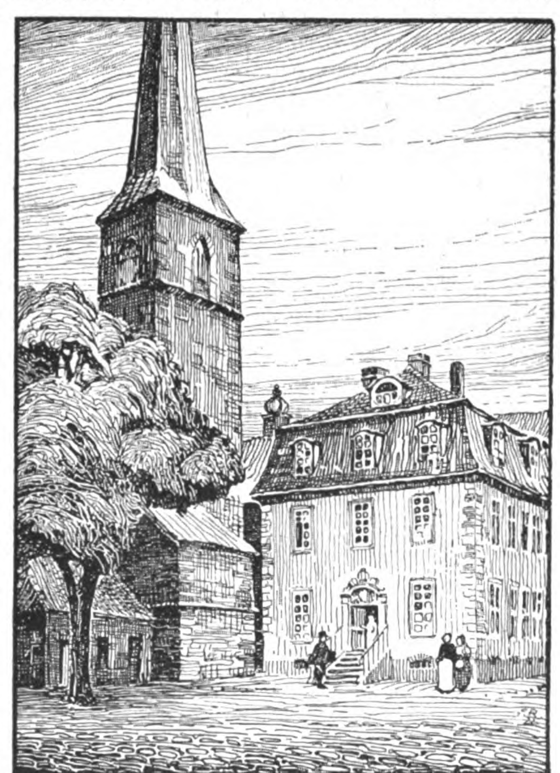


Gesamtbild von Hameln vom Klüt

Aufn. K. Wahlmann, Hameln

wald, durch das Diemeltal reisen und wandern sie hierher.

Schäumend fällt mitten in Karlshafen die Diemel zur Weser, ein gefährliches Wildwasser — gefährlich wie einst die leidenschaftlichen Römerhasser, die Cherusker, wie ihr Häuptling Hermann, der hier irgendwo die heißgeliebte Thusnelda raubte —, wenn im Rothaargebirge der Schnee schmilzt oder Gewitterregen niedergehen. Spielend nimmt sie alles, was nicht fest, auf ihre Schultern. Und wenn unter den Brückenbogen der erbsengelben, hochgeschwollenen Weser bei Höxter oder Holzminden Geländer, Brückenstege, ganze Geschiebe von Stapelhölzern, ertrunkenes Vieh, hundert Petroleumfässer quirlend, wirbelnd ihren Weg nehmen, dann denkt der Kundige: Das war die Diemel!

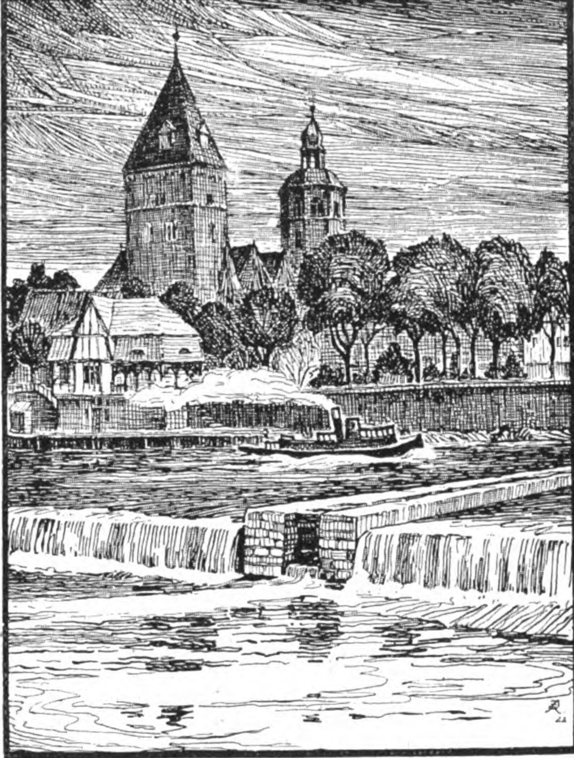


Fritz Röhrs: An der Marktkirche in Hameln

Nimm Stift und Mappe mit, deutscher Maler, wenn du diemelaufwärts wanderst! Hier siehst du bodenständige Städtchen, wie Helmershausen, Trendelenburg, urdeutsche Dorfanlagen und Herrensitze, das altertümliche Warburg, seine Kirchen, das Rathaus, das Dominikanerkloster, die malerischen Reste der Stadtbefestigung. Der Desenberg mit seiner Ruine, scharf gezeichnet in die dünne klare Luft, ein Wahrzeichen der Gegend weithin, schaut in alle Winkel und Falten, auf das zu seinen Füßen in eine grüne Talfalte versteckte märchenschöne Übelngönne. Das schöne Arolsen ist nicht fern, fesselnd durch seine herrlichen Alleen, seine rauschenden Wälder, das Residenzschloß, seine Erinnerungen an Christian Daniel Rauch, Wilhelm von Kaulbach, Christian Karl Josias von

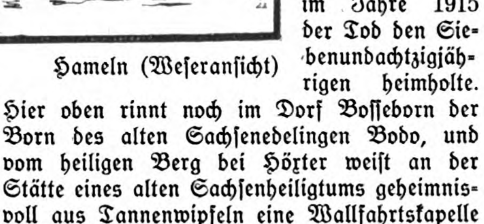
Bunsen. Das alles ist ja noch Oberwesergebiet. Doch wir verlieren uns. Der Dampfer wartet nicht, wir setzen unsre Fahrt fort.

Zur Rechten begleitet uns noch immer der Solling, geheimnisvoll lockend mit seinem übersonnten Wipfelmeer, uralten Eichen, fern verdämmernden Schneisen und all seinen zum Teil noch unentdeckten Reizen, nächst dem Harz das größte zusammenhängende Waldgebiet des nordwestlichen Deutschlands. Das Tal hat sich geweitet, dort oben war das stille Reich der Idylle, das Reich der friedlichen Versonnenheit. Anders jedoch stellt sich jetzt die Landschaft unserm Auge dar. Die Gegend zeigt einen feudalen Charakter: wogende Getreidefelder, grünende Triften mit weidendem Vieh, alte Herrensitze, wie Meinbrexen und Wehrden. Von stolzer Höhe schauen Herstelle und Blankenau in das Tal, und von der steilen roten Sollingwand leuchtet aus Waldesgrün breitgelagert ein weißes Gemäuer in das Land: Fürstenberg, das alte Jagdschloß der braunschweigischen Landesherren, heute eine Porzellanfabrik, nächst Meißen in Sachsen die älteste und eine der bedeutendsten in Deutschland, deren berühmte Erzeugnisse alle Welt schätzt. Von der Terrasse des Schloßgartens sieht man hinab ins Tal. Hier ist alles bedeutungsvoll, hier hat die Landschaft Größe! Der stolze, in schönem, langgestrecktem Bogen sich windende Strom, Eisenbahnbrücken, herüber und hinüber rollende Züge, Dampfer mit frohen, jauchzenden, tücherschwenkenden Menschen, und inmitten all der Herrlichkeit das schöne altersgraue Höxter, die ehrwürdige Abtei Corvey, der in der Weser sich spiegelnde dunkle Eichenhain, die Stätte der alten villa huxori, des Ursprungs Höxters und Corveys vor mehr als 1100 Jahren in der Zeit, als ringsum noch heidnische Sachsen wohnten, der Nethegau, in dem die Gestalten der Weberschen Dreizehnlinden-Dichtung wandeln, der Köterberg!



Fritz Röhrs: Hameln (Weseransicht)

Drei Länder, Westfalen, Lippe, Hannover, klettern zu seinem Gipfel empor. Der Wanderer sieht dort zu seinen Füßen hingebreitet zwischen Diemel, Emmer, Weser und Teutoburger Wald die weite Paderborner Hochfläche. Zerschnitten durch Rinnsale, Wasserläufe, durch tief nagende Wildbäche, senkt sie sich bald in sanften Böschungen, bald in steilen Hängen zur Weser hinab. Überall öffnen sich walddämmernde Täler mit lockenden Wegen, bei Höxter, Polle, bei dem altertümlichen westfälischen Städtchen Bevernungen das anmutige Bevertal. In den Talspalten träumen weltverlorene Dörfer, alte fromme Siedlungen, wie Marienmünster, auf der Hochfläche ehrwürdige Kirchen, lindenumschattete Heiligenbilder und Kapellen, Wallfahrtsorte, wie die Clus (Klause) Eddesen, wo an einer Quelle mit bläulich schimmerndem Wasser 56 Jahre lang ein Einsiedler lebte. Ein Pferd, eine Ziege, eine Katze und ein zahmes Reh waren seine Genossen, bis im Jahre 1915 der Tod den Siebenundachtzigjährigen heimholte.



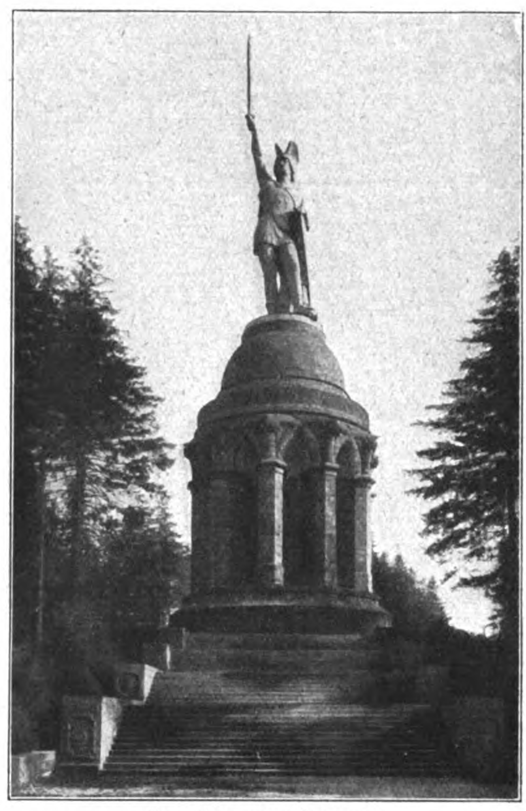
Hier oben rinnt noch im Dorf Bossebon der Born des alten Sachsenedelingen Bodo, und vom heiligen Berg bei Höxter weist an der Stätte eines alten Sachsenheiligtums geheimnisvoll aus Tannenwipfeln eine Wallfahrtskapelle zum Himmel.

Selten nur verliert sich des Wanderers Fuß hierher:

Hospitium vile, groff Brod, dünn Bier, lang Mile (Meilen)
Sunt in Westphalia, si non vis credere, loop da.

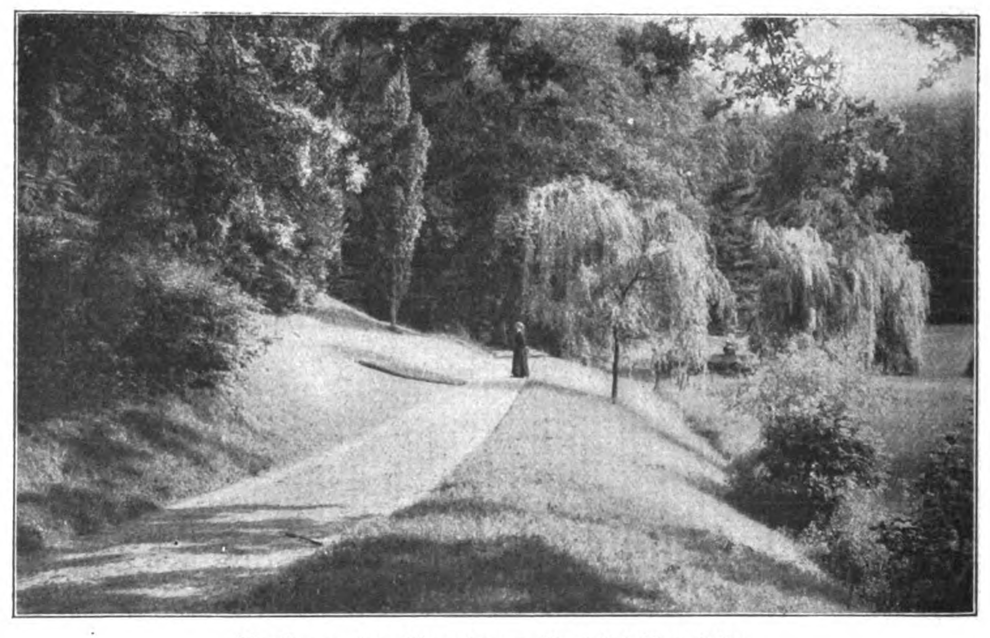
So urteilt um das Jahr 1612 der etwas blasierte und spottlustige Verfasser einer Reisebeschreibung der Gegend. Sie ist voll unendlichen Reizes. Hier träumt der Wanderer in

sich hinein und über die Weserberglandschaft hin in alle Ferne hinaus bis in die endlos sich dehnende Norddeutsche Tiefebene, bis zu den schattenhaft verdämmernden Umrissen des Brockens und des Habichtswaldes.



Das Hermannsdenkmal

Von der gewerbfleißigen braunschweigischen Stadt Holzminden führen schöne Wege auf den Köterberg und in das Herz des Sollings, nach Neuhaus. Vor Polle verlassen wir den Dampfer und wandern dem kleinen hannoverschen Städtchen zu. Schöne Reihen italienischer Pappeln, Ausdruck vornehmer Gartenkultur und der Freude am gehobenen Landschaftsbild, stehen regungslos in der Luft des stillen Sommernachmittags. So betreten wir die menschenleeren Straßen. Kraus, verworren, wie die Zeiten, in denen dies alles entstand, liegen die Häuserreihen. Dreschflegelklang in munterem Takt dringt aus einem ungesehenen Wohnwinkel an das Ohr. Hier scheint die Zeit stillzustehen. Liebe Vergangenheit umfängt uns, Belanglosigkeit, trauliches Selbstgenügen — alles romantisch verklärt. Belanglos, harmlos erscheint uns auch das Städtchen selbst. Und doch, die Geschichte hat ihre Züge hineingezeichnet in dies harmlose idyllische Bildchen. Drohend erhob sich, längst zur Ruine zusammengesunken, über Stadt und Weser die Burg, von der aus die wechselnden Geschlechter der Landesherren den Strom beherrschten. Im großen Krieg schlug aus allen Fenstern emporzüngelnd die lohende Glut über dem stolzen



Partie aus dem Arensburger Park bei Bad Eilsen



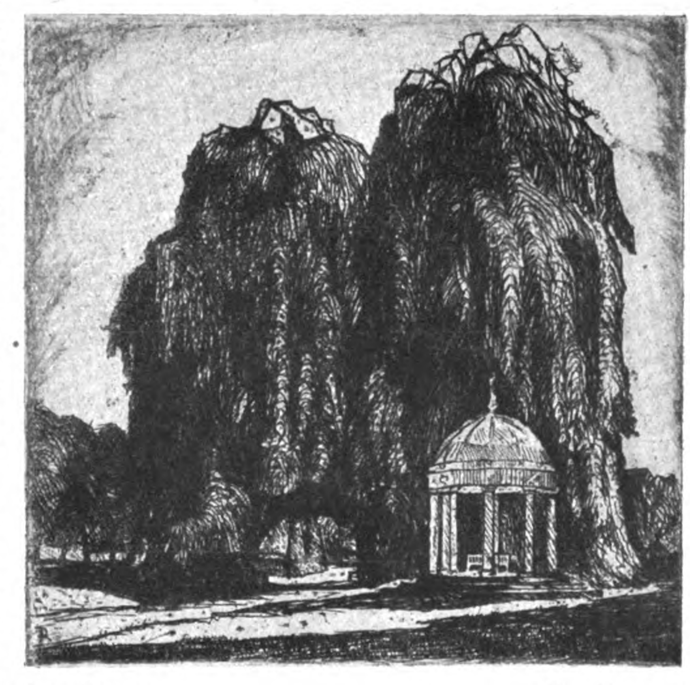
Fritz Röhrs: Das Schloß in Detmold

dersmann. Hinter Brevörde geht es hinauf auf die Höhe. In dreizehn Kehren klettert die Fahrstraße empor zu der Ottensteiner Hochfläche. Immer freier wird der Blick, immer großartiger die Fernsicht. Die ganze Bergwelt zur Rechten der Weser — der Vogler, Ith, Hils und Süntel — baut sich vor uns auf. Abendfriede, träumende Ferne, ringsum die Hochfläche säumend. Oben, wie verloren in Einsamkeit, ein kleines braunschweigisches Städtchen, Ottenstein. Herbe, weltferne Abgeschiedenheit, versüßt durch sättigende Landarbeit, blühende saubere Gärtchen vor, Klematis und Rosen an allen Häusern und Häuschen. Morgenfrühe: ungehindert leuchtet das Rosenrot über die freie Hochfläche in alle Winkel und Gassen, wallende Nebel noch über dem spiegelnden Feuerteich, klapperndes Ackergerät zwischen den Gassen. Allerlei deutsame Denksteine. Rückmarsch zur Weser durch die leuchtende Luft. Mitten im Felde ein uraltes verlassenes romanisches Kirchlein. Die Häuser des Dorfes Hattensen sind von ihm gewichen. Längst haben ihre Bewohner Schutz gesucht unter den Mauern der alten Burg Ottenstein. Heute begraben die Ottensteiner bei der einsamen Kirche ihre Toten.

Bau zusammen, dessen leergebranntes Mauerwerk noch lange der nagenden Zeit widerstand.

Und schöne Menschlichkeit hat diese Stätte gezeichnet. Im Schatten der alten Kirche errichtete ein vornehmer Herr der geliebten Gattin ein rührendes, schwermütiges Grabdenkmal. Er wollte sein Leid verewigen; er und sein Leid sind längst vergessen. Leise harft in den hohen Kirchhofsbäumen der Wind sein Lied vom Gewesenen.

Nachdenklich lenken wir unsre Schritte auf der durch Sprengungen dem steilen Uferfelsen abgetrotzten Landstraße nach Brevörde, der uralten »breiten Weserfurt«. Zu unsern Füßen grüne Marschwiesen, Weidevieh, der ruhig fließende Strom, waldige Berge überall! Der rinnende Felsenquell, aufgefangen in einer schöngemeißelten Steinmuschel, Bänke, Aussichtspunkte, vor uns die romanische Kirche von Brevörde, das alles grüßt den frohen Wan-



Fritz Röhrs: Aus Pyrmont

Der Totengräber ist schon an der Arbeit. Die Grasmücke, auch ein Frühaufsteher, jubelt zwischen den Zweigen der alten Kirchhofslinden. Noch liegt tief verschleiert zu unsern Füßen das Wesertal. Wieviel Schönheit schlummert unter dem brodelnden Nebelmeer! Die steilen Felswände der Steinmühle, die grünen Hänge des Voglers, Rühle mit altem Weinberg und dem schwermütigen Denkmal des letzten Herzogs aus braunschweigischem Geschlecht, Bodenwerder! Der Nebel sinkt, das Morgenlicht wandert mit uns in die Tiefe. Wunderbare Vogelsprache aus tief eingesägtem, walddämmerndem Talgrund. Gewaltige Querdämme bändigen das stürzende Wildwasser. Tief unten treibt es die uralte Sievershäger Mühle, kraftvoll, langsam dreht sich das gewaltige Rad mit den stählernen Speichen. Fromme Sprüche an dem Gebälk der Mühlengebäude, dem letzten Rest einer längst verschwundenen dörflichen Siedlung. Die ersten Sonnenstrahlen funkeln über das Dach, in das glitzernde, triefende Mühlenrad. Früh schaltende Hausfrauen zwischen wimmelnden Enten und Puten, einladende Bänke, beglückende Eichendorffsche Romantik. Wanderung durch Dorf Hehlen, überall wieder Blumen in den Vorgärten, an den Hauswänden schönster Rosenflor. Wundervoll das wohlerhaltene, erinnerungsreiche Schloß der Grafen von Schulenburg. Vor uns liegt berückend schön hingestreckt an der Weser zwischen leuchtenden Wiesen, bunten Sandsteinwänden, ragenden Wäldern der alte Werder des Grafen Bodo von Homburg, das als Fremdenort und auch wirtschaftlich aufstrebende hannoversche Städtchen Bodenwerder und eng verbunden mit ihm das braunschweigische Dorf Kemnade mit schöner Klosterkirche. Hier lohnt es sich, zwischen Gärten, Berghängen, efeuübersponnenen Wachttürmen einen Tag zu verträumen und den Spuren des alten geistreichen Plauderers Hieronymus Baron von Münchhausen nachzugehen. Wir sehen noch das von seinem Vater erbaute gemütlich-patriarchalische Gutshaus, in dem der Knabe ein und aus ging, bevor er ausrückte zu seinen abenteuerlichen Kriegsfahrten in Rußland und auf der Balkanhalbinsel, und das von ihm selbst »Anno 1763« errichtete Gartenhäuschen, wo er bei dampfendem Punschglas, aus einem mächtigen Meerschaumpfeifenkopf qualmend, der lauschenden Tafelrunde seine verwegenen Geschichten erzählte.

Nachmittags Fortsetzung der Talfahrt. Ein Ruhestündchen auf den Polstern des behaglichen Kajütenraumes. Wandelbilder gleiten in unterhaltendem Wechsel an den Fenstern vorüber, stolze Schlösser, träumende Dörfer. Und immer begleitet uns das taktmäßige Stampfen der Maschine, das Spiel der aufgewühlten grünen Weserwelle. Rastlos, zischend, perlend läuft sie über die Uferbuhne talwärts mit dem eilenden Schiff. Gedämpfte Stimmen von oben, wie aus weiter Ferne. Pyrmonter Gäste steigen aus, die gern durch eine Talfahrt von Höxter bis Emmertal das geregelte Leben des schönen nahen Kurorts unterbrechen. Eine Fähre mit Ackergerät, mit arbeitsmüden Menschen und Tieren schwebt über den Strom. Abendfriede! In all den gleitenden Jahrhunderten dasselbe Bild.

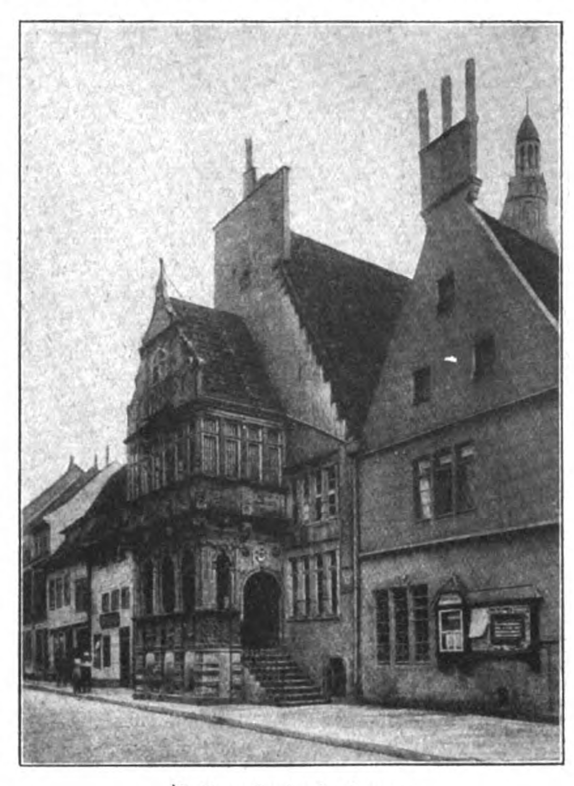
Hameln wird sichtbar. Mit seinem lachenden villenbesetzten Klütberg, seinen rauschenden Wehren, stolzen Türmen, mit den schon meerwärts weisenden Hafen-, Verkehrs- und gewerblichen Anlagen empfängt uns die sagenreiche, viel besungene Stadt. Eine frohe Fahrt war es vom Mündener Tanzwerder zum Hamelner Hochzeitshaus. Hameln ist der gegebene Mittelpunkt für den Fremdenverkehr auf und an der Weser. Von sechs Seiten laufen hier die Eisenbahnlinien zusammen, hier haben ihren Sitz die



Aufn. A. Wahlmann, Hameln

Münchhausens Gartenhaus in Bodenwerder

Oberweser-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, deren Dampfer nach oberflächlicher Schätzung etwa 350 000 Personen im letzten Sommer beförderten, und der Wesergebirgsverein, der mit großem Erfolg auch der Förderung des Jugendwanderns sich annimmt* und die Beschaffung von billigen Quartieren für Minderbemittelte ins Auge gefaßt hat. Beide werden geleitet von dem hochbejahrten, aber geistig und körperlich wunderbar frischen Senator F. W. Meyer in Hameln. Und hier entstand auch der von Dr. O. Dieckhoff, dem jetzigen Direktor des Realgymnasiums in Uelzen, verfaßte, in seiner frischen und sachlichen Darstellung auch als Unterhaltungs-Lesestoff wertvolle »Führer durch das Oberwesergebiet«, den ein sachverständiger Kenner das beste aller neuzeitlichen Reisehandbücher nennt.



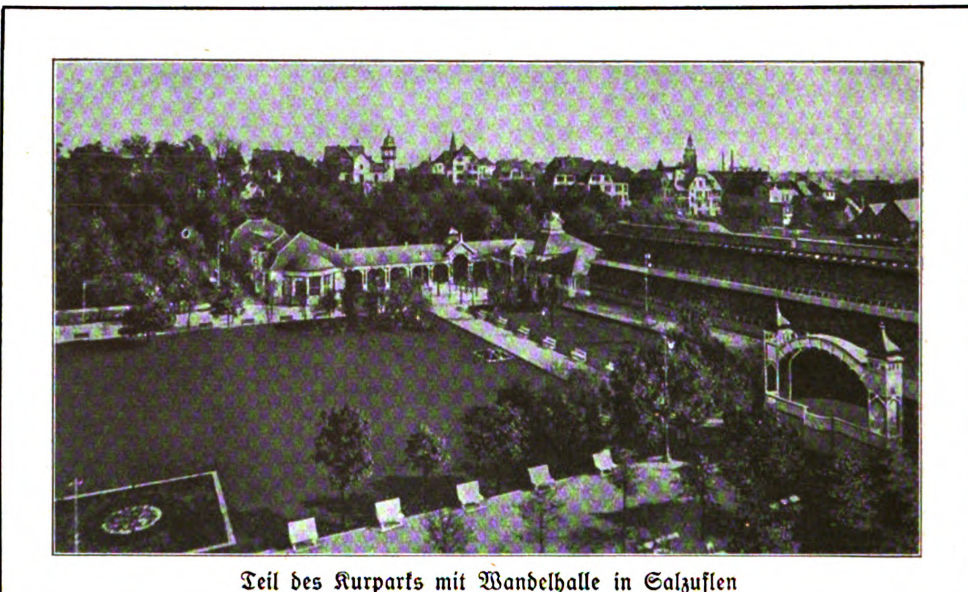
Rathauslaube in Lemgo

In der vornehmen Osterstraße wogt am Spätnachmittag an glänzenden Ladenanlagen vorbei noch der Verkehr. Prächtige Renaissancebauten aus der Zeit des üppigen weltfrohen Jahrhunderts vor dem großen Kriege schauen herab auf alle die Fremden, auf die Jugend, die sehen will und gesehen werden: das Rattenfängerhaus, so benannt nach einer auf die Rattenfängersage hinweisenden Inschrift, ferner das jetzt als Museum eingerichtete Gebäude mit wunderbar graziösem, alle Steinschwere überwindendem Erker, mit der verführerisch schönen, in eine Muschel sich schmiegenden Frauengestalt, das breitgelagerte prunkende Hochzeitshaus, überragt vom grünschillernden, nadelscharfen Nikolaiturm. Überall reichster figürlicher Schmuck, ganze Historien werden dargestellt, besonders am Stiftsherrenhaus. Seinen Besitzer sehen wir in der Junkertracht des sechzehnten Jahrhunderts, zur Seite den Jagdhund, dahinschreiten. Die Straße belebt sich uns wieder mit den bewußt frohen Gestalten jener Zeit. Aus kreisrunder Dachluke im obersten Spitzwinkel eines üppigen Bürgerpalastes jener Tage schaut, ursprünglich wohl ein Architektenscherz, eine Maske, ein Menschenkopf in natürlicher Größe, 350 Jahre lang schon hinab in das Straßentreiben. Unheimlich! Wo sind sie hin, die alle diese Herrlichkeit schaffen und genießen konnten? Sie sind denselben Weg gegangen wie die 130 Kinder, die einst »der Piper mit allerley Farve beklebet« in den Tod lockte, nur etwas später: omnes eodem cogimur!

Eine Fülle von Erinnerungen und Eindrücken belebt auch außerhalb Hamelns noch immer die reiche, lachende, mit wohlhabenden Städten und Dörfern besetzte Weserlandschaft. Von den Klippen und Aussichtstürmen der zur Rechten das Tal einfassenden Weserkette, von der Paschenburg, der Schaumburg, dem Stammschloß der Schaumburger Grafen, schauen wir hinab auf das von klösterlicher Legende hold umrankte, an ehrwürdigen Kunstschätzen reiche Damenstift Fischbeck, auf das schicksalsreiche Rinteln, einstmals Landesuniversität der Grafschaft Schaumburg, auf das alte vornehme Thermalbad Oeynhausen, das mit dem guten Klang seines Namens Kranke und Erholungsbedürftige aus aller Welt zu seinen Kuranstalten lockt.

Auf der Wanderung über die Weserkette gelangen wir ins Bückeburger Ländchen, zunächst zur Arensburg, die inmitten prächtiger Parkanlagen und alter Baumgruppen von einem Bergkegel ins Tal herniederschaut. Das Schloß birgt Sammlungen alter Gemälde, Glas, Porzellan und viele andre Kunstgegenstände. Unweit liegt zwischen Harrl, Bückeberg und Weser-

* Im Oberwesergebiet besteht ein Zweigausschuß für deutsche Jugendherbergen. Vorsitzender ist Herr Professor G. Schumacher in Höxter. Auskunft über die etwa sechzig vorhandenen Jugendherbergen erteilt der Geschäftsführer, Herr Lehrer Schwerzel in Dissen im Teutoburger Wald.



Teil des Kurparks mit Wandelhalle in Salzuflen

kette lieblich versteckt im Tal der Aue das fürstliche Bad Eilsen, überraschend durch sein großartig angelegtes Kurhaus, den Fürstenhof, für dessen Ausstattung der frühere Fürst alte interessante Möbel und Kunstgegenstände aus seinen Schlössern hergab. Das Bad Eilsen, im humanitären Zeitalter von der Fürstin Juliane »zum Wohl der leidenden Menschheit« ins Leben gerufen, verdankt seinen Ruhm den Schlamm- und Schwefelwasserbädern. Eine Wanderung über den Harrl zu dem nahen, durch architektonische Reize und residenzliche Kultur fesselnden Bückeburg und die Aussicht von der Harrlhöhe auf das Wesergebirge, auf Städte, Dörfer, Fluren des nordwärts sich dehnenden Flachlandes, zum fern aufblitzenden Steinhuder Meer gehört zu dem Schönsten, was mitteldeutsche Landschaft zu bieten vermag. Arensburg, Eilsen, Bückeburg, auf einem schönen Fleckchen Erde zusammengedrängt, das ist ein guter Dreiklang und dazu ein farbenfroher! Überall, zwischen den Häuserreihen der Residenz, in den Kuranlagen, auf grünen Wiesen und reifenden Saatfeldern leuchten die feuerroten Tuchröcke, die bunten Mieder der mit Bernsteinschmuck behangenen Bückeburgerinnen und hin und wieder noch der weiße, rotgefütterte, mit Silberknöpfen verzierte Leinenrock der Bückeburger Bauern.



Fritz Röhrs: Lüchtringen

Immer wieder fand der Krieg seinen Weg in diese Täler des Friedens. Wild zerklüftet, jäh emporsteigend reckt sich der Hohenstein über die Süntelwälder, ein altes Germanenheiligtum, zu dessen Füßen einst der Sachsenherzog Wittekind ein christliches Frankenheer vernichtete. Nicht weit davon bei Hessisch-Oldendorf wogte im Drei-

ßigjährigen Kriege die blutige Schlacht zwischen kaiserlichen und braunschweigischen Völkern. Und hier geschah der verhängnisvolle Aufbruch des römischen Feldherrn Varus zur großen Germanenschlacht.

Heute reckt über dem Teutoburger Wald die Hermannsgestalt das Schwert. Es blitzt hinüber in das schöne Detmold, wo es den Wanderer durch das paradiesische Tal der Berlebecke hinauflockt zu ihren Quellen, zu aller Schönheit des Teutoburger Waldes, zu den rätselhaften Externsteinen. Lemgo, die älteste lippische Stadt, mit seinem Rathaus, seinen alten Kirchen und Bürgerhäusern ist das Entzücken des Altertumsfreundes. Still verträumt lag noch bis in die neueste Zeit Salzuflen, das alte Salzsiederstädtchen. Heute zieht am Ausgang des lockenden Salzetales um den Kurpark des sich großartig entwickelnden Sol- und Thermalbades und zu den nahen Waldbergen empor eine von Jahr zu Jahr wachsende vornehme Villenstadt.

Die Weser verläßt nun das Land der Sagen und Träume. Eine gewaltige Steinmauer, klar, wuchtig, fast geradlinig herausgearbeitet aus der Landschaft, die Weserkette und das Wiehengebirge, verschließt sorgfältig gegen das norddeutsche Flachland diesen Wundergarten der Romantik. Überall ringsum träumt verborgene Schönheit, so um Alfeld, Schwalenberg, Gandersheim, Einbeck, Amelunxborn. Städte, auf die Deutschland stolz sein kann, umsäumen ihn: Paderborn, der ehrwürdige Bischofssitz, mit einer Fülle von alten Kirchen- und Profanbauten, mit dem Dom, einer Fundgrube altkirchlicher Kunst; Göttingen, die berühmte Leine-Universität; Hildesheim, der alte Bischofssitz und kirchliche Mittelpunkt des Ostfalengaues, ein blühender Rosengarten alter deutscher Kunst und Städteherrlichkeit.

Ein steiles Felsentor öffnet sich nun dem nordwärts fließenden Strom: Porta Westfalika! Urweltliche Eisgänge in der Zeit der abtauenden Gletscher vor allem Werden und Wachsen menschlicher Kultur rauschten durch dies Tor, schweifende Völkerhorden, römische Legionen, landsuchende Germanenstämme, schwedische Völker, französische, englische Regimenter zogen durch diese deutsche Völkerpforte.

Auf dem Wittekindsberg, ihrem zur Linken aufragenden Torpfeiler, erhebt sich, schon von der Legende umwoben, die eherne Riesengestalt des alten Kaisers Wilhelm, errichtet von der treuen Provinz Westfalen. Segnend hebt er die Hand über die weite Weserlandschaft. Wer mit wachen Sinnen und wacher Seele sie durchwandert, fühlt: Hier schlägt das Herz der deutschen Heimat. Immer nährte dies Land Männer, die für sie zu sterben wußten.

Notzeit

Schreitet die Zeit schwer durch das deutsche Land.
Über Felder und Städte schleift ihr graues Gewand.
Von ihrem giftigen Hauche trübt sich der klare Blick,
Frohsinn weicht und Ruhe vor ihrem Fuße zurück.
Sonnenlos der Himmel — ein brauendes Nebelmeer,
Nirgend Blühen und Duften und kraftvolles Werden mehr!

Schreitet die Zeit schwer durch das deutsche Land.
Bettler, mein Bruder, komm, reiche mir deine Hand.
Bettler sind wir alle, zu einer Kette gezwängt;
Was du heute bist, ist mir wohl morgen verhängt.
Bettler strecken wir alle armselig die Hände aus,
Unsre Seelen gehn bettelnd von Haus zu Haus.

Dunkelt das Auge, tastet der Fuß auch in Finsternis,
Einer großen Erkenntnis sind wir trotz allem gewiß:
Näher waren wir niemals Gottes erbarmender Huld;
In der Not dieser Zeit versinkt jede Schuld.
Wer die läuternde Flamme unsrer Tage bestand,
Wandert, ein Kind nun, selig an Gottes Hand.

Bettler, mein Bruder, komm, wir beide, ich und du,
Finden in Gottes Schoße gemeinsam die Ruh.

Clara Blüthgen



Bedas Tod

Eine Legende von Fritz Martin Rintelen

Die Osterglocken läutet der Tod. Dem frommen Gesang aus Bedas Zelle lauschen sechshundert Mönche. Sechshundert Schüler des Meisters weinen bitterlich.

Die Glockentöne sind verhallt, da öffnet sich an Bedas Zelle die Tür, knien sechshundert Mönche in einer Gasse, tritt der Meister groß herein: »Albin, wie viel Tage werde ich noch das Licht der Erde sehen?« Spricht der Gefragte im lauten Schluchzen der Brüder: »Noch vierzig Tage, mein Vater, wenn du nicht ruhst.«

Beda tritt tiefer in die Gasse der sechshundert knienden Mönche, steht hochgereckt, sagt Gott ein Dankgebet für die vierzig Tage, schreitet mit festen Tritten durch die Gasse der knienden sechshundert Mönche hindurch: »O steht auf! Vierzig Tage sind lange Zeit. Heute klingen die Osterglocken auf Erden. Ich will nicht ruhen. Ich gebe das Leben hin, um das Leben zu vollenden. Noch vierzig Tage! Dann feiert Himmelfahrt. Steht auf; folgt mir; lernt, meine Brüder, daß sich euch allen die Wahrheit offenbart! Ich will nicht dulden, daß eine Lüge verborgen bleibt. Eilt, meine Brüder; alle Weisheit soll niedergeschrieben sein, wenn die vierzig Tage vergangen sind.«

Die sechshundert Mönche sitzen stumm im Kreis; sechshundert Schüler stumm im Kreis um den geliebten Meister. Die Tränen der Schreibenden tropfen von den heißen Backen auf die Pergamente. Aber Beda lächelt froh und gütig; lehrt und erklärt die Wahrheit Spruch um Spruch.

Zehn Tage vergehen so, zwanzig Tage, dreißig Tage. Dreißig Tage blieben dem Sterbenden noch zum Leben, zwanzig Tage noch. Zehn Tage bleiben dem Sterbenden noch zum Leben, tritt Albin aus dem Kreis der schreibenden Brüder: »Mein Vater, nun ruhe. Du hast genug getan.«

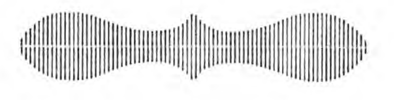
Der Meister sieht Albin an. Vor dem strahlenden Blick des Starken weicht der Mönch beschämt in den Kreis der sechshundert traurigen Brüder zurück, setzt sich wieder, lauscht wieder stumm, schreibt wieder.

Die zehn Tage vergehen. Der Morgen des letzten der vierzig Tage, des Himmelfahrttags, bricht an. Bedas Kinn ist tief auf die Brust gesunken. Die Lider unter den langhaarigen silbernen Brauen sind über den Augen geschlossen. Die weißen Hände liegen matt im Schoß. Die gütige Stimme spricht nur noch leise. Aber das frohe Lächeln leuchtet noch in dem welken Gesicht. Beda läßt seine Schüler die letzte Lehre seines Werkes niederschreiben. Die Tränen der traurigen Mönche tropfen auf die Pergamente.

Der Tag neigt sich zum Ende. Rot sinkt die Sonne vom Himmel. Über dem Kopf des Sterbenden läßt sich eine weiße Taube in dem dunklen Fensterrahmen nieder. Auf ihren Flügeln funkelt der heilige Glanz des Abends. Bedas Stimme will verstummen. Der letzte Satz fehlt noch an seinem Werk. Die sechshundert Mönche atmen nicht, da tritt Albin aus dem Kreis der Brüder, kniet vor dem Meister, küßt den Saum seines Kleides, sagt leise: »Vater, mein Vater, nun ruhe. Du hast genug getan.«

Der Greis reckt sich, spricht laut: »Schreibt schnell!« Er sagt den Satz: »Getreu bis in den Tod.« Rufen die Mönche: »Weiser Vater! Das ist das Ende!« Sagt Beda: »Ehre sei Gott in der Höhe! Das ist Anfang und Ende und Wiederbeginn!« Wieder sinkt sein Kinn tief auf die Brust. Seine bleichen Hände liegen leblos im Schoß. Die Lider unter den langhaarigen silbernen Brauen schließen sich vor seinen Augen.

Die weiße Taube, die über seinem Kopf im Fenster saß, fliegt, umflossen von Strahlen der scheidenden Sonne, zum flammenden Himmel auf.



Geliebte Schatten

Aus Briefen von Schillers Tochter und andern Zeitgenossen an Emil Palleske

Veröffentlicht von Carl Friedrich Müller

In dem Nachlaß meines am 28. Oktober 1880 verstorbenen Schwiegervaters Emil Palleske befindet sich eine Reihe von Briefen, in denen die Gestalt von Schillers jüngster Tochter in so geistig bedeutender wie menschlich liebenswürdiger Art erscheint, daß es ein Raub am deutschen Volke hieße, diesen Schatz in einem stillen Familienarchiv zu vergraben. So mögen denn diese Zeugen einer großen Zeit vor der heutigen Generation auftreten.

Würzburg, den 29. Mai 1858.

Verehrtester Herr!

Gestern abend lief Ihr Leben Schillers bei mir ein, und Sie begreifen, mit welchen Gefühlen ich das Buch in die Hand nahm, hineinblickte. Den herzlichsten Dank einstweilen — ich wollte Ihnen nur heute seine Ankunft melden. Es war lange mein Wunsch, ein Mann möchte mit Schillers Leben auftreten, dessen Feder würdig wäre, es zu schreiben, und so würde es mich unbeschreiblich freuen, durch Sie diese Aufgabe gelöst zu sehen. Blicke, welche ich hinein warf, lassen mich Erfreuliches, Befriedigendes ahnen! Sehr wird es mich wie meinen lieben Mann freuen, Sie diesen Sommer auf dem stillen Greifenstein zu begrüßen, die Mauer ist zu übersteigen, meine große Kränklichkeit ist leider nicht nur Gerücht — doch hindert sie mich nicht, innigen tiefen Anteil an allen Schillerbeziehungen zu nehmen. Im Augenblick bin ich hier in Würzburg auch aus Gesundheitsrücksichten, im nächsten Monat hoffe ich nach dem Greifenstein zurückkehren zu können, von welchem Ihnen gewiß Baron Maltzahn zur Zeit Schönes gesagt hat, und Sie werden sich enttäuscht finden — doch L o t t e n s Bild werden Sie dort in aller seiner Lieblichkeit finden. Ich schwärme für Lotte und hoffe sie noch in ihrer ganzen Anmut und Geistesliebenswürdigkeit zu bringen. Ihres Verständnisses für diese r e i n e S e e l e werde ich mich sehr erfreuen, und gewiß stand sie lang im Hintergrund, doch um so heller, verklärter wird sie hervortreten. Entschuldigen Sie mein flüchtiges Schreiben und kommen Sie nach Franken.

Hochachtungsvoll

Emilie v. Gleichen, geb. v. Schiller.

Würzburg, den 8. Juni 1858.

Verehrtester Herr!

Tief ergriffen, im Innersten erregt, aber sehr befriedigt lege ich Ihr »Schillers Leben« aus den Händen und möchte Ihnen so recht aus vollem Herzen meine Empfindung, meinen Dank aussprechen. Oh, Sie haben gut gezeichnet, mit großer Wärme, mit richtigem Takt und Wahrheit! Wie gern möchte ich mich mit Ihnen über so manches besprechen, Sie würden mir dadurch noch einen erhöhten Genuß verschaffen. Meine Feder genügt meinem Empfinden nicht, und alles was so tief im Herzen wogt und arbeitet, kommt mir dann so kahl und nichtig vor, wenn es schwarz auf weiß vor mir liegt. Welche schöne Ökonomie haben Sie beobachtet — nicht zu breit und doch genug gegeben, das tiefe Verlangen erhaltend, immer noch mehr zu wünschen. Leicht war es mir ums Herz, als die schweren Leidensjahre des edelsten Wesens abgeschlossen waren, und doch tief fühlend, daß sie so sein mußten, um einen Schiller in seiner ganzen Göttlichkeit reifen zu lassen. Wenn diese Jahre mir vorübergeführt werden, leide ich unendlich — d a ß e r s o l e i d e n



Henriette von Wolzogen geb. Marschalk von Ostheim
1745—1788



Charlotte von Kalb
Nach dem Ölgemälde von F. Tischbein aus dem Jahre 1785

mußte, kann ich dann oft nicht fassen, ich glaube oft den Schmerz nicht ertragen zu können, kämpfe, ringe alles mit durch, kann momentan vergessen, daß er ja allem enthoben, daß alles so und nicht anders kommen mußte, ihn zu verherrlichen, daß er durch diese Leiden, diese Kämpfe unserm Herzen so viel gegeben. Wie freue ich mich Streichers Anerkennung, welchen ich wahrhaft liebe. Er hat mehr für Schiller getan, als je ein Wesen für ihn tun konnte. Ich besitze noch zwei höchst interessante Briefe dieses edlen Mannes, mir heilig, welche die Welt noch soll kennenlernen.

Charlotte von Ostheim (möchte ich sie lieber immer nennen) tritt köstlich hervor, worüber ich mich innig freue — dieses wunderbare Wesen in seinem ganz eigentümlichen Erscheinen ist es wert, so hervorgehoben und beleuchtet zu werden. Sie repräsentiert ein wunderbares Seelendasein. — Daß es gerade mit Schiller in jenem Moment zusammengeführt wurde, steht auch so einzig in seiner Art da! Sie haben das alles auch so köstlich erfaßt und uns gegeben. Wie mag es Edda, die einzig noch Lebende der Familie, in schwergeprüfter Seele empfunden haben!



Arthur Bär: Mädchenreigen. Wandgemälde für das Schloß Froburg

So vieles möchte ich noch berühren, Ihnen meinen ganzen Beifall kundzutun, doch ich bin zu erfüllt, geistig erregt und körperlich zu angegriffen, heute viel zu sagen. Gehen Sie recht mutvoll an den zweiten Teil. Sie sind würdig, diese schöne Aufgabe zu lösen, und mit Freuden werde ich Ihnen diesen Sommer Lottens Bild zeigen, und mündlicher Verkehr wird manches zur Sprache bringen, mir in hohem Grade interessant und Ihnen willkommen zur Ausführung und Zeichnung von Lottens Wesen.

Möge ein freundlicher Stern Ihr Werk durchs Leben in die Herzen geleiten und (es) die Anerkennung finden, die es in so vollem Maße verdient.

In diesen Tagen will ich es an meinen Sohn abgehen lassen, daß er in dem lieben Schwabenland, wo er Landwirtschaft praktisch erlernt, seinen Eindruck empfängt.

Hochachtungsvoll ergeben
Emilie v. Gleichen-Rußwurm, geb. v. Schiller.

Palleske an Frau von Gleichen (Bruchstück eines Konzepts).*

Den 11. Juni 1858.

Hochgeehrte Frau!

Ihre Aufnahme meines biographischen Versuchs hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Haben Sie Dank dafür. Denn Sie konnten ja wohl etwas ebenso Starkes und Ermutigendes empfinden, ohne es so auszusprechen. In der Art, wie Sie es aussprachen, haben Sie mir unendlich wohlgetan.

Edda v. Kalb ist ebenfalls mit der Darstellung ihrer Mutter mehr als zufrieden, sie hat mir das so warm ausgesprochen, daß ich mich sehr darüber freute.

Besonders freue ich mich auf die Frauencharaktere des zweiten Teils. Lotte v. Lengefeld gilt mir als die eigentlich schöne Seele des ganzen Kreises, Charlotte v. Ostheim wird sich im Verfolg mehr ins Leidenschaftliche verdunkeln. Karoline v. Wolzogen wird auch in ihren gewandten fließenden Formen eine eigentümliche Stellung gewinnen. Lotte v. Lengefeld ist durchaus im edelsten Sinne Weib, realistisch wie Goethe; sie zeichnet, während Karoline v. Wolzogen und Charlotte v. Kalb musizieren. Wie die erste sich im Lyrischen versucht, so die zweite im Roman, dem Epos der Bildung, Charlotte v. Kalb im phantastischen Gebilde ganz eigner Art, zwischen Lyrik, Drama und Roman in der Mitte.

Die beiden v. Lengefelds überragen Charlotte v. Kalb an eigentlicher Geistesbildung. An Empfänglichkeit wohltuender, zum Schaffen treibender möchte Lotte v. Lengefeld unerreicht dastehen.

(Schluß fehlt.)

Edda v. Kalb (1791—1874), Hofdame der Prinzessin Wilhelm von Preußen, an Palleske.

Verehrtester Herr!

So spät spreche ich Ihnen meinen Dank für die so gütige Sendung Ihres Werkes aus, dafür tue ich es nun aber auch, nachdem ich es eben vollendet und ganz von der Begeisterung und tiefen Würdigung, mit welcher Sie den Gegenstand erfaßt haben, durchdrungen bin, mit wahrer Freude und mit dem Gefühl lebhaften Dankes.

Sie haben den edlen Dichter unter den jetzt Lebenden wieder erweckt, ihn sich nochmals in unserm Sinn entwickeln und sich zum »seligen Geist« gestalten lassen, wie Hugo so schön ausgesprochen.*

Wie Sie die Gestalt meiner Mutter erfaßt, kann mir nur wohlgetan haben, Sie wissen die Geister der irdischen Welt zu entrücken, indem sie doch mitten im Leben stehen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung
Ew. Wohlgeboren ganz ergebene Edda Kalb.

Frau v. Gleichen an Palleske.

Greifenstein ob Bonnland,
den 14. August 1858.

Verehrtester Herr!

Ja, ja, Sie müssen jetzt fortfahren mit Ihrem Schiller-Werk, nicht warten, das ist mir auch klar geworden, ich wollte Ihnen darüber schreiben. Wenn auch die Begeisterung nicht nachlassen kann, so ist aus einem Guß doch etwas wert, und alles ist so günstig, daß Sie jetzt, gerade jetzt fortfahren müssen.

Der Schillerbiograph ist ja so mit dem Menschen verwachsen, daß es mir sehr angenehm und lieb war, Sie in beiden Gestalten hier gesehen zu haben. Als Siegelbewahrerin mußte ich Ihnen eine Bitte, und wohl die Ihnen am meisten am Herzen liegende, abschlagen. Dies tut mir leid, denn ich begriff in seinem ganzen Umfang, was ich Ihnen abschlug Ihrem Schiller-Interesse gegenüber.

Das Schillerfünkchen, was mir zuteil geworden, ist in Ihren Augen zur Flamme geworden — ich stehe beschämt vor dem Bilde, das Sie von mir entwerfen.

Man ruft zur Teestunde, ich muß für heut schließen.

Sonntag morgen.

Wie glücklich müssen Sie sein im Leipziger Schillerleben! Überhaupt eine wahre Seligkeit muß in einem solchen Gestalten, Leben und

* Die Briefe Palleskes waren weder im Greifensteiner noch im Weimarer Archiv aufzufinden.

* Kolonel Hugo in Palleskes Schiller I, S. 493 (10. Auflage).



Weben sein. Daß Ihnen Greifenstein mit seinen Bewohnern einen nicht vergeßlichen Eindruck gewährte, erfreut mich sehr. Das schöne »R« wird auch fort und fort in seinen Hallen nachtönen.*

Mein Ludwig hat viel Innerlichkeit. Sein Gemüt lag immer offen vor meiner Seele, wir verstehen uns. Sein Herz hat vor zwei Jahren gewählt, ist gewählt worden; ohne menschliches Zutun fanden sich die beiden Herzen. Das Fräulein, für Schiller glühend, wünschte sehnlichst, nur einmal seinen Enkel zu sehen. Die Mutter trat in ihr Zimmer. »Elsabeth, dein Wunsch geht nun in Erfüllung, ein Enkel Schillers steht im Salon.« Nun stand der zwanzigjährige Schillerjüngling vor dem lieblichen Mädchen, beide Herzen flogen sich zu, und keine liebenswürdigere Schwiegertochter kann mir einstens zugeführt werden. Die Geschichte dieser Liebe ist so herzig und poetisch und gewährt mir während dieser zwei Jahre manche entzückende Stunde. Die Prüfungszeit liegt nun hinter den Liebenden, welche die große Jugend erforderte. Eine wirklich entzückende Erscheinung, dieses weibliche Wesen, welches das Herz meines Sohnes gefesselt. Es konnte nicht anders kommen.

Wie interessant waren Ihre Besuche, wie war es auch der Eindruck des Bildes von Charlotte von Ostheim — es muß ja ganz einzig in seiner Art wirken. Aber sagen Sie mir nur, wie ist es möglich, daß es da geblieben, was ich übrigens ganz reizend finde, daß es gerade bis jetzt so im verborgenen blühte. Köstlich für die zu erwartenden Memoiren! Und Bauerbach! Dies Asyl, wo man so mit ausruht, wo man ihn so geborgen weiß. Ach, wie tief wehmütig und getröstet war es mir dort zumute! Der St. Real, welchen Sie in Händen hatten, ist derselbe, welchen Schiller gehabt, ich hatte ihn viele Wochen in Meiningen, konnte mich immer nicht von dem kleinen Buch trennen, jener Zeiten gedenkend, wo es Schiller durchblätterte. — Wie interessant wird es Ihnen sein, auch Schillers Mutter mehr kennenzulernen — diese einfache, tieffühlende, schwergeprüfte Frau, die ich nur allein jetzt kenne, auf deren Begegnen in jener Welt ich mich wahrhaft freuen kann. Wenn ich in ihre Briefe gerate, möchte mir das Herz oft vor Wehmut zerspringen, und wie dankbar erkannte sie die Liebe des Sohnes, welche auch tief und innig in ihm lebte, sich auch mit der Tat immer bewährte. Sie allein war würdig, Schillers Mutter zu sein, schon um der Leiden willen, welche sie getragen und wie sie sie getragen.

Über die Auffindung des Bildes von Charlotte berichtet Palleske ausführlich in der Vorrede zu den »Gedenkblättern«.* Aus Briefen von Freifrau Luise v. Waltershausen erfahren wir, wie Edda v. Kalb bei einem Besuche an der Geburtsstätte ihrer Mutter gerührt vor dem Bilde gestanden. — Ein weiteres Bild aus der Welt Schillers, das seiner mütterlichen Freundin Henriette v. Wolzogen, wurde Palleske von deren Enkel Alfred v. Wolzogen verehrt beim Erscheinen von »Schillers Beziehungen«.**

Greifenstein ob Bonnland,
den 21. September 1858.

Verehrtester Herr!

Die Zeit gehört mir sehr wenig in den letzten Tagen, konnte nicht früher Ihre Fragen beantworten. Was Sie mir von Heron schreiben, war mir bekannt. Als Schiller auftrat, war Heron über das Meer mit einer tiefen, innigen Liebe für Lotte von Lengefeld. Alle Welt spielte bei Lotte auf diese Neigung an. Sie selbst ist wohl auch nicht von Neigung freigeblieben, und ein Nachklang kommt wohl in ihrem Leben vor. Weimar und Jena hatten Herons Liebe keimen und wachsen sehen, einige wollten vielleicht auch einwirken, beide zu vereinigen — doch die Prosa des Lebens trat hier störend dazwischen, von beiden Seiten kein Vermögen. Heron kämpfte wohl einen schweren Kampf und ging übers Meer, wohl mit dem Gefühl der ewigen Trennung. Noch bis in die spätesten Zeiten sprach die selige Mutter mit treuer Anhänglichkeit und Freundschaft von Heron, überhaupt hatte sie ja ein entschiedenes Interesse für die Engländer, nahm alle, welche sich in Weimar in späteren Zeiten ihr näherten, mit Teilnahme auf, auch war sie sehr bewandert in der englischen Literatur, freute sich sehr, als ihr Mama Griesbach das Ölbild Herons schenkte, vielleicht in den zwanziger Jahren. In seinen Briefen an Lotte werden Sie ihn erst kennenlernen. Lotte von Lengefeld fesselte unendlich, ohne eine gefeierte Schönheit zu sein, dieser Ausdruck würde falsch sein. Nein, sie wurde geliebt, möchte ich sagen. Diese rein weibliche Erscheinung in kindlicher Unbefangenheit, sinnigem Wesen und liebenswürdiger Freundlichkeit be-

* Anklänge an das erste Kapitel in Palleskes »Kunst des Vortrages«, das auch in der neuen Ausgabe von Alexander v. Gleichen-Rußwurm (Stuttgart 1920, Krabbe) beibehalten ist: »Jugendgeschichte meines ‚R‘.«

* Charlotte (Für die Freunde der Verewigten). Gedenkblätter von Charlotte v. Kalb. Herausgegeben von Emil Palleske (Stuttgart, Krabbe, 1879).

** Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen (Stuttgart, Cotta, 1859).



zauberte jung und alt — doch eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Sie war in Rudolstadt, wo sie hinkam, ein Mädchen aus der Fremde. Sie war befreundet mit verschiedenen Männern noch während dem Aufkeimen der Schillerschen Freundschaft. Schiller sagt ja selbst: Wenn Lottchen Knebel schreibt, soll sie sich das Buch geben lassen. Die Jugend huldigte ihr wie das Alter. Fritz Stein schrieb sie recht kindische Briefchen, und doch kam auch ein ernstes Wort. Auch auf den Geheimrat Goethe, wie sie ihn immer so respektvoll nannte, machte Lottchen Lengefeld gewiß einen ganz angenehmen Eindruck. Schiller hatte auch von Herons Neigung gehört, glaubte auch Lotte nicht mehr frei, was sie beide ja einmal in Briefen besprechen. In der Schweiz hatte Lotte ein lebhaftes Interesse, was aber nicht lange nachtönte. Allerdings konnte man annehmen, daß Frankreich und England, die beiden Kulturstaaten, eine kleine Vorbereitung für Schiller waren, wie Sie sich ausdrücken. Lottens »Verheiratung« in Rudolstadt, von welcher Schiller an Körner schreibt, bezieht sich allerdings auf eine projektierte Heirat, und ich weiß, wer »der Glückliche« war, wie Sie ihn nennen, habe ihn noch in späteren Zeiten gekannt, möchte ihn aber nicht nennen. Er ist längst entschlafen. Lotte liebte ihn aber nie. Er war in der Schweiz, als er Schillers Heirat mit Lotten hörte, er warf aus Schmerz ein Kästchen von Bernstein, welches er ihr bestimmt hatte, in den Genfer See. Doch von Ausgemachtsein zwischen beiden Familien war nicht die Rede, es wurde nur gewünscht von den Eltern, war eine im damaligen Sinne brillante Partie für Lotte von Lengefeld, worüber auch chère mère nicht unglücklich gewesen wäre, und Lottens Liebenswürdigkeit fesselte den jungen Mann, mit dessen Schwestern sie auch sehr befreundet war, wie es Mädchenfreundschaften sind — doch stand Lotte immer als eine fremde Erscheinung in dem dortigen Mädchenkreise, mit anderm Sinn, nicht hochstrebend, aber höher suchend, tief empfindend und nicht befriedigt von dem Alltäglichen, lieber in sich zurückkehrend, ihren Idealen lebend. Wie nun Schiller auftrat! — Ach, ich kann mir dies alles so denken. Ihre Kälte hielt er für Gebundensein, und sie wollte sich nicht verraten — alles so begreiflich.

Greifenstein ob Bonnland,
den 7. August 1859.

Verehrtester Herr!

Mit welch andern Gefühlen nahm ich Ihren zweiten Teil Schiller in die Hand, nachdem ich Sie kennengelernt, wir so manches durchsprochen hatten in Beziehung auf Schiller und Lotte. — Auf der großen, weiten Erde nehme ich ja den innerlichsten Anteil des Herzens an diesem Werke, wie lebe und webe ich darin, möchte so vieles noch mit Ihnen durchsprechen — vielleicht kommen Sie im Laufe des Jahres 1859, zur Erholung eine Reise machend, auf den Greifenstein, welcher Ihnen ja einen heimeligen Eindruck brachte. Trotz mannigfacher Anforderungen sehen Sie mich in dem kleinen Kabinett, in der kühlen Laube des Zwingers, oder beim Scheiden der glühenden Sonne auf der Terrasse unter Platanen, von Rosen, Myrten, Oleander und Wein umgeben, mit Schiller herumwandern; mir ist das Herz so voll, bin noch nicht fähig, alles geordnet dem Papier zu geben, und möchte doch sprechen, zu Ihnen sprechen. Sie sagten mir, Schiller träte Ihnen im Gespräch mit mir näher und näher, und, so möchte ich dies zurückgeben, tritt auch mir Schiller in dem Bilde, was Sie von ihm geben, wieder näher und klarer hervor — und so muß es ja wohl auch sein. Es geht mir heute wie Lotten, und als ihre Tochter erkenne ich mich lebhaft — ich habe keine Worte für das, was ich fühle — dies ist Ihnen so begreiflich wie mir — durch den Gang meines Lebens gewöhnt — alles tief Innerliche allein zu durchkämpfen, zu genießen, kam und kommt es nicht zu Worten, und so bleibt das überschwengliche Gefühl da, was entsprungen, ein köstlicher Genuß von der reinsten Art, wenn nicht die Sehnsucht nach Mitteilung ihn trübte. Immer mehr und mehr zieht es mich zu jenen Schillertagen hin, zu meiner wahren Heimat, und so habe auch ich einen Genuß in Ihrem Schiller, welchen nur ich haben kann — auch den Schmerz, daß ein Schiller so leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit einzugehen, kann nur ich so lebhaft empfinden.

Recht lieblich tritt Lotte hervor, ohne Karoline in den Schatten zu stellen. Dieser Dreiklang gehört ja einmal zusammen — Sie haben ihn schön aufgefaßt und so hingestellt, wie er im Andenken der Welt fortleben soll. Er war einzig in seiner Art, wird und kann so nie wiederkehren, von wenigen verstanden, doch verzeihen wir den falsch Beurteilenden, weil nicht jeder sich auf den Standpunkt stellen kann, dieses Verhältnis richtig zu fassen. Ein Dreiklang geht ja alles durch — so trat er hier in ganz eigentümlicher Weise einmal auf. Ach, das Herz ist mir heute so voll, alles wie Selbsterlebtes, ich kann nicht mehr schreiben, muß lesen und lesen. Ein stiller Sonntag ist ganz dazu geeignet. Fern tönt das Kegelspiel der lustigen Menge, mein Mann ist nach dem landgerichtlichen Ort Arnstein, seine Landwehr wieder einmal nach langer Zeit zu inspizieren. Unsre glücklichen Kinder sind für einige Tage nach Brückenau — wo auch Lotte weilte, aber mit andern Gefühlen im tiefsten Schmerz! Ich bin allein zu Hause, das Haus hütend, was Sie von der Hausfrau billigen werden nach Ihren Ansichten, abwechselnd in Ihrem Schiller

lesend und Briefe von Lotte kollationierend, die mich auch in eine tiefe, innige Freundschaft Lottens mit einem weiblichen Wesen versetzen, welches auch Schiller als Ideal hinstellte, die Tochter Karl Augusts.

Meine »Charlotte von Schiller« wird auch Ihre Teilnahme erwecken, bin ich überzeugt. Ich möchte oft niederfallen vor diesem herrlichen Wesen, welches den größten Schmerz, einen Schiller zu verlieren, erfahren mußte.

Aber was müssen Sie gearbeitet haben! Das große Material so zusammenzudrängen! Erholen Sie sich nur jetzt, ehe Sie an neues gehen.

Danken Sie Gott, daß ich nicht anfange zu fragen, sonst würde ich Sie vielleicht zur Verzweiflung bringen.

Hochachtungsvoll
Emilie von Gleichen.

Greifenstein ob Bonnland,
den 16. September 1859.

Verehrtester Herr!

Vielleicht sind Sie schon auf Reisen und entzücken die Welt durch Ihre Vorlesungen. Wohl mehr dem Norden Deutschlands zugewandt, werden Sie dieses Jahr also nicht unser Frankenland berühren, auch den stillen Greifenstein nicht besuchen. Wie freudig wird Ihr zweiter Schiller-Teil begrüßt werden und sein Eindruck Ihnen manches Herz zuführen! Wir werden uns noch einmal mündlich darüber aussprechen können — wieviel Wert würde das für mich haben, wie lebendig würde da alles erst werden! Wie köstlich, wenn Sie mir vorlesen könnten!

Nun zu Edda. Als Tochter möchte man ihr gewiß gern von ganzem Herzen das Unangenehme über die Mutter ersparen, über das Verhältnis ihrer Eltern überhaupt — doch das kann der Historiker nicht, und auch Edda muß ihre Zuflucht zum historischen Blick nehmen. Durch Schillers Leidenschaft wurde Charlotte von Kalb historisch, und die Schatten konnten nicht ausbleiben. Ihnen hatte Edda die Apotheose ihrer Mutter, woran auch ich mich herzlich erfreute, zu danken, und deshalb tat es Edda um so weher, am Ende noch Schatten über ihr Haus geworfen zu sehen, und gerade durch Ihre Feder. Sie haben recht, wieviel mehr ist schon über Charlotte gesagt worden, als Sie bringen, gewiß, »der kalte konventionelle Bund konnte keinen Segen bringen«. Arme Charlotte! Mit ihrem leidenschaftlichen Gefühl ihrem Kalb gegenüber! Und Schiller trat in ihren Kreis, das einzige Wesen, welches Verständnis für sie haben konnte. Ein tiefer Jammer faßt mich immer um Charlotte, und ich kann mich noch entsinnen, mit welcher Pietät meine selige Mutter sie in späteren Jahren aufnahm, wie sich dieses Mitleiden auch auf mein junges Gemüt damals verpflanzte, obgleich mir Charlotte einen höchst unangenehmen Eindruck machte.

Eine große Überraschung steht uns allen, die wir Schiller lieben, bald bevor, ein Jugendbild kommt heraus! Ich freue mich ganz unendlich — zum erstenmal nach einem Original, weiter sage ich nichts! Nun leben Sie wohl!

Hochachtungsvoll ergeben
Emilie v. Gleichen, geb. v. Schiller.

Das mutige Auftreten Palleskes für Charlotte gegen Adolf Stahr in der Vorrede zu den ein Jahr vor seinem Tode veröffentlichten Gedenkblättern sollte die Tochter leider nicht mehr erleben. Sie starb, 83 Jahre alt, am 23. Januar 1874.

Greifenstein ob Bonnland,
den 20. Dezember 1859.

Verehrtester Herr!

Ach, wieviel hätte ich Ihnen zu erzählen! Und wie unmöglich ist es in diesem Augenblick! Die Einsendungen der Schillerfeier gehen noch ununterbrochen, an einem Tage kamen, während ich in Stuttgart war, 50 hier an. Körbeweis brachte man mir die Briefe und Pakete bei meiner Rückkehr entgegen. Eine große Tafel in dem Pistolenzimmer nimmt alles auf, nach dem Alphabet geordnet. Dieses interessante Material kommt nur hier zusammen, und es soll für die Familie Schillers ein teures Andenken bleiben. Noch fehlen manche Feiern trotz der Masse eingegangener. Diese Feier steht wohl einzig in der Geschichte da, und tief ergriffen von Erhebung, Dankbarkeit und Wehmut erkenne ich es, sie erlebt zu haben. Herzlich erhebend und innig wohltuend war die Feier in Stuttgart — unvergeßliche Tage! Ich fühlte mich so heimatlich dort, alles kam mir so liebevoll, so teilnehmend entgegen, mit großer Schonung konnte meine schwache Gesundheit doch viel mit durchleben; Cotta, der liebenswürdigste Wirt, welchen man sich denken kann. Durch alle Stände, alle Alter lebhafte Teilnahme an der Feier, kein Mißton zu finden. Es war köstlich — die Seligen dort oben müssen sich daran erfreut haben! Die Schwaben-Feier wird jetzt, bei Cotta gedruckt, von Dr. Otto Elben verfaßt, erscheinen. In Meiningen kommt wieder ein Schillerbüchlein zur Welt. Geben Sie acht! Und was wird das Jahr 1860 noch alles bringen! Meine Charlotte kommt nun bald!*

Den Falken** las ich mit Freuden. Glückauf! Wie wird es denn wohl mit dem Karl

* Charlotte von Schiller und ihre Freunde (Stuttgart 1860).

** Der Großherzog von Weimar hatte Palleske den Falkenorden verliehen und den Wunsch nach einer Karl-August-Biographie geäußert.

August? Haben Sie jetzt etwas unter der Feder? Das Wiener »Schillerbuch«* ist, eine schöne Festgabe, auf dem Greifenstein in drei Exemplaren angekommen, ein interessantes Andenken! Ich freue mich, auch Ihre Anerkennung darin zu wissen. Nun muß ich für heute schließen. Sie werden nun, angekommen im Kreise Ihrer Familie, die glückliche Kinderschar dem Weihnachtsfeste entgegenjubeln hören.

Meine Familie grüßt herzlich, und das holde, sinnige Töchterchen möchte wohl einmal einer Vorlesung lauschen können. Glück und Segen für 1860. Hochachtungsvoll ergeben

Emilie von Gleichen, geb. von Schiller.

Greifenstein ob Bonnland,
den 5. August 1872.

Geehrtester Herr!

Trefflicher Biograph meines teuren Vaters!

Erst heute komme ich dazu, Ihnen den herzlichsten Dank für die Sendung Ihres Schiller-Lebens wie Ihre freundlichen Glückwünsche* auszusprechen! Mein Augenleiden tritt störend zwischen so vieles, was mir lieb und teuer ist, und erst jetzt habe ich ein jugendliches Wesen gefunden, das mir mit inniger Liebe und Begeisterung Ihr Leben Schillers vorliest. Wir haben schöne Stunden auf dem Greifenstein, nachdem ich fünf Wochen in Kissingen sein mußte, und das teure Werk nur neben mir liegen hatte, ohne es lesen zu können.

* Das Schiller-Buch von Dr. Constant Wurzbach von Tannenberg. Festgabe zur Ersten Säcular-Feier von Schillers Geburt 1859.

Von neuem wird mir unser Streicher teuer, ohne ihn hätten wir Schiller verloren in den Tagen der Jugend, ehe sein Geist sich zu den höchsten Höhen emporgeschwungen. Ihm sei der tiefste, innigste Dank jedes Schiller liebenden Herzens!

Wieviel hätte ich Ihnen in Beziehung Ihres Schiller-Lebens zu sagen, wie ergreift mich alles darin Ausgesprochene, was von Ihnen auch tief empfunden, der Welt von neuem gegeben ward, und ich freue mich innig mit Ihnen der Sie gewiß unendlich beglückenden Anerkennung Ihres Werkes.

Nicht wahr, Ihnen fehlt der dritte Band der »Charlotte von Schiller«? Er liegt bei. Verzeihen Sie meine Schrift um der leidenden Augen willen und der 68 Jahre!

Empfangen (Sie) die Versicherung wahrer Hochachtung Ihrer ergebenen

Emilie von Gleichen, geb. von Schiller.

Ihre Photographie ist vortrefflich, auch dafür herzlichen Dank!

Dies war der letzte Brief Frau v. Gleichens an Palleske. Drei Monate darauf starb sie, nachdem vorher schon ihr Haus verödet war durch den frühen Tod der geliebten Schwiegertochter Elisabeth, geb. Freiin von Thienen-Adlerflücht, die, 28jährig, am 19. Dezember 1865 gestorben war, nachdem sie am 6. November einem Sohne, dem letzten lebenden Schiller-Sprößling, Alexander Schiller von Gleichen-Rußwurm, das Leben geschenkt hatte.

* Zum Geburtstage, dem 25. Juli.

Armer Weg

Wohin denn weisest du, mein Weg? In buntem Bogen
Ziehst du talab, talauf von Bild zu Bild.
Bald hast du dunkel dich in Dunst gehüllt,
Dann wieder weißt du dich ins Licht gezogen.

Hast du dich selber, armer Weg, betrogen?
Mich bangt um dich, ich fühl' dich unerfüllt
Zerstranden, da du keines Ziels gewillt.
Wo sind die Vögel, die vorausgeflogen?

Wo sind die Wolken, die vorausgefahren,
Sich silbern gaben und in seligen Scharen
Kühn überflogen Flüsse, Berg und Mulde?

Ein leiser, letzter Vogel zieht zu Nord.
O fleh' ihn an, daß er sich dein gedulde!
Doch er vernahm dich nicht, nun ist er fort.

Ernst Behrends

Der himmlische Bach

Ein Traum beim Spiel der Goldberg-Variationen

Von Hans von Wolzogen

Die Engelbuben wollten nicht einschlafen. Sie wälzten sich lachend und lärmend auf den weichen Wolkenbetten herum, die bei der Himmelspforte ausgebreitet sind. Der Himmel ist da noch ganz blau, wie ihn die Menschenaugen von der Erde sehen, und das macht die Seelen, wenn sie dort zuerst aus ihrem Schlaf erwachen, gleich so unendlich heiter und kindlich froh, als wäre das ewige Leben nichts andres als ein Leuchten und Lachen ohne Ende. Darum lachten und tollten auch die kleinen Engelbuben — die Mädeln waren schon im zweiten Himmel bei den heiligen Frauen — auf ihren Wolkenbetten, warfen sich damit im Übermut und wollten und wollten nicht einschlafen.

Der einzig Verdrießliche in dieser blauen Himmelsheiterkeit war der heilige Peter, der am Himmelstor zu wachen hatte und immer zuschauen mußte, ob auch die rechten Seelen von drunten herauf und nicht etwa schlau entschlüpfte Schweifende aus dem neblichten Zwischenreiche ihm mittenein durch die Pforte kämen. Er ärgerte sich über die ausgelassene kleine Bande, und sie ärgerte ihn auch mit kindischem Vergnügen. Bald kam einer aus seinem Bette gehüpft und wollte auch einen Blick tun durch den Nebel in die Tiefe, wo einmal sein Spielplatz war, bald schlich sich ein andrer heran und zupfte den Alten an seinem Mantel und rief ihm einen Necknamen zu, den der nicht gern hörte, und weg war er wieder unter seine Wolkenkissen. Endlich ward der heilige Peter so zornig, daß er mit nicht gar feiner Stimme laut durch die blaue Himmelshalle zu schelten anfing, und dabei flammte sein roter Bart, und es donnerte der Widerhall seiner rauhen Worte, als ob es ein Gewitter geben sollte im seligen Gottesfrieden. Können doch selbst Heilige und Engel nicht immer Frieden halten — wär' auch am Ende allzu still in der endlosen Ewigkeit —, um nicht mehr zu sagen!

Wo aber der Friede gebrochen ist, da tritt der Erzengel Michael ein, in seiner ganzen glänzenden Pracht, geharnischt und behelmt, mit dem funkelnden Schwert in der Hand und mit gar scharf strahlenden Blauaugen unter den dichten blonden Locken, die ihm immer aus dem Helmsturz hervorquellen, wie oft der tapfere Rittersmann sie auch wegstreichen mag. So stund er auch jetzt mit einem Male zwischen dem zankenden Peter und den lachenden Buben und sprach, nicht böse zwar, aber doch deutlich genug, daß die kleinen Schelme davor flugs in ihre Kissen fuhren: »Ruhe im Himmel!« Und zum Peter gewandt: »Was hast du denn wieder, alter Quengler, mit den Lausbuben?«

»Weil sie halt nit einschlafen mögen,« erwiderte der heilige Wächter, fast bestürzt — auch er hatte Respekt vor dem riesigen Satansbekämpfer und fühlte sich nicht so recht gewissensrein.

»Nicht einschlafen?« lachte der blonde Michel. »Stören dir wohl hier die stillen Morgenschläfer im blauen Gottesfrieden? Ei, so lass' ihnen doch ein Schlummerliedel singen; gibt doch Musikanten genug bei uns hier unter den Seligen, sollt' ich meinen.«

Der Peter verzog den Mund unter dem Rotbart zu einer greinenden Grimasse: »Singen? Musik?! Ach geh — davon hab' ich grad übergenug im Himmel, will meine Ruh' haben, aber kein so dummes Gelärm!«

»Verzeih, mein Alter! Weiß ja, du bist höllisch — will sagen: himmlisch unmusikalisch, von Jugend auf. Kein Wunder! Hast ja alleweil da unten nur mit stummen Fischen zu tun gehabt.«

Da hatte aber der Michel beim Peter erst recht — wie man so spricht — ins Fetttöpfchen getreten! Auffahren wollt' er zu gar heftiger Widerrede, und das wär' ein ärgerer Lärm worden, als wie dem Peter das Musizieren war — hei, da streckte gleich wieder solch ein unverschämt vorlautes Büblein seinen Kopf aus den Kissen vor und rief zwischen die beiden Großen hinein mit schriller Kinderstimme, und dabei äffchten seine Finger frech gegen den Heiligen hin: »Er hat dem Knecht Malchus sein Ohr abgehaun — dafür hat er kein Ohr mehr für —« Aber da fuchtelte der lange Michel mit seinem Schwert so dräuend dem Schreihals vor die schelmischen Augen, daß der im Nu wieder unter die Decke fuhr. Das war den Kamerädeln ein himmlischer Jubel; nun waren sie ferner vom Einschlafen als je. Selbst der Peter hielt sich nur noch die

Ohren zu und seufzte grimmig: »Na, dann hilft's nichts, Michel —«

»Hol' die Musikanten! Meinst du?« sprach der Erzengel grundvergnügt. »Ist zwar meines Amts nicht eben, aber um des lieben Friedens willen —« Und er fuchtelte dabei noch einmal, aber lachend, mit dem Satansschläger nach den Engelbuben hinüber und rief ihnen zu: »Wer von euch Rangen weiß mir einen Musikus, der Schlummerlieder singen kann? Fährt nicht immer so einer, ein kleiner, durch alle Himmel, und auch bei euch herum, bei euch am liebsten, ein Kindskopf wie ihr, und singt immer los. Der kann alles, dünkt mich, auch Schlummerlieder.«

»Ach, der kleine Wiener!« jauchzten alle Buben. »Ja der, ja der!« Und wurden nun erst ganz wild und überlustig, wie sie an den lieben, lustigen kleinen Wiener dachten.

Aber nun ward der alte Peter mit einem Male ernstlich sachverständig und meinte: »Michel, das ist Unsinn! Der regt sie nur auf, macht ihnen Possen und Faxen vor, der Spirlefax, und läßt sie gar nimmer einschlafen.«

»Nein, der singt so schöne, wunderschöne Lieder, da mag man nur immer zuhören, immer — immer —« Einer der Buben hatte es gerufen, und da wurden sie alle ganz still, als ob sie schon den schönen Liedern lauschten — dann aber brach der Lärm wieder los: »Die schönen Lieder! Der kleine Wiener! Der soll her! Der soll uns singen! Und die Flöte blasen! Die Zauberflöte! Der kleine Wiener!«

Ja, da war nichts zu machen. Michel sah es ein: wenn die Kleinen endlich eingeschläfert werden sollten — mit Lachen und Lauschen kommt kein Schlaf. Das wußte auch der Peter und sagte bedächtig: »Es ist ja noch ein Wiener da, zwar kein echter, soviel ich weiß, aber ein ganz berühmter, wie der Wanderengel Rafael mir gesagt hat; der hat ihn mir in den Himmel gebracht, ist nicht lange her, kaum ein hundert Jährchen, nach der langweiligen Kalenderei der Menschenkinder, und weil er erst so kurze Zeit in der Ewigkeit ist, so schläft er noch ganz fest, und ob er gern erweckt sein möcht', ist mir zweifelhaft, macht noch immer ein grimmig Gesicht im Schlaf, man könnt' sich schier fürchten.«

»Den kenn' ich wohl,« sprach Michel, »der hat mir von allen, die da unten Musik machen, immer am besten gefallen, weil er ein rechter Satansbekämpfer war, wie ich. Hätt' ihn gern selber heraufgeholt, aber der Rafael kommt mir allemal zuvor, der mit seinen breiten Flügeln, und weil er sich überall auskennt, die Spürnas! — Erzählt ja auch von dem kleinen Wiener allerlei, daß er ein so goldiges Herz hätt' und ein so weich Gemüt, gar kein so bloßer Spielefix. — Aber nein, Peter, den großen Grimmigen, dem lassen wir lieber noch Ruhe, hat viel genug Müh' und Unrast und Ärger gehabt in seinem Erdenleben — und taub soll er auch noch gewesen sein.«

»Das war gescheit,« unterbrach ihn Peter, »da hört' er seinen eignen Unfug nit. Der ist mein Kamerad!«

Michel lachte: »Ei, Peter, meinst, ein tauber Musikus ist wie ein furchtsamer Heiliger? Oder —?« Und als der andre ganz bleich ward und verstummte, tat's dem starken Engel leid, und er sprach schnell weiter: »Der arme Mann, er macht wohl ein so grimmig Gesicht, daß man ihn nur ja nicht wecken soll zu neuem Leiden; aber dahinten tief innen in seinem ewigen Leben, da träumt er nun wohl schon viel schöner, als wir es uns träumen lassen hier in unserm Himmel.«

Indessen waren die Buben wieder ins Toben und Raufen geraten und dachten nicht einmal mehr an das Singen. Peter warf heftig seine Beschämung in seinen alten Ärger hinein, daß der jach aufkochte, und schrie überlaut: »Nun aber Schluß! — Ich weiß noch einen andern, der mag schon bald seine zweihundert Jahre hier verschlafen, ist ein kräftiger Kerl, wie ich, hat auch viel ausgehalten und weidlichen Ärger gehabt zu seiner Zeit, soll auch verstehen gut Orgel spielen, sagt mir die heilige Cäcilie, die ich sonst eben nicht schätze, die ewige Klimperin da nebenan. Ich glaube, der Alte wachte gar gern im blauen Himmel auf und würde wieder blutjung mit den Buben. Michel, tu mir die Liebe und geh mal hinüber, dahinten, weißt, bei dem Eingang zum zweiten, wo die Cäcilie ihr Marterinstrument zu stehen hat — da schläft der alte Bach. Weck' ihn und sag' ihm: Er kann den Buben das Schlummerlied spielen — auf der Cäcilie ihrem Klimperkasten.«

Michael war nun auch der Sache müde worden und tat keine Einrede, eilte mit star-



ken Schritten quer durch den ganzen himmlischen Raum bis zur nächsten, höheren Halle.

Da ruhte, das mächtige Haupt der zarten Ätherwand zugekehrt, welche die Himmel trennt und wodurch schon das süße veilchenfarbige Licht der heiligen Frauen schimmerte — ja, wer ruhte da, mitten in der Ewigkeit, zwischen den Himmeln, ein seliger Geist — nein, wie denn? Ein würdiger Mann, auf der hohen Stirn eine große Perücke, in einem schlichten, aber sehr anständigen braunen Bürgerrock mit langen Schößen, an den Beinen — wer glaubt es? — richtige schwarzseidene Kniehosen, mit Bändern gebunden, und darunter die grauen Strümpfe in festen Schnallenschuhen, von Kopf zu Fuß grad' wie er alle Woche zum Sonntagsdienst ging — die Menschen würden sagen: ganz 18. Jahrhundert! — Aber hier war doch die Ewigkeit!? — Wunderbar! Höchst wunderbar! Dieser Perückenmann im ewigblauen Himmel! Als wenn er gar nicht schliefe, sondern spielte seine Orgel in der Thomaskirche zu Leipzig!

Und wie der Michel ihn vorsichtig weckte, da wunderte er sich gar nicht, nieste einmal recht kräftig und schaute um sich herum, wie wenn er zu Hause wäre, und rief nur ganz fröhlich im gut Thüringer Ton: »Nein, so was! Ich kann ja wieder sehen! Gottlob! Gottlob! Ich sehe den ganzen Himmel. Ei, da muß ich doch gleich einmal eine Orgelphantasie — ‚Wie schön leucht't uns der Morgenstern' — — Wo ist denn hier die Orgel? Muß doch hier eine Orgel stehen!«

Da tönte es leise, leise und so himmelzart von nebenher aus dem Frauenhimmel — das war die heilige Cäcilie, die rührte mit ihren sanften Fingern nur eben die Tasten ihres kleinen Organum, und das veilchenfarbige Licht strömte durch den Äther voll und süß in den blauen Himmel hinein. Michael aber rief: »Meister Bach, verhorcht Euch nicht auf die Wundermusik! Ihr sollt den Engelbuben ein Schlummerlied spielen.«

»Ein Schlummerlied? Für die Rangen da? Ich? Wie käm' ich dazu?« rief der Alte nicht eben höflich. »Ja, wenn ich das Organum hätte, was da so fein klingt, ein fürtrefflich Werk, und nicht übel gespielt!« Er lauschte gespannt, die Töne schienen immer näher und lauter zu ihm heranzuschweben. Da schlug er sich vor die hohe Stirn, daß der Puder aus der Perücke flog: »Der Keyserling! Wahrhaftig! Der Keyserling hat auch nicht einschlafen können — dem hab' ich einmal ein Schlummerlied gesungen, ja, und dann — Her mit dem Organum! Fix! Schafft mir das Organum her! Ich spiele den Buben das Schlummerlied des Keyserling.«

Wie ein Zauber mußten diese derben Worte auf die zarte Musik gewirkt haben: als ob die Seele der heiligen Cäcilie selber aus dem zweiten Himmel herübergeschwebt käme — mit einem Male stand das Organum in der großen Bläue und zwischen den Wolken, wo die Buben noch eben lachten und lärmten. Und nun saß der alte Kantor in seinem langschößigen Bratenrock davor und schlug die Tasten — das klang wie die gewaltigste Orgel, und das Schlummerlied begann und zog dahin und verwandelte sich, gar wunderlich, vielgestaltig, bald lieblich, bald mächtig: hingerissen vom eignen Spiel und wie getragen von dem himmlischen Fluge der heiligen Seele in den Tönen — so zauberte der schlichte Mann in der großen Perücke unaufhörlich eine ganze Welt, ja Welten auf Welten, immer neue Bilder, neues Leben und Gestalten, Wunder über Wunder!

Die Engelbuben waren längst eingeschlafen, aber ringsum in einem holden Reigen hatten sich die heiligen Frauen geschart, Cäciliens selige Genossinnen, die lebendigen Seelen der Gottesliebe, erblühend wie süße Veilchen des Frühlings, ein reizender Kranz, daß der Alte in den Schnallenschuhen begeistert die Pedale trat und die herrlichsten Töne, die lieblichsten Weisen erklingen ließ; denn ohne es zu merken, war er mit den steigenden Klängen emporgezogen, emporgeflogen — und nun war er schon im dritten Himmel, in einer wundervollen strömenden Purpurglut, und das war ein Zauber ohnegleichen, wie er nun fort und fort spielte und die Weise wandelte, reicher und kühner — und es war die Schar der heiligen Märtyrer, deren auf Erden vergossenes Blut den Himmel also gefärbt zu ihrer erlösten Seelen ewiger Heimat und Ruhestatt. Sie, die großen Leidenden um des Glaubens willen, nun strahlten ihre Augen von heiliger Wonne, und ihre gemarterten Glieder bebten vor reiner Lust, da die leuchtenden Klänge das Purpurlicht umher noch tiefer, noch glänzender zu färben schienen. Siehe, da war der gewaltige Spieler schon in den



Willy Jüttner: **Grauer Tag**

Aus der Münchner Kunstausstellung vom Sommer 1922

vierten Himmel entschwebt, und die großen Helden, die frommen Ritter und edlen Fürsten, die geweihten Kämpfer unter dem Kreuz, die vom heiligen Gral und die vom Deutschen Orden, die regen Tätigen für das Gottesreich, sie alle vergaßen ihre lauten Gespräche von den alten großen Zeiten und stunden staunend, schier ehrerbietig um den alten Mann mit den grauen Strümpfen und in den schwarzen Kniehosen, und das sieghaft brennende Rot des himmlischen Raumes vermählte sich mit den kraftvoll flammenden Tönen, die nun das lange verklungene Schlummerlied gewandelt hatten in einen brausenden Heldensang. Aber schon lag auch der vierte Himmel wieder drunten, und das helle Rot war verblaßt: ein inniges, sanftes Glühen, wie von sonnengeküßten südlichen Früchten, umschmeichelte die strenge Stirn mit den Puderlocken, und die sinnigen Bewohner des fünften Himmels, die Dichter und Bildner, deren Gottesdienst die Schönheit gewesen, und die nun in ewiger Schöne lebten, die herrlichen Verklärer der Gotteswelt, sie wollten allesamt gar aufgehen in inbrünstig bewundernder Liebe zu dem einen großen Bruder am Organum, der da eben die allerschönste Weise angestimmt, wie sie nur je der fraulichen Seele der heiligen Cäcilie hätte entströmen können! Und wie er so spielte, ins Ewige hinschwebend, unendliche Wunder tönend, da war er hinaufgestiegen in den sechsten Himmel, der strahlte im reinsten Golde, und so erstrahlten auch seine Töne in hehren, edlen Gestalten: die ganz in das Licht der Ewigkeit versunkenen Geister der großen Mystiker, der erhabenen Seher des göttlichen Wesens, umschwebten ihn und grüßten ihn als ihresgleichen. Er hatte die Tiefen ihrer Gottesschau zum Klingen gebracht, dem ewigen Geheimnis die Sprache verliehen, und die war d e u t s c h, gleich den tiefsten und innerlichsten Gedanken der in Gott versenkten Seelen. —

Oh, wie das Gold strahlte, und wie die goldenen Strahlen der Töne immer lichtwärts, sonnenwärts, himmelwärts drangen und klangen! — Himmelwärts? — Er war ja im Himmel, dieser Wundermann in der Biedertracht des alten Leipziger Kantors, ja, schon auf seiner Orgelbank in der Thomaskirche war er im Himmel gewesen, i m s i e b e n t e n H i m m e l, wie jetzt, wie hier, in diesem seligen Rosenschimmer, der dort ihm entgegenfloß aus der einzigen holden Gestalt der lieben Gottesmutter, um die sich die ganze Menge der lichten Kinder Gottes, die Chöre der Engel in lieblicher Andacht bewegten, und auch die heiligen Erzengel hatten sich aus allen Himmeln herangefunden, und die zwölf Apostel stunden dabei, groß und leuchtend in der rosigen Glut — nur der Peter nicht, der mußte am Himmelstor bleiben; aber da war noch ein Mann an seiner Stelle, unter all den Lichten nur er im schwarzen Predigerrock, doch seine Augen flammten wie ein Nordlicht aus dunkler Nacht: eben der trat mächtig erregt hinter den ganz seiner selbst vergessenen Spieler heran, unter dessen starken Fingern just ein Choral sich aufgebaut zu übergewaltig ragender Höhe, schlug ihm mit seiner breiten Hand fest auf die Schulter und sprach nur das eine Wort: »Wartburg.« —

Versunken alle Himmel, verklungen der Choral: mit einem Male sah sich der Alte am Organum als einen jungen lustigen Buben in seiner lieben Vaterstadt, in den krummen Gassen, unter den hohen Giebeln, und da lachte der grüne Wald von den Hügeln herab, und da hob sich von der Höhe das graue Gemäuer der heimischen Burg — und er konnte sich nicht halten, der Alte, er vergaß Schlummerlied und Wandlungen und Weisen und alles, lachende Jugendlust schlug übermütig auf, über Perücke und Puder, und seine hüpfenden Finger sangen — sangen das herzige Liedlein, das er wie oft wohl gesungen als Bub auf den Gassen der Stadt und in den grünen Wäldern, ein lieb schlicht deutsches Volkslied, das krönte ihm das ganze herrliche, gewaltige Spiel von allen Heiligen und Himmeln. Und alle Heiligen konnten nicht anders, der Mann im Predigerrock munter voran, der dachte, wie auch er als Kurrendeknäblein durch dieselben Gassen gezogen, dasselbe Liedel gesungen, und er stimmte ein, laut und kräftig, als wären sie lustige Brüder auf der alten Erde — ei, da sangen sie alle mit, die Engel, die Erzengel, die Apostel, ja, die liebe Gottesmutter selbst — ihre holden Lippen wollten sich zu einem leisen Tönen bewegen; da wandte sie sich eilig um — und siehe da: eine heimliche Tür sprang auf, auch im siebenten Himmel, und ein blendender Silberglanz ohne-

gleichen brach hervor und überstrahlte alles — alles.

Der Alte hatte eben sein Spiel beschlossen und sich umgedreht zur Gottesmutter, da sah er — was sah er? Nicht sie. Auf der Schwelle im reinsten Silberglanz eine hohe, stille Gestalt, die schaute auf ihn mit Augen voll unendlicher Liebe und segnender Güte. Das zog ihn empor, das zog ihn heran — er trat vor den Göttlichen, demütig, und doch stolz, wie er einst vor den großen König getreten, als der gesprochen hatte: »Meine Herren, der alte Bach ist da!« — Ja, der alte Bach war da, und er folgte seinem himmlischen König über die Schwelle ins Allerheiligste, in das blendende Silberlicht — ach weh, da ward es dunkel vor seinen Augen, ganz dunkel wie tiefste Nacht. Mein Heiland! Ich bin wieder blind worden! wollt' er rufen, da sah er schon wieder, sah auf einem hohen Thron den Herrgott selber — nein, er sah nur sein Auge, und das war ja das Heilandsauge, voll unendlicher Liebe, aber auch so grenzenloser Erhabenheit. Er wandte sich seitab, da sah er noch einen andern, einen stattlichen Mann, der schaute aus wie ein Staatsminister mit einem großen glänzenden Stern auf der Brust, und war auch ein Staatsminister, ein richtiger, den hatte der Herrgott zu sich berufen, alsbald ihn die drei Erzengel mitsammen heraufgebracht, durch die weichenden Nebel in das ewige Licht, und brauchte ihn gern zu vieler und weiser Tätigkeit im Himmelreich. Der alte Kantor sah staunend auf ihn; da fühlte er wieder das Auge des Herrn auf sich gerichtet, der wies ihn an seine andre Seite. Und wie nun die beiden Großen da stunden zur Rechten und zur Linken auf der untersten Stufe des Throns, da tat sich ein Spalt auf bei der Tür aus dem siebenten Himmel, und herein witschte ein zierlich Kerlchen und sprang zu den Thronstufen hin, mit einem schalkischen Gesicht, als wollt' er sagen: Darf ich die Herren miteinander bekannt machen. Und sprach gar höflich — den Blick nach rechts, die Hand nach links: »Der göttliche Goethe!« — und den Blick nach links, die Hand nach rechts: »Der himmlische Bach!« Da hob der Herrgott leise warnend einen Finger, und im Nu war der Kleine wieder draußen, und die Gottesmutter schloß ihn in die Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß. Drinnen aber die beiden Großen brachen in ein lautes derbes deutsches Lachen aus. Da hob der Herrgott abermals leise warnend seinen Finger und sagte in milder Ruhe: »Ernsthaft, meine lieben Söhne! Das war

der paradiesische Mozart.«

Zweieinheit

Im Schloßpark von Oranienburg zwei Linden,
Die wurden mir zum Sinnbild unsers Lebens.
Von hier nach dort ein Sehnen, Suchen, Finden
Und wieder Meiden. Ach, fast schien vergebens
Der süße Drang, sich ewig zu verbinden.
Doch sieh — vor Einsamkeit das tiefe Bangen
Preßt endlich Stamm in Stamm, die Rinde schwindet,
Gibt Raum, daß Herzschlag sich in Herzschlag windet,
Ich sehe Zweig nach Zweigen, Blatt nach Blättern langen,
Und nun in eine frohe Krone hingegeben
Die ganze Kraft, all Lust und Leid und Leben.
Das prangt und glänzt. Ein einz'ger Blütentraum
Verschmilzt zwei Leben. Eins ist Baum und Baum.

✣

Ich denke dein, wie dein ich stets gedenke,
Der ich mein Blüh'n, dein Blüh'n empfangend, schenke. —
Im Schloßpark von Oranienburg zwei Linden,
Die sehnen sich so sehr. So sehr, daß sie sich finden.

Arthur Rehbein

Das Reich der Frau

LX

Beseeltes Muttertum / Von Marie Martin

Es war ein Mann, von Gott gesandt, der hieß Pestalozzi. Der wurde seinem Schweizervolk und der ganzen von erstarrendem Alter geschüttelten Kulturwelt des Abendlandes geschickt, als die Not fast am größten war.

Die Kämpfe der Revolution, eines allgemeinen notwendigen Umsturzes, durchbebten Frankreich und dann nach und nach die umliegenden Länder, auch das Vaterland unsers Propheten. Damals aber kam wie ein Gottgesandter Napoleon, vor dem selbst ein Goethe bewundernd rief, als die Reformer und Befreier gegen ihn anstürmten: »Der Mann ist euch zu groß!« Blut und Jammer bezeichneten seine Bahn, aber der erschöpften Welt brachte er auch gleichzeitig neue Ordnungen, neue Gedanken, Reichtümer einer neuen Freiheit. Die alten Fürsten und Führer Europas standen wie gelähmt unter seinem Blick, keiner wagte fast mehr Widerstand, und mit den Thronen spielte er, wie die Katze mit dem Knäuel Wolle. Die Welt lag vor ihm auf den Knien: Du bist unser Gott, segne uns! Bis dann sein Blutdurst und die Bestie seiner Selbstsucht wieder erwachten und ihn bis ans Ende Europas und drüber hinaus trieben. Nur Männer von der ahnenden Wahrheitskraft eines Stein und eines Fichte erkannten im klar schauenden Gemüt, daß hier der Antichrist der Bibel vor ihnen stand; der Muttersinn der Königin Luise wußte früh, mit wem sie es zu tun hatte, und wo er auf lebendiges Volk stieß, zuletzt in den Freiheitskriegen, da brachen seine kalten Künste zusammen in furchtbarem Gottesgericht.

Zu jener Zeit aber begann auch der Prophet Pestalozzi zu wirken, ein hilfloser verträumter Mensch, allen schlauen Gehilfen am Werke preisgegeben, nie zu ruhigem ungestörtem Auswirken seiner eignen Ideen gelangend, verspottet, verhöhnt, verleumdet bis zuletzt, wo er fern von seinen Berufsstätten ein stilles Grab fand. Aber sein Herz glühte von überfließender Liebe zu allen Armen und Elenden, zum Volk, zu den Kindern und zur Wahrheit, die er erschauernd im Herzen gefunden hatte. Da schrieb er seinen Volksroman »Lienhard und Gertrud«, und daran knüpfte er sein geistiges Lebenswerk. Viele Bücher und Abhandlungen ließ er folgen, es trieb ihn begeistert in jede Volksbewegung hinein als Propheten der Freiheit und der wahren natürlichen Seelenkraft des Menschen; er wurde berühmt durch die Welt hin, und von allen Seiten kamen sie, um seine neuen Lehren über Volkserziehung zu hören. Auch die Königin Luise, der gute Genius ihres Volkes, hörte von ihm, und von ihr veranlaßt, wurden Männer zu ihm gesandt, durch die er mittelbar für immer der wahre Schöpfer der Volksschule Preußens wurde. Noch immer ist sein Werk wohl lange nicht vollendet, viele edle Reformer der deutschen Schulen, ein Kerschensteiner, ein Natorp, ein Spranger, auch die Führer der Jugendbewegung und Schauer der Zukunft, predigen unermüdlich seine Lehren und suchen sie zur Erfüllung zu führen.

Aber sein hohes Lied ist jener Volksroman »Lienhard und Gertrud«, die Geschichte einer armen Maurerfrau, die mit treuer tapferer Seele ihre Kinder und ihren Mann erlöst und Schritt vor Schritt der gute Engel ihrer Nachbarn, ihres in unfreies Elend versunkenen Dorfes, der Volkserziehung für Mädchen und Knaben des Landes wird. Es ist die Geschichte des beseelten Muttertums, die er hier gibt, viel wichtiger als seine oft komisch steif erdachten pedantischen Unterrichtslehren, an die er seinen Intellekt zu fesseln suchte, um sich der Welt verständlich zu machen. Mögen sie auch alle im Grunde auf einer schöpferischen Lehrerseele sich ahnend aufbauen, mit ihnen wurden in den Seminarien die zukünftigen Lehrer und Lehrerinnen bis zum Überfließen gefüttert. Und, o Gott, was hat unschöpferischer Drill und Mechanismus des Denkens alles daraus zu spinnen gewußt! Wie hat man bloß schon den unglückseligen Begriff »Anschauung« pädagogisch in Formeln geknetet und halb zu Tode geritten! Wenden wir uns lieber seinem wahren Hohenlied zu und vertiefen wir uns in die Gottesgabe für alle Zeiten, die in Zukunft erst noch goldene Früchte tragen und ausreifen soll: sein beseeltes Muttertum.

Das Muttertum ist das Urgestein, das auf dem Grunde aller Kultur ruht, und ihr bisheriger Führer, die indogermanische Rasse, besonders aber ihr edelster Vertreter, das Germanenvolk, können nicht an ihm vorbei. Ihre alten Mysterien und Weissagungen wie ihre Mythologien und ältesten Kulte deuten geheimnisvoll auf weibliche Urgestalten, Erynnien und Sibyllen, Parzen und Nornen und, erschauernd in die zeitlose Tiefe weisend, wenn die Not ans Herz steigt, auf die »Mütter« hin. Wenn, wie es heute fast scheint, unsrer Rasse die tiefsten Lebenswurzeln, Wahrhaftigkeit und Treue, absterben und die edelsten Blüten, Glaube, Liebe, Hoffnung, welken, dann bedeutet das eben Untergang, und andre Rassen werden ans Licht drängen und die Kulturführung übernehmen. Deren Lebenskräfte und Führerart

kennen wir natürlich nicht, aber das weiß ich gewiß, an dem Urgestein des Muttertums können auch sie nicht vorüber, und an ihm wird auch ihr Schicksal sich zuletzt entscheiden. Das Muttertum mit seiner göttlichsten Gabe, der Mutterliebe, ist in seinem tiefsten Wesen ein Gruß der Ewigkeit, eine »ganz andre« Erscheinung der Ewigkeit in der Zeit. Die Mutterliebe scheint ein Strom, der unmittelbar aus Gottes Herzen quillt, von göttlicher Natur. So durchfließt er Völker und Zeiten, oft die Reinheit seines Ursprungs befleckend, oft genug im Erdenkleid der zeitlichen Kultur fast zur Unkenntlichkeit getrübt, aber der Silberblick der ewigen Heimat blitzt immer wieder durch, vom Glanz und von dem reinen Glück seines Wesens gilt gewiß auch das Dichterwort:

Lassen sich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume sehn.

Selige Kinderzeit! — Sinnliche Leidenschaften sind Kräfte dieser Erdenwelt von elementarer Gewalt; man entsetzt sich oft genug vor der furchtbaren Macht des Bösen, der sie im Kampf gegen das Lichtreich benutzt und alle ihre Töne und Farben in diesem Kampf spielen läßt. Aber sowie sie in irgendeiner Form eine Verbindung mit der reinen, selbstlosen Macht der Mutterliebe eingehen, so werden sie berührt und gereinigt, durchdrungen von der Herrlichkeit des zeitlosen Ewigkeitsstromes. Das zeigt sich für den nicht ganz Verdorbenen in den reinen Wonnen der ersten Liebe, die man mit Recht »Liebesfrühling« nennt, so bringt er alles in der armen Menschenbrust zum Quellen, Knospen, Treiben und Blühen, in dem reinen Glück der Ehe, die die hellhörige katholische Kirche zum Sakrament erhoben hat, und an dem unvergleichlich reinen Frieden des Familienlebens. Dies »Ganzandre« im Leben ist heut geradezu ein Barometer der Lebenskraft geworden. Schon Tacitus wußte, wo bei seinen untergehenden Römern der Grund des Verderbens lag. Wie aber neben der Gefahr des Vermoderns und Verfaulens für die Erdenvölker auch die des Welkens und Vertrocknens liegen kann, das sieht man deutlich an der absterbenden Rolle, in die der im Wesen kalttrockne Intellekt, sowie er sich nicht genügend mit den Gemütskräften der Seele zu befruchten weiß oder diese schöpferische Verbindung auch nur vernachlässigt, heute unrettbar spielt. Man fühlt es an dem todesängstlichen Sehnen in unsrer Kultur nach dem »Ganzandern« an allen Ecken und Enden des Geisteslebens, an dem Abscheu unsrer Jugend vor allen Institutionen und Schöpfungen des bloßen Intellekts. Man erkennt es auch an der Klugheit der lebenstrotzenden katholischen Kirche, die so tief die Bedürfnisse der lebenshungrigen Volksseele verstand, daß sie im Anknüpfen an die Volksahnungen der Mythologie, in der Sakramentspflege, in der Mystik und in der Krone all dieses »Ganzandern«, in dem Madonnendienst, der Muttergottesverehrung, stets ihr Leben zu erhalten und in diesen Notzeiten sogar frisch heranzupflegen wußte. Umgekehrt zeigt sich das Elend der evangelischen Kirche, die doch mit so wundervoller männlicher Freiheitskraft wie eine deutsche Erlösung ins Leben trat, in dem müden Abwelken ihrer allzusehr auf intellektuelle, verstandesmäßige Durchdringung des kirchlichen Lebens starr männlich eingestellten Art. Wo ist die innige lebendig bewegliche Verbindung mit dem Leben ihrer Glieder; wo ist das für eine echte Volkskirche notwendige Verständnis für das flutende soziale und wirtschaftliche Leben aller Schichten, wo das unwiderstehlich lockende Verständnis für das Sehnen und Drängen der Jugend, wo das »Ganzandre« in unsern Gottesdiensten, nach dem heute der Hunger des durch so furchtbare Leiden geprüften Volkes zu seiner Erquickung und Neubelebung ruft? Die noch so fein verästelte Verstandsarbeit ihrer Theologie und Philosophie, wie das angstvoll unbewegliche Festhalten an der Dogmatik vergangener Jahrhunderte, verschafft der alten evangelischen Kirche kein neues Leben mehr. Die weltliche Wissenschaft hat sich von dem kirchlichen Leben längst abgewendet; die sozialdemokratische Arbeiterschaft ist längst von ihm abgelockt und sah in der evangelischen alten Staatskirche einen noch schlimmeren Feind als im alten Fürsten- und Schichtenstaat. Zu verlieren hat sie hauptsächlich noch — und die Gefahr rückt in dicken Gewitterwolken heran — die aufgestörte, andres suchende Jugendbewegung, sodann alles Volk, über das die Gewohnheit der festen Sitte seine Gewalt verliert in diesen in allgemeiner Gärung und Unruhe schäumenden Zeiten, und die Frauen, wenn die Kirche sie in ihrer Bewegung und ihren neuen Verhältnissen nicht verstehen lernt. Läßt sich aber eine neue evangelische Volkskirche in allen Einrichtungen, Schichten und Lehren lebendig durchbluten von neuem warmem Leben und wirklich durchsäuern von dem »Ganzandern«, den unzeitlichen Kräften und der Ewigkeitswelt, dann wird sie gerade auch der Hort werden für das »beseelte Muttertum« der neuen Frau, die als echte »Gehilfin des Mannes, die um ihn sei«, mit ihm eindringen will in das Dickicht der verwirrten Zeit, um der altersstarren, erschöpften Welt nun »ganz andre« Lebenskräfte, »ganz andres« Wollen und Können zurückzuerobern für einen neuen jungen Frühling und Sommer der Kultur.

Der geheimnisvolle, wie es scheint, ewige Kampf der Geschlechter hat auch in dem »Ganzandern« seinen tiefsten Grund. Gerade die unser Frauenwesen durchdringende Mütterlichkeit in allen ihren Stadien ist und bleibt dem



klügsten Mann ein Geheimnis, sowohl in der Knospe der unberührten Jungfräulichkeit wie in der Blüte des Muttertums und in der Sicherheit der Alterserfahrung, ein tiefes, nur geahntes Geheimnis, vor dem er sich beugen, das er anstaunen und verehren, das er ersehnen und lieben kann wie nichts andres in der Welt. Den furchtbaren, auf der Gleichheit und zugleich Gegensätzlichkeit ihres inneren und äußeren Wesens beruhenden Kampf der Geschlechter um Vollwertung des Muttertums, das von der natürlichen Stufe des einfach instinktmäßigen Muttertums sich heben muß zu dem »beseelten Muttertum« einer gesunden harmonischen Kultur, wenn ein Volk nicht altwerdend verkalken soll, hat früh die ernste Frauenbewegung aufgenommen, so eigensinnig ihr auch die leidenschaftlichen Mannesinstinkte und das männliche Macht- und Herrschaftsstreben in Gesellschaft, Staat und Kirche lange widerstanden. Wohl wußte sie, daß damit für das leichtbewegliche Frauenwesen auch viele Entgleisungen der Selbstsucht drohten, die natürlich die hohen Aufgaben des in seiner inneren Natur selbstlosen Muttertums furchtbar gefährdeten, um so mehr, als die natürliche Selbstsucht der Frau auch von den Gegnern der Frauenbewegung als geschickteste Waffe benutzt wurde, um die hohen Ziele zu verwirren. Aber es mußte ja sein: excelsior!

Helene Lange, die größte Führerin der deutschen Frauenbewegung, hat einmal in feinem Verständnis für den scharfen Dualismus des Frauenlebens, den ewig unveränderlich bleibenden Wert der Mutteraufgabe und die flutende Veränderlichkeit des wirtschaftlichen Kulturlebens, gesagt, das Frauenleben sei in der modernen Zeit zweier Zeiten Schlachtgebiet. Ich wage die noch viel kühnere Behauptung: Immer ist das Frauenleben in ganz besonderem Maße zweier Welten Schlachtgebiet gewesen. Denn von jeher ringt im Frauenleben die große Aufgabe ganz selbstloser Liebe, der Mutterliebe, — »daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in den andern!« — aus der Ewigkeitswelt herstammend, mit dem natürlich eingestellten, von Selbstsucht diktierten Kampf ums Dasein, um äußerste Selbstbehauptung, dem Macht- und Gewinnkampf der Persönlichkeit aus der Welt der Zeitlichkeit und ihren Daseinsgesetzen. Das macht das Leben der Frau eigenartig schwer und eigenartig selig reich. An dieser einzigen Stelle, wo das »Ganzandre« der Ewigkeitswelt so natürlich und dicht hineinströmt in die natürliche Welt der vergänglichen Zeit, steht das höchste Glück des Frauenlebens, das Muttertum, und schon dies Glück des naiven irdischen Muttertums wird für keine gesunde Frau zu teuer bezahlt mit der Todesnot der Geburt. »Wenn sie aber das Kind zur Welt geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist,« sagt der Heiland von diesem Frauenglück. Wie hoch aber kann das höchste, fast übernatürliche Glück noch gesteigert und veredelt werden durch die Beseelung einer Kultur, die es aus den Zufälligkeiten des wechselnden unbewußten Daseins hochhebt zu dem festen, sittlichen Ziel bewußten Willens, der sich Ziel, Mittel, Widerstände und den ganzen Umfang der Aufgabe klar und unverrückbar vor die Seele stellt. Dieses »beseelte Muttertum« der wollenden Frau, dieses Muttertum des Geistes und Herzens, das sich nicht allein aus dem natürlichen körperlichen Zusammenhang entwickelt, sondern sich mit unwiderstehlicher Kraft verbreitet aus den Tiefen der weiblichen Natur über jedes Kind, alles Hilfsbedürftige, Schwache und Elende, über das eigne Volk und die Menschheit, das schließlich das körperliche Muttererlebnis gar nicht mehr nötig hat, sondern wie eine heilige, stets bereite Kraft aus der Seele aufflammt, die tiefsten Frauenkräfte hervorlockt und alles, auch allen Besitz und Reichtum des Geistes und der Seele, sofort unweigerlich in den Mutterdienst stellt, dieses »beseelte Muttertum« sah Pestalozzi prophetisch aufsteigen in der großen Not seines Volkes und seiner Zeit als einzige und sicherste Hoffnung; dieses »beseelte Muttertum« ist auch die unsterbliche Schwester der unsterblichen Religion, die von keiner Aufklärung und keiner Logik der Gegner vernichtet werden kann.

Gegner können ebensowenig das »beseelte Muttertum« vernichten, nur das Frauengeschlecht selbst kann, in Nachlässigkeit und Selbstsucht versunken, von dem furchtbaren Feind alles Lebens, der Selbstsucht, verführt, die Gabe der Ewigkeit preisgeben. Wenn die Mädchen und Frauen auf die Stimme Mammons lauschen und nur nach Befriedigung ihrer Begierden streben oder aus Angst vor der Not die Krone ihres Frauentums fahren lassen, dann freilich, dann steht das letzte Verderben unsers Volkes drohend vor der Tür. Sieht man heute das leidenschaftliche Abströmen der Mädchen und Frauen vom Dienst des Hauses und vom Dienst des Muttertums, sieht man sie Berufen zueilen, in denen sie nimmermehr mütterliche Kräfte entfalten können, nur verdienen und Mittel zu Ungebundenheit und Genuß erstreben, so ist ihnen, der Frauenbewegung und unserm Volk das edle Bewußtsein des Weibes: »Ich bin so frei geboren als der Mann« zum fluchwürdigsten Fallstrick geworden. Denn, wie schon Pestalozzi wußte, das »beseelte Muttertum« in Haus und Beruf, seine zielbewußte Veredelung des Volkslebens, ist das sicherste Mittel gegen den Untergang des Volkes und unsrer Kultur.



Rrrevolution

Ein satirisches Märchen von Karl Gustav Grabe

Es war ein seltsamer Tag. Man wußte nicht, was die Menschen bewegte; sie hatten so sonderbare Gesichter, eine so eigne Art sich zu grüßen oder nicht zu grüßen — kurz, ihr Gebaren war so eigentümlich, daß die alten ehrwürdigen Häuser der kleinen Stadt ganz bedenklich die Giebel schüttelten. Und das will etwas heißen, denn es waren bemooste Häupter darunter.

Eine rätselhafte Spannung lag über allen Dingen. Man wartete, man witterte. Selbst der Himmel, schwer vom Glanz unbarmherzig sengender Julisonne, hatte ein tückisch-lauerndes Gesicht, und seine Farben gaben bösartige Reflexe in den sonst so treuherzig dreinblickenden Glasaugen der ehrlichen, einfältigen Kleinstadthäuser. Es lag etwas in der Luft.

Das fühlten auch die Fenster, denn ihre Scheiben klirrten erregt. »Hoffentlich gibt es keine Scherben,« sagte ein altes Bogenfenster. »Ich mag Scherben nicht leiden, ich finde sie einfach unanständig!«

»Sie haben recht,« bestätigte seine Nachbarin, eine dicke würdige Butzenscheibe, »es liegt keine Moral darin, sich scherbenklirrend aus dem Ganzen zu lösen.«

»Ja, ja, diese modernen Ideen!« seufzte das Bogenfenster. »Jugend hat keine Tugend, und der Klirrteufel geht um unter den jungen Scheiben — sie sind ganz außer Rand und Band.«

»Man soll nie aus dem Rahmen fallen,« ließ sich ein altes Turmfenster pathetisch vernehmen, »man soll nie aus dem Rahmen fallen, sagte meine Urgroßmutter selig, ehe sie in jener Sturmnacht Anno 1549 am Schüttelfrost starb.«

Das Turmfenster war uralt und stand hoch in Ansehen, was bei Turmfenstern ganz begreiflich ist. Niemand wagte ihm zu widersprechen, obwohl es immer nur den einen Satz von der Urgroßmutter vorbrachte, und den sogar doppelt. Aber gerade darum und wegen seiner hohen Stellung und — nicht zu vergessen — wegen seines Weitblicks wurde es respektiert.

»Huhu, ich wittere Morgenluft!« krähte ein junges Fensterlein im Erdgeschoß und knirschte rebellisch in den Fugen.

»Plebs! So was hört man am besten gar nicht,« knurrte das Bogenfenster. »Man sollte der jungen Brut die Fugen besser verschmieren!«

Und dann schwiegen sie alle wieder. Es war, wie gesagt, ein seltsamer Tag. —

Auf dem Marktplatz wurde es plötzlich lebendig. »Rrrevolution, Rrevolution, Revolution!« zeterten die Spatzen und suchten schleunigst das Weite, denn nun — kamen die Menschen. In hellen Haufen strömten sie herbei und erfüllten die Luft mit solchem Getöse, daß die Fensterscheiben vor Nervosität förmlich zu zittern begannen. Aber darauf nahmen die Menschen gar keine Rücksicht. Sie hatten Wichtigeres im Kopfe. »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!« schrien sie ein um das andre Mal und »Hoch, hoch, hoch!« und »Nieder, nieder, nieder!«, und dazu zuckten sie mit den Gliedern im Takte, als ob sie den Veitstanz hätten. Es war ein Lärmen wie in einem Papageienkäfig, nur nicht so schön abgestimmt.

Ja, ein Taumel hatte die Menschen erfaßt. Sie waren nun alle gleich, oder glaubten wenigstens es zu sein, obwohl sie sich in Wahrheit ganz gegenteilig benahmen. —

Sogar die liebe Sonne hatte ihren Spaß an dem seltsamen Gebaren der Menschen. In fröhlichem Reigen tanzten ihre Strahlen über das holprige Kleinstadtpflaster, bildeten lustige Kringel, kletterten höher und höher, bis die Wände und Giebel der Häuser völlig in leuchtendes, flammendes Gold getaucht waren. Ein paar ganz ausgelassene Sonnenstrahlen hüpften sogar durch die ehrwürdigen Ratsfensterscheiben, kichernd, wispernd, neckend, als wollten sie sagen: Schöne Geschichten das, nicht wahr?! Aber sie erhielten keine Antwort. Die Scheiben waren von all dem Glanz so geblendet, daß sie die Augen geschlossen hatten, und außerdem schien die liebe Sonne wirklich arg heiß, und das macht bekanntlich träge.

Es war ohne Zweifel ein seltsamer Tag, so seltsam, daß man beinahe Lust zum Denken verspürt hätte. Aber das durfte man nicht, wegen der Gleichheit. Und das war gut so.

»Teufel!« krächzte die alte Dohle, schüttelte sich den Schlaf aus den Federn und äugte erstaunt auf den Marktplatz hinunter. »Teufel! Das ist ja eine richtige Revolution! Und einen Lärm machen diese Menschen, schlimmer als eine Horde Spatzen. Unverschämtheit, mich aus meiner Ruhe zu stören!« murrte sie verdrossen, musterte noch einmal Marktplatz und Menschen und flog mit verächtlichem »Blaak, Blaak!« zum nahen Walde. Dort ließ sie sich auf die Krone einer alten Föhre nieder und erging sich in tiefsinnigen Betrachtungen über die Menschen im allgemeinen und ihre Unzufriedenheit und Unbeständigkeit im besonderen. Dann wandte sie sich einem fetten Regenwurm zu, der, nicht Philosoph genug, um den Begriff Vorsicht genügend zu respektieren, sich vergnüglich durch den taufeuchten Waldesgrund schlängelte.

»Gute Lehren hoch in Ehren, doch indessen, unterdessen sei das Essen nicht vergessen!« schnarrte die Dohle vergnügt und schlang den leckeren Braten mit höchst unphilosophischer Gier hinunter. Aber gleich nach dem letzten Bissen blickte sie wieder sehr weise und verständig drein. Wenn doch die Menschen nur etwas von meiner



Lebensklugheit und Genügsamkeit hätten! dachte die Dohle und wiegte bedächtig den Kopf. Immer sind sie unzufrieden mit ihrem Los und wollen etwas andres, Höheres sein, als sie von Natur aus sind. Ich habe noch keinen einzigen kennengelernt, der stolz darauf war, ein Menschentier zu sein. Komisch, komisch! Als ob unsereins jemals mehr sein wollte als eine Dohle! Schrecklich, schrecklich, diese Unklarheit und Verwirrung der Anschauungen! Ich fürchte fast, jetzt haben sie Revolution gemacht und wissen gar nicht, was sie damit anfangen sollen.

Nun, und so war es denn auch.

Aufgeregt mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd, standen die Bürger in kleinen Gruppen beieinander und berieten, was man mit der neuen Freiheit anfangen solle. Doch man kam zu keinem Entschluß; und wäre der Metzgermeister Fettdarm nicht gewesen, so stünden sie gewiß noch heute da. Meister Fettdarm aber war ein Mann der Tat. Schnaufend und prustend — denn er war ein wohlbeleibter Herr — erklomm er das Reiterstandbild des Landesfürsten, das mitten auf dem Marktplatz stand, und hielt eine Rede. Eine Rede, so saftig, so kernig und markig, daß den guten Bürgern ein um das andre Mal die Kraftschauer über den Rücken liefen. Es war ganz herrlich anzuhören. Leider verstand man nur einige wenige, mit besonderer Kraft gesprochene Wort wie: Mark in den Knochen — Messer wetzen — Henkersbeil der Gerechtigkeit — Aber es war trotzdem sehr ergreifend. Und als der biedere Meister, dessen runder Kopf von der ungewohnten Anstrengung des Redens geschwollen war, so daß er aussah wie ein rotgestrichener Kürbis, seine Rede endlich mit den herrlichen Versen schloß: »Es lebe hoch die Manneskraft der X.enfelder Bürgerschaft!«, da erhob sich ein Toben und ein Geschrei, wie der stille Marktplatz es noch nicht gehört hatte. —

»Wir hätten von Rechts wegen ein Echo geben müssen; das ist Naturgesetz,« raunten die alten Häuser ganz erregt.

»Niemand soll gegen seine Überzeugung handeln,« entschied das Rathaus. »Mir ist es jedenfalls nicht gegeben, mich so schnell an neue Eindrücke zu gewöhnen, geschweige denn mit meinem Echo darauf zu reagieren. Und im Falle Fettdarm schon ganz und gar nicht. Denken Sie doch, meine Herren,« fuhr das Rathaus fort, »denken Sie doch, der Fettdarm, der Fettdarm und hält eine Rede! Ist das nicht einfach lächerlich? Darauf ein Echo geben? Lieber sterben! Man hat doch, gottlob!, seine Tradition! Ja, wenn es gälte, zum Geburtstage des Landesherrn das dreifach donnernde Hoch des Kriegervereins wiederzugeben, glauben Sie mir, meine Herren, ich wäre dabei mit Leib und Seele und der ganzen Kraft meines Echos, und sollte ich Stuck und Mörtel verlieren! — Aber heute? Der Fettdarm, denken Sie doch, der Fettdarm!«

Und alle stimmten ihm begeistert zu.

Nur das neue Eckhaus, in dem sich das Kaufhaus von Umsatz und Aufschlagsohn befand, schwieg verstockt, und es schien beinahe, als sei ein hämisches Lachen um seine Fassade gehuscht. Doch darauf legten die alten Häuser keinen sonderlichen Wert. Das Eckhaus war ihnen überhaupt zu modern und galt schon von jeher für einen Demokraten.

Den Menschen aber hatte der Metzgermeister mitsamt seiner Rede gewaltig imponiert; war sie doch eine schöne und willkommene Gelegenheit, dem Taumel einen neuen Rhythmus zu geben. Und darauf kam es heute an.

Bald aber wurden die Bürger der Begeisterung und des Schreiens müde. Sie wollten Taten sehen. »Auf zum Rathaus!« riefen sie. »Wir wollen einen neuen Bürgermeister wählen!« Damit war das Signal zum allgemeinen Sturm gegeben. Drängend, schiebend und stoßend quirlte die Menge durcheinander.

Da geschah etwas ganz Merkwürdiges. Der Assessor Strebehoch hatte als einer der ersten den Platz vor dem Rathause erreicht. In neckischen Bocksprüngen über die Schultern seiner Vordermänner turnend — er hatte Übung darin —, war er bis an die Balustrade des Rathauses gelangt und schwang sich zum grenzenlosen Erstaunen der Zuschauer langsam schwebend auf die Galerie, von der in friedlicheren Zeiten der Herr Bürgermeister seine zündenden Reden an die brave Bürgerschaft zu halten pflegte. Er schwebte, wahrhaftig, er schwebte. Und jetzt sahen es alle. Sein Kopf, angefüllt mit hohen Menschheitsidealen und glühender Begeisterung für alles Edle und Erhabene, war geschwollen, angeschwollen wie ein Ballon. Er schwebte. Alles an ihm war Kopf. Eigentlich auch nicht ungewöhnlich an einem akademisch geschulten Menschen, aber jedenfalls — die Bürger staunten. Und als er nun sein ungeheures Mundwerk öffnete, um eine wohlgesetzte Rede zu halten, fand die Begeisterung einfach keine Grenzen mehr. »Vivat!« schrien die Bürger. »Hoch, hoch und dreimal hoch!«

Und nun geschah etwas noch viel Merkwürdigeres. Langsam, ganz langsam, als ob er die Menge segnen wolle, breitete der Herr Assessor die Arme aus, und dann hob er sich, hob sich und schwebte frei in der Luft. »Hoch!« riefen die Bürger ein um das andre Mal. »Vivat, Strebehoch, vivat, Strebehoch!« schwirrte es aufgeregt durcheinander. »Strebe höher, Strebehoch!« schrie ein Witzbold — und siehe da, der Herr Assessor gehorchte. Langsam und feierlich stieg er empor in die blaue Sommerluft, und sein Kopf glühte wie eine Leuchtkugel. Immer

kleiner wurde seine Gestalt, bis sie endlich ganz den Blicken der Zuschauer entschwand. —

Entsetzen hatte die Bürger gepackt. Bleich und verstört sahen sie einander in die Augen. Lange. Unbeweglich. Der Schrecken hatte sie gelähmt. »So geht es den Feuerköpfen!« brach ein alter, ergrauter Mann das Schweigen. Es war der Kommandeur der freiwilligen Feuerwehr. Dann schritt er, wie von einer plötzlichen Eingebung gepackt, schnell von dannen. Einige beherzte Männer schlossen sich ihm an.

Nun erwachten auch die Bürger aus ihrer Erstarrung. »Da seht ihr, wohin die Verstiegenheit führt!« spotteten einige alte, gesetzte Handwerksmeister. »Hitzköpfe seid ihr, Hitzköpfe! Habt ihr gesehen, wie schön frei er schwebte? Habt ihr ihm helfen können mit eurer Brüderlichkeit? Das kommt davon, wenn man zu hoch hinaus will! Oder möchtet ihr auch so steigen?«

Und nun begann ein heftiger Streit der Meinungen. Nicht lange währte es, so war der Platz vor dem Rathaus ein einziges gewaltiges Schlachtfeld. Mit Fäusten und Stöcken, kurz mit allem, was irgend greifbar war, prügelten die erbosten Bürger aufeinander los, daß die Fetzen nur so flogen. »Um Gottes willen,« sagte ein Bogenfenster, »da bleibt ja kein einziger ganz, wenn das so weiter geht!«

Doch die Rettung nahte. Mit lautem Geklingel raste plötzlich die Feuerwehr heran. Kaltblütig und bedächtig erteilte Herr Wasserkopf, der Kommandeur, seine Befehle.

Krrrrrrschschsch!!! machte die Wasserspritze und sandte einen vollen Strahl mitten hinein in den dicksten Volkshaufen. Hei, wie das Wasser auf den heißen Köpfen verzischte! Welch ein Ächzen und Stöhnen, Gequieke, Gegrunz und Geschrei! Wie begossene Pudel standen die stolzen Streiter da. Krrrschschsch!, und eine neue Sendung prasselte auf ihre Köpfe. Das war ein Feind, dem man nicht gewachsen war. Prustend, triefend und schimpfend räumten die so jäh Überraschten langsam das Feld. Immer neue Fluten sandte die Wasserspritze, immer mehr lockerten sich die Schlachtreihen, bis endlich auch die Kühnsten, von der trocknenden Wärme des heimischen Herdes magnetisch angezogen, die Flucht ergriffen.

Einsam und verlassen lag der Marktplatz da, und nur die Wasserpfützen gaben noch ein beredtes Zeugnis von den glorreichen Ereignissen.

Langsam senkte sich die Nacht herab und tauchte die Häuser der kleinen Stadt in geheimnisvolles Dunkel. Der Vollmond steckte sein rundes gutmütiges Gesicht durch die weißen Nachtwolken und musterte den Marktplatz mit besorgten Blicken. »Gott sei Dank, es ist drunten alles beim alten geblieben,« sagte er befriedigt. Dann wanderte er würdevoll und bedächtig seine Straße weiter und zündete die Sterne an, einen nach dem andern.

»Der Alte hält wieder Glühwürmchenparade ab,« sagte das Bogenfenster und lachte vergnügt, denn es mochte den Mond gern leiden.

»Guter Mond, du gehst so stille —« sang ein kleines Fensterfräulein mit wehmütiger Stimme. Es war nämlich sehr musikalisch und etwas überspannt, was sich bekanntlich gut verträgt.

»Sackerment, sackerment! Wie leicht man sich doch im Leben beeinflussen läßt!« krähte der Turmhahn. Es fiel ihm plötzlich schwer auf die Seele, daß er sich heute unter dem Druck der Ereignisse einige Male links herum gedreht hatte. Und das war gegen die gute Sitte. »Strafe muß sein!« rief er, und zum größten Erstaunen der Turmspitze flog er auf das Dach hinunter und übte gravitätisch »langsamen Schritt«. »Es geht nichts über Disziplin und ein bißchen gesunde Bewegung!« krähte er vergnügt, und dann stolzierte er weiter: eins — zwei, eins — zwei, daß die Dachziegel nur so klappten. Da trat der Mond aus den Wolken, und husch! war er wieder auf seinem Platz.

»Dieser verdammte Militarismus!« knirschte ein brandroter Dachziegel. »Haben Sie gesehen, wie der Hahn sich spreizte, Frau Gevatterin?« wandte er sich an die Dachrinne. »Eins — zwei, eins — zwei! — wie ein Verrückter!«

»Ich mag Militär zu gerne!« schwärmte die Dachrinne. »Man wollte ursprünglich eine Handgranate aus mir machen, aber es ist dann leider anders gekommen. Mir fehlten die Beziehungen. Aber eine Sehnsucht habe ich manchmal, eine Sehnsucht! Ich könnte immer weinen, wenn ich Militärmusik höre. Helle Freudentränen könnte ich vergießen!« wiederholte sie, und ihre Stimme brach vor Rührung.

»Pfui Teufel, jetzt wird die alte Schachtel auch noch sentimental!« brummte der Dachziegel wütend. Du, und Handgranate! dachte er und drehte ihr verächtlich den Rücken.

»Was haben denn die Menschen eigentlich mit ihrer Revolution erreicht?« fragte ein neugieriges Fensterlein.

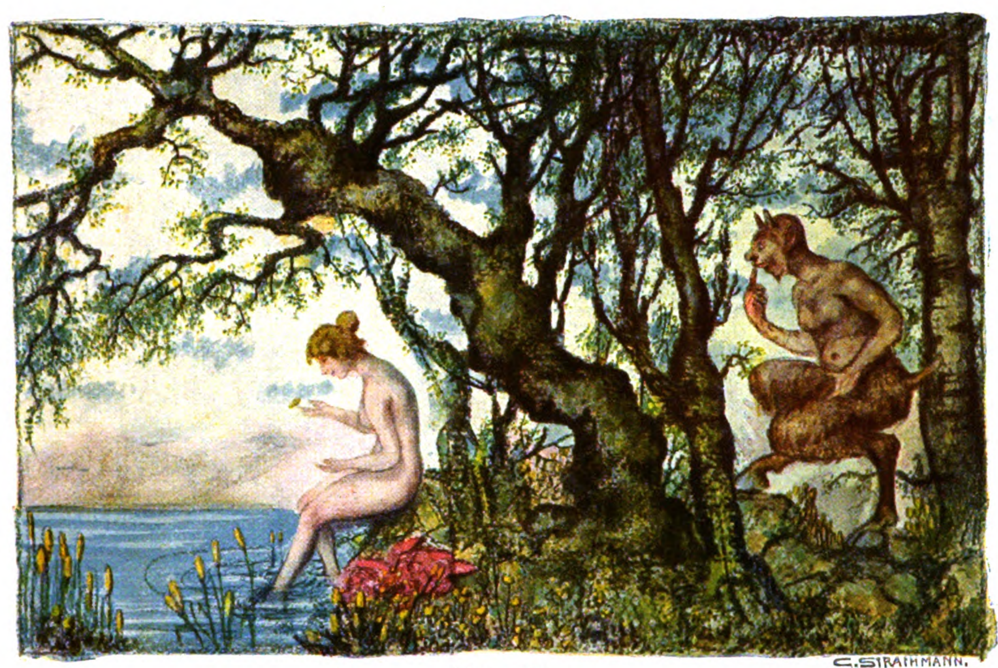
»Nichts Besonderes, liebes Kind, nichts Besonderes,« gab das alte Bogenfenster zurück. »Naß sind sie geworden, herrlich naß, und vom Regen gewissermaßen in die — wie sagt man doch?«

»Traufe gekommen,« ergänzte die Dachtraufe eilig, denn das war das einzige, was sie wußte.

»Richtig, meine Liebe! Vom Regen in die Traufe gekommen. Aber sonst ist alles beim alten geblieben, und Gott dem Herrn sei Dank, daß er es so gefügt hat!«

»Amen!« murmelten die Nachbarhäuser tief ergriffen. Und dann schliefen sie alle ein.





Belauscht

Neue Werke von Carl Strathmann

Von Walter Rothes

Nicht zum erstenmal wird hier die Kunst Carl Strathmanns gewürdigt (vgl. den 62. Jahrgang, Heft 739). Aber Strathmann ist nicht nur einer der fleißigsten Künstler, ein Meister von einem nie erlahmenden Arbeitstrieb, auch seine Phantasie ruht und rastet nicht und gebiert stets Neues. Und mit seinen neuen Künstlerträumen, die seiner Phantasie entwuchsen, wechseln auch die Methoden, sie auf die Leinwand zu bannen. Strathmann ist kein »Einspänner«, in seinen immer wieder frisch sprudelnden künstlerischen Ideen ebensowenig wie in seiner Technik. Darum ist es auch eine besondere Lust, sich mit den immer wieder neuen Erzeugnissen seines farbentrunkenen Pinsels zu befassen. Betreten wir dieses Meisters Werkstätte, so erkennen wir sofort, daß er sich jetzt mit ganzer Seele in die Geheimnisse und Wonnen der Natur versenkt. In Klingsors Zaubergarten, so wie ihn uns Richard Wagner in seinem »Parsifal« malt, scheint Strathmanns Atelier verwandelt. In Wäldern, auf Feldern, auf Wiesen und Weihen lachen uns Blätter und Blüten an, Früchte und Blumen, sie leuchten auch auf gedeckten Tischen, bunt aus farbigen Vasen, aber nicht der Natur sklavisch nachgebildet, nein, in des Künstlers Phantasie haben sie Auferstehung gefeiert. Und mit den Blumenmädchen im »Parsifal« jubelt uns dieser gemalte Blumenzauber zu: »Des Gartens Zier und duftende Geister im Lenz pflückt uns der Meister. Wir wachsen hier in Sommer und Sonne für dich blühend in Wonne. Nun sei uns freund und hold, nicht karge den Blumen den Sold. Kannst du uns nicht lieben und minnen, wir welken und sterben dahinnen!«

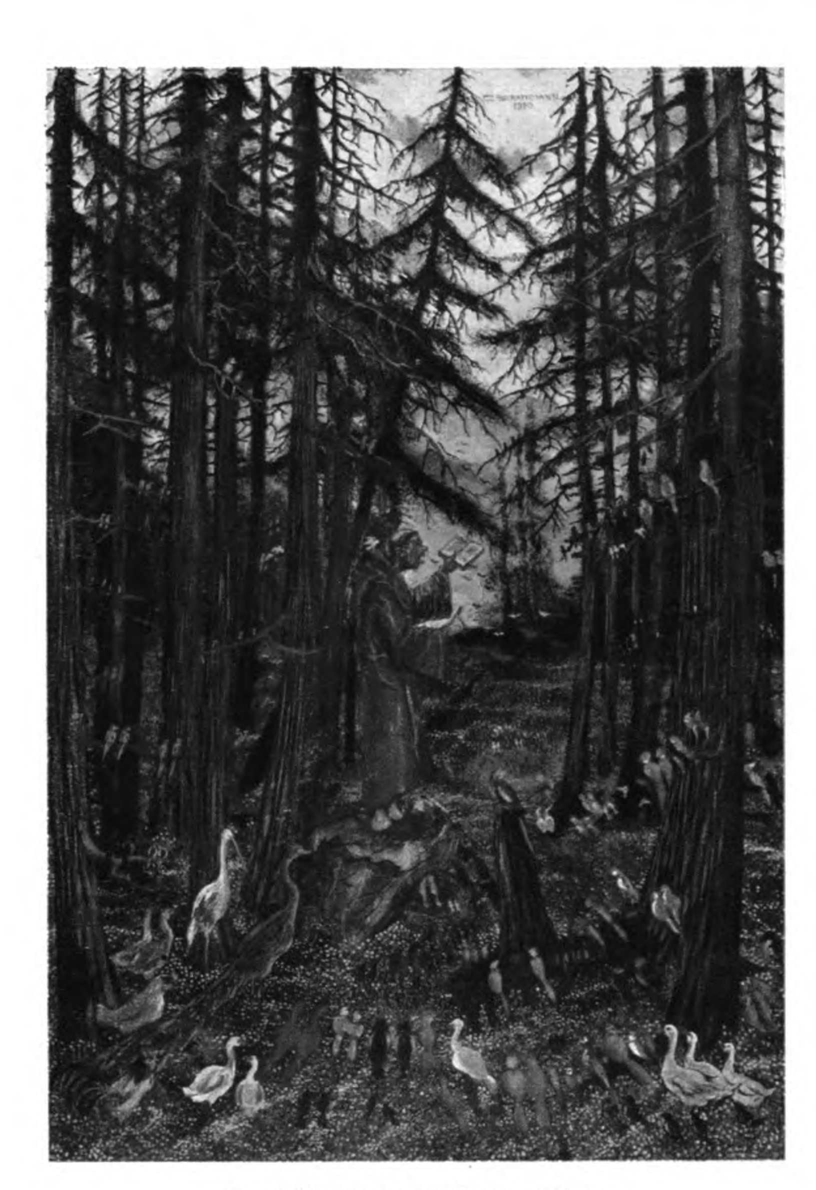
Tropische Vegetation! Üppigste Blumenpracht! Die großen gestreiften Tulpen stehen starr aufgerichtet auf ihren Stengeln, sehen herausfordernd auf die glühenden Rosen und sagen: »Wir sind jetzt genau so schön wie ihr!« Die Rosen aber sprengen wie Granaten auf und zeigen ihre blutend roten Herzen. Roter als Rubinen leuchten die Rosen, und ihre Blätter scheinen aus getriebenem Golde. Weißer als helle Perlen strahlen die Lilien, und ihre Stiele scheinen aus glänzendem Silber. Selbst die bleichen gelben Zitronen scheinen reichere Farben aus südlichem Sonnenlicht gesogen zu haben. Und die Magnolien öffnen ihre großen kugelrunden Blüten gefalteten Elfenbeins, als ob sie die Luft mit schwerem süßem Duft erfüllen wollten. Gleich goldstrotzenden Monstranzen und juwelenbeladenen Reliquiarien bilden die prachtvollen, in Ton, Gestalt und schmückendem Relief stets wechselnden Vasen das prunkende Gefäß, aus dem diese Zauberflora erblüht. Daneben sprühen Früchte: Trauben, Pfirsiche, Zitronen, Äpfel, Birnen auf bronzenen Schalen und farbenkräftigen Tischplatten ein buntes Feuerwerk aus. Hier und da leuchtet selbst simples Gemüse saftig mit. Und die sanften, elegischen



Weiher mit Schwänen

Töne von Kannen, Gläsern, Laternen sind die Klarinetten und Flöten im Farbenkonzert.

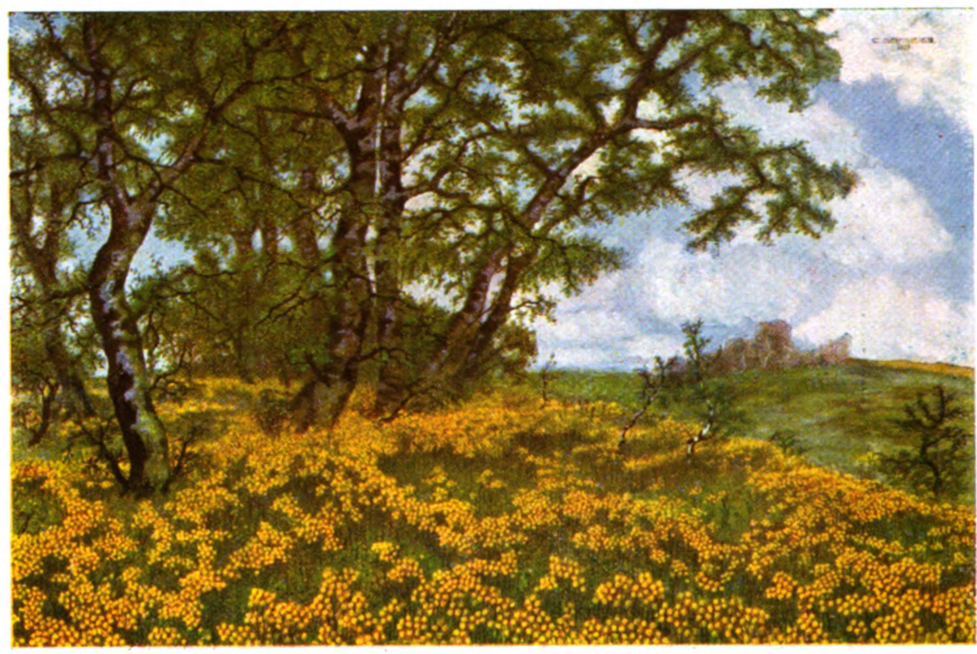
Aber wie vermöchten Worte solcher einzigartiger Augenweide Ausdruck zu verleihen? Das verwöhnteste, feinsichtigste Auge gerät in Entzücken, wenn es erkennt, wie hier seltenste und gewagteste Harmonien, einzigartig und überraschend beglückend — Kolorit und Ton von Blumen, Früchten, Tischplatte, Vasen, Hintergrund wunderbar bindend —, zu einheitlicher Wirkung zusammengefaßt sind, bald in schwellendem Akkord und lautem Farbenjubel, bald in weichstem Adagio von bescheidenster Blässe und rührendster Zartheit, aber immer — und das in hundert Variationen — ein Einziges, ein Ganzes, ein bildgewordener Künstler-



Der heilige Franz predigt den Vögeln

traum! Strathmann läßt oft in allen möglichen Spielarten auf seinem Kaleidoskop schier hundert Farben schillern. Nicht nur aus köstlichen Vasen, nein auch auf prangenden Wiesen leuchten seine farbenglühenden Wunderblumen. So sind alle Leuchtwerte der Farben zur höchsten Kraft ihrer sinnlichen Wahrnehmbarkeit hier gesteigert, auch verliert sich das reizvolle Spiel linearer Ornamentik in schier unerschöpflichen planimetrischen Phantasien. Ein morgenländischer farbensprühender Märchentraum scheint all unser Sehen und Sinnen zu umfangen. Da klingt es uns entgegen wie Sirenengesang aus Feengrotten, wie Silberglocken aus einem Märchendom.

Man kann vielleicht feststellen, daß Strath-



Blumenwiese

manns malerischer Vortrag neuerdings — wenigstens in vielen seiner Kompositionen — freier, breiter, großzügiger, »schmissiger« geworden ist, daß der Meister im Zusammenhang mit solcher technischer Vereinfachung die Menge der Farben, die Reichhaltigkeit der Palette gern herabstimmt, aber das Kolorit, die hohe Leuchtkraft bleibt nach wie vor die Eigenart Strathmannscher Kunst. Wir bringen hier im »Weiher«, in der »Blumenwiese«, im »Herbst« drei Proben von solcher Leuchtkraft durchglühter, aber zugleich vereinfachter Farbengebung. Da



Herbst

herrschen nur wenige Töne. Aber diese wenigen Töne gestalten jedesmal das Landschaftsbild zu einem Erlebnis. Noch richtiger: sie künden ein Naturerlebnis des Malers, das in diesen Bildern vollwertige Ausdrucksform gefunden hat. Und eins wird uns vor diesen drei Landschaftsphantasien sofort klar: daß Goldgelb, Gold, *gleißendes Gold* auf diesen Gemälden der beherrschende Ton ist. Kaum wird es unter den Hunderten von Strathmannschen Bildern eins geben, auf dem nicht solcher Goldton eine wichtige Rolle spielt, auf dem er ganz fehlt; unsre drei Bilder hier aber zeigen, wie Strathmanns koloristisches Empfinden auf Gold gegründet ist. Das Grün auf Rasen und Bäumen, das Silber des Teiches erscheint nur wie Folie zu dem goldstrahlenden Abendhimmel auf dem »Weiherbild«. Auf der »Blumenwiese« triumphiert das Goldgelb der Butterblumen entschieden über das Grau der Baumstämme und das Grün ihres Laubes, über das Weiß und Blau am Frühlingshimmel, und gar auf dem Herbstbild ist



Stilisierte Blumen



das wie wogende Wellen aufgleißende Gold auf Bäumen und Boden die alles übertönende Dominante in der Symphonie, in welcher Braun und Blau und etwas Rot daneben nur bescheiden mitspielen. Ist Böcklin durch sein Blau berühmt, so Strathmann durch sein Gold.

Und das ist nur natürlich. Goldgelb ist die hellste Farbe, die Farbe des Sonnenlichts. Je heller der Tag, desto mehr Gold liegt in der Luft. Goethe sagt in seiner Farbenlehre: »Das höchst energische Licht, wie das der Sonne, des Phosphors, in Lebensluft verbrennend, ist glänzend und farblos. Dieses Licht aber, durch ein auch nur wenig trübes Mittel gesehen, erscheint uns gelb. Ein so gemäßigtes und getrübtes Licht wirft auch auf die Gegenstände einen gelben, gelbroten oder purpurnen Schein.« So ist es auch bei Strathmann. Sein Gelb gibt seinen Bildern nicht nur das koloristische, sondern auch das seelische Gepräge. Das Gelb verbindet sich für uns mit dem Begriff des Lichtes und der Sonne und — was daraus gewissermaßen logisch folgt — mit dem Begriff der Pracht, der Festlichkeit, der Erhabenheit. Schon in alten Zeiten war das so. Wieviel gelbe, goldene Symbole prangten an den alten Tempeln Ägyptens und Persiens! Gelb war die Kleidung der Sonnenanbeter. Gelb war und ist jetzt noch die Farbe Buddhas und seiner Priester. Gelb war in China die Farbe des Kaisers, während es als Kleidungsfarbe für das gemeine Volk verboten war. Im christlichen Kult ist die Symbolik nicht anders. Goldgelb glänzen die Meßgewänder der zelebrierenden Priester in den katholischen Kirchen an den höchsten Festen des Kirchenjahres. Gelb war schon die Farbe Balburs, des Sonnen- und zugleich Frühlingsgottes der alten Germanen. Die Farbe des Frühlings ist Gelb für uns auch heute noch. Beinahe alle Erstlinge des Frühlings sind gelb, sowohl die kleinen Wiesenblumen wie die frischen Knospen des ersten Grüns. Das ist dann ein helles, leuchtendes Gelb, bei dem wir die Empfindung von Licht und Wärme haben. Und welche Rolle spielte der Goldton schon in der Kunst! Man denke an die Mosaikkunst der byzantinischen Zeit, an alle ihre vergoldeten Kuppeln, an San Marco in Venedig, an die Basiliken von Ravenna und deren betäubenden Goldglanz im Inneren. Ich nenne von neueren Spielarten der Kunst Barock, Rokoko, Empire. Wie wären diese Stile denkbar ohne die Fermente und Fermaten in leuchtendem Gold?!



Fruchtstilleben

Vor allem der neueste Strathmann ist ohne Gelb und Gold in irgendwelcher Spielart — vollkommen, stark oder diskret herrschend — gar nicht denkbar. Freilich steht er mit dem

triumphierenden Gelb im Kolorit nicht allein da: auch Segantini, Slevogt, Fritz Erler verraten in ihrer Farbengebung sehr starkes Gelbempfinden. In dem Ausmaß aber, wie Gelb und Gold jetzt Strathmanns Kunst beherrschen, wird man es nur bei einem Vorgänger des Meisters aus jüngster Zeit finden, bei dem frühzeitig nach Frankreich verschlagenen Holländer Vincent van Gogh (1853—1890). Er braucht das Gelb nicht nur als farbiges Motiv, sondern auch im optischen Sinne, um eine andre Farbe, z. B. einen hellblauen Himmel, leuchtender zu gestalten, indem er zwischen das Blau singt die ganze Eichendorffsche Naturpoesie. Sein Herbstlied tönt in uns:

Der Wald wird falb, die Blätter fallen,
Wie öd und still der Raum!
Die Bächlein nur gehn durch die Buchenhallen
Lind rauschend wie im Traum.

Oder:

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Wie alles auf Strathmanns Bildern webt



Gemüsestilleben

gelbe Striche setzt. Er benutzte hierbei die Technik der Pointillisten, wie Signac, Croß, eine Technik, die übrigens, angeregt durch den Physiker N. Rood, zuerst in England entstanden war.

Was jedoch Strathmanns Natur von der des französisch gewordenen Holländers unterscheidet, ist hauptsächlich, daß sich die seine nicht im Farbenproblematischen, im sinnlichen Ausdruck des Kolorits erschöpft. In den Landschaften des deutschen Meisters klingen deutsche Lieder wider. In dem Herbstbild vorab welches überwältigende Glockengeläute von mattgelben und rotgoldenen Tönen! Aber dennoch, weit über das äußerliche koloristische Erlebnis geht uns in diesem Bilde das von dem Meister in gleißendes Gold umgesetzte innerliche! Da klingt und und strebt, ja prangt und prunkt, so ist auch Strathmanns Natur nicht tot, sie lebt, und alles lebt in ihr. Man sehe nur, wie in der gemalten Naturphantasie »Belauscht« der knorrige Baumstamm sich über das blaue Wasser hin reckt und streckt. Und welches begleitende Leben, welches wogende Gewirr in den Ästen und Zweigen! Da erscheint es nur natürlich, daß in dieser lebendigen Natur phantastische Lebewesen ihr drolliges Spiel treiben: ein Faun belauscht eine badende Nymphe. Das erinnert an Stuck, mehr noch an Böcklin. Selbst das Böcklinsche Blau ist da. Und doch ist das Bild kein Böcklin, kein Stuck, kein Schwind, sondern eben ein Strathmann. Dieses Faunsgesicht, auf dem Genußsucht, Spannung und Scheu mit-

einander streiten, diese vielsagende Bewegung mit dem Finger an die Lippe, all das hätte kein andrer fertiggebracht. Und nicht das »Böcklinsche« Blau, so reichlich es angebracht ist, beherrscht die Situation, nein, das Strathmannsche Gelb, das hier scheinbar so diskret verwandt ist, das aber doch so keck von den Blumenkelchen spritzt, am Wasserrand und auf dem Rasen, das vergnügt über die Baumstämme huscht und fidel auf dem Weiß der Wolken lacht, das im Haar der Nymphe golden leuchtet, die sinnend über die gelbe Blume in ihrer rechten Hand sich beugt.

Wie die Natur auf dem Bilde »Belauscht« mit mythologischem Leben gefüllt ist, so auf einem andern, das wir bringen, mit religiösem. Wie oft hat die Legende, wie der heilige Franziskus von Assisi den Vögeln predigt, dazu dienen müssen, Liebe zur Natur und zur Tierwelt künstlerisch zu verklären, in der Poesie und in der Musik, wohl am häufigsten aber in der Malerei. Giotto tat es wohl zuerst, um 1300 n. Chr. in der Oberkirche von San Francesco zu Assisi, und Strathmann, der das Thema wiederholt behandelte, wird damit nicht der letzte sein. Also ein religiöses Bild, ein ernstes Figurenbild von Strathmann? Aber ein Figurenbild wäre kein »authentischer«, kein richtiger Strathmann, wenn nicht irgendwo der Schalk herausguckte. Man sehe doch nur den Gesichtsausdruck des Heiligen auf unserm Bilde an, und wie er doziert mit Hand und Buch. Der heilige Franz nannte sich selbst mit Vorliebe nicht nur den giucatore di Dio, den Spielmann Gottes, sondern auch den pazzo in Christo, den Narren des Herrn. In dieser grandiosen Natur steckte etwas von einem »Komiker«. Und wem diese Charakteristik zu profan dünkt, der wird zugeben, daß der »Seraph von Assisi« oft und gern von einer wahrhaft göttlichen Heiterkeit war. Wer weiß, ob Franz auch noch in unsern Tagen so volkstümlich wäre, wenn ihn nicht neben seiner glühenden Liebe zu Gott und zur Natur gerade dieser Zug ausgezeichnet hätte. Ein Künstler wie Strathmann mußte an ihn anknüpfen. Seine künstlerischen Verherrlichungen der Vogelpredigt des heiligen Franz sind darum keine Travestien, vielleicht Humoresken, auf jeden Fall gemalte lyrische Poesien mit heiterem Einschlag. Im übrigen klingen die »Laudes Creaturarum«, wie sie Franziskus in seinem Sonnenhymnus sang, als er zu San Damiano des Todes Schatten über sich verspürte, in dem von uns hier gebrachten Bilde Strathmanns mächtig an. Trotz der Betonung des »pazzo in Christo« — vielleicht gerade deswegen — tönt es aus dem Gemälde vernehmlich: »Gepriesen seist du, o Herr, mit allen deinen Geschöpfen!« Eine wahre ornithologische Musterkarte — so sprühen die schier zahllosen Vögel auf der mit Myriaden gelber Blümlein gesprengten Waldwiese, auf Baumzweigen, -ästlein und -stümpfen schier unzählige Farben aus und lauschen des Heiligen Worten und recken die Hälse und Schnäbel. Gleich Riesenaltarkerzen streben die aufschießenden Nadelholzbäume gen Himmel. Das Licht dieser Kerzen aber haben die Wolken am Horizont aufgefangen. Geibels Strophe aus seiner »Frühlingsoffenbarung« kommt uns in den Sinn:

Wie Weihrauchswolken steigt der Blumen Düften.
Gleich goldnen Kerzen flammt das Licht der Sonnen.
Als Jubelhymnen fluten in den Lüften
Die Stimmen all von Vöglein, Laub und Bronnen.

Wenn irgendein Bild, so kündet es laut unsre »Vogelpredigt«, daß in Strathmanns Kunst außer dem Meister sprühenden Kolorits der Dichter und Denker lebt, und daß wir, so lange wie seine Hand den Pinsel führen wird, stets wieder Neues von ihm zu gewärtigen haben werden.

Erwachte Welt

Im Kirschbaum summen tiefe Glocken,
Von süßer Emsigkeit erfüllt:
Weißhäuptig steht ein frommer Beter,
In Liederschleiern zärtlich eingehüllt.

Mein Herz ist gleich der Blütenkrone,
Will Lust versprühen ohne Ruh,
Hängt froh am göttlichen Pokale,
Und wie berauscht trinkt ihm der Frühling zu.

Selbst in des Domes Felsenquadern
Bebt leidenschafterfüllter Drang,
Der reißt sich los und drängt in Wolken
Der Lerche nach im Orgelklang.

Gott ist heut wieder Lenz geworden
Und siegt im Licht und sprengt den Stein.
Wach auf!
In seinem Angesicht sollst du auch sein!

Max Bittrich



W. Bohnefeldt: Die Großmutter

Die Gründe der Elster

Eine Geschichte, angeblich aus der Tierwelt

Von Heinrich Westerkamp

Eine alte erfahrene Elster behauptete, daß man sich auf dünnen Baumzweigen besser zu halten vermöge als auf dicken, und daß man darum sein Augenmerk darauf richten müsse, ob ein Baum auch genügend dünne Zweige habe, ehe man sich in ihm niederlasse, um Nachtruhe zu halten oder gar ein Nest in ihm zu bauen. Es gab aber in der Umgegend manche kluge und vornehme Elstern, die in bestem Ansehen standen und diese Meinung nicht teilten. Sie sagten, daß man sich auf einem dicken Zweige genau so gut zu halten vermöge wie auf einem dünnen, ja sogar noch besser, weil er niemals schwanke, und sie fragten, wie die alte erfahrene Elster beweisen wolle, daß man sich auf dünnen Zweigen besser befinde.

Die alte Elster, die im Rufe großer Klugheit stand und auf deren Antwort man allgemein gespannt war, sagte nun folgendes: »Es tut mir sehr leid, daß ihr es noch nicht bemerkt habt, aber ihr müßt nur einmal genau achtgeben, dann werdet ihr sehen, daß ein dicker Zweig viel feuchter ist als ein dünner, denn das Wasser kann von einem dünnen viel rascher ablaufen, worin jeder logisch Denkende mir zustimmen wird. Weil aber ein dicker Zweig immerfort feuchter ist als ein dünner, darum ist er immer viel glitschiger, und darum kann man sich viel schlechter auf ihm halten.«

Die kluge Elster hatte einen Elsternmann, der beinahe so klug war wie sie selber und den sie daher in ihre intimen Geheimnisse eingeweiht hatte, wofür er seiner Elsternfrau so dankbar war, daß er sie nicht verriet, sondern mit geschlossenen Augen neben ihr saß und ihren Scharfsinn bewunderte. Dieser Elsternmann wußte, daß die alte Elster mit einer steifen Hinterzehe zur Welt gekommen war, was sie aber ihr Leben lang verheimlicht hatte; nur dem Elsternmann, der beinah so klug war wie sie, hatte sie von dieser steifen Hinterzehe erzählt, und daß es aus diesem Grunde angenehmer für sie sei, in Bäumen zu sitzen, die dünne, aber starke Zweige hatten. Den andern Elstern hatte sie nur gesagt, daß sie lieber in Bäumen mit dünnen Zweigen sitze. Aber alle wollten wissen weshalb, und so mußte die kluge Elster ihnen immer Gründe angeben, von denen keiner zutraf. Und die andern Elstern gaben sich rechte Mühe, die Gründe der alten Elster zu entkräften, und saßen oft stundenlang in nachdenkliche Gespräche über diesen Gegenstand vertieft. Gelang es ihnen dann endlich, den einen Grund zu widerlegen, so hatte die kluge Elster längst wieder einen neuen zur Hand. »Ich finde es so unschicklich, um nicht zu sagen, dumm, daß die Elstern nicht einfach die Gründe, die ich angebe, respektieren. So muß ich fortwährend neue Gründe suchen, und sie müssen sie entkräften, und den wahren Grund sagt man ja doch nie«, meinte die alte Elster zu ihrem Manne, der ihr in vornehmer Weise recht gab.

Nachdem die Elstern jahraus jahrein über die Vorteile der dicken und der dünnen Zweige diskutiert hatten, kamen sie überein, eine Kommission zu wählen, die die Sache von Grund aus genau untersuchen sollte. Während sie zusammentrat, starb die alte Elster. Sie hatte aber nicht nur Widersacher, sondern auch eine große Zahl von Anhängern, und diese unternahmen es nun, die Vorteile der dünnen Zweige gegen die dicken zu verteidigen. Sie wählten aus ihrer Mitte eine Reihe von geschäftsgewandten Elstern, die sehr viel über die Unterschiede zwischen dicken und dünnen Zweigen gelesen hatten und daher als Sachverständige in die Kommission eintraten.

So war die Kommission denn genau so zusammengesetzt, wie arbeitsfreudige Kommissionen es sein müssen, da sie die Gegenstände nach allen Seiten zu beleuchten haben und das Für und Wider in ihnen zur Sprache gebracht werden muß, weswegen sie denn auch zumeist vergeblich tagen. Es gab so viele Gründe, als es Gegengründe gab, sobald die Kommission nur ehrlich zusammengesetzt war und nicht mit vorgefaßter Meinung an die Zweiggeschichte herantrat. Das taten die objektiven klugen Elstern nicht, sie brachten Grund und Gegengrund abwechselnd vor und freuten sich an der Fülle des Materials und an der Strenge, mit der die Sache behandelt wurde.

Der Ehemann der alten verstorbenen Elster saß mit geschlossenen Augen, hörte sich Grund und Gegengrund an und dachte, daß aus einer angeborenen steifen Zehe viel mehr erwachsen könne, als manche ahnten. Er spielte in den Verhandlungen eine ausschlaggebende Rolle, wurde von vielen Seiten um sein Urteil angegangen und redete wichtig, wie es sich für den Mann einer Elsternfrau gehört, die neue Probleme aufgerollt hatte, Probleme, an die bisher noch keine Elster gedacht hatte. Immer hatte man geglaubt, es sei gleichgültig, ob man auf einem dicken oder einem dünnen Zweige sitze, und nun sah man, daß dies keineswegs der Fall war. Sondern die Sache bot einmal Vorteile, das andremal Nachteile, und man mußte sich als kluge Elster orientieren und einen Entscheid fällen, der in den meisten Fällen wahrlich nicht einfach war und ein starkes Studium erforderte.

Die Anhänger der verstorbenen alten Elster behaupteten im Verlaufe der Verhandlungen, daß es fortschrittlicher sei, auf dünnen Zweigen



zu sitzen als auf dicken, und forderten, daß die jungen Elstern belehrt werden sollten, auf dünnen Zweigen sich niederzulassen und die dicken zu meiden. Nachdem man auch hierüber noch einige Tage beraten hatte, kam man zu der Erkenntnis, daß man in dieser Sache nicht zuständig sei, da diese Frage offenbar in das Gebiet der Politik hinübergriff. Und dann ließ das Interesse der Allgemeinheit an den Verhandlungen wesentlich nach. In führenden Kreisen war man der Ansicht, daß eine neue, politisch vorgebildete Elsternversammlung einberufen werden müsse. Und die Aufmerksamkeit wendete sich gar bald der Zusammensetzung der neuen Kommission zu, und man nannte Elsternminister und wissenschaftliche Autoritäten von allererstem Range.

Der Elsternmann hatte die alte kluge Elster sehr betrauert. Jetzt aber fragte er sich doch, ob es in ihrem Sinne sei, und ob es verantwortet werden könne, wenn hier eine Reihe von Elstern mit erstem Namen für nichts und wieder nichts zusammenberufen würden. Denn der Elsternmann hatte einen hohen Respekt vor Ministern und sonstigen Leuten von Rang, die ihr Gutachten abgeben sollten. Nach reiflicher Überlegung faßte er den Entschluß, das Geheimnis der alten erfahrenen Elster preiszugeben, denn sie hatte ihm nicht anempfohlen, es auch nach ihrem Tode zu hüten. Und er hoffte auf diese Weise die politische Elsternwelt vor einer Blamage bewahren zu können. So begab er sich denn zu einer angesehenen Elsternzeitung, setzte ihr die Zehengeschichte diskret auseinander und bat sie, einen kleinen Artikel in dieser Sache zu bringen, ohne Namennennung und ohne die Zehe direkt zu erwähnen, aber doch so, daß das Zusammentreten der Kommission verhindert werde. Der Schriftleiter der Elsternzeitung aber machte ein sehr abweisendes Gesicht und sagte, er müsse sich wegen Platzmangels leider versagen, auf die Angelegenheit einzugehen.

Vergeblich wendete der Elsternmann sich noch an eine Reihe andrer Elsternzeitungen: alle gebrauchten Ausreden, nur ein kleineres Elsternblatt, an das er sich zuletzt wendete, schrieb ihm, es erfülle mit Befremden, daß er den angesehenen Namen seiner verstorbenen Elsternfrau in den Staub zu ziehen suche, und man könne sich auf keinen Fall zum Sprachrohr einer solchen vom Neide diktierten Sache machen.

Inzwischen nahm die Wahl der Kommission ihren Fortgang. Der Elsternmann konnte nicht hindern, daß sie zusammentrat, doch bat er am ersten Tage ums Wort, das er als der angesehene Mann der berühmten Elsternfrau auch sofort erhielt. Aber seine Rede wurde mit kühlem Schweigen aufgenommen, und am nächsten Tage meldeten die Elternzeitungen, daß der Mann der berühmten Elster infolge des Kummers um ihren Tod wahnsinnig geworden sei.

Die Kommission der berühmten Elstern aber tagte fort und tagt noch heute.

Zwei Fabeln von Hans Hoppe

Publikum

Die Nachtigall sang.

Und der Hofhund regte sich in seiner Hütte und knurrte. »Wie der dumme Vogel lärmt! Die ganze Nacht kriegt man kein Auge zu!«

»Hört!« sagte der Igel zu seinen Jungen, »welch ein Aufhebens sie wieder macht von ihrer eignen Person, und sie ist doch in Wirklichkeit ein so unbedeutendes und so mageres Geschöpf, daß ich mich wundern muß, wie der dürre Körper den Spektakel aushält, ohne zu zerspringen!«

»Eitelkeit der Eitelkeiten!« pflichtete der Maulwurf bei. »Schweigen ist Gold!«

»Sie schmeckt besser als sie singt,« sagte die Katze, »wenn ich sie nur packen könnte!«

Eine einsame Kranke aber lauschte erquickt die ganze Nacht und vergaß alles Leid und alle Verlassenheit, träumte von der Seligkeit des Himmels und dankte Gott für den Trost.

Der Wohltäter

Das Ungetüm des Meeres, der Walfisch, schnob durch den Ozean.

Sein gewaltiges Maul stand weit geöffnet, um allen kleineren Tieren Einlaß zu gewähren.

»Ich meine es schließlich nur gut mit euch,« sagte er jedesmal beim Hinunterschlucken seiner Beute, und dann schloß er fromm die Augen.

»Seht, draußen haust nun bald der grimmige Winter, vor dessen Strenge ihr euch sorgsam schützen müßtet. In meinem Bauche aber ist es warm und wohlig. Tummelt euch nur lustig, ihr kleinen Dinger,« sagte er gutmütig.

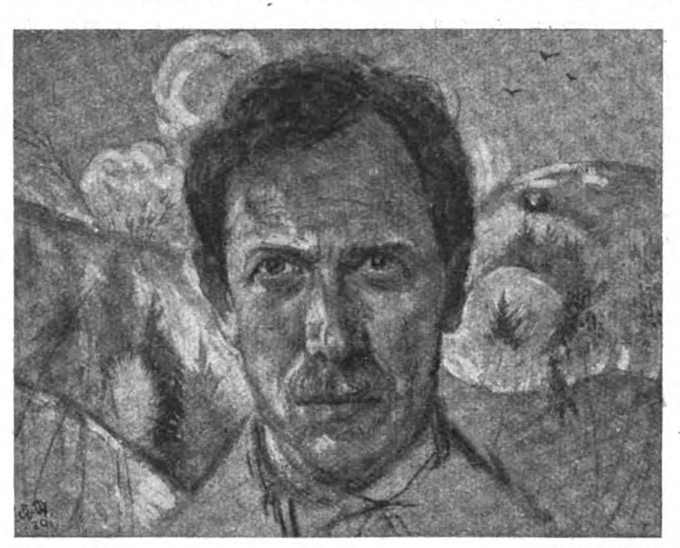
Dann peitschte er mit seinem Schwanze die Wellen und ließ im Wohlgefallen an sich selbst einen mächtigen Wasserstrahl in die Luft steigen.



Von Kunst und Künstlern

Arthur Bär: Mädchenreigen (vor S. 377) — August Böcher: Picknick (vor S. 321) — Willy Jättner: Grauer Tag (vor S. 385) — Karl Stirner: Viehweide im Engadin (vor S. 345) und Selbstbildnis (S. 403) — Gustav Joh. Buchner: Auf der Weide (vor S. 361) — Franz Gerner: Kinderbildnis (vor S. 313) — Walther Bohnefeldt: Die Großmutter (vor S. 401) — Constantin Gerhardinger: Am Atelierfenster (vor S. 353) — Fritz Oßwald: Blumen (vor S. 329) — Aus dem Nachlaß eines hessischen Wald- und Wildmalers (August Fritz)

Einen Hauch des nahenden Sommers möchten die Kunstblätter dieses Heftes dem Leser und Betrachter ins Haus oder besser noch in die Laube, auf die Veranda oder den Balkon tragen. Für gewöhnlich wählt man für solchen löblichen Zweck wohl Landschaften, reine, von jeder Staffage befreite Landschaften, wo die Natur ganz bei sich selber ist. Wir möchten diesmal um die Erlaubnis bitten, es anders machen zu dürfen. Der Mensch in der verjüngten Natur sei unser Hauptthema. Denn nur in diesem Schwebemonat Juni, dünkt uns, wo die ungezogenen Launen des Frühlings schon überwunden sind und der satte Triumph der Reife und Vollendung noch nicht errungen ist, wird es dem Menschen vergönnt, für eine kurze Weile ganz hingegeben und unbefangen in die Natur aufzugehen; vorher ist es mehr ein Trotzen und nachher mehr ein Sichunterwerfen, im Juni allein ist es ein fröhliches Danken und ein freudiges Werben, was wir, gleich einem verliebten Bräutigam, der Natur, der selbst noch bräutlichen, entgegenbringen. Da schlingen die Kinder ihren Spielreigen um Baum und Strauch, da lagert sich das junge Volk bei Speis' und Trank im Grünen, da trägt die junge Frau ihr ahnungsvolles Herz in die blühende Einsamkeit der Felder, und alle erfüllt ein unbezwingliches Sehnen nach einem Einssein mit Wind und Wolken, Luft und Sonne.



Karl Stirner: Selbstbildnis

Aufmerksame Leser werden sich vor Arthur Bärs Mädchenreigen fragen: Haben wir den unter anderm Titel nicht schon mal gesehen? Ja, ungefähr so, im Augustheft vorigen Jahres. Aber damals erschien dies Bild — »Sommer« hieß es — in Schwarzweiß, ohne Farbe. Der Maler hat sich mit Recht darüber beklagt, und viele Leser werden nicht weniger unzufrieden gewesen sein. Denn was ist ein solches Sommerbild ohne Farbe? So bilden wir es denn nun — nach dem ersten Entwurf — noch einmal ab, lassen das Rot, Blau, Gelb und Weiß der im Tanze flatternden Mädchenkleider mit dem Grün und Gelb der Felder, mit dem Blau und Weiß des Himmels wetteifern und hoffen, daß sich das Auge nun besser vorstellen kann, was für farbenfrohe, leuchtende Gemälde dem Maler in seinem Jahreszeiten-Zyklus für das Gartenhaus Froburg des Herrn Kreishauptmanns Dr. Krug von Nidda und von Falkenstein gelungen sind. Bär hat, um die einzelnen Jahreszeiten in ihrem Wechsel und nach ihren eigentümlichen Stimmungen zu treffen, durchweg Kindergruppen gewählt. Am schönsten hat sich das auf dem Sommerbilde gelohnt. Da konnte er im »Mädchenreigen« jene feine, leichte, ungezwungene Bewegung geben, die mit der sanftgewellten Landschaft, ihren Flächen, Waldsäumen und Baumgruppen so wohltuend zusammenklingt, daß wir meinen, Natur und Menschenkinder sängen unisono dasselbe Lied. Übrigens sind doch ein paar nicht ganz belanglose Abweichungen der Zeichnung und Komposition zwischen dieser Farbenskizze und dem ausgeführten Gemälde zu bemerken. Schon deshalb mag es lehrreich sein, beide Wiedergaben auch im einzelnen miteinander zu vergleichen.

August Böchers »Picknick« war auf der letzten Großen Berliner Kunstausstellung nicht nur eins der wirkungsvollsten, nein, auch lebensvollsten, lebensfreudigsten Bilder. Endlich mal wieder einer, konnte man da hören, der seine



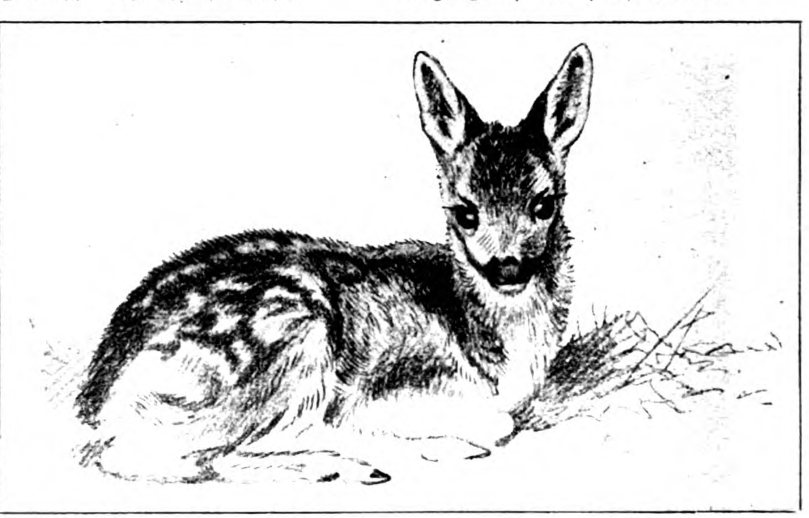
Junger Fuchs, gezeichnet von August Fritz

dien auf der Berliner Akademie bei Koner und Schaefer gemacht hat, diese Anlehnung nicht mehr: er hat mit seiner eignen Stoffwahl auch seine eigne künstlerische Ausdrucksform gefunden und erscheint uns reif genug, um demnächst in den Monatsheften seinen eignen Aufsatz zu bekommen, der dann auch seiner Farbe gerecht werden soll.

Willy Jüttner, der Münchner oder, wenn man nach seinem Geburtsland und seinem hauptsächlichsten Studienort fragt, der Schlesier (geb. 1886 in Leubus, ausgebildet in Breslau), hat zwar sein auf der vorjährigen Münchner Glaspalastausstellung hervorgetretenes Gemälde »Grauer Tag« genannt, und das mag für die Luft- und Lichtstimmung passen, das helle Kleid aber, der blumengeschmückte Sommerhut und der Feldblumenstrauß, den die junge Frau mit so zärtlicher Bewegung in den Händen trägt, strafen den melancholischen Bildtitel einigermaßen Lügen. In den Zügen und Augen dieser einsamen Feldwanderin liegt ein Staunen, Fragen und Rätseln, vielleicht auch ein leises ahnungsvolles Bangen vor einem Kommenden, das ebenso gut Leid wie Freude sein kann. Man denkt an Storms wehmütig-süßes Sommergedicht:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Gruppe in vielfachen Überschneidungen zeichnerisch zu meistern versteht, endlich wieder einer, der zu erzählen weiß, mit Bescheidenheit vor der Natur, ohne aufdringliche und geschwätzige »Genrehaftigkeit«. Vor elf Jahren, im Januarheft 1912, haben wir das erste Bild von Böcher gezeigt, ein Interieur, das Zartheit und Einfachheit in Zeichnung und Farbe mit einem gepflegten Geschmack in der Auslese alles dessen vereinigte, was eine Komposition braucht und was sie verschmähen muß. Über die dort herrschende leise und gedämpfte Sprache ist Böcher inzwischen hinweggeschritten zu kräftigeren Tönen und Akzenten. Einst verehrte er den Amerikaner Whistler, den berühmten Symphoniker der Farbenharmonien, als seinen idealen Meister; heute braucht der mittlerweile an die Schwelle der Fünfziger gekommene Rheinländer, der seine Stu-



Rehkitz, gezeichnet von August Fritz

Oder auch an die Verse aus seinem »Nachtigall«-Gedicht:

... Sie war doch sonst ein wildes Kind;
Nun geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen ...

Karl Stirner, der schwäbische Malerpoet, malt grün in grau eine Viehweide im Engadin, und auch hier, wo er sich von seinem lustigen heimatlichen Albdörfchen trennt, um sich einer größeren und kräftigeren Natur zu Füßen zu werfen, verläßt ihn nicht der liebenswürdige, kindlich-naive Zug, der für seine Art, Natur, Tiere und Dinge zu sehen, bezeichnend ist. Die Perspektive dieses Bildes wird der »Merker« etwas sonderbar finden, und doch ist eine entzückende Zartheit und eine stille Versonnenheit in dem Blatt, von der man sich gern einspinnen läßt. Auch das Selbstbildnis des Künstlers, dies grüblerische, zerfurchte Antlitz, will gar nicht recht zu der Heiterkeit der Stirnerschen Kunst passen, aber wir wissen, daß Stirner gerade dort, wo das schweizerische Naturgemälde entstanden ist, schwere Tage der Krankheit durchgemacht hat; auch er ist einer von denen, die ihre schöpferische Heiterkeit einem dunklen Geschick erst haben abringen müssen.



Ungerader Zwanzigender aus dem Viernheimer Wald, gez. von August Fritz

Ein Weidebild gibt uns auch der Münchner Gustav Joh. Buchner. Aber hier sind Berge, ist die Freiheit und Erhabenheit der Alpenwelt, ist fast etwas von erdentrückter, religiöser Höhenstimmung. Es waren kraftvolle Freilichtstudien, mit denen der Künstler, ein Schüler Hackls und Zügels, vor fünfzehn Jahren zuerst in den Münchner Sezessionsausstellungen erschien; auf diesem Wege geht er wohl noch heute, aber der Einklang zwischen Natur und Mensch, nach dem jene früheren Bilder nur erst tasten, jetzt ist er errungen, und während Buchners Malerei früher nur zu unserm Auge sprach, hat sie jetzt auch unsrer Seele etwas zu sagen. — Das landschaftliche Motiv des Bildes stammt aus der Gegend von Schliersee, die dem Künstler seit frühester Kindheit vertraut ist.

Von dem in Berlin lebenden Maler Franz Gerner haben wir vor einiger Zeit (Juliheft 1921) ein Bildnis des klassischen Vortragsmeisters Franz Wüllner gezeigt und in dieser Porträtkunst, vielleicht verführt durch das Pathos des Modells, etwas Heroisches oder Heroisierendes zu entdecken geglaubt. Daß Gerner auch das Kinderbildnis in seiner Frische und Lieblichkeit gelingt, zeigt unser farbiges Blatt. Doch fehlt auch hier nicht eine gewisse Herbheit der Linien und eine an Hodler oder den Schweizer Fritz Burger erinnernde freskenartige Strenge der Farbengebung.

Gleichfalls mehr den Zeichner als den Maler lobt das Großmutter-Bild von Walther Bohnefeldt. Das Ganze, offenbar ein Bildnis, ist noch nicht frei von ängstlichem Naturalismus. Namentlich die linke Hand betont das Hölzerne der gichtischen Finger so hart, daß auch die Erinnerung an Dürers strenges, man

möchte fast sagen unbarmherziges Bildnis seiner Mutter aus dem Jahre 1514, ihrem Todesjahr und dem Entstehungsjahr der »Melancholie«, nicht helfen kann, den Eindruck des künstlerisch Unschönen ganz zu zerstreuen. Doch man vertiefe sich in das Antlitz der Greisin, in dies vom Leben gemeißelte Gesicht, in die bitteren und doch gütigen Züge um Mund und Kinn, in das durchdringende Auge, dessen Blick schon den Pfad nach einem andern Land zu suchen scheint. Dann wird man auch hier die Energie entdecken, mit der die Kunst Geistiges und Seelisches aus der Form heraussprechen läßt.

Der Mattondruck »Am Atelierfenster« zeigt uns eine neue Schöpfung des Münchner Malers Constantin Gerhardinger, den erst vor kurzem (Augustheft 1920) ein besonderer Aufsatz von Rich. Braungart behandelt hat. Damals konnten oder mußten als die zwei Lieblingsfelder des Malers das Stilleben und die Jahrmarktsbilder genannt werden. Heute ist der Künstler freier geworden und weitergeschritten. Noch immer erkennt man wohl die selbstgewählte Schule Schuchs und Trübners, vielleicht auch die Theodor Alts, aber da ist nichts mehr von Abhängigkeit, da ist, in der Raumgestaltung wie in der Lichtverteilung, sichere und großzügige Selbständigkeit und ein durchgebildeter Geschmack.

Der Blumenstrauß von Fritz Oßwald begleitet als eine Probe der neuen Koloristik des unermüdlich an sich arbeitenden Künstlers den Aufsatz von Gläßing.

Die drei hier in den Text gesetzten Wildzeichnungen sollen auf eine Kunstmappe aufmerksam machen, wie sie das Auge des Jägers, besser des Wild- und Naturfreundes, lange nicht entzückt hat. Darin erscheinen, zum großen Teil in Farbendruck, 28 Blätter mit Zeichnungen des hessischen Malers August Fritz, und es ist ein doppeltes Denkmal, das damit errichtet wird: ein Erinnerungsmal für den Maler selbst, der schon seit 28 Jahren unterm kühlen Rasen schläft, und ein Ehrenmal für den um die Jagdliteratur verdienten Verlag von J. Neumann in Neudamm, der — ein schönes Zeugnis für seine innere Verbindung mit der grünen Zunft — durch die Herausgabe dieser Mappe den Tag seines fünfzigjährigen Bestehens feierte. Unser geschätzter Mitarbeiter Prof. Ludwig Heck, der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens, ein Landsmann des Malers und ein Kenner des »grünen Reviers«, hat die Einleitung dazu geschrieben, nicht als bestellte Arbeit — das merkt man sofort am Ton —, sondern aus fröhlicher Begeisterung für den Gegenstand und in jugendseliger Erinnerung an den Meister Fritz, der dem Darmstädter Gymnasiasten oft begegnet ist und ihm in seiner kernigen und doch romantischen Erscheinung ein Gegenstand jungenshafter Neugierde und Bewunderung war.

Ein Nimbus wob sich um den Lebenden, denn August Fritz war ein Eigner und Einsamer, und von seinen Zeichnungen und Malereien, seinen Studien und Skizzen bekamen, solange er selbst die Hand darüberhielt, nur wenige Eingeweihte und Bevorzugte etwas zu sehen, obwohl er am Darmstädter Hofe in hoher Gunst stand und der Großherzog Ludwig IV., ein leidenschaftlicher Jäger, ihn bis an sein Lebensende zu all seinen Jagdfahrten heranzog. Was zu Lebzeiten des Meisters in seinen Schränken verschlossen blieb, das tritt nun wenigstens in wohlüberlegter Auswahl an die Öffentlichkeit, in einer Form und Ausstattung, die dem Andenken des Künstlers gleiche Ehre macht wie dem Geschmack und der Drucktechnik des Verlages.

Was und wie Fritz gezeichnet hat, davon geben unsre drei kleinen Skizzen nur eine bescheidene Probe. Den Löwenanteil an seinem Lebenskunstwerk hat natürlich das Rotwild, die Hauptzierde des Kranichsteiner Wildparkes: ein Kronenzehner, ein Darmstädter Parkhirsch, ein Trupp Feisthirsche, ein Sommerrudel an der Teichschneise, aber auch ein Odenwälder und ein oberbayrischer Alpenhirsch aus der Vorderriß, Ludwig Thomas Revier, drei starke Viernheimer aus der Oberrheinebene, ein ungerader Zwölfer aus der Bukowina, also ein Karpathenhirsch — das sind die Hauptstücke dieser Art. Rehwild ist in besonders zarten und feingebauten Stücken vertreten. Gemswild erscheint aus dem Karwendelgebirge bei Mittenwald und dem oberbayrischen und Tiroler Grenzgebiet in kleinen feinen, trotz aller »Flüchtigkeit« unglaublich lebendigen Skizzen, die offenbar auf Alpenwanderungen und -jagden gleich unmittelbar nach dem Leben aufs Papier geworfen worden sind. Schwarzwild steht bei Fritz meistens unter uralten Eichen, und das gibt jedesmal einen prachtvollen trotzigen Zusammenklang, zumal wenn es Keiler sind. Raubzeug ist auf einem höchst dramatisch erfaßten Gruppenbild festgehalten (Ricke, Gabelbock und Wildkatze im Wald von Gundernhausen), begegnet uns aber auch in einem in Mitteldeutschland äußerst seltenen Fischotter und in zahlreichen Fuchsstudien, die an charakteristischem Bewegungs- und vor allem Gesichtsausdruck ihresgleichen suchen. Auch an Nage- und Federwild, an Hasen und Kaninchen, Fasanen und Rebhühnern fehlt es nicht — und überall werden der Natur- und der Jagdfreund sich darüber streiten, wem mehr geschmeichelt, wem mehr gegeben ist. F. D.



Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Der obdachlose Schillerpreis — Georg Kaiser: Die Fahrt nach Venedig — Karl Strecker: Das Krokodil — Meinhard und Bernauer: Kreislers Eckfenster — Gastspiel des Moskauer Kammertheaters: Die Prinzessin Brambilla und ihr Gefolge — M. P. Arzybaschew: Der Kampf der Geschlechter — Karel Czapek: W. U. R. — Faust und König Lear

Auch in diesem Jahre wieder hat der Staatliche Schillerpreis nicht verteilt werden können. So sucht er nun schon seit dem Jahre 1908, wo ihn Karl Schönherr für sein Bauerndrama »Erde« und Ernst Hardt für den »Tantris« zu gleichen Teilen empfingen, vergebens nach einem Obdach. Das geschieht ihm nicht zum ersten Male — ruhte er doch auch in den siebziger und achtziger Jahren längere Zeit —, aber so zersplittert und zerfahren wie diesmal sind die Ansichten der siebenköpfigen Preiskommission seit dem Gründungsjahre 1859 wohl noch niemals zutage getreten. Zunächst hat — nach einer Erklärung des Kultusministers im Preußischen Landtag — ein engerer Ausschuß die Tragödie »Seeschlacht« von Reinhard Goering allein krönen wollen, dann haben andre Mitglieder des Gesamtausschusses das vaterländische Schauspiel »Katte« von Hermann Burte vorgeschlagen, und schließlich sind vier von den sieben Mitgliedern für eine Teilung des Preises zwischen Goering und Fritz von Unruh, dem Dichter der Tragödie »Ein Geschlecht«, eingetreten. Zweifellos, setzte der Minister hinzu, überragten diese beiden von der Mehrheit genannten Dichtungen den Durchschnitt der heutigen literarischen Schöpfungen, aber von einer Gleichwertigkeit der beiden dramatischen Dichtungen könne doch nicht gesprochen werden, und außerdem sei Unruhs »Geschlecht« nur der Anfang einer Trilogie, deren Fortsetzung schon in dem zweiten Stück unleugbare Schwächen gezeigt habe. Somit sei also die Staatsregierung auch noch vor die Frage gestellt worden, ob sie ein noch nicht vollendetes Werk von zweifelhaftem Endwert auszeichnen dürfe, während die Tradition des Schillerpreises forderte, ihn nur solchen Dichtern zuzuerkennen, deren Persönlichkeit und bisherige Entwicklung eine Bürgschaft für ihr künftiges Schaffen in sich schlösse, zumal wenn man bedenke, daß Männer wie Hebbel und Geibel zu den Trägern des Preises gehört haben. Diese Schwierigkeiten hätten sich verschärft durch die Verhaftung des Dichters Goering in Braunschweig, wenn auch das Verfahren gegen ihn später hätte eingestellt werden müssen. Genug, unter all diesen widrigen Umständen habe sich die Staatsregierung nicht in der Lage gesehen, dem im Auftrage von vier Mitgliedern der Kommission erstatteten Gutachten gemäß zu entscheiden, und sich entschlossen, den Preis, seinen Satzungen entsprechend, für die nächste Verleihung zu verdoppeln, in der Hoffnung, daß »eine bessere Zukunft eine zweifellos überragende dramatische Schöpfung hervorbringen werde, die des Schillerpreises unangefochten für würdig befunden werden könne«.

Wer die Ziellosigkeit der gegenwärtigen deutschen Dramatik kennt, wird diese Ratlosigkeit begreifen. Wo sich so wenig Charakter und Festigkeit zeigt, müssen die Urteile, auch wenn sie sich von jeder außerkünstlerischen Parteilichkeit fernhalten, notgedrungen hart aufeinanderprallen. Kaum einer von denen, die heute im Vordergrunde des dramatischen Schaffens stehen, zeigt auch nur für sich selber eine gerade Linie der Entwicklung, geschweige denn einen Gleichlauf mit dem Geist und Streben der Zeit. Goering hat sich nach kühnen, hoffnungsvollen Anfängen scheinbar ganz vom literarischen Schaffen abgewendet; Unruh bewegt sich in schroffen Gegensätzen und wirren Zickzacklinien; Toller, der Dichter der »Wandlung« und der »Masse Mensch«, ist zwischen den beiden Polen der revolutionären und der aristokratischen Weltanschauung noch nicht zur Ruhe gekommen; Georg Kaiser hat sich nicht einmal entschieden, ob er ein gestaltender Dichter ist oder nur ein jeder Laune und Willkür des Augenblicks zuchtlos hingegebener Literat. Wie soll da ein Schillerpreis vergeben werden, dessen Namenspatron als oberste Forderung die künstlerische Selbstzucht und die geistig-menschliche Charakterhaftigkeit stellt?

Ab und an scheint es zwar, als wolle sich das junge Dichtergeschlecht selbst unter die Rute nehmen und sich mit Strenge oder Humor zu der Übereinstimmung mit sich selber und dem allgemeinen Zeit- und Weltgefühl erziehen, ohne die sich ein Dichter, zumal ein Dramatiker in seiner Bedeutung auf die Dauer nicht zu behaupten vermag. So hat Sternheim einmal seinem blasierten Snobismus die Peitsche gegeben, Toller sich von seiner Verhimmelung der proletarischen Massengefühle zur Ordnung gerufen, und jetzt versucht, wie mir scheint, auch Georg Kaiser sein eignes zügelloses und unfruchtbares Literatentum vor den Richterstuhl der Komitragik zu ziehen.

Wie begreiflich, wählt er dafür eine Maske; eine Maske aus der Literaturgeschichte, nämlich »Die Fahrt nach Venedig«, die im Jahre 1834 die dreißigjährige George Sand und der vierundzwanzigjährige Alfred de Musset antraten, um unter dem ewig blauen Himmel Italiens den ewigen Liebesbund ihrer Gefühle



zu schließen, der dann so jämmerlich schnell und so erbärmlich alltäglich an der Treulosigkeit der Frau, der Schwäche des Mannes und ihrer beider mehr der Literatur als dem Leben zugeschworenen Seelenarmut zerbrach. Kaiser hält sich dabei, von gewissen subjektiven Erlebnisnuancen abgesehen, ziemlich eng an die überlieferten Tatsachen, wie sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den Briefausgaben der beiden Schriftsteller und in den Veröffentlichungen von Mariéton und Spoelberch de Lovenjoul ans Licht getreten sind, aber auch mit dem Rüstzeug dieser Dokumente, die durch die beiden Kontrastromane »Elle et lui« der George Sand und »Lui et elle« von Paul de Musset, Alfreds Bruder, noch vermehrt werden, gelingt es ihm nicht, die Tragikomik des von Papier und Druckerschwärze besessenen Literatentums zu gestalten, dem sich unter der Hand alles, was es berührt, in ein Buch oder ein Feuilleton verwandelt, wie einst Midas, dem habgierigen König der Phrygier, selbst Speise und Trank zu Gold wurden. »Du erlebst nur, was du beschreiben kannst!« ruft der eifersuchtskranke Musset der männer-, aber noch mehr büchertollen Geliebten zu, ist aber selbst dem Leben nicht näher als sie. Und wie den beiden Hommes de lettres des 19. Jahrhunderts, geht es auch dem modernen Dramatiker. Kaisers verhängnisvoller Irrtum in diesem (von den Kammerspielen mit Agnes Straub und Walter Janssen aufgeführten) Stücke ist der, daß er wähnt, Literatur mit Literatur, Papier mit Papier zwingen zu können, während gerade solche Stoffe mehr als alle andern vom Blute des Lebens trinken wollen, wenn aus Schemen Körper, aus Gefühls- und Gedankenschnitzeln Schicksale werden sollen. Schnitzler in seinem behenden Einakter »Literatur«, einem Schwankbild aus der Münchner Boheme voll entzückender Selbstironie und einem aus der Natur der Dinge natürlich geborenen Witz, hat dem Thema von der Todfeindschaft zwischen Literatur und Leben jedenfalls weit mehr abgewonnen als Kaiser mit seinem auf ellenhohen historischen Socken einherstelzenden Dreiakter.

Es ist ein böses Armutszeugnis für die Dramatik der Gegenwart oder sagen wir vorsichtiger für den Frühlingsspielplan der Berliner Bühnen, wenn sich gleich an dieses Literaturdrama als einzige deutsche Neuheit auf derselben Bühne Karl Streckers satirischer Schwank »Das Krokodil« anschließt. Denn mit der Satire, die auch der leichtesten Ware eine gewisse Valuta geben kann, ist es da nicht weit her. Es wird ein bißchen auf die Prüderie des herzoglichen Hofes — das Stück spielt also vor dem Kriege —, auf die Tölpelhaftigkeit der Polizei, die Stellenjägerei und die Vetternwirtschaft des Beamtentums gestichelt, im übrigen aber muß in diesem Spitzbubenschwank eine mit gestohlenen Juwelen ausgestopfte Krokodilledertasche — das Vehikel der Verwechslungen und Verwicklungen, Zwischenfälle und Überraschungen, wie es Kleist aus dem zerbrochenen Krug, Hauptmann aus dem Biberpelz gewinnt — für den unverfrorenen Witz und Humor des Verbrechertums sorgen, mit dem sich hier ein wegen seiner Strenge und Verantwortlichkeit berühmter Kritiker die Bühne um die Ohren schlägt. Wohl ihm und uns, daß die Frechheit des »Helden«, des kessen Jungen Hugo Huschke, der alle andern an der Nase herumführt, moralische Bedenken gar nicht erst aufkommen läßt, ebensowenig wie die gleich einem Wirbelwind über die Bretter jagende Handlung uns Muße gönnt, nach den nüchternen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu fragen oder gar die Konsequenz der Charaktere nachzuprüfen. Erstaunlich, wie dieser ernste und vornehme Schriftsteller das Rotwelsch und die Seelenkunde der schweren Jungen beherrscht: als hätt' er seine Nächte statt hinter dem Schreibtische in Kaschemmen und Bouillonkellern zugebracht. Aber, sagt Hebbel, »wo fände man den Weisen wohl, der nichts besitzt vom Narren?«

So das am grünen Holz geschieht, will man's den Theaterdirektoren verdenken, wenn sie sich das dürre selbst aus den Bäumen sägen? Meinhard und Bernauer, die Herren des Theaters in der Königgrätzer Straße, haben seit den »Wunderlichen Geschichten« schon Übung darin. Und da es sich damals mit den Reisern aus E. T. A. Hoffmanns Wunderwald so gut heizte, muß er oder vielmehr sein zweites Ich, der Kapellmeister Kreisler, noch einmal heran, um die nach ihm benannte Längs- und Querschottenbühne, dieses Monstresystem aller szenischen Verwandlungsmöglichkeiten, mit frischem Futter zu versehen. Da sitzt nun der Alte, rechts oben in einem Ausschnitt der vier- oder sechsfach geteilten Bühne, an »Kreislers Eckfenster« und läßt, betreut und beschwingt von einer Krankenschwester, die Geschöpfe seiner Phantasie dort unten auf der Straße oder dort drüben in den für ihn durchsichtigen Häusern vorüberwandeln, um seine Geschichten und ihre Schicksale aus ihnen zu spinnen. Mag die Phantasie noch so sehr galoppieren, die Bühne bleibt hinter ihren Sprüngen nicht zurück. Was Kreisler erlebt hat, er erzählt's nicht, ein Bühnenausschnitt, der plötzlich erleuchtet wird, während der andre sich verdunkelt, zeigt es uns leibhaftig, und wiederum: was den hier auftretenden Menschen begegnet ist, ein andrer aufleuchtender Bühnenteil stellt es uns im Nu vor Augen, und so fort. Weiter ist die Phantasieschonung der Zuschauer schlechterdings nicht zu treiben; besser kann man den Rezepten des Direktors im Faustvorspiel nicht gut gehorchen.

Aber auch seine ernsthaftere Mahnung: »Ein Mann, der recht zu wirken denkt, muß auf das beste Werkzeug halten« wird hier beherzigt. Die bühnentechnische Arbeit, die mit Prospekten und Maschinen, mit groß' und kleinem Himmelslicht im engen Bretterhaus geleistet wird, ist von solcher Exaktheit, Sauberkeit und Tüchtigkeit, daß der Schlendrian, der hinter dem Deckmantel der notgedrungenen Sparsamkeit in unserm Theaterwesen einzureißen droht, vieles davon lernen könnte.

Theaterdirektoren und Schauspieler sind raubgierige Leute: was ihnen der Lebendige verweigert, holen sie sich vom Toten. So mußte denn der große Romantiker und Phantastiker E. T. A. Hoffmann auch für das Hauptstück des Moskauer Kammertheaters herhalten, mit dem es sein dreiwöchiges Gastspiel im Deutschen Theater krönte, für das vieraktige Capriccio »Prinzessin Brambilla«. Liest man die Hoffmannsche Novelle, so begreift man zunächst kaum, was darin das Theater angelockt hat. Giglio, der Schauspieler, und Giacinta, die Maskenkostümschneiderin, lieben einander redlich, tappen aber als Diener der Illusion in ihrer ausschweifenden Phantasie aneinander vorüber — er, indem er eine Prinzessin, sie, indem sie einen Prinzen in sich verliebt wähnt — und suchen vergebens nach dem Reich, das ihnen zufallen soll, bis ihnen der Blick in die Quelle des Humors, des eigentümlichen Hoffmannschen, mit romantischer Ironie gemischten Humors, die Augen öffnet, bis Giglio in der vermeintlichen Prinzessin seine Giacinta, Giacinta in dem vermeintlichen Prinzen ihren Giglio erkennt und ihnen zugleich die Gewißheit aufgeht, daß sie mitten in dem erträumten und verheißenen Reiche stehen, das sie in weiter Ferne gesucht haben. Das ist die ganze greifbare Fabel oder Handlung. Was kann davon ein Theater brauchen und nutzen, das »reines«, das »entfesseltes«, von Literatur und Dichterwort möglichst befreites Theater sein will, das sich am liebsten ganz auf die eignen Theaterfüße stellen möchte? Nun, das Moskauer Kammertheater — das übrigens daheim »Romantisches Theater« heißt oder hieß — ist ehrlich genug, selbst zu bekennen, daß es sich nicht das Ziel gesetzt habe, die wunderliche Novelle des deutschen Dichters zu inszenieren, sondern sie lediglich als Szenarium für ein eignes Theatercapriccio benutze. Hoffmanns Phantasmagorie wird also weniger in der Handlung als in der Spielweise der Schauspieler verkörpert, und woran sie sich halten, ist die Garnierung, nicht der Braten selbst, sind die Maskenzüge und Maskenscherze, die Narreteien und Zauberkunststücke, die Pantomimen und Ballette. Zum Sattwerden von Herz und Gemüt reicht das nicht, aber das Auge findet seinen Schmaus an diesen bunten, sprühenden, glitzernden und wirbelnden Jongleur- und Akrobatenkünsten einer Truppe, die ohne Ausnahme mit Leidenschaft beim »Spiel« ist und im farbigen Abglanz ein Stück Leben zu erhaschen trachtet.

Mehr an die höheren Zirkuskünste als an das, was wir unter Theater verstehen, erinnerten auch die andern Vorführungen der Moskauer, von denen man beileibe kein »Kammerspiel«, auch kein realistisches Ensemblespiel nach Art des Moskauer Künstlertheaters von Stanislawski erwarten darf: Oskar Wildes »Salome« wurde ins Mathematische hinübergezirkelt, Racines »Phädra« auf die halsbrecherischsten Stelzen der Attitüden gesetzt, Scribes »Adrienne Lecouvreur« — hier nach dem letzten Liebhaber der berühmten Pariser Schauspielerin in »Moritz von Sachsen« umgetauft — mit allen nur erschwinglichen Parfümen der Theatralik gesalbt.

Die Moskauer hatten eine ganze Sammlung von glänzend ausgeführten Kostümmodellen, Szenenskizzen und Szenenmodellen mitgebracht und machten eine eigne Ausstellung daraus, die als Quartiermeister ihres Bühnengastspiels wirken sollte. Da sah man denn, deutlicher noch als bei den Aufführungen, worauf sie hinauswollen: das Theater soll aus sich selber, aus seinen selbsteignen Mitteln und Stoffen sein Leben bekommen. Wie vor zwanzig Jahren der Engländer Craig den Regisseur zum Selbstherrscher machen wollte, so Tairoff, der Leiter des Moskauer Kammertheaters, die Bühne und ihren Diener, den Spieler, der zunächst und zugleich Figurant, Tänzer und Sänger, zuletzt erst Dolmetscher des Dichters ist. »Das zeitgenössische Theater«, heißt es in Tairoffs Schrift »Das entfesselte Theater« (Potsdam, Kiepenheuer), »ist des Geheimnisses seines ehemaligen Zaubers verlorengegangen ... Es gab eine ganze Epoche römischer Pantomimen ohne Autoren und deren Bühnenwerke, und das Theater wirkte trotzdem durch seine autonome Kunst ... Die Kunst des Theaters und des Schauspielers ist ursprünglich.« Daher die mit so starkem Farben- und Stilgefühl behandelten Bühnenbilder, in denen alle leblosen Dinge, Gewänder, Waffen, Säulen, Treppenstufen, Vorhänge und Ziertücher, gleichsam beseelt mitspielen, denen sich die Menschendarsteller allenfalls neben-, nie überordnen. So kann man kaum von einzelnen hervorragenden Kräften in dieser Truppe sprechen, es sei denn, man wollte diesen oder jenen Schauspieler, in dem noch ein Rest von lebenserwärmtem Realismus erhalten geblieben ist, wie Iwan Arkadin oder Helena Posojewa, scheiden von den andern, die sich als fügsam-gelenkige Werkzeuge durchaus dem Theaterwillen ein- und untergeordnet haben, wie Nikolai Zeretelli oder Alice Koonen. Uns darf solch Bestreben wohl ethnologisch und theatergeschichtlich interessant sein, lernen aber

wollen wir nicht davon, uns vielmehr durch dies Beispiel halbasiatischer Bühnenkunst erst recht befestigen in dem Bewußtsein, daß der germanische, der deutsche Schauspieler keine höhere Aufgabe finden kann als die sinnenfällige Deutung des dramatischen Dichterwerkes.

Auch ein neuer russischer Dramatiker erschien bei uns: Michael Petrowitsch Arzybaschew mit dem Vierakter »Der Kampf der Geschlechter« im Renaissancetheater. Er ist der Verfasser des mehrfach übersetzten und vielgelesenen Romans »Ssanin«, darin sich vor Jahren die Enttäuschung der russischen Revolution in wahren Orgien der Geschlechtlichkeit und erotischen Gewaltsamkeit austobte. Der Vierzigjährige, der uns jetzt mit seinem ersten Drama begegnet, scheint Auge und Ohr auch für die andre, geistige und seelische Seite des Lebens gewonnen zu haben. So läßt er nun im »Kampf der Geschlechter« als gegensätzliche Dolmetscher seiner geteilten Welt- und Lebensanschauung einen robusten Militärarzt und einen feinnervigen alten Professor auftreten: jenem ist das Herz nur eine Pumpstation, die Träne nur eine mechanische Absonderung des Nervus lacrimalis und die Liebe nichts andres als der Geschlechtstrieb; dieser wird wenigstens durch den Verlust seiner Gattin zu der Erkenntnis geführt, daß die Frau, auch wenn sie äußerlich nur ein Aschenputtel am Herde war, dennoch an dem Manne einen Seelenberuf erfüllt hat. Den Text zu diesem doppelzüngigen Kommentar liefern die Kinder. Da stürzt eine junge Frau, die bei ihrem »kraftlosen« Manne, einem blassen und wehleidigen Musiker, kein Echo für ihren stürmischen Lebensdrang findet, einem forschen Reiteroffizier an die Brust; da löst sich ein Dreißigjähriger, der sich eben noch mit seiner Frau ganz eins und selig fühlte, ernüchtert aus ihren Armen, um hingerissen der jauchzenden Stimme frühlingshafter Mädchenlust zu folgen. Aber schließlich bringt doch keines den Mut auf, Ernst zu machen mit der neuen Leidenschaft oder dem neuen Lebensgefühl: die alten Paare finden sich resigniert wieder zusammen, der Wildbach bequemt sich wieder in sein Alltagsbett. Da merkt man, daß Arzybaschew mehr zu denen um Tschechow als zu denen um Andrejew gehört, was auch das behaglich ausgemalte Datschenmilieu bekräftigt, das es, ohne großen psychologischen Aufwand, mit kleinen, der Wirklichkeit abgewonnenen Zügen leicht hat, uns Lebensechtheit und Menschenwahrheit vorzutäuschen. Am Stabsarzt, der mit seiner medizinischen Erfahrung den kühlen Räsoneur macht, aber als Tochtervater doch auch sein Herz auf den Amboß legen muß, konnte Emanuel Reicher seinen altgediegenen, mit starkem Gefühl und gelinder Sentimentalität gesättigten Realismus bewähren.

Aus dem Tschechischen — man sieht, wir sind schon wieder munter dabei, unsern Spielplan zu einer Musterkarte der dramatischen Weltliteratur zu machen — kommt Karel Czapeks »W. U. R.« (Werstands Universal Robots), ein utopistisches Drama, ein seltsames Gemengsel von Vergangenheitsmystik und Zukunftsphantasie, Mathematik und soziologischem Schwärmertum. Seines Bleibens auf der Bühne wird nicht lange sein; dann mag es dank seinen Sensationsmotiven (künstliche Menschenzüchtung und künstliche Paarung!) im Kino seinen Hafen und seine wahre Heimat finden.

Noch ehe die Spielzeit zur Rüste ging, rangen zwei unsrer größten und ehrgeizigsten Theater um die szenische und dramaturgische Neugestaltung zweier Bühnendichtungen, die seit einem Jahrhundert in der deutschen Theatergeschichte als sichere Prüfsteine der Bühnen- und Darstellungskunst gelten: »Faust« und »König Lear«.

Wie fast stets im Berliner Theaterwesen, war auch diesmal wieder das Bestreben der Bühnen- und Spielleiter grundverschieden: das Staatliche Schauspielhaus, unter Leopold Jeßners Leitung und Regie, zielte in seiner Faustaufführung auf eine möglichst ausdrucksreine Vereinfachung des Werkes; das Große Schauspielhaus, unter Felix Hollaenders Leitung und Bernhard Reichs Regie, suchte umgekehrt den »Lear« in seiner ganzen Fülle und Breite, Wildheit und Urkraft zu fassen, wobei ihm die Zirkusbühne willkommene Dienste leistete. Vollkommen wurde das Ziel weder dort noch hier erreicht. Beim Staatstheater muß man sagen: zum Glück; beim Großen Schauspielhaus: leider. Denn wer wäre nicht mit uns erfreut, daß die blühende Natur- und Lebensfülle der Handlung, der prangende Reichtum der Bilder und Verse im Faust den expressionistischen Bemühungen, das Grün des »goldnen Baums« zu entlauben, siegreichen Widerstand entgegensetzte; und wer möchte nicht bedauern, daß die auf der Arenabühne des Großen Schauspielhauses imponierend herausgearbeitete öffentliche Macht- und Herrschertragödie im »Lear« (die sonst meistens zu kurz kommt) nunmehr die Familientragödie der verletzten Pietät, des Kindesundanks und der Altersschändung, weit überschattet! Schauspielerische Einzelleistungen sind aus der Jeßnerschen Faustaufführung kaum hervorzuheben, es sei denn — im üblen Sinne — das ins Tragisch-Dämonische verirrte Gretchen Gerda Müllers, während im »Lear« die geniale, elementar fortreißende, mit allen Leidenschaften und Wildheiten genährte Feuerkraft, die Werner Krauß dem tragischen Helden gibt, alle andern Darsteller gleich einer mächtigen, sturmgepackten Eiche im Kiefernwald hoch überragt.

Literarische Rundschau

Wilhelm Heinrich Riehls »Geschichten und Novellen« (neue Cottaische Gesamtausgabe) — Ludwig Thomas Gesammelte Werke (München, Langen) — Tolstojs Leben von Romain Rolland und Tolstojs Tagebücher — Schleiermacher als Mensch — Verschiedenes

Wenn es heute, bei der unseligen Zersplitterung unsers Volkslebens, noch einen Gedenktag geben kann, den das ganze Volk feiern dürfte und müßte, so war es der 6. Mai dieses Jahres, der hundertste Geburtstag Wilhelm Heinrich Riehls. Denn Riehl war einer von den wenigen, die alles, was sie wissenschaftlich erforscht und dichterisch gestaltet, unmittelbar in Gebilde umgesetzt haben, die dem Volke in seiner Gesamtheit dienen und nützen. Er hat wirklich aus dem Volke für das Volk geschaffen. Nicht nur als Kulturhistoriker, auch als Erzähler und Novellist, dem das Was stets über das Wie ging.

Als höchstes Ziel seiner kulturgeschichtlichen Untersuchungen, die er in den fünfziger Jahren in vier großen Bänden (»Die bürgerliche Gesellschaft«; »Land und Leute«; »Die Familie«) ans Licht gab und noch 1869 um das »Wanderbuch« vermehrte, schwebte ihm ein Kosmos des deutschen Volkslebens vor, der würdig sei, diesen stolzen Namen von dem berühmten Werke Humboldts zu entlehnen. Ringförmig sich erweiternd ging er von den ihm seit frühen Knabenzeiten vertrauten Verhältnissen seiner rheinisch-hessischen Heimat aus, um schließlich auch die nördlichen und südlichen Grenzbezirke des deutschen Landes in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Dabei leiteten ihn keine agitatorischen, sondern nur die sachlichen Absichten des wissenschaftlichen Beobachters und Geschichtsforschers, aber Persönlichkeit und Charakter in ihm waren zu stark ausgebildet, als daß er sich hätte versagen können, auch Stellung zu nehmen zu den sozialpolitischen Fragen und Bestrebungen der Gegenwart. Sein Standpunkt war streng konservativ; er sah das Heil in einer möglichst ungestörten Erhaltung und Entwicklung der alten deutschen Eigenarten, namentlich in einer Rückkehr des einzelnen wie der ganzen Stände zu größerer Selbstbescheidung: »Der Bürger soll wieder Bürger, der Bauer wieder Bauer sein wollen, der Aristokrat soll sich nicht bevorrechtet dünken und nicht allein zu herrschen trachten.« Eine Reform des vierten Standes schien ihm erst dann möglich, wenn die drei andern Stände sich wieder festigen und dadurch diesen vierten auseinandersprengen. Verrät schon diese Ständeteilung und -auffassung Riehls eine Befangenheit in überlebten Vorstellungen, so erst recht seine Behandlung der sozialen Frage, die ihm in erster Linie eine sittliche, keine wirtschaftliche war. Sah er doch im Verfall der Sitte die Quelle alles sozialen Übels. Von der Familie aus, dieser natürlichsten und ursprünglichsten Pflanzstätte der Sitte, wollte er die Quelle gereinigt und erfrischt wissen. Autorität und Pietät sollten wieder in ihre alten vollen Rechte eingesetzt werden; die Frau, aufs Haus beschränkt, sollte wieder die vornehmste Hüterin der Familie und damit der Sitte werden. So mußte seine Darstellung der deutschen Familie in einer Zeit, die stürmisch zu durchgreifenden Neuerungen drängte, eine Idylle bleiben, ein nicht einmal überall schöner Traum der unwiederbringlichen Vergangenheit; so wirklichkeitsgetreu er das Bild des breiten, gesättigten und heiteren Familienlebens auch in den »Pfälzern«, dem Heimatbuche von 1857, mit deren einem Teil unsre Monatshefte eingeweiht worden waren, gezeichnet zu haben glaubte und so gründlich er seine Anschauungen in dem Buche über die »Deutsche Arbeit« (1861) historisch und sozialphilosophisch zu vertiefen meinte.

Gingen in diesen Werken staatswissenschaftliche Betrachtung und kulturgeschichtliche Forschung Hand in Hand, so bewegte sich der Historiker, freier und selbständiger in den »Kulturstudien« (1859) und den »Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen« (1891), Werken, die auch von nebensächlichen Erscheinungen der Geschichte den Weg zu den großen Zusammenhängen fanden.

Aus diesem kulturgeschichtlichen Studium wuchs dann wie von selbst der Novellist und Erzähler heraus, besonders seit Riehl, ein Mitglied der Maximilianischen Tafelrunde in München, von seinem beträchtlich jüngeren Freund Paul Heyse in das Kunstgeheimnis und die feineren Kunstgesetze der Novelle eingeweiht worden war. So veröffentlichte er in den drei Jahrzehnten 1856 bis 1888 in sieben Bänden unter wechselnden Bezeichnungen und Überschriften ein halbes Hundert Geschichten und Novellen, die jetzt, in ebenfalls sieben Bänden, in neuer Gesamtausgabe bei Cotta in Stuttgart wieder erscheinen, das ehrenvollste Denkmal, das seinem Namen zum hundertsten Geburtstage errichtet werden konnte.

Er begann mit »Kulturgeschichtlichen Novellen«, die »auf dem Grund der Gesittungszustände einer gegebenen Zeit freigeformte Charaktere in ihren Leidenschaften und Konflikten walten lassen«. Die Szene ist historisch, hält sich aber von den großen weltgeschichtlichen Gestalten und Geschicken fern, um erfundene Personen in den Vordergrund zu schieben, die sich freier bewegen können, weil sie durch unser historisches Bewußtsein nicht gebunden sind und mit feinem Pinsel nach Gefallen und Behagen ausgemalt werden können, ohne mit ihrem



Hauch die Luft dieser Zeit und den Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage zu trüben. Mit einem gewissen Stolz durfte sich der Verfasser rühmen, auf diese neue Weise ein neues Feld für die Novellistik urbar gemacht zu haben, und es war wirklich ein glückliches Zusammentreffen, daß diesem Kulturhistoriker, der sich seine Stoffe aus seinen liebsten Studien, aus Jugenderinnerungen und Familienüberlieferungen holte, zugleich eine künstlerisch gestaltende Hand und die Gabe des Humors zuteil geworden waren.* Doch verlor sich Riehl, wie wohl andre Münchner, nicht an die Kunstform, sondern war im Gegenteil mehr auf die Erzählung selbst als auf ihre Einkleidung bedacht. Deshalb nannte er die zwei nächsten Bände nicht mehr Novellen, obwohl das Wesen der dort vereinigten Stücke erst recht nach guter Novellenart darin bestand, ein Seelengeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter Tatsachen zu enthüllen, sondern Geschichten, »Geschichten aus alter Zeit«. Gern ließ er sich durch dieses »heilsame Mahnwort« daran erinnern, daß fort und fort etwas geschehe, daß nicht die Reflexion, sondern die Tat den Knoten schlinge und löse, und daß die Lust des Erzählers nicht von der verführerischen Lust des Grübelns und Schilderns überwuchert werde. Außen grob und innen fein, außen sparsam und innen reich: in diesem Ziel begegnete sich seine Erzählungsart mit dem echten deutschen Holzschnitt, wie ihn Ludwig Richter erneuert hatte, und deshalb waren die beiden Bände diesem »verehrten Freunde« gewidmet, aus dessen Zeichnungen ein so inniges Gemüt, ein so frischer Humor und ein so frommer, reiner Sinn spricht. »Denn,« setzt das Vorwort hinzu, »gute Menschen zu erheben, indem wie sie erheitern, bleibt doch die erquickendste und liebenswürdigste Aufgabe des schaffenden Mannes in der Schrift sowohl wie in der Kunst« — eine Widmung und ein Ausspruch, in denen der ganze Riehl steckt. Eine kühne, alle Schranken überfliegende Phantasie, eine leidenschaftlich fortreißende Macht der Empfindung, eine die Herzenstiefen erschütternde Tragik war ihm nicht gegeben; alles an ihm war Maß, Festigkeit und Gediegenheit, doch nicht ohne Schalkheit, Witz und Satire. Ein streng sittlicher, auch wohl religiöser Sinn tritt zutage; ausharrende Glaubenstreue, brüderliche Duldung gegen Andersgläubige, erbarmende Milde gegen Arme und Verlassene, liebevolle Zurechtweisung Verirrter und ähnliche Proben der Menschlichkeit bilden meist den manchmal etwas lehrhaft, nirgends aber plump moralisierend vorgetragenen Grundton seiner Novellen, weshalb sie auch gerne einen heiteren Schluß suchen.

Sie als verkappte kulturgeschichtliche Kollegs, als unterhaltsam eingekleidete Zeit- und Sittenschilderungen oder als ein »Museum von Privataltertümern« genommen zu sehen, gegen diesen wohlgemeinten Aberglauben hat sich Riehl selbst mehrmals verwahrt. Und doch war es ihm nach zweiundvierzigjähriger Arbeit eine Genugtuung, daß seine Novellen in ihrer Gesamtheit die deutsche Kulturgeschichte eines vollen Jahrtausends durchwandern, in wechselnden Tempi und Tonarten — er selbst hat sich einmal den hübschen Scherz gemacht, einen Teil seiner Novellen mit musikalischen Tempobezeichnungen zu versehen, wie der Komponist, der er ja auch war, seine Sätze: Allegro con spirito; Larghetto; Grave; Andante religioso usw. —, in wechselnden Stimmungen und Färbungen. Nachträglich, im Schlußbande der fünfzig Stücke, hat er sich die Mühe gemacht, sie nach der Zeitfolge ihrer Stoffe auf die verschiedenen Stationen unsrer Geschichte zu verteilen, denn er blieb stets auf deutschem Boden: älteste Zeit; romantisches Mittelalter; Reformation und Renaissance; Dreißigjähriger Krieg; Rokokozeit; Revolutionszeit; Neuzeit — wobei sich ergibt, daß dem Rokokozeitalter der Löwenanteil zufällt. Das innere Band dieser Novellen war aber schließlich doch nicht nur die Kulturgeschichte des deutschen Volkes, sondern ein tieferer, man darf wohl sagen religiöser Ewigkeitsgedanke. Jedes kleinste Menschendasein, hatte der Erzähler im Laufe eines langen Lebens erkannt, steht nicht bloß im Zusammenhang mit dem Volkscharakter und der historischen Epoche, es gehört auch der Welt und allen Zeiten; denn es gehört zur großen göttlichen Weltordnung, die uns in den Geschicken unsers eignen kleinen Daseins gerade als das größte Rätsel erscheint. So gebe, meinte er, auch jede echte Novelle bei aller klarsten Lösung der psychologischen Probleme dem Leser doch immer zugleich ein Lebensrätsel auf. Deshalb nannte er den Schlußband »Lebensrätsel« und besiegelte ihn mit einer Rittergeschichte, die heute wie gestern, die zu allen Zeiten spielt und den Titel führt: »Die Gerechtigkeit Gottes«.

Dies weitverzweigte novellistische Gesamtwerk W. H. Riehls, scheinbar launisch und zufällig entstanden und doch zur Harmonie zusammenklingend, steht nun wieder wohlgefügt vor uns da, und nicht besser können wir sein Gedächtnis feiern, als indem wir es uns lesend, lernend und bedenkend aneignen als den wahrsten Ausdruck seines Wesens, in dem sich Gelehrter und Dichter zu schönem Bunde zusammenfinden.

Der Verlag von Albert Langen in München hat Ludwig Thoma, dem ein Men-

* Auch von den Novellen erschienen einige zuerst in unsern damals noch in den Kinderschuhen steckenden Monatsheften (»Jörg Muckenhuber«; »Der Dachs auf Lichtmeß«; »Burg Neideck; »Reiner Wein« u. a.).



schenalter lang durch den »Simplizissimus« und viele Buchausgaben eng mit ihm verbundenen Autor, das Denkmal einer Gesamtausgabe errichtet. Er war es ihm schuldig, denn Thoma hat dem Verlage zeitlebens an Geist, Kraft und Freiheit viel gegeben, zuletzt noch — gewiß aus eignem Entschluß und eigner Überzeugung, aber doch im Gefolge des »Simplizissimus« — sich in den Augen kurzsichtiger und übelwollender Beurteiler dem Verdacht der Gesinnungsuntreue ausgesetzt. Aber die Ehre, die der Verlag mit dieser Ausgabe auch sich selbst bereitet, wird deshalb nicht geringer. Will es doch heute etwas heißen, eine so umfangreiche und gediegen ausgestattete Bänderreihe (insgesamt über 4000 Seiten in sieben Ganzleinenbänden) auf den Markt zu bringen. Was sie enthält, ist zwar nicht der ganze, der vollständige Thoma, aber doch das Wesentliche, Beste und Kennzeichnende, das, was von ihm einstweilen weiterzuleben verdient, was von seiner Frische, Volkstümlichkeit, Bodenständigkeit und Gesundheit vor der nächsten Generation zu zeugen berufen ist. Mit der Wiederholung der offenherzigen, einen so erfrischenden Hauch in unsre literarischen Selbstbespiegelungen bringenden Erinnerungen beginnt es, sofort aber gesellt sich eine neue, willkommene Ergänzung dazu: eine Galerie von »Leuten, die er kannte«, knapp umrissene, lebenstrotzende Charakterbilder von Malern und Zeichnern (Karl Haider, Wilhelm von Diez, Friedrich Steub), Dichtern (Holger Drachmann, Ruederer, Hartleben, Wedekind u. a.), Verlegern und Politikern. Dann folgt das Stadelheimer Tagebuch, geführt während der sechswöchigen Gefängnishaft, die Thoma wegen »Beleidigung der Sittlichkeitsvereine« abzubüßen hatte, eine zwanglose, aber noch heute höchst lesenswerte Glossensammlung zu Tagesereignissen des Spätjahres 1906 und zu der Lektüre, die der Gefangene während dieser unfreiwilligen Muße mit geschärfter Kritik, aber nie ohne Humor treiben durfte. Die (ausgewählten) Gedichte Peter Schlemihls bilden den Abschluß des ersten Bandes. Der zweite bringt die Novellen und Satiren, die den Namen Thomas zuerst bekannt machten, die oberbayrischen Bauerngeschichten »Agricola«, die Wilderer- und Jagdgeschichten, die Kleinstadtgeschichten und die sie an humoristischer Schlagkraft oft noch übertreffenden Skizzen. Dann folgen, im dritten Band, die berühmten kultursatirischen Lausbubengeschichten samt der »Tante Frieda«, dem »Assessor Karlchen« und dem »Aquarium«, folgt der heute noch zwerchfellerschütternde Briefwechsel des bayrischen Landtagsabgeordneten Josef Filser und die nachgelassene Geschichtensammlung »Die Dachserin«. Der vierte und der fünfte Band gehören den größeren Erzählungen und Romanen aus der Bauernwelt: der »Hochzeit«, dem »Andreas Vöst« und der herben, wie in Holz geschnittenen Schicksaltragödie von dem »Wittiber«, der heiteren Sommergeschichte »Altaich«, der Tegernseer Geschichte »Der Jagerloisl«, der »Marget«, dem »Ruepp«. Band 6 ist dem Drama vorbehalten. Fünfzehn kleinere und größere Bühnenwerke, darunter die »Medaille«, die »Lokalbahn«, »Moral«, »Erster Klasse« und »Magdalena«, zeugen für Thomas Witz, Humor und satirische Kraft, aber auch für seinen verantwortungsvollen Ernst, seine gemütvolle Innigkeit und vaterländische Begeisterung (»Christnacht 1914« und »Der erste August«). Der letzte Band hält eine Lese aus dem Nachlaß. Da findet sich u. a. ein Münchner Roman, ein Romanbruchstück »Lola Montez« und als Hauptbestandteil eine Sammlung ausgewählter Aufsätze, die meistens Tagesereignisse zum Ausgangspunkt scharf satirischer Streifzüge, aber auch ernster, sachlicher Erörterungen und Untersuchungen nehmen. Noch einmal wiederholen sich hier Thomas Lieblingsthemen: die Kritik an dem Zeitalter Wilhelms II., die Justizpflege, das Unternehmer-, Protzen-, Phrasen- und Heuchlertum um die Wende des Jahrhunderts, die Psychologie des Bauern- und Bürgertums. Überall sucht er zum Quellpunkt des Volkstums durchzudringen, nirgends begnügt er sich mit Papier- und Literaturweisheit. Auch seine Bekenntnisse und Rechenschaften beweisen, daß Ludwig Thoma zeitlebens ein Ganzer und Aufrechter war und daß er an dem Freiheitsbanner, das er in seiner Jugend ergriff, als Fünfzigjähriger — viel älter wurde er ja leider nicht — keinen Verrat begangen hat. Sein literarisches und menschliches Denkmal steht makellos vor uns und der Nachwelt.

Wenn Romain Rolland uns das Leben Tolstojs schreibt (deutsch von O. R. Sylvester, herausgegeben von Wilh. Herzog; Frankfurt a. M., Rütten & Loening), so wissen wir alle, die wir den Verfasser einigermaßen kennen, aus seinem »Johann Christoph«, seinem »Meister Breugnon«, seinem Michelangelo oder einem seiner Dramen, daß wir mehr eine innere Biographie als eine exakte äußere Lebensbeschreibung zu erwarten haben. Auch eigentlich »französisch« ist dieses Tolstoj-Buch nicht. Auf die berühmte »clarté«, die wohl den Vorzug hat, das Wesentliche einer Persönlichkeit herauszuprägen, aber dabei auch gern unbequemen Widersprüchen aus dem Wege geht, verzichtet es, um desto mühsamer und leidenschaftlicher all den Rissen und Gegensätzen nachzuspüren, die Tolstojs Erscheinung so problematisch machen. Rolland ist weder Gleich- und Gerademacher noch Schönfärber. Er schminkt das Bild seines »Helden« nicht an, auf daß er

liebenswürdiger, heldischer, vorbildlicher erscheine; er läßt ihm all seine Flecken und Runzeln, ja, er betont seine Schwächen und Irrtümer, um aus ihrem Widerstreit mit den Schönheiten, Gaben und Kräften desto mächtiger den Menschen, den Kämpfer Tolstoj erstehen zu lassen. Denn unaufhörlicher, immer wieder neu einsetzender Kampf ist das Naturmerkmal dieses rücksichtslosen Denkers und Wollers, Kampf mit der Welt, Kampf noch mehr mit sich selbst. Nie zuvor, soviel Bücher auch schon über den großen Russen erschienen sind, ist diese Kampflinie so scharf hervorgetreten wie hier. Rolland hält sich dabei fast allein an die Werke selbst, vor allem an die Bekenntnisschriften; kaum daß er einmal die Darstellungen andrer herbeizieht. Wie ein Doppeldrama mit zwei steilen Gipfeln baut sich das innere Leben Tolstojs vor uns auf: erst der Kampf zwischen Wahrheit und Liebe, dann der Kampf zwischen Glauben und Erfüllung, beide sich auswirkend in dichterischen Werken, die wiederum in sich den Kampf zwischen absichtsloser Kunst und zweckvoller Wirkung führen. Nicht auf das Ergebnis kommt es dabei an, nicht auf die praktischen Weisungen, die sich für Mit- und Nachwelt ergeben — so sehr Tolstoj selbst in diesem ehrgeizigen Irrtum befangen gewesen sein mag —, sondern auf das Ringen, auf das Hinundherwogen der Kräfte, auf den Kampf selbst. In ihm haben wir das Heldische, das Erschütternde und Erhebende und schließlich auch das Vorbildliche Tolstojs zu suchen. In diesem Sinne sagt Rolland: »Was gilt es mir, ob Tolstoj meiner Partei angehört oder nicht? Kümmert es mich, zu welcher Partei Dante und Shakespeare gehörten, wenn ich einen Hauch ihres Geistes spüre und ihr Licht in mich aufnehme?« — in diesem Sinne tritt er jeder neuen Phase und Wendung dieses Lebens mit gleicher Unbefangenheit, mit gleicher Liebe und gleicher Gerechtigkeit gegenüber, und darum hinterläßt sein Buch, das Buch eines Ringenden über einen Ringenden, einen so nachhaltigen und fördernden Eindruck.

Als einen »Werdenden«, einen sich stetig neu Entwickelnden und Kämpfenden sieht auch der deutsche Theologe Prof. Dr. K. H o l l den »für unser Volk, für unsre Kultur, ja auch für unser Christentum zum Schicksalsmenschen gewordenen Russen«. Um das zu erhärten und zugleich die Stationen dieses Entwicklungskampfes aufzudecken, wendet er sich in einer kleinen Schrift von anderthalb Bogen an die unmittelbarste und innerlichste biographische Quelle, an T o l s t o j s T a g e b ü c h e r (Leipzig, Teubner). Rolland hat sie sich nicht entgehen lassen; sonst aber sind sie bisher lange nicht nach Gebühr beachtet und verwertet worden. Und doch lassen sie uns tiefer in Tolstojs inneres Leben blicken, als wir es bisher vermochten. Und wer ihn — aus seinen Dichtungen und Schriften — zu kennen glaubte, wird aus diesen unstilisierten Aufzeichnungen des Augenblicks, dieser wahren Beichte den Eindruck gewinnen, ihn jetzt erst wirklich kennengelernt zu haben. Denn hier sieht man den nach vorwärts lebenden, den einer ihm noch verhüllten Zukunft entgegengehenden Menschen, der mühsam erst nach Klarheit über sich selbst und nach einem bestimmten Lebensplan ringt. Bezeichnend für die Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit dieser Aufzeichnungen ist die Tatsache, daß Tolstoj »das lebendige Gefühl von Gott«, die Empfindung der Liebe zu ihm, das Einssein mit ihm mehrmals, zu ganz verschiedenen Zeiten, als e r s t maliges, nie zuvor erfahrenes Ereignis vermerkt. So ursprünglich und intensiv erlebt trat es jedesmal vor ihn hin, so unbefriedigend erscheint ihm immer wieder alles Vergangene. Mit Recht bemerkt Holl dazu: »Das ist ein andres Bild, als man es sich sonst von Tolstoj zu machen geneigt ist. Nach seinen Schriften möchte man glauben, daß er in der religiösen Welt als einer ihm ständig gegenwärtigen Wirklichkeit lebte. Hier lernt man ihn als einen Menschen kennen, bei dem die Religion mehr Sehnsucht als Erfüllung ist und der beim Ringen um sie immer wieder auf sich selbst zurückfällt.« Ähnlich geht es ihm bei dem Kampf um den ihm aufgezwungenen (wenn auch bescheidenen) Luxus. Er leidet darunter, er betet immerfort zu Gott, daß er ihn davon erlösen möchte. Aber er findet in sich nicht die Kraft, herzhaft damit zu brechen. Auch die Evangeliumsforderung der Feindesliebe stößt bei ihm auf Widerstände, die der Wille nicht so bald zu überwinden vermag; auch hier aber läßt er im Ringen nicht nach, wie denn die Tagebücher Blatt für Blatt Zeugnis davon ablegen, wie ernsthaft er es mit all diesen Forderungen nahm und wie er sich aus jedem neuen Widerstand eine neue Schwinge schuf.

Ach nein — das belegen die Tagebücher überall —, Tolstoj war so wenig wie irgendein andrer gegen Versuchungen und Verführungen seiner menschlichen Schwachheit gefeit. Im Kaukasus und in Petersburg hat er sich oft geradezu »lebenstoll« gebärdet. Und in den ersten glücklich-friedlichen Jahren seiner Ehe mit Sophie Behrs, die die Dämonen, aber auch das Daimonion von seiner Schwelle zu scheuchen wußte, war er umgekehrt nahe daran, sich in Behaglichkeit und Beschränkung zu »verliegen«. Aber er rafft sich auf, sucht und schafft sich Aufgaben, die hohe Anforderungen an ihn stellen. Da der redliche Versuch, wie seine Bauern ein rechtgläubiger Christ zu werden, mißlingt, baut er sich selbst von Grund auf, wenn auch auf den Quadern des Evangeliums, insbesondere der Bergpredigt, das Haus der Religion. Holl entschält mit Hilfe der Tagebücher behutsam und sicher den Kern



dieses Tolstojschen mehr passiven als aktiven Christentums, zeigt uns aber zugleich seine Schranken und Schwächen. Tolstoj hat das Christentum als Dichter erfaßt. Und doch: er will mehr sein als bloß ein Dichter. Er will sich mit der höchsten Wirklichkeit berühren und selbst etwas verwirklichen. Aber sein Verhältnis zu dieser höchsten Wirklichkeit war zu zweideutig und zu unsicher, als daß er von dieser Stelle aus hätte durchbrechen können. »Das Tiefste im Christentum, daß nur der sein Leben gewinnt, der es verliert, hat Tolstoj nicht begriffen.« Er ist nie wirklich innerlich frei geworden, weil er am Leben, an dieser schönen Welt klebte, obwohl er alles überwunden zu haben glaubte. Deshalb fand er zuletzt, als die Gewissensangst ihn übermannte, keine andre Lösung als die Flucht aus den ihn bedrückenden Verhältnissen ...

Doch wie kommt man zu den Tagebüchern Tolstojs selbst? Bei Georg Müller in München waren der erste Band des Alterstagebuches (von 1895 bis 1899) und der erste Band des Jugendtagebuches (von 1847 bis 1852) fast gleichzeitig mit den russischen Ausgaben in den Jahren 1917 bis 1919 erschienen. Es fehlte aber der zweite, die Jahre 1900 bis 1903 umfassende Band des Alterstagebuches und damit der wichtigste Teil. Diese empfindliche Lücke schließt sich erst in der bei Eugen Diederichs in Jena von Ludwig Berndl besorgten Ausgabe (2 Bände), die also ohne Unterbrechung die neun entscheidenden Jahre des Tolstojschen Denkens begleitet, ohne daß ein einziger Gedanke, ein einziges Wort Tolstojs über sich selbst oder sein Leben fehlt. Die Stürme und Kämpfe schweigen in diesen Jahren schon; das Wort haben die Erfahrung, die Erkenntnis und die Weisheit: wenig äußere Ereignisse, desto mehr innere Erlebnisse und Ereignisse. Der Grundsinn dieser Eintragungen ist heiter; man spürt, daß sie in und aus der Natur empfangen sind, aus der russischen Landschaft mit ihren großen Erdwellen, mäßigen Hügeln und flachen Tälern, die sich in unendliche Weiten verlieren. Wer bin ich? Was bedeutet mein Leben? Was ist die Welt? Was verbirgt sich hinter dem veränderlichen, vielheitlichen, trügerischen Zeitschleier als das Ewige, Eine und Wahre? Um diese Fragen kreist alles, sie machen das große Thema dieser Tagebücher aus. Nicht durch ein festes philosophisches System werden sie beantwortet, aber ein Grundgedanke oder ein Grundglaube schält sich als unveränderlicher Kern heraus: das Prinzip des Willens zum Guten. Und dieses Prinzip verliert sich nicht ins Metaphysische, sondern sucht Wurzeln zu schlagen in dieser Welt, auf unsrer Erde. Denn eine praktische Religion wollte Tolstoj gründen, ein von allen Dogmen und Mysterien gereinigtes, welt- und lebenbejahendes Christentum, das die Wohlfahrt hienieden zum Ziele habe. Nicht aber durch Gewalt sei dies Ziel der Weltverbesserung zu erreichen, sondern durch die friedliche, duldende Besiegung des Bösen in uns. Was Tolstoj will, ist eine Umwandlung des menschlichen Herzens, eine geistige Wiedergeburt, eine Neuschöpfung des ganzen Lebens aus der Liebe ... Man kann sich, sagt der deutsche Herausgeber in seiner Einleitung, die Tagebücher im Bilde einer Baumschule vorstellen, die der sorgliche Förster mitten im Walde anlegt: die fingerlangen zarten Pflänzchen stellen künftige Tannen und Eichen dar, die einst im Walde rauschen werden. Nicht aphorismenartige Kunstgebilde sind diese Gedanken, geprägt, gefeilt und ziseliert, sondern Naturgebilde, lebendige, sprossende, sich zu Blüte und Frucht entwickelnde Pflanzen. Dem entspricht der Gesamtcharakter des Buches: hier setzt sich der Mensch nicht in Positur, hier zeigt er sich so, wie er ist, mit seinen Schwächen und Fehlern. Deshalb läßt sich auch keine »Lehre« daraus gewinnen. Nur die Liebe zur Wahrheit können wir daraus lernen, um die Tolstoj selbst unablässig gerungen, die er mit nie ermüdender Leidenschaft geliebt hat. Mit dieser Liebe überwindet er auch den Stachel des Todes, und die schönsten Stellen des zweiten Bandes sind die, wo sich seine Seele mit dem Tode unterhält, in ehrfürchtiger Kameradschaft wie mit einem Mächtigen und Großen, aber auch wie mit einem lieben, vertrauten Freunde.

Das Geheimnis der lebendigen Wirkung, die Friedrich Schleiermacher noch heute ausübt, ist seine menschliche und geistige Vielseitigkeit. Gottesmann und Weltweiser, Patriot, Gelehrter und Erzieher, Freund und Familienoberhaupt, Berater in Staatsfragen und Herzensangelegenheiten, so steht er vor uns als der wahre, durch Kampf und Selbstzucht der Gedanken geadelte Mensch, der Menschen suchte, und der Zugang zu ihm ist uns allen offen, weil er, wie kaum ein zweiter, sein Leben und Denken aufs freimütigste offenbarte. Heinrich Meisner hat sich ein Verdienst, mehr noch um die Gegenwart als um die Geschichte, erworben, indem er uns Schleiermachers Familien- und Freundesbriefe in einer Form und Gruppierung vorgelegt hat, die uns die volle, runde Persönlichkeit sehen lassen, in ihrem Wachstum und ihrer Ausbreitung, aber auch mit ihren Schwächen, Sprüngen und Widersprüchen. Dem ersten Bande dieser Briefe, der Schleiermachers »Werden« umschloß (1783 bis 1804), ist jetzt ein zweiter gefolgt, der sein »Wirken« in den Jahren 1804—1834 spiegelt und noch berechtigter als jener den Haupttitel »Schleiermacher als Mensch« trägt



(Gotha, Fr. Perthes). Vieles tritt hier zum ersten Male hervor, andres wird mit wesentlichen Erweiterungen und Verbesserungen mitgeteilt; weggelassen sind nur die von Meisner gesondert herausgegebenen »Brautbriefe«, sowie die, in denen sich der Theologe und Philosoph ausschließlich mit seinen Wissenschaften befaßt. Für die innerliche Wirkung ist das ein unverkennbarer Vorteil. Denn nun kann sich die sittliche Kraft im Menschentum Schleiermachers um so lebenswirkender auf all die ausstrahlen, die bei ihm Führung, Erfrischung, Erhebung und Ruhe suchen. Der »Schwere« seiner wissenschaftlichen Arbeiten war er sich selbst bewußt, seine Brautbriefe verlangen eine Hingebung an persönliches Erleben, wie sie nicht jedem bequem ist; hier aber strömt sich sein Bekennertum so flüssig, so offen, so zeit- und voraussetzungslos aus, daß jeder unmittelbar daran teilnehmen kann. Das Hauptkennzeichen dieser oft wahrhaft poetischen Briefe (an Arndt, Stein, Varnhagen, Niebuhr, Schlegel, Gräfin Voß, Henriette Herz, seine Frau, seine Schwester u. a.) ist das einer immer empfänglichen, überall widerhallenden, nie ermüdenden Innerlichkeit, die Kleines und Großes mit gleicher Liebe ans Herz nimmt. Den hohen sittlichen Forderungen der Schleiermacherschen Schriften ist oft schwer nachzukommen; seine Briefe zeigen uns menschlicher und deshalb praktischer und erzieherischer, wie sich die Keime zu einer Sittlichkeit, die in jedem Menschen schlummert, durch strenge Selbstprüfung und innere Selbsterkenntnis zu dem früchtetragenden Baum der »Tugend« entwickeln lassen, der Tugend, wie Schleiermacher sie verstand. F. D.

Verschiedenes

Geschichte der deutschen Musik von Hans Joachim Moser. 2. Band, 1. Hälfte: vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Tode Haydns (mit vielen Notenbeispielen; Stuttgart, Cotta). — Zwei Jahrhunderte umfaßt dieser Teil der Moserschen Musikgeschichte, eine Zeitspanne, die ein gewaltiges, noch für die heutige Kunst unmittelbar lebendiges Stück musikalischer Vergangenheit bedeutet. Heinrich Schütz, Joh. Seb. Bach, Händel, Gluck, Mozart, das sind die Sterne an diesem Himmel; daneben aber gibt es viele, viele kleine Lichter, vergessene oder verachtete Kleinmeister, die Mosers alles belebende Darstellungskunst gleichsam wieder blank putzt und dann mit den großen zum tönenden Reigen zusammenschlingt. Denn das ist der Hauptvorzug dieses Werkes: es zeichnet mit festen Strichen den Lauf der musikalischen Entwicklung und vertieft sich doch mit Liebe und nachfühlendem Verständnis in Wollen und Können jeder einzelnen Erscheinung. Der abschließende Halbband soll von Beethovens Anfängen durchs romantische Jahrhundert bis zur Gegenwart führen.

*

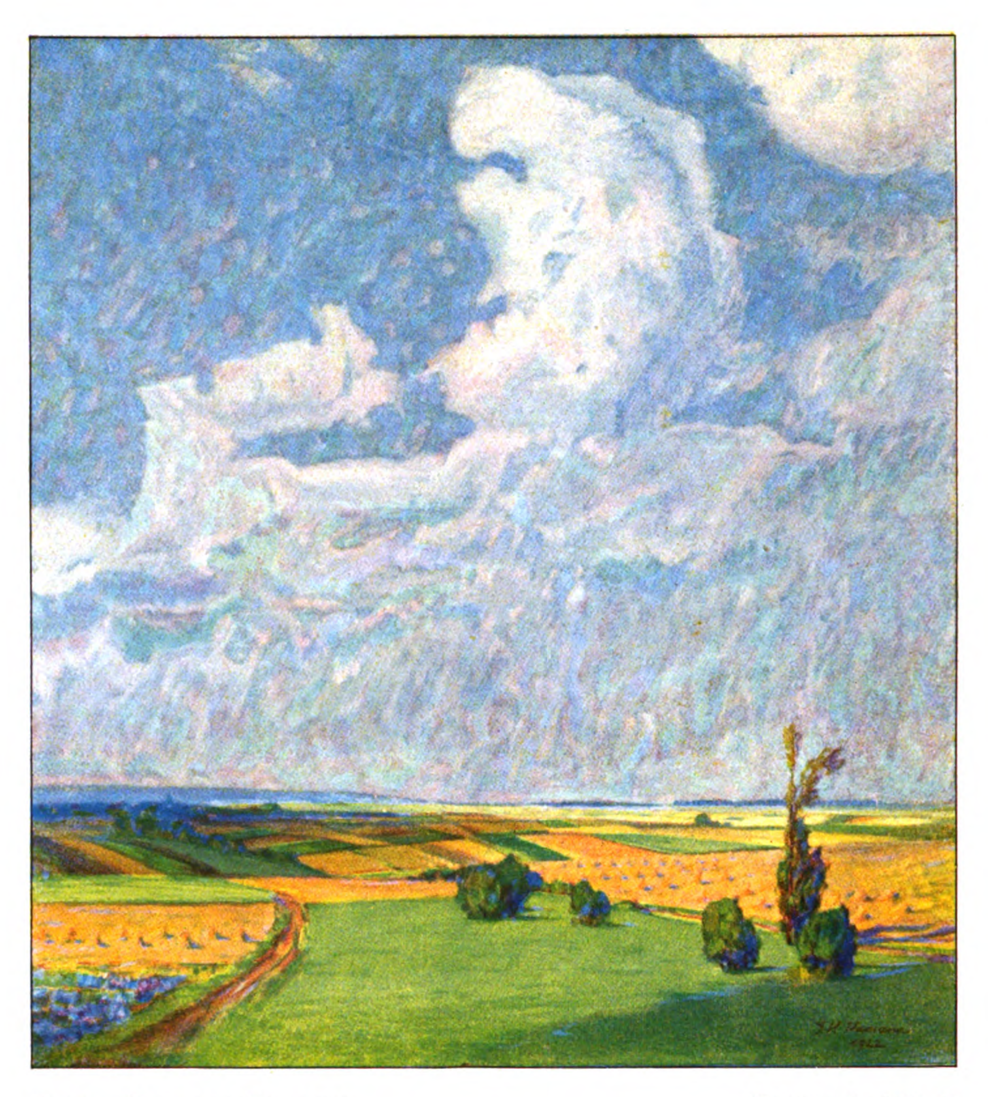
Für Selbstschriftensammler eine erfreuliche Kunde: in der »Bibliothek für Kunst- und Antiquitätensammler« (Berlin W 62, Rich. Carl Schmidt & Ko.) ist ein Handbuch für Autographensammler erschienen, verfaßt von Prof. Dr. Eugen Wolbe. Der Verfasser, selber in dieser edlen Sammlerkunst wohlerfahren, hat es sich mit Erfolg angelegen sein lassen, von diesem »Handbuch« alle Nüchternheit und Trockenheit fernzuhalten. Er belehrt, indem er plaudert und unterhält; er läßt uns spielen, indem wir lernen. Lernen, worin das Wesen der Autographen besteht, wie man sie erwirbt, wie sich die Geschichte des Autographensammlers abgespielt hat, wie sich das Autograph im Spiegel der Dichtung ausnimmt, wie sich seine Werte gewandelt haben, wie Goethe gesammelt hat, wie eine ideale Autographensammlung aussehen muß, und noch vielerlei andres über Stammbücher, Kataloge, Graphologie usw. Weit über hundert Abbildungen berühmter oder kennzeichnender Autographen durchmasern den Text der 630, von einem Namensverzeichnis und Bücherverzeichnis begleiteten Seiten.

*

Der nervöse Mensch in den geistigen Nöten der Gegenwart. Von Dr. med. Ernst Wittermann (Stuttgart, Strecker & Schröder). Ein volkstümliches Buch über die Erhaltung der geistigen Gesundheit in einer Zeit, die zu Mystik, Unklarheit und Haltlosigkeit neigt und deshalb mehr als andre der Warnungen und Weisungen eines erfahrenen Nervenarztes bedarf, wie es der Oberarzt an der Heilanstalt Wirnental in Württemberg ist. Die Darstellung bleibt auf dem Boden nüchterner ärztlicher Erfahrung und hält sich von jeder politischen Parteilichkeit fern.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.





Gustav Hermann Hamann: Sommerlandschaft

Im Besitz des Herrn Jacob Winter in Kopenhagen



Zwischen Glück und Vollendung

Novelle von Hermann Lint

I

Kurt-Werner stand am Vorabend seines fünfundvierzigsten Geburtstages. Seit etwa drei Jahren von seiner Frau geschieden, lebte er das Leben seines zweiten Junggesellentums, und niemand seiner Umgebung konnte leugnen, daß er es verstand, die Reize und Möglichkeiten dieses ihm von vielen beneideten Zustandes auszunutzen.

Kurt-Werner gehörte nicht zu den Menschen, die sich einsam fühlen. Umgeben von einer behaglichen Behausung, die hunderterlei künstlerischer Schätze und Erinnerungen eigner Reisen und Forschungen barg, durch sein leichtes und gefälliges Naturell ebensosehr wie durch seine Vielgewandtheit und sein Wissen in einem Kreise teils literarischer, teils akademischer und künstlerischer Menschen gern gesehen, spürte er stets jene warme Berührung des Lebens, die ein untereinander befreundeter Menschenkreis zu geben vermag.

Aber am stärksten hatten vielleicht die vielen und niemals restlos ihn ausfüllenden Erlebnisse mit Frauen und vor allem auch der enttäuschende Abschluß seiner eignen Ehe ihn zum Einsambleiben veranlaßt. Und wenn er auch zuweilen ganz leise das Ticken von etwas wie Sehnsucht nach jemand anderm verspürte, so waren das nur Sekunden gegenüber Tagen, ja Wochen. Und wie oft hingegen kam es vor, daß er, spät nach Hause kommend, sich langsam in den Sessel streckte und tief und befriedigt die Stille und das Einsamsein seiner Gemächer einsog. Er konnte dieses Einsamsein so gut ertragen.

Es kam ihm durchaus nicht verwunderlich vor, den Vorabend seines fünfundvierzigsten Geburtstages im Kreise einiger Damen und Herren zu verleben, die sich schon lange diesen Abend mit ihm als ein besonderes Vergnügen aufgespart hatten.

Nach einem kurzen Abendessen schickte man sich an, ein kleines Theater zu besuchen, wo einige stille, aber künstlerisch beachtenswerte Stücke gegeben wurden.

In dem zweiten dieser Einakter nun geschah etwas, was Kurt-Werner aus einer gewissen Langenweile herausriß, welche die nicht gerade sehr belebende Vorstellung auf den verwöhnten Theaterbesucher auszuüben anfing.

Die Gestalt einer anscheinend noch ganz jungen Schauspielerin hatte ihn plötzlich gefesselt. Schon in einer andern Szene des Stückes war ihm eine Stimme aufgefallen, deren Klang sonderbar schwingend erschien, selbst wenn nur ein Paar belanglose Sätze von ihr herrührten. Aber die Szene war zunächst matt beleuchtet gewesen — eine alte

Spelunke in einer Hafenstadt darstellend —, und man hatte, zumal da sich wichtigere Personen auf der Bühne zeigten, die aus dem Hintergrund kommende Kinderstimme nicht auf eine bestimmte Gestalt zurückführen können. Freilich, als ein Augenblick der Ruhe eintrat und man nun sehr deutlich ein altes Kinderlied, von dieser Stimme halb gesungen, halb geplaudert, vernehmen konnte, richteten sich mannigfache Gläser auf den Ausgangspunkt dieser zarten, traurig-dämmerhaft klingenden Weise, und Kurt-Werners Nachbarin flüsterte ihm leise zu: »Hören Sie nur, dieses reizende Organ ...«

Aber schon deckte wieder der laut einsetzende Verlauf des Stückes die Episode zu.

Jetzt jedoch, in einer erleuchteten Szene, sah man die Kleine vor sich: ein Mädchen mit halbgeöffnetem Haar, einem zarten, fast verhärmten Gesicht, aus dem die großen dunklen Augen unbeweglich zu starren schienen. Bekleidet war sie mit den üblichen Theaterlumpen, die nie ganz echt aussehen, weil nur die Zeit und nicht die Schere wirkliche Löcher und Risse zu reißen vermag.

Sie hatte ein paar Sätze zu sagen, furchtsame, verschlossene Worte, ohne viel Geste und Beiwerk. Aber die Stimme klang wie vorhin, und es kam Kurt-Werner einen Augenblick vor, als ob die Süße dieser Sprechweise irgendwie mit dem Leide ihrer Augen oder der Schmalheit ihres Gesichtes zusammenhängen müsse.

Auch er setzte nun ein Opernglas an. Und er dachte eine winzige Sekunde lang, wie es doch eigentlich seltsam sei, daß der Mensch, nie genug an der Unmittelbarkeit eines Genusses habend, ihn sofort durch irgendein andres Mittel der Beobachtung zu bestätigen und zu prüfen sucht. Er fühlte ganz genau: es interessierte ihn, festzustellen, ob sie wohl in der Wirklichkeit so aussehen, so wirken mochte, wie sie von der Bühne her erschien. Und er stellte mit eigentümlicher Befriedigung fest, daß ihr Schminke und Aufmachung nur sehr wenig zur Steigerung ihrer eignen Züge verholfen haben konnten.

Kurt-Werner fühlte, wie ihn ein seit langem ungewohntes leises Zittern beschlich. Er wollte in das Programm sehen, um den Namen des Mädchens zu ermitteln. Die Dunkelheit hinderte ihn daran. Er benutzte die Pause zum dritten und letzten Stück dazu. Da las er:

Hannchen, Rockebaals Tochter ... Margarete Rauth.

Und gleichzeitig bemerkte er, daß Fräulein Rauth in dem letzten Stück anscheinend nicht mehr erscheinen würde. Das verdroß ihn.

Der ganze Eindruck, der so unerwartet eine merkwürdige Nervosität bei ihm gelöst hatte, ließ ihn in eine recht ungeburtstägliche Stimmung verfallen.

»Sie sind heute gar nicht in der rechten Laune,« neckte ihn eine der Damen, »wir hätten irgendwo hingehen sollen, wo man lacht!«

Kurt-Werner machte eine leichte Gegenbemerkung und ärgerte sich im stillen, daß man von ihm eine Laune erwartete, die zu gewährleisten er sich keineswegs verpflichtet fühlte. Er war froh, als der Vorhang wieder in die Höhe ging, und er die kleine Rockebaal von vorhin wieder auf der Bühne sah. Diesmal in mondäner Gesellschaft, freilich das naive Töchterchen einer schon stark an das Demi-Mondäne heranreichenden Mutter. Aber sie konnte nun auch lachen und sich beweglicher zeigen. Ein rotes Kleid von greller Farbe gab ihr ein verändertes Kolorit gegenüber dem vorhergehenden Stücke. Zu sagen hatte sie wenig. Aber ihm genügte es, daß sie da war.

Und nun geschah doch wiederum etwas, was an das Vorher gemahnte. Durch irgendeine Verwicklung, an der die kleine Weltdame nicht die geringste Schuld trug, hatte sie den Zorn ihrer Mutter erregt, die in einer auffallenden Seidenrobe, roter Perücke und widerlichen Ohrringen mit ein paar dekadenten Liebhabern an einem Spieltisch gesessen hatte. Die Mutter stürzte auf sie zu, alle Kontenance verlierend. Sie dagegen drängte sich angstvoll in eine der Nischen dieses gewiß nicht einwandfreien Lokals. So stand sie eine Sekunde mit weit aufgerissenen Augen, unbeweglich, starr in einer Pose des Entsetzens, und ihre Augen — Kurt-Werner glaubte diese Augen einmal gesehen zu haben, früher in Rom, als die Duse spielte.

»Das ist die Kleine von vorhin,« sagte die lästige Nachbarin halblaut.

Er hingegen sah regungslos hinüber, bis sich die kurze Szene beendete. Dann dachte er: Welche von beiden Schauspielerinnen, die auf dem Programm standen, war für die andre eingesprungen? Und er wurde sich rasch klar, daß jetzt ebensoviel Chance für

ihn vorhanden war, ihren Namen zu wissen oder nicht zu wissen.

Er hätte am liebsten noch am gleichen Abend den Zweifel gelöst. Aber das ließ nun einmal die Situation nicht zu. Und ganz abgesehen davon, daß er seine Freunde nicht verlassen konnte, fühlte er zunächst noch eine Unschlüssigkeit, die aus seiner inneren Verfassung kam.

Unzweifelhaft hatte ihn die Gestalt der Kleinen auf das lebhafteste gefesselt. Er spürte deutlich, daß es keine flüchtige Begegnung sein werde, wenn er sie kennenlernte, er spürte das mit jener Deutlichkeit, die gerade deshalb zuweilen so überzeugend wirkt, weil sie nur im Gefühl und durchaus nicht in der Logik liegt. Denn was an Hindernissen konnte nicht gerade zwischen ihm und dieser jungen Schauspielerin liegen? Hatte sie nicht längst einen »Freund«, der vielleicht viel reizvoller erschien als er, schon weil er jünger sein mochte? Oder war sie nicht sicherlich auf ganz andre Menschen abgestellt, auf Bühnenmenschen oder auch vielleicht recht mondäne Elegants? Er sah zu Hause in den Spiegel. Man konnte nicht sagen, daß er irgendwie gealtert aussah. Sein etwas zerklüftetes Gesicht, umrandet von dichtem, mit wenigen weißlichen Streifen untermischtem blondgrauem Haar, war interessant genug, um das Erforschen seiner Jahre überflüssig erscheinen zu lassen. Seine hellen Augen verrieten kein Alter. Und um seinen Mund lag kein Zeichen früherer Geschehnisse, sondern eine heitere, zuversichtliche Linie.

Von den Besorgnissen abgesehen, die ihn in den letzten Jahren jede Fesselung an eine Frau vermeiden ließen, stürzte er sich gern in neue Erlebnisse, vor allem, wenn sie wirklich etwas Neues zu bieten versprachen. Aber vor der Anknüpfung dieser Begegnung schrak er zurück. —

Am nächsten Morgen fand er seinen Geburtstagstisch mit Briefen beladen, dazu einige Blumenarrangements und Fliederdolden, die an das erste Frühjahrsbeginnen gemahnten, Pakete und Aufmerksamkeiten von Freunden, Verwandten und Untergebenen. Er liebte es, bedacht zu werden. Er reckte sich in seinem Morgenanzug, vor diesen vielen Gedenkzeichen stehend, und betrachtete einen Augenblick völlig abgelenkt den bunten Tisch, auf den einige Morgensonnenlichter fielen. Er war doch glücklich, nicht wahr? Das Glück der Einsamkeit war um ihn. Das Bedachtwerden von so vielen, die einem näher waren, als man meinte, ohne daß man durch sie behindert oder beeinträchtigt wurde! Da dachte er wieder an den gestrigen Abend.

Wenn er sich in ein neues, ganz großes, weit ausspannendes Erlebnis verstricken ließ? Welche Folgen mochte das für ihn haben, wie mochte das alles hier umstürzen? — Und wiederum: nur auf einer ganz breiten und für eine lange Zukunft ausgespannten Basis schien ihm überhaupt eine Möglichkeit zu bestehen, sich wieder und ernstlich für ein Geschöpf zu entzünden, das bei ihm von vornherein einen so starken Eindruck hinterließ wie jene kleine »Rockebaal« von gestern.

Er beschloß, seinem Schwanken ein rasches Ende zu bereiten.

Er wollte sie zu beobachten versuchen, er wollte gewissermaßen Fingerzeige dafür finden, daß er es wagen durfte, sich in diese Begebenheit zu verstricken. Er kam sich selbst pedantisch vor. Ist das vielleicht das Alter, fragte er sich, daß man nicht wie einst, glücklich, überhaupt einen neuen Quell romantischen Erlebens gefunden zu haben, dahinstürmt wie ein Siegfried in den Wald, ohne Besinnung und ohne Bewertung des Kommenden, nur dem Wunsch, dem Willen, dem Begehren nach? Hatte er früher nach Hindernissen gefragt, hatte er früher Konsequenzen überdacht, wenn er spürte, daß etwas ganz Unmittelbares in ihm anschlug?

Noch an demselben Abend gegen zehn Uhr stand er vor dem Theater. Alle Verabredungen, die für seinen Geburtstag getroffen worden waren, hatte er fallen lassen, eine kleine Reise vorgeschützt und sich seinen Freunden entzogen.

Es ist immer etwas Merkwürdiges, dieses Vor-einem-Bühneneingang-Warten. Man fühlt, wie stark man beobachtet wird. Man wird beobachtet von dem Pförtner und seinem etwaigen halbaufgeschossenen kleinen Mädchen, das natürlich alle kennt, den Direktor und den Regisseur, die Inspizienten und die Hilfsregisseure, die Bühnenarbeiter und erst recht sämtliche Darsteller und Darstellerinnen, die Großen wie die Kleinen, von den Heldinnen und Helden bis zu den regelmäßigen Statisten und den gelegentlichen Mitwirkenden. Und man wird auch

selbst von allen diesen wieder mehr oder minder kritisch bemerkt und vorgemerkt.

Ja, man ist sehr bald an einem solchen Ausgang bekannt, schon etwa, wenn man zwei- oder dreimal dort gewartet hat. Nicht man selbst erregt das Interesse. Das Interesse ist durch denjenigen gegeben, den man erwaret. Denn an jedem, der durch einen solchen Ausgang geht, hängt ein ganzes Flitterwerk kleiner Klatschereien, Eifersüchteleien und Geschichten.

Kurt-Werner hatte bald ermittelt, daß die Tochter Rockebaals in der Tat Fräulein Rauth gewesen war. Aber was nützte ihm diese Ermittlung? Er wußte, daß das Briefeschreiben an junge, hübsche und beliebte Schauspielerinnen nur dann einen Erfolg hatte, wenn diese gerade nicht so geschaffen waren, wie man es als anständiger Mann zu wünschen hatte. Sonst wanderten derartige, noch so artig abgefaßte Schreibereien wohl immer in den Papierkorb. Und Blumen? Eine Banalität, dachte er und fügte hinzu: besonders für diesen Fall.

Seine Beobachtungen waren nämlich schon am ersten Abend über die bloße Ermittlung ihres Namens hinausgegangen. Er hatte Margarete aus dem Theater kommen sehen und sich mit ihrem äußeren Bilde einigermaßen vertraut gemacht. Aus einer Zahl von vier oder fünf Kolleginnen, die gleichzeitig den kleinen Torweg lachend und schwatzend passierten, hatte er sie sofort herauserkennen können.

Sie sprach lebhaft, häufig ihre Worte durch ein helles Lachen unterbrechend, und es dauerte eine ganze Zeit, ehe sich die Kolleginnen trennten.

Ihre Sprache war fast wie auf der Bühne, klingend und schmiegsam. Ihr Aussehen bestätigte sein früheres Empfinden, daß sie sich auf der Szene nicht sonderlich durch Schminkkunst entstellte. Tief und melancholisch traten die Augen aus ihrem blassen Gesicht hervor, wenn sie nicht gerade lächelte. Sie sah jedenfalls nicht wie eine »Schauspielerin« aus, war weder übertrieben angezogen, noch — was man als Gegensatz hierzu so häufig bei diesem Berufe bemerken kann — besonders salopp oder buntscheckig gekleidet. Wie ein gutsituiertes junges Mädchen der mittleren Stände sah sie aus.

Aber alle diese Bemerkungen konnte er nur einen Augenblick anstellen. Denn schon war das Theater beendet, und eine Menge von Besuchern strömte über die Straße und machte es unmöglich, die noch eine Zeitlang zusammenstehenden Mädchen, zu denen noch ein paar jüngere Schauspieler hinzugekommen waren, irgendwie mit den Augen oder Ohren zu beobachten.

Kurt-Werner sagte sich auch sofort, daß diese Art von Beobachtungen wenig nach seinem Geschmack war. Was er hatte herausfühlen wollen, wußte er jetzt. Sie war unzweifelhaft auch im Leben von jener bestrickenden Naivität, die sie auf der Bühne wiedergab. Eher etwas ungeschliffen als übertrieben oder gekünstelt. Das alles und der ganze äußere Eindruck dieses ihn entzückenden Wesens machte ihn glücklich. Aber was sollte nun geschehen?

Er beschloß auf dem Nachhausewege, am nächsten Tage noch einmal vor das Theater zu gehen. Vielleicht würde sich eine Möglichkeit ergeben, sie irgendwie anzusprechen.

Er ging diesmal etwas früher. Es traf sich, daß der Portier vor dem Tore stand. Er sah aus wie ein alter abgedienter Schauspieler aus der Provinz. Aber seine Manieren waren anscheinend durchaus servil geworden.

»Der Herr waren wohl schon gestern hier?« fragte er nach einer Weile und bestätigte damit ohne weiteres, was Kurt-Werner schon von der Psychologie des Bühneneingangs wußte. »Es wird heute etwas länger dauern,« fuhr er fort, »wir haben zehn Minuten später angefangen, weil einer der Herren sich verspätet hatte.«

Kurt-Werner reichte ihm eine Zigarette.

Das Gespräch ging damit weiter. Kurt-Werner leitete es von verschiedenen Dingen, die sich nicht auf das Theater bezogen, immer wieder darauf zurück und verstand es schließlich, den Alten ohne irgendwelche besondere Auffälligkeit auf die jungen Schauspieler und Schauspielerinnen dieser Bühne zu bringen.

»Unser Direktor versteht sich darauf,« meinte der Alte, »die jungen Leute heranzuziehen. Viele sagen, daß er sie ausbeute, nämlich zu niedrigen Gagen verpflichte, ehe sie noch etwas sind, und später von ihnen profitiere. Na, in meiner Zeit,« setzte er elegisch hinzu, »war das nicht anders. Mein Direktor in Halberstadt hat es mit uns auch so gemacht.«

»Machen die jungen Leute von hier aus nicht ganz gute Karriere?« fragte Kurt-Werner, dem daran lag, das Gespräch wieder auf die Möglichkeit hinzulenken, etwas über Margarete zu hören.

»Gewiß,« erwiderte der Alte. »Schon haben wieder zwei etwas für die Provinz angenommen, wo sie die ersten Rollen spielen werden. Der Bergewald und die Rauth.«

Kurt-Werner blieb zunächst ganz regungslos. Was bedeutete das? Kam sie nun gleich von hier fort und etwa mit einem befreundeten Kollegen zusammen an eine neue Bühne?

»Das sind wohl sehr talentierte junge Leute?« fragte er.

»O ja,« meinte der Portier selbstbewußt. »Ganz besonders die kleine Rauth. Die wird ihren Weg machen.«

»Wohin geht sie?« fragte Kurt-Werner.

»Die Rauth? Nach München, glaube ich,« sagte der Alte.

Und schon kamen die ersten Schauspieler aus dem dunklen Torweg heraus.

Kurt-Werner ging auf die andre Seite der Straße. Er war fest entschlossen, Margarete kennenzulernen. Vielleicht verließ sie die Großstadt schon sehr bald. Er wollte keine Zeit mehr verlieren.

An ihrer karminroten Mütze erkannte er sie. Wieder verabschiedete sich ein Haufen von Menschen langsam und unter Lachen. Sie ging mit einer Kollegin und einem jungen Schauspieler, dessen er sich von gestern erinnerte, bis zu dem breiten Platze am Ende der schmalen Straße, an der das Theater lag. Kurt-Werner folgte ihnen, immer das Rot ihrer Mütze als Zeichen in der Dunkelheit vor sich.

Als dann Margarete — nunmehr ganz allein — an der Haltestelle der Straßenbahn stand, beschleunigte er sich. Er sagte sich, daß er ihr irgendwie ganz unmittelbar gegenübertreten und daß seine Anrede so verblüffend sein müsse, daß eine Ablehnung gar nicht mehr möglich sein würde. Er legte sich einen Plan zurecht und bestieg demgemäß zunächst die vordere Plattform der elektrischen Bahn, die auch sie benutzte.

Als Margarete nach einer ziemlich langen Strecke in westlicher Richtung die Bahn verließ, eilte er ihr nach, und als sie ihren Schritt verlangsamte und, anscheinend nicht unbeeinflußt durch die merkwürdig sommerliche Mainacht, ihren Weg schließlich immer gemächlicher fortsetzte, wagte er sie anzusprechen.

»Entschuldigen Sie mich bitte, Fräulein Rauth ...« sagte er.

Sie sah ihn ziemlich verwundert an, jedoch nicht so, daß er sein Vorhaben verloren glaubte.

»Ich hörte heute, daß Sie einen Ruf nach München angenommen haben. Da ich seit einiger Zeit Ihrem Spiel ein großes und aufrichtiges Interesse entgegenbringe, so möchte ich Ihnen zu Ihrem Erfolge gratulieren ... wenn Sie es mir erlauben.«

Und nun geschah etwas, was ihn so sehr entzückte, wie es warm empfindende Menschen wohl immer entzückt, wenn sie statt einer erwarteten nüchternen und überlegten Zurückhaltung den Hauch eines Von-Mensch-zu-Mensch-Redens verspüren. Ihr Gesicht nahm keinen Zug verletzter Hoheit, keinen Vorwurf mißachteter Etikette an, sie lächelte nur ein wenig. Dann streckte sie ihm spontan die Hand entgegen. »Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit,« sagte sie. »Ja, ich gehe nach München. Ob zu meinem Nutzen, wer weiß! Denn die große Stadt hier bleibt immer ein Sammelpunkt aller neuen Anregungen. Aber ich werde dort gute Rollen bekommen und mich freispielen können.«

Kurt-Werner atmete auf. Mehr als das. Er fühlte, wie ihn etwas ganz Unerwartetes hob und mit sich nahm. Was war das? Wie hatte er erwarten können, daß sie ihm mit solchem Freimut gegenübertrat, einem Freimut, der — ganz fern von irgendwelcher Überspannung der gesellschaftlich gesteckten Grenzen — eine Leichtigkeit barg, die die Tyrannei der gesellschaftlichen Formen sonst so sehr zu unterdrücken pflegte? Lag nicht in diesen wenigen Worten schon ein Einblick in Einzelheiten ihres Wesens? Lag nicht Wagemut genug in der Art, wie sie einem Fremden gegenüber ihren Entschluß motivierte, wie sie ihn sich selbst zurechtgelegt hatte?

»Ich verstehe zu wenig vom Theater, um Ihren Entschluß bewerten zu können,« sagte er etwas verlegen und kam sich selbst überaus armselig mit dieser nichtssagenden Anmerkung vor. Er fühlte, daß er etwas Besseres, Persönlicheres hinzusetzen mußte: »Ich bin der Ansicht, daß Ihnen die kleinen Rollen, die Sie gerade jetzt spielen, ausgezeichnet liegen. Und die ganze Umgebung

und das hohe schauspielerische Niveau dieser Vorstellungen kommt natürlich jedem, der mitwirkt, zugute.«

»Und doch möchte ich hinaus ...« gab die Kleine zur Antwort, und über ihren schmalen elastischen Körper, der silhouettenhaft in der mondhellen Nacht wirkte, schien ein Vibrieren zu gehen, fast wie ein Sichspannen und Sichrecken. »Ich möchte Hannele spielen und die Wendla, und man hat mir sogar das Gretchen versprochen. Aber Sie wissen ja wohl, was Versprechungen am Theater zu bedeuten haben.«

Eine merkwürdige Vertrautheit lag in ihrer Stimme. So war es Kurt-Werner vielleicht weniger wunderbar, als es der allererste Ansatz ihrer Begegnung gewesen war, daß sie wenige Minuten später zusammen in einem kleinen bunten Café der nächsten Nachbarschaft saßen.

Es war, als ob die Stimmung von vorhin einen Augenblick verflöge und einer etwas befangeneren Situation Platz mache. Aber das währte nicht lange. Sobald wieder das Gespräch zum Theater hinüberlenkte, stellte sich von neuem die Leichtigkeit der Unterhaltung ein, die aus dem Sprudelnden und Heiteren in Margaretes Natur hervorzuströmen schien.

Kurt-Werner war den Umgang mit Schauspielern wenig gewöhnt. Um so mehr ließ er sich jetzt von den vielen lebhaften und unvoreingenommenen Themen mitreißen, die in der nächsten Viertelstunde ihren Gesprächsstoff bildeten.

Sie unterhielten sich über das Theaterleben der großen Stadt, über viele der sogenannten »prominenten« Darsteller, mit denen Margarete schon auf der Bühne gestanden hatte, über die Mäßigkeit der Honorare und über das Filmen.

Langsam tastete sich Kurt-Werner auf das persönliche Gebiet ihres Lebens vor. Er tat das mit großer Vorsicht, denn irgendeine instinktive Eingebung sagte ihm, daß hier ein ganz andrer Ton in ihr anklingen würde. Und er hatte recht.

»Meine Laufbahn? Das ist ein eigenartiges Kapitel, Herr Doktor. Ich spreche nicht gerne davon. Ich wünsche sie niemandem, der nicht wie ich das Glück hat, schließlich etwas zu erreichen.«

Ihr Gesicht hatte eine völlig veränderte Fassung angenommen. Es war, als ob sie die ganze Umgebung und das ganze vorhergehende Sprechen vergessen hätte.

Sie erzählte ihm, mehr durch Andeutungen als mit präzisen Angaben, einen großen Teil ihres Lebens. Sorge, Kampf mit der kleinbürgerlich-befangenen Familie, mit lästigen Theaterleuten und neidisch-intriganten Kolleginnen, Begegnungen mit den traurigsten und schmutzigsten Seiten des Lebens, von denen sie zuweilen, wenn auch in weiter Entfernung, Augenzeuge wurde.

»Wenn Sie das alles ermessen können,« sagte sie nach einer Weile des Erzählens, »dann werden Sie vielleicht verstehen, daß ich« — sie lächelte ein wenig — »nicht immer das Leben als der Güter Höchstes angesehen habe.« Und ernster werdend: »Sie werden sogar begreifen, daß ich mir eine Zeitlang nichts sehnlicher wünschte als das Sterben.«

Sie konnte wohl kaum bemerken, daß Kurt-Werner diese Worte mit einem sehr seltsamen Gesichtsausdruck aufnahm. Aber er konnte den Gedanken nicht weiterspinnen, weil Margarete sogleich eine fragende Wendung an ihre letzten Sätze knüpfte, so daß er etwas sagen mußte.

»Jetzt jedenfalls,« antwortete er ganz schlicht, »ist Ihnen das Leben wieder lieb geworden, nicht wahr?«

Sie nickte. »Ich möchte aber die trüben Zeiten in meiner Erinnerung nicht missen,« sagte sie dann. »Ich wüßte gar nicht, wie ich zum Beispiel die letzte Szene der Wendla in Frühlings Erwachen spielen sollte, wenn ich mich nicht selbst einmal ganz dicht vor den Tod gestellt hätte. Denn wissen Sie, das erscheint mir als das Eigenartigste, wenn ich zurückdenke, daß ich sterben wollte und mich doch gleichzeitig so sehr vor dem Tode fürchtete. Ich glaube, die Menschen, die sterben wollen, haben gar keine rechte Vorstellung von dem, was sie nun eigentlich wollen. Die Sehnsucht nach dem Sterben ist wohl nur ein ganz starkes, alles überdeckendes Bedürfnis nach Abschluß, nach Ruhe, nach Aufhören. Aber das Aufhören selbst kann man sich ja gar nicht vorstellen, nicht wahr? Und so denkt man dann immer wieder, daß — wenn man tot ist — jemand kommen muß und einen streichelt oder bettet oder daß man ganz von weitem, wie durch einen Glassarg, das Leben weitergehen sieht und doch frei davon ist, erlöst, entkleidet.«

Sie fing an zu leuchten.

Ja, er begriff, was dieses Sterbenwollen für sie bedeutet hatte, wie es Erlebnis und Gestalt geworden war, wie es ein Dunkel plötzlich in blitzerleuchtete Silhouetten verwandelt hatte, wie sie immer wieder auf diese alles besagenden Akkorde zurückgriff, wenn sie sich in das Sterben andrer versetzte. Ja, diese Sehnsucht war Musik ihres Lebens geworden, die nicht mehr selber klingend, etwas ganz Geheiligtes in ihr anklingen lassen konnte. War dieses Erinnern nicht wie eine Kirche, in die man nur noch ganz zuweilen geht, dann aber voller Tränen und aufgerührt durch Dinge, die viel weiter zurückliegen als der Gottesdienst vom Sonntag zum Sonntag?

»Aber das ist nun alles vorüber,« sagte sie, wieder heiterer werdend. »Jetzt ist alles bei mir Zukunft geworden!«

Sie gingen nun langsam den Weg vom Café zurück in die Gegend ihres ersten Zusammentreffens.

Es erschien ihnen beiden so ganz selbstverständlich, daß sie sich wieder-, und zwar bald wiedersehen würden, daß ein paar Worte für eine neue Verabredung genügten. Unter dem großen Portal der fünfstöckigen Mietskaserne, in der Margarete ein Pensionszimmer bewohnte, trennten sie sich.

Langsam schritt Kurt-Werner die breite Straße zurück. Er war noch so völlig benommen von dem durchlebten Wagnis, daß er gar nicht überlegte, ob er zu Fuß weiterwandern oder bis zu seiner durchaus nicht nahen Wohnung ein Gefährt nehmen sollte.

Hatte er eine Furcht davor empfunden, nach allen seinen Erinnerungen und in seiner jetzigen, ruhig ausgewogenen Lebensweise sich einem so jungen, noch dazu der Bühne gehörenden Geschöpfe zu nähern, so umrauschte ihn jetzt ein Gefühl lange nicht verspürten Glückes. Er fühlte seit langem wieder einmal, was es bedeutete, nicht in einer gewissen, alltäglichen Geruhsamkeit und Gemächlichkeit etwas wie Glück zu verspüren, sondern von dem Glück getragen, gehoben, beflügelt zu werden. Er hätte am liebsten nach dem jungen Grün der Bäume gegriffen, das sich ganz leise, aber doch voller Willenskraft an die mainächtlichen Winde warf. Er hatte seit Jahren den Frühling nicht mehr beachtet. Jetzt glaubte er zu begreifen, daß man niemals zu alt wird, um den Frühling zu erleben. Auch der Frühling ist eins der Instrumente, die der Mensch zum Erklingen bringen kann — aber er muß die Melodien dazu im Herzen haben. So dachte er.

Immer hörte er ihre Stimme. Selbst als er in die geräuschvolle Gegend des mittleren Westens zurückgelangte, schien ihm der Lärm der letzten Bahnen, der schrillenden Autopfeifen und das häßliche, dumme Lachen der weinseligen Passanten zu verstummen, und er drehte sich einmal ganz spontan herum, weil er darauf hätte schwören mögen, daß ihre Stimme hinter ihm herging. Und er war doch alles andre als ein Phantast!

Plötzlich fiel ihm eine Frage ein, die er noch an sie hatte stellen wollen, eine ganz sachliche, mit dem Bühnenleben zusammenhängende Frage. Wie dumm, dachte er in demselben Augenblick, eine solche Frage würde sie doch langweilen. Und dann fiel ihm wieder ein, wie behende und gewandt sie auf alle Wendungen des Gesprächs eingegangen war, wie ihr nichts langweilig erschien, was er an Gesprächsstoffen aufgriff.

So wirbelten in dieser Nacht Eindrücke aller Art um ihn her, die sich nicht in ein Ganzes fügen wollten.

Als er in seinem Junggesellenheim die Stehlampe an seinem Schreibtisch anknipste und einen Augenblick aus seinen Träumereien zu erwachen schien, fielen ihm ein paar längliche weiße Briefumschläge in die Hand. Einladungen. Eine zu einem Tee mit Tanz, eine andre zu einem späten Nachtessen, wieder eine andre lud in geschnörkelten Buchstaben zu einem Kostümfest. Er hätte sie am liebsten zerrissen. Wenn er sie jetzt als unliebsame Zeichen eines ihm heute nacht sehr lästig erscheinenden Teils seines Lebens wieder zusammenfaltete und beiseitelegte, so geschah es nur, um das Absagen nicht zu vergessen.

Kurt-Werner war bisher der Ansicht gewesen, daß sein Leben im großen ganzen in Bahnen lief, denen zu folgen sein eignes Bestimmungsrecht war. Hatte man ihm dann und wann vorgeworfen, daß er sich von einer Frau oder bestimmten Verhältnissen ins Schlepptau nehmen ließe, so begnügte er sich mit dem einfachen Protest, daß sein eigner Wille eben auch einmal dahin gehen könne, sich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Es gefiel ihm zuweilen ebenso

Amboß wie Hammer zu sein. So bewahrte er sich eine Freiheit der Handlungsweise, selbst wenn sie andern unfrei erscheinen mochte. Bereut hatte er solche Stellungnahme nie. Selbst damals nicht, als sich seine Frau von ihm trennte und gute Freunde ihm klarzumachen suchten, daß das lange Hinundherlavieren zwischen den traurigen Klippen einer zerbrochenen Ehe überflüssig und letzten Endes vom Übel gewesen war. Er hingegen wußte, ohne daß er es andern mitzuteilen für nötig hielt, daß dieses verzweifelte Festhalten an sterbenden Dingen und das damit verbundene Hin und Her an Stelle der geraden Linie so ganz und gar in seinem Wunsche begründet war, gewesenen Schönheiten seiner ersten Ehejahre eine Pietät zu wahren. Und als dann jene Frau unter Verhältnissen, die Kurt-Werner verächtlich erschienen, von ihm ging, sprach er sich erst recht von jedem Vorwurf des Verzögerns frei. Denn sein passives Kämpfen war wohl nötig gewesen, um eine Klarheit zu bringen, die ein brutaler Bruch, ein Aufreißen der Wunde, die langsam abheilen mochte, niemals gebracht haben würde.

Gerade weil er sich zuweilen treiben ließ, fühlte sich Kurt-Werner stark. Denn das Bewußtsein seines eignen Willens verließ ihn nicht, auch wenn er duldete oder litt.

Immerhin glaubte Kurt-Werner, aus den eigentlichen Jahren des Hinundhergeschütteltwerdens an den etwas flacheren, aber geruhsamen Küsten eines mehr oder weniger beständigen Lebens angelangt zu sein. Sein Leben lag geordnet vor ihm. Eine Beschäftigung mit wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete seines Fachs bot ihm die notwendige tägliche Tätigkeit. Dann und wann kamen Vorträge hinzu, die er an Akademien hielt, ohne sich diesen fester zu verpflichten. Dagegen veröffentlichte er gern, was er als abgeschlossene Arbeit ansehen konnte, in Buchform oder in Zeitschriften seiner Wissenschaft. Dieser Zustand und das behagliche gesellschaftliche Leben in einem überaus freundlichen Heim hatten sich wie ein fester Lebensbestand um ihn gelegt und ihm etwas Konservatives gegeben, was er, nach seinem früheren, durchaus nicht geebneten Leben, als wohltuend empfand.

Die Begegnung mit Margarete ließ ihn nach wenigen Tagen verspüren, daß hier etwas an den Bau seines Lebens anstürmte. Ja, Kurt-Werner fühlte mit jedem Tage, oder besser: mit jedem Abend mehr, an dem er Margarete aus dem Theater abholte, daß ihn ein neues Leben ergriff, das mit allen Verzweigungen seines jetzt geführten in Widerspruch trat. Wie soll man diesen Wandel beschreiben? Wie erläuterte er ihn vor sich selber?

Es kam ihm vor, als ob er aus einem schlaffen und drückenden Klima plötzlich in eine luftigere, lebhaftere Atmosphäre, in irgendeine neue Höhenlage gerückt wäre, und daß ihm nun geschähe, was gerade bei solchen Luftveränderungen immer in Erstaunen setzt: daß sie nämlich alle Lebensgewohnheiten, alle Begleiterscheinungen des Tagesablaufs umstürzen.

An die Stelle gesellschaftlicher Ablenkungen trat für Kurt-Werner das regelmäßige Sicheinfinden zunächst in der Nähe, dann in dem Garderobenflur des Theaters. An die Stelle schwerfließender Unterhaltungen mit Persönlichkeiten dieses oder jenes gelehrten Faches trat die leichte, sprudelnde Konversation mit jüngeren oder älteren Darstellern. Das Interesse an schönen oder schönscheinenden Frauen verdunkelte gänzlich. Es konzentrierte sich auf eine einzige Frau so ausschließlich, wie es ihm früher undenkbar gewesen war. Seine Briefe wurden kurz und wortkarg. Seine Liebenswürdigkeiten an Geburtstagen oder Festlichkeiten von Bekannten oder Verwandten machten einer rein formalen Höflichkeit Platz, wie bald bemerkt wurde.

Für ihn aber wuchs das Erlebnis mit Margarete in immer gewaltigere Dimensionen.

Die erste Woche nach ihrer nächtlichen Begegnung hatte ihn der Gedanke gequält, ob er überhaupt daran denken dürfe, diesem jugendlichen Geschöpfe mehr zu sein als ein gelegentlicher Gesellschafter. Er war gewohnt, objektive Maßstäbe an die Bewertungen zu legen, die er von andern Menschen erwartete. Hier schien ihm jene selbstauferlegte Pflicht genommen zu werden.

Das ganze Benehmen Margaretes ihm gegenüber, die Zutraulichkeit, die noch weit über das ihr innewohnende Maß einer gefälligen Offenherzigkeit hinauswuchs, vor allem der Umstand, daß sie stets Zeit für ihn zu haben schien, ermöglichte ihm die Überzeugung, daß er sich weder weiteren Gewissenszweifeln hinzugeben, noch eine be-



Walther Zuchors: In der Sommerlaube

Im Besitz des Herrn Max Fellmer in Berlin



sondere Aussprache über ihre ferneren Beziehungen zu suchen brauchte. Gerade aber weil nun seine Stellung ihr gegenüber unbefangener, von Bedenken freier ward, konnte er sich um so leichter seiner eignen Anteilnahme an diesem ganzen, für ihn so umwälzenden Geschehen zuwenden.

Er wurde sich darüber klar, daß eine Verkettung seines Schicksals mit Margaretes Werdegang eine völlige, grundlegende Veränderung seines ganzen äußeren Lebens mit sich führen mußte. Und zu der ihm nach wenigen Wochen aufdämmernden logischen Klarheit gesellte sich die gefühlsmäßige Bestimmtheit, daß er zwischen ihr und seinem bisherigen Leben zu wählen habe.

Diese Gefühle waren für ihn nicht leicht.

Er gehörte durchaus nicht zu den Menschen, die mit geschlossenen Augen in die Seligkeit unerhörter Sensationen stürmen. Im Gegenteil. Seine etwas egoistische Bedachtsamkeit hing wie ein Schwergewicht an allen seinen Erlebnissen. Vielleicht hatte dieses Schwergewicht dazu beigetragen, ihn in vielen Fällen zu entnüchtern, in denen eine unbeherrschte Ekstase oder ein hemmungsloses Mitgefühl Unsicherheit und schließlichen Absturz bedeutet haben würde. Vielleicht hatte dieses »Ansichselberhängen« ihn so jung erhalten und die Furchen in seinem Gesicht so unauffällig gemacht.

Jetzt fühlte er zum erstenmal, wie eine Kette von ihm abzufallen schien und er mehr als je Gewalten überlassen blieb, die ihn vom Boden hoben.

Und das Beängstigende an diesem Zustande war, daß er sich mit großer Sanftheit, fast mit einer Traurigkeit über ihn legte. Das geschah zum erstenmal an einem Sonntage, als Margarete des Nachmittags gespielt hatte und am Abend bühnenfrei war. Sie benutzten die noch hellen Stunden zu einem kleinen Ausfluge.

Plötzlich saßen sie nebeneinander auf einer Bank in sonderbarem, fast betäubtem Schweigen.

»Wann gehen Sie nun eigentlich nach München?« fragte Kurt-Werner und fühlte in demselben Augenblick, wie unvorsichtig seine Frage die Gedanken verriet, die ihn soeben geängstigt hatten.

Margarete schwieg eine Sekunde länger, als man erwarten durfte. »Ich muß spätestens am 15. Juli dort sein,« sagte sie dann.

»Spätestens am 15. Juli,« wiederholte er. Und als ob ihn ganz andres beschäftigte: »Das ist die schönste Zeit für Oberbayern.«

Es wäre nun ein Leichtes gewesen, das Gespräch in irgendwelche Trivialitäten über den bayrischen Sommer landen zu lassen.

Da sah ihn Margarete an. Sie sah ihn an mit jenem einfachen und erstaunten Blick, der etwas Sorgenvolles und Abgewendetes hatte.

Kurt-Werner berührte ein wenig ihre Hand. »Wie nun,« sagte er, »wenn ich Sie begleiten dürfte?«

Und als sie mit wenigen Worten und wiederum mit einer wundervollen Leichtigkeit ihm zu verstehen gab, daß ihr die Reise in die erste große, ihr fremde Stadt unsäglich bedrückend erschiene, wie sie mit Offenheit und Freimut ihm hinbreitete, was sie in den letzten Wochen an ihren Zukunftsplänen bekümmert hatte, und wie da aus ihren Wendungen eine fast schmerzliche Anhänglichkeit an ihre beiderseitige Gemeinsamkeit der letzten drei Wochen hervorbrach, da konnte Kurt-Werner seiner Beherrschung nicht länger gehorchen. Er sprang auf. Er tat etwas, was er in Erzählungen andrer als banal und unbegreiflich empfunden hätte. Er preßte für einen Augenblick seine Hände zusammen, schloß die Augen und bewegte die Lippen, als ob irgend etwas wie Dank, wie Glaube, wie eine unerhörte Befreiung überfließen wollte.

Margarete hatte den Kopf gesenkt. »Ich weiß nicht, ob Sie das mitempfinden können?« fragte sie. »Ich hatte mir meine Reise — allein — vorher gar nicht so elend vorgestellt.«

An diesem Nachmittage fiel der letzte Zweifel, daß ihr Schicksal aneinandergekettet war. Sie gingen durch die sanft begrünten Alleen zurück. Als das Fluten der Spaziergänger stärker wurde, schien es Kurt-Werner, als ob sich ihnen durch das alltäglich-sonntägliche Gewühl eine Gasse öffne, die sie zu zweien ganz allein begingen, einem abendlichen Tore zu. Er war unendlich glücklich. Sich mit den äußerlichen Umwälzungen abzufinden, die ihm nun bevorstanden, erschien ihm ein Kleines.

»Also morgen! Auf Wiedersehen!«

Wie oft hatten sie sich nun schon mit diesen Worten getrennt, immer wieder mit denselben; denn das Wiedersehen spielte sich ja allabendlich in gleicher Weise ab, und ein jeder



von ihnen wußte es schon wie eine geheiligte Gewohnheit.

Am nächsten Tage freilich empfand Kurt-Werner von neuem, wenn auch vielleicht schwächer als zuvor, die ganze Schwere der für ihn kommenden Veränderungen.

Margarete sollte sich für drei Jahre nach München verpflichten, wobei freilich das bindende Engagement von einem Probegastspiel abhängig war, über dessen Ausgang er aber keinen Augenblick Ungewißheit hegte. Das bedeutete also für ihn: Aufgabe der vielen Beziehungen und Tätigkeiten, die ihn an die Hauptstadt geknüpft hatten — und wie lange, dachte er, dauert es, solche Beziehungen wieder einmal anzuspinnen —, Aufgabe seines Heims zugunsten einer noch ungewissen Behausung in München, und fraglich war es dabei, ob er in München die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Weiterarbeitens gerade auf den Gebieten finden würde, die ihn am meisten interessierten, und denen zuliebe er sich mit den hiesigen Bibliotheken und Museen seit Jahren vertraut gemacht hatte. Das alles empfand er jetzt um so heftiger, als der gestrige Nachmittag ihn so völlig über alle diese Bedenken hinweggehoben hatte.

Es traf sich, daß einer seiner besten Freunde ihn besuchte. Kurt-Werner versuchte, das Thema seiner wahrscheinlichen Abreise mit allen ihren Konsequenzen zu vermeiden. Aber vielleicht brannte doch die Ungewißheit der ganzen Situation so stark in ihm, daß ein beständiges Flackern in seine Reden hinüberglitt und nicht unbemerkt bleiben konnte.

»Irgend etwas hat dich verändert, Kurt,« sagte der andre. »Alle unsre Bekannten sagen es. Irgend etwas wie eine Krisis liegt seit ein paar Wochen über deinem Wesen.«

Es war ein alter Jugendfreund, der zu ihm sprach. Kurt deutete etwas an. Das genügte, um die ganze Situation zu erhellen.

»Ich will dich nicht beeinflussen,« sagte sein Freund, nachdem sich das Gespräch ziemlich lebhaft über die persönlichen Geschehnisse hinweg zu einer Debatte über allgemeine Lebensprinzipien verirrt hatte, »aber dein Vorhaben ist vollkommner Irrsinn. Eine so völlige Umstellung, man möchte fast sagen, Unordnung in deinen Lebensjahren erscheint unbegreiflich. In unsern Jahren kann man sich nicht mehr aus der Bahn schleudern lassen, ohne sein Leben preiszugeben.«

Da sah Kurt-Werner über die Banalität, die in der ganzen, ihm so verzweifelt »echt« vorkommenden Stellungnahme dieses sogenannten »guten Freundes« lag, plötzlich in etwas andres, ihm Neues, bisher von ihm ganz Unbeachtetes. Wie, wenn diese Begegnung, die Verstrickung mit Margarete für ihn wirklich das letzte, aber erschöpfende Erleben werden würde? Wie, wenn er wirklich sein Leben preisgab? Einen Augenblick rührte ihn dieser Gedanke an. Dann zog es ihn zu der Gegenwart zurück. Das Gespräch war ihm widerlich geworden.

»Noch ist ja nichts entschieden,« sagte er, die Unterhaltung ablenkend.

Sie trennten sich mit dem beiderseitigen Gefühl, daß diese Stunde sie weiter voneinander entfernte, als die traditionelle Freundschaft von Jahren sie zu verbinden vermocht hatte.

Nach einem Tage voller Grübelei, einem Hinundherdenken in sich kreuzenden Richtungen beschloß Kurt-Werner, am Abend noch einmal die Vorstellung im Theater anzuhören. Er kannte nun die drei Einakter fast bis auf jedes Wort. Aber die sieben- oder acht Male, die er sie gesehen hatte, waren keine Ermüdung für ihn gewesen, nicht nur weil Margarete spielte, sondern auch weil es ihn zu interessieren begann, wie dieser oder jener Neuling, der in einer Umbesetzung einsprang, seine Rolle auffaßte, weil er Vergleiche anstellen konnte und schließlich manches Gute an den Stücken selbst fand, was ihm zuvor entgangen zu sein schien.

Heute abend jedoch fühlte er, wie ihn ganz andre Strömungen in das Theater trieben. Er suchte Bekräftigung, Bestätigung, irgendeinen Abschluß seiner Unklarheiten. Er wollte bewußt die ganze Magie, die sich für ihn um Margaretes Spiel breitete, auf sich einwirken lassen. Gerade weil den ganzen Tag über nüchterne Erwägung um ihn gewesen war.

Er saß im Dunkel einer Loge. In Erwartung, abgespannt und doch wie vor einer Entscheidung. Es war dreiviertel acht geworden, und man erwartete noch immer das Aufgehen des Vorhangs. Noch fünf Minuten länger, und das etwas unruhig werdende, freilich in diesen Sommertagen nicht sehr zahlreiche Publikum sah einen Herrn im Straßenanzug vor die schwere Kammerspielportiere treten, der in kurzen Worten verkündete, daß die Einakter heute wegen plötz-

licher Erkrankung eines im Augenblick unersetzlichen Darstellers nicht gegeben werden könnten. Man habe statt dessen »Frühlings Erwachen« angesetzt. Niemand protestierte. »Frühlings Erwachen« gehörte zu den angesehenen Repertoirestücken des Theaters.

Kurt-Werner erinnerte sich, daß Margarete erwähnt hatte, sie sei in der Rolle der Wendla Bergmann einstudiert, wie der theatertechnische Ausdruck zu lauten pflegt.

Würde sie ...? Er konnte den Gedanken kaum beenden, als der Vorhang schon in die Höhe ging.

Das Zimmer bei Frau Bergmann. Bescheiden, biedermeierlich, halbhell trotz des Sonnenscheins draußen. Da stand Margarete, in kurzem Hängerchen, im Zwiegespräch mit der töricht-besorgten, gutmütig-unverantwortlichen Mutter. Ihre Gestalt schien etwas eckig-jung, ihre Bewegungen fast zu naiv-ungelenk, ihre Sprache manchmal ein wenig hastend, aber über allem lag eine Frische ursprünglichen Empfindens, das sofort einfing und das ganze Kind, wie es ist, durchaus wahrhaft erscheinen ließ.

Kurt-Werner bewegte sich nicht von seinem Platze. Bild für Bild ließ er vorbeirauschen, die Szenen der Schuljungen, die Erzählung von der Frau ohne Kopf in Melchior Gabors Arbeitszimmer, das sonnige Sichlagern im Walde, die grausam realen Bilder einer verknöchert-brutalen Lehrerschaft, die Tragödie Moritz Stiefels. Da hob sich von neuem der Vorhang zu den wenigen Worten, die ein seltsam naives, Unbegreifliches nicht begreifendes Kind im Banne von Blumenbeeten und Frühlingswinden zu stammeln hat — Worte, die mit einem ganz innerlichen Aufschrei sich sehnenden Menschwerdens abschließen: »Ach, wenn doch jemand käme, dem ich um den Hals fallen und erzählen könnte ...«

Und wieder schloß sich der Vorhang. Kurt-Werner hätte in sich zusammensinken mögen. Aber sein Blick hing plötzlich an den Menschen da unten, die so regungslos wie er dasaßen, festgehalten durch die nicht zu beschreibende Gewalt eines alles darangebenden Spiels.

Es war Kurt-Werner, als ob ein Ton, den er damals bei ihrem Spiele in den Einaktern zum erstenmal als etwas unbeschreiblich Vollendetes empfunden hatte, als ob dieser Ton plötzlich zu einem Akkorde, zu einer aus sich selbst und über sich selbst hinausgreifenden Größe anschwoll. War das eine junge, kindliche Schauspielerin, oder war es das Werdende einer ganz Großen, einer Tragödin? Alles Unbeholfene von vorhin, alles Eckig-Naive der Anfangsszenen, das wenig zu ihrem eigentlichen Bühnenwesen paßte, war abgestreift. Ein geheiligter Ernst umkleidete sie.

Und dann dämmerte die eigentliche Schlußszene auf, die Tragödie in dem Bergmannschen Mansardenstübchen, dieser Abschluß, gegenüber dem das eigentliche Ende, die krause Zwiesprache auf dem Kirchhofe, das Erscheinen des Moritz Stiefel mit dem Haupt in der Hand, des vermummten Herrn und Melchior Gabors eher etwas Gekünsteltes und Hinzugesetztes an sich hat. Das Geständnis eines gar nicht wissenden Mädchens, der Zusammenbruch einer immer noch nicht begreifenden Mutter. Einfalt über Einfalt, wie sie nur Wedekind um sich fühlt, »Gelächter unter mir, Gelächter über mir!« Wehe dem, der das nicht so zu spielen vermag! Segen dem, der es zu spielen vermöchte!

Diese Wendla lag in ihrem Bettchen mit einem Ausdruck so seltsamer Unwissenheit der Wirklichkeit und so wahrer Wissenheit ihres noch dunklen Schicksals, daß sich ihre innere Blässe sehr bald dem Antlitz des Publikums übertrug. Man hörte hier und da ein Schluchzen, noch ehe sie die erschütternde Aussprache mit ihrer Mutter begann. Diese selbst preßte ihr Kind mit einer Gebärde so sichtbaren Schmerzes an sich, hüllte ihre eignen trübseligen Worte in eine so unmittelbare Ergriffenheit, daß unverkennbar der Kontakt mit diesem wundersamen Geschöpfe wirkliche Schmerzen in ihr zu lösen schien. Dieses Kind selbst aber — halb in erschreckender Irdischkeit, halb schon hinüber in eine Welt des ungetrübten Glaubens — sprach die Worte des Sterbens, die Namen ihrer eingebildeten Krankheiten und schließlich das Bekenntnis ihrer unverschuldeten Schuld mit einer von Qual und Erlösung durchsickerten Stimme, die Wort für Wort, ja Silbe für Silbe glockengleich in den dunklen Raum verhallte. »Ich habe nur dich geliebt, Mutter, sonst niemanden auf der Welt.«

Wieder rauschte der Vorhang zusammen. Keine Hand rührte sich. Nur die Stille dankte. Kurt-Werner erhob sich. Er mußte

die Abendluft spüren, die Sterne über sich sehen. Noch vergingen ja einige Minuten, ehe er sich in den Garderobenflur zu begeben hatte.

Alle Zweifel waren gelöscht. Mehr als das: ein Ziel von höchster Gewißheit hatte sich ihm aufgetan. Er mußte das Leben dieses Mädchens, ihren ihm nicht mehr zweifelhaften Aufstieg zu höchsten Gestaltungen in sein Leben einbegreifen. Was bedeutete demgegenüber seine eigne Laufbahn? Was war überhaupt diese Laufbahn, deren höchste Leistungen in einem guten Mittelmaß kritischer Bemerkungen bestanden? Was war dieses Vorträgehalten, dieses Artikelschreiben und Bücherverfassen, diese »Bewunderung« von meist unkundigen und urteilsschwachen Personen, was war der gelegentliche Beifall einiger Fachkollegen gegenüber dem Schöpferischen, dem Urproduktiven jener überströmenden Begabung, das sich unmittelbar den Zuhörenden übertrug!

Er sah zu den Sternen hinauf, die sich in den Himmelszwischenraum der hohen und engen Häuserreihen drängten. Wie sie funkelten über diesen trostlosen Massen! Er war ihnen heute so nahe. Er konnte plötzlich fühlen, wie hohes künstlerisches Genießen zur Natur zurückdrängt. Er sah so etwas wie ein gewaltiges Einwirken künstlerischer Befreiung über seinem eignen Leben. Und da sollte er zögern?

Dann stand er im Garderobenflur. Margarete kam ihm entgegen, etwas erhitzt und doch mit Zeichen der Abspannung in ihrer Haltung.

»Schade, daß du heute nicht im Theater warst!« flüsterte sie ihm sofort zu.

»Ich war ja da,« unterbrach er sie und fühlte, wie innerliche Erregung seine Stimme überfiel, »ich war da. Vom ersten Augenblick an.«

Und nun berauschte er sich daran, ihr zu erzählen, was er in diesen zwei Stund n durch sie genossen hatte.

So gerne große oder großwerdende Künstler lobende Dinge über sich hören — selbst wenn sie im kleinsten Beifall zur Sprache kommen —, so sehr sind sie stets geneigt, übertrieben Scheinendes zu bezweifeln. Es ist fehlerhaft, zu meinen, daß der wahrhafte Künstler, besonders der wahrhafte Bühnenkünstler, von besonderer Unbescheidenheit sei. Er pflegt innerlich von seiner Mangelhaftigkeit überzeugt zu sein, ja er muß es sein, um aus diesem Gefühl der Schwachheit den neuen Atem zu starken Leistungen zu schöpfen. Jedes Gesättigtsein liegt dem Künstler, der noch im Aufwärtsstreben begriffen ist, fern. Ihn interessieren im Grunde die Lorbeerkränze nur wenig. Sie kommen nach der Wucht der Leistung und in einem Zeitpunkt, in dem der Schaffende den Höhepunkt der Befriedigung hinter sich hat und zu Höherem aufblickt. Gewiß, er hört das Lobende gern, gewiß auch widersetzt er sich dem Tadel mit einer häufig recht drastischen Wucht und ist geneigt, schlechte Kritik auf Unverständnis oder Übelwollen zurückzuführen. Aber man mißverstehe, man überschätze diese Neigungen nicht! Sie sind bei den wahrhaft Großen der Kunst nur kleine Eitelkeiten ohne wirklich tiefen Untergrund. Dieser vielmehr ist immer und immer der Wunsch nach einer eignen, nur den objektiven Maßstäben zuhorchenden Selbstkontrolle, und aus ihr wachsen nach kurzen Momenten eigner Ekstase und Selbstanerkennung: Zweifel, Mangelgefühl, Unbefriedigung. Vielleicht um sie zu übertäuben, wird dann nach einem Worte des äußeren Beifalls gesucht, eine kritische Bemerkung selbstgefällig zurückgewiesen, Eitelkeit gezeigt. Echt ist sie bei den großen Schöpfern oder Nachschöpfern nicht, niemals steht sie in einem wirklichen unmittelbaren Zusammenhang mit ihren künstlerischen Leistungen selbst. Und nirgends erkennt man umgekehrt künstlerisches Unvermögen schneller als an der Unbescheidenheit.

Margarete bezweifelte sofort den Wert der Begeisterung Kurt-Werners. Sie erklärte, gerade heute wenig disponiert gewesen zu sein. Das Ansetzen des Stückes sei zu schnell gekommen, erst gegen vier Uhr nachmittags habe man ihr telephoniert, daß sie sich auf die Rolle der Wendla einrichten solle, dazu einen Melchior Gabor, mit dem sie die Rolle noch nie gespielt habe, und was weitere Ungelegenheiten mehr gewesen seien. Auch habe sie der Gedanke gequält, daß Kurt-Werner dieser Vorstellung fern sei.

Kurt-Werner wurde schweigsamer. Es war natürlich für ihn frappierend, das Gespräch von dem Überströmen seiner Gefühle auf einen mehr oder weniger technischen Schwerpunkt gerückt zu sehen. Aber er begriff, daß dies wohl in der Natur solcher Ereignisse lag. Wie konnte sie auch nur an-



nähernd empfinden, was ihn am persönlichsten in dieser Vorstellung bewegt und aufgewühlt hatte. Würde es ein Orgelspieler nachfühlen, wenn durch seine Töne verwandelt ein Verbrecher seine Schuld gestünde, ein Reicher sein Geld verschenken oder ein Lasterhafter bekehrt würde?

Erst als das Gespräch auf das Stück selbst zurückglitt und er über Wedekind, über die Mitspielenden, die Regie und dergleichen sachliche Bemerkungen machte, schien in ihr sich etwas wie persönliche Beklemmung zu lösen.

»Wenn du heute abend nicht zufällig im Theater gewesen wärst, hättest du mich nicht mehr als Wendla gesehen,« sagte sie plötzlich. »Denn ich werde sie nun wohl erst wieder spielen, wenn du — nicht mehr bei mir bist.«

Sie gingen eine Minute lang wortlos nebeneinander.

»Ich werde immer bei dir sein, Margarete,« sagte Kurt-Werner mit sanfter Selbstverständlichkeit, »ich werde mit dir gehen und mit dir erleben, woran du heute noch nicht glauben willst.«

München hatte die beiden mit jenem besonderen Zauber empfangen, der für nördliche Menschen darin liegt, daß man plötzlich zwischen merkwürdig ungeschäftlichen Menschen einhergeht, um elf Uhr vormittags auf einem altmodischen Platze nach dem Musizieren eines Kirchenuhrwerks ausschaut oder einer Standkapelle lauscht oder in einer barocken Kirche wunderliche Heiligenbilder, Holzschnitzereien und Vertäfelungen anstaunt. Sie verbrachten die bis zum 15. Juli noch knapp übrigbleibende Zeit damit, sich dieser für Margarete so neuen Atmosphäre hinzugeben.

Aber im Innern bewegte sie beide etwas ganz andres, etwas, was durch dieses ungewohnte Milieu wenig zu beeinflussen gewesen wäre, selbst wenn es nicht schon so fest in ihnen gewurzelt hätte.

Kurt-Werner hatte mit der Hauptstadt abgeschlossen. Er hatte kurz nach jenem ihm unvergeßlichen Gespräche mit dem »Freunde« eingesehen, daß es für ihn nur einen oder gar keinen Weg mehr gab. Entweder eine echte Hingabe an dieses neue Erleben, ein Sicheinfügen in einen ganz neuen Kreis von Gedanken, Empfindungen, soziologischen Tatsachen, die seinen ganzen gesellschaftlichen Habitus veränderten, oder ein Herlaufen neben dem Erleben, ein Anstaunen ohne aktive Anteilnahme, das schließlich zu Konflikten irgendwelcher Art führen mußte. Er fühlte diese Wahrheit ganz deutlich.

Sollte er Rechenschaft darüber geben, wenn er abends mit Margarete in einem Kreise aller möglichen jungen Schauspieler und Literaten zusammensaß, die seinen früheren, teils lebemännischen, teils geheimrätlich-kunstgeschichtlichen Bekannten lächerlich oder minderwertig vorkommen mußten? Sollte er sich mit diesen früheren Menschen seiner Umgebung in Debatten über expressionistische Stücke oder gar über das Kino einlassen und immer nur heraushören: Sie haben ja früher auch nicht so gedacht, erst jetzt, wo Sie ... Oh, wie er diese Plattheiten haßte! Einige Begebnisse genügten, um ihn die Augen vor dieser alten Welt schließen zu lassen.

Und nun umfing ihn das Neue noch verlockender als zuvor.

Margarete, nicht ungewandt in allem Geschäftlichen und Fachlichen, was der Beruf mit sich brachte, hatte sich eine fast unbeholfene Ursprünglichkeit des Lebensgenusses bewahrt, die jetzt — in der neuen, so frei und sorglos scheinenden Umwelt — wie ein frischer Quell heraussprudelte.

»Wenn du jetzt nicht bei mir wärst,« rief sie mehr als einmal aus, »so säße ich in irgendeiner langweiligen Pension, umgeben von lästigen Leuten, traute mich nirgends allein hin und würde nur Trübsal und Furcht vor meinem ersten Auftreten um mich haben!«

Er veranstaltete in der Tat an jedem schönen Nachmittage irgendeinen kleinen Ausflug. Sie lagerten sich in den dunklen Tannenwinkeln des Forstenrieder Waldparks oder an den flachen Ufern des Ammersees, besuchten diese und jene der hochgelegenen Villenansiedlungen an der Isar und drangen weiter hinaus bis in die Kocheler Gegend.

Etwa acht Tage vor dem Beginn ihrer neuen Spielzeit plante er eine Fahrt auf den Wendelstein. Margarete hatte noch nichts vom eigentlichen Hochgebirge gesehen. Hier war eine Möglichkeit gegeben, in etwas mehr als drei Stunden über die Baumgrenze hinauszukommen.

Es war ein frischer Münchner Julimorgen, der einen heißen blauen Tag versprach.



»Das wird unser letzter großer Ausflug, Kurt-Werner,« sagte Margarete, als sie in dem kleinen Flecken Brannenburg, dem Umsteigeplatz, die großen Berge im Hintergrunde etwas verdunstet aufsteigen sahen. »Aber, weißt du, ich bin froh, wenn meine Arbeit wieder beginnt. Ich bin eigentlich kein Mensch, der lange ausspannen kann, so schön auch hier die Natur ist.«

Sie wollte Kurt-Werner nicht die unbefangene Laune verderben — das merkte er wohl. Aber ihre Gedanken waren doch schon anderwärts. Nur oben — oder vielmehr auf mittlerer Höhe —, als die Bergbahn sich zum erstenmal über das dichte Dunkel der Tannen erhob, selbst die riesigsten unter ihnen in eisernen Schleifen übersteigend, als der weißgischtige Gebirgsbach in immer lebhafteren Gefällen zu rauschen begann und tief überbrückt unter ihnen zurückfloß, als das Blühen der Blumen des Tals und der milden Ebene gewaltigen Ginstergebüschen mit gelblichen Dolden, hochschießenden weißflockigen Spiräen und schließlich immer häufiger wiederkehrenden Alpenrosenteppichen Platz machte, konnte sie sich der wachsenden Verzauberung hochalpiner Sphären nicht länger entziehen.

»Oh, hier wird es herrlich, hier wird es unfaßbar schön!« rief sie aus. »Es war doch gut, daß wir die Fahrt unternommen haben!«

Und etwa eine Stunde später saßen sie oben auf den baumlosen Felsen, die sich über der Endstation der Bahn fast senkrecht erheben.

Weites tiefes Land lag unter ihnen, Weiden, hellgrün besonnt, Gebirge, deren letzte Ausläufer sich in die Bläue verloren, Steinblöcke und Geröll unterbrachen das Graugrün der nächstgelegenen eintönigen Matten.

Margarete starrte hinunter. Vielleicht schauerte sie ein wenig. War es die ungewohnt hohe Luft, das ewige Wunder der Erstarrung über der tiefgelegenen Welt?

Kurt-Werner bemerkte, wie ganz plötzlich und doch wieder ganz sacht ihre Lippen sich bewegten. Als sie ihn mit ihren schweren, jetzt noch schwerer erscheinenden Augen ansah, schien es ihm, als ob sie ein wenig feucht schimmerten.

»Bist du traurig?« fragte er.

Sie antwortete nicht.

Als sie sich ein wenig später erhoben und den schmalen Pfad, der gerade noch das Nebeneinandergehen ermöglichte, zurückgingen, sagte sie, ohne sich zu unterbrechen und ohne ihn anzusehen: »Mir kamen da oben vorhin sonderbare Gedanken, Kurt-Werner. Ich weiß nicht, was es ist, vielleicht die Sehnsucht nach meinem Berufe, vielleicht auch das Ruhigwerden über so viele schwere Dinge von früher. Es ist hier oben so unbegreiflich schön, die ganze Fahrt hier hinauf so unsagbar neu und wundervoll für mich gewesen, daß es vielleicht nicht recht von mir ist, gerade jetzt an Dinge zu rühren, die von alledem so weit abgelegen sind. Ich weiß, du liebst die Natur, du liebst sie in einer Weise, die deinem ganzen bisherigen Lebensstil entspricht, deinen Möglichkeiten, das Schöne im Leben zu genießen. Du liebst das Stillstehen, das Sehen, das Verweilen, das Kosten und Auskosten. Aber für mich ist das alles reglos. Ja, es kommt mir fast vor, als ob ein Symbol darin liegen müsse, daß gerade hier oben, so hoch über dem Tale, die Reglosigkeit beginnt, das Erstarren, in dem nichts mehr Wurzeln schlagen will. Ich glaube, Kurt-Werner, ich bin kein Mensch der Berge. Kannst du mich verstehen?«

Es schien, als ob alle Heiterkeit, alles harmlose Genießen der letzten Wochen von ihr genommen sei. Kurt-Werner gehörte nicht zu denen, die sofort begreifen, wohin die letzten gedanklichen Verzweigungen eines sich mit Zweifeln quälenden Menschen hinauswollen. Er pflegte stets Worte so zu nehmen, wie sie waren, ohne nach Hintergründen zu forschen. Hier spürte er weit mehr den Schmerz, der sich irgendwie aus Margaretes Empfinden heraustasten wollte, war weit mehr ergriffen von der tiefen und menschlichen Schwermut ihrer Worte, als daß er sich irgendeines besonderen Anlasses dafür bewußt zu werden vermochte.

So konnte sie, ohne daß er sie unterbrochen hätte, fortfahren: »Wenn du mich hierin ein wenig verstehen willst, so wirst du begreifen, daß eine gewisse Angst um uns beide mich befallen hat. Vielleicht bist du schon auf dieser sonderbar vereinsamten Höhe angelangt, zu der von den Menschen und ihrer Arbeit her nur eine schmale Bahn führt, eine Bahn für die, die Feiertag haben. Und siehst du, Kurt-Werner, ich frage mich, ob ich dir diesen Stand strittig machen darf. Wie, wenn du eines Tags erkennen müßtest,

daß du alle deine Bereitschaft um mich an etwas gewandt hast, was mich im Grunde nicht betraf, was ich dir nicht so zu danken vermag, wie du es verdient hättest — wenn ich eine andre wäre? Wie, wenn ich dich enttäuschte?«

Da dämmerte etwas in Kurt-Werner empor. Er besann sich jetzt plötzlich, mit welchem eigenartigen, ihn wohl erstaunenden, aber doch gleichzeitig so bewundernswerten Gleichmut sie in den letzten Wochen vieles betrachtet und behandelt hatte, was ihm von großer Wichtigkeit für sein, für ihr beiderseitiges Leben erschienen war. Gewiß, er war kein Epikuräer. Er war kein Materialist, kein verflachter Genießer. Aber sein Vorleben, seine gesellschaftliche Stellung, seine nicht unbeträchtliche Vermöglichkeit hatten ihm materielle Bedürfnisse auferlegt, die Margarete anscheinend kaum verspürte. Ihr war es nicht von Wichtigkeit, wenn sie ein überfülltes Hotel gegen eine kleine Herberge vertauschen mußten, ihre spärliche Garderobe, ihr schmales Taschengeld, das er nicht ergänzen durfte, bereiteten ihr keine Sorge, wenig ereiferte sie sich, wenn irgend etwas in dem täglichen Ablauf des Lebens enttäuschte, ja, es fand jetzt plötzlich eine Episode, die er sonst wohl vergessen haben würde, in einer neuen und viel eindringlicheren Beleuchtung zu seinem Gedächtnis zurück und erhellte die Situation da oben auf den Bergen.

Kurt-Werner hatte die Hauptstadt mit dem Gedanken verlassen, bald nach seiner Münchner Übersiedlung eine kleinere Villa in Harlaching oder am Starnberger See zu mieten oder zu kaufen und dorthin seine umfangreichen Möbel, Kunstgegenstände und sonstigen Besitztümer überzusiedeln. Er hatte sich in seiner Phantasie ausgemalt, wie er mit Margarete durch die zierlichen Villenkolonien streifen und eines jener halb städtischen, halb dörflichen Häuser mit tief herabgezogenem rotem Dache, leichten Veranden, sommerlichen Fenstern und gefälligen Konturen erwerben wollte. Schon die allerersten Tage seiner Ankunft zog es ihn hinaus. Aber Margarete sträubte sich, ohne es sehr deutlich zu bemerken, gegen diese Wanderungen. Sie erklärte, zum Wohnungsuchen jetzt viel zu abgespannt zu sein, und er begriff damals nicht, was Hemmendes im Hintergrunde dieses Einwandes wirkte. Nur fühlte er, daß sie nicht eine Frau war, von der man erwarten durfte, daß sie mit einem Jubel über das neue Plänemachen und die Möglichkeit, sich den Wunsch eines eignen Heims zu erfüllen, auf sein Vorhaben einging. Das alles lag in einem Bereich, das nicht das ihre war, das jedenfalls für sie von nebensächlicher Bedeutung schien. Und als er, um die erwartete, aber verspätete Rückkehr eines verkaufslustigen Villenbesitzers abzuwarten, einen Vorortzug überspringen wollte, mahnte sie, daß man in diesem Falle zu spät zu einer Vorstellung käme, deren Anfang sie unbedingt nicht versäumen wolle.

Dieser kleine Vorfall fiel ihm jetzt ein, oben auf dem Wendelstein, dessen Gipfel ihm unendliches Ausspannen, Aufatmen, Ruhigwerden über alte Dinge des Lebens zu bedeuten schien, während er seiner jungen Begleiterin innerste Bewegung und erregteste Zweifel aufrührte.

»Ich kann dich begreifen,« sagte er nach einer kurzen Weile. »Und wenn du deine sorgenden Worte an mich richtest aus tiefster Verantwortlichkeit heraus, aus der Gewissenhaftigkeit gegenüber einem dir wahrhaft nahen Menschen, so kann ich deine Sorge auch von dir nehmen. Ich weiß, daß ich mit dir und um dich ein mir neues Leben gewählt habe, und ich bin alt genug, um zu wissen, daß es keine äußeren Veränderungen des Lebens gibt, die sich nicht in innere Wandlungen umsetzen. Aber ich nehme diesen Wandel auf mich, gerne, ohne Zweifel, ohne Argwohn gegen mein neues Schicksal und mit dem Wissen, daß dieser Weg vielleicht mein reichster, vielleicht auch mein letzter sein wird. Aber ich muß deiner Liebe gewiß sein.«

Da lag ihr Arm über seiner Schulter, und ihre Augen blickten ihn an wie zwei schwere dunkle Falterflügel inmitten der blendenden Felsenhelle.

So kehrten sie zum Ausgang ihres Spaziergangs zurück.

Am übernächsten Tage begannen einige Proben, die dem Gastspiel vorausgehen sollten.

Etwa eine Woche später trat Margarete zum erstenmal in München auf.

Sie empfand nicht die mindeste Scheu, obschon sie sich bewußt war, daß hier ein ganz andres Theatermilieu herrschte, als sie bisher gewohnt war. Der Direktor machte sie darauf aufmerksam, daß sie es vermeiden



möchte, in irgendeine besonders merkliche norddeutsche Betonung zu verfallen. Man hatte das Gefühl, daß München auch hier seine Sonderstellung nicht aufgeben wollte.

Auf Margaretes besonderen Wunsch war »Frühlings Erwachen« angesetzt worden.

»Du wirst den Unterschied merken,« sagte sie lachend zu Kurt-Werner, »die Besetzung der Rollen ist hier beschämend im Vergleich zu Berlin. Freilich, die Direktion entschuldigt sich damit, daß die guten Kräfte jetzt auf Urlaub seien.«

Und wieder spielte sie die Wendla. Kurt-Werner saß diesmal unmittelbar vor ihr, konnte jedes Zucken ihrer Lippen, jede Bewegung ihres Blickes, jedes Vibrieren ihrer Sprache in sich aufnehmen. Die andern Figuren verschwanden. Wendla Bergmann stand wieder in einer so unbeeinflußbaren Isoliertheit vor ihm wie damals. Wieder war es die ganze Hingabe, die sie spielte; oder war es ein Spiel, das sich ganz hingab? Dieses Spiel mit dem Leben ist des Schauspielers Leben selbst. Vermag er es nicht zu spielen, so hört seine Lebensberechtigung als Schauspieler auf. Das empfand Kurt-Werner von neuem. Und wieder schlich ein Bewundern über ihn her, fast schauerlich schön. Was stand ihr noch bevor?

Er erwartete sie am Bühnenausgang, draußen auf der Straße, über die sich ein plötzlicher, verspäteter Gewitterregen legte. Das Publikum hatte sich verteilt. In ganz langen Zwischenräumen kam eine geräuschvolle elektrische Bahn vorbei und hielt so lange, wie das halt in München üblich ist. Die Schauspieler kamen heraus. Ein etwas bayrisch verbrannt aussehender Moritz Stiefel, ein hochgewachsener Melchior, der seinen Korrektionsanstaltsanzug nicht gewechselt hatte, verschiedene andre weniger beteiligte Personen.

»... kann was!« hörte er eine Stimme.

»... ist auch wirklich ein hübsches Mädel und nicht sentimental!« sagte eine andre.

Wieder wie damals in Berlin durchzuckte ihn die Trivialität der Wirklichkeit. Warum gab es keine Möglichkeit, den Abschluß künstlerischer Genüsse irgendwie mit dem Leben zu harmonisieren, wie es draußen in den gestopften Garderoben, auf der gefühllosen Straße oder gar in den nach dem Theaterbesuch so beliebten Restaurants über einen herfiel? Warum gab es keine Möglichkeit einer Meditation über das künstlerische Erlebnis noch an Ort und Stelle des Erlebten? Er fühlte diesen Mangel stärker als je, wenn er ihn überhaupt früher schon wirklich empfunden hatte. Und es befriedigte ihn dieses Unbehagen, weil es ihm sagte, wie sehr sein ganzes persönliches Leben an Margaretes Kunst geklammert war. Immer wieder befiel ihn eine Scheu, wenn er sie nach einem Stücke begrüßte, eine Scheu, die eigentlich erst sie löste, wenn sie ihm ganz neue, fremde Dinge entgegensprudelte und ihm das Bewußtsein wiederkam, daß für sie das künstlerische Erleben mit der ganzen Hingabe an die Aufgabe einen Abschluß gefunden hatte. Ja, es war bei den Bühnenmenschen wie bei allen Künstlern, die das Philosophieren über die Kunst teils nicht verstehen, teils von Herzen verabscheuen. Der Künstler verbrennt einen Teil seines Erlebens. Wenn die Asche zu Boden fällt, steigt seine Seele in den ätherischen Raum und verflüchtigt sich. Und nur ein mitleidig lächelnder Sonnenstrahl begleitet von oben das Gehabe derer, die mit ihren Stäben in den kalten Resten eines Brandes wühlen und im Geiste seine Flammen wiederzusehen suchen, die längst dahin sind. Arme, arme Nachzügler!

Endlich, nach einer noch beträchtlichen Weile kam Margarete.

»Erledigt!« rief sie ihm schon von weitem zu. Und dann, als sie sich gegenüberstanden: »Ich bin fest engagiert für drei Jahre! Die Direktion war mit allem einverstanden — selbst mit meiner Aussprache!« Sie lachte. Alle Tränen ihrer letzten Szene waren versickert und vergessen. »Aber das alles ist mir heute sehr gleichgültig,« fuhr sie fort, ohne daß Kurt-Werner zu Worte gekommen war. »Auch ärgere ich mich keinen Augenblick mehr über die fürchterliche Besetzung, die ja eigentlich blamabel für dieses Theater ist. Das ist nun eben der Sommer. Viel wichtiger als alles andre ist, daß man mir als erste wirkliche Rolle im Herbst versprochen hat, was ich von jeher und immer spielen wollte.«

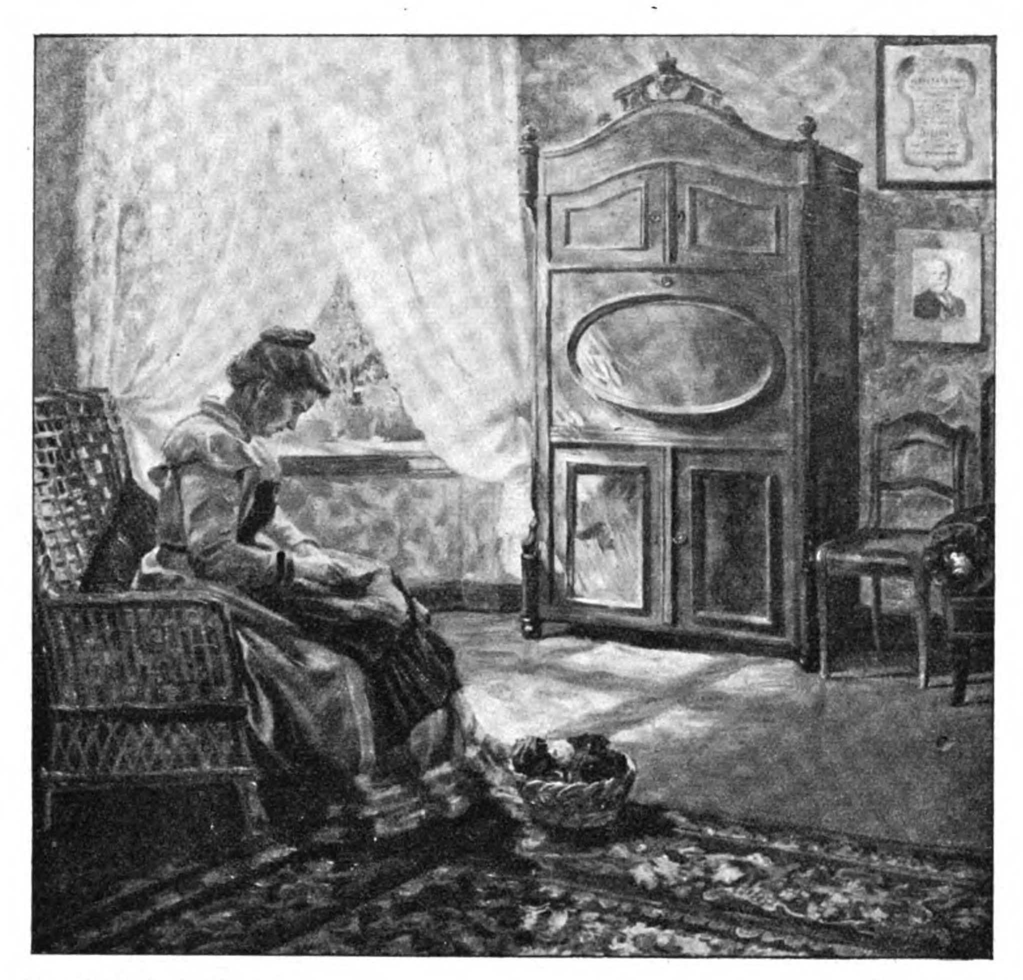
Jetzt erst sah sie ihn an.

»Weißt du, welche?« fragte sie strahlend.

»Hannele?«

»Ja.«

(Schluß folgt.)



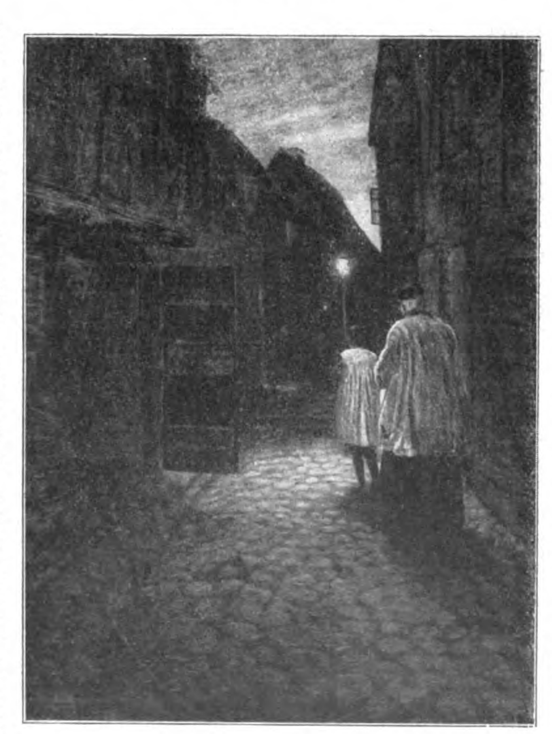
Paul Gerhard Bowe: Innenraum



Der Schnitter

eine hieroglyphische Inschrift zu erklären und einen aramäischen von einem hebräischen Texte zu unterscheiden. So sind wir auch seiner schriftstellerischen und dichterischen Begabung schon in den Zeitschriften begegnet.

Wir haben es im vorliegenden Aufsatze aber nur mit dem Maler und Bildhauer zu tun. Der Bildhauer verfügt zunächst über ein solches Können und Wissen in der Technik, daß er seine Modelle sowohl in Gips wie in Metall selber zu gießen vermag.



Versehgang (Heilsberg)

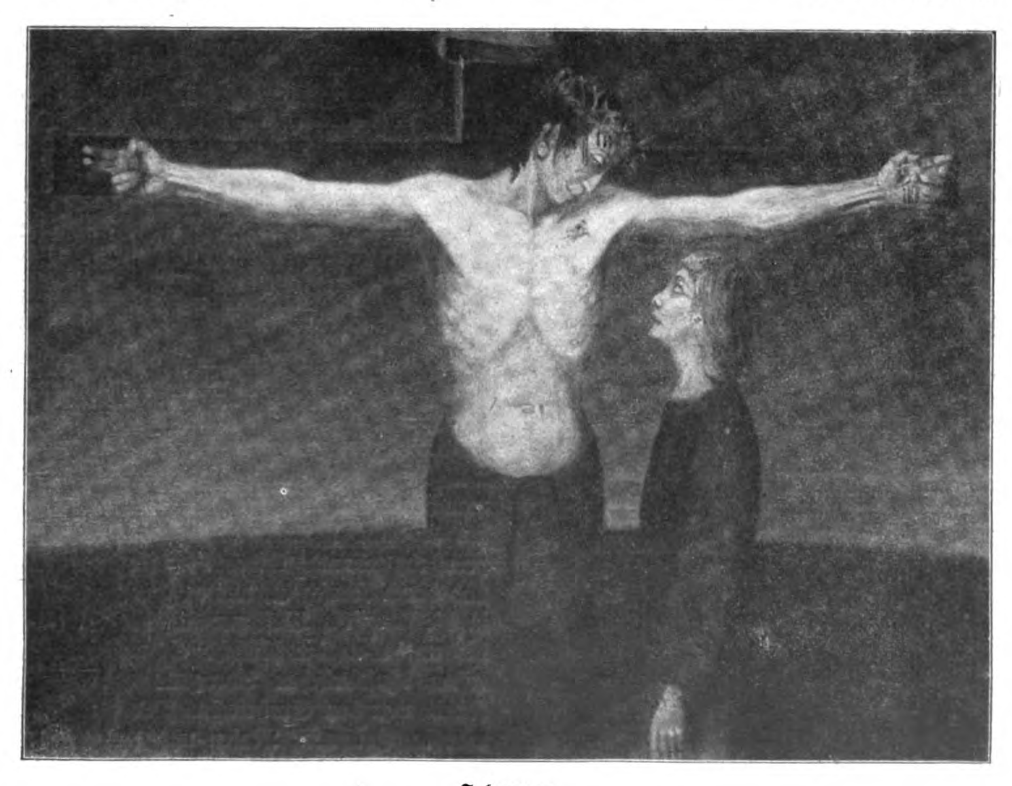
Geistig strebt er einem Idealbilde nach, das den Menschen von der Materie losgelöst erscheinen läßt. Hier schlägt im Künstler der Realist, der sich in der exakten Korrektheit des Anatomisch-Physiologischen und der Vorliebe für dessen Probleme zeigt, in das Gegenteil um. Es entsteht dann, sozusagen, die Hegelsche höhere Einheit. So erklärt es sich auch, daß sich der Frauenkörper nicht im Werke des Künstlers findet. Ihn interessiert nur der Männerakt, und zwar derjenige, der

womöglich nur in Muskeln und Sehnen besteht; wohlgerundete oder gar korpulente Personen kann unser Bildhauer nicht gebrauchen. Alles strebt nach oben, selbst im leichtbeschwingten Tanze; alles will los von der Materie und dem Gesetze der Schwere. Daß da dann wieder besonders der Ephebenakt bevorzugt wird, ist leicht verständlich, zumal da der Künstler die Schwierigkeiten, die gerade der unentwickelte Knabenkörper auftürmt, liebt, ja sie mit außerordentlicher Meisterschaft beherrscht. Die Sehnsucht nach oben, das Grundmotiv so vieler seiner Arbeiten, zeigt sich in allen Hauptstücken: im Ikaros, im Ganymed, aber auch in dem schlanken Wandervogel, der auf der Großen Berliner Kunstausstellung von 1921 stand. Man findet dieses Wesensmerkmal des Jaegerschen Bildens aber auch in der Porträtstatuette eines kleinen Mädchens wieder.

Im übrigen erstrebt der Künstler im Porträtfache zunächst unbedingte Treue; dazu bringt er das Seelische so



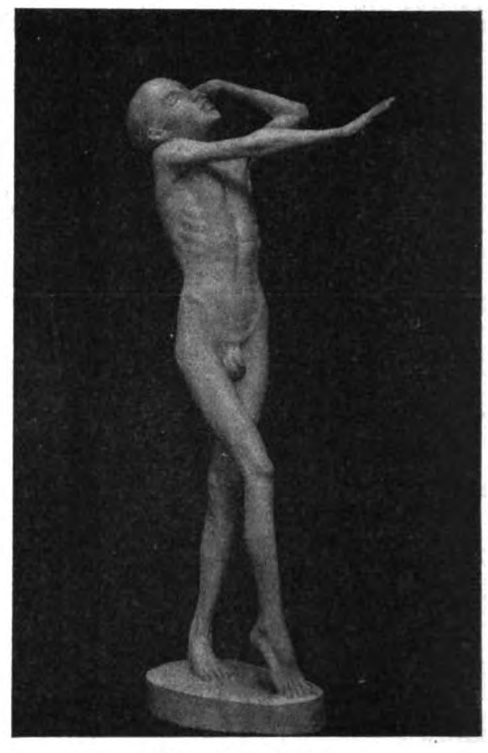
Christus und der Teufel



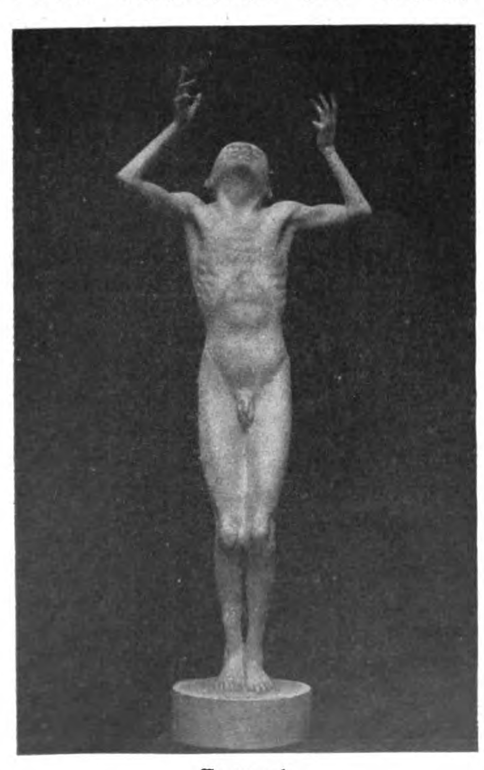
Johannes

stark zum Ausdruck, wie es die körperliche Ähnlichkeit immer zuläßt. Der von uns wiedergegebene Kopf des Vortragsmeisters Ludwig Wüllner, ebenfalls aus der Großen Berliner Kunstausstellung von 1921, liefert hier ein vortreffliches Beispiel. Stilvolle, geradezu klassische Leistungen entstehen, wenn sich der Künstler des Reliefs bedient. An solchen Arbeiten würde selbst ein Thorwaldsen seine Freude gehabt haben.

Mehr wissenschaftlich genommen steht ein Werk Jaegers da, das teils in Photographie, teils im Originalabgusse in unsern naturwissenschaftlichen Spezialmuseen zu sehen ist und den Ruf des Künstlers begründete: der Urmensch. Er erschien 1911, angeregt durch die Funde in der Dordogne. Obwohl nur lebensgroß, wirkt er durch die kolossalen Schädelformen wie ein Riese. Das Werk wurde von den Gelehrten unbedingt anerkannt; jedenfalls feierte darin die Vereinigung von Kunst und Wissenschaft ihren Triumph. Von diesem Affenmenschen zum wirklichen Affen ist es, wenigstens in der Kunst, nicht weit. So bewunderten wir denn auch in der letzten Tierbildausstellung des Berliner Künstlerhauses zwei Jaegersche



Tanzender Knabe



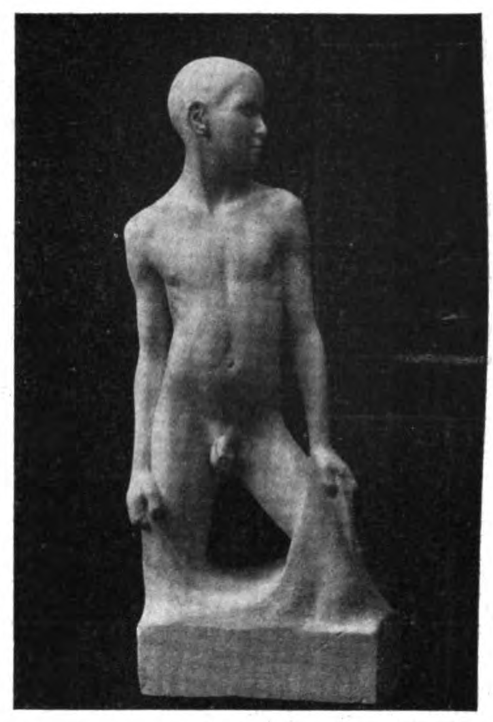
Ganymed

Bronzeaffen, einen derben Mandrill und einen schlanken hockenden Vierhänder, der sich vom Ungeziefer befreit. In der Tierplastik ist Jaeger wieder ganz Realist. Seine Anatomie und Physiologie befähigen ihn auch da zu einer durchaus korrekten Naturtreue. Er wurde denn auch oft mit der Darstellung wertvoller Pferde und Zuchtbullen beauftragt. Aber auch Hirsche, Hunde und Großkatzen sieht man in der langen Reihe seiner Tierplastiken.

Nicht so einfach gestaltet sich ein Überblick über das Jaegersche Malwerk. Ehe wir den zu geben versuchen, müssen wir erst den äußeren Lebensgang des Künstlers erzählen, weil darin der Schlüssel zum Verständnisse manches seiner Bilder steckt. Jaeger wurde am 3. Mai 1880 in Marggrabowa (Ostpreußen) geboren. Obwohl die Familie durch und durch deutsch ist, reichen ihre Vorfahren in die slawische Welt zurück, über Masuren bis unten an die südliche Sawe hin. Die ersten künstlerischen Anregungen hatte der Knabe von den Großeltern. Der Großvater war im Zeichnen, Malen und Holzschnitzen nicht unbegabt, die Großmutter verstand kunstvolle Bilder in den Leinendamast zu

weben. Das vererbte sich auf die beiden Großkinder, denn auch Jaegers älterer Bruder, der allzufrüh als Gerichtsreferendar starb, benutzte jede Stunde, die ihm die Amtstätigkeit übrigließ, zur Kunstübung.

Unser Künstler gehörte zu den Frühreifen. Er malte schon als Kind alle Wände und Bücher voll, so daß es manchen Klaps vom Lehrer setzte; mit zwölf Jahren konnte er den ersten Teil von Goethes Faust Wort für Wort auswendig und Hunderte von Gedichten, die er zudem alle illustrierte. Mit welch ungestümer Leidenschaft sich schon im Kinde der Plastiker regte, erzählt Jaeger selbst in einer autobiographischen Skizze. »In einer der Wohnungen meines Elternhauses wurde ein Ofen abgetragen, in dessen Bekrönung ein an die Antike erinnernder Kopf eingelassen war. Ich fand die Kachel, die ich bis dahin nicht gesehen hatte, auf dem Hofe liegen. Ihr Anblick entzückte mich derart, daß ich sie heimlich forttrug, sie — ein siebenjähriger Pygmalion — in unbeherrschter Leidenschaft immer wieder küßte und wie ein Heiligtum aufbewahrte. Es war das erstemal, daß ich mit einer Plastik in Berührung kam. Einige Zeit später modellierte ich schon aus Ton Figuren und Gruppen, Darstellungen aus der Bibel, die ich mit dem gleichaltrigen Sohne unsers Nachbars im Holzstalle meiner Eltern ausstellte. Das Eintrittsgeld bestand in drei Knöpfen. Der Zulauf war enorm, und mancher meiner schaulustigen Gefährten, der in seinen Taschen vergeblich nach dem verlangten Eintritts-»Geld« gesucht, schnitt sich in loco die Hosenknöpfe ab, um hineinzukommen. Es war dann komisch anzusehen, wie er beim Nachhausegehen die Beinkleider halten mußte, damit sie ihm nicht herunterrutschten. Ich war damals zehn Jahre alt, und es war meine erste — freilich juryfreie — Ausstellung. Später habe ich manche jurierte Ausstellung beschickt, aber ich kann nicht sagen, daß ich ein dankbareres und opferfreudigeres Publikum gefunden hätte.«



Knabenakt



Tanzender Negerknabe

Über Jaegers höhere allgemeine Ausbildung kann man sich kurz fassen: Königliches Gymnasium in Insterburg und Universität, wo er zunächst sechs Semester Rechts- und Staatswissenschaft hörte und dann medizinische und kunstgeschichtliche Studien trieb. Erst war er in Königsberg und dann in Berlin, wo er besonders auf die Erlernung der Technik aller verwandten Künste aus war. Mit welcher Gründlichkeit, das zeigt



Krugträger

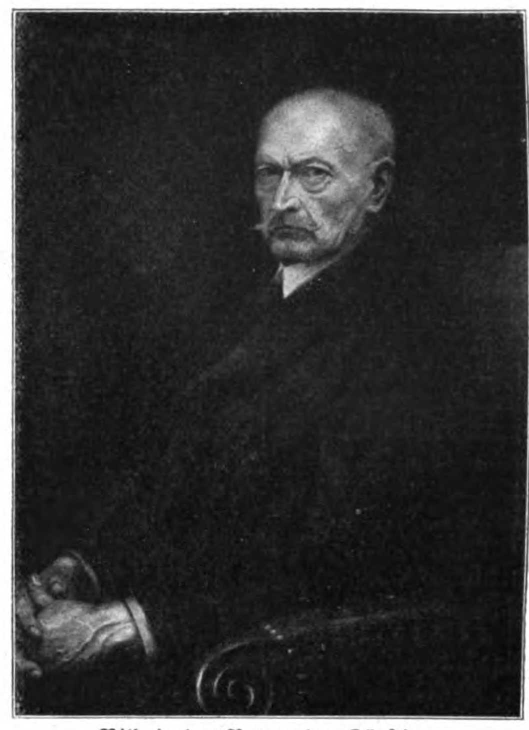
sein noch ungedrucktes Werk »Modellieren und Gießen«.

Seit 1906 hat er in Berlin sein eignes Atelier. Bei seinem zurückgezogenen, ganz dem Studium und der Kunstübung zugekehrten Leben wurde er nur langsam bekannt. Ihm widerstrebte selbst die leiseste Reklametrommel. Dennoch blühten ihm Erfolge. Sein »Anatomisches Kolleg« erregte 1912 in der Sezession sogar Aufsehen. Der Weltkrieg, der ihn sofort in seinen Dienst zog, warf ihn dann dermaßen zurück, daß er geradezu von vorn anfangen mußte. Und doch hat er ihm rein künstlerisch genützt, sein Schaffensgebiet um ein wertvolles Stück erweitert. Er kam hier auf den Zweig der religiösen Malerei im weitesten Sinne. Hören wir, was er selbst darüber in seiner noch nicht veröffentlichten autobiographischen Skizze sagt: »Einer meiner fruchtbarsten Perioden waren die Jahre, die ich während des Krieges als russischer Dolmetscher in Heilsberg verbrachte. Diese einziggeartete katholische Oase im evangelischen Ostpreußen mit ihrem merkwürdigen, sympathischen Menschenschlage, das konservative, durch die alte Religion bedingte Moment, das so viel Schönes bestehen ließ, was andernorts dem Modernisierungsteufel anheimfiel, das trotz der wilden Zeit Ruhige, Behäbige, Gemütliche, Altväterische, der Zauber der verträumten früheren Fürstbischofsresidenz mit ihrem von Erinnerung und Geschichte gesättigten Boden, namentlich aber der katholische Ritus, den ich dort in reinster Form kennenlernte: das alles hat mich mächtig ergriffen und auf mein Schaffen anregend gewirkt. Während dieser Zeit entstanden Werke wie ‚Prometheus', ‚Christus und der Teufel', der ‚Versehgang', die ‚Bittprozession', der ‚Kondukt' (feierliches Leichenbegängnis), ‚Katholisches Begräbnis', ‚Allerseelen', die ‚Fronleichnamsprozession', die ‚Revolution', die ‚Firmung', der ‚Heilige Gral' und andre mehr.« Der »Versehgang« (Letzte Ölung) und »Christi Versuchung« befinden sich unter unsern Nachbildungen.

Außer der »Revolution« erregten den Künstler aber auch andre Schrecken der Zeit und zwangen ihn, sich durch seinen Pinsel darüber auszusprechen. Wir haben da sein furchtbares Bild »Pogrom« und ein »Fürs Vaterland« betiteltes: ein einsamer toter Soldat, auf dessen verwesender Leiche die Raben sitzen. Daß der Künstler den Tod auch in milderer Form darstellen kann, zeigt eine unsrer Nachbildungen, die allerdings die vom Tode teils niedergetretenen, teils abgemähten Blumen nicht zur Geltung bringt.

Wir können hier natürlich nicht alle Hauptbilder des rastlos schaffenden Künstlers aufzählen, wollen aber wenigstens aus seiner religiösen Malerei die zwei neuesten erwähnen, da sie ihn uns auf dem Gipfel seines Könnens und Wesens zeigen. Zunächst ein heiliger Sebastian, der angebunden an den Baum in die Knie gesunken ist. Hier

drückt alles, auch die umgebende Natur, den furchtbarsten Schmerz aus; selbst die Wolken sind krampfhaft zusammengeballt. Dann »Joseph und Potiphar«, ebenfalls ein Gipfelpunkt gleichzeitigen höchsten Wissens und Könnens. Den Schreiber dieses Aufsatzes hat als einen in der Ägyptologie nicht Unbewanderten allein die echte Kopfbildung der Potiphar gefesselt. Der unerhörte Ausdruck der Sinnlichkeit, den die ganze Figur ausstrahlt, steht in packendem Gegensatz zu dem entsetzten Erstaunen des Jünglings, der sichtlich noch nicht wußte, daß es so etwas überhaupt in der Welt gibt. Dazu treten glänzende Farbenwirkungen und eine klassisch-symmetrische Komposition. Wir haben hier eins der größten Meisterwerke der gegenwärtigen Malerei. Ein drittes, jüngstes Ergebnis der Jaegerschen Kunst gehört dem sogenannten Idealbilde an. Es ist ein wunderbar dämmeriger, höchst virtuos belichteter »Märchenwald«, unter dessen Bäumen eine nackte, elfenhafte Kinderfigur neben einem Reh schreitet. Hierbei mag bemerkt sein, daß der Künstler nie leere Landschaften malt; stets beziehen sie sich auf eine figürliche Idee. Wohl aber sind von ihm Tiere für sich da. Doch nur solche, die mit dem Gedanken des Todes, der starrenden Einsamkeit verbunden scheinen. Die ergreifen dann geradezu. Wir nennen hier Wölfe, die über die leblose, frosterstarrte Steppe hinwegheulen, und Wisente, die als die letzten ihres Stammes ebenso einsam dastehen. Einsamkeit und Sehnsucht — das sind auch sonst immer wiederkehrende Leitmotive im Werke des Künstlers. Wir führen dazu als Beispiel noch drei Idealbilder an: die farbenschöne »Fahrt zur Insel« und — auch eins der jüngsten Bilder — die »Fahrt ins Märchenland«, sodann den Jüngling am Meere, der sich einfach »Sehnsucht« betiteln darf.


Bildnis des Vaters des Künstlers


Innenraum

Die von uns nachgebildeten »Holzsägenden Frauen« gehören in die Heilsberger Kriegsperiode. Außer ihnen sind noch »Holzhackende Frauen« da. Damit ist bei Jaeger aber auch das Genre im engeren Sinne erschöpft. Hingegen kam manches schöne Blumenstück und Stillleben in Privatbesitz. Wundervoll sind die Interieure, namentlich zwei mit Motiven aus der Atelierwohnung des Künst-

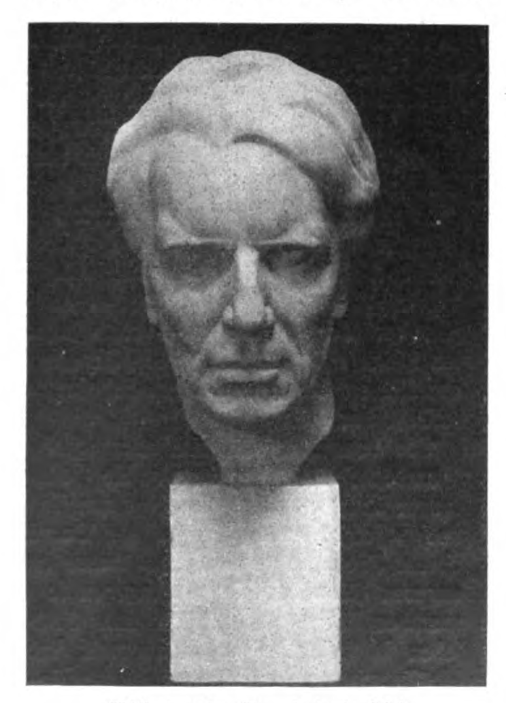
lers, deren eins unsre Leser ebenfalls in Nachbildung sehen. Sie werden noch übertroffen durch das jüngste, eine märkische Bauernstube. Doch spielt da schon wieder die Figur einer am Fenster sitzenden alten Frau ins Genre über.

Daß nun ein so hervorragender Figurenmaler auch als ausgezeichneter Porträtist gepriesen werden kann, wird kaum überraschen. Die Jaegerschen Bildnisse legen, wie in der Plastik, zunächst den größten Wert auf unbedingte Ähnlichkeit, streben aber darüber hinaus auf die Idee, suchen alles Geistige darzulegen, was in dem Modell zu finden ist. Unser Beispiel zeigt den verstorbenen Vater des Künstlers. Köstlich sind Jaegers drei Selbstbildnisse, eins davon im grauen Soldatenrock.

Zuletzt noch ein Wort über die Stellung unsers Künstlers zu und in der Kunstwelt. Da lassen wir ihn aber am besten wieder selbst reden: »Wenn man den Versuch machen wollte, mich mit irgendeinem Künstler, gleichviel als Maler oder Plastiker, in Verbindung zu bringen, so würde man zu keinem rechten Ziele kommen. Ich habe mich von jeder Anlehnung, von jedem ‚Ismus' ferngehalten, bin stets abseits von der großen Straße meine eignen Wege gegangen. Schlagworte, mit denen sogenannte »Kunstrichtungen« inszeniert werden, haben bei mir nie Widerhall gefunden. Meine Kunst ist einfach; ich bin kein Umstürzler; ich will nur das, was mich bewegt, in meiner Weise mitteilen. Der Inhalt des Werkes ist mir das Wesentliche; ihm hat sich alles unterzuordnen. Dem Leben in seinen Höhen und Tiefen nachzugehen, das, was ich leide, zu sagen, das würde ich als den Zweck meines künstlerischen Strebens bezeichnen.«



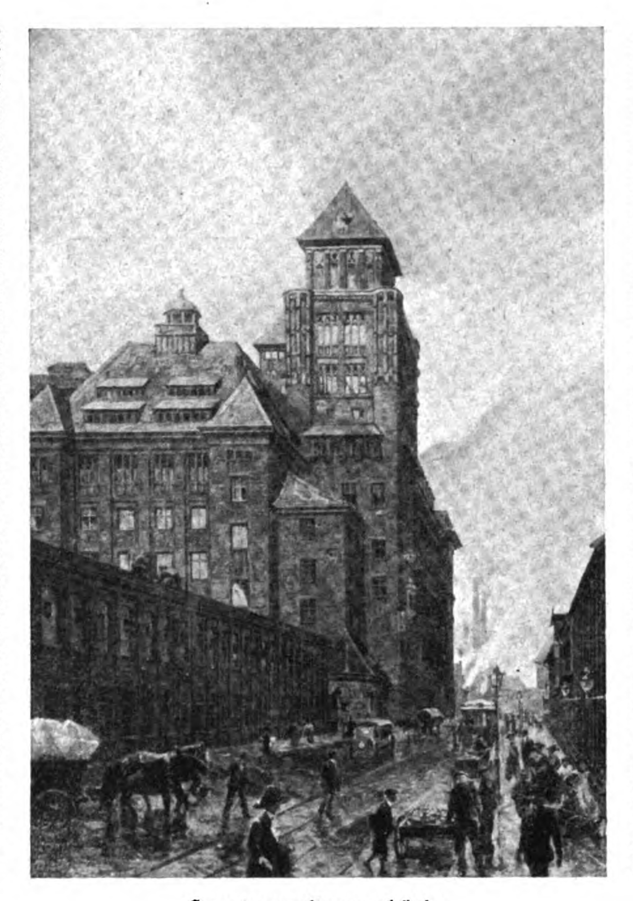
Bildnisplakette (Rittergutsbesitzer R.)



Bildnisbüste (Dr. Ludwig W.)



Bildnisbüste (Frl. Elfriede R.)



Hauptverwaltungsgebäude

Bei Krupp in Essen

Von Heinrich Zerkaulen

Wieder einmal, wie einst im Weltkrieg, sind die Augen von ganz Deutschland, ja die Augen einer ganzen Welt auf Essen gerichtet, die Stadt Alfred Krupps, einstmals die Waffenschmiede Deutschlands, jetzt das Ostergrab deutscher Treue. Aber über dem Massengrab dieser Arbeiter, die ihre Liebe zum Vaterland mit dem Tode bezahlen mußten, leuchtet auch ein Glaube: Ostern heißt Auferstehung!

Die Krupp-Werkstätten sind eine Stadt für sich. Und Essen ohne Krupp wäre wie ein Wald ohne Bäume. Heute noch ist das Samenkorn dieser Riesenanlage zu sehen: der kleine Reckhammer nebst Schmelz- und Zementiergebäude, den Friedrich Krupp 1811 hier errichten ließ, die einstige Studierstube eines starrköpfigen Sinnierers, der uns das Einzige am Ende seines knapp vierzigjährigen Lebens zurückließ, nämlich den Glauben an seine Sendung. Dem Bestreben, das Geheimnis des Gußstahls aufzuspüren galt sein rastloses Denken, opferte er Neigung und Gesundheit. Zweimal setzte er an, zweimal scheiterte er. Die Gutehoffnungshütte in Sterkrade, heute noch eins der größten Gemischtwerke des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, Eigentum der Brüder Gerhard und Franz Haniel, mußte er aus wirtschaftlicher Not heraus fahren lassen und zurückkehren hinter die Teke eines Spezereikrames, hinter der er als Kind im Elternhause gespielt hatte. Der Kaffeehandel vor allem wurde von der Großmutter Amalie Krupp gepflegt. Und wieder verkauft der rastlose Sohn das Unternehmen und steckt noch einmal alles in sein geliebtes Laboratorium. Nach wechselvollen und kostspieligen Versuchen gelang es ihm tatsächlich, einen Gußstahl herzustellen, über den der »Verein in den Königlich preußischen Staaten zur Beförderung des Gewerbefleißes« nach sorgfältiger Prüfung das Urteil abgab, daß er an Brauchbarkeit und innerer Güte dem besten englischen Stahle vorzuziehen sei. Damit war der erste Sieg zwar errungen, aber Friedrich Krupp ward zugleich der Feldherr, der sich mit seiner eignen Kraft tot gesiegt hatte. Er hinterließ eine unversorgte Frau und unmündige Kinder, ein keinesfalls

finanziertes Unternehmen, das man zwar nicht bespötteln durfte, über das aber dennoch mehr oder weniger von Verwandten und Freunden die Achseln gezuckt wurden. Er hinterließ aber auch einen Sohn Alfred, den er noch als vierzehnjährigen Knaben selbst hatte anlernen und einarbeiten können.

Alfred Krupp hat später einmal in einem Aufruf an seine Arbeiter selbst gesagt: »Fünfzehn Jahre lang habe ich gerade so viel erworben, um den Arbeitern ihren Lohn auszahlen zu können. Für meine eigne Arbeit und Sorgen hatte ich weiter nichts als das Bewußtsein der Pflichterfüllung.« — Auf der Internationalen Industrie- und Kunstausstellung in London, die im Jahre 1851 stattfand, war ein 2000 Kilo schwerer Gußstahlblock der Firma Krupp in Essen zu sehen und erregte internationales Aufsehen. Die Saat mühevollster Kleinarbeit wollte aufgehen. Die Ersetzung des wenig verläßlichen Schmiedeeisens durch Kruppschen Gußstahl machte nun überall dort, wo es auf Güte und Haltbarkeit des Materials ankam — und das war besonders bei den Eisenteilen der Dampfmaschinen und Eisenbahnen notwendig — schnelle Fortschritte. Wie es nach dem verlorenen Kriege heute wiederum der Fall ist, so wurden damals schon Gußstahlachsen, Radreifen und Stahlschienen in den Produktionsbereich der Firma gezogen und erbrachten mit dem Aufschwung der Eisenbahnen in Amerika und Europa ungeahnte Gewinne.

Wohl trugen die Kruppschen Kanonen einst den Ruf der Werke über die ganze Erde und machten sie berühmt als größte Waffenschmiede der Welt. Alfred Krupp war es, der die Bedeutung des Gußstahls für Geschützrohre zuerst erkannte, und so hatten die deutschen Kanonen 1870—71 vor den alten Bronzerohren der französischen erhebliche Materialgüte voraus. Und dennoch war es nur ein knappes Zwanzigstel des Kruppschen Stahles, was dem Unternehmen diesen Ruhm der

Maschinenbau IX

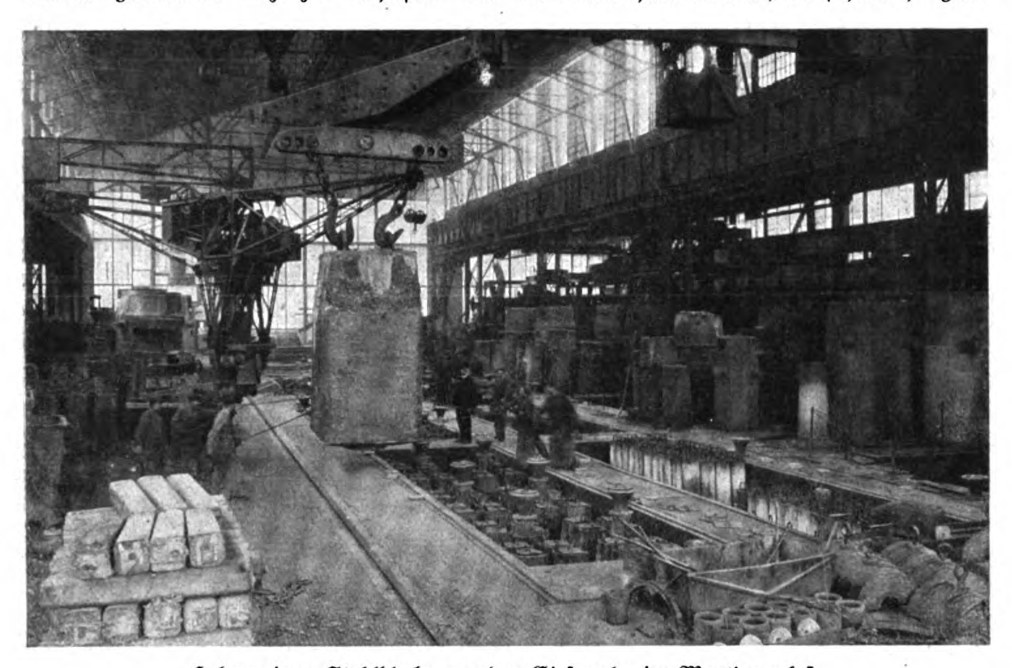
größten Waffenschmiede der Welt verlieh, der gesamte Rest diente den friedlichen Zwecken des Eisenbahnwesens, des Schiff- und Maschinenbaues, der Brücken- und Eisenkonstruktion, der Herstellung von Kraftwagen, Werkzeugen, Apparaten, Instrumenten und vielen andern Dingen. Das Wahrzeichen der Firma ist stets gewesen: das Bild der drei Ringe. Sie stellen drei nach der Erfindung Alfred Krupps endlos gewalzte Eisenbahnradreifen dar.

»Die Fabrik muß sich ihre Bedürfnisse selbst schaffen,« lautete schon eine Erkenntnis Alfred Krupps. So schmelzen denn heute eigne Hütten am Mittel- und Niederrhein das aus eignen Gruben gewonnene Erz zu Roheisen. In Thomas- und Bessemer-Birnen, Siemens-Martin-, Tiegel- und Elektroöfen in Rheinhausen, Essen, Magdeburg-Buckau und Annen wandelt sich das Eisen in Stahl. Der Stahl erhält die Form in eignen Gießereien und Walzwerken, unter der Schmiedepresse und dem Hammer. Auf Dreh-, Hobel- und Fräsbänken, unter der Hand des Drehers und Schlossers folgt die Bearbeitung und der Schliff. In weiten Hallen der Essener Gußstahlfabrik, des Magdeburger Grusonwerkes, auf den Hellingen der Kieler Germaniawerft entsteht die fertige Maschine, der rollende Eisenbahnzug, das fahrende Schiff. So durchwandert das im Boden gewachsene Erz in der Gemeinschaft Krupp alle Stadien der Verfeinerung in Feuerbetrieben und mechanischer Arbeit bis zur Vollendung im Dienste des Menschen.

Es war im Jahre 1916. Wir waren einer Einladung zur Besichtigung der Gußstahlfabrik Friedrich Krupp A.-G. gefolgt. Und der Führer hub an, knapp und sachlich: »Meine Herren, die Umwandlung der flüssigen Roheisenmasse in Bessemerstahl wird Ihnen bekannt sein.« — »Gewiß — gewiß«, murmelte mein Gesicht. Ich befürchtete eine Entziehung der Eintrittskarte sonst. Bekannt waren mir nur Kleys wilde Industriebilder, Josef Winklers »Eiserne Sonette«, des Essener Kätelhöns wuchtig trotzende Radierungen der Hochöfen und Stahlwerke.

Das Bessemerwerk! Wie der Luftstrom durch die Kanalröhren donnerte, wie sich durch irgendeine lächerliche Handbewegung der riesige Kessel mit der Weißglut des flüssigen Eisens nach unten wälzte, Männer und Frauen auf ein harmloses Glockenzeichen hin wie automatische Puppen wortlos sich an die Seite drückten, die Funken unterdessen sich aufbäumend in die eiserne Decke schlugen!

Als wir hinaustraten: »Ich bitte Sie, meine Herren! Das Bessemer-Verfahren ist total veraltet. Denn der Thomasstahl ...« — »Gewiß,« sagte ich rasch. Ein robuster Kran reckte eben einen magnetischen Klotz mit angespickten Eisenzentnern graziös wie ein Teetablett über unsre Köpfe weg. Haarscharf vorbei hüpfte über Ketten, leicht vornübergeneigt, ein dunkelglühendes Eisenblech. Noch erhitzt, wie Mädchen etwa, die zu toll getanzt haben. Zwei halbnackte Männer fahren einen neuen Glühblock unter die Walze.



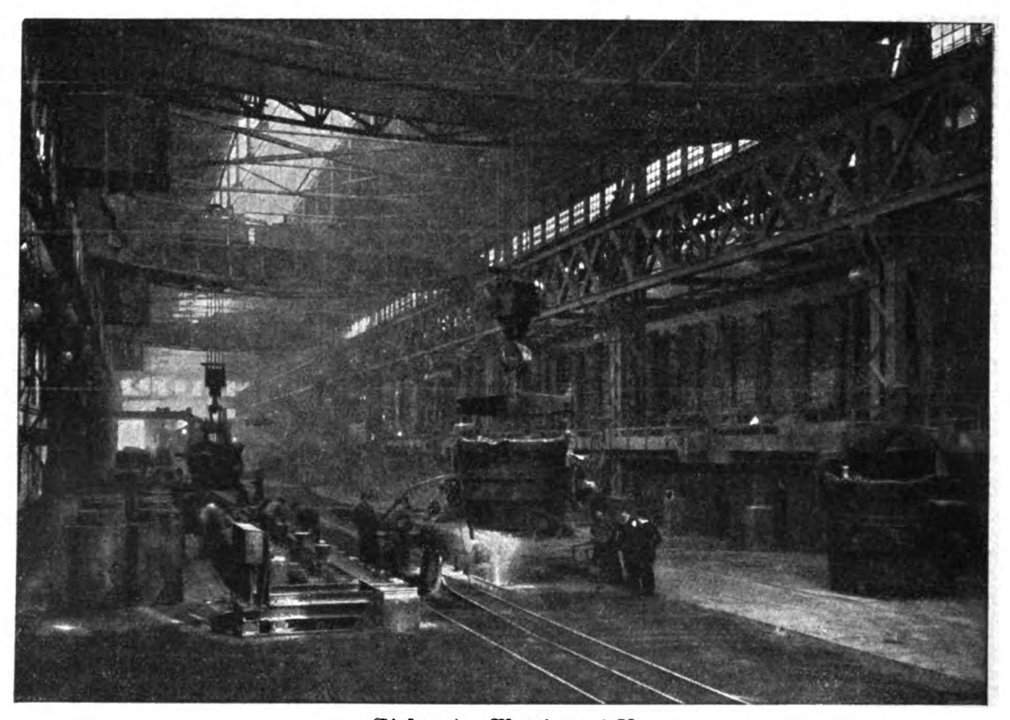
Heben eines Stahlblocks aus der Gießgrube im Martinwerk I

Knatterndes, spritzendes Reisigholz darüber, zur Reinigung von Schlacke, ein paarmal, noch einmal, hin und her, und schlank und elegant wie ein Linoleumstreifen, fünf Zentimeter dick, ist der Glühblock geworden.

In der Geschoßpreßanlage auch ein paar 42er Granathülsen. Man kam nicht davon weg, bis einer die Spannung löste: »Ich will mir eine zum Andenken mitnehmen!« — »Aber gewiß! Bitte — stecken Sie sich eine in die Tasche.«

Und der kurze Weg zum Panzerwalzwerk. Auf dem Hofe eine lange Paradeplatte, noch von der Düsseldorfer Ausstellung her. Es ist fast still in der Werkstatt. Aber hinter verschlossenen und Maß, glühend, todbringend, ruhig, mit ungeheurer Sachlichkeit ...

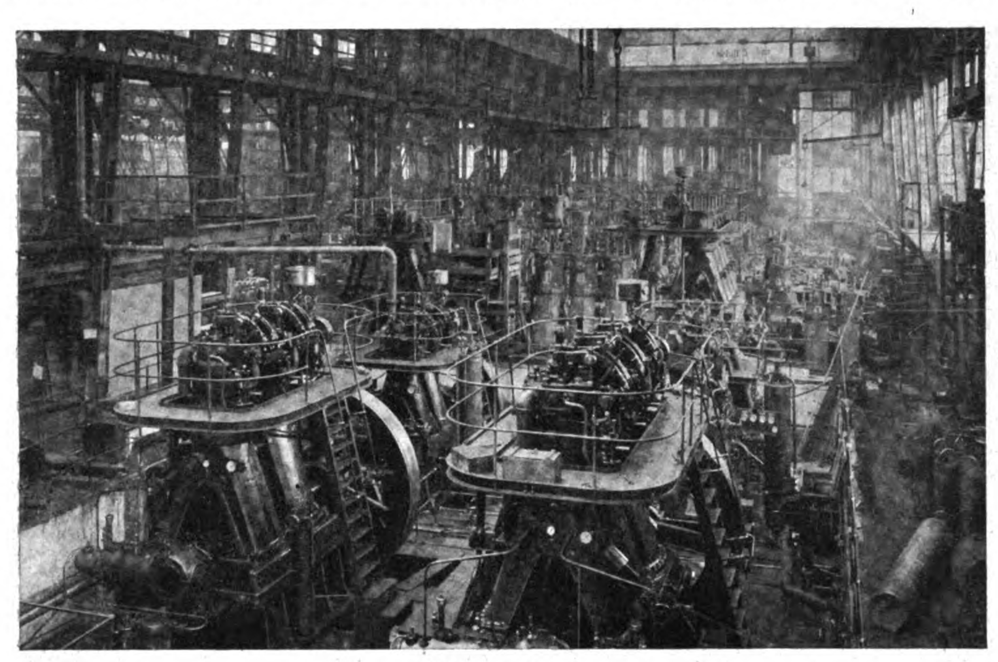
Dann brach die Revolution aus; der Waffenstillstand wurde geschlossen; der sogenannte Frieden, von Wilsons Gnaden diktiert, beglückte unser Vaterland. Kurz vorher war Wilhelm II. in Essen gewesen, hatte zu den Kruppschen Arbeitern ohne »Konzept« gesprochen, aus bedrängtem Herzen heraus, sogar zwanzig Minuten länger, als es »vorgesehen« war. Und dann hatten sie ihm auf seine impulsive Frage (die damals nicht an die Presse weitergeleitet werden durfte) laut und einmütig geschworen: »Ja, wir bleiben treu!«



Gießen im Martinwerk V

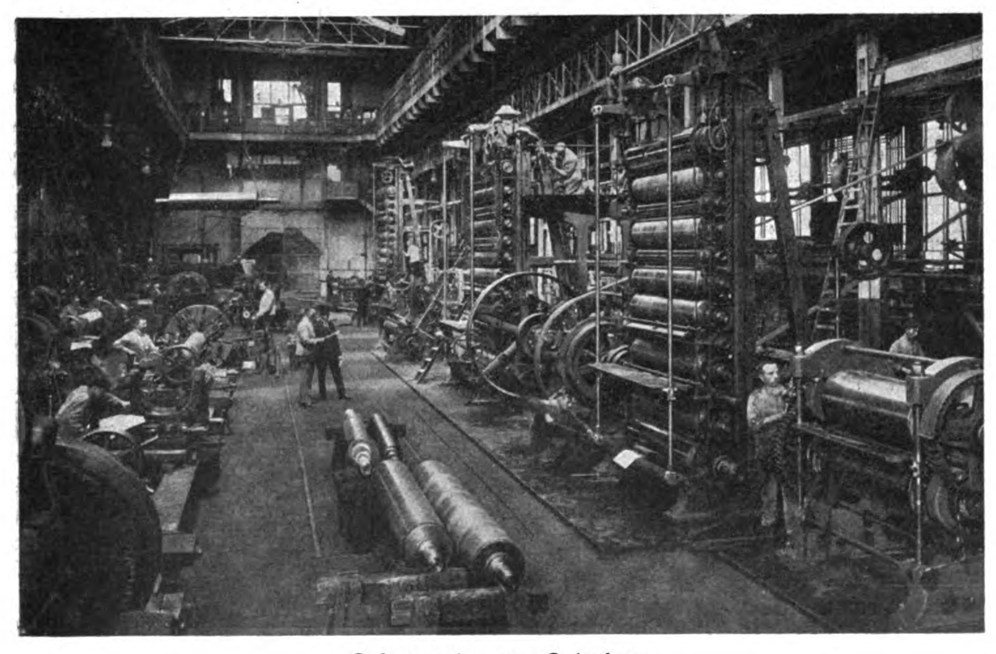
Retorten duckt die Weißglut. Wir gruppierten uns ganz zwanglos: »Die Engländer sind mehr empirisch. Was sie gedacht, haben wir erst gemacht. Natürlich kennen sie die Legierungen, die kann jeder Chemiker in seinem Laboratorium ja zerlegen. Wir haben die Patente sogar nach Frankreich, England usw. verkauft. Aber die Engländer waren schon einmal so wenig vorsichtig, das Rezept zu verlieren. Wir mußten es ihnen neu besorgen. Achtung — meine Herren! ...« Wie auf einem Katafalk, feierlich, schwankt der Schmelzblock in die Mitte. Die Walzen beginnen zu laufen. Auf Holzschuhen hin und her die Männer, Lederlappen um die Fäuste gewickelt, Eisenstangen in der Hand. Ein Pfiff — der Block geht unter die Walze. Wird gedreht, geschoben, geknetet, gemessen mit Zirkel

Bei Krupp aber sah es trostlos aus. Zu Hunderten, zu Tausenden mußten die Arbeiter entlassen werden, leer standen die riesigen Hindenburg-Werkstätten, die Monumentalität der 72 000-Quadratmeter-Halle lag wie ein abgenagtes Skelett in öder Tiefe, lang ausgestreckt und müde zum Zusammenbruch. Hier waren gestern noch die Feldlafetten aufmontiert worden, hier waren noch vorgestern in den Geschoßpressereien und Drehereien 80—90 000 Geschoßkörper pro Tag hergestellt worden! Jetzt hatte die letzten halbfertigen Schiffsgeschütze eben die Entente zum Einschmelzen verurteilt. Und nun setzte das ganze fieberhafte Arbeiten und Austüfteln des ganzen Riesenapparates geistigen Denkens bei dieser Firma ein — die Umstellung auf die Friedenswirtschaft.

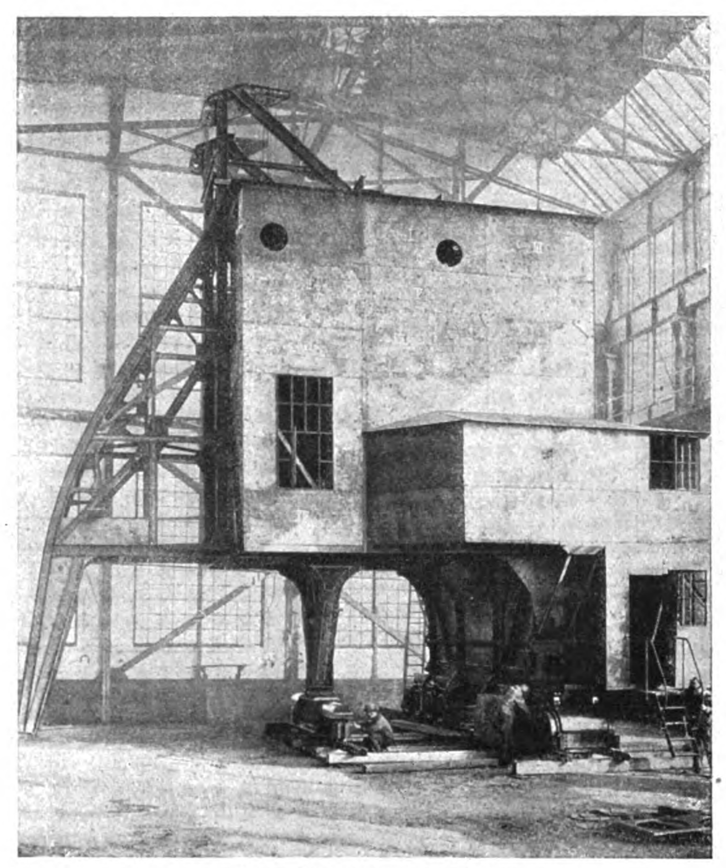


Dieselmotorenbau

Alle Einrichtungen, die zur Erzeugung von Kriegsmaterial bisher benutzt worden waren, mußten auf Grund der Zwangsbestimmungen des Vertrages von Versailles vernichtet oder so umgebaut werden, daß sie ihren früheren Zwecken nicht wieder dienen konnten. Das Fundament nun, auf dem die neue Entwicklung einzig aufgebaut wurde, bildeten naturgemäß die Stahlbetriebe, die ja von den Versailler Bestimmungen unberührt blieben. Da hier die Produktion ihren Fortgang nahm, konnte der Verkauf an Erzeugnissen der Gießereien, Schmieden und Walzwerke über die schlimmste Zeit der ersten Monate nach dem Kriege hinweghelfen. Das älteste Produkt der Gußstahlfabrik, der Tiegelstahl, der Ruf und Wachstum der Krupp-



Zusammenbau von Kalandern



Kruppscher Bagger im Bau

Werke begründete, ist auch heute noch wegen seiner Festigkeit und Homogenität unübertroffen. Dieses Tiegelstahlwerk Krupps verfügt allein über 13 Regenerativ-Schmelzöfen.

Unterdessen war es Dezember 1919 geworden. Da standen wir wiederum, einer freundlichen Einladung des Direktoriums folgend, im Hauptverwaltungsgebäude dieser Weltfirma: die erste Krupp-Lokomotive war fertig.

Mit der Aufnahme dieses Zweiges griff die Fabrik ein nach der allgemeinen Kriegsabnutzung in der ganzen Welt hochbegehrtes Arbeitsgebiet auf. Die Hindenburg-Werkstätten waren als »Lokomotivbau« eingerichtet worden. Über Stapel von gepreßtem Blech hin wurden wir zum Gehämmer der Eisenbüchsen geführt. Auf dem Versuchsstand wurden sie ausprobiert, erst kalt, dann warm, pneumatische, elektrische und hydraulische Nietverfahren. Der Tenderbau hallte wider von Donnergetöse. Bleche gleich Panzerplatten werden zu Lokomotivrahmen verarbeitet. Wieder mit altem Stolz erklärte beim Rundgang der Abteilungschef: »So sauber macht sie uns keiner nach!«

Und draußen an der blumengeschmückten Galerie stand die erste Krupp-Lokomotive unter Dampf. Ganz in Tannengrün, mit bunten Bändern aus den Essener Stadtfarben Blau und Gelb, harrte die erste gewaltige Güterzuglokomotive des Hauses Krupp, angekoppelt die ersten zehn Güterwagen. Damals sagte Herr Krupp von Bohlen und Halbach in seiner Rede vor den 5000 Arbeitern seines Lokomotivbaues: »Jede Lokomotive, die heute wiederhergestellt oder neu geschaffen in den Dienst des Verkehrs gestellt werden kann, bedeutet einen wesentlichen Grundstein zum Wiederaufbau unsers Wirtschaftslebens, zur Neuerstarkung



Entrahmerwerkstatt: Abnahmeraum



Werkstatt zum Zusammenbau von Registrierkassen

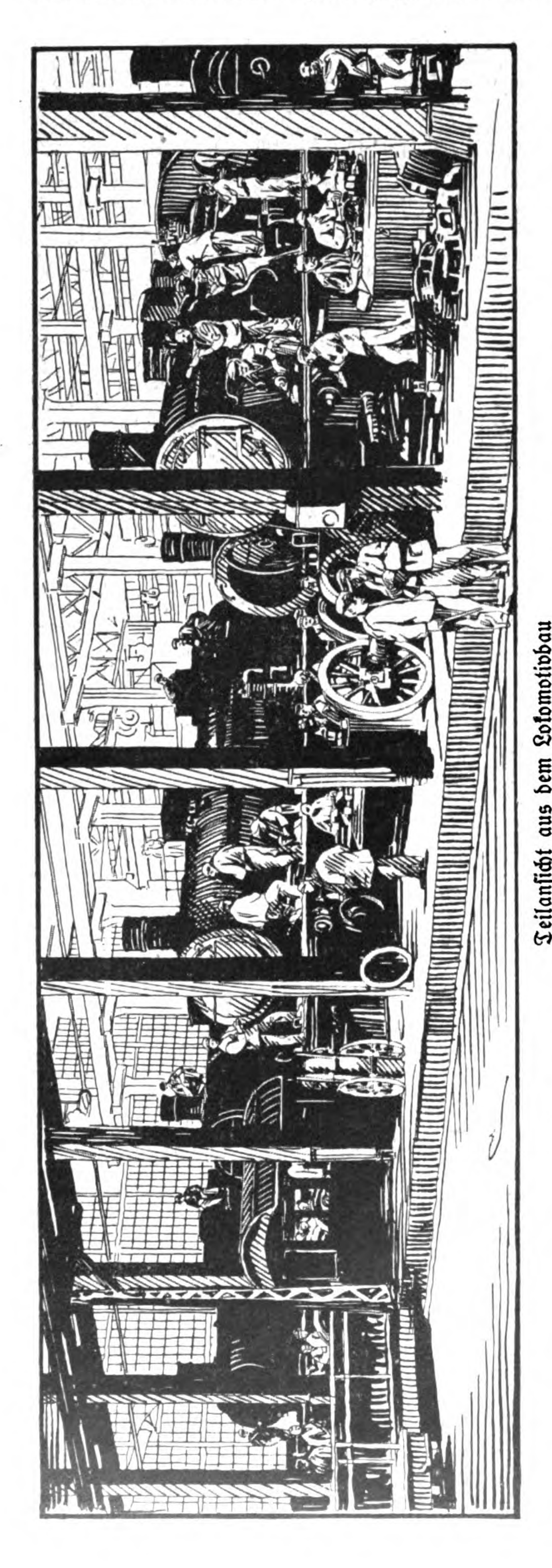
Deutschlands.« Dann führte sein Sohn, der damals dreizehnjährige Stammhalter, das erste Kruppsche Stahlroß unter brausendem Hurra all der tausend Zuschauer und unter dem Jubel aller Werksirenen seiner aufbauenden Bestimmung entgegen.

Ende Mai 1922 konnte der fünftausendste Güterwagen, Anfang Juli desselben Jahres die dreihundertste Lokomotive dem Verkehr übergeben werden. Heute beträgt die Leistungsfähigkeit des Lokomotiv- und Wagenbaues jährlich etwa dreihundert schwere Güterzuglokomotiven nebst Tendern und 2500 Fünfzehn-Tonnen-Wagen. Die erforderlichen Einzelteile werden zum größten Teil ebenfalls hier bearbeitet.

Aber wir sahen noch mehr bei dieser Besichti-



Teilansicht aus dem Erntemaschinenbau


Teilansicht aus dem Lokomotivbau

gung. Eine ganze Welt von Kleinmaschinen, Werkzeugen, Apparaten (vor allem aus nichtrostendem Stahl für zahntechnische Instrumente) war aufgebaut. Man bestaunte Feinmeßgeräte, Registrierkassen und Kinovorführungsapparate, man sah Tür-, Vorhänge- und Möbelschlösser. Kurz, hier war alles zu sehen, Eisen von gewöhnlicher Handelsgüte bis zum hochwertigsten Edelstahl.

Bei eintretender Dunkelheit aber bestiegen wir an jenem Wintertag den großen Aussichtsturm am Hauptverwaltungsgebäude, den »Hungerturm«, wie er im Essener Volksmunde heißt. Da lag die große Krupp-Stadt mit ihrem Netz von rund 77 Kilometer schmalspuriger und 161 Kilometer normalspuriger Bahnstrecke uns zu Füßen. Nur im Fernsprechamt Krupps unter uns war noch Tagesdienst. Immer noch surrte es in diesem Telegraphennetz von über 100 Kilometer Leitungslänge mit 19 Stationen und 24 Morseapparaten. Und tausend und aber tausend Lichter tief unter uns blitzten auf.

Aber es sollte anders kommen.

Während Krupp, einst die wichtigste Fabrik Deutschlands, sich längst zur buntesten entwickelt hatte, während das Hirn der Firma, das Krupp-Direktorium, weitschauend genug, wieder internationale Handelsverbindungen anknüpfte, brach der alte Feind in die wehrlose Stadt der Schlote ein.

Wieder führte mich ein Zufall in diese schmerzlich lieb und vertraut gewordene Stadt. Die Franzosen waren unterdessen eingerückt. Und General Degoutte mit seinem Stab hatte sich am bronzenen Standbild Alfred Krupps gegenüber dem Rathaus photographieren lassen, um aller Welt die Eroberung dieser Stadt darzutun. Die Stadt selbst lag ohne Schlaf, und Krupp feierte dennoch die Ehrung von tausend Werkangehörigen, die fünfundzwanzig Arbeitsjahre der Firma gedient hatten, getreu der Tradition des Hauses. Feierte sie trotz der Franzosennot und in eben jener großen Festhalle »auf der Kaupenhöhe«, in der Wilhelm II. gesprochen hatte. Eine große, stumme Feier wurde diese Ehrung, ergreifend in all ihrer Gebundenheit. Als die hochbetagte Exzellenz Frau Margarethe Krupp hernach zu ihrem Wagen schritt, da standen ihre Arbeiter, zogen stumm den Hut. Keiner von uns glaubte an diesem Märzsonntag, daß schon Ostern die schwarzen Fahnen halbmast wehen würden über Krupp.

Die Germanen vor zwanzigtausend Jahren

Nach der Entzifferung der Felsenbilder von Bohuslän

Von Franz v. Wendrin (Berlin)

An der skandinavischen Küste von Götaborg (Schweden) bis über Bergen (Norwegen) hinaus ist eine große Anzahl von Felsen mit eigenartigen tief eingearbeiteten Bildern geschmückt. Allerhand Vermutungen hat man darüber aufgestellt, aber niemand konnte bisher diese einzigartigen Bilder deuten oder gar lesen. Ja, lesen, denn diese Zeichen sind eine wirkliche Bilderschrift, an Alter alle andern bekannten Inschriften um viele Jahrtausende überragend. Nicht aber etwa um religiöse Darstellungen oder gar bloß um mystische oder magische Zeichen handelt es sich hier. Nein, sie erzählen uns längst verklungene, kaum einmal in Sagen oder Mythen auftauchende Vorgänge aus der Geschichte des »großen Volkes«, der Germanen, die in Skandinavien seit uralten Zeiten ansässig sind, sie erzählen uns von ihren kulturgeschichtlich beispiellosen Taten, mit deren Federn sich alte orientalische Völker in ihren Sagen zu Unrecht schmücken. Es sind die allerältesten schriftlichen Urkunden, die je die Menschheit kannte; denn ich werde nachweisen, daß sie bedeutend älter sind als die von den vorsemitischen Sumeriern oder Ägyptern hinterlassenen, von andern zu schweigen. Heute reden sie lebendig zu uns, denn der geheimnisvolle, kalte Schleier der Unlesbarkeit zerfällt; sie sind entziffert, und zwar so weit, daß ich hier eine erste Probe davon vorlegen kann.

zwanzigtausend Jahren — infolge der Übervölkerung eine große Hungersnot ausgebrochen. Den sonst so kahlen Heimatsbergen, deren Gipfel noch bis tief hinab mit Eis und Schnee bedeckt waren und deren Fjorde noch an den großen Gletschern leckten, konnte man nicht mehr genügend Feldfrüchte abringen. Die nordischen Germanen waren nämlich schon Jahrtausende vor dieser Zeit fleißige Ackerbauer und kannten damals schon längst den dreiteiligen Stachelpflug (im Gegensatz zu dem primitiven bei Thorn gefundenen einteiligen Hakenpflug), vor den sie zwei Kühe spannten, nicht etwa ihre Frauen, wie andre Naturvölker es beim Pflügen heute noch tun.

In dieser großen Not machte der damalige König von Bohuslän, genannt »der Große« vom »Lande der nach Süden gebogenen Küste«, den vor ihm versammelten Untertanen seines Stammes und noch zwei andern benachbarten Stämmen den Vorschlag, nach dem bloß zwei Tage entfernten sagenhaften »Lande der vielen Pferde« auszuwandern, wo Fleisch in Menge sei, um sich dieses zu erkämpfen, statt hierzulande Hungers zu sterben. Diesem Plane schlossen sich zunächst noch weitere acht Stämme aus den verschiedenen Landesteilen an. Und nun sandte man nach dem ersehnten Lande einen Kundschafter mit vier Begleitern aus. Nach ihrer Rückkehr versammelten sich die Ältesten der elf umliegenden

Paul Gerhard Bowe: Badende Knaben

Die Germanen vor zwanzigtausend Jahren

Nach der Entzifferung der Felsenbilder von Bohuslän

Von Franz v. Wendrin (Berlin)

An der skandinavischen Küste von Götaborg (Schweden) bis über Bergen (Norwegen) hinaus ist eine große Anzahl von Felsen mit eigenartigen tief eingearbeiteten Bildern geschmückt. Allerhand Vermutungen hat man darüber aufgestellt, aber niemand konnte bisher diese einzigartigen Bilder deuten oder gar lesen. Ja, lesen, denn diese Zeichen sind eine wirkliche Bilderschrift, an Alter alle andern bekannten Inschriften um viele Jahrtausende überragend. Nicht aber etwa um religiöse Darstellungen oder gar bloß um mystische oder magische Zeichen handelt es sich hier. Nein, sie erzählen uns längst verklungene, kaum einmal in Sagen oder Mythen auftauchende Vorgänge aus der Geschichte des »großen Volkes«, der Germanen, die in Skandinavien seit uralten Zeiten ansässig sind, sie erzählen uns von ihren kulturgeschichtlich beispiellosen Taten, mit deren Federn sich alte orientalische Völker in ihren Sagen zu Unrecht schmücken. Es sind die allerältesten schriftlichen Urkunden, die je die Menschheit kannte; denn ich werde nachweisen, daß sie bedeutend älter sind als die von den vorsemitischen Sumeriern oder Ägyptern hinterlassenen, von andern zu schweigen. Heute reden sie lebendig zu uns, denn der geheimnisvolle, kalte Schleier der Unlesbarkeit zerfällt; sie sind entziffert, und zwar so weit, daß ich hier eine erste Probe davon vorlegen kann.

Ich mache von vornherein darauf aufmerksam, daß jeder einzelne Punkt in der folgenden Ausführung mit genügendem Beweismaterial belegt werden kann, daß ich dies aber aus räumlichen Gründen hier noch nicht beizubringen vermag, sondern es demnächst in einem wissenschaftlichen Werk der Öffentlichkeit vorlegen möchte. Keineswegs ist also der Text in irgendeiner Form phantastisch ausgeschmückt, vielmehr völlig wahrheitsgetreu übertragen.

Zunächst noch ein Wort über das Alter der Inschrift. Es ergibt sich aus der Form der reichlich dargestellten Sternbilder. Nach dem Sternbild des Großen Bären konnte ich das Alter auf die ungewöhnlich hohe Zeit von mindestens zwanzigtausend Jahren berechnen, was auch noch durch andre Merkmale gestützt wird.

Diese uralten und bisher so schweigsamen Felsen öffnen jetzt also ihren steinernen Mund, um selbst zu uns zu sprechen: Lieber Leser, Enkel hundertemaliger Enkel, entblöße dein Haupt, lausche und staune, denn graue Jahrhunderte reden zu dir — — —!

In den weiten Landen vom Molde-Fjord bis tief gen Mittag zum Göta-Elf war — vor zwanzigtausend Jahren — infolge der Übervölkerung eine große Hungersnot ausgebrochen. Den sonst so kahlen Heimatsbergen, deren Gipfel noch bis tief hinab mit Eis und Schnee bedeckt waren und deren Fjorde noch an den großen Gletschern leckten, konnte man nicht mehr genügend Feldfrüchte abringen. Die nordischen Germanen waren nämlich schon Jahrtausende vor dieser Zeit fleißige Ackerbauer und kannten damals schon längst den dreiteiligen Stachelpflug (im Gegensatz zu dem primitiven bei Thorn gefundenen einteiligen Hakenpflug), vor den sie zwei Kühe spannten, nicht etwa ihre Frauen, wie andre Naturvölker es beim Pflügen heute noch tun.

In dieser großen Not machte der damalige König von Bohuslän, genannt »der Große« vom »Lande der nach Süden gebogenen Küste«, den vor ihm versammelten Untertanen seines Stammes und noch zwei andern benachbarten Stämmen den Vorschlag, nach dem bloß zwei Tage entfernten sagenhaften »Lande der vielen Pferde« auszuwandern, wo Fleisch in Menge sei, um sich dieses zu erkämpfen, statt hierzulande Hungers zu sterben. Diesem Plane schlossen sich zunächst noch weitere acht Stämme aus den verschiedenen Landesteilen an. Und nun sandte man nach dem ersehnten Lande einen Kundschafter mit vier Begleitern aus. Nach ihrer Rückkehr versammelten sich die Ältesten der elf umliegenden Stämme am Sogne-Fjord, in der Nähe von Lärdals-Ören, und beschlossen — nach dem Bericht des Kundschafters, der sich in jenem Lande ein solches Pferd erworben hatte und so dieser Versammlung hoch zu Roß Vortrag halten konnte, ja sogar der staunenden Volksmenge die Schnelligkeit seines Rosses im vollen Galopp vorführte —, sämtlichen von ihnen vertretenen Stämmen zu empfehlen, ihre Heimat, das »Land der herabsausenden Schlitten«, mit Hab und Gut zu verlassen. Dieser Vorschlag fand Anklang, und man setzte sich bald in Bewegung.

Kurz nach der Abreise, die im Frühjahr, der »Zeit der Schneeschmelze«, erfolgte, brach leider noch nahe an der Küste der Heimat ein schwerer Sturm aus, der zwei Tage lang wütete und der Auswandererflottille schmerzliche Verluste zufügte. Trotz dieses Unglücks fuhr der Rest der Auswanderer weiter, vorbei an den Inseln ihres Nachbarvolkes, der heutigen Dänen, zu der gleichfalls von germanischen Volksstämmen bewohnten Flachküste und erreichte glücklich das feste »Land der Pferde«, auf dem zu der Zeit aber noch hartgefrorener Schnee lag. Sie gingen ans Land an der Mündung des »großen Flusses«, der Oder, der zwei längliche Inseln





Skizze des Reiseverlaufes*

= Hauptflußfahrt. = Landreise. ✚✚✚✚ = Sonderfahrt ins Warthe- und Netzegebiet. = Damalige Flußverbindungen. = Sümpfe und Brüche. ✱ = Unfall des Königs. 20. III. = Mutmaßliches Datum der Gründungen. 1 T., (8) = Zum Teil mutmaßliche Dauer (in Tagen) der Teilreisen, (8) zum Teil mutmaßliche Aufenthaltsdauer in Klammern.

vorgelagert waren (Usedom und Wollin). Diese beiden Inseln fanden sie bewohnt.

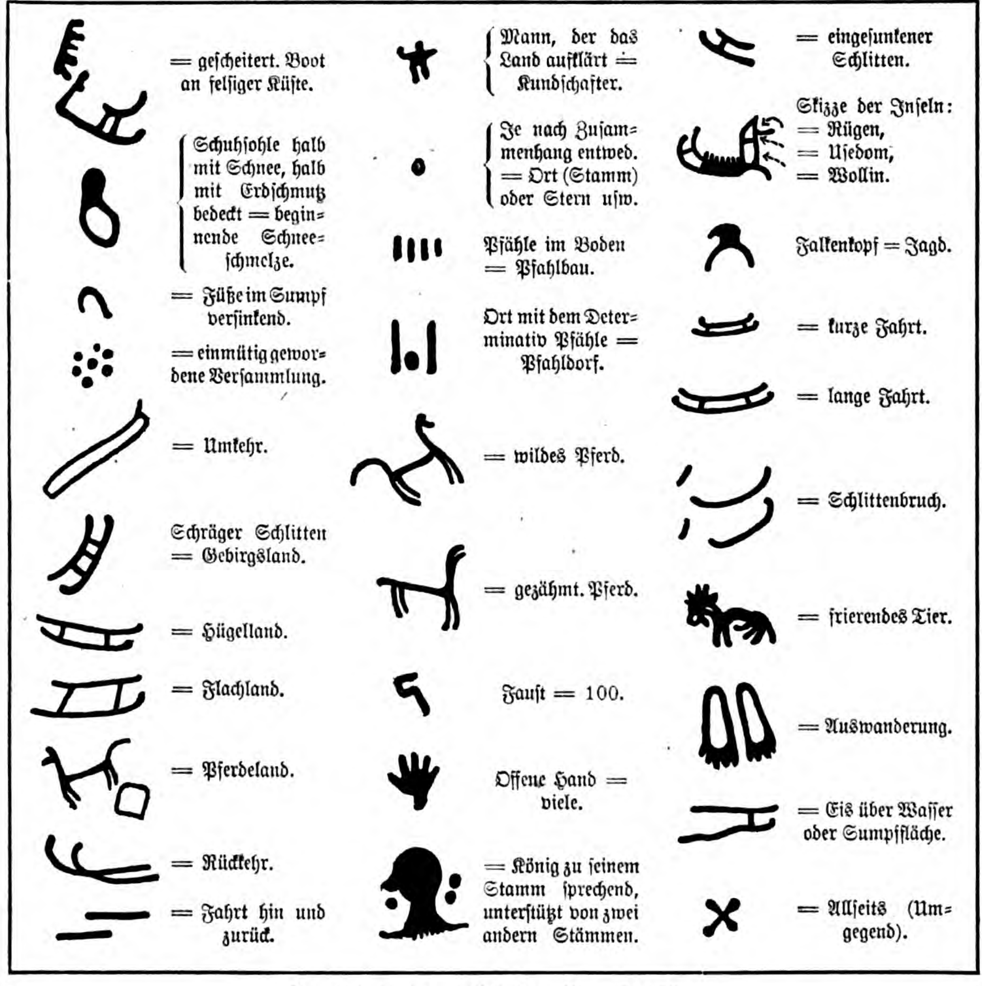
Am Eingang der westlichen Flußmündung lag zunächst ein Ort, der, vielleicht mit dem uralten Vineta identisch, wahrscheinlich der Hauptort der damaligen südlichsten Ur-Fünen war (Vinen genannt) und weit später unter dem slawischen Namen Jumne (= szumne, d. i. schöne Stadt) um 1095 im Meere versank. Tiefer im Lande, und zwar besonders an der linksseitigen Küste, d. h. dem Osten zu, erblickte man weitere Siedlungen, neun an der Zahl. Nun fuhr man in das Haff der Oder hinein und dann die Peene hinauf, etwa bis zum heutigen Demmin, ging ans Land und suchte weiterwandernd diese Gegend in der Richtung gen Südwesten ab. Die ersehnten Pferde aber fanden sich nur in geringer Zahl. Zudem wurde man von dem zu Pferde erschienenen König des südwestlich wohnenden Volkes an einer Landbesetzung gehindert,

* Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß ich bei der Entzifferung der Inschrift unvoreingenommen mich rein von wissenschaftlichen Gesichtspunkten habe leiten lassen. Aus räumlichen und andern Gründen habe ich aber für jetzt nur den ersten Teil meiner Entzifferung veröffentlicht. Insonderheit verzichte ich auch zurzeit noch darauf, alle geologischen und urgeschichtlichen Folgerungen darzulegen. Diese Veröffentlichung ist für die geistig interessierte Laienwelt bestimmt.

wie auch von Raubtieren (Wölfen u. a.) belästigt. Dennoch zog man noch zwei Tage weiter und kehrte schließlich doch unverrichteter Sache um, zurück zum Fluß. Weitersuchend folgte man der Oder und ihren Nebenflüssen, soweit sie schiffbar waren, hinauf, der *Ihna*, einem alten Nebenarm im oberen *Oderbruch*, der *Warthe*, nach Osten bis etwa zur *Netze* hinauf, dann der *Neisse*, bis etwa zum heutigen *Guben*, und der Oder selbst bis zur Stelle des heutigen *Glogau*, wo man von neuem ans Land ging und eine kleine Siedlung anlegte. Das Gebiet selbst, das noch gefrorenes Sumpfland war, suchte man zunächst nach Osten hin auf eine Strecke ab, fand aber nichts Bemerkenswertes.

Das Land östlich der ganzen Oder scheint damals völlig unbewohnt gewesen zu sein, und so drangen die Auswanderer hier bis etwa zum heutigen Ort *Reisen* bei Lissa in Posen vor. Nördlich von Glogau fanden sie wider Erwarten nur sandigen Boden, der mit größeren Steinen durchsetzt war. An der Ostseite dieses Gebietes legten sie eine zweite Siedlung an, das heutige *Fraustadt*. Schon nach kurzer, in etwa nördlicher Richtung gehender Reise stießen sie, in vier Abteilungen getrennt, dann endlich auf eine große Anzahl der lang ersehnten Wildpferde, von denen sie mehrere erjagten und teils lebend mitnahmen, teils schlachteten. Das war etwa in der Nähe des heutigen *Alt-Kloster*.

Soweit waren die Wanderungen ohne größere Schwierigkeiten verlaufen. Aber nachdem man sich nun mehr nordwestlich gewandt hatte, schlug das bis dahin frostige Wetter plötzlich in Tauwetter um, und nun begannen in der Gegend des heutigen *Unruhstadt* die Schwierigkeiten. Die Füße versanken im Morast des *Obrabruches*, wohin man unterdessen gelangt war, so daß selbst der am weitesten vorgedrungene Stamm umbiegen mußte. Während dieser auf-



Verzeichnis der wichtigsten Begriffszeichen

gezwungenen Rast sandte man ein Schiff mit 19 Mann Besatzung in die Heimat zurück, wahrscheinlich mit dem Bericht über die endliche Auffindung des gewünschten Pferdelandes und mit einer Ladung Pferdefleisch für die hungernden Brüder. Diese Kunde muß in der Heimat große Freude ausgelöst haben, denn sofort schiffte sich eine weitere Schar zu einer neuen Reise nach dem Pferdelande ein, ausgerüstet mit den für ihre fernen Genossen nötigen Ersatzschlitten. In dem Pferdelande hatte unterdessen acht Tage lang mildes Wetter geherrscht, so daß nach Ankunft der Verstärkung die vereinigten Züge weiterwanderten, bis der Morast, worin schon mehrere Schlitten steckengeblieben waren, den gesamten Auswanderern nach acht Tagen von neuem Halt gebot, zumal da das Wetter sich während der letzten sieben Tage immer mehr verschlechtert hatte. Ein Teil der Stämme war vorher schon, die Oder hinunter bis zur Warte und diese hinauf, den landabsuchenden Volksgenossen (wahrscheinlich mit dem schweren Gepäck) entgegengefahren. Diese das Land absuchende Abteilung mußte aber etwa in der Gegend von Muschten an der »Faulen Obra« 13 Tage im »Nichtstun« besseres Sonnenwetter abwarten.

Hierauf traten sie die zweite große Reise an, ebenfalls durch Hügelland, indem sie dabei nach allen Richtungen Umschau nach ihren zu Schiff fahrenden Genossen hielten, und erreichten so endlich nach weiteren 12 Tagen die »Warte«, wo sie die schon längst »wartenden« Schiffsgenossen, etwa an der Stelle der Obramündung, also bei Schwerin, antrafen. Hier nahm die so »schwierige« Reise vorläufig ein Ende.

Da die Schlitten schon sehr mitgenommen waren, so fuhr man jetzt nur noch mit den Booten weiter, und zwar die Netze bis zur Drage hinauf. Hier ging man ans Land, denn diese Gegend wimmelte von Pferden. Das »Paradies der Pferde« war also gefunden, und Fleisch war im Überfluß vorhanden. Junge und alte Tiere standen herum und wieherten mit hochgezogenen Nüstern oder sprangen auf dem Felde umher. So beschloß man denn, sich hier niederzulassen. Sofort machte man auf die kostbaren Tiere Jagd, indem man einige der Herden umzingelte.

In der alten Heimat muß es damals besonders schlimm ausgesehen haben, denn man hatte nichts Eiligeres zu tun, als mehrere Schiffsladungen der erbeuteten Pferde, darunter auch lebende, auf den Weg zu bringen, um die Brüder in der alten Heimat vor dem Hungertode zu retten. — Groß muß die Freude gewesen sein, die durch die Ankunft der Pferde erregt worden ist.

Der lebhafte Verkehr mit der Heimat, der sich nun entspann, ging, wie vorauszusehen, die Flüsse durch das Bruchland hinunter, wieder an den beiden Inseln Usedom und Wollin und der Insel Rügen vorbei (die diesmal auf dem Bilde auch angedeutet ist). So wurde die alte, geliebte Heimat mit dem so schmerzlich vermißten Fleische reichlich versorgt.

Die gesamten Stämme ließen sich jetzt in einiger Entfernung nördlich vom Flusse nieder, wahrscheinlich, um mehrere Tage gründlich auszuruhen.

Schließlich wollte man, wie man es unterwegs von den westlich der Oder von jeher eingesessenen germanischen Ureinwohnern gesehen hatte, ebenfalls die jetzt in Mengen eingefangenen Rosse als Reittiere benutzen. Wie es sich gehörte, schwang sich als erster der »Große König« selbst mit Hilfe seiner hochbeglückten Untertanen auf den Rücken eines dafür besonders ausgesuchten Rosses. Unglücklicherweise wurde dazu gerade ein äußerst wilder Hengst ausgewählt. Aber der verstand die ihm angetane Ehre nicht, und so geschah das Entsetzliche: mit einem gewaltigen Satze entledigte der Hengst sich seines königlichen Herrn, der wie ein Sack zur Erde stürzte. Mit hochaufgerichtetem Schwanze verschwand das niederträchtige Tier auf Nimmerwiedersehen. Zu spät hatte man den Unterschied zwischen einem wilden und einem zahmen Pferd erkannt, und so mußte der etwas zu voreilig unternommene erste nordgermanische Pferdereit- und Zähmungsversuch jämmerlich scheitern.

Nach diesem ärgerlichen Vorfall gingen die Auswanderer daran, in der Umgegend für jeden Stamm das nötige Land auszusuchen. Das in Betracht kommende Hügelgebiet wurde gründlich untersucht, wobei noch einige der schon vorher so stark beanspruchten Schlitten zerbrachen und einer wahrscheinlich sogar im Eise eingebrochen steckengeblieben ist. Sonst scheint hier nichts Bemerkenswertes geschehen zu sein.

Sobald das Wetter es erlaubte, konnte nun also jeder seinen Ackerboden in der neuen Heimat in Frieden pflügen und bebauen, allerdings nur mit Hilfe des mitgebrachten Jungviehes (Kälber), das man vor den dreiteiligen, aber noch radlosen Stachelpflug spannte. Zum Antreiben benutzte man nur einen Baumzweig, schonte also — im Gegensatz zu den Barbaren — seine Haustiere.

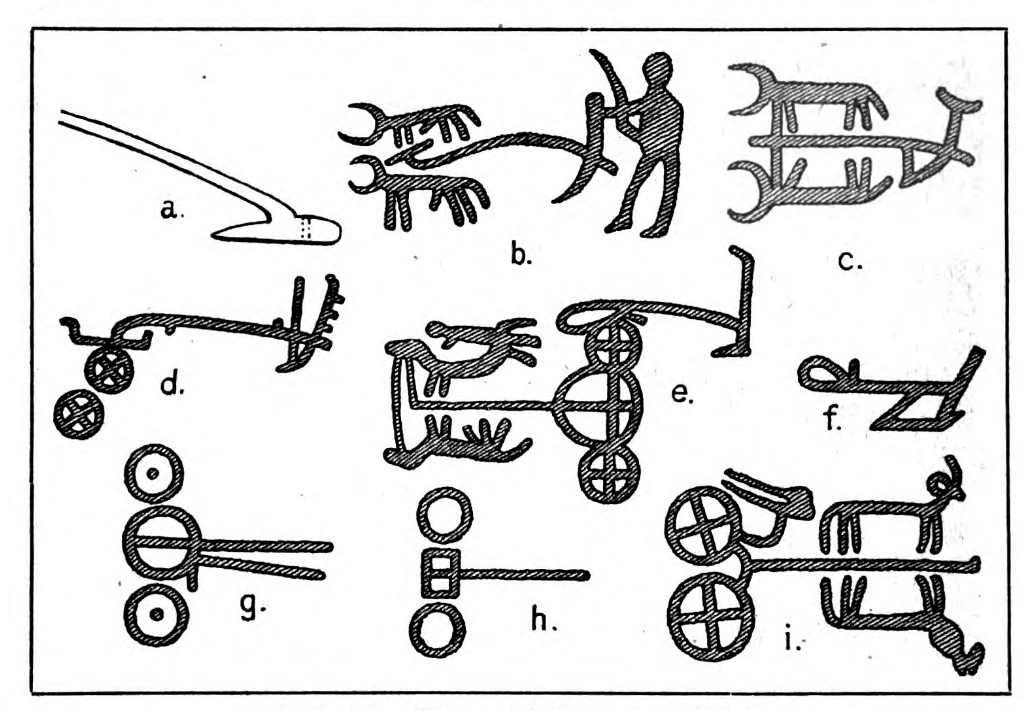
Bei dieser friedlichen Feldbestellung wurden die Einwanderer von den im Frühjahr in ihre gewohnten Jagdgründe zurückkehrenden, von Norden (also von der Küste) kommenden lappofinnischen Ureinwohnern zweimal überfallen, wobei sie indessen Sieger blieben, zumal da ihnen von allen Seiten die verwandten Stämme zu Hilfe eilten und auch weiterer Nachschub aus der alten Heimat eintraf. Auch im Sommer und Herbst wurden, in treuer Sorge um

Einige Sternbilder aus den Felseninschriften von Bohuslän

Innerhalb großer Zeiträume verändern alle Sternbilder ihre Form, wenigstens für den irdischen Beobachter, also scheinbar. Der gegenwärtige scheinbare Stand der einzelnen Sterne ist durch offene Kreise angedeutet. Die scheinbare Bewegung (und deren Richtung) ist durch punktierte Linien (bzw. Pfeilspitzen) verdeutlicht. — Man beachte auch die Größenveränderungen der einzelnen Sterne, besonders des „Megrez“ im Großen Bären. 1. Der „Große Bär“ von heute. 2. Derselbe vor 34000 Jahren. 3. Derselbe vor 88000 Jahren. 4.* Derselbe vor 205000 Jahren. 5. Der Schwan vor 215000 Jahren. 6. Der Große Löwe vor 125000 Jahren. 7. Das „W“ der Kassiopeia mit einem aufleuchtenden Stern. 8.* Der Orion (vor ca. 340000 Jahren). 9. Der Jakobsstab.

---

* Die ältesten Formen von Sternbildern, die in den Inschriften vorkommen, sind nach meiner Ermittlung der „Große Bär“ vor 375000 Jahren und als interessantestes der „Orion-Nebel“ vor 160000 Jahren.



Entwicklung des Pfluges und Rades (nach Bohuslän)

a. Ur- oder Primitivpflug, gefunden im Torf bei Papau (b. Thorn), aus Eichenholz, 3 Meter lang. b. Loser Hakenpflug, ähnlich dem bei Dostrup (Jütland) gefundenen Holzpflug, 3,40 Meter lang. Von Rindern gezogen. c. Versteifter Hakenpflug, wie er bei der in vorstehendem Aufsatz erwähnten Wartheeinwanderung in Gebrauch war (auch von Rindern gezogen). d. Erster Räderpflug, verstellbar (Übergangszeit). e. Späterer Räderpflug, von Pferden gezogen. f. Jüngster Schienengleitpflug (ebenfalls für Räder eingerichtet). g. Ältester Wagen mit zwei Deichseln und Scheibenrädern. h. Späterer Wagen mit einer Deichsel. i. Jüngerer Prunkwagen mit Felgenrädern.

die daheim zurückgebliebenen Brüder, für den kommenden Winter vollbeladene Schiffe nach der alten »Heimat der Schlitten« abgesandt.

Der nächste Winter, also der erste in der neuen Heimat, brachte für die Neulinge eine unangenehme Überraschung. Schon der Herbst war einen Monat lang naß und kalt gewesen, und im Winter blieb nun der Schnee fünf Monate lang liegen. Zwei Monate dauerte die Schneeschmelze, so daß sie acht Monate lang zu Untätigkeit verurteilt waren. Dazu war der Winter so streng, daß sogar die Tiere froren und sich vor Kälte zusammenkauerten. Man durfte die Zelte nicht verlassen, und die Siedlung sah wie ausgestorben aus. An Schiffahrt war nicht zu denken, denn die Flüsse waren fest zugefroren, abgesehen davon, daß die Boote durch den Frost ohnehin sehr gelitten hatten. Zur Schlittenfahrt war das Land wegen des Fehlens größerer Berge ebenfalls wenig geeignet. Nur den allernötigsten Bedarf (wahrscheinlich Brennholz) konnte man aus der Nähe besorgen, und man wird wohl sehr bekümmert den Frühling erwartet haben.

Nachdem der erste Winter vorüber war, schwuren sie, trotz der unerwarteten strengen Kälte dauernd hierzubleiben, und bestellten auch jetzt wieder ihre Felder, diesmal jedoch mit Hilfe ihrer Kühe, die unterdessen so weit herangewachsen waren. Gleichzeitig bauten sie sich, als Vorsorge gegen die weiteren Winter, feste Holzhütten und begannen mit dem Einrammen der Pfähle zu ihren Pfahlbauten. Auch ihre beschädigten Boote besserten sie während des Sommers fleißig aus.

Mit der Zeit hatte man auch das Reiten recht gut gelernt. Die Zahl der wilden Pferde verringerte sich bald durch das viele Wegfangen. Um so mehr wuchsen die Herden der unterdes gezähmten Pferde an, und so wurde wohl mancher recht wohlhabend, da fast jeder Einzelne mehrere hundert Tiere sein eigen nennen konnte. Allmählich konnte man auch zahme Pferde in die alte unvergeßliche Heimat verfrachten, wobei einmal ein Boot mit acht solchen gezähmten Pferden unterging.

Das ist also die verblüffende Lösung dieser alten Inschrift. Damit gewinnen wir eine wichtige Unterlage für die Urgeschichte unsrer Vorfahren. Dieser Reisebericht allein wird der historischen Wissenschaft auf vielen Gebieten

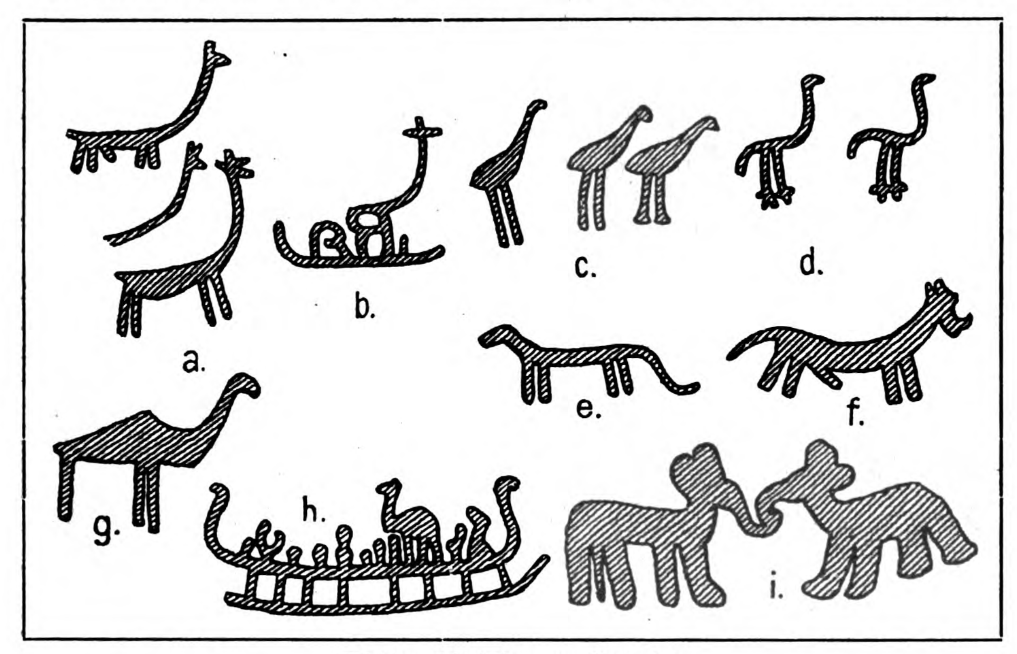
neue Wege weisen. Denn hier liegt eine Urkunde vor uns, also »beglaubigte Geschichte«. Es ist die weitaus älteste schriftliche Urkunde der Menschheit überhaupt. Man ersieht aus der Darstellung unter anderm den genauen Grund der Wanderung, die ausführlichen Vorbereitungen dazu, die Not dieses schon damals so hoch entwickelten Kulturvolkes, den Unternehmungsgeist, die Schwierigkeiten unterwegs, die Art ihrer Überwindung, die neuen, unbekannten Verhältnisse, den Zustand der Länder, die Liebe und Treue gegen die alte Heimat, die Hilfsbereitschaft für die Volksgenossen. Das alles kennzeichnet diese Leute als so tüchtig und sozial hochstehend, wie man es bisher nicht vermutet hatte. Selbst Tacitus und Strabo bleiben in ihren Schilderungen an Genauigkeit weit hinter diesen wertvollen Feststellungen zurück. Unverfälscht von römischer Tendenzschriftstellerei, bietet sich hier eine Urkunde von höchstem wissenschaftlichem, vor allem kulturhistorischem Wert und natürlicher Wahrheit.

Wer war nun dies wackere Volk? Es war das ruhmreiche Volk der L u g i e r, das wegen seiner Tugend u. a. selbst vom Papst Leo dem Großen geehrt wurde. Leider erdreistete sich, trotz dieses mehrfachen Lobes, im Jahre 1794, also nach anderthalb Jahrtausenden, ohne jegliche geschichtliche Begründung, rein aus übermütiger Bosheit der lügnerische Kleriker Bischof Grégoire von Blois, der Erfinder des Schimpfwortes »Vandalismus«, die sittenreinen Helden mit zerstörenden und verheerenden Jakobinern zu vergleichen und so das höchste Kulturvolk schändlich zu beschmutzen.

Also ein Stück Geschichte unsers Volkes, der Lugier (Vandalen), wie sie unser menschenarmes Ostdeutschland vor mindestens zwanzigtausend Jahren kolonisierten. Sie blieben so auf der neuen Scholle geschlagene achtzehntausend Jahre — welch ein Zeitraum! —, bis Teile von ihnen der Drang zur Weiterwanderung ergriff, so daß sie das Land den lauernden slawischen Horden überließen, die erst jetzt, und zwar erst nach der Völkerwanderung, zum erstenmal unser Land betraten, nicht eher, wie ohne jegliche Begründung bisher behauptet worden ist. Vorher hausten hier nur spärlich zerstreut lebende, umherstreifende Sippen der Urlappen, die sich nur im Sommer ins Land hineinwagten und sonst nur an der Küste oder andern Uferstellen wohnten.

Ich habe hier nur ein einziges der uns erhaltenen Denkmäler herausgegriffen, um zu zeigen, wie wichtig die Aufschlüsse sind, die wir aus ihnen über die Germanen zu einer Zeit erhalten, die weit vor unsern bisherigen geschichtlichen Nachrichten liegt. Die Zahl dieser Bilder ist groß, und soweit ich sie bisher entziffert habe, liefern sie uns auch noch viele andre wertvolle Angaben über diese uralten Zeiten. Darüber will ich an andrer Stelle ausführlich berichten.

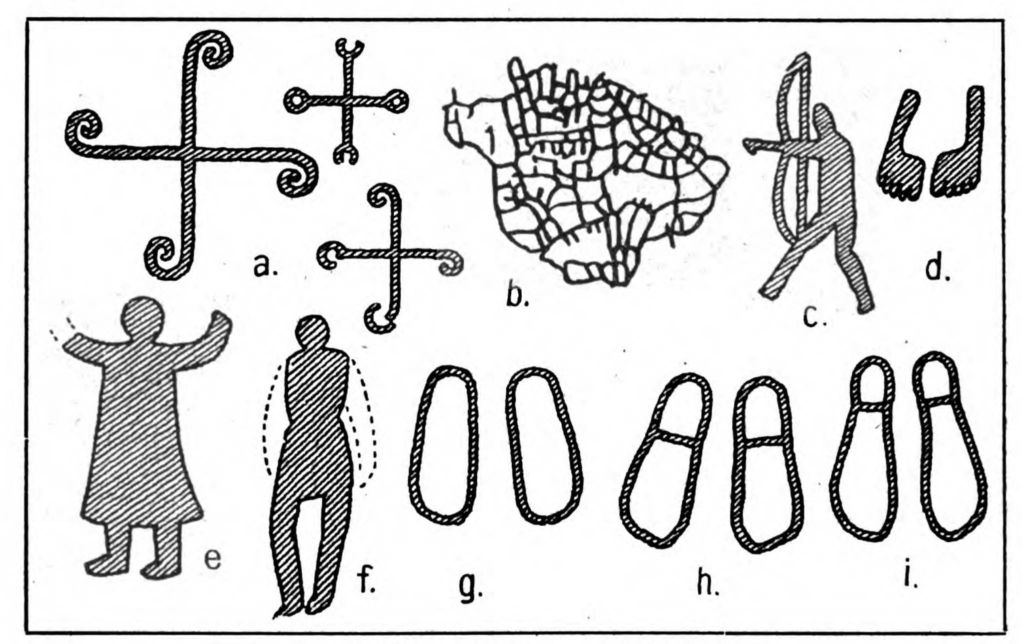
Diese nordischen Germanen haben nicht nur



Wichtige Tierbilder aus Bohuslän

a. Giraffen. b. Giraffe im Kahn. c. Moa (ausgestorbener Riesenstrauß aus Madagaskar). d. Jetzige Straußenform. e. Panther. f. Nashorn. g. Kamel. h. Kamel (und andre Tiere) im Kahn. i. Elefanten.





Wichtige Belege für die germanische Kultur

a. Formen der Hakenkreuze, älter als alle bisher nachgewiesenen. b. Germanische Karte des Nildeltas (34 000 Jahre alt). c. Germanischer Bogen mit gebrochener Krümmung (mindestens 90 000 Jahre alt), später in Ägypten eingeführt. d. Bild einer Fußspur, wie später in Mexiko. e. Winterkleidung, Pelz mit langschäftigen Stiefeln (mindestens 35 000 Jahre alt). f. Sommerkleidung, Bluse mit Gurt, gleichen Alters. g. Absatzlose Sandalen, älteste Form. h. Spätere Sohlenform, dem heutigen preußischen Infanteriestiefel praktisch ebenbürtig. i. Spätere, elegantere Form.

etwa die Odergegend bereist und kolonisiert. Nein, sie haben unvergleichlich viel mehr getan. Sie haben mit Bestimmtheit den Rhein, die Mosel, den Neckar usw. befahren, ja, sind über den Jura gestiegen und haben die Donau erreicht. Sie haben Jahrtausende vor Beginn der ägyptischen Kultur den Nil befahren. Die Küsten von Griechenland und Kleinasien, die Ägäischen Inseln und Afrika haben sie Jahrtausende vor den Phöniziern umschifft. Sie besuchten Brasilien und Nordamerika. Sie sind offenbar das große, so lange gesuchte Urkulturvolk, das nicht nur die ägyptische, sondern auch die kretische und mykenische Kultur begründet hat. Allem Anschein nach haben sie auch die großen Reiche der Azteken, Maya und Inka gegründet. Es liegen weiter verblüffende Hinweise vor, die sogar auf China deuten, so daß es kein Unding wäre, anzunehmen, daß auch die chinesische Kultur nordisch-germanischen Ursprungs ist. Auf ihren verwegenen Fahrten umschifften sie selbst die Eismeerküste von ganz Asien, drangen durch die Beringstraße in den Großen Ozean und ins Ochotskische Meer hinein; Nordenskjöld war es beileibe nicht, der zuerst diese Leistung vollbracht hat. Diese ungeheuerliche Fahrt hat infolge der großen Entbehrungen ein nicht geringer Teil der Expedition mit dem Leben bezahlt. Die Germanen sind die Erfinder des Pfluges und somit des Ackerbaues, der Tierzähmung und Viehzucht. (Es ist wohl begreiflich, daß der Ackerbau niemals vom Süden kommen konnte, sondern nur vom Norden, wo die Natur den Menschen keine gebratenen Tauben in den Mund fliegen läßt.) Sie sind die Erfinder des Rades und des Wagens, also des wichtigsten Verkehrsmittels zu Lande. Sie sind die ersten Astronomen, denn mindestens zehntausend Jahre vor den Sumeriern oder gar Babyloniern haben sie zu ihren weltbeherrschenden Schiffahrten astronomische Kenntnisse unumgänglich nötig gehabt. Schon vor fünfzehntausend Jahren haben sie gewußt, daß die Erde eine Kugel ist; nicht etwa die Griechen haben dies gefunden. Sie mußten es ja bei ihren zahlreichen und so langen Seereisen mit der Zeit merken, zumal da sie nachweislich wiederholt den Äquator überschritten haben. Somit verblassen vor den Leistungen unsrer ruhmreichen Vorfahren sämtliche Kulturen des Orients, also der ganzen Erde überhaupt.

Das überall auf der Erde verbreitete Hakenkreuz ist germanische Erfindung und eins der stärksten Beweise für die weltweite Ausbreitung, den weltweiten Einfluß und somit die Tüchtigkeit des glorreichen germanischen Volkes. Als Trophäen brachte es allerlei tropische Tiere mit in die bergige Heimat. Auf den Felsen von Skandinavien sind Giraffen, afrikanische Elefanten, Nashorne, Kamele, Löwen, Panther,



Fritz Gärtner: Die Grasmäher

Strauße, brasilianische Boaschlangen usw. zu finden, und von Pflanzen z. B. Palmen und Kaktusbäume (Cereus giganteus) aus Südamerika. Die Germanen sind weiterhin die Erfinder der Bilderschrift und der konventionellen Begriffszeichen, die sich auf einen einzigen, also germanischen Ursprung zurückführen lassen. Sie sind die Erfinder der Töpferkunst, die Erfinder des Schiffes, das sie aus dem Schlitten entwickelten; das verblüffend ähnliche Auslegerboot der Südsee-Insulaner ist zu Hunderten auf den sagenumwobenen Felsen von Skandinavien als Urmodell zu sehen; das Segel selbst haben sie aus einem Baum entwickelt, wie die Inschriften erkennen lassen, und so vieles andre.

Noch eine Frage sei mir zum Schluß gestattet: Sollten wirklich diese nordischen Germanen, diese so großen Helden der See, die Schiffe, auf denen sie fuhren, ganz ohne Kenntnis der Metalle gebaut haben, während doch in Skandinavien von jeher so viel Kupfer, Silber und Eisen gefunden wird? Man weiß nicht, was verwunderlicher wäre: der Bau dieser seetüchtigen Schiffe ohne jeglichen Metallnagel, oder die Größe dieser Fahrzeuge an sich (trotz etwaiger Nägel), die bis über »neunzig Mann Besatzung« nebst Proviant und Trinkwasser für monatelange Reisen fassen konnten. Wir müssen staunen über das Alter dieses großartigen Schiffbaues und ebenso darüber, daß die nordischen Germanen schon längst vor der orientalischen Bronzezeit die Metalle kannten und sie dann nach dem Orient brachten, denn das kann nun nicht mehr zweifelhaft sein.

Und noch ist das letzte Wort nicht gesprochen. Wer weiß, was uns die Entzifferung der weiteren Felsenbilder noch bringen wird. Ein Wörterbuch dieser skandinavischen reinen Begriffsbilderschrift, das ich als das Notwendigste in Arbeit genommen habe, soll die Entzifferung beschleunigen.

Die Folgen schon dieser ersten Entzifferung sind noch nicht abzusehen, aber so viel ist mir schon klar, daß dieses Resultat infolge des ungeheuren Alters gleichsam das Sprungbrett bildet, von dem aus sich die gesamte Völkergruppierung, die Wanderungen in Europa und in der Hauptsache auch der ganzen Erde von der geschichtlichen Zeit zurück über das ganze postglaziale Zeitalter hinaus zur dritten und zweiten Zwischeneiszeit im großen ganzen genau rekonstruieren lassen. Aber auch in den Fällen, wo noch keine menschlichen Funde bekannt sind, bis weit ins Tertiär hinein, lassen sich mit Hilfe dieser Entzifferungen noch alle Wanderungen des Urmenschen feststellen.

Im Schloßpark

Mein Vaterland, es sind nun Märchenträume,
Was dich mit lichter Zauberpracht umfing;
Im Schloßpark rauschen noch die alten Bäume,
Doch schwand das Glück, das dort einst lächelnd ging.
Die festlich frohen Töne sind verklungen,
Die Abendluft durchbebt der Sehnsucht Hauch,
Und gramvoll liegen die Erinnerungen
Von Tränen schwer ringsum auf Halm und Strauch.
Die Sonne schimmert scheidend in den Zweigen
Und schmückt den Tau mit flücht'ger Farbenpracht,
Fern seh' ich Nebel aus den Wassern steigen,
Schwarz wie ein wallend Bahrtuch naht die Nacht.
Starr steht das Schloß, das sonst so freundlich glänzte,
Der Eiche gleich, die jäh ein Frost entlaubt,
Die Fenster, die einst Licht und Leben kränzte,
Sind jetzt so kalt, erblindet und verstaubt.
Und stets, wenn sich mit mir die Sonne wieder
Nach Glück und Schönheit suchend hier vereint,
Beugt bittrer Gram tief in den Staub mich nieder,
Und sie verhüllt ihr strahlend Haupt und weint.

Louis Engelbrecht

Die Droste und ihr Freundeskreis

Erinnerungen von Helene von Düring-Oetken

Vor einiger Zeit kam von der Meersburg am schönen Bodensee die betrübende Nachricht, daß dort der letzte Neffe der Dichterin Freiin Annette von Droste-Hülshoff gestorben sei, der einzige Mensch, der die Droste noch persönlich gekannt habe. Der Verstorbene war 79 Jahre alt geworden, hatte also mit seiner berühmten Tante noch volle fünf Jahre zusammen gelebt. Und doch gibt es noch einen zweiten Menschen, der vorläufig noch aufrechtsteht, in der schönen Welt noch lebend dahinwandelt, und der die Droste auch noch persönlich gekannt hat. Dieser letzte einzige Mensch bin ich. Ich habe noch anderthalb Jahre länger mit ihr zusammen die schöne Erde bewohnt als der kürzlich verstorbene Neffe.

Das Jahr 1841 ist mein Geburtsjahr, und die Droste starb im Sturmjahr 1848 in Meersburg am Bodensee, als sie dort zum Besuch bei ihrer Schwester Jenny weilte, der Gattin des hochgelehrten Nibelungenlied-Erforschers, des eisgrauen Freiherrn Joseph von Laßberg und der Mutter der beiden bekannten Droste-Nichten Hildegard und Adelgunde von Laßberg, die jahrelang auf der romantischen Meersburg ungestört hausten und dort unverheiratet starben, wonach dann der jetzt aus dem Leben geschiedene letzte Neffe der Dichterin die herrliche Burg erbte.

Ich bin zwar keine Nichte der Dichterin selbst, wohl aber eine Nichte ihrer Freundin Elise Freiin von Hohenhausen und Hochhaus, die die Droste in manchen ihrer Gedichte besungen hat. Meine Tante lebte als Gattin des Oberregierungsrats Rüdiger in Münster und war dort neben Adele Schopenhauer und Male Hassenpflug die intimste Freundin der Droste, schließlich sogar, in den Jahren 1847 und 48, ihre einzige Freundin, als die Anzeichen der heraufziehenden Revolution beide, gleich königstreu und echt feudal-konservativ gesinnt, im tollen Jahre noch näher zusammenbanden, nachdem der ganze andre Kreis so ziemlich abgebröckelt war, sich zerteilt hatte: Wilhelm Junkmann, Carravachi, der halbverrückte Kynast, Schücking, der mit Pauken und Trompeten ins feindliche Lager überging. Als selbst der sonst so besonnene blinde Professor Schlüter bedenklich nach links schaute, da schrieb die Droste an meine Tante: »Ich will nichts mehr hören und sehen, keine Briefe schreiben, nur noch mit Ihnen, teures vielgeliebtes Lies, verkehren. Ich mag niemand andres mehr an mich heranlassen, kann nur noch mit Ihnen reden, gute gleichgestimmte Seele, bei der mein nach Verständnis schmachtendes und dürstendes Gemüt allein noch das erwünschte Echo findet.«



Annette von Droste-Hülshoff
Nach der Marmorbüste von A. Rüller

»Lies« war die von der Droste erfundene Abkürzung von Elise. »Teures Lies« nannte sie meine Tante beständig, ihre sämtlichen Briefe fingen an: »Liebes hochgeschätztes Lies« und endeten mit der Unterschrift: »Ihre Nette.« Nur einmal mußte sie sich anders unterschreiben, in einem Briefe an meinen seligen Onkel Rüdiger, worin sie diesen um seine Fürsprache bei dem alten originellen Oberpräsidenten Ludwig Freiherrn von Vincke bat, wegen einer Anstellung für Levin Schücking, der sonst »den Bettelstab ergreifen müßte« und »dem Hungerteufel verfallen wäre«, wie sie sich in dieser Zuschrift ausdrückt. Diesen Brief, der dadurch zu einem Unikum geworden ist, mußte sie notgedrungen mit ihrem vollen Namen Annette Freiin von Droste-Hülshoff unterzeichnen, sonst hing sie an ihrer »Nette« und unterschrieb nicht gern, fast nie, mit ihrem vollen Namen.

Kinder beachten fast immer vorzugsweise das Äußere der Gestalten, die in ihren Gesichtskreis treten. Und das tat ich natürlich auch, denn ich war ein frühreifes, dreist und keck um sich schauendes kleines Ding. Von der geistigen Bedeutung der Droste hatte ich damals natür-



lich noch keine Ahnung. Aber ihre Gestalt und ihr Gesicht bewahre ich in unauslöschlicher Erinnerung. Die große Annette war leider sehr wenig hübsch, eher häßlich, obwohl sie immer sehr vornehm aussah. Aber ihre riesengroße, weit vorgebaute Stirn verdarb alles, nahm sie doch fast die ganze Hälfte des Gesichtes ein. Ihre Bilder zeigen das nicht so. Ich kann mir nicht helfen, man verzeihe mir den Vergleich: aber es gibt alte Häuser in mittelalterlichen Städten, wo der obere Stock, sich baufällig vorneigend, über das Erdgeschoß weit hinaushängt: das fiel mir stets ein, wenn ich die Stirn der Droste betrachtete. Die Nase saß ein wenig schief im Gesicht, war von rechts nach links gerichtet, doch das soll ja ein Zeichen von großer Klugheit sein. Die Augen waren stark kurzsichtig — die Droste hatte immer zwei Lorgnetten, die eine, um die andre zu suchen, wie sie sagte — und sehr hervorstehend. Man nennt das in Westfalen »Kulbsaugen« oder »Glotzaugen«. Auch waren sie von einer so hellen feuchtschimmernden Bläue, wie man das sonst nur bei Personen findet, die das zweite Gesicht haben. Die Droste war mit dieser zweifelhaften Gabe indessen glücklicherweise nicht geschlagen, obwohl sie sich sehr für somnambule Gestalten und auch für den Spiritismus interessierte, aber nicht an ihn glaubte. Ihr Mund war reizend, sehr angenehm geformt; sie wußte sehr liebenswürdig zu sprechen, noch besser zu erzählen. Schücking versuchte ihr das nachzumachen, aber er kam damit nicht sehr weit. »Er verdirbt mir alle meine kleinen Geschichten,« klagte die Droste, »verunstaltet und verwässert sie gründlich, so daß man schließlich nichts mehr damit anfangen kann«. Ihr Haar war herrlich, voll und von entzückender goldblonder Farbe. Aber alles das vermochte doch nicht, sie zu einer Schönheit zu stempeln. Indessen, sie konnte sich wenigstens erlauben, den damals hochmodernen Couerscheitel zu tragen, was sich nur jemand gestatten durfte, der sich eines ungewöhnlich dichten und vollen Haarwuchses erfreute. Die Droste war ohne diesen Scheitel undenkbar. Es ist sehr charakteristisch, daß die beiden Standbilder der Droste, von denen das eine in Münster auf dem Schloßplatze, das andre in Meersburg an einem ziemlich ungünstigen und verborgenen Platze seine Stelle gefunden hat, diesen komplizierten Couerscheitel keineswegs aufweisen, sondern beide glatt gescheiteltes Haar zeigen. Die Gestalt der Droste war mittelgroß, etwas schwammig und zusammengedrückt. Sie hielt sich zuweilen auch etwas krumm und ging stark nach vornüber gebeugt. »Nette, so kaufe dir doch ein ordentliches Korsett und schnüre dich ein biss'l fester!« mahnte oft sehr ungeduldig die alte Frau von Droste, die Mutter der Dichterin. »Laß dir ein modernes Schneiderkleid machen und wirf den alten häßlichen Kittel fort, den du immer trägst! Mach' ein bißchen bessere Figur aus dir!«

Aber Nette kaufte sich kein Korsett, schnürte sich nicht fester und bestellte sich auch kein Schneiderkleid, sondern trug den »alten häßlichen Kittel« ungestört weiter. »Eine Schönheit kann ich ja doch nicht aus mir machen. Dazu ist der Urstoff zu wenig geeignet«, meinte sie mit trüb ergebenem Lächeln, wenn die Mutter gar zu sehr in sie drang, denn die alte Droste hielt ungebührlich viel auf die gute, vornehme Außenseite des Menschen. Ganz ohne Freude am Äußeren und ohne Verständnis für eine hübsche elegante Toilette war die große Droste trotzdem nicht. Im Gegenteil, sie schätzte die Eigenschaft, sich gut und geschmackvoll anzuziehen, zum Beispiel sehr wesentlich bei meiner Tante, die damals als fünfundzwanzigjährige junge Frau sich natürlich sehr gern putzte und stets eine ausgezeichnet schöne Toilette machte.

»So zieh dir doch Handschuhe an, Nette! Du siehst ja aus wie eine Waschfrau! Wer dich nicht kennt, glaubt gar nicht, daß du eine Von bist,« schalt die gestrenge Mama unaufhörlich.

»Um Himmels willen, nur keine Handschuhe!« bat meine Tante die alte Dame, »da würde ja alle Vornehmheit bedeckt und verschwunden sein! Die kleinen, wohlgepflegten, schneeweißen Hände mit den prachtvollen alten Marquisenringen, echten Solitärs, Smaragden, Rubinen und Saphiren, lassen keinen Zweifel darüber zu, daß unsre Nette eine Hochgeborene und von edelstem Herkommen ist.«

Die geborene Gräfin von Haxthausen war überhaupt eine äußerst energische Dame. Die Droste fügte sich willig ihrer Oberhoheit und bewies ihrer Mutter bis an ihr Lebensende kindlichen Gehorsam. Frau von Droste übte ihr eisernes Regiment überall gleichmäßig aus, in der Familie wie auch in Küche und Keller. Wenn meine Tante zum Beispiel längere Zeit in Rüschhaus anwesend war, was sehr oft, zuweilen wochenlang vorkam, dann zwang man sie auch während der Fastenzeit zum Fleischessen, was meiner Tante gar nicht sehr angenehm war. Sie hätte ebenso gern, sogar noch viel lieber, von den guten Fastenspeisen gegessen, die in katholischen Landen so trefflich zubereitet werden. Aber meine Tante mochte noch so viel dagegen reden, Tag für Tag fand sie dennoch ein Beefsteak oder Kotelett auf ihrem Platze, das die fromme katholische Atmosphäre des Hauses mit unheiligem Bratenduft durchzog. Den anwesenden Kindern, den jungen Neffen und Nichten, Söhnen und Töchtern der Drostischen Brüder, wurde gesagt: »Die Tante ist kränklich und hat Dispens.« Die Kinder durften und sollten noch nicht wissen, daß es außer der katholischen noch eine zweite Religion gab. »Vom Protestantismus hört unsre heranwachsende Ju-

gend erst dann etwas, wenn sie konfirmiert und gefirmelt ist,« sagte erklärend die Droste. »Erst dann darf sie erfahren, daß es einmal einen gewissen Luther gegeben hat, der 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug.» Zuweilen konnte die Droste auch sehr lustig und ausgelassen sein. Sie sprang dann umher wie ein junges Füllen und wurde ganz laut und wild. Bemerkte sie, daß jemand Anstoß daran nahm, so sagte sie: »Aber meine lieben Herrschaften! Sie müssen doch auch bedenken, daß eine ganze ungeborene Generation in mir rumort, die durch mich, durch meine Unverheiratetheit in ihrem Werden unterwegs steckengeblieben ist.«

Dann aber unterlag sie auch oft tiefen und schmerzlich melancholischen Anwandlungen. So glaubte sie fest an einen bevorstehenden Religionskrieg. »Und dann werden Sie, liebes Lies, auf der drüberen Seite stehen,« sagte sie oftmals, was meine Tante immer etwas übelnahm. Dazwischen quälte sich die Droste auch mit dem Gedanken, daß meine Tante zur katholischen Religion übertreten würde. »Bitte, liebes Lies, wenn Sie wirklich dergleichen beabsichtigen, dann erst fünf Jahre, lieber noch zehn Jahre nach meinem Tode. Am besten gar nicht! Bleiben Sie nur getrost bei ihrem Protestantismus. Denn ich bin fest überzeugt, daß wenn zwei von der Erde Geschiedene vor den gestrengen Türhüter Petrus hintreten, den gewiß nicht allzu toleranten Himmelspförtner, dieser den Protestanten nicht etwa zurückstoßen und den Katholiken allein eintreten lassen wird, sondern Petrus wird sie alle beide zur göttlichen Seligkeit zulassen. Mein Beichtvater würde mir freilich schwere Buße auferlegen, wenn er mich also reden hörte. Denn wir sollen nie zaudern, eine Seele für die katholische Kirche zu gewinnen. Aber ich kann mir nicht helfen, Beelzebub hat mich beim Wickel, mein ganzes Sein bäumt sich gegen alles auf, was Propagandawesen und Proselytenmacherei heißt.«

Meine Tante hatte in Münster auf ihrer Rothenburg, wo sie wohnte, sehr hübsche, viel besuchte Empfangstage. Jeden Sonntagabend vereinigte sich die beste Münstersche Gesellschaft in ihrem gastlichen Salon. Annette von Droste fehlte nie. Sie kam von Rüschhaus her angefahren, auch dann, wenn sie krank war oder Zahnweh hatte und mit verbundenem Kopf erscheinen mußte. Sie bestellte sich die Personen, die sie gern sehen wollte, ohne alle Förmlichkeit zu meiner Tante hin, so daß man eigentlich mit Recht sagen konnte, es war weniger der Salon meiner Tante als der der Droste. Die junge Frau Oberregierungsrat Elise Rüdiger gab nur ihre eleganten Räume, den Tee und die belegten Butterbrötchen dazu her, die Droste aber spendete den Geist. Und das ist doch stets die Hauptsache! Die Gesellschaft setzte sich ungefähr wie folgt zusammen: die sehr liebenswürdige, hochbedeutende Generalin von Thielmann (solange sie noch nicht in Geisteskrankheit verfallen war), der Präsident von Scheibler mit seiner musikalischen, wunderschön klavierspielenden Tochter Nanny, Frau Agnes von Meyringk, die Gräfin Brühl, geb. von Carnuzzi, der französische Sprachlehrer Herr Scherbolet (bei dem Prinz Georg von Preußen, der Dramendichter, in Düsseldorf französische Stunden genommen hatte und der so gerne und so oft von ihm sprach), Carravachi, der Goethefreund, die Geschwister Luise und Clärchen Delius, Major von Nimysch und besonders natürlich Levin Schücking. Ferdinand Freiligrath, sein Freund, kam einmal expreß hergereist, um an den vielbesprochenen Sonntagabenden meiner Tante teilzunehmen und die Droste kennenzulernen. Er erschien aber leider nicht. Das war eine Geschichte, die ein Ende mit Schrecken nahm. Nämlich: Schücking und Freiligrath waren am Nachmittag in einem Frühstückskeller »schwubbern« gegangen und hatten sich dort mit Gambrinus zu sehr angefreundet. »Mein Freund und ich konnten nicht mehr auf den Beinen stehen, wir fielen beinahe beide um. Freiligrath, der immer gleich die Sprache verliert, wenn er zu sehr dem Bacchus gehuldigt hat, vermochte nur noch zu lallen. In diesem Zustand konnten wir es doch nicht wagen, in Ihre hochadlige Gesellschaft einzubringen. Wir hätten uns ja unsterblich blamiert.« So entschuldigte sich Schücking, als meine Tante ihm am andern Tag sanfte Vorwürfe machte, daß er und Freiligrath durch Abwesenheit geglänzt hätten. Freiligrath hegte aber trotzdem zeitlebens die größte Verehrung für die Droste und nannte sie nie anders als die »Geierpfeiferin«. Persönlich gesehen aber hat er sie nach diesem einen verunglückten Anlauf, mit ihr zusammenzukommen, leider nie.

Die »Geierpfeiferin«! Über die Entstehung des herrlichen Gedichtes »Der Geierpfiff« kann ich authentische Auskunft geben. Nachdem die Droste längere Zeit bei meiner Tante auf der Rothenburg zum Besuch gewesen war, ging sie mit ihr am letzten Tage ihres Besuchs aus, um diejenigen Dinge einzukaufen, deren der Mensch nun einmal dringend bedarf, besonders wenn er vom Lande kommt; Haarnadeln, Stecknadeln, Stopf- und Nähgarn, Tinte, Papier und Feder. Papier indessen brauchte die Droste nur sehr wenig, höchstens zum Briefeschreiben. Ihre schönen Gedichte schrieb sie meistens auf kleine abgerissene Papierstreifen und Zettelchen, die sie unachtsam umherliegen ließ, und die man sorgsam vom Boden auflesen mußte, damit sie nicht verlorengingen. Wer weiß, wieviel und wie oft »die Bückersche«, die berühmt gewordene Botengängerin zwischen Rüschhaus und Münster, die ständige Drostesche Reinmachefau, etwas



Gutes und Unsterbliches zusammengefegt, in den Müll geworfen oder verbrannt hat!

Also die Droste ging zusammen mit meiner Tante einkaufen. Es war sehr schlechtes Wetter und regnete »mit Mollen« vom Himmel. In Gummimänteln, unter aufgespannten Regenschirmen wanderten die beiden verdrossen dahin. Sehr poetisch fängt die Sache nicht an.

Nun hatte die Droste sich oft, getragen von der Frohnatur ihres großen Talentes, gerühmt, daß sie aus jedwedem Stoff, selbst von dem allergeringsten, ein sehr schönes Gedicht machen könnte, meine Tante hatte diese Äußerung aber nur sehr wenig beachtet und für ein bißchen übermütige Renommage gehalten. Da ließ die Droste plötzlich meine Tante stehen, setzte sich ihren Kneifer auf und sprang nach der andern Seite hinüber, flott und hurtig wie ein junges Mädchen. Sie hatte dort nämlich einen kleinen Trödlerladen entdeckt, wo zwischen Kohlköpfen, Kartoffeln und Eiern hinter einem halbblinden, schlecht geputzten Schaufenster ein paar zerlesene Leihbibliotheksbücher prangten. Meine Tante sprang in Dreck und Regen nach und trat mit der Droste zusammen in den kleinen schmutzigen Höferladen ein, ergriff eins der zunächst liegenden Bücher und zeigte es ihrer Freundin.

»Der Geyerpfiff« lautete der Titel des schlecht gebundenen, schon halb auseinanderfallenden Buches. »Genügt vollkommen!« sagte die Droste mit strahlendem Lächeln, legte den zerlesenen Band aus der Hand, verließ den kleinen Laden und setzte ihre nützlichen Einkäufe ungestört fort. Sie fuhr mit Stecknadeln, Haarnadeln, Fischbeinstangen, Stopf- und Nähgarn nach Rüschhaus zu ihrer Mutter zurück, während meine Tante in Sturm und Regen spornstreichs nach der Rothenburg heimeilte und mit keinem Atom ihrer Seele mehr an die Sache dachte. Aber die Erinnerung an diesen immerhin merkwürdigen Vorfall wurde plötzlich wieder in ihr mit Lebhaftigkeit wach, als die große Annette ihr das wundervolle Gedicht »Der Geierpfiff« unterbreitete, als die Welt bald von dessen Lobe voll war und Freiligrath die Droste die »Geierpfeiferin« nannte. Meine Tante begab sich dann noch einmal in den kleinen unscheinbaren Bücherladen, von dem unvermutet so Herrliches ausgegangen war, und suchte zwischen Eiern, Kohlköpfen und Kartoffeln nach dem Buche, das eine so wundersame Wirkung gehabt hatte. Sie wollte das Buch kaufen und es der Droste zum Andenken schenken. Aber das Buch war nicht mehr aufzutreiben. Die Inhaber des Ladens erinnerten sich gar nicht, ein Buch mit dem Titel »Der Geierpfiff« jemals besessen zu haben.

Das ist die sehr merkwürdige Entstehungsgeschichte des »Geierpfiffs«.

Und nun mit ein paar Worten zu dem Schücking-Roman der Droste!

Denn daß ein solcher tatsächlich bestanden hat, kann nicht abgeleugnet werden. Ohne Levin Schücking hätten wir nur eine halbe Droste gehabt. Das ist ganz gewißlich wahr! Das Dasein Schückings, seine Persönlichkeit, sein Einfluß haben die Droste zu dem gemacht, was sie geworden ist. Als »Westfalens Dichterin«, wie Schückings Mutter die Droste einst mit jugendlicher Schwärmerei nannte, ihr mit Angst und Sorge den einzigen unversorgten Sohn vertrauensvoll zuschickte und sie um dessen freundliche Aufnahme bat, da breitete die Droste tief gerührt beide Arme weit aus und zog den Sohn der älteren Freundin mütterlich an ihr fühlendes Herz. Nachdem der junge Schücking herangewachsen und reifer geworden war, gestalteten sich dann ihre Gefühle für ihn mehr geschwisterlich. Sie gestattete ihm, ihr Freund und ihr Gesellschafter zu werden. Aber dann kam alles anders, ganz anders! Mütterliche Fürsorge und geschwisterliche Liebe verflüchtigten sich, und an ihrer Stelle blühte etwas ganz Unbeschreibliches und sehr Subtiles auf. War es Liebe, oder war es nur Freundschaft? Vielleicht von beidem etwas. Jedenfalls war es etwas ganz Überzartes, wofür es der deutschen Sprache an einem richtigen Ausdruck fehlt. In der Liebe kann vieles nur gefühlt werden und verliert sofort den Hauch des Unberührten, sobald es ausgesprochen wird. Da ist es besser, wenn alles in Halbdunkel gehüllt bleibt.

Die Droste ahnte in Schücking den Mann. Und das war genug für ihre jungfräuliche Seele. Ein Mehr wäre sicherlich zuviel gewesen und hätte höchstwahrscheinlich ihre Muse nicht beschwingt, sondern gestört und gelähmt. So aber knospte und blühte es in ihr, trug goldene Früchte und regte sie zu vermehrtem Schaffen an. Durch Schücking erreichte sie ihres Talentes höchste Höhe, wir bekamen durch ihn eine ganze Droste. Im Gegensatz zu Gabriele Reuter, die Levin Schücking in der Neuen Freien Presse als der Droste nicht würdig, nicht genügend ebenbürtig geschildert hat, bin ich der Meinung, daß Schükking gerade so, wie er gewesen ist, unsrer Dichterin die schönsten Dienste geleistet hat. Und Annette als kinderreiche Frau? Ich vermag sie mir so nicht vorzustellen. Sie wäre dichterisch durchaus nicht fruchtbarer geworden; denn ihre Muse wäre wahrscheinlich im Glück der Häuslichkeit erstickt worden. Die Droste paßte nicht für den »Hühnerhof der Ehe«, wie einst Heinrich Simon, der Vetter Fanny Lewalds und Verehrer der Schriftstellerin Gräfin Ida Hahn-Hahn, an diese schrieb.

Auch einer andern irrtümlichen Annahme Gabriele Reuters möchte ich bei dieser Gelegenheit entgegentreten. Das ist das Hirngespinst von einem Liebesverhältnis Schückings mit meiner Tante Elise Rüdiger von Hohenhausen. Ein

solches Verhältnis hat niemals bestanden. Schükking besaß das Bild meiner Tante — wie er dazu gekommen war, weiß ich nicht — und wollte es trotz allen Bitten und Drohungen nicht herausgeben. Schücking und meine Tante waren genau in einem Alter, beide 17 Jahre jünger als die Droste, die das auch in dem anmutigen Gedicht »An Elise«, das sie einst auf den Geburtstagstisch meiner Tante niederlegte, lebhaft betont. Daraus darf aber kein Liebesverhältnis zwischen Schücking und Elise von Hohenhausen hergeleitet werden! Die Sache war lediglich die: Schücking war in seiner ersten Jugend ein bildhübscher, netter Kerl, dunkeläugig, rosenwangig und schwarzhaarig. Wenn er, das Käppi schief aufgesetzt, sein Stöckchen vergnüglich in der Luft schwingend, lustig ein Liedchen pfeifend, daherschritt, dann guckten ihm alle Mädel nach, er war Hahn im Korbe, wo er nur hinkam. Aber das hatte ihm auch erheblich den Kopf verdreht und einen Renommierpeter erster Sorte aus ihm gemacht, der sich auch solcher Erfolge zu rühmen pflegte, die nur in seiner Phantasie bestanden. Und mein seliger Onkel, Elises Gatte, war sehr eifersüchtig, Schücking leider nicht der Taktvollste.

Daß sich die freundlichen Gefühle der Droste für Levin Schücking schließlich in bitterste Feindschaft umsetzten, daß er nach der Veröffentlichung seines Romans »Die Ritterbürtigen« bei ihr gänzlich in Ungnade fiel, ist aus der Literaturgeschichte bekannt. Die Nachwelt versteht den Zorn der Droste freilich nur schwer, denn der Roman gehört zu Schückings schwächsten Erzeugnissen. Aber die Droste hatte dem Verfasser das Material dazu geliefert, und er hatte ihr Vertrauen mißbraucht und ihre guten Bekannten als Karikaturen gezeichnet. Wie sehr und wie tief die Droste aber für Schücking empfunden hat, beweist ihre offene Abneigung gegen Schückings schöne, hochbegabte Gattin Luise von Gall. Wenn aber eine Frau diejenige nicht leiden mag, die gewissermaßen ihre Nachfolgerin bei dem Manne ist, den sie einst geliebt oder doch wenigstens zu lieben geglaubt hat, so ist das wohl ein sicheres Anzeichen dafür, daß ihr der »Ehemalige« nicht gleichgültig gewesen ist.

Als auf der Meersburg, wo Schückings Beziehungen zur Droste ihren Höhepunkt erreicht hatten, es fast so aussah, als ob der junge Streber Schücking die Hand der 17 Jahre älteren Droste doch noch erringen könnte, als dann aber der abkühlende Kaltwassersturz folgte und der alte Schwager Laßberg ihm sozusagen den Laufpaß erteilte, da kam später vieles vor, was die einst Umworbene ihm sehr verdacht hat. Weidlich hielt sie sich über Schückings Benehmen damals zu meiner Tante auf, als diese zum Besuch auf der Meersburg weilte. »Er gähnt beständig, sein zartes Liebesgeflüster ist gänzlich verstummt, er ist wie ausgetauscht,« sagte tadelnd die Droste. Und dann hatte er sich auch nach der in Meersburg empfangenen Absage viel zu rasch nach einer andern umgesehen. »Schücking hat sich auffallend rasch getröstet,« schrieb sie an meine Tante von Meersburg aus, »und sich mit einem hübschen jungen, angeblich auch sehr reichen Mädchen verlobt, einer Adligen! Sie kennen ja seinen Hochmut, liebes Lies! Das nennt man Männertreue! Die fällt ebenso leicht ab wie die nach ihr benannte Blume, die bekanntlich, wenn man sie abpflückt, sofort in Stücke zerfällt, so daß man nur noch einen leeren Stengel in der Hand behält.«

Zuletzt hat die überängstliche Neigung der Droste zur Diskretion sie zu einer höchst bedauerlichen Tat verführt. Ehe sie von Rüschhaus nach Meersburg übersiedelte und ihre letzte Reise dahin antrat, veranstaltete sie Großaufräumen in ihrem mütterlichen Heim. Sie verbrannte, Gott sei es geklagt, ihren gesamten Briefwechsel mit meiner Tante, womit sie der deutschen Literatur einen nie wieder zu ersetzenden Schaden zufügte. Diese große Furcht der Droste vor Indiskretion leuchtet auch mir in allen Formen entgegen, wenn ich ihre Briefe wieder durchlese. Fast jedes Schreiben enthält einen Warnungsruf, entweder zu Anfang oder am Ende. »Daß nur ja kein andres menschliches Auge diese Zeilen liest«, beginnt der eine Brief. Der andre schließt mit den Worten: »Ums Himmels willen, teures Lies, verraten Sie mich nicht, erzählen Sie niemand etwas von dem, was ich Ihnen heute geschrieben habe, teilen Sie namentlich der Bornstedt nichts darüber mit, bringen Sie mich nicht in des Teufels Küche!« In einem ihrer letzten längeren Briefe aus Meersburg spricht sie sich dann allerdings sehr unverhüllt über ihr Verhältnis zu Schücking aus und gesteht unumwunden ein, daß er ihr sehr teuer gewesen sei. Die Droste wußte offenbar sehr wohl, wie gut sie sich auf die Verschwiegenheit ihres »teuren Lies« verlassen konnte.

Diese Briefe sind natürlich nicht zerrissen, ich lasse sie sogar (in einer demnächst im Verlag Georg Müller in München erscheinenden Gesamtausgabe der Werke Annettes von Droste-Hülshoff) drucken. Ein sonderbares Gefühl ergreift mich jedoch stets dabei. Mir ist, als ob die Droste und auch meine Tante aus ihren stillen Gräbern mir zuriefen: »Wie gehst du mit unsern Geheimnissen um?« Aber im Grunde kann doch von keiner Indiskretion mehr die Rede sein. Die Zeit gleicht alles aus, denn alles ist leider tot — tot, dreimal tot. Niemand lebt mehr, den meine Mitteilungen irgendwie verletzen könnten.

Das Mittnachtkränzchen von St. Kilian

Von Ernst von Wolzogen

In der Pfarrkirche eines ehemaligen freien Reichsstädtchens in bayrischen Landen, St. Kilian gewidmet, hatten die unerlösten armen Seelen der auf dem zugehörigen Gottesacker Begrabenen ein Kränzchen für Erbauung und Unterhaltung gegründet.

Mit den Seelen der Abgeschiedenen ist das nämlich so bewandt, daß sie nicht eher zum Herrn alles Lebens eingehen können, bevor sie sich nicht von allen Lastern und bösen Trieben, so in ihrer Leiblichkeit sie beherrschten, gereinigt und ihr ganzes Sinnen und Trachten aus den Strikken irdischer Sorgen völlg befreit haben. Je weniger also ein Mensch bei Lebzeiten Lust und Muße gefunden, seine üblen Taten ernstlich zu bereuen und zu büßen, je unvollkommener er sein Lebenswerk betrieben und je fester er mit den Krallen seines Gemüts seine irdischen Belänge noch im Abscheiden umklammert hielt, desto länger muß sein seelisches Teil noch im Dunstkreis dieses Planeten verweilen, um durch allerlei vorgeschriebene Wanderungen und Werke der Buße sich zur Heimkehr in den göttlichen Urquell vorzubereiten. Die Seelen unter sich kennen einander gut, viel besser, als sie das vermochten, da sie noch im Fleische wandelten; denn mit den Körpern fallen auch alle Masken ab. Eins fühlt des andern Willen, eins hört des andern Gedanken, eins sieht des andern wahre Gestalt. Sie sehen einander, obwohl sie nur noch aus einem für menschliche Augen unsichtbaren odischen Strahlenbündel bestehen, in ihrer ehemaligen Gestalt, sie hören einander reden, so wie sie bei Lebzeiten gesprochen haben, obwohl sie zur Verständigung keiner Sprache mehr bedürfen. Es sollen aber die Abgeschiedenen, nach vieler ehrlicher Leute Meinung, imstande sein, durch das sogenannte kleine Stoßgebet sich in einen auch für menschliche Augen sichtbaren leuchtenden Dunst aufzulösen, den alsdann die Einbildungskraft der Menschen nach ihrem Gefallen zu Gestalten formt; ja, etliche behaupten sogar, daß sie imstande seien, durch ein absonderlich starkes Gebet die Kraft zu erlangen, in ihrer wirklichen ehemaligen Gestalt den menschlichen Augen sichtbar zu werden und sich sogar höchst körperlich durch Austeilen von Nasenstübern, Watschen und Fußtritten, Schleudern von Gegenständen und anderm Unfug zu betätigen.

Dem sei nun, wie ihm wolle. Tatsache ist, daß das Mittnachtkränzchen der um und in der Pfarrkirche begrabenen Seelen schon seit Jahrhunderten bestand und vermutlich auch noch weiter bestehen wird, solange die schöne grüne Zwiebel des stattlichen Turmes von St. Kilian in den bayrischen Himmel ragt.

Ältestes Mitglied und darum gebührendermaßen auch Obmann des Kränzchens war die arme Seele des Ritters Hinko von Hunkelstein. Sein Grabmal, eine große Steinplatte, darauf er in voller Rüstung, breitbeinig, das lange Schwert mitten vor sich auf den Boden gestemmt, ausgehauen war, befand sich, immer noch ziemlich unversehrt, in einer Mauernische im Schiff der Kirche. Genau genommen, hatte er solche Ehre wenig verdient, denn er war zeitlebens ein arger Unhold gewesen, ein Bauernschinder, Buschklepper, Räuberhauptmann, Sauf- und Würfelbruder, und war ohne geistliche Wegzehrung dahingefahren an den Folgen eines grausamen Schwerthiebes, den er bei einem Raubzuge gegen die Nürnberger Pfeffersäcke davongetragen und der ihm den Schädel derart gespalten hatte, daß der linke Augapfel ihm bis auf den Schnauzbart herunterhing. Weil aber sein edles Geschlecht im 14. Jahrhundert die Kirche stiftete und er selber noch deren Patron gewesen war, so hatte man es nicht so genau genommen und seinem Grabstein in späteren Jahrhunderten den Ehrenplatz im Heiligtum vergönnt.

»Prrrrr — eine Hundekälte!« So eröffnete Ritter Hinko Schlag Mitternacht die Sitzung am 6. Hartung dieses Jahres, also am Heiligendreikönigstage, der als Faschingsanfang immer besonders fröhlich begangen wurde. »Kotz blau und Affenschand'! Eine christliche Seel' dermaßen frieren zu lassen! Von allen Errungenschaften dieser neuchen und allerneuchsten Zeiten ist mir die allerwerteste die gewesen, wie sie vor zehen Jahren die schöne Beheizung zu St. Kilian eingerichtet haben. Itzo aber haben sie nicht mehr satt Kohlen im Teutschen Reiche. Haben sich die besten Gruben nehmen lassen, schieben sie dem unersättlichen Franzmann ins Maul. Kotz Marter, ich wenn lebig wär' und dreinschlagen könnt'!«

»I war glei' dabei mit meine zwei Fäust',« knurrte Hanns Rupp, der Raubmörder, den sie vor 250 Jahren in Ketten ans Rad geflochten und also ihm die Knochen im Leibe zerstampft hatten. »Is ka Saft mehra in dem G'schlecht. I speib drauf!«

»Da tu' ich mit!« krähte der Subkonrektor Stiefel, der auch schon über hundert Jahre tot war und den Weg zur Ewigkeit nicht finden konnte, dieweil er seinerzeit ein böser Schultyrann, Jugendmörder und philologischer Geisttöter gewesen war. »Ha — quos ego! Alle, wie sie gewachsen sind, die Regierenden und die Parierenden, die Jungen und die Alten, jedem Einzelnen schleudre ich mit Cicero ins Gesicht: Weißt du, wofür ich dich ästimiere, he? Per unum ructorem, unum bumbulum, unum saltum!«



Da mischte sich eine Weiberstimme hinein, scharf wie gesprungenes Glas, trotz aller Anstrengung, sich ölig zu geben: »Aber, Herr Subkonrektor, Sie sollen doch nicht so gotteslästerlich fluchen! Wir sind doch Christenseelen, wir haben doch unser Kränzchen zur Erbauung und gegenseitigen Besserung begründet. Und heute sollten wir doch friedlich und fröhlich sein!«

»Eheu — abhorresco!« raunte der Pädagog dem Raubritter zu. »Daß man mit solchem Weibsgeziefer in einem Verein sitzen muß! Die Eveline Sauerbrey ist meine Zeitgenossin. Ich kenne das Mensch. War derzeit eine weitverschriene Engelmacherin und Kupplerin. Ist im Stockhaus verreckt. Seither hat sie sich in den ungewaschenen Leibern von alten Betschwestern herumgetrieben, und jetzt — hehe! — bewirbt sie sich droben um einen Posten als — Schutzengel! Mpf — hehe!«

Der Ritter stieß einen gröhlenden Seufzer von sich: »Der Gerechte muß viel leiden! Können wir's besser für uns verlangen? Ist halt auch eine reuige Sünderin auf ihre Art. Kann sie nach den Statuten nicht hinaustun.«

Indem tänzelte und schwänzelte eine schier elegante Seele über die Kirchenstühle dahin und machte vor dem Obmann eine zierliche Verbeugung. Sie gehörte dem 1777 verstorbenen Chevalier Jacques Jérôme d'Estournelles an, der als Abenteurer, Glücksritter und Heiratsschwindler seinerzeit durch ganz Europa gezogen war und nur durch den Umstand auf den Gottesacker von St. Kilian zu liegen gekommen war, daß ihm ein vornehmer Bürger der alten Reichsstadt, dem er die Liebste abspenstig gemacht hatte, mit einer Sektbouteille den Schädel einschlug. Der Chevalier verbeugte sich also und sagte: »Madame 'at rekt. Nous sommes ici pour inaugurer le carneval. Immer lustik!« Und er machte den Vorschlag, zum heutigen Mittnachtkränzchen ausnahmsweise die Seelen einiger leichten Damen zuzuziehen, deren Bekanntschaft er im Laufe der letzten Wochen gemacht habe.

Der Antrag wurde als gegen die Statuten verstoßend mit Entrüstung zurückgewiesen, und einzig die Amalie Schnurrbusch wagte ihn, wenn auch nur zaghaft, zu unterstützen. »Mein Gott, es wär' doch mal was andres, hihi!« flötete sie und versuchte einen verschmitzten Ausdruck in ihre verruchte Physiognomie zu legen.

»Das glaube ich, das könnte Ihr gefallen!« fuhr der Doktor Stiefel die Schnurrbuschin an. »Sie hat ihr Leben lang an nichts anderm Pläsier gehabt als an Klatsch und Tratsch und Familienskandal. Sie war's, die die anonymen Briefe geschrieben und Ehen, Verlobungen und Freundschaften schockweise auseinandergebracht hat. Wissen Sie, meine Herrschaften, womit sie sich jetzt beschäftigt, die liebreizende Amalia? In spiritistischen Vereinen diktiert sie den Medien Blödsinn in die Pfoten. Ich habe mir die Protokolle angesehen. Man hat das Gefasel sogar drucken lassen. Machen Sie sich darauf gefaßt, Amalia, zur Strafe noch hundert Jahre weiter zu geistern!«

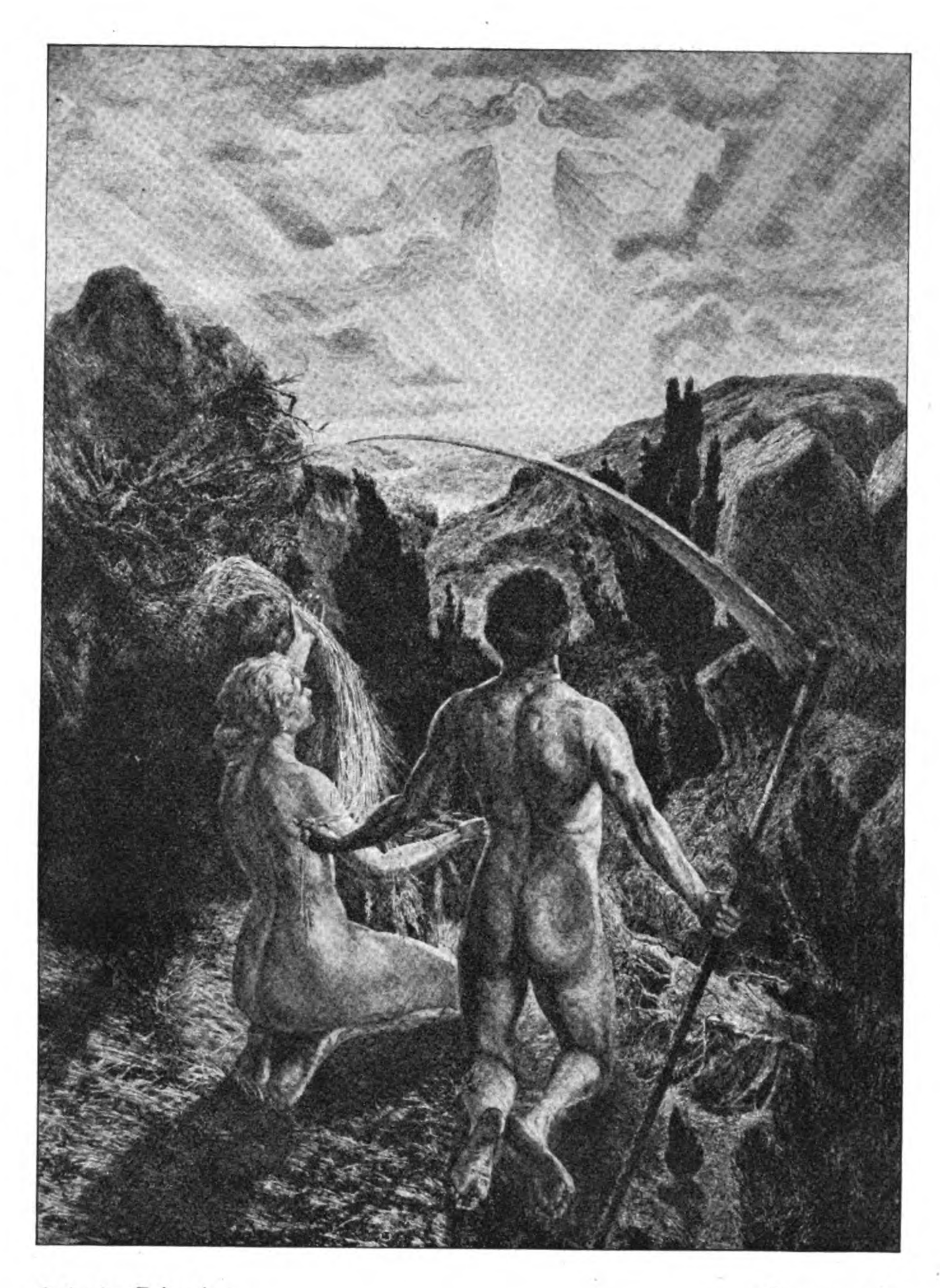
»Da käm' ich immer noch hundert Jahre früher in die Ewigkeit als Er, verdammter Schulmeister!« keifte die Schnurrbuschin in ihren höchsten Ratschentönen.

Die rauhe Saufgurgel des Ritters Hinko von Hunkelstein gebot Ruhe: »Pax vobiscum! Oder ich schmeiß' das Weiberzeug vor die Tür. Zur Nachtordnung! Wer weiß was Lustiges zu erzählen?«

Da reckte sich aus einem Kirchenstuhl in Hopfenstangenlänge die hagere Seele des weiland Blasius Wimmeter empor. Der war vor mehr denn hundert Jahren als der ärgste Geizhals und erbarmungsloseste Wucherer in allen bayrischen Landen berüchtigt gewesen und konnte nicht zur Ruhe gelangen, dieweil ihm immer noch Erben lebten, die mit dem, was er zusammengeschunden hatte, annoch üppig wirtschafteten. »O ihr lieben Leut'!« hüstelte der Greis mit dem schauerlichen Aasgeierkopf. »Wenn mir ein Wörtlein erlaubt ist; mir gefallt es ganz ausdermaßen in diesen heutigen Zeiten. Ich wenn heut leben dürfte, ich ließ mir's wohlsein. Heut sind sie alle von meiner Profession, soweit sie Grütze im Kopfe haben, die Leut'. Heut geht ein Geschäft, he he he! Heut wird verdient, und meine lieben Erben schieben, schieben, schieben, daß es eine Wollust ist! Ich liege ihnen in den Ohren Tag und Nacht, den braven Jungen: nur weiter lustig fortgemacht, nicht Ruh' gegeben, bis die Milliarde voll ist — dann feire ich Himmelfahrt!«

Der Chevalier pfiff leise wie eine Fledermaus, um seine Verachtung auszudrücken. »Ein Milliard, sakt er? Was mak Sie für ein Geschrei um ein Milliard. Is nix wert —, ein Aufen Papier. Was makt ein arm Seel mit ein Aufen Papier? Wir arm' Seel' aben Papier nikt mehr nötig. Quant à moi, ick weiß ein besser divertissement für mir. Ick 'abe gemakt ein exposé, ein memoire und 'aben ihr diktiert an ein grande somnambule de Paris für zu verbreiten der französischen culture in die pays du Rhin occupés. Le ministère des sciences et beaux arts mir soll employer comme Professeur d'amour in die deitsche Pensionats de jeunes demoiselles.«

»Das möchtste wohl, Filou!« knurrte der Subkonrektor in seinen greulichen Stoppelbart. Und vernehmlich setzte er hinzu: »Sie wären mir ein schöner Pädagoge! Wenn Sie es so weitertreiben in der Bußfertigkeit, Chevalier, dann können Sie als ewiger Franzose dem ewigen Juden Gesellschaft leisten. — Aber ich hab'



Ludwig Schaefer: Sonnenopfer


Digitized by Google

was erlebt! — Ratet mal, wer mir diese Nacht auf meiner Schwebebahn begegnet ist, hä? Der Reichsschandunterschreiber Matthias, Edler von Buttenhausen! So was von einer armseligen Seele ist mir noch nicht vorgekommen! Nicht einmal ein anständiger Odgeruch ist ihr vergönnt. Darum hat sich der Kerl doch, weiß Gott, seinen Astralleib mit — Odol begossen! Ich habe ihn aber doch herausgewittert.«

Alle armen Seelen kicherten schadenfroh, und das klang, als würden Hände voll Kieselsteinchen an die Fensterscheiben geworfen. Selbst der biedere Hanns Rupp fühlte sich verpflichtet, mitzukichern, obwohl er den Spaß nicht verstand — weil er sich nämlich in seinem ganzen Leben niemals das Maul gewaschen noch die Zähne geputzt hatte.

Jetzt aber räusperte sich umständlich der Ritter Hinko und sprach: »Dann will ich euch auch einen Spaß erzählen. Ihr müßt wissen, daß mir annoch ein Bluterbe lebet, kein Hunkelsteiner zwar, denn der Mannstamm ist erloschen. Aber von meiner jüngsten Tochter, dem Fräulin Kunigund her, seind annoch Nachfahren vorhandene. Bin mit allem Fleiß meinem Stammbaum nachgekrochen und hab' endlich in einem hochgelahrten Herrn das äußerste Zweiglein entdeckt. Vermeinend, daß es meiner Läuterung zugute kommen könnte, wenn ich mich auch einmal mit den Heimlichkeiten einer betriebsamen Denkwerkstatt vertraut machte, bin ich ohnlängst in meinen letzten Nachfahren hineingeschloffen. Heiliger Sixt, ist das eine Wirtschaft in denen gelahrten Hirnkasteln! Wie eing'stampft's Kraut im Faßl ist so eim' die Gedächtniskammer mit Weistum vollg'stopfet. Hat einen Gedanken um den andern aus seinem Gefach gezogen, mein Herr Professor, und auf dem Amboß geschmiedet und geschweißt und genietet, also daß mir Hören und Sehen vergangen. Ist mir jedoch seiner Mühe Ziel und Zweck völlig im Dunkel verblieben und hätte mich just so gut im Hirn der ägyptischen Sphinx ausgekannt. Ehedem war ich mir vermeinend gewesen, die Denkmenschen seiend Faulenzer oder Narren. Nun aber mußt' ich innewerden, daß es in denen weniger Ruhe gebe denn in einem Mühlwerk. — Weilen ich nunmehro befürchten mußte, alsbald gänzlich von Kräften zu kommen, so hab' ich mir's angelegen sein lassen, meinem Wirt hart zuzusetzen mit Versuchungen zu lustigem Zeitvertreib, zu Leibesübung, Spiel und Tanz. Was aber so lang ein eitel Bemühen, bis er endlich für Schlaflosigkeit aus eigenem Willen darauf verfiel, es mit einem starken Nachttrunk zu versuchen. Da hab' ich mich in seine Gurgel geschmieget und ihm einen immerwährenden Durst geschaffen — hohoho! Itzo sauft er bereits so wacker wie ich in meinen jungen Jahren. Ohnlängst hab' ich aber doch der guten Gelegenheit wahrgenommen und bin mit hinausgefahren aus meiner Denkerhöllen. Ich mein', sotane Pönitenz müsse mir dreifach angerechnet und meine Bußzeit um ein beträchtliches abgekürzt werden. Hab' auch noch ein übriges an dem guten Manne getan, indem ich ihme ein schön und wacker adlig Mensch mit hellem Verstande und rischen Sinnen vor den Schuß getrieben. Gestern hat er sich nun richtig in der Trunkenheit mit dem Fräulein versprochen. Die wird schon dafür sorgen, daß mein edel Geschlecht nicht aussterbe und ihr Gespons sich nicht um all seinen Verstand denke. Was meinet ihr, liebe Seelen, war solches nicht auch ein gut Werk?«

Es huschelte im Kirchenschiff, wie wenn Mäuslein an einem Tapetenfetzen knuspern, und das mochte wohl die Zustimmung der Mehrzahl unter den Kränzchenseelen bedeuten.

Der Subkonrektor Stiefel allein entrüstete sich laut: »Die heutige Menschheit fortzupflanzen kann ich für kein gutes Werk erachten. Sie ist längst zum Untergang reif. Schon seit das akademische Abendland aufgehört hat, Latein zu reden, ist die Kultur im Niedergang begriffen, und die Proleten und Banausen von heute schlagen sie vollends mit Keulen tot. Eine banausische Welt aber hat keine Existenzberechtigung mehr. Das ist meine Meinung, Herr Bruder Hinko von Hunkelstein.«

Es wollte sich ein lebhafter Disput erheben über die Behauptung des Subkonrektors. Die beiden Weiberseelen lamentierten zweistimmig, der Chevalier gab den Tenor dazu, und sogar der heisere Strohbaß des Blasius Wimmeter meldete sich zum Wort — als plötzlich die Aufmerksamkeit des gesamten Kränzchens abgelenkt wurde durch das Hereinschweben einer neuen Seele.

Den Geisteraugen erschien sie in Gestalt einer annoch jugendlichen Frau, die ihr leicht ergrautes Haar unter einem schwarzen Witwenschleier barg. Große leidvolle Blauaugen leuchteten aus einem edel geschnittenen Gesicht hervor. Und wie diese Schattengestalt am Altar vorbeischwebte, schimmerte das Ewiglicht rot durch ihre Brust wie ein blutendes Herz.

»Ihr seid es, edle Frau M a l e n e?« sprach der Ritter Hinko und reckte ihr die Hand zum Gruß entgegen. »So spät kommet Ihr — und so kummervoll schauet Ihr drein!?«

Da preßte der Schemen des Ritters Rechte in seine beiden zarten Hände, und eine tränenschwere Stimme sagte: »O lieber Herr und ihr andern armen Seelen alle, ihr müßt mir beistehen in höchster Not. Ihr kennt ja mein Geschick. Ihr wißt, daß ich nicht eingehen kann, weil meine Söhne seit dem Tode ihres Vaters, des Majors, allen schlimmen Einflüssen dieser ruchlosen Zeit haltlos verfallen sind. Mich hat der

aussichtslose Kampf mit der Armut dahingerafft und die Verzweiflung über die Verworfenheit meiner Kinder. Nun aber ist es zum Schlimmsten gekommen. Sie haben sich verschworen, heute nacht die Schatzkammer von St. Kilian zu erbrechen und alle kostbaren heiligen Geräte zu stehlen. Helft mir, helft mir, arme Seelen! Verdient euch Gottes Lohn, indem ihr die unseligen Buben vor der Begehung ihrer Schandtat bewahrt!«

Durch die Stille, die den Worten der verzweifelten Mutterseele folgte, war nunmehr das Umdrehen eines Schlüssels an der äußeren Sakristeitür zu vernehmen. Im Nu durchdrangen alle sieben Geister des Kränzchens die innere Sakristeitür und umkreisten in raschem Wirbel die beiden blutjungen Söhne der Majorin. Die Missetäter spürten den starken Odgeruch, und das Flämmchen in ihrer Diebslaterne brannte trübe. Es war ein Geruch wie nach einem Blitzschlag in einem geschlossenen Raume.

»Das ist ja eine Luft zum Ersticken hier!« flüsterte der ältere der beiden Einbrecher dem Bruder zu: »Sperr die Tür zur Kirche auf, Maxl!«

Die schwere Eichentür war nur eingeklinkt. Und als der Bub sie aufriß, schauerte ein kalter Luftzug aus dem Kirchenschiff herein.

Indessen hatte der Hunkelsteiner bereits im Namen aller das starke Gebet gesprochen. Aber er sprach es im Esperanto der Jenseitigen, dessen Geheimnis noch kein schweifender Geist verraten hat.

Und kaum war der Spruch getan, da vollzog sich das Wunder der Wandlung. Der Ritter Hinko rasselte in seiner eisernen Rüstung daher, schwer aufstampfend auf den Estrich der Sakristei. Sein Schädel klaffte auseinander, und der herausgeschlagene linke Augapfel hing ihm bis auf den wüsten Schnauzbart herunter, der bluttriefend an der Halsberge klebte. Hanns Rupp rollte auf seinem Rade daher. Die Ketten klirrten, und die Knochen krachten in seinem Leibe. Der Chevalier lag, irrsinnig lachend, mit seinem Galanteriedegen in Fechterstellung, während ihm aus der gespaltenen Zopfperücke noch ein blutiger spitzer Scherben der Sektbouteille hervorstach. Die Sauerbrey hatte eine Gestalt angenommen, wie sie die Teufelmaler aus dem 16. Jahrhundert nicht wüster hervorbringen konnten. Sie klapperte in Pantoffeln daher und schleifte in jeder Hand einen Sack voll Kindsleichen mit sich, aus denen ein scheußliches Winseln und Wimmern der erstickenden und verhungernden Kleinen erschallte. Und die Schnurrbuschin gar schlich in erbarmungsloser Splitternacktheit daher. Ihre Kinnladen schepperten, ihre Lefzen geiferten, und aus dem zahnverlassenen Hexenmaul züngelten Schlangenköpfe heraus. Sie schleuderte die Brüste über die Schultern zurück und wetzte das Messer der Verleumdung an ihren knöchernen Haxen. Und der Subkonrektor, die gelben Stockzähne scheußlich fletschend, fuhr mit geschwungenem Bakel auf die Einbrecher los und kreischte: »Wie heißt der Zweite Aorist von histemi?«

Da rannten mit wankenden Knien die verruchten Buben aus der Sakristei in das Kirchenschiff hinein. Sie wollten um Hilfe schreien — aber die Kehlen versagten den Dienst; sie wollten das Kreuz schlagen — aber sie vermochten die Arme nicht zu erheben. So taumelten sie die Stufen zum Hochaltar hinauf, irren Blickes, mit gesträubtem Haar. Und siehe — da sprang über das Kirchengestühl hinweg mit langen dürren Kankelbeinen, die Schöße eines übel geflickten Schlafrockes hinter sich flatternd, das ekelhafte Gespenst des Wucherers Blasius Wimmeter auf sie zu und griff ihnen mit den gierigen Krallen hohnkreischend nach den Kehlen.

Da stand ihnen das Herz still, und sie schlugen tot auf die Stufen nieder.

Verschwunden war der Spuk. — Kirchenstille. — Ein blauer sanfter Lichtschein gloste wie St. Elmsfeuer um die holzgeschnitzten Figuren der Heiligen auf dem Hochaltar, und der Schemen der Mutter mit dem rubinroten Herzen in der Brust schwebte über den entseelten Knaben. Die büßenden Geister vernahmen ihre weiche Stimme zum letzten Male: »Habt Dank für eure Guttat, liebe Seelen! Ihr habt mein Geschlecht vor Schande bewahrt. — Nun darf ich eingehen zur Ruhe in Gott.«

Und wie der Schemen sich auflöste und vor ihren Augen entschwand, riefen ihm die büßenden Seelen voll inbrünstiger Sehnsucht nach: »Reine Mutter Malene — bitt' für uns!«

Da krähte der Hahn.

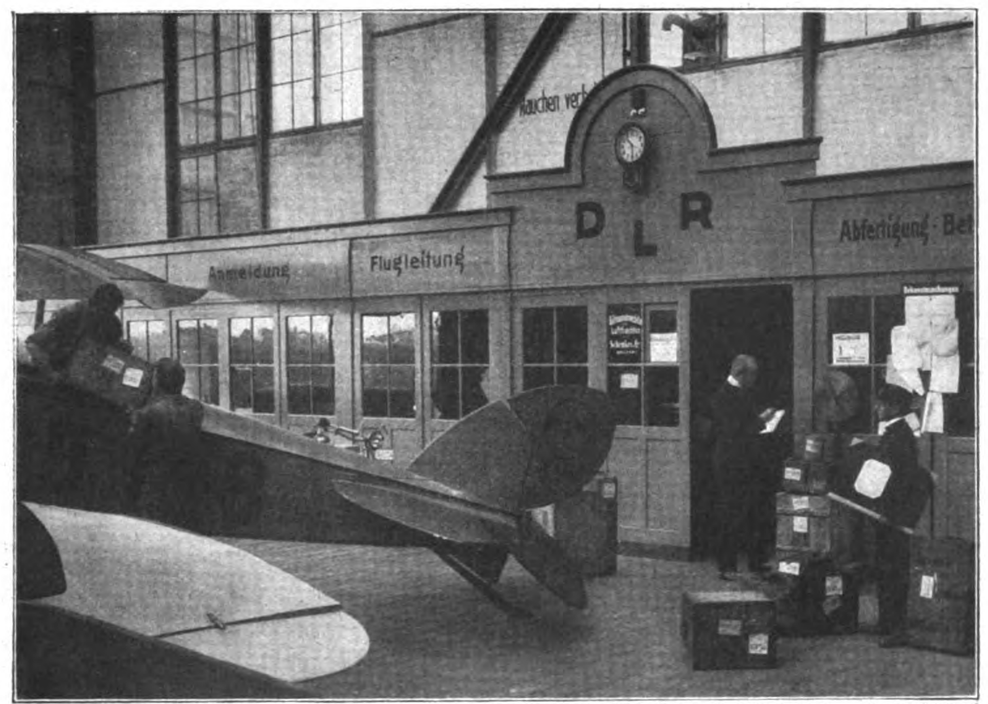
Wes' still, min Kind

De Wund' is nu heel, vernarwt is de Stell,
Ut de min Hartblot is sprungen so hell,
Waneem dat dalleep, up't Flag so grön,
Dor warrn, Godd weet, nu Blömeken blöhn;

Dor warrn, Godd weet, nu Kinner we'n,
De hebbt vun Krieg un Not niks sehn,
De Blömken weegt ehrn Kopp in Wind:
Wes' still, min Kind! Wes' still, min Kind!

Albert Mähl





Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Abfertigungsräume des Aero-Lloyd-Flughafens Staaken bei Berlin

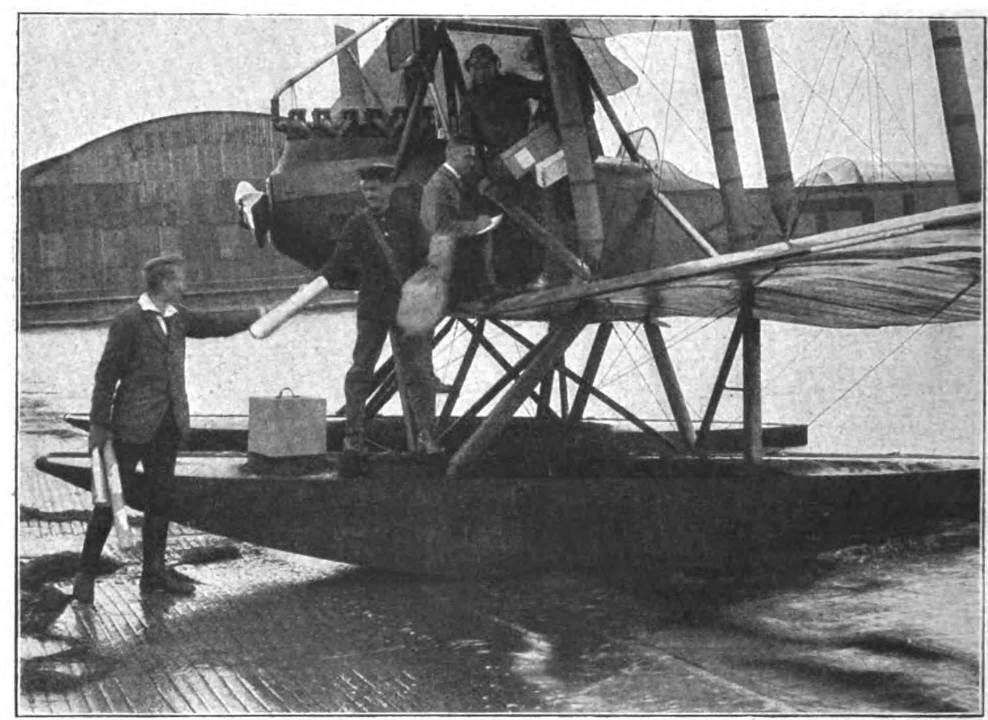
Deutschlands Luftverkehr

Von Dr. Johannes Poeschel (Meißen)

Können Sie wirklich von Luftverkehr in Deutschland sprechen? Man sieht ja gar nichts mehr!« Wie oft habe ich diesen Einwand ernsten Zweifels hören müssen! In der Tat, wir waren verwöhnt vor dem Kriege. Da ertönte immer wieder, namentlich an schönen, sonnigen Tagen, das wohlbekannte Brummen und Brausen der Motoren und Luftschrauben, und der Blick nach oben lohnte sich. Luft*verkehr* aber war das nicht. Übungsflüge waren es der immer zahlreicher werdenden Heeresflieger, Probefahrten militärischer Luftschiffe, hie und da auch Gelegenheitsreisen schlanker Zeppeline oder Parsevalscher Prallschiffe, die ihre Fahrgäste an ein von Fall zu Fall bestimmtes Ziel trugen.

Damit ist's aus für uns, vorbei die Zeiten großer Ballonwettfahrten, die weit über die Grenzen Deutschlands hinausführten, oder stolzer Rund- und Gruppenflüge vom äußersten Südwesten des Reiches über das deutsche Straßburg, Köln und Bremen nach Hamburg und zurück über Braunschweig und Frankfurt oder von Münster in Westfalen nach Königsberg in Ostpreußen; vorbei auch die Zeit, wo ein dankbarer ehemaliger Zögling von St. Afra zu Ehren seiner alten Schule mit Kameraden zusammen über ihr ein Kampfspiel in den Lüften aufführen konnte, bei dem die Flugzeuge sich gegenseitig zu überhöhen suchten. Aber einen Luftverkehr haben wir jetzt eben doch! Schon seit Ende des Weltkrieges. Deutschland hat sogar im Verhältnis zu seiner Größe und vollends zur Zahl seiner Flugzeuge das ausgedehnteste Flugnetz, wenn sich auf dieses ganz neue Gefüge schnurgerader Linien, die sich zum Teil überschneiden, zum Teil strahlenförmig von einzelnen Punkten der Hauptlinien ausgehen, die Bezeichnung Netz überhaupt noch anwenden läßt. Von den in Europa planmäßig beflogenen Strecken kam bisher ein Drittel auf Deutschland. Ja, in mancher mittleren oder kleinen Stadt konnte man beinahe seine Uhr danach stellen, so regelmäßig und pünktlich, auch an trüben und unfreundlichen Tagen, sauste im Sommerhalbjahr z. B. über Meißen das Postflugzeug der Linie Dresden—Leipzig—Magdeburg—Hannover—Bremen, und über Großenhain das Flugzeug Dresden—Berlin—Hamburg, vormittags hinwärts, gegen Abend wieder zurück. Aber daran gewöhnt, achtete man nicht mehr darauf, und Ortschaften, über die keine solche Linie hinwegführte, merkten überhaupt nichts davon.

In Frankreich ist das gerade umgekehrt. Da brummt und braust es noch immer täglich und allenthalben über den Köpfen. Das sind die Kriegsflugzeuge, die das bis an die Zähne bewaffnete Frankreich in immer bedrohlicher an-



Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Übernahme von Post in ein Wasserflugzeug des Aero-Lloyd

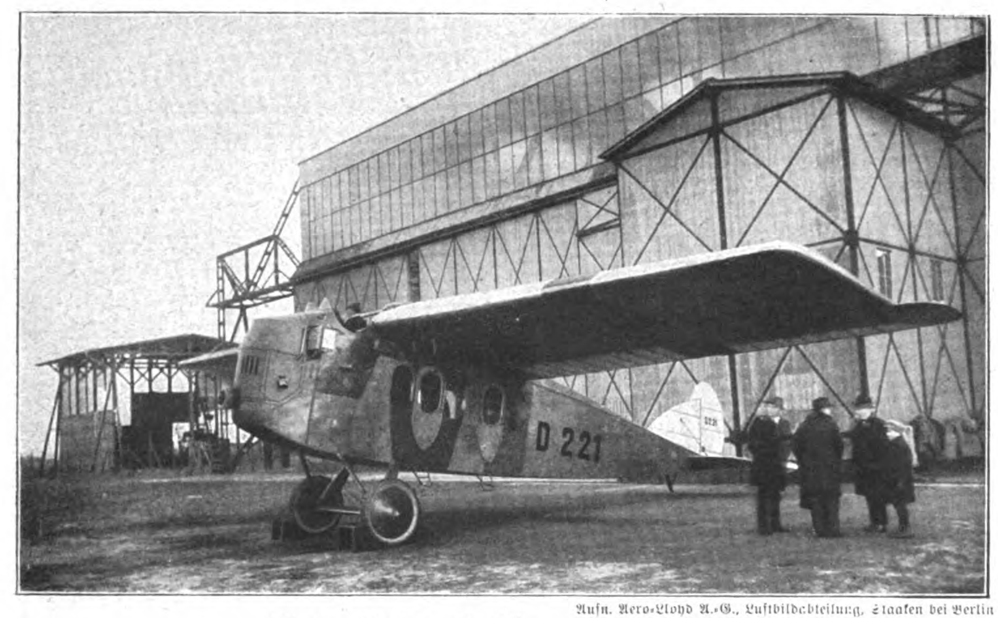
wachsender Zahl, namentlich im Norden des Landes, unterhält. Angeblich zur Abwehr eines plötzlichen deutschen Luftüberfalls. In Wirklichkeit? Aufsehenerregende Antwort hierauf hat am 21. März d. J. im englischen Oberhaus Lord Birkenhead gegeben! Der Luftverkehr dagegen ist, trotz der vielgenannten Strecke London—Paris, in Frankreich nur gering. Die Zahl der dort und in Deutschland in denselben Monaten 1922 beförderten Fluggäste verhält sich nach amtlicher französischer und amtlicher deutscher Statistik wie 1 zu 4. Dabei hat die französische Regierung für jeden Fluggast im Durchschnitt 7685 Goldfranken drauflegen müssen und den Jahresbeitrag zur Unterstützung der Luftverkehrsgesellschaften auf 49 Millionen Franken (jetzt mehr als 150 Milliarden deutscher Papiermark) erhöht.

Übrigens auch einen Luftschiffverkehr — dieser ist wie der Flugverkehr eine Gattung des Luftverkehrs — haben wir nach dem Kriege auf kurze Zeit in Deutschland gehabt. Die Deutsche Luftschiffahrt-Aktiengesellschaft (Delag), die ausschließlich mit Fahrzeugen des Luftschiffbaues Zeppelin in Friedrichshafen ihren Betrieb unterhielt, brachte 1919 ein noch vor Friedensschluß gebautes, nur 25 000 Raummeter Gas fassendes Luftschiff »Bodensee« heraus, das Entzücken aller, die mit ihm fuhren oder es auch nur zu sehen bekamen, und unternahm mit stets vollbesetztem Schiff regelmäßige Sechsstundenfahrten zwischen Friedrichshafen und Berlin, gleichfalls in sechs Stunden versuchsweise auch von Berlin nach Stockholm; hatte die Gesellschaft doch schon längst mit skandinavischen Ländern Verträge abgeschlossen. Ein zweites, noch schöneres Luftschiff etwa von gleichen Ausmaßen, »Nordstern«, hatte 1920 eben seine Probefahrten beendet, da dehnte die Botschafterkonferenz auf beide Schiffe das Auslieferungsgebot aus: »Bodensee« fiel an Italien, »Nordstern« an Frankreich, wo es unter dem Namen Méditerranée den Schnellverkehr mit Algier vermittelt.

Seitdem ist für Deutschland und eben darum auch für die Welt Luftverkehr bis auf weiteres einseitig gleichbedeutend mit Flugverkehr. Das kann uns mit Stolz und muß uns mit Bitterkeit erfüllen. Mit Stolz: nur Deutsche verstehen es, Luftschiffe sicher zu bauen und zu führen. Mit Bitterkeit: den Deutschen verbot es feindliche Eifersucht und Angst. Verbot es, weil selbst der Gegner diese Überlegenheit anerkennt. Von zahlreichen Zeugnissen dafür hier nur zwei. Das Urteil des Franzosen Guy de Montjou im Journal des Débats 1921: »Die deutschen Luftschiffe sind ausgezeichnete Erzeugnisse menschlichen Geistes, man muß sie rückhaltlos bewundern.« Und das Bekenntnis des amerikanischen Obersten Pritchard, als er im Juli 1919 auf dem englischen Luftschiff R 34, der genauen Nachbildung des erbeuteten Zeppelin-

schiffes L 39, an dessen erster und einziger Fahrt über den Atlantik von Schottland nach Long Island teilnahm: »Was wir hier erleben, ist ein Erfolg deutscher Technik.« Diese Nachbildung und fast sämtliche als Beute oder durch Auslieferung in die Hände unsrer Feinde gefallenen deutschen Luftschiffe hat ihr Ungeschick sehr bald zugrunde gerichtet. Auch »Bodensee« hat das Schicksal geteilt. Die Versuche andrer Staaten, unter peinlicher Nachahmung deutscher Vorbilder einen Verkehr mit eignen Luftschiffen einzurichten, scheiterten meist schon in den ersten Anfängen. Nur Italien hat mit seinen halbstarren Luftschiffen, ähnlich unsern vormaligen, aber längst nicht mehr gebauten M.-Schiffen (= Militärschiffen nach System Basenach: unstarre Hülle, auf Aluminiumrost ruhend), einige Erfolge aufzuweisen.

Der deutsche Flugverkehr während der Jahre 1919/22 hat nach den Veröffentlichungen des Reichsluftamtes folgende ziffernmäßige Ergebnisse gehabt: zurückgelegte Flugkilometer 4 118 400, beförderte Personen 20 042, beförderte Postsendungen und Frachtstücke 187 920 Kilogramm. Regelmäßig geflogen wurde bekanntlich nur in der Zeit vom 1. April bis 30. September. Hauptsächlich beteiligt waren acht Verkehrsgesellschaften: Deutsche Luft-Reederei, bisher am erfolgreichsten, Lloyd-Luftverkehr Sablatnig, Lloyd-Ostflug, Deutscher Luft-Lloyd, Junkers-Werke, Bayrische Rumpler-Werke, Bayrischer Luft-Lloyd und in Württemberg Paul Strähle. Die Fluglinien waren in den vier Jahren nicht immer die gleichen. Man richtete sich je nach dem vorwiegenden Bedürfnis und nach der geringen Anzahl der zur Verfügung stehenden Flugzeuge. Diese waren außer einer Anzahl vom Feindbunde für friedlichen Luftverkehr freigegebener und umgebauter ehemaliger Heeresflugzeuge bequeme Fokker-, Junkers- und Sablatnig-»Limusinen« mit geschlossenem Raum für Fluggäste. Außer den schon genannten beiden Linien waren an größeren, zum Teil in Gemeinschaft mit Luftreedereien der Nachbarstaaten, nachfolgende in Betrieb: Berlin—Stettin—Danzig—Königsberg—Memel (oder Kowno)—Riga—Reval, auch Königsberg—Smolensk—Moskau, Berlin—Leipzig—Nürnberg—München—Augsburg, auch Nürnberg—Stuttgart und München—Konstanz, Fürth—Zürich—Genf, Hamburg—Magdeburg—Breslau, Hamburg—Bremen—Amsterdam—Rotterdam, zeitweilig auch Stockholm—Malmö—Kopenhagen—Hamburg. Für Anschlüsse an andre europäische Linien, vor allem nach London und Paris, aber auch bis Konstantinopel und Casablanca in Marokko war gesorgt. Dazu kam in der Hauptreisezeit lebhafter Flugverkehr von Berlin—Stettin nach den Ostseebädern, mit Vorliebe von Sonnabend zu Montag benutzt als lohnender Schnellersatz für den bekannten »Strohwitwerzug«, von Bremen nach Wangeroog und Norderney, von Hamburg nach Westerland. Die letztgenannte Verbindung ist besonders günstig, nur reichlich eine Stunde, während erdgebundene Beförderungsmittel bis zu 12 und 13 Stunden dorthin brauchen. Ein Junkers-Verkehrsflugzeug legte die Strecke Berlin—Moskau (1599 km) in 10 Stunden 40 Minuten zurück, anerkannt als deutsche Höchstleistung.



Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

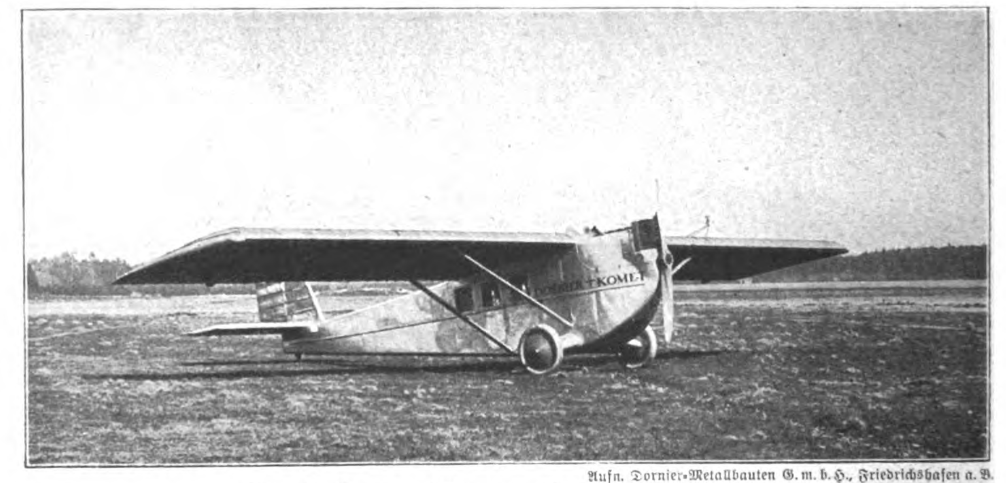
Albatros-Verkehrs-Großflugzeug des Aero-Lloyd



Für die Strecke Moskau—Petersburg (690 km) genügten einem Junkers-Flugzeug mit sechs Personen am 14. Juni 1922 3 Stunden 54 Minuten, es flog also in der Stunde 173 km.

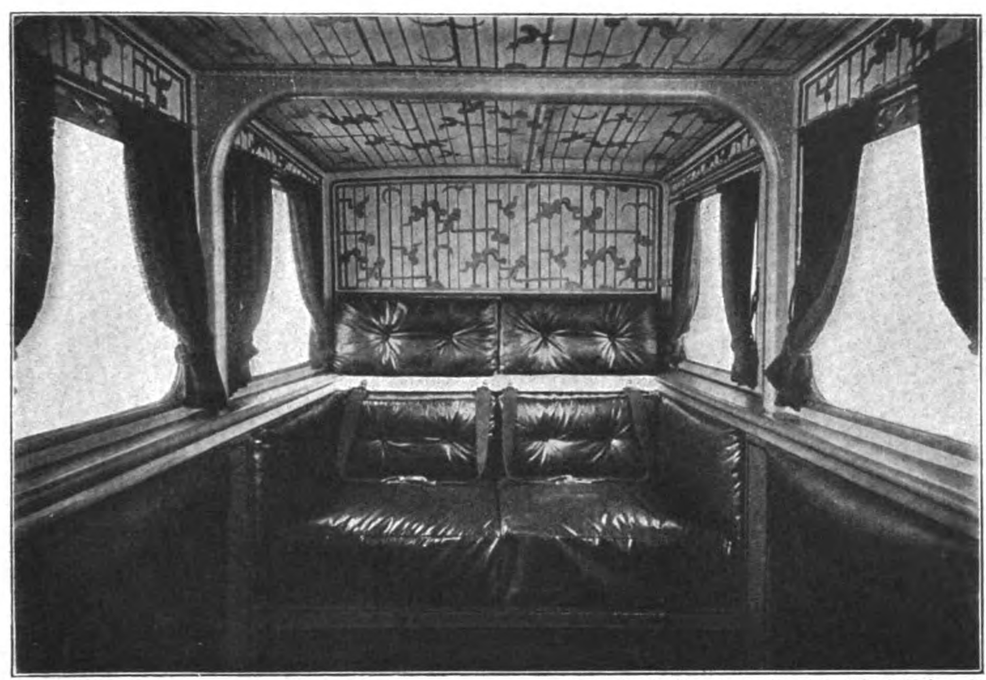
Das Jahr 1923 hat den deutschen Luftverkehr schon bisher ein gutes Stück vorwärtsgebracht, und weitere Fortschritte werden folgen, zumal wenn die politische Lage sich günstiger gestaltet. So haben sich am 6. Februar die ersten vier der aufgeführten Verkehrsanstalten, in enger Fühlung mit einer Danziger, einer Wiener und der Deutsch-Russischen Luftverkehrsgesellschaft, zu einem Deutschen Aero-Lloyd, Aktiengesellschaft mit Flughafen Staaken bei Berlin, zusammengeschlossen. Zu ihren Gesellschaftern gehören u. a. der Norddeutsche Lloyd, die Hamburg-Amerika-Linie, die Deutsche Bank und die AEG (Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft). Mit dem Junkers-Luftverkehr haben sich einerseits je eine Gesellschaft in Danzig, Warschau, Riga und Reval zu einer Ost-Europa-Union, anderseits die bayrischen Luftreedereien, die Aero-Lloyd A.-G. in Berlin, sowie je eine Gesellschaft in Zürich, Wien und Budapest zu einer Trans-Europa-Union vereinigt. Es bestehen also in Deutschland zurzeit drei größere Luftverkehrsverbände. Die viel bewunderten Neuerungen, die das vorige Jahr dem deutschen Flugzeugbau, insbesondere den Metallflugzeugen, zur Verminderung des Luftwiderstandes gebracht hat, und andre Verbesserungen beginnen erst jetzt sich voll auszuwirken in Steigerung der Schnelligkeit und Betriebssicherheit.

Erhöhter Sicherheit des Luftverkehrs gilt auch die Tätigkeit der sich mehrenden Flughäfen-Betriebsgesellschaften m. b. H. nach dem von Bremen gegebenen Vorbilde zur Schaffung der nötigen Bodeneinrichtungen. Der Luftverkehr ist zwar in dieser Hinsicht günstiger daran als die Eisenbahn: mühsame vielgleisige Schienenanlagen, kostspielige Brücken, Über- und Unterführungen, das Überwinden großer Geländeunterschiede durch Tunnels oder weitläufige Umgehung hat er nicht nötig. Aber ganz ohne Bodenanlagen kommt auch er nicht aus. Lufthäfen für Luftschiff- und Flugverkehr werden noch größere Kosten verursachen als neuzeitliche Riesenbahnhöfe, die Flughäfen der Hauptlinien, in die mehrere Zubringerlinien einmünden, Stützpunkte für diese und Zwischenlandeplätze werden mittleren und kleinen Bahnhöfen darin etwa gleichkommen. Notlandeplätze, in trockener Ebene leicht und ohne viel Kosten, in gebirgiger Gegend schwer zu beschaffen, sind in großer Anzahl erwünscht, längs den meistbeflogenen Linien in Abständen von 20 bis 40 km erforderlich. Das Anbringen von Kennzeichen für die Verkehrslinien, namentlich wenn diese auch nachts beflogen werden sollen, und später von Richtmarken in allen Landen, damit die Flugführer, wenn sie etwa in oder über den Wolken die Ortung verloren haben, sich leicht im Gelände wieder zurechtfinden können, endlich ein gewisser Streckendienst überhaupt — das alles sind Aufgaben, die sich die Flughäfengesellschaften gestellt haben. Zu ihren Mitgliedern zählen sie die Regierung ihres Landes, Städte und Kreis- oder Bezirksgemeinden, Handels- und Industrieverbände, Großbanken und vermögende, opferwillige Einzelpersonen. Als erster deutscher Weltflughafen wurde am 7. März d. J. der mit reichen Mitteln erweiterte Flugplatz Mockau bei Leipzig durch den Reichspräsidenten geweiht. In der Tat liegt Leipzig für den Weltflugverkehr von Westen nach Osten und vom Süden nach dem skandinavischen Norden sehr günstig. Die Betriebsleitung erfolgt durch die Junkers-Werke, Abteilung Flugverkehr Leipzig-Mockau.



Aufn. Dornier-Metallbauten G. m. b. H., Friedrichshafen a. B.

Dornier-Ganzmetallflugzeug »Komet«, Seitenansicht



Aufn. Dornier-Metallbauten G. m. b. H., Friedrichshafen a. B.

Inneres des Dornier-Ganzmetallflugzeuges »Komet«

Die internationalen Linien sind 1923 wie folgt ergänzt worden:

1. London (Flughafen Croydon), von wo auch Flugverbindung mit Manchester besteht, —Amsterdam—Bremen—Hamburg—Berlin —Danzig—Königsberg—Moskau. Von dort führt eine Junkers-Linie über Charkow—Rostow—Noworossijsk—Batum—Tiflis nach Baku. Von Königsberg außerdem über Memel—Riga —Reval nach Petersburg, von Reval auch Anschluß nach Helsingfors. Von Danzig in Zusammenhang mit der Ost-Europa-Union über Warschau nach Lemberg. Den Verkehr Berlin—London führt Montags ein Flugzeug des Deutschen Aero-Lloyds völlig durch, Dienstags wieder zurück, umgekehrt ein englisches Flugzeug (Daimler-Hire) Montags den Dienst London—Berlin und Dienstags zurück; an den übrigen Tagen der Woche verkehren die deutschen wie die englischen Flugzeuge nur bis Amsterdam, wo umgestiegen werden muß. Der Flughafen für Berlin soll, um schnellere Verbindung mit dem Stadtinneren und den Bahnhöfen zu ermöglichen, von Staaken (oder Johannistal) auf das Tempelhofer Feld verlegt werden.

2. In Verbindung mit einer schwedischen und einer dänischen Luftreederei: Malmö—Kiel—Hamburg und Kopenhagen—Hamburg—Berlin. Von da, sobald die politischen Verhältnisse es gestatten, über Dresden nach Prag und Wien, über Köln nach Paris.

3. München—Wien—Budapest und München—Zürich—Genf, beide Linien, solange die nötigen Bodeneinrichtungen für Nachtflüge noch nicht vorhanden sind, in fahrplanmäßigem Anschluß an die Nachtschnellzüge mit Schlafwagen Berlin—München, ein sehr vernünftiger Grundsatz, der auch auf andern deutschen und europäischen Strecken durchgeführt ist. Von München vorläufig alle 14 Tage Flugpostverkehr nach Kairo, von da mit englischem Flugzeug nach Bagdad und Bassora.

Auf den Hauptlinien werden bei steigendem Bedarf reich mit Annehmlichkeiten ausgestattete G- und R-Flugzeuge (= Groß- und Riesenflugzeuge) für 10—30 Fluggäste eingestellt werden, während im übrigen geschmackvolle, behagliche kleinere Postflugzeuge mit 4—7 Sitzplätzen in geschlossenem Raum Verwendung finden. Die Preise decken sich innerhalb Deutschlands etwa mit denen für I. Klasse D-Zug, für Flüge nach dem Ausland sind sie in der Währung des betreffenden Ziellandes, für Rußland in Dollars festgesetzt.

Zu den Flügen im Dienste des Verkehrsplans kommen noch andre, im sogenannten Bereitschaftsdienste ausgeführte, d. h. die Luftreedereien schicken auf Anruf Flugzeuge an Stellen — auch Notlandeplätze sind dafür geeignet —, wo sie zu rascher Personenbeförderung gerade gebraucht werden, Ersatz für Sonderzug, aber wesentlich billiger als ein solcher. Von diesem Bereitschaftsdienst ist schon

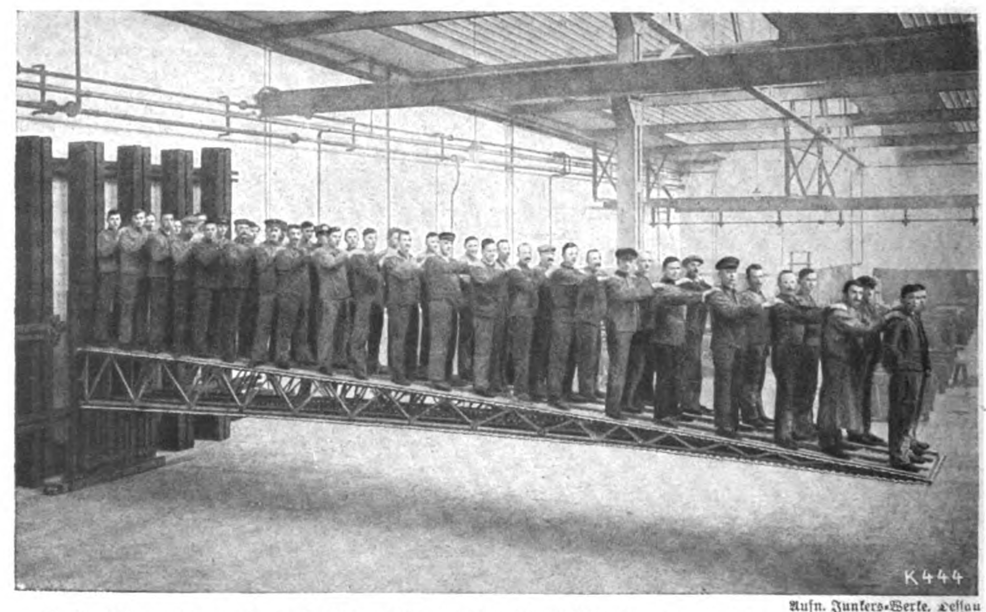


Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Blick aus der Vogelschau auf das Junkers-Flugzeugwerk in Dessau

bisher mit bestem Erfolg Gebrauch gemacht worden, wenn Eisenbahner streikten oder zur Leipziger Messe, zur Ermöglichung geschäftlicher Abschlüsse, bei denen hohe Werte auf dem Spiel standen, in schweren Krankheitsfällen und aus andern dringlichen Anlässen. Solche Sonderflüge werden immer zahlreicher werden, über je mehr Flugzeuge die Verkehrsanstalten verfügen. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit war es, als in der Reichstagssitzung am 20. März dieses Jahres der Reichspostminister es mit Dank anerkannte, das Reichsflugwesen habe sich zu einer wertvollen Ergänzung des Telegraphen entwickelt und biete große Möglichkeiten für den internationalen Verkehr.

Welche Stellung nimmt nun der Staat als solcher zu unserm Luftverkehr ein? Wie bei der ganzen Entwicklung der Luftfahrt überhaupt es gar nicht anders kommen konnte, lagen die Anfänge hier wie anderswo in den Händen einzelner Personen und später von Gesellschaften, die, wenn sie sich leistungsfähig erwiesen, von Staatsbehörden allenfalls gelegentlich unterstützt wurden. Im übrigen verhielt der Staat mit Recht sich abwartend. Erst als man in den Luftfahrzeugen sehr brauchbare Kampfmittel für Aufklärung und Angriff erkannte, änderte sich das: die Staaten ließen durch ihre obersten Heeresleitungen Luftstreitkräfte ausbilden. Neben der Kriegsluftfahrt nahmen sie endlich auch der »zivilen Luftfahrt«, d. i. eben des Luftverkehrs, sich an. Die meisten Länder setzten als höchste Behörde dafür Luftministerien ein, Deutschland sein Reichsluftamt, das jetzt,



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

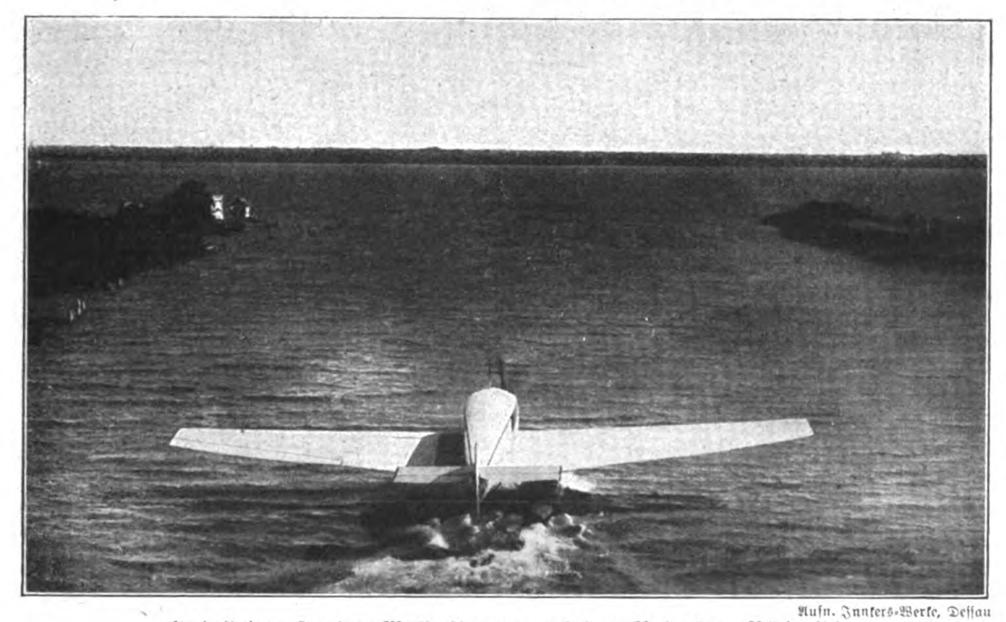
Zehn Meter langer Versuchsflügel für ein Junkers-Riesenflugzeug bei der **Belastungsprobe**



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

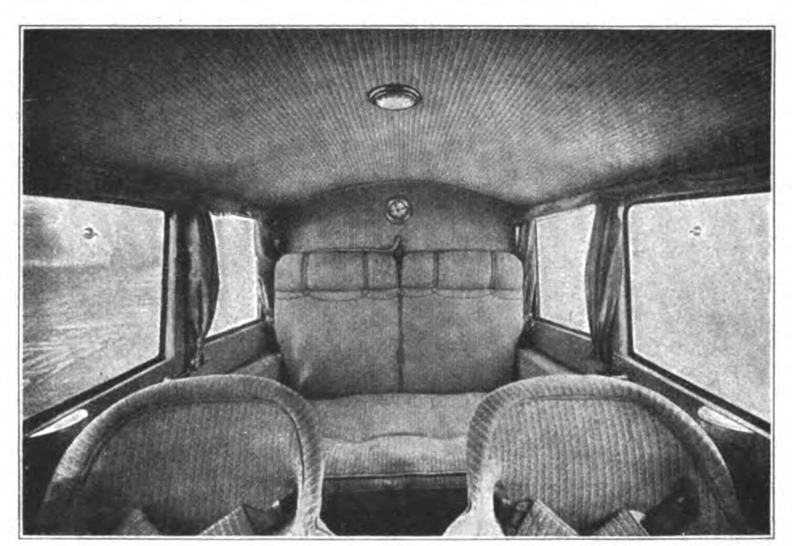
Sechssitziges Junkers-Landflugzeug

erweitert zu einem Reichsamt für Luft- und Kraftfahrwesen, eine Abteilung des Reichs-Verkehrsministeriums geworden ist. Trotzdem ist die Stellung des Staates zum Luftverkehr keineswegs überall die gleiche. Während er z. B. in Frankreich wie Eisenbahn und Post ganz verstaatlicht ist, hat in Deutschland die Regierung trotz dem Drängen der Sozialdemokratie dies von vornherein bestimmt abgelehnt, dafür vielmehr »freie Betätigung wirtschaftlicher Privatkräfte« angeregt und begünstigt. Im übrigen begnügt sich bei uns der Staat, um einer großzügigen Einheitlichkeit willen, mit Aufstellung gewisser Richtlinien und mit der Oberaufsicht, die auch in der Aufstellung eines Luftverkehrsgesetzes vom 1. August 1922 zum Ausdruck gekommen ist. Ein von Deutschland, von unserm unvergeßlichen Grafen Zeppelin ausgegangener Gedanke scheint, ungeachtet aller heimlichen und offenen Feindseligkeit untereinander, auch den interalliierten und assoziierten Mächten aufzudämmern: der Luftverkehr ist dazu berufen, unaufhaltsam ein weiteres Bindeglied zwischen den Völkern zu werden. Sonst hätten sie nicht — zunächst natürlich unter Ausschluß von Deutschland! — sich am 13. Oktober 1919 zu einer Art Arbeitsgemeinschaft, der Inter-



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Sechssitziges Junkers-Wasserflugzeug auf dem Bodensee. Rückansicht



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Inneres eines sechssitzigen Junkers-Flugzeuges

nationalen Luftfahrtkonvention (Cina) zusammengeschlossen.

Alle bisherigen Erfolge des deutschen Luftverkehrs vermag nur voll zu würdigen, wer sich vergegenwärtigt, unter welchen Verhältnissen sie zustande gekommen sind. Auf einem Sondergebiet zeigt sich hier in engerem Rahmen, was das deutsche Volk im großen an Willkür, an Vertrags- und Rechtswidrigkeit von seinen Feinden erduldet hat und noch erduldet, zugleich aber wie deutscher Geist und Arbeitswille sich auch dem schwersten Druck nicht beugen.

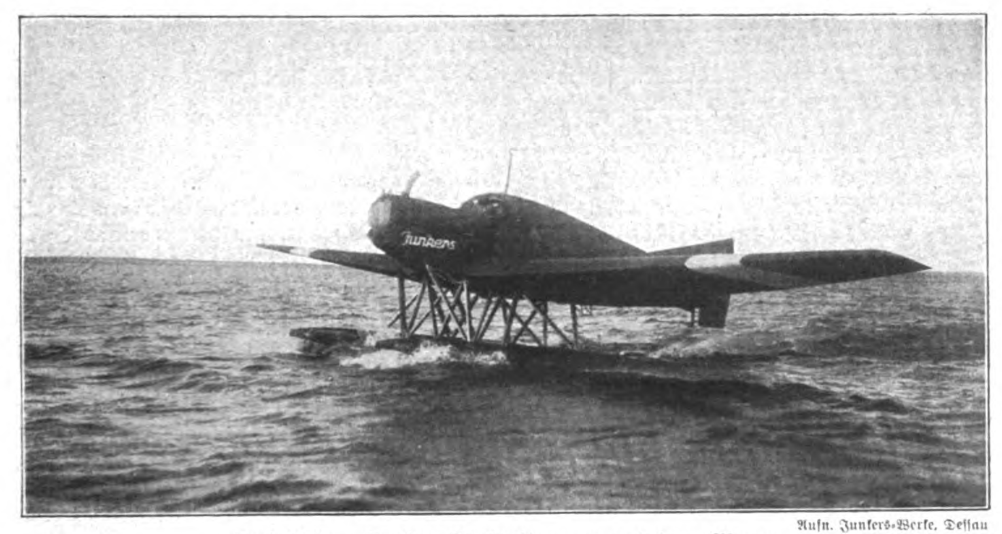
Der Gewaltfriede zu Versailles vom 28. Juni 1919 verurteilte Deutschland durch die Vertragsartikel 198—210 und 313—320 nicht nur zur Auflösung seiner Luftstreitkräfte, sondern auch zur Ablieferung oder Zerstörung seiner sämtlichen Luftfahrzeuge, der fertigen wie der im Bau begriffenen, alles irgendwie dazu nötigen Gerätes, auch der Luftschiffhallen und Flugzeugschuppen sowie der Wasserstoffanlagen unter ständiger Überwachung alliierter Kommissionen, deren Dienst durch immer neue Ententenoten verschärft wurde. Überall boten Lufthäfen, Flugplätze, Luftfahrzeugwerften grausige Bilder sinnloser roher Verwüstung hoher Kulturwerte. Sogar Flugzeuge, die von vornherein nur für den friedlichen Verkehr gebaut waren, mußten, weil die Möglichkeit ihrer Verwandlung in Kriegsflugzeuge nicht ausgeschlossen schien, vernichtet werden. Der Schaden für die vorher so blühende deutsche Flugzeugindustrie war unermeßlich; gar nicht zu gedenken der bitteren Enttäuschung von tausenden rühmlich bewährter deutscher Flugzeugführer, die nun auf Verwendung im Friedensluftverkehr gehofft hatten.

Artikel 201 verbot Deutschland die Herstellung oder Einführung von Luftfahrzeugen und Zubehör während der ersten sechs Monate nach Inkrafttreten des Vertrages. Das wäre bis Ende 1919 gewesen. Der Zeitpunkt aber wurde unter gesuchtem Vorwand immer wieder hinausgeschoben bis zum 5. Mai 1922, also um weitere 28 Monate. Und dann? Ja, dann durften wir wieder bauen, d. h. was nach der Note der Botschafterkonferenz vom 14. April 1922 unsre unversöhnlichen Feinde, die Franzosen, für uns als Friedens-Luftfahrzeuge zuließen: in Größen- und Stärkeverhältnissen, die unsre Industrie vom Wettbewerb auf dem Weltmarkt ausschließen sollten. Die Mindestforderungen, die das Ausland an seine Verkehrsflugzeuge stellt, wurden uns als Höchstleistungen zugebilligt. Daher hat das alliierte Luftfahrtkomitee noch 1922 ein in den vorausgehenden beiden Jahren in den Zeppelin-Werken Staaken bei Berlin von Dr. Rohrbach gebautes Friedensflugzeug (mit vier Maybachmotoren) für achtzehn Fluggäste zerstören lassen, das die Strecke Berlin—London in vier Stunden zurückgelegt hätte. Dagegen steht dem Feindbunde nach den Artikeln 313—319 des Versailler Vertrags die volle Freiheit zu, mit Luftfahrzeugen jeder Art und Größe, also auch mit ihren Riesenflugzeugen, Deutschland zu überfliegen und bei etwaigen Landungen alle Vorrechte der meistbegünstigten Nation zu genießen. Nach Artikel 320 allerdings nur bis zum 1. Januar 1923: »Die durch die vorstehenden Bestimmungen (Art. 313—318) auferlegten Verpflichtungen sollen bis zum 1. Januar 1923 in Kraft bleiben, es sei denn, daß Deutschland bis dahin in den Völkerbund aufgenommen sein sollte oder durch die Zustimmung der alliierten und assoziierten Mächte die Berechtigung erhalten habe, der zwischen diesen Mächten geschlossenen Luftfahrtkonvention beizutreten.«

Danach unterliegt es keinem Zweifel, daß Deutschland seit Beginn dieses Jahres das volle Hoheitsrecht in seinem Luftraum wieder zusteht. Die Anerkennung dieses Zustandes durch die Botschafterkonferenz ist jedoch nicht erfolgt.

Nach den Erfahrungen, die wir mit Frankreichs willkürlicher Auslegung des Versailler Vertrages bisher gemacht haben, befremdet uns das nicht. Die Botschafterkonferenz muß ja für uns, allen Rechtsanschauungen zum Hohn, gleichbedeutend sein mit Frankreich. Von ihm sind nachweislich alle die Gewaltmaßnahmen angeregt und durchgesetzt worden zur Unterdrückung deutscher Leistungsfähigkeit auf jedem Kulturgebiet. Das klägliche Verhalten der übrigen Konferenzmächte der Vergewaltigung Westdeutschlands gegenüber liefert täglich neue Beweise für die Selbstherrlichkeit Frankreichs. Nun hat die Botschafterkonferenz unter dem 18. Dezember vorigen Jahres die deutsche Regierung schriftlich aufgefordert, noch vor dem 25. Dezember Deutschlands Beitritt zur Konvention zu beantragen, also binnen einer Woche vom Tage der Unterzeichnung des Schreibens an gerechnet! Die deutsche Regierung erklärte sich daraufhin grundsätzlich gern bereit, machte aber den Beitritt von einer Änderung der Konventionsartikel 5 und 34 abhängig, deren Wortlaut einer völligen Gleichberechtigung Deutschlands mit den übrigen Konventionsmächten im Wege stände. Mit Erlangung der Gleichberechtigung würden übrigens auch die lähmenden Fesseln im Bau von Luftfahrzeugen fallen. Antwort vom 30. Dezember 1922: »Die Konferenz wird der Deutschen Botschaft unverzüglich die erbetene Auskunft erteilen. Bis der Eintritt Deutschlands vollzogen ist, werden die alliierten Regierungen fortfahren, ihre Luftverkehrslinien in Deutschland zu unterhalten.« Die angekündigte Auskunft ist noch immer nicht erteilt. Daraus geht hervor, daß die Konferenz die oben gesperrt gedruckten Worte des Artikels 320, die in der französischen Fassung lauten: »à moins qu'auparavant l'Allemagne ait été admise dans la Société des nations« nicht so versteht wie sämtliche deutschen Übersetzungen in dem Sinne »es sei denn daß (wofern nicht, außer wenn) bis dahin«, sondern »vorausgesetzt daß bis dahin«. Ob in der Wendung »à moins qu'auparavant« in der Tat eine solche für einen Vertrag ganz unerhörte Zweideutigkeit liegen kann, sei der Beurteilung des Lesers überlassen! Übrigens ist Artikel 5 inzwischen geändert und dadurch die Möglichkeit geschaffen worden, daß Unterzeichner der »Cina« mit »Nichtsignatarmächten« ein Abkommen treffen. Auf einem solchen Sonderabkommen zwischen England und Deutschland beruht jedenfalls die oben S. 471 erwähnte Regelung des Luftverkehrs Berlin—London. Änderung auch des Artikels 34 (Stimmenverhältnis der Konventionalstaaten untereinander) steht, nach einer Äußerung des Generals Brand im britischen Luftministerium, demnächst bevor.

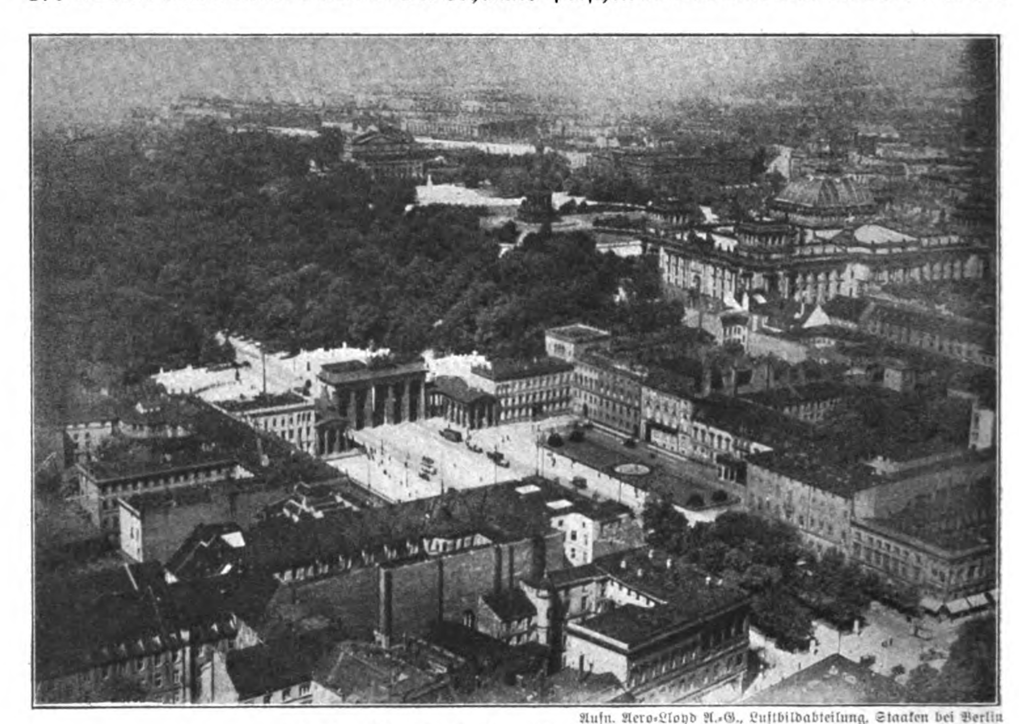
Die Lage der deutschen Luftfahrt während der letzten vier Jahre war in der Tat verzweifelt für ein Volk, dessen Luftverkehr bei ungehinderter Entwicklung für andre Völker vorbildlich geworden wäre, dessen Luftschiffe sofort nach Friedensschluß den Weltverkehr bis in die entferntesten Länder hätten aufnehmen können. Aber der Deutsche verzweifelt so leicht nicht und der deutsche Ingenieur, zumal im Dienste von Handel und Gewerbe, erst recht nicht. Das hat Deutschlands Seefahrt bewiesen, und so hat auch die deutsche Luftfahrt, selbst innerhalb der ihr gesteckten engen Schranken, immer wieder neuen Anlauf zu friedlicher Betätigung genommen und sich nicht entmutigen lassen, wenn Frankreichs Furcht vor dem entwaffneten Deutschland, von



Aufn. Junkers-Werke, Dessau

Sechssitziges Junkers-Wasserflugzeug auf dem Meere




Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Berlin (Umgebung des Brandenburger Tors)

der auch verständige Vorstellungen seiner Verbündeten es nicht zu heilen vermögen, jeden Versuch mit neuen Anschuldigungen und Drohungen erwiderte. Aber die Zahl der Flugzeuge schmolz immer mehr zusammen, sie verbrauchten sich, und leistungsfähigste wurden von der Kontrollkommission plötzlich beschlagnahmt, weil die Sicherheit Frankreichs durch sie gefährdet schien. Dagegen wurde es Deutschland gestattet, ausgelieferte Heeresflugzeuge zu hohen Preisen zurückzukaufen und sie in Verkehrsflugzeuge umzubauen. Die für uns dazu auserlesenen befanden sich in einem Zustande, daß man erneute kriegerische Verwendung von ihnen schlechterdings nicht zu befürchten brauchte!

»Liebe und Not sind doch die besten Meister« sagt Goethe in Dichtung und Wahrheit. Liebe zum Vaterland und die Not des deutschen Volkes wurden auch unsrer Luftfahrzeugindustrie zu Lehrmeistern, zu Führern auf steilen, dornenvollen Pfaden, aber auch zu neuen hohen Zielen. Wohl konnte feindliche Übermacht ganze große Arbeitsgebiete in Ketten legen. Aber deutscher Geist ließ sich nicht knebeln, auch unter dem schwersten Druck hat er nicht geruht, hat berechnet und gezeichnet und am Modell gearbeitet, einzeln oder eng verbunden mit andern. So hat auch die deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft für Luftfahrt ihre Tätigkeit ununterbrochen weitergeführt in stiller Gelehrtenarbeit und planvollen Versuchen. Luftschiffwerften und Flugzeugfabriken suchten unter tausend Schwierigkeiten und Opfern sich wenigstens einen Stamm ihrer tüchtigsten Mitarbeiter zu erhalten, mit kühnem Entschluß stellten sie sich auf verwandte andre Erzeugungsgebiete ein oder errichten, um die schon gesammelten Erfahrungen für Deutschland zu sichern und zu erweitern, Zweigunternehmungen im Ausland, Zeugen deutscher Leistungsfähigkeit in friedlichem Wettbewerb mit fremder Arbeit. Gerade der Zwang, innerhalb der so kleinlich gesteckten Baugrenzen das Mögliche zu erreichen, hat den Erfindergeist mächtig angeregt und zu äußerster Ausnützung der Baumittel und der vorgeschriebenen schwachen Motoren geführt. In diesem Sinne hat Professor Dr.-Ing. e. h. Junkers in Dessau — der erste, der statt Holz und leichten Bezugsstoffes das gegen Witterungs- und sonstige schädigende Einflüsse unempfindliche Metall (Duraluminium und an besonders beanspruchten Teilen Stahl) zum Bau von Flugzeugen verwendete, der auf jede Verspannung und andre den Luftwiderstand vermehrende Teile verzichtete und dem Flügel durch Verdickung des Profils die nötige Festigkeit verlieh, ganz Ungeahntes vollbracht. Sein schmuckes, vornehmes sechssitziges Verkehrsflugzeug, Eindecker wie alle Junkers-Flugzeuge, erzielt bei voller Belastung an Personen und reichlichem Gepäck eine Geschwindigkeit von 170 km/st. mit der uns gestatteten höchsten Kraft eines 160 P.-S.-Motors. In kurzer Zeit ist dieses Flugzeug gleich beliebt geworden in Deutschland wie im Auslande, z. B. in der

Schweiz, in Rußland, in Mittel- und Südamerika (Kuba, Venezuela, Kolumbien). Ein solches Flugzeug überflog, vollbesetzt, Großglockner und Großvenediger, andre erhielten durch mehrfache Siege in der Italienischen Wasserflugwoche im Juli 1922, dort mit 185 P.-S.-Motor versehen, hohe Preise, insbesondere den »Tyrrhenischen Pokal« zugesprochen. Und das Junkers-Kleinflugzeug J. 16 mit Flügeln von 11 m Spannweite und einer freie Umschau bietenden Kabine, das drei Personen in der Stunde 150 km weit trägt bei einem Motor — von nur 50 P. S., kann in seiner Art kaum noch überboten werden.

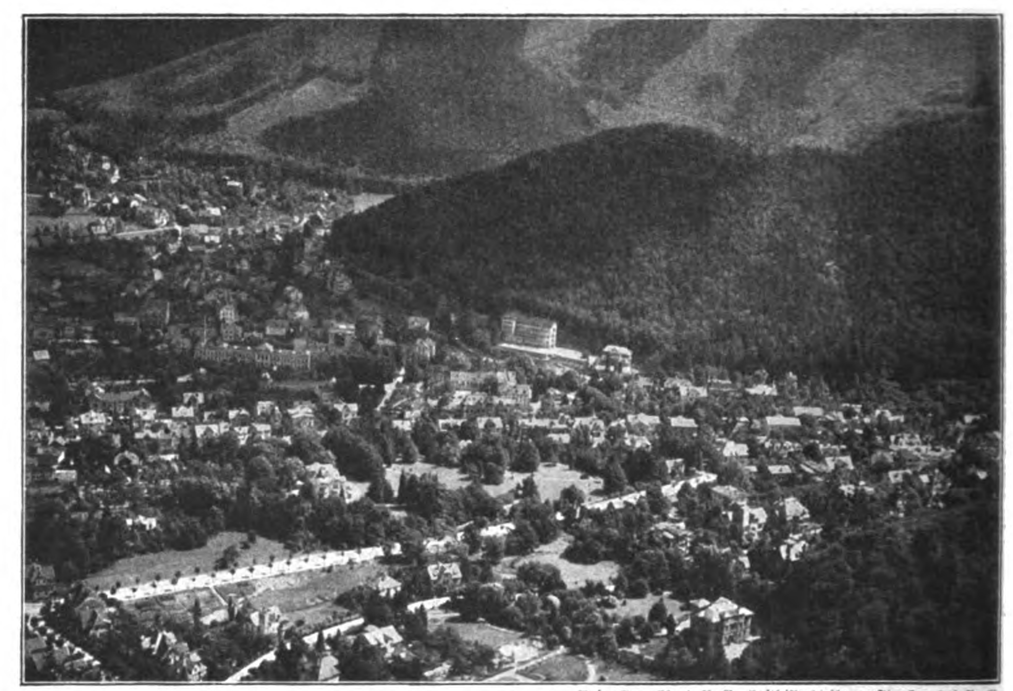
Als ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung pries es mit einer für Deutsche fast peinlichen Überschwenglichkeit die englische Presse, als kurz vor Jahresschluß 1922 ein andres deutsches Metallflugzeug, ein »Komet« des Dr. Dornier vom Zeppelin-Konzern Friedrichshafen, im Flughafen von Croydon bei London landete, um den Besuch eines englischen Flugzeugs in Berlin zu erwidern und zugleich den regelmäßigen Flugverkehr Berlin—London anzubahnen. Man staunte den Hochdecker wie ein Wunder an, verband er doch mit geringem Eigengewicht eine dort noch unbekannte Festigkeit und Widerstandsfähigkeit des Tragdecks, und sechs Personen nebst viel Gepäck und Betriebsstoff hatte er mit 185 P.-S.-Motor übers Meer befördert, eine Leistung, zu der man in England und Frankreich noch jetzt 400—500 P. S. braucht. In Frankreich spricht man natürlich nicht mit der gleichen Begeisterung von den deutschen Metallflugzeugen. Dagegen haben die Franzosen, deren Halbvorfahren, die Gallier, schon der Tertianer aus seinem Julius Cäsar als »groß im Nachahmen« kennt, durch ihre jüngste Flugzeugausstellung Dezember—Januar 22/23 im Grand Palais des Champs Elysées in Paris gezeigt, wie sehr Junkers und andre deutsche Meister bei ihnen Schule gemacht haben. Abgesehen davon, daß sie das Duraluminium immer mehr bevorzugen, die tiefangebrachten freitragenden Flügel und andre von uns angedeutete Neuerungen im deutschen Flugzeugbau konnten dem aufmerksamen Besucher der Ausstellung nicht entgehen.

Not war es auch, vaterländische und eigne Not, die unsre von der alten ikarischen Sehnsucht ergriffene, wagemutige Jugend wieder die Spuren des ersten Fliegers, des Deutschen Otto Lilienthal aufsuchen und zum Gleitflug zurückkehren ließ, der nun zum Segelflug vervollkommnet wurde. Darmstädter Gymnasiasten erkannten schon vor dem Weltkriege in der Rhön ein für diese Übungen hervorragend geeignetes Gelände und erzielten dort ansehnliche Gleitflüge. Studierende der Dresdner Technischen Hochschule griffen den Gedanken nach dem Kriege wieder auf, von andern Technischen Hochschulen folgten sie ihnen nach, junge Leute, viele in schwerdrückender wirt-



Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Ostseebad Bansin



Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Bad Harzburg

schaftlicher Lage, aber von opferfreudigem Tatendrang beseelt. Mit eignen bescheidensten Mitteln baute man sich Flugzeuge selbst, zog sie zum Teil sogar eigenhändig auf der Landstraße von der Hochschulstadt nach der Wasserkuppe in der Rhön und übte dort mit steigendem Erfolge. Mitte August 1922 zeigten die hannöverschen Studenten Martens und Hentzen der staunenden Welt, daß man auch ohne Motor stundenlang dem Vogel gleich seine Kreise ziehen, auf und ab schweben und gerade Strecken zurücklegen kann. Natürlich erregte dies sofort die Aufmerksamkeit Frankreichs und — die Besorgnis, es könne sich da in aller Stille ein neues, seine Sicherheit gefährdendes Kampfmittel entwickeln. Ein Verbot dagegen zu erlassen, dazu fand sich weder im Versailler Vertrag noch in den späteren Noten an Deutschland eine Handhabe. In dem motorlosen Fluge — wie die französische Presse es anfangs tat — »nichts weiter als eine nette Spielerei« zu erblicken, ging auf die Dauer nicht an; auch hatten ja französische Flieger, freilich mit wenig Glück, in der Auvergne sich gleichzeitig in derselben »Spielerei« versucht. So blieb nichts weiter übrig, als die Deutschen in der von ihnen aufgebrachten neuen Art des Menschenfluges unter allen Umständen nachahmend zu überbieten. Erste Flugzeugkonstrukteure gingen an die Arbeit, reiche Mittel wurden ausgeworfen, lockende Preise gestiftet, und noch in demselben Jahre kündeten die Zeitungen: Die deutsche Höchstleistung im Segelflug von drei Stunden haben französische Flieger mehr als verdoppelt! Was sagten nun unsre braven Segelflieger zu dieser »Niederlage«? »Deutschland genügt es, der Fliegerei neue Wege gewiesen zu haben. Die Dauer der Segelflüge ist lediglich Sache körperlicher Ausdauer und günstiger Witterung, als Sportleistung erfreulich, für die Praxis aber bedeutungslos. Für uns gilt es, die gewonnenen Erfahrungen zu erweitern und den Segelflug nach allen Richtungen auszubauen.« In der Tat, neue Bahnen öffnen sich. Zunächst dem Flugsport, mittelbar aber auch dem Flugverkehr. Die Luftströmungen, die wagerechten und vor allem die senkrechten, wie sie der Segelflug uns nützen lehrt, treten beim Flugzeug als neue Kraft neben die bisher fast alleinige, die rohe Kraft überstarker Motoren. Das wird zu einer Ersparnis an Betriebsmitteln und dadurch zu Preisermäßigung im Flugverkehr führen.

Warum — diese Frage hat sich gewiß längst schon aufgedrängt — ist nach dem 5. Mai 1922 nichts geschehen, um auch den Luftschiffverkehr in Deutschland wieder aufzunehmen? Die Feindbundnote vom 1. April 1922 hatte ja deren Bau bis zu 25 000 und 30 000 cbm Gasraum freigegeben. So vortreffliche Dienste nach den mit »Bodensee« gemachten Erfahrungen derartige kleine Schiffe auch zu leisten vermögen, würden sie unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen sich doch nicht mehr lohnen. Luftschifflinien sind, schon wegen der ungeheuren Kosten



Aufn. Aero-Lloyd A.-G., Luftbildabteilung, Staaken bei Berlin

Nürnberg

unvermeidlicher drehbarer Riesenhallen und einer nach Hunderten zählenden Haltemannschaft nur für den — nennen wir ihn kurz Transverkehr über Weltmeere und ganze Erdteile, und zwar grundsätzlich ohne Zwischenlandungen in Aussicht genommen. Dann erst sind Luftschiffe in der Lage, nicht nur schnellstes, sondern auch verhältnismäßig billiges Reisen zu ermöglichen. Für die Strecke Berlin—Jokohama z. B. braucht man mit Bahn und Dampfer mindestens einige dreißig Tage, das Luftschiff würde sie in sieben bis acht Tagen zurücklegen, das bedeutet an Betriebsstoffen, Löhnen und Verpflegung eine Ersparnis von 75 vom Hundert. Daß unsre entsprechend vergrößerten Luftschiffe solchen Aufgaben gewachsen sein werden, darauf weist die von dem Marineluftschiff L. 29 im November 1917 erzielte Welthöchstleistung hin: von Jamboli in Bulgarien nach Chartum am oberen Nil und ohne Landung wieder zurück, 7000 Kilometer in 96 Stunden!

Eine einzige unsrer Werften, der »Luftschiffbau Zeppelin« in Friedrichshafen, ist seit Oktober vorigen Jahres wieder in Betrieb. Mit Genehmigung der Botschafterkonferenz baut er ein großes Luftschiff — für die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Wie verlautet, wird es demnächst seine Probefahrten beginnen, und im Herbst dieses Jahres hofft man, es von Berlin aus in ununterbrochener Fahrt nach dem bis dahin vollendeten Luftschiffhafen Chikago steuern zu können.

Tageszeitungen, aber auch z. B. wissenschaftliche Zeitschriften für Erdkunde wissen viel zu berichten von Unterhandlungen desselben Luftschiffbaues mit andern Staaten, vor allem mit Spanien, wobei es sich zunächst allerdings nur um regelmäßige Fahrten eines kleineren Schiffes von Sevilla nach den Kanarischen Inseln handeln soll zur Vorbereitung eines Großverkehrs zwischen Spanien und Buenos Aires. Wie man in England über den deutschen Luftschiffbau denkt, hat der Leiter der Zivilluftfahrt im britischen Luftministerium Generalmajor Brancker jetzt offen ausgesprochen: einzig annehmbar für die Regierung sei zurzeit das Anerbieten des Commanders Burney, der für einen regelmäßigen Luftdienst nach Indien→Australien »die Herstellung neuer Luftschiffe vom letzten deutschen Entwurf« vorsieht! Über das von Geheimrat Dr. Schütte als Vertreter des »Luftschiffbaues Schütte-Lanz« in Königswusterhausen (Zeesen) bei Berlin in Verbindung mit einer »General Air-Service Company« in Washington geplante amerikanisch-deutsche Unternehmen, Luftschifflinien über alle Meere und Erdteile einzurichten, sind bestimmte Tatsachen nicht bekannt. So viel steht fest, daß keinesfalls vor 1924 eine planmäßig zu befahrende Luftschifflinie irgendwo eröffnet werden kann. Und fest steht auch, daß für absehbare Zeit der Luftschiffverkehr nur international sein wird. Deutschland aber, das Geburtsland der Luftschiffe, muß darauf hin-

arbeiten, daß seine Anstalten für Luftschiffbau nicht etwa zu Werften für die ganze Welt außer für Deutschland werden, sondern daß deutsche Gesellschaften an den internationalen Unternehmungen gleichberechtigt beteiligt sind.

So sehen wir, wie Deutschland im Kampfe mit zahllosen Schwierigkeiten und Widerständen unablässig bemüht ist, in der Luftfahrt eine seines Anteils an ihrer Entwicklung würdige Stellung einzunehmen, aber lediglich zur Förderung friedlicher Zwecke. Nur Torheit oder ein von Angst gepeitschter wirklich »schlechter Wille«, der immer wieder Vorwände zu neuer Vergewaltigung des wehrlos gewordenen Gegners sucht, kann darin eine dem in Waffen starrenden Frankreich drohende Luftgefahr erblicken. Eine Ausgeburt solcher Angst war auch der Pressefeldzug, den Henri de Kérillis im Echo de Paris zwei Wochen lang im Januar dieses Jahres täglich geführt hat. Zur Unterstützung der »tatkräftigen Pfänderpolitik des Herrn Poincaré« sammelte er Stimmen, um einen Antrag in der Kammer durchzubringen: die Regierung solle — als weiteres Sicherheitsunterpfand — Deutschland auch die zivile Luftfahrt verbieten, solange es seine Schulden nicht bezahlt habe. Gründe: Die ungeheuren Kosten für seine keinen Nutzen abwerfende zivile Luftfahrt bringe Deutschland, das selbst seine Zahlungsunfähigkeit erklärt habe, nur auf, um sie gegebenenfalls Kriegszwecken dienstbar zu machen. Nach Beseitigung dieser Gefahr könne Frankreich durch Verringerung seiner Luftstreitkräfte Milliarden sparen! Wäre diese Gefahr in der Tat vorhanden, so hätte das scharf nachspürende interalliierte Garantiekomitee sie ganz gewiß entdeckt. Nein, wie der Meister der Heuchelei Poincaré selbst beim Einbruch ins Ruhrgebiet, so hat auch sein Jünger Kérillis seine wahre Absicht nur verschleiert. In Wirklichkeit will er durch das angestrebte neue Verbot nur den unangenehmen Wettbewerb Deutschlands im Luftfahrzeugbau auf möglichst lange Zeit noch ausschalten.

Mit Recht hat die deutsche Presse Herrn Kérillis nicht die Ehre erwiesen, ihn mit seinem Echofeldzug ernst zu nehmen, sondern nur mit seinem Spott darüber berichtet. Wohlverdiente Abfuhr, wie wir selbst sie nicht treffender hätten erteilen können, erfuhr dieses Treiben französischer Heißsporne durch Lord Birkenhead in der schon erwähnten Rede im Oberhaus: er hätte nie geglaubt, daß eine Macht, die England Riesensummen schulde, die Mittel für so gewaltige (Luft-) Rüstungen zu einer Zeit finden würde, in der nicht die geringste Aussicht auf Rückzahlung auch nur eines Pfennigs bestehe. Auf keinen Fall sei für die nächsten zwei Jahre eine Luftbedrohung von Deutschland zu befürchten. Das wisse er von englischen Offizieren (jedenfalls des interalliierten Garantiekomitees), die in letzter Zeit die deutschen Verhältnisse eingehend kennengelernt hätten. Lord Salisbury aber hat einige Wochen später, am 10. Mai d. J., gleichfalls im Oberhaus, auf eine an die englische Regierung gerichtete Anfrage in deren Namen Deutschland das Zeugnis ausgestellt, daß seine Verkehrsflugzeuge, auch die im Bau befindlichen, allen von den alliierten Mächten auferlegten Bedingungen entsprechen. Setzt Frankreich trotzdem seinen schmachvollen Krieg im »Frieden« gegen uns auch auf dem Gebiete des Luftverkehrs weiter fort, so wird Deutschland, gestützt auf Artikel 320 des Versailler Vertrages, von dem Hoheitsrecht an seinem Luftraum Gebrauch machen; und wie in ihrer Politik dem Gebaren Frankreichs in Westdeutschland gegenüber, so darf unsre Regierung auch hier gewiß sein, daß sie das deutsche Volk hinter sich hat.

(In der Handschrift abgeschlossen 22. Mai 1923.)

Traumsommernacht

Traumsommernacht! . . . ein buntes Schweigen
Blüht auf in überreifer Stunde,
Und Mondlicht fließt von traumverhängten Zweigen,
Ein banger Wunsch löst sich von scheuem Munde —

Traumsommernacht! Du schwerer Ruch der Linde . .
Die Nachtigall im Baum schlägt müde an
Und singt Gebet und Lied der ersten Sünde
Und schweigt — und schlägt noch einmal an.

Traumsommernacht . . .! Die Brunnen rauschen leise,
Der Flieder glüht im blauen Licht der Nacht.
Das Leben träumt, die Nachtigall wird leise,
Und tiefer fühlst du, als du je gedacht.

Herbert Salomo





Ludwig Schaefer: Friedenssymphonie



Aufn. Willi Gitzfeld, Hanau

Altstadt mit Marienkirche in Hanau

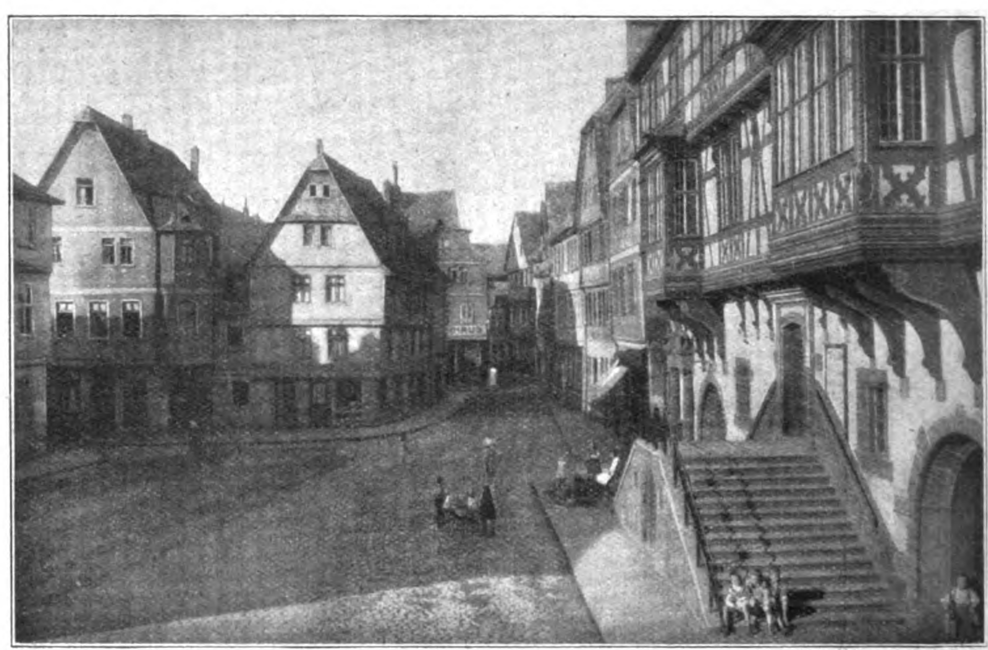
Hanau, eine deutsche Goldschmiedestadt

Von Dr. Wilhelm Lotz

Wir sind erschreckend arm geworden in Deutschland, und angesichts dieser Tatsache mag es zuerst merkwürdig klingen, wenn man von Schmuck und Edelmetallgerät und ihrer Herstellung erzählen will. Aber durch den hohen Wert des Materials spielt gerade dieses Gewerbe und der damit verbundene Handel in unserm Wirtschaftsleben eine so große Rolle, vor allem auch im Auslandshandel, daß schon vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sich eine Betrachtung lohnen würde. Doch unser Ziel hier sei enger gesteckt! Gilt es doch, die Eigenart einer unsrer drei führenden Goldschmiedestädte zu schildern, indem wir die geschichtliche Entwicklung verfolgen und ihre Stellung zu den Strömungen im Kunstgewerbe unsrer Zeit uns vergegenwärtigen. Es ist nicht die Entwicklung hoher Kunst, so wie sie die Kunstgeschichte lehrt, die wir zu sehen bekommen, es ist Handwerkerarbeit, die vom Geschmack des Käufers diktiert wird, und es ist eine Kunst, die sich stets an die Erfordernisse des Materials und der Verarbeitungsweise halten muß.

Goldschmiedekunst ist stark an Tradition gebunden. Der Schüler lernt vom Meister, ererbt von ihm Werkstattgeheimnisse und verfeinert sie, erweitert sie, wenn er das Geschick dazu hat. Und da die Nachfrage nach diesen Erzeugnissen nicht sehr groß ist und keine Notwendigkeiten für starke Vermehrung der Werkstätten vorgelegen haben, so ist diese Verarbeitung immer örtlich beschränkt gewesen. Wohin wir sehen in der Geschichte, immer gab es einzelne Städte, die sich durch Herstellung von Goldschmiedearbeiten hervorgetan haben. Und noch etwas kommt dazu. Im Laufe der Zeit beginnt sich in den Kreisen, die dieses Handwerk betreiben, eine ganz besondere Eignung für diese Betätigung herauszubilden, die sich, wie man fast sagen kann, forterbt. In der Beheimatung der Goldschmiedekunst in Deutschland spiegelt sich die deutsche Kulturgeschichte in großen Zügen. In der Zeit der Völkerwanderung saßen in den ehemaligen großen Römerstädten einzelne Goldschmiede und ihre Schulen, die ihrem Ende entgegengehen mußten. Dann nahm im frühen Mittelalter die allgewaltige Kirche diese Kunstbetätigung in ihren Dienst. Konnte doch das kostbare Metall in seiner kunstvollen Verarbeitung leicht ein Bild von der Größe und der Macht der Kirche abgeben. So flüchtete sich die Goldschmiedekunst in stille Klostermauern, nicht ohne wertvolle Einwirkungen aus dem fernen Osten, von Byzanz her, auf dem Umwege über Italien oder unmittelbar zu erhalten. Das aufblühende Städtewesen mit seinen durch Handel reich werdenden Bürgern brachte in seinem Schoße ein neues Geschlecht von Goldschmiedehandwerkern hervor. Auch die Fürsten bezogen von dort dann ihre Prunkgeräte, und so ent-





Aufn. Willi Glirfeld, Hanau

Altstädter Marktplatz mit Rathaus in Hanau

stand im 16. und 17. Jahrhundert jene Hochblüte der deutschen Silberindustrie, wie sie in den Namen der Städte Augsburg und Nürnberg verkörpert ist.

Wenn man nun die Frage aufwirft, wie es kommt, daß im 18. Jahrhundert diese Hochburgen der deutschen Goldschmiedekunst, in ihrer damaligen Weltbedeutung, ihren Ruhm schwinden sahen und ihren gewerblichen und künstlerischen Wert verloren, und daß dafür jene Städte emporkamen, die noch heute an der Spitze stehen, wie Pforzheim, Hanau und Schwäbisch-Gmünd, so liegt die Erklärung auch in solchen kulturgeschichtlichen Geschehnissen. Das deutsche Selbstbewußtsein, das in der Zeit der Renaissance so stark gewesen war, verlor sich zugunsten des französelnden Kulturideals. Eine neue Schicht von Menschen bevölkerte die gesellschaftliche Atmosphäre: der à-la-mode-Kavalier, der Abenteurer und der philosophierende Schöngeist. Es war eine Gesellschaftsschicht, die sich an keine Wirkungsstätte und an keine Bewegungsgrenzen binden ließ. Das neue Ideal in der Kunst war der französische Geschmack. Schmuck und elegante Edelmetallarbeiten mußten in Frankreich hergestellt oder wenigstens in französischem Geschmack gehalten sein.

Und dieser Richtung verdankt die Goldschmiedestadt, der unsre Betrachtung gewidmet sein soll, ihren Ruhm und ihr neues Aufblühen im 18. Jahrhundert. Die Begründung dieses Gewerbezweiges fällt jedoch in die Wende des 16. Jahrhunderts und ist einesteils einem Zufall zu danken, anderseits aber dem tatkräftigen Erfassen einer Gelegenheit durch einen kleinen deutschen Fürsten.

Infolge der spanischen Gegenreformation in den Niederlanden hatten um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine größere Zahl reformierter Wallonen und Flamen ihre alte Heimat verlassen, und ein Teil von ihnen hatte sich in der freien Reichsstadt Frankfurt niedergelassen. Aber nach anfänglicher Duldung durch den lutherischen Rat Frankfurts kam es bald zu Streitigkeiten, so daß der Rat den Flüchtlingen schon 1561 wieder die Ausübung ihres Religionsdienstes verbot. Allein als nach mehreren Auswanderungen der Rat einsah, welche für das Wirtschaftsleben der Stadt wichtigen Bürger er verlor, hob er das Verbot wieder auf. Im Jahre 1567 kam neuer Zuzug aus den durch Alba hart bedrängten Niederlanden. Wiederum begannen die religiösen Reibereien mit dem Rat, der 1594 endgültig die freie Religionsübung verbot. Dieser in religiöser Verblendung gehandhabten unvorsichtigen Politik des Rates der freien Stadt Frankfurt verdankt nun die Nachbarstadt Hanau den größeren und schöneren Teil ihres Stadtbildes. Denn nach Verhandlungen mit dem Grafen Philipp Ludwig II. von Hanau verpflichtete sich dieser, den flüchtigen Niederländern und Wallonen eine neue Stadt anzulegen und zu befestigen und einen Kanal vom Main nach der Stadt hin anzulegen, wogegen die Flüchtlinge die Bebauung mit Häusern und Gebäuden übernahmen.

Noch heute erinnert das Stadtbild an jenes Ereignis, das aus dem nur Ackerbau treibenden Städtchen bald eine gewerbfleißige Stadt machte, durch den Gegensatz zwischen der winkligen Altstadt und dem rechtwinklig quadratischen Straßennetz der Neustadt. Und wie Hanau den neuen Einwohnern das Gewerbe verdankt, das es später berühmt gemacht hat, so auch äußerlich sein Wahrzeichen, die sogenannte französische Kirche. Zwei verschiedene Kirchenräume, deren Grundrisse ein Zwölf- und ein Achteck bilden, sind unter einem eigenartig geformten, unverhältnismäßig hohen Dache vereint. Der größere Raum war für den Gottesdienst der französisch sprechenden Wallonen und der kleinere für den der holländisch sprechenden Niederländer bestimmt. So wie die beiden Teile auf der Wanderung gemeinsam die Leiden der Fremde erduldet hatten, so wollten sie nun auch in der neuen Heimat ihren Gottesdienst unter einem Dache abhalten. Unter den niederländischen Einwanderern befanden sich auch einige Goldschmiede und Juweliere, und in den nächsten Jahren hat dieses Gewerbe neuen Zuzug, zumal aus Frankfurt, erhalten, so daß im Jahre 1610 eine Zunftordnung erlassen wurde, die 1616 und 1631 Abänderungen im Sinne von Erschwerungen des Zutritts erfuhr. Man hat diese Zeit, im Gegensatz zu dem neuen Aufschwung des Hanauer Gewerbes im 18. Jahrhundert, als die der niederländischen Gold- und Silberschmiede bezeichnet. Die Arbeiten jener Zeit waren noch ganz im Sinne der späten deutschen Renaissance mit einem starken Einschlag zum Prunk des Barocks. Der Schmuck hielt sich in großen breitflächigen, reich besäten Formen, und er bildete gern einen wichtigen Bestandteil des Kleides. Reich verzierte Agraffen, die Federbüsche zusammenhielten, schwere Ketten mit farbig reichen Anhängern, Ohrgehänge, Knöpfe und Ringe bildeten zusammen mit den schweren Brokatstoffen, den farbig gemusterten Tüchern und der bunten Zusammenstellung des Prunkkleides ein prächtiges einheitliches Bild, das dazu bestimmt war, der Persönlichkeit und ihrem Auftreten auch den äußeren Wert zu verleihen. Auch die Silbergeräte hielten sich in schweren und doch durch die reiche Ornamentik malerisch aufgelösten Formen. Die Buckelformen der Gotik erhalten im Barock neuen Charakter, und die Renaissanceornamentik belebt und bereichert das alles. Entsprechend der Art ihrer Arbeit waren die Gold- und Silberschmiede in drei Berufsklassen eingeteilt: die Goldschmiede, die Silberschmiede und die Drahtarbeiter oder Pariser Arbeiter. Zu den Arbeiten des Goldschmieds gehörte als wichtiger Bestandteil das Modellieren der Figuren, das Montieren der Ringe und das Versetzen mit Edelsteinen. Treibarbeit und Gravieren waren die üblichen Handwerksweisen der Silberschmiede, während dem Drahtarbeiter vor allem die feineren Filigranarbeiten, die Verfertigung der Kettenglieder und die feineren Montierungsarbeiten zufielen. Für die Wertschätzung der Hanauer Arbeiten spricht die Tatsache, daß verschiedene hochgestellte Fürstlichkeiten solche angekauft haben, u. a. der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und der Landgraf Moritz von Hessen. So schien sich das Handwerk in der neuen Heimat dank der unermüdlichen Tätigkeit der Niederländer zur höchsten Blüte zu entwickeln, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach und der Entwicklung ein Ende bereitete. Hanau mußte damals eine Brandschatzung und Einnahme durch die Schweden über sich ergehen



Ratsbecher der Stadt Hanau. Aus der Zeit der niederländischen Silberschmiede



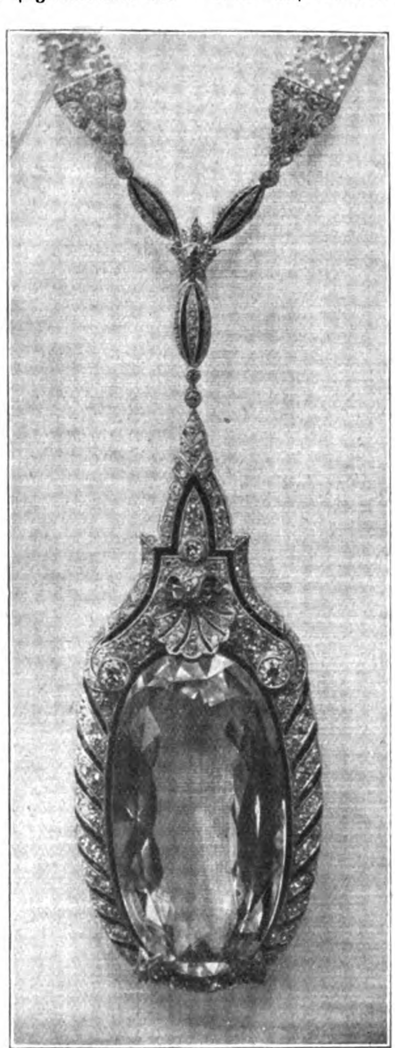
Silberne Schalen, gehämmert. Erzeugnis der Firma Lüger & Ko.

lassen, dem folgte eine neunmonatige Belagerung durch die Kaiserlichen, und Pest und Hunger haben das ihrige getan, eine starke Entvölkerung und Verarmung herbeizuführen. Auch nach dem Kriege schien sich das Gewerbe nicht mehr erholen zu wollen; nur wenige Gold- und Silberschmiede waren noch vertreten, und gegen die Jahrhundertwende schien dem Edelmetallhandwerk überhaupt der Untergang zu drohen. Jedoch im Anfang des 18. Jahrhunderts traf wiederum die kluge Politik eines Fürsten mit einem geschichtlichen Ereignis zusammen, was der Hanauer Industrie ein Wiedererstehen und eine erneute Blüte brachte. Der Landgraf von Hessen Wilhelm VIII. erließ 1736 ein Freiheitspatent für In- und Ausländer, die er auf-



Silbernes Service, hergestellt von der Firma Schleißner Söhne in Hanau

forderte, sich als Gewerbetreibende in Hanau niederzulassen, wogegen er ihnen freie Religionsübung, zehnjährige Steuerfreiheit und andre Erleichterungen versprach. Infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes in Frankreich setzte zu Ende des 17. Jahrhunderts eine starke Auswanderungsbewegung der sogenannten Refugiés ein, und das Freiheitspatent des hessischen Landgrafen bot vielen Franzosen die Gelegenheit, sich in Hanau niederzulassen. Zwar befanden sich unter den eingewanderten Edelmetallarbeitern auch einige Deutsche, die für das Gewerbe aber und seine weitere Entwicklung maßgebenden waren die französischen Bijouteriearbeiter, denn sie brachten die neue Arbeitstechnik und den Pariser Geschmack nach Hanau. An Stelle der bisherigen Goldschmiedearbeiten wurden nun die sogenannten Bijouterie- und Galanteriewaren hergestellt, wie Dosen, Tabatièren, Souvenirs, Degengriffe, Tabletten und Schnallen. Ein leichterer, rokokohafter Zug, der mehr auf zierliche Kleinarbeit eingestellt war, kam damit in das Gewerbe. Auch ein neues Hilfsgewerbe wurde damit eingeführt, die Goldstecher- oder Gravierkunst. So siegte hier mehr die zeichnerische Kleinkunst über die plastisch prunkvolle des 17. Jahrhunderts. Dieser neue Zeitgeschmack mit seiner Anlehnung an französische Arbeiten im Zusammengehen mit der großzügigen Organisation der neuen Einwanderer verhalf denn auch dem Gewerbe zu einer neuen Blüte. Die Arbeiten Hanaus wurden überall, auf der Leipziger und Braunschweiger Messe wie im Ausland in der Schweiz, in Holland, in Brabant, in Flandern, Rußland und Polen, ja selbst in Frankreich, als Pariser Waren verkauft. Nicht zuletzt verdankt die Hanauer Industrie diesen erneuten Aufschwung der Fürsorge des Landesherrn, der im Sinne der Zeit des Merkantilismus bestrebt war, das Gewerbe seines Landes zu heben und zu bessern. Einem späteren Landgrafen von Hessen, dem Erbprinzen Wilhelm von Hessen-Kassel, verdankt die Industrie auch die Gründung einer Fachschule. Sie entstand im Jahre 1772 auf »untertänigste Vorstellung« der damaligen Kleinodienarbeiter, Goldstecher und Kunstdreher der Stadt bei dem Erbprinzen, um ihren Kindern und Lehrlingen eine gute künstlerische Ausbildung in der Heimat geben zu können. Der junge kunstliebende Fürst kam den Wünschen der Gewerbetreibenden gern nach. Anfangs zwar war es ein recht bescheidenes Unternehmen, denn das ganze Lehrpersonal bestand aus zwei Graveuren und einem Zeichenmeister, der gleichzeitig Hausverwalter war. Und wenn auch die Hanauer Handwerksmeister ihr Scherflein beitrugen und selbst die Gehilfen sich verpflichteten, wenn sie Gesellen sein würden, einen Beitrag zu leisten, so war doch die Hauptsache und der Haupterwerb für die Lehrer der Zeichenunterricht, den sie bei Hofe und in adligen Familien gaben. Immerhin entwickelte sich nach manchen Wechselfällen aus diesem Keim eine Anstalt, die das künstlerische Rückgrat der Industrie abgeben konnte. Das 19. Jahrhundert brachte infolge der napoleonischen Kriege wiederum einen Niedergang der Hanauer Industrie mit sich, aus dem sie sich aber wieder erhob, um allmählich zu dem zu werden, was sie heute darstellt. Ein Blick auf ihre heutige Eigenart trägt somit auch die Erkenntnis dieses Wachstums in sich. Was dabei von besonderem Reiz ist und eines Überblicks wohl lohnt, ist das Nebeneinandergehen oder Ineinandergreifen einer bis ins Letzte verfeinerten, soliden technischen Verarbeitungsweise, die auf langer Entwicklung fußt, und



Großer Aquamarin-Anhänger mit Brillanten und Onyx, hergestellt von der Firma Otto Klein & Ko. in Hanau

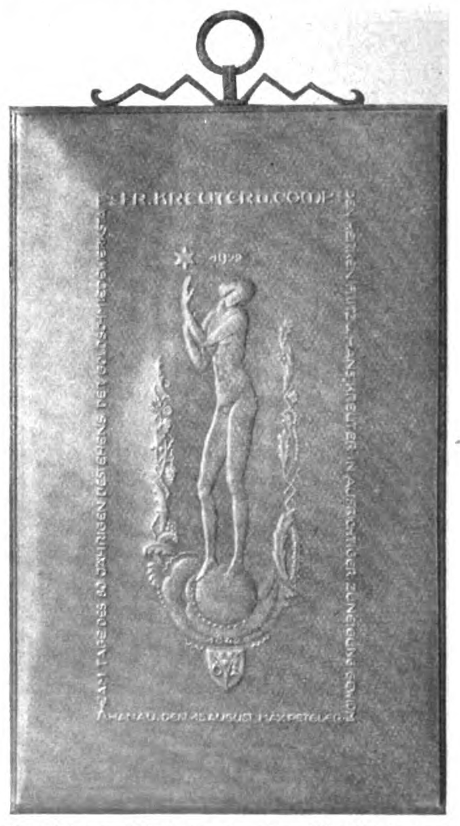


Uhrdeckel (Silber mit Niello). Schülerarbeiten aus der Staatlichen Zeichenakademie in Hanau

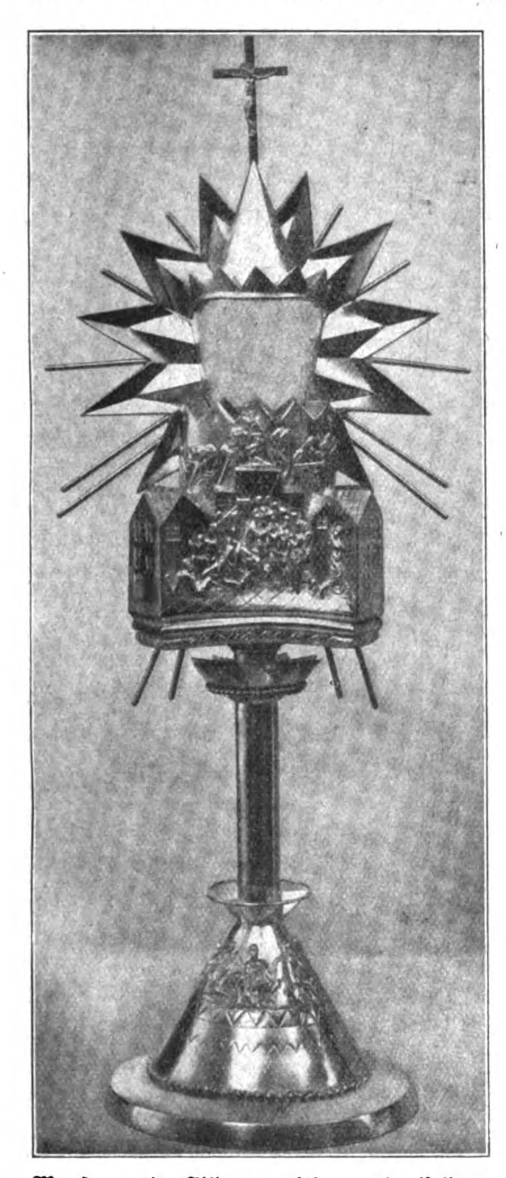
neuzeitlicher Ideen. Wenn man abgrenzen will, so muß man sagen, daß die erstere Eigentum der Industrie ist und die letzteren vertreten und in Material umgesetzt werden von der Schule und von einzelnen Werkstätten, die in ihren Erzeugnissen die künstlerische Persönlichkeit ihres Leiters zeigen. Wer allerdings nach Hanau kommt und sich große Vorstellungen von den industriellen Anlagen der Edelmetallindustrie macht, wird enttäuscht sein, wenn er einen Betrieb betritt. Weder große maschinelle Anlagen noch große Mengen von Arbeitern wird er dort zu sehen bekommen. Wenn es sehr hoch kommt, beschäftigt ein Geschäft etwa hundert Arbeiter, doch die Hälfte davon ist noch nicht die durchschnittliche Arbeiterzahl. Man könnte deshalb eher von Werkstätten reden, und wirklich hat auch die ganze Verarbeitung mehr den Charakter von Handarbeit. Wenn für die Edelmetallindustrie in Pforzheim und Schwäbisch-Gmünd die maschinelle Massenherstellung und möglichste Spezialisierung der Arbeiter kennzeichnend ist, so tritt in Hanau mehr die Verfertigung einzelner Stücke in den Vordergrund. Man darf deshalb die Industrie Hanaus nicht rückständig nennen, sondern muß sich vergegenwärtigen, wie die Eigenart der Hanauer Erzeugnisse eine mehr handwerkliche Herstellung erfordert.

Derjenige Zweig, der die wertvollsten Materialien verarbeitet, ist die Juwelenbranche oder Bijouterie. Zu Anfang des Jahrhunderts bewegte sich dieser Zweig noch in der Verfertigung von ziseliertem Goldschmuck, in den dann Steine gefaßt wurden. Heute arbeitet nur noch ein einziges Geschäft in dieser Richtung, wenn man von der Herstellung der ziselierten Ringe absieht. Mehr und mehr verlangte der Brillant eine ins Auge fallende Stellung, und mit dem Hinzutreten des Platins als Fassungsboden kam der eigentliche Weißjuwelenschmuck auf. Die Steine sollen in ihrer Schönheit und in ihrem Glanz gezeigt werden, und so ward das ganze Schmuckstück zu einer glitzernden Fläche, in der nichts Festes mehr war, selbst die Fassung wird in sogenannter Millgriffbehandlung ausgeführt, das heißt, das kleine Platinrändchen, das den Stein umgibt, wird als kleine Perlschnur geschnitten. Erst nach dem Kriege bürgerte sich wieder der Schmuckstein mehr und mehr ein, und die Weißjuwelen werden zur gefälligen Umrahmung benutzt.

Die Herstellung eines solchen Schmuckstücks setzt sich aus zwei verschiedenen Arbeitsweisen zusammen. Arbeit des Bijoutiers ist es, das Gehäuse herzustellen, in das der Fasser dann die Steine einsetzt und festdrückt. Die Herstel-



Getriebene Plakette aus der Werkstatt von Max Peteler, Akademielehrer

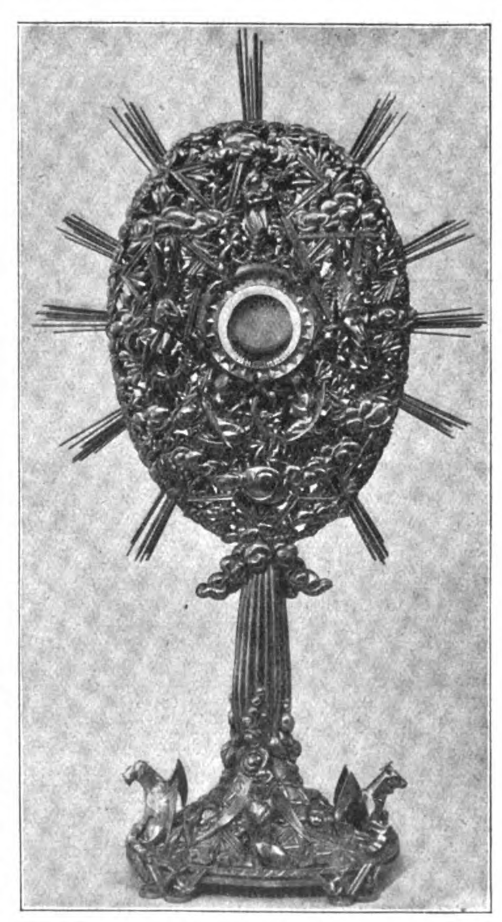


Monstranz in Silber getrieben und ziseliert. Schülerarbeit aus der Staatlichen Zeichenakademie in Hanau

lung dieses Gehäuses erfolgt in Hanau mit der Hand, jedes einzelne Stück wird als solches liebevoll für sich behandelt, dem Charakter und der Größe der Steine entsprechend. Einen großen Teil der Verarbeitung nimmt deshalb auch die Arbeit nach Bestellung ein. Das kommt dem Charakter des Schmucks entgegen, denn einer Dame, die Schmuck trägt, wäre es ein unangenehmes Gefühl, zu sehen, daß eine andre denselben Schmuck trägt. Schmuck ist Ausdruck des persönlichen Geschmacks, Massenherstellung geht gegen seine Seele.

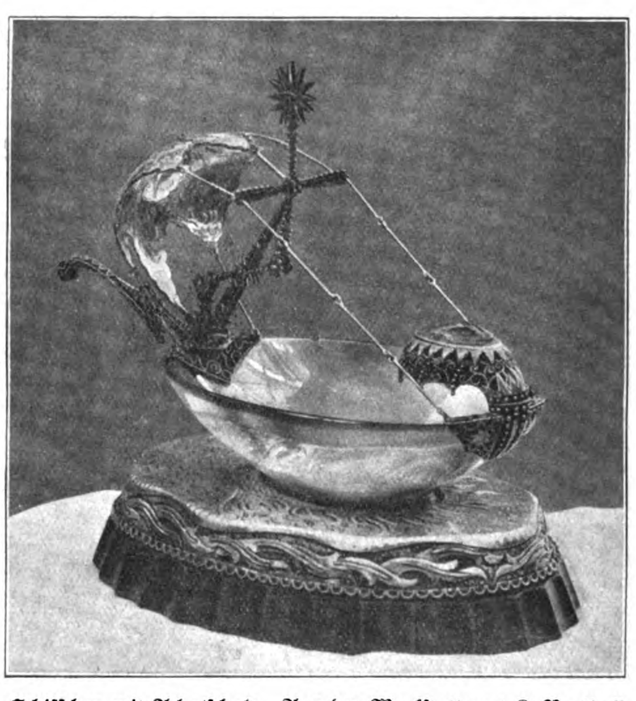
Unter den Begriff des Schmucks fällt auch die Kette. Die Mannigfaltigkeit in der Möglichkeit der Ausgestaltung des Kettengliedes hat einen eignen Zweig, den der Kettenfabrikation, hervorgerufen. Auch hier selbst hat noch die Handarbeit ihr Recht gefordert, hier, wo die Fabrikation durch Stanzen so naheliegt. In Hanau werden die Kettenglieder mit der Hand montiert. Wenn hier der Reiz der Handarbeit nur für das Auge des Kenners sichtbar ist, so wird er auch dem Laien klar sein bei der Herstellung der Silbergerätschaften.

Bei der Schmuckherstellung, beim Montieren und Fassen, überwiegt der technische Faktor; die Silberbearbeitung erfordert nicht nur beim Entwurf, sondern auch bei der Ausführung ein starkes künstlerisches Gefühl. Die Silberarbeiten, die in Hanau hergestellt werden, bewegen sich zum größten Teil in antiken Stilarten. Die Reichhaltigkeit der Formen und die vielfältige Art der Ausgestaltung kommt der Freude an der Technik, die dem Hanauer Silberschmied im



Monstranz, getrieben, ziseliert, Figuren gegossen, mit Email. Schülerarbeit aus der Staatlichen Zeichenakademie in Hanau

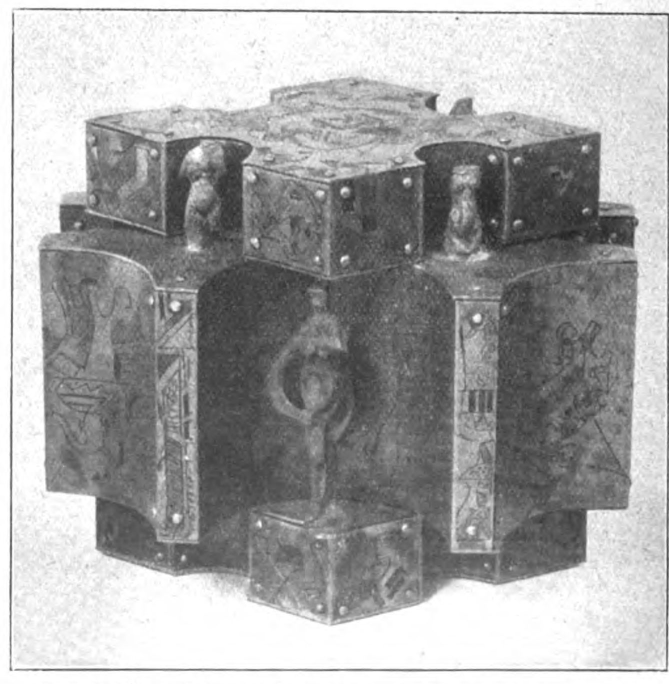
Blute liegt, entgegen. Es ist da durchaus nicht gleichgültig, ob die Hand, die die Formen erst von hinten heraustreibt und sie dann mit dem Punzen nachziseliert, einem Menschen angehört, der Gefühl für Formen hat oder nicht. Dieses künstlerische Gefühl aber liegt dem Hanauer schon im Blute.



Schiffchen mit Achatschale. Aus der Werkstatt von K. Berthold

Einen gewaltigen Anteil an dieser Erziehung darf die Staatliche Zeichenakademie, die Fachschule für Edelmetallindustrie, für sich in Anspruch nehmen. Nachdem sie eine Zeitlang, der Tendenz des 19. Jahrhunderts gemäß, eine reine Kunstakademie zu sein versuchte, wurde sie im Jahre 1889 ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt. Als nun noch ein Fachmann der Edelmetallindustrie als Direktor an ihre Spitze trat, wurde mehr und mehr das Schwergewicht auf die Werkstattarbeit gelegt. Anderseits begann nun auch die Anstalt, die Führung auf dem Gebiet der künstlerischen Durchbildung des Edelmetallhandwerks in die Hand zu nehmen, so daß auf diesem Gebiete heute die Hanauer Schule die künstlerisch fortschrittlichste Stellung einnimmt.

Die Schule als solche sieht damit zwei Aufgaben vor sich: die künstlerische und handwerkliche Durchbildung der Schüler und das Hervorziehen und Ausbilden besonders geeigneter Kräfte in freiester Weise und Ausprägung der individuellen Eigenart. Dem Schüler wird Freiheit in Entwurf und Ausführung gelassen, der formschöpferische Trieb wird in ihm geweckt, der Lehrer wird mehr zum Anreger neuer als zum Übermittler alter Formen. Und es ist ein eigenartiges Geschlecht, das in diesen Schülern heranwächst, es sind eigenwillige Köpfe, die ihren Weg ohne Zugeständnis an den Geschmack des Publikums gehen. Dabei brodelt und gärt es in diesen jungen Köpfen von Formen und Farben; es tun sich da ein paar zusammen, gehen ihren Weg, wie sie wollen, nagen lieber am Hungertuch, als daß sie eine gut bezahlte Stelle annehmen, wo sie nicht nach ihrem Geschmack und Willen arbeiten können.



Schmuckdose. Schülerarbeit aus der Zeichenakademie in Hanau

Aus Tantalus' Geschlecht

Kampf und Ende eines Künstlers

Von Agnes Schöbel

Zu jener versunkenen Zeit war's, da man sich im Moabiter Glaspalast mit Bekannten traf, um die ausgestellten Kunstwerke zu betrachten und danach im Park eine Schale Eis zu löffeln oder zu Nacht zu essen.

Damals stand sommerlang vor der Osteria, der hübschen Nachbildung einer italienischen Weinschenke, für Professor Ludwig Pietsch, den Nestor der deutschen Journalisten, kurzweg L. P. genannt, der nach Adolf Menzels Ausspruch über den Künstlern »die samtumwickelte Geißel« schwang, an den Donnerstagnachmittagen eine lange Tafel bereit, ihm und seinen Freunden vorbehalten. Er pflegte mich, die ich mit dem Glockenschlag fünf kam, am Eingang des Parks zu erwarten. Stets umwitterte ihn etwas wie ein leichter Rausch, die Begeisterung für ein vollendet geschaffenes Menschenbild, ein erlesenes Kunstwerk oder ein köstliches Buch. Unzählige Herzen sind froh geworden in der Nähe dieses gütigen Menschen, dem Oskar Blumenthal zum achtzigsten Geburtstag schreiben durfte: Du bleibst uns allen, auch in weißen Haaren, Nur ein verschneiter Frühlingstag.



Harro Magnussen

An einem schwülen Juninachmittag war's. Der alte Schönheitsucher schritt neben mir her, mit seinen fahrigen, weit ausholenden Bewegungen. »Einen Platz hab' ich Ihnen aufgehoben, einen Platz — gleichsam zwischen Orient und Okzident werden Sie sitzen.« Die sommerhimmelblauen Augen glänzten ihm aus dem Gesicht. »Zwischen dem Enkelsohn des türkischen Sultans und einem jungen Bildhauer, der sich in Berlin niedergelassen hat. Ein Friese, Harro Magnussen — prachtvoller Kerl, rotblond, ein Sonnengott, sag' ich, ein Sonnengott —«

»Nun, nun, L. P.,« dämpfte ich ab.

Die lange Tafel im Gärtchen der Osteria zeigte sich bereits stark besetzt. Ich begrüßte zahlreiche Bekannte, Künstler, schöne Frauen, Offiziere. Dann erhoben sich zwei Herren — schlank der eine, überlebensgroß, das müde Phlegma des Orientalen über der eleganten Erscheinung, prachtvoll geschnitten die bronzebraunen Züge, ein gefährliches Feuer zwischen den Wimpern. Das war Said Ruete, der Enkelsohn des Sultans. Und der andre — golden schimmerte es mir entgegen von diesem Haupt, aus diesen braunen, strahlenden Augen. Aber ein Sonnengott? Nein. Eher ein Phaethon, der den Himmel entzündet, die Erde angesengt hat, dem die Zügel der Sonnenrosse entglitten sind. Ungeheure Bitternis lag auf dem schönen Gesicht, ein Zucken bewegte Lippen und Stirn.

Vorerst sprach ich mit dem Orientalen. Eine kostbare Türkisplatte mit goldenen Schriftzeichen trug er am Finger. Unwillkürlich senkte sich mein Blick darauf. Sofort streifte er den Ring ab. »Er gehört Ihnen.« Ich dankte, ohne natürlich das Kleinod anzunehmen. Kannte ich doch die Sitte der Türken, der geringsten Bewunderung gegenüber ihr Eigentum zur Verfügung zu stellen, in der selbstverständlichen Voraussetzung einer Ablehnung.

Nun wandte ich mich dem Bildhauer zu, voller Interesse für sein Schaffen. Er sagte mir, daß er sich neuerdings von den chrys-elephantinen Werken der alten Griechen angezogen fühle und das farbige Element in seinen Arbeiten betonen werde. »Ich denke, in Gold, Elfenbein, Lapislazuli, Malachit.« Das erregte meinen Widerspruch. Für mich, sagte ich, sei der weiße, ungetönte Marmor das herrlichste, ja das einzige Material des Bildhauers.

Magnussen bat mich, in seinem Atelier einige Entwürfe zu betrachten. An einen sich waffnenden Achill denke er, an eine Kleopatra, dunkelschön, in Gewändern aus Malachit. »Ich grüble und schaffe, ich lebe in Ekstasen, doch kein Glücksstern will mir leuchten.« Seine Nüstern bebten und flogen. In seine Rede kam ein hackendes Stakkato, scharfe, beißende Ironien über Kunst und Leben fielen. Seine Stimme wurde dunkel und schwer. Wie eine Last senkte sich's auf meine Seele, eine Qual ergriff mich, ein Mitleid, das ich fast wie ein Unglück empfand. Mir wurde unbehaglich bis zur Peinlichkeit. Immer länger blickte ich zu meiner Freundin, der pikanten Malerin Traute Steinthal, hinüber, die im Gespräch mit dem Königsulanen v. Dincklage ihr Lachen und ihre Zähne schimmern ließ.

Von der rechten Seite her stiegen umnebelnde Weihrauchwolken aus den Worten des Orientalen auf, links klagte der schöne Phaethon das Schicksal an. Und die Luft schmeichelte wie Seide — lange schräge Sonnenstrahlen fielen, einer traf den breiten Ehering an der Hand des Friesen. Ich dachte eine Frage zu tun nach seiner Frau — da legte sich mir eine leichte Hand auf die Schulter. Meine Freundin und der Rittmeister waren herübergekommen, um mich zu einem Gang durch den Park aufzufordern. Ich verabschiedete mich vorläufig von den beiden Kavalieren und brach auf. Dincklage beugte sich lachend zu mir nieder: »Gnädigste haben in Schwarz und Blond gearbeitet.« — »Eine Arbeit war's in der Tat! Gott weiß, warum mir so beklommen wurde.« — »Ja, ja, gefährliche Herren, die zwei,« neckte Traute. »Ach, das ist's nicht. Aber sie sind mir auf die Nerven gefallen.« Zerstreut hörte ich dem Geplauder neben mir zu. Dann sagte ich plötzlich: »So grüßet mir Wotan-L.-P. und alle die Helden. Traurig m a g ich nicht, froh k a n n ich nicht sein. Ich gehe.«

Den versprochenen Besuch im Atelier Magnussen schob ich so lange auf, bis meine Sommerreise ihn gänzlich vereitelte. Nach der Rückkehr erhielt ich ein Billett des Künstlers mit der herzlichen Bitte, am kommenden Sonntag im Atelier vorzusprechen, wo ich auch seine Frau treffen werde.

Zur gewünschten Stunde fand ich mich in Siegmundhof ein, angenehm überrascht durch die Abwesenheit von Staub, Nässe und Kälte, die den meisten Bildhauerwerkstätten anhaften. Diesen schönen Raum durchzog ein Hauch von Poesie. Voller Stolz führte mir der Künstler eine junge Frau entgegen, sehr blaß, mit sehr roten Lippen, über der Stirn eine Schleierwolke lichtblonden Haars. Das Merkwürdigste an ihr waren die Augen, graugrüne Augen, voll wechselnden Schimmers wie Meerwasser. Die winzig kleinen Pupillen konnten scharf treffen gleich Pfeilspitzen. Die Züge interessant, aber umschattet und umwölkt. Ich bemerkte, daß einige der anwesenden Herren ihr stark huldigten, daß sie aber stumpf und wortkarg darüber hinwegsah.

Magnussen geleitete mich nun zu einer Tafel, auf der Proben von allerlei farbigem Marmor lagen: schwarzer Porte Or, rotgeflammter, gelber mit silbrigen Adern, lila und violetter. Herrliche Stücke. Daneben Onyx, Malachit und der an Mondesflimmer erinnernde Labrador. Auf einer Samtunterlage glänzten Amethyste, Topase, roter Bernstein. Frau Magnussen trat hinzu. »Dafür hat Harro unser halbes Vermögen ausgegeben.« Er legte nun Tuschzeichnungen vor mich hin und machte mir klar, wie er sich dieses und jenes zukünftige Werk denke. Ich gab mir Mühe, seinen Absichten gerecht zu werden. Ohne Erfolg vorerst. »Beim besten Willen,« sagte ich endlich, »diese bunten Zutaten bleiben Tand für mich. Kostbarer Tand meinetwegen, aber immerhin Tand, der ablenkt von dem letzten und höchsten Zweck Ihrer Kunst, weißen Marmor zu beleben.« Ich wies auf ein paar in der Nähe aufgestellte Akte hin. »Sehen Sie, das ist groß, zum Hinknien schön. Das lebt und atmet. Und die Büste dort —« ein Bismarck im Schlapphut, nach der Abdankung. »Haben Sie das nach dem Leben modelliert?« Magnussen nickte. »Ich wünschte nur, ich könnte Ihnen ein fertiges Werk vorführen, wie ich es mir träume — den Achill oder die Kleopatra. Aber das Material ist zu teuer. Für mich wenigstens,« setzte er leise und in Beschämung hinzu.

Ich ging zu einer Ecke hinüber, in der etwas Verhülltes, Unförmiges ragte. »Darf man das sehen?«

»Eigentlich nicht. Es ist mein Schmerzenswerk, unterm Kreuze geboren. Soll ich es wirklich ans Licht ziehen?« Er hob zögernd die Decke.

Wie ein Schlag durchfuhr's mich. Fridericus, der große König, sterbend im Armstuhl, aller irdischen Hoheit entkleidet, aber vom Glanz der Unsterblichkeit umleuchtet. Entfleischt, schon fast entseelt, und dennoch Herrscher auch über den Tod.

Ich stand erschüttert. »Harro Magnussen,« sagte ich, »das müssen Sie in Marmor bilden. In durchsichtigem karrarischem Marmor. Gips ist der Tod des Kunstwerks, erst Marmor ist die Auferstehung. Dieser abgezehrte Leib, von den letzten Blutschlägen durchpulst, dieses Auge, brechend in Glanz — es müßte groß sein und herrlich.«

Lange blickte der Künstler auf das Königsabbild. »Sie haben recht. Ich werde das in Marmor ausführen. Und sollte ich mein Letztes

dafür hingeben!« Im klaren Atelierlicht schimmerte das Gold von seinem Haupt, aus seinen Augen stärker. Mit zuckenden Bewegungen griffen seine Hände in die Luft — Phaethon, der nach den Zügeln der Sonnenrosse faßt!

Von da an trat ich in näheren Verkehr mit dem Ehepaar Magnussen. Die Wesensverschleierung der jungen Frau zog mich an. Dem Künstler selber gegenüber beherrschten mich widerstreitende Empfindungen. Irgendeine Scheidewand stand da aufgerichtet. Seine Werke, seine Unterhaltung gaben mir Freude und Erhebung, seine persönliche Nähe konnte mich niemals erwärmen, trotz der blendenden Erscheinung. Ebensowenig seine Umwelt, die Wohnung in der Kantstraße. Eng und klein war sie, einfach die Ausstattung, durchblitzt von einigen prächtigen Nachlaßstücken Magnussens, des Vaters, der Maler gewesen war. Ein paar kostbare Schnitzmöbel, an den Wänden Bilder von Leibl und Thoma. Und im Vorraum ein weißes, durchsichtiges Marmorwerk, eine Madonna. Sie trug Frau Noras Züge, veredelt und verklärt von der großen Liebe ihres Gatten.

Durch die niedrigen Räume wehte es kühl und frostig. Es roch nach Tränen in dieser Wohnung. Unfroh ging die blasse Frau darin umher, von hundert Sorgen bedrückt der Hausherr. Nur eins erschien stark und köstlich frisch in der verhangenen Atmosphäre: das einzige Kind der Magnussens, der Bub, der Hansi. Der war ganz Feuer und Leben! Wie er mit wacher Neugier horchte, wenn ich ihm Märchen erzählte, in welchen Jubelsturm er ausbrach um einer ihm mitgebrachten Peitsche oder eines Tennisschlägers willen! Eines Tags faßte er mich um: »Der Vati muß dich ganz bestimmt noch dazuheiraten.« Und seine Mutter rüttelnd, wiederholte er die Worte.

Frau Nora blickte auf und seufzte: »Ach ja, das wäre schön!«

Mich durchfuhr's. Eine junge Frau, vergöttert von ihrem kräftigen, schönen und genialen Gatten — und dieser Wunsch! Hier mußte ein Geheimnis liegen.

Eines Nachmittags traf ich Frau Nora allein an. Sie saß vor dem Klavier, mit herabgesunkenen Händen.

»Was haben Sie?« forschte ich erschrocken.

»Ach, nichts. Ich sehne mich nach einem kleinen Mädel — zum Verziehen. Der Bub ist zum Erziehen. Nach einem Wesen, das ich ganz für mich hätte.«

»Aber Sie haben doch Ihren Mann —«

Sie lehnte sich an mich. Aufs neue fielen ihre Tränen. »Meinen Mann —« Sie rang und kämpfte. »Ich liebe ihn nicht.«

»Sie lieben ihn nicht? Warum haben Sie ihn dann geheiratet?«

»Ja, warum —« murmelte sie. »Ich war ein eitles Ding, blutjung und unbedacht. In der Tanzstunde lernte ich ihn kennen. Die Freundinnen beneideten mich um die Huldigungen des schönen Bildhauers. Ich war die erste, die sich verlobte.« Sie kehrte das Gesicht ab. »Seit der Hochzeit graut mir vor ihm. Ich gehe so herum, zerstört und voller Furcht vor schrecklichen Dingen, die mich überfallen könnten. Dazu das schwere Leben hier, die endlose Not, das ewige Darben. Und Schulden haben wir! Jetzt ist wieder der Marmor zu dem Fridericus zu bezahlen. Ach, hätt' ich ein Wesen ganz für mich allein!«

Ich versuchte sie zu trösten. Wir redeten hin und her. Da wurde die Tür aufgestoßen. »Mutti, einzige Mutti! Warum hast du uns allein spazierengehen lassen? Ein Pony haben wir gesehen und einen Schmetterling. Den letzten, sagte Vati.«

Mit polterndem Sturmschritt und tosenden Regengüssen kam der Herbst. Ich ging eines Morgens am Saume des Tiergartens entlang. Nebelfetzen trieben durch die Luft und zerrissen an dem dürren Geäst der Bäume wie Schleierfetzen. Nur wenige Menschen zu sehen. Da kam mir eine tragische Erscheinung entgegen, schwankend, naß, der Mantel kaum an den Schultern haftend, der Hut im Nacken. Magnussen! Wie aus einem wüsten Traum heraus starrte er mich an und blieb dann stehen.

»Mein Gott, was ist Ihnen?« fragte ich.

»Was mir ist? Zerschellt bin ich an der Härte und Stumpfheit des Publikums. Keine Bestellung mehr, kein Verkauf. Die Staatsaufträge erhalten andre. Die Porträtbüsten darf ich umsonst machen. Das Wasser steht mir an der Kehle. Ich bin in Wuchererhänden.«

Ich schrak zusammen. Und trotzdem atmete ich erleichtert auf. Nicht um Frau Nora ging's! Bei dem Wort »Porträtbüsten« kam mir ein Gedanke. »Magnussen,« bat ich, »gehen Sie jetzt nach Hause, in die Kantstraße. Warten Sie dort auf mich. Ich will nichts versprechen, aber vielleicht —«

Wie ein Kind senkte er den Kopf und griff nach meinen Händen.

»Nein, nein, danken Sie noch nicht. Gehen Sie und grüßen Sie Frau Nora!«

Ich überquerte den Damm und bog in eine der Tiergartenstraßen ein, läutete am Portal einer Villa und ließ mich beim Geh. Justizrat R. melden. In dem einzigartigen, mit rosigem Zedernholz getäfelten, mit Silberbrokatmöbeln ausgestatteten Erkerzimmer erwartete ich den Hausherrn.

Er begrüßte mich lachend. »Welcher Wind weht Sie so früh schon her?«

»Ein Sturmwind, der ein Menschenleben ver-

nichten will. Und da ich Ihr gütiges Herz kenne —« Ich berichtete von der Notlage des Bildhauers.

»Da soll ich wohl eine Aphrodite kaufen oder einen Apoll?«

»Sie sollen nur Ihren an Goethe erinnernden Kopf dem Meißel Magnussens ausliefern, um dem Verzweifelten neuen Mut zu geben.«

»Aber ich kenne nicht eine einzige Arbeit des Herrn.«

»Ich setze mich ein für die Vorzüglichkeit der Büste. Freilich müßten Sie Vorschuß geben und jetzt gleich mit mir zu Magnussen kommen.«

»Aber Hut und Mantel darf ich antun? Und meine Frau verständigen? Sie ist kaum aufgestanden und grüßt Sie bestens.«

Eine halbe Stunde später klingelten wir in der Kantstraße. Magnussen saß am Tisch, erhob sich zur Begrüßung und senkte dann wieder den Blick. Ungläubig fast nahm er den Auftrag entgegen.

»Da könnte ich vielleicht morgen gegen zwölf mit unsrer Freundin hier zur ersten Sitzung kommen?« schloß der Justizrat und schob eine kleine Brieftasche auf den Tischrand. »Bitte, für die Auslagen!«

Wir brachen auf.

Als wir uns am nächsten Tage im Atelier einfanden, lag um die eiserne Armatur für das neue Werk bereits grauer Ton geballt, in flüchtigen Linien die verblüffendste Ähnlichkeit mit dem zu modellierenden Kopf aufweisend. Magnussen hatte kaum aufgeblickt am Tage vorher, aber sein geniales Auge hatte dennoch gearbeitet.

Die Marmorbüste R.s wurde ein Meisterwerk und trug ihrem Schöpfer goldschwere Bestellungen ein.

Die Gesellschaftssaison hatte frühzeitig eingesetzt. Bei Ludwig Pietsch sollte ein Fest stattfinden zu Ehren des kunstsinnigen Herzogs Ernst Günther von Schleswig-Holstein, des Bruders der Kaiserin. Große Toilette war angesagt. Berlin hatte seine schönsten und pikantesten Frauen entsandt, Kunst, Wissenschaft und Armee namhafte und mannhafte Vertreter. Der ehemalige Kriegsminister v. Verdy du Vernois war anwesend, der alte Zech- und Jagdkumpan Bismarcks, Oberst v. Goldammer, mit seinen bezaubernden, hoch über der Alltäglichkeit stehenden Damen, die pikante blonde Frau Stilke. Mir gegenüber, an der von roten Rosen überglühten Tafel saß Exzellenz Lührssen, die Gattin des Ministerresidenten von Santa Fé, eine der gefeiertsten Frauen des Erdballs, eine Königin des Lebens und — der Liebe. Gleich einer Triumphfanfare leuchtete ihr Kleid aus Purpurseide, ihre Finger verschwanden unter Juwelensouvenirs. Neben ihr war vorläufig ein Platz frei. Dann folgte Frau Magnussen. Ich erkannte sie kaum wieder. Abgestreift hatte sie die schwermütigen, fast somnambulen Bewegungen, sie zerknitterte ein Spitzentuch zwischen den Händen. Ihre grünlichen Augen flackerten in einem Fieber der Erwartung.

Gegen die Mitte der Mahlzeit hin führte L. P. einen verspäteten Gast zu dem leergebliebenen Platz. Fiesko, wie ihn Schiller beschreibt: »Schlanker, blühendschöner Mann von 23 Jahren. Höfisch-geschmeidig und ebenso tückisch.«

Die schöne Exzellenz hielt eine Neckerei für ihn bereit; Frau Nora begrüßte ihn mit Blicken und Tönen —! Ich erschrak bis ins Tiefste. Der Fiesko lächelte und sah geradeaus. Er bohrte seine Augen förmlich in meine Kehle, daß es mir peinlich wurde und ich schließlich den Fächer entfaltete. Nach Aufhebung der Tafel kam er herüber zu mir und stellte sich vor. Ich hörte einen Namen, rasch und blitzend aufgeglänzt in der Literatur. »Sie litten wohl vorhin an einer Halluzination?« fragte ich ihn.

»Sogar an einer Hallunkzination. Ich stand völlig unter dem Zwange, Ihnen die Kehle durchschneiden zu müssen, um das Blut über Ihre weiße Haut rieseln zu sehen.«

Ich wandte mich ab. Angenehmer Zeitgenosse, dachte ich.

Da nahm er aus einer in der Nähe stehenden Vase einen Strauß Veilchen und reichte ihn mir. »Zur Versöhnung,« sagte er.

Ich setzte die Blumen wieder an ihren Platz. »Die Veilchen gehören Ihnen ja gar nicht.«

Ein Gespräch voll spitzfindiger Kontroversen entspann sich zwischen uns, als Frau Magnussen hinzutrat und den Fiesko mit Beschlag belegte. Ihren Gatten hatte ich vor der Tafel ein paar Augenblicke gesprochen und mich gefreut, zu hören, daß er eine Ausstellung vorbereite und Kopf und Hände des Fridericus selber punktiere und aus dem Marmor herausarbeite.

Am nächsten Sonntag traf ich den wie es schien etwas skrupellosen Dichter im Atelier Magnussen. Er spielte mit Frau Nora und Hansi Verstecken in einer wilden und übermütigen Art, die mich verblüffte. In der Folgezeit hörte ich beider Namen häufig zusammen nennen, unter Flüstern und Achselzucken. Eine eisige Kälte durchrieselte mich bei dem Gedanken, der Gatte könne bemerken, was sich da vorbereite — er, der Friese, der die Kraft, Marmorblöcke zu wälzen, in seinen Fäusten fühlte, der das As aus der Karte herausschoß.

An einem unheimlich grauen Nachmittag war's. Um dem Prasseln des Regens gegen die Scheiben auszuweichen, das ich haßte, machte ich mich zu einem Besuch fertig. Als ich nach den Handschuhen griff, klingelte es.

Die Dienerin meldete: »Herr Magnussen. Aber um Himmels willen, gnädiges Fräulein, empfangen Sie ihn nicht. Ich glaube, er ist wahnsinnig.«

Da wußt' ich, daß der Schlag gefallen war. »Lassen Sie ihn eintreten,« sagte ich.

Über die Schwelle trat ein Mann; ein Mann mit kotbespritzten Stiefeln, in triefenden Kleidern, den Hut auf dem Kopf. Verzerrt das Gesicht, in den Augen Grauen und Ekel. »Meine Frau — Nora,« stammelte er.

Ich fuhr zurück. »Um Gottes willen! Sie ist fort?«

Seine Augen glühten mich an. »Also Sie wissen —?« Er stöhnte dumpf. »Alle mögen wissen. Nur ich nicht.«

Ich erschrak. Ich hatte mich übereilt. »Ja, warum sind Sie denn hier?«

»Ich wollte Sie holen. Sie hat bereut. Sie ist sterbend. Sie hat sich erschossen! Ich habe einen Arzt geholt und bin hierhergelaufen.«

Erschossen! Das Wort traf mich wie ein Steinwurf. »Allmächtiger! Aber dann fort, rasch fort!« Ohne an Handschuhe und Schirm zu denken, drängte ich ihn hinaus, die Treppe hinunter, auf die Straße, zu einem Wagen.

Sausend ging die Fahrt. Und an meiner Seite murmelte ein völlig Niedergebrochener abgerissene Worte. »Neben ihr auf dem Fußboden fand ich einen Zettel — mit ihrem Blut bespritzt —, drauf stand: ‚Ich weiß nun, was Liebe ist, und darum muß ich sterben.'« Er schluchzte und drückte das Gesicht in die Hände. »Und ich habe sie heiß geliebt — den Mond hätt' ich ihr vom Himmel geholt!« Er fiel vornüber, mit dem Kopf auf den Rücksitz. Ich wagte nicht, ihn aufzurichten, wie man sich scheut, einen mit Brandwunden Bedeckten anzurühren.

Der Regen weinte mit tausend Tränen gegen die Scheiben des Wagens.

Die kleine Wohnung erschien mir noch grauer als sonst. Alle Gespenster, die in den Ecken gehockt hatten, waren hervorgekrochen. Frau Nora lag im Bett, das Haar wie eine helle Schleierwolke um sie her. Ein Arzt hielt ihre Hand. Stöhnend wand sie sich, dazwischen einen Namen rufend, einen Namen, der nicht der ihres Gatten war.

Wir traten näher herzu; flüsternd befragte Magnussen den Arzt. »Sie stirbt, wenn nicht —«

»Wenn nicht —«

»Wenn sie keine Beruhigung findet. Wenn der nicht geholt wird, nach dem sie ruft.«

Magnussen trat zurück. »Das ist unmöglich.« Der Arzt zuckte die Achseln und legte Frau Noras Hand auf die Bettdecke.

Eine fürchterliche Pause. Nichts zu hören als die schwächer werdende Stimme, die den Namen rief, den Namen —

Magnussen stieß einen Laut aus, der wie auf einem Blutstrahl aus seiner Kehle zu dringen schien. Er hieb mit der Faust gegen seine Stirn.

Ich fiel ihm in den Arm. »Magnussen, das ist nicht zum Erleben!«

Er blickte mich an. »Würden Sie ihn holen, wären Sie ich?«

»Ich bin ein Weib. Ja.«

Er wandte sich an den Arzt mit seiner Frage.

»Ich — bin nicht verheiratet.« In seinem Ton lag Abwehr.

Ein schreckliches Zittern befiel den Unglücklichen. Immer leiser wurde die flehende Stimme. Da riß er sich plötzlich zusammen: »Ich werde ihn holen.« Er ging ins Nebenzimmer.

Als er zurückkehrte, hielt er die Hand in der Tasche des Mantels, den er noch nicht abgelegt hatte. Wollte er sich erschießen? Den andern erschießen? Ich folgte ihm in den Vorraum. Geisterhaft leuchtete das Marmorbildnis Frau Noras durch die Dämmerung. Magnussen stürzte darauf zu und schlug mit einem Hammer nieder auf das zarte Madonnenhaupt. Die Brocken spritzten. Ehe das Zerstörungswerk vollbracht war, entfloh ich — zitternd, entsetzt. Ich fühlte keine Kraft, dem Drama beizuwohnen, das sich abspielen würde an dem Lager der Schwerverletzten.

Aus Andeutungen des Arztes habe ich später Näheres darüber erfahren. Aufgewühlte Leidenschaften, wie ein Knäuel Schlangen gegeneinander zischend — die irre Seligkeit einer halb Bewußtlosen, die sich im Paradiese glaubte, weil sie den neben sich fühlte, den sie liebte — dazwischen ein jammerndes Kind.

Eine Forderung Magnussens an den Nebenbuhler machte diese Szene natürlich unmöglich.

Frau Nora war gerettet worden. Vorläufig für ein Leben ärger als der Tod. Die Kugel konnte aus der Lunge nicht entfernt werden und verursachte den quälendsten Husten. Der starke Blutverlust hatte Blutleere im Gehirn erzeugt. Unerläßlich wurde der Aufenthalt in einer Heilanstalt.

Das laute und furchtbare Unglück des Bildhauers hatte einen dröhnenden Widerhall in Berlin gefunden. Der Vereinsamte saß in seiner Werkstatt, fanatisch arbeitend. Die Peitschenschläge des Schicksals trieben das Letzte, Höchste aus ihm heraus. Seine Ausstellung sollte glänzen von Marmor und Erz. Um ihn her ragten die Bildwerke. Zwei Januarwochen waren für die öffentliche Besichtigung bestimmt worden. Amethystfarbene Rhododendren, gelbe Azaleen durchblühten das Atelier. Die in der Mitte auf Stufen ruhende Königsstatue umschatteten Lorbeerbäume. Ein geweihtes Kunstwerk, durchsichtiger karrarischer Marmor — sterbendes Leben in jeder Fiber.

Der Kaiser, dessen Spielgefährte Magnussen



einst gewesen, der ganze Hof hatte Einladungen erhalten. Ebenso die Koryphäen von Kunst und Wissenschaft.

Beim Beginn der Ausstellung schlug das Wetter um, aus klarem Frost in Schneeschmelze, Sturm, Hagelböen, Morast. Der Himmel spiegelte sich in Pfützen.

Am fünften Tage ging ich hin. Magnussen saß da, den Kopf in den Händen vergraben — allein. Er blickte auf. »Sieben Besucher waren im ganzen hier. Unter ihnen allerdings Adolf Menzel.«

Und zu Ende ging die Ausstellung. Zu Ende ging ein goldener Erntetraum.

Am Tage nach dem Beschluß las ich in der Zeitung: »Der Kaiser und die Kaiserin haben sich gestern gleich nach dem Ordensfest ins Atelier Magnussen begeben. Der Kaiser hat den ‚Sterbenden Friedrich' angekauft. Die Ausstellung ist verlängert.«

Sofort fuhr ich zu Magnussen. Er berichtete, gegen Ende des Ordensfestes habe der Kaiser mit Menzel gesprochen, und dieser habe gefragt, ob Majestät den Sterbenden Fridericus gesehen hätten. Auf die Verneinung hin habe Menzel gesagt, das sei ein Verbrechen. Der Kaiser hätte gelacht: »Ein Verbrechen darf ich nicht begehen«, und die Kaiserin ersucht, sich umzukleiden, um mit ihm zu Magnussen zu fahren. Ein paar alte Generale aus dem Gefolge hätten Tränen vergossen vor dem Königsabbild, das im Sterbezimmer zu Sanssouci seinen Platz finden solle.

In den nächsten drei Wochen besuchten gegen 40 000 Menschen das Atelier. Zahlreiche Ankäufe wurden abgeschlossen, es erfolgten interessante Bestellungen für Schlösser vom Herzog Ernst Günther und dem Fürsten Radziwill. Ein Goldregen strömte. So hatte die einzige Geste kaiserlicher Huld genügt, um ein Künstlerdasein in die Sonne zu rücken.

Frau Nora kehrte zurück. Es kam zu einer äußerlichen Versöhnung. Und den Mann, der stets abseits gestanden hatte, als »Hungerleider nach dem Unerreichlichen«, ihn erfaßte ein Rausch der Verschwendung. Was dem Auge schmeichelte, kaufte er. Er gab Bodo Ebhardt den Auftrag, ihm ein Künstlerheim im Grunewald zu errichten. Drei prachtvolle Ateliers, schwefelgelb, mattgrün, pompejanisch rot, kamen ins Erdgeschoß. Den Wohnräumen wurde ein Juwel, ein echt friesisches Zimmer, eingefügt, voller Schnitzereien und Messinggerätschaften. Den Garten konnte man ein Blumenparadies nennen. Feste wurden gefeiert, die ganze Lebenshaltung wurde erhöht.

Aber die Gespenster aus der Kantstraße waren mit in die prunkvolle Villa übergesiedelt. Das Geld rann — zerrann.

Drei Jahre nach dem Aufstieg sagte mir Frau Nora, daß die Scheidung eingeleitet sei. Sie werde mit Hansi in ihrer Vaterstadt München leben. Die Villa sei von Schulden überlastet, der Strom der Aufträge versiegt — sie spüre keine Lust, noch einmal trockenes Brot zu essen neben einem Manne, den sie nicht liebe und niemals lieben werde. Einige Wochen später nahmen sie und Hansi von mir Abschied.

Im Herbst des folgenden Jahres forderte mich Magnussen schriftlich auf, seine neuesten Werke zu besichtigen. Ein unerhörter Glanz über diesen Schöpfungen! Des Künstlers Träume von bunter Pracht erfüllt. Da war ein Bischof in byzantinischer Nische, Mütze und Stab goldstrahlend, die Gewänder aus violettem Marmor, das edle Gesicht durchsichtig gelb. Der Kaiser im funkelnden Adlerhelm und Küraß der Gardedukorps. Ein farbiger Othello. Dann bezaubernde weiße Akte, eine Quellnymphe, Hansi in unverhüllter Ephebenschönheit. Eine Fülle grauer Tonentwürfe, vom Genius berührt.

Und der alles geschaffen, er schritt neben mir, in das schöne Gesicht zerreißenden Schmerz eingebrannt, wund gehetzt vom Bannstrahl des Schicksals. Es grollte dumpf in seiner Stimme. Seine Blicke fegten über die Werke hin. »Kein Verkauf mehr. Kein Auftrag. Nichts als Schulden.« Er fluchte dem Leben, er stieß Todeswünsche aus.

Noch einmal versuchte ich es, bei mehreren Finanzbaronen Interesse für das Schaffen des Künstlers zu wecken. Vergebens.

Acht Tage später ging es durch alle Zeitungen: »Der Bildhauer Harro Magnussen hat in seiner Grunewaldvilla durch Einatmen von Leuchtgas seinem Leben ein Ende gemacht.«

Gestürzt der Phaethon. Um ihn her das Chaos. Aber noch nicht das Ende!

Wie Donner hatte die Nachricht in Berlin eingeschlagen. Durch das prunkvollste Begräbnis sollte der Tote geehrt werden. Rosen, Palmen, Orchideen wurden gesandt und Lorbeer! Lorbeer —! Die Akademiker erschienen mit Fahnen und Bannern, herrlicher Gesang ertönte. Da, als der blumenüberschüttete Sarg auf den Leichenwagen gehoben wurde, stürzte eine schwarzumschleierte Frau herzu. Mit aufgehobenen Händen, hysterisch erregt, stieß sie heraus, Harro Magnussen sei nimmermehr freiwillig aus dem Leben geschieden, er müsse ermordet worden sein!

Ungeheure Bestürzung. Die Polizei erhob Einspruch gegen die Bestattung. Des Künstlers irdische Hülle wurde nach dem Schauhause gebracht und gerichtsärztlich festgestellt, daß die Lunge sich mit Gas überfüllt zeige. Die Beisetzung erfolgte in aller Stille, ohne jede Ehrung. —

Und der junge Sohn des Unseligen, Gezeich-



neten? Der Trost einer vereinsamten Frau? Auch er war aus Tantalus' Geschlecht!

In München hatte er frühzeitig ein glänzendes Abiturium bestanden und sich dem Studium der Architektur gewidmet. Die Weihnachtsferien wollte er zu einem Ausflug in die Berge benutzen und zum Christabend zurück sein. Gegen sieben Uhr begann Frau Nora die Lichter am Weihnachtsbaum anzuzünden. Wie flog sie hinaus, als es klingelte! Aber statt ihres lieben herrlichen Jungen stand ein Gendarm draußen.

»Habe Se ös a Schtudente?« fragte er.

Ein Gewicht senkte sich auf ihr Herz, niederziehend, fürchterlich. »Mein Sohn. Was ist mit ihm?«

Der Gendarm zögerte. »Woas mit'm is? I — i moags — i kann's nit sage.«

Frau Nora war schon in die Knie gesunken. »Er ist tot!«

Der Mann wischte sich über die Augen. »Abi gschtürzt. Liegt drauße bei uns.«

Ein Wimmern kam hoch. »Könnten Sie mich zu ihm bringen?«

»'s ischt Chrischtabend heut. Aber i muoß halt schon.« Er bückte sich nieder zu dem Stück Menschenelend. Er stützte und führte. Drinnen im Zimmer löschte er die Weihnachtskerzen, eine nach der andern.

Die Frau ohne Tränen machte neben dem Manne aus dem Volke die Fahrt zu den stillen schneebestreuten Bergen. Stumm, wie versteinert saß sie. Von Zeit zu Zeit glitt ein Wort über sie hin, das ein Trost sein sollte. Unter einem Himmel ging's dahin, voll funkelnder Sterne, voll hallender Glockentöne.

Und dann kam der Gang nach Golgatha. Zum Spritzenhaus der kleinen Ortschaft, wo man den jungen Menschen aufgebahrt hatte. Der Gendarm rüttelte und tastete an der Tür herum. »'s muß eins den Schlüssel abgezoge und mitgenomme habe. In der Chrischtnach kann man halt nit suche.«

Da sank die Beraubte auf die Stufen in den Schnee, mit der Stirn gegen die Holzwand, die sie von ihrem vernichteten Erdenglück trennte. So lag sie stumm, sieben Schwerter im Herzen.

Gott und die Mutter

Als ihr noch Kinder waret,
Legte ich euch die Hände ineinander,
Und ihr stammeltet eure Bitten zu Gott,
Auf daß er segnen möchte eure Werke des Tages
Und behüten den Schlummer der Nacht.

Nun wandert ihr über die Berge mit Schritten,
Als lebte Gott in jedem von euch.
Nun steigt ihr wie Aare in die Lüfte
Und segelt über Meere,
Ohne Furcht, ohne Bangen vor dem Schicksal,
Vertrauend nur eurer eignen Kraft,
Glaubend nur an euch selbst.

Aber die Berge sind hoch,
Das Meer ist weit
Und unendlich der Raum der Gestirne,
Wes Auge könnte schirmend euch folgen?
Und was bliebe mir, eurer Mutter? —

Und so sitze ich im Tale der Heimat,
Falte die Hände
Und bete für euch zu dem alten Gott,
Von dem ich einst lernte,
Daß er Geist und Liebe ist
Und darum allgütig und allgegenwärtig.

Hedwig Laudien

Ingelina auf der Heide
Novellistische Studie aus Schweden
Von Rudolf Schneider

Ingelinas Häuschen war ganz aus Holz gebaut. Es war nicht höher als Abraham Isaakson in Tranemo, ihr Nachbar. Hätte es der Baumeister schief gesetzt, so hätte es jetzt vielleicht weniger schief gestanden. Denn der Sturm, der wilde Heidetänzer, hat nun einmal keine Freude am Geraden und Starren. Er biegt und rüttelt an den geraden Häuschen wie das Schicksal an den geraden Menschen. Und Ingelinas Häuschen hatte nicht zu denjenigen gehört, die sich lieber brechen als biegen lassen. So hatte es sein armseliges Dasein erhalten, aber der Mutwillen der Sausewinde hatte den Willen des Baumeisters in ihm stark verwischt.

Die Wände waren nach innen geneigt, der Dachstuhl zusammengedrückt. Davon erhielt es ein breitbeiniges Aussehen, aber nicht wie die Hoffärtigen und Trotzigen haben, sondern etwa wie ein Betrunkener, der sich vor dem Sturz sichern will. Das Häuschen hatte ein kleines Fenster. Aber niemand als die Sonne konnte da hindurchsehen. Ingelina brauchte das auch nicht. Sie konnte ja hinausgehen, wenn sie wissen wollte, was das Wetter machte.

Die Wände des Häuschens waren dünn. Darum wohl war Ingelinas Kleidung so dick, dicker als die Wände. Sie hatte mehr Kleider auf dem Leibe als ein halb Dutzend andre zusammengenommen. Wenn einer Jacke das Vorderteil fehlte, dann zog sie eine darüber, deren Rückenteil nur angedeutet war. Bekam sie eine, die wirklich auf keiner Seite der Phantasie zur Vervollständigung bedurfte, dann brauchte das Schlechtere dem Besseren nicht zu weichen, sondern sich nur darunter zu verstecken. Umgekehrt ging's ebenso. Ob gut oder schlecht, das Neue saß allzeit oben. Erhielt sie Tücher, große oder kleine, dünne oder dicke, so hängte sie sie dahin, wohin sie gehörten, auf ihre Schultern. Sie trug so viel Kleider, wie die Barmherzigkeit ihr aufbürdete. Wieviel, das wußte sie nicht.

Daher kam es, daß die kleine Ingelina zwar nicht breitbeinig, aber sehr breitschultrig aussah. Dennoch weckte ihre Erscheinung jedesmal die Vorstellung ihres Häuschens. Genau so geduckt und verbogen, so krähenfarbig in Gesicht und Bekleidung war sie wie das Häuschen.

Niemand konnte Ingelina zumuten, daß sie ihre Garderobe vor dem Schlafengehen ablegte. Sie hätte die ganze Nacht dazu gebraucht, und den ganzen Tag, sie wieder anzulegen. Wann hätte sie also schlafen sollen? Das ging nicht. Ihre Garderobe war so künstlich verschlungen, sie legte sich so eng und warm an den Leib — die konnte sie nicht ausziehen. Nein! Die mochte ihren Leib umschließen, so lange der Leib die Seele umschloß. Sie hatte noch einen besonderen Vorteil davon. Andre brauchen eine warme Hülle oben, wenn sie schlafen wollen. Ingelina brauchte nur eine wagerechte Fläche unter sich und ein unbestimmbares rundes Ding, das sie unter den Kopf legte; darüber das knarrende Dach ihres Häuschens — dann schlief sie wie in Daunen und Seide.

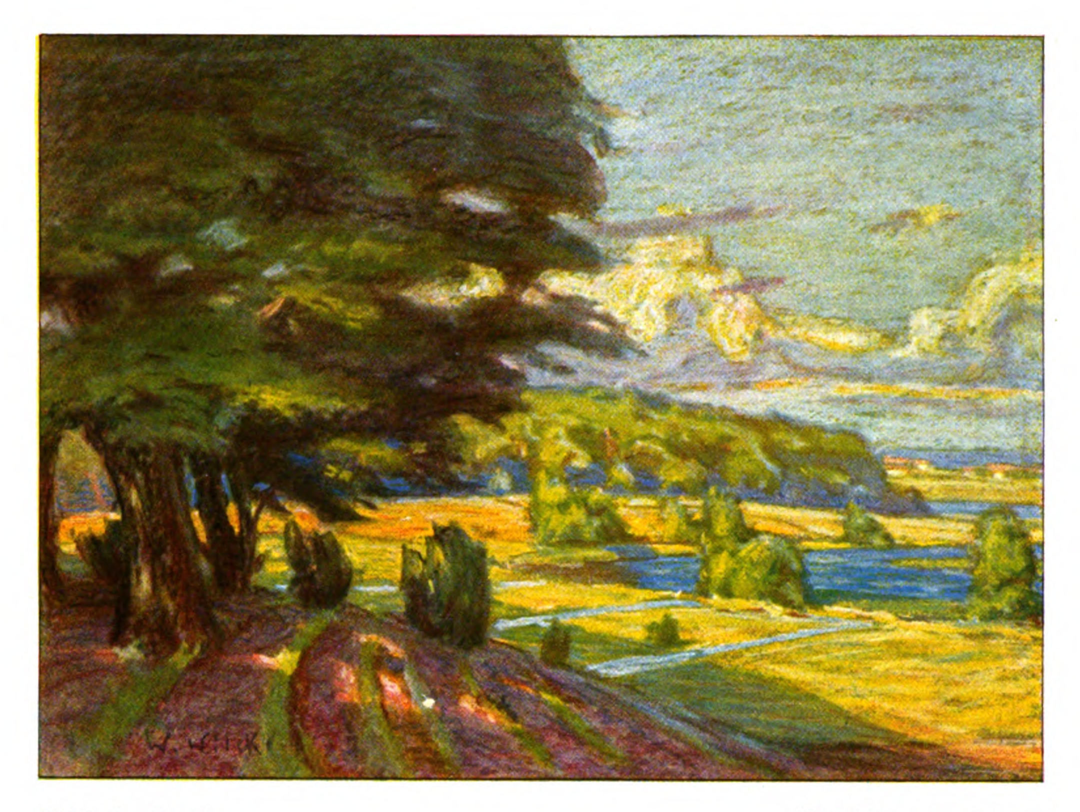
Einen Vorzug hatte das Häuschen vor Ingelina. Es war sauberer als sie. Der Regen wusch es. Die Sonne trocknete es ab. Ingelina wusch niemand. Sie selber auch nicht. Einmal um Weihnachten und Ostern tauchte sie allerdings ihre Fingerspitzen in den Kochtopf und fuhr damit über die Augen. Das tat sie aber nicht aus Reinlichkeit, sondern aus guter Gewohnheit.

Doch einen Vorzug hatte auch Ingelina vor dem Häuschen. Sie hatte zwei kleine klare Fenster, durch die sie sehr gut hinausschauen konnte. Das Häuschen hatte nur ein kleines trübes, durch das sich gar nicht hinausschauen ließ.

Außer ihrer reichen Garderobe besaß Ingelina nichts von der weiten Erde als einen Kater und eine Henne. Beide so schwarzgrau wie Ingelina und das Häuschen. Ein Kater und eine Henne können aber eine Frau nicht ernähren. Ingelina konnte es auch nicht mehr. Sie war nun achtzig Jahre. Früher hatte sie eine Frau und einen Mann dazu ernährt. Aber das war in den Jahren ihrer jungen Kraft gewesen.

Der Acker, der vor dem Häuschen lag, war in jenen Jahren so ein wüstes Steinfeld gewesen wie die Heide, die ihn umgab, und die selbst weiterhin vom Walde umgeben wurde. Steine und wieder Steine, Heidekraut und Gestrüpp und vereinzelte Grasbüschel. Damals war sie mit einem lahmen Manne verheiratet. Der hatte diese Heide mit dem Häuschen gepachtet. Das gab eine harte Arbeit. Ingelina grub und kratzte die Steine aus der Erde mit dem Spaten, mit den Fingern. Die kleinen trug sie im Rocke fort; die großen wälzte sie mit Stangen an einen Fleck zusammen.

Sie war fleißig. Darin waren alle einig außer einem. Dieser eine war Jakob, ihr Mann. Der saß am Fenster und sah ihrem Fleiße zu und nannte ihn Faulheit. Seine Aufgabe war eigentlich, Holzschuhe zu schnitzen. Aber da die Leute keinen Gefallen an den Holzschuhen fanden, so fand er auch keinen Gefallen am Schnitzen. Und weil es leichter war und ebenso viel einbrachte, so setzte er sich ans Fenster und schnitt Grimassen. Daneben beschäftigte er sich damit, die Steine im Boden zusammenzurechnen und im Geiste herauszunehmen. Danach stellte



Wilhelm Wilcke: Märkische Landschaft

er Ingelinas Tagewerk die Aufgaben. Was er in der Vorstellung geleistet, das sollte sie in der Wirklichkeit leisten. An manchen Tagen waren Ingelinas Hände auch so schnell gewesen wie Jakobs Gedanken. Aber in der Regel gelang ihnen das nicht. Dann saß Jakob und schnitt Grimassen hinter den Fensterscheiben, als wenn er das Fehlende damit vollbringen wollte. Oder wenn er den Grimassen das nicht zutraute, so humpelte er hinaus und fluchte. Er müsse verhungern. Der Himmel strafe ihn auch noch mit einem faulen Weibe. Es sei doch wahrhaftig schon genug mit den lahmen Beinen. In dem engen Stübchen, wo Ingelina den Krücken nicht so leicht ausweichen konnte, erhielt sie ihr Zeugnis auch zuweilen auf den Rücken geschrieben.

Jakob hatte also so wenig Wohlgefallen an Ingelinas Arbeit wie seine Kunden an der seinigen. Die Folge davon war aber nicht für beide die gleiche. Er stand deshalb später auf und legte die Hände in den Schoß. Ingelina mußte noch früher aufstehen und noch rascher die Hände rühren. Es galt nicht nur Steine zu entfernen. Was von Steinen gereinigt war, mußte geebnet, umgegraben, besät und beerntet werden. Viele, viele schwere Arbeit. Viel Schweiß und wenig Brot.

So hatte Ingelina jahrzehntelang gearbeitet. Zwei Kinder waren aufgewachsen und in die Welt gegangen, durch Ingelinas Herz und Hand so weit gebracht. Die Sonderung von Erde und Steinen war weit fortgeschritten. Die Steine lagen in hellen, hohen Haufen aufgeschichtet, der Acker dehnte sich in breiten, dunklen Flächen — Ingelinas Werk. Auch das Häufchen Elend, das am Fenster saß und Grimassen schnitt, wurde durch sie zu ihrem Elend erhalten. Aber wenn das auch nicht der geringste Teil ihrer Leistung war, so sah es doch nicht aus, als wenn sie etwas Gutes damit stiftete. Es stand nicht da wie die blühenden Äcker und Kinder und rief in die Welt: Hier bin ich, Ingelinas Herz und Mark! Es saß und klagte sie an und quälte sich wie seine Ernährerin.

Als der Tod endlich beide von ihm erlöst hatte, da lief bald nach dem Leben des Mannes auch die Pachtzeit ab. Die Bebauung des Ackers übernahmen jetzt andre Hände; in dem Häuschen durfte Ingelina weiterwohnen.

Darüber waren wieder Jahrzehnte hingegangen. Ingelina sah ohne Groll, wie andre den Acker beernteten, den sie geschaffen hatte. Die Nahrung war kärglich genug gekommen, da sie so hart gearbeitet hatte, kärglicher als jetzt, da sie gar nicht arbeitete. Ob das Brot, das sie aß, vor ihrer Tür wuchs oder auf den Feldern der Nachbarn, das war ihr gleichgültig geworden. Und von dem Brot der Nachbarn erhielt sie so viel, wie sie brauchte. Sie war noch immer gesättigt fortgegangen, wo sie hungrig hingekommen war. Die Leute meinten sogar, sie sei jetzt munterer als bei Lebzeiten ihres Jakob.

Wenn man ihr begegnete, lächelte sie schon von weitem. Ihren Knix machte sie so schüchtern wie ein Schulmädchen. Man konnte es ihren Augen so wenig ansehen wie ihren Jahren, daß die Vergangenheit schwerer auf ihr gelastet als auf jedem andern Bewohner des Kirchspiels. Wer achtzig Jahre auf Rosen gegangen ist, kann kaum munterer in die Welt schauen. Und Ingelina hatte sich achtzig Jahre durch Dornenhecken drängen müssen, immer blutend, immer von neuem geritzt. Jetzt war die Hecke dünner, und stumpfer waren die Stacheln. Wenn sie zum letztenmal das wettergraue Häuschen auf der Heide verlassen wird, dann wird sie ganz hindurch sein.

Es war nicht immer so still in Ingelinas Stube, wie man annehmen mag. Zwar Besuche für ihre Person erhielt sie kaum. Hin und wieder kam eine Wohltäterin zu ihrer Armut.

»Guten Tag, Ingelina! Ich bringe dir ein bißchen Milch. Wenn du mal vorbeigehst, kannst du ja zu uns hereinkommen. Adieu, Ingelina! Ich habe heute keine Zeit!«

Nicht zu verlangen! Wer sollte bei Ingelina Zeit haben! Ihre Person hatte so wenig Kurzweiliges wie ihre Stube. Man tat genug, wenn man sein Mitleid befriedigte. Etwas andres zog keinen zu dem wettergrauen Häuschen auf der Heide.

Nur Ingelina zog so vieles andre dahin. Ingelina bekam eine förmliche Sehnsucht danach, wenn sie einige Tage fortgewesen war. Wie sie sich freute, wenn sie ihre vier windschiefen Wände wiedersah, die innen so schwarzgrau waren wie außen, innen vom Rauch gebeizt, außen vom Regen.

Manchmal war also eine lebhafte Unterhaltung in Ingelinas Stube auch ohne Gäste. Die Henne gackerte, der Kater schnurrte. Und Ingelina redete darein, als wenn sie etwas Wichtigeres zu sagen hatte. Der Kater schien sich auch ihrer Meinung darüber anzuschließen. Er schnurrte leiser, wenn sie laut sprach. Ingelina erzählte ihm in zärtlichem Ton, ob es draußen naß oder trocken, kalt oder warm sei. Der Kater wußte das schon besser als sie. Aber er hörte zu, als wenn sie ihm etwas Neues erzählte. Und dabei sah er aus, als ob so etwas eigentlich nur ein richtiger Kater verstehen könne. Wenn sie erzählte, daß sie heute zu Karlson oder Nilson, zu Aaron oder Abraham gehen wolle, dann schnurrte er oft so nachdenklich, als hätte er im Sinne, ihr davon abzuraten. Aber das tat er niemals. Sie wollte immer das Rechte. Ja, es war ein kluger und freundlicher Kater, der mit Ingelina auf der Heide wohnte. Er schalt sie niemals, daß sie zu wenig arbeitete. Und sie arbeitete doch gar nicht jetzt. Seine

Krallen waren milder als dereinst die Krücken ihres Jakob. Also Ingelinas Freundschaft mit dem Kater war groß. Aber die Henne sah das ohne Mißgunst. Sie gackerte neidlos ihre Zufriedenheit in die Welt.

Ja, die Klugheit von Ingelinas Kater war berühmt weit über die Grenzen ihres Häuschens. Er hatte schon so viele Generationen von Katzen und Katern kommen und verschwinden sehen in die Lüfte als Eulenbeute. Er blieb. Er dauerte. Ihn bekam keine Eule. Manche erklärten das mit seiner Stärke, die meisten mit seiner Klugheit. Ingelina hielt das für selbstverständlich. Sie selbst holte die Eule ja auch nicht.

Aber einmal blieb der Kater aus, zwei Tage, drei Tage. Er wird wohl zum Besuch gegangen sein, dachte Ingelina. Es wurden acht Tage. Sie durchlebte die stärkste Aufregung seit dem Tode ihres Jakob. Der Kater kam nicht. Nun war es zweifellos: die Klugheit ihres Katers war der List der Eule erlegen.

Ingelina weinte um ihn in aufrichtiger Trauer. Es lag auf ihrem Herzen wie ein schweres Schicksal. Zu wem sollte sie nun reden? Die Henne hörte nicht viel auf sie; die hielt ihre eignen Reden für bedeutender. Wenn sie laut zu ihr sprach, dann gackerte sie noch lauter. Es war recht traurig für Ingelina auf der Heide.

Aber als sie ihre Trauer acht Tage durch die Umgegend getragen hatte, da wurde ihr Herz leichter. Und da weinte sie auch nicht mehr um das Schicksal ihres Katers.

Aber nun erfuhr sie erst, daß das nicht ein Kater gewesen war, wie andre Kater sind. Tief in der Nacht, als die Heide so schwarz war wie ihr Kamin, da kam der Geist ihres Katers durch den Schornstein zu ihr. Er war so schwarz wie die Finsternis. Nur die Augen sah sie funkeln wie grünliches Feuer. Erst dachte sie, er wäre es leibhaftig. Sie griff nach ihm. Aber sie hielt Luft in der Hand, Die funkelnden Augen verschwanden. Da begann sie zu zittern. Zum erstenmal fürchtete sich Ingelina in dem einsamen Häuschen auf der Heide. Also doch nicht die Eule, der Teufel hatte ihn geholt. Oh, das hatte sie geahnt! Wie hätte so ein kluger Kater sich von der Eule holen lassen! Aber vom Teufel — freilich. Und nun kam der Teufel mit ihm durch den niedrigen Schornstein. Das war so bequem für den Kater wie für den Teufel. Ingelina schwitzte vor Angst. Aber sie rührte sich nicht. Sie wäre gern hinausgelaufen. Doch da draußen war es ja so finster wie in der Stube. Wer wußte, wieviel Kateraugen da draußen funkelten! Und wenn der Teufel selbst ihr nachstellte, hu! Da liefe sie ihm ja gerade in die Arme. Sie blieb liegen und starrte ins Dunkel. Nichts zu sehen. Alles schwarz. Weder Kater noch Teufel ließ sich mehr blicken.

Als Ingelina den Nachbarn von dem spukenden Geist ihres Katers erzählte, lächelten nur wenige. Und auch diesen lief es kalt über den Rücken. Mancher wurde sogar kreideweiß im Gesicht. Wer konnte alle Tücken des Teufels kennen! Und Ingelina redete nicht wie eine Märchenerzählerin. Die Worte taten das Mindere dabei; ihre ganze achtzigjährige Gestalt erzählte von der grausigen Nacht und leistete einen Schwur auf jedes Wort. Jedenfalls mutete man ihr nicht zu, sich in den nächsten Nächten den Heimsuchungen ihres Katers auszusetzen. Man pflichtete ihr bei, der Geist des Katers müsse sich erst austoben und an der Stätte seiner irdischen Wallfahrt seine Rechnung mit dem Teufel abschließen.

Nun hatte Ingelina auf der Heide nur noch ein Lebendiges, nur noch einen Gegenstand für ihre Zärtlichkeit, ihre Henne. Als ihr Herz von der Trauer um den Kater zurückkehrte, hängte sie es ganz und fest an die Henne. —

Aber Ingelina hatte auch noch einen Gastfreund. Der kehrte so regelmäßig bei ihr ein wie die Jahreszeiten. Einmal brachte ihn der Frühling, das andremal der Herbst. Wille Lejon hieß er. Er war so alt wie Ingelina. Ingelina hatte nicht Ursache, sich auf diesen Gastfreund viel einzubilden. Er kam nicht aus Freundschaft zu ihr, sondern wegen der kalten Nächte. Es war für ihn so schwer, ein gastliches Haus zu finden, wie für Ingelina einen Gast. Nichtsdestoweniger empfing ihn Ingelina jedesmal in ihrem Herzen, wie man einen König auf den Straßen empfängt, mit Pauken und Trompeten. Ihr faltiges Gesicht schmückte sich mit einem vollen, freundlichen Lächeln. Sie teilte mit ihm, was sie hatte, ihr Dach und ihre Brotrinde. Und wenn Wille etwas hatte, das ihm nicht schmeckte, so teilte er es auch mit ihr. Er erzählte von seinen Wanderfahrten, seinen Heldentaten. Und Ingelinas Bewunderung war das einzige, was ihm bei ihr gefiel. An solchen Tagen kam es vor, daß Ingelina ihre Hausgenossen vernachlässigte.

Auch in diesem Jahr kam Wille Lejon, als der Altweibersommer plötzlich in kalte Tage übergegangen war, als die Wolken so hellgrau wurden und die Kundigen Schnee prophezeiten. Wille war auf dem Heimwege in das städtische Armenhaus, wo er seinen Winterschlaf hielt. Er kam wie gewöhnlich am Abend. Nun komme er zu der reichen Ingelina, sagte er.

Na, heute sei der Wille ja ganz verrückt, erwiderte sie.

Jawohl, am Abend sei Ingelina reich. Sie habe ein Dach aus Sparren und Schindeln, wie die Reichen haben. Er habe nur das Dach der Eulen und Hasen. Das sei nicht einmal wasserdicht. Am Morgen aber, da sei e r reich. Da mag er mit Ingelina um den Reichtum des Abends doch nicht tauschen.



Ingelina lächelte geschmeichelt, daß sie wenigstens am Abend eine Reiche sei. Ihre Blicke streichelten die schiefen Wände ihres Häuschens. Am Abend gab es noch Ärmere als sie.

Als der Gastfreund am nächsten Morgen heraustrat, schnupperte er in die kühle, schneeduftige Morgenluft. Es hatte gereift. Die Heide hatte ein weißes Nachtkleid umgeworfen. Bäume und Sträucher standen ganz still, um ihren feinen Überwurf nicht zu beschädigen.

Es sei recht frisch heute, sagte Wille. Er habe Lust auf Gänsebraten.

Ingelina lächelte. Die Lust hatte sie auch schon. Aber sie waren doch keine Kinder, die sich aus ihrer Lust eine Mahlzeit bereiteten. Und der Appetit schaffte die Gans nicht herbei.

Der Gastfreund war darin abweichender Meinung. Er dachte so etwa: Wo ein Wille ist, da ist auch eine Gans. Aber das war nichts für Ingelina. Die konnte sich zu der Höhe solcher Weltanschauung nicht erheben.

Als Wille in die Stube kam, fielen seine Blicke auf Ingelinas Henne. Hm, Hühnerbraten täte es auch! dachte er. Und dann sah er auf Ingelina, ob die wohl seine Gedanken bemerkt hätte.

Aber Ingelina hatte nichts bemerkt. Das Gesicht ihres seligen Jakob war ihr kein verschlossenes Buch gewesen; aber das Gesicht ihres Gastfreundes trug sieben Siegel für sie.

Als Ingelina die Henne hinausließ, folgte ihr Wille mit den Blicken und dachte wieder: Hm, fett genug ist sie auch! Er wollte sagen: Ingelina, laß die Henne drin! Wir wollen sie braten. Aber er verschwieg das doch lieber und sagte: »Wenn du ein Schwein hättest, Ingelina, dann könnten wir es jetzt schlachten. Das ist heute ein passender Tag.«

Ingelina lächelte wieder. »Ein Schwein? Hmm! Früher, da habe ich viele Schweine gehabt. Aber wenn sie fett waren, dann habe ich sie verkauft.«

»Da bist du sehr dumm gewesen, Ingelina.«

»Dumm? Dumm? Das war doch nicht dumm!«

»Hm, der Dumme füttert das Schwein, und der Kluge frißt es.«

»Nun ist Wille aber gar nicht gescheit. Von der Wirtschaft versteht er nichts. Essen, essen kann jeder. Aber füttern, Schweine füttern, das kann nicht jeder.«

Na, da war Wille also dumm. Aber er grämte sich gar nicht über seine Dummheit, sondern sagte: »Ich würde kein Schwein verkauft haben, Ingelina.«

»Kein Schwein verkauft? Du brauchst doch Geld! Du mußt doch Geld haben!«

»Wo hast du das Geld? Wir wollen uns eine Gans dafür kaufen.«

»Das Geld? Wo ich das Geld habe? Hihihi! Nun ist der Wille aber ganz verrückt!«

Wille zuckte die Achseln und streckte seine achtzigjährigen Wanderbeine. »Du hast das Schwein nicht gegessen. Du hast das Geld nicht. Oh, du dumme Ingelina!«

Jetzt riß Ingelina aber doch die kleinen Augen auf, als ob sie das alte Wundertier zum erstenmal sähe. Was sollte sie dazu sagen? Was konnte ein vernünftiger Mensch überhaupt dazu sagen? Gar nichts. Trotzdem sagte sie so viel, daß Wille unmöglich alles behalten konnte.

Es schien ihm aber auch nicht viel daran zu liegen. Er ließ diese wirtschaftliche Frage auf sich beruhen und begann ihr klarzumachen, daß es gut für sie sei, heute den Aaron Aaronson zu besuchen. Er müsse schon fort. Sie könne ihn ja dann ein Stück begleiten.

Ingelina machte ein bitter enttäuschtes Gesicht. Ach, sie habe geglaubt, er werde wenigstens acht Tage dableiben wie im Frühjahr. Das sei doch aber recht schade. Er habe ihr gewiß noch viel zu erzählen. Wille bedauerte sein Müssen ebenso aufrichtig. Aber er fügte sich. Und Ingelina fügte sich auch.

Sie nahmen also beide ihren Eichenstock und gingen mitsammen über die Heide. Als der gemeinsame Weg im Walde aufhörte, blieb der Gastfreund stehen und überhäufte seine Wirtin mit Segenswünschen. Ingelina hatte das unklare Gefühl, daß sie noch achtzig Jahre brauche, um all den Segen erleben zu können. Dann wendete sich Wille Lejon nach rechts, seinem nächsten Ziele zu. Ingelina ging nach links zu Aaron Aaronsons Hof.

Wille schritt rüstig vorwärts, wie einer, der einen weiten Weg hat. Er stemmte seinen Stock auf den harten Weg, daß es weit in den Kiefern hallte.

Als aber Ingelinas schwarzes Kopftuch langsam hinter den nächsten Hügel sank, wendete er sich um und sah zu, als wäre es das Kopftuch seiner Liebsten. Als es versunken war, lächelte er jedoch auf eine Art, wie ein Liebhaber in solchem Falle nicht lächelt. Dann ging er vom Wege in den Wald zurück auf Ingelinas Häuschen zu.

Um das Häuschen ging er mehrere Male herum. Er mußte wohl vergessen haben, es sich anzusehen. Doch nein! Er streute Brotstückchen hin und lockte Ingelinas Henne herbei. Er wollte also nur tun, was Ingelina vergessen hatte. Ein braver Gastfreund!

Die Henne kam herbei und fing an zu speisen. Das trockene Brot kam ihr gerade recht, hatte sie doch eben einen nassen Wurm verschluckt. Sie war heute in derselben Gänsebratenstimmung wie Wille Lejon. Und als der fremde Wohltäter in die Stube ging und ein Seil von Brotstückchen hinter sich herwarf, da ließ sie sich an diesem Seil in die Stube ziehen. Erst als Wille die Tür so heftig hinter ihr zuschlug, kam ihr die

böse Ahnung. Kreischend flog sie auf. Wille suchte sie zu beruhigen. Er redete ihr zu, in seine Hände zu kommen; aber sie hatte das Vertrauen verloren. Nun, was brauchte Wille jetzt noch ihr Vertrauen! Er hatte sie ja im Bereich seiner Gewalt. Also fort mit der List! Er begann die Jagd. Die Henne flog kreischend auf den Tisch, auf die Bettlade, auf das Fenster, und Wille keuchte und fluchte hinterher, daß man den Gänsebraten so schwer verdienen müsse.

Während Ingelinas Gesellschafterin in Todesangst an den Wänden hinaufflog, trank Ingelina eine Tasse Kaffee bei Aaron Aaronson und erzählte, ihre gute Henne habe vorgestern noch ein Ei gelegt. Das werde nun aber wohl das letzte sein. Die Kaffeetasse wäre ihr gewiß aus den Händen gefallen, wenn ihr jemand gesagt hätte, wie sie recht behalten sollte.

Wille lachte übers ganze Gesicht, als er den mühsam erjagten Gänsebraten in der Hand hielt. Was lag ihm daran und was konnte er dafür, daß sein Vergnügen hierbei nicht auch ein Vergnügen für die Henne war! Er drehte ihr seelenruhig den Kopf ab und machte sich nun daran, sie zu rupfen. Sauber brauchte das ja nicht zu werden; Willes Magen vertrug schon ein Federchen.

Gerupft und gereinigt, kam der »Gänsebraten« in Ingelinas Kochtopf, denselben, in dem sie ihre Weihnachts- und Osterwäsche vornahm. Ihr Küchengerät bestand überhaupt nur in diesem eisernen Kochtopf und einer kupfernen Milchkanne.

Holz — richtig, dort lag ein Häufchen, frisch herangeholt. Ja, Ingelina war eine vorsorgliche Wirtin!

Als ihre Gesellschafterin nun im Bratentopfe bruzzelte und duftete, summte Wille seinen Lieblingsmarsch.

Salz lag in einer Vertiefung in der Tischplatte. Brot hatte er selbst. Wasser holte er in der Milchkanne herein. Weiter war zu dem Schmause nichts nötig. —

Wille war recht satt. Daß seine Zunge noch immer um die Lippen fuhr, das geschah nicht aus Eßlust, sondern aus Wollust. Es war sogar noch etwas übriggeblieben. Diesen Rest legte er in die Milchkanne, aber nicht um ihn Ingelina zurückzulassen, sondern um ihn mit sich zu nehmen. Auf die Art ging die Kanne in *seinen* Besitz über. Gut. Eine Krone oder zwei konnte die wohl bringen. Zu Schnaps. Gehörte zum Braten. Bei der Witterung!

Wille Lejon verließ das gastfreundliche Haus. Er blickte so harmlos und freimütig um sich, als hätte er keiner Henne ein Härchen gekrümmt.

Gewissensbisse? Ah, bah! Da konnte das Gewissen lange beißen, ehe Wille etwas merkte. Aber so dumm war sein Gewissen nicht. Wille Lejon hatte auch empfindliche Stellen. Wenn ihm ein Streich mißlungen war, wenn er sich zu dumm, zu ungeschickt, zu ängstlich angestellt hatte, dann biß ihn sein Gewissen. Au! Das tat weh! Wille fluchte, so weh tat das. Aber jetzt — sollte sein Gewissen sich die Zähne ausbeißen? So dumm! Da legte es sich lieber aufs Ohr. Ja, wer solch ein Gewissen nicht begreifen kann, der ist eben von so mittelmäßiger Moral wie Ingelina. Wille Lejon war ein »Übermensch«, wenn er sich auch nicht als Muster empfahl. —

Arme Ingelina! Das waren zwei Dornstiche auf einmal von der stachligen Hecke, die sie Welt nannte. Wer wird ihr nun zur Gesellschaft gackern den langen Winter hindurch? Wo wird sich im Frühling ein neuer Gastfreund so schnell wieder finden? Die grünlichen Augen ihres Katers erblickte sie nur noch wie im Nebel. Sein nachdenkliches Schnurren vernahm sie wie aus weiter Ferne. Und noch ferner und nebelhafter schwebte das Bild ihres Jakob vorüber, der am Fenster saß und Grimassen schnitt.

Bergauf!

Das ist ein Tag! Die Rosse traben
Des Lichts und Hoffens ohne Zahl.
In deiner Seele Heiligtume
Gärt Werdelust durch alle Krume,
Kein Berg ist hoch, kein Weg zu schmal,
Der Dornbusch selbst verheißt dir Gaben.

Nicht Nebel liegt auf Heim und Fernen,
Und in dir jubelt blanker Quell,
Wirft Silberkugeln, Gott zu preisen,
Und er, mit den erfahrnen leisen
Gütigen Händen, gibt aus Sternen
Dir goldne wieder: Nimm, Gesell!

In Veilchenduftes vollen Schwaden
Schwelgt Kuckuckruf und Glockenschall,
Und alle Türme haben heute
Viel schönre Lieder im Geläute
Und sind wie Fink und Nachtigall,
So keck und sehnsuchtüberladen.

Max Bittrich



Die musikalische Hausbücherei

Winke und Ratschläge von Oskar Lang

Die Pflege guter Hausmusik hat in den letzten Jahren nach dem Kriege einen ungeahnten Aufschwung genommen; sie ist nicht Mode, sie ist Bedürfnis geworden. Kein Wunder! Denn in dieser zerrissenen, verwüsteten Zeit hat die tiefer empfindende Seele das Verlangen, wenigstens irgendwo eine Welt für sich zu haben, der die Nöte und Gemeinheiten der Wirklichkeit nichts anhaben können, die uns vom bedrückenden Joch des Alltags befreit. Und was wäre hierfür geeigneter als die Erhebung und Erbauung durch Musik, gerade für uns Deutsche, die wir, als das musikalische Volk schlechthin, uns damit auf unserm ureigensten Kunstgebiet bewegen.

Zur ständigen Musikpflege gehört als förderliche Ergänzung eine gute, nicht allzu umfangreiche Musikbibliothek. Gewiß, man darf ihren Wert nicht überschätzen. Wer ohne Bücher einen Palestrina oder Bach nicht versteht, wird ihnen auch durch Bücher nicht näherkommen; dann schon lieber nur Musik, und sei es selbst keine besonders hochwertige, als solche rein literarische Musikästhetisiererei! Das wäre das Übelste von allem. Das *Erlebnis* als das Ursprünglich-Entscheidende kann keine noch so geistreiche Schriftstellerei ersetzen; alles »Reden darüber« hilft nichts, wo der zündende Funke ausgeblieben ist. »Wenn ihr's nicht fühlt ...« In diesem Sinne ist ja alle Kunstschriftstellerei etwas Untergeordnetes. Trotzdem hat sie, richtig verstanden, ihren tiefen Sinn, ihre große Bedeutung. Sie kann das unbewußte Erleben vertiefen, erweitern, zu einem bewußten Erfassen umprägen; sie eröffnet neue Ausblicke, räumt mit falschen Einstellungen auf, beseitigt Hindernisse, die den Zugang zum Wesentlichen versperren, lenkt den Blick vom Vordergründig-Unwichtigen zum Hintergründig-Entscheidenden, ganz abgesehen von allen positiven Tatsachenergebnissen.

Die Bedeutung dieser Führerrolle ist innerhalb der bildenden Kunst längst erkannt worden; hinter dem Niveau, das die Kunstforschung und das Kunstschrifttum erreicht haben, steht das musikalische Schrifttum noch erheblich zurück. Auf die Gründe können wir hier nicht eingehen. Nur *ein* Hauptpunkt sei angedeutet: eine maßlose Überschätzung des Wertes des Rein-Biographischen hat bisher das Fortschreiten zur Erfassung der allgemeinen Stilgesetze und Grundbegriffe verhindert. Das Einzel-Biographische kann wohl das Bild eines Meisters abrunden, vervollkommnen, wie z. B. bei Liszt, obwohl bei andern der Zusammenhang ein sehr loser, sozusagen negativer ist (Bruckner). Entscheidend ist überall die besondere Stilform des Werkes selbst und ihre spezielle Bedeutung innerhalb der musikalischen und weiterhin der kulturellen Entwicklung. Deswegen höre man auf mit dieser Überkultivierung des Biographischen und stelle das Musikalische selbst in den Mittelpunkt der Betrachtung; die Ernte wird in jeder Hinsicht ergiebiger sein.

Wenn im folgenden einige Winke und Ratschläge zur Anlage einer musikalischen Hausbücherei gegeben werden, so können dies im Rahmen eines knappen Aufsatzes nur Andeutungen sein, ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Ausgeschlossen sind von vornherein alle rein fachlichen Lehr- und Unterrichtsbücher, ebenso die wissenschaftlichen Spezialwerke; auch die allbekannten Standardwerke sind nur teilweise genannt. Dagegen habe ich vor allem *die* Veröffentlichungen berücksichtigt, die bei den heutigen hohen Bücherpreisen noch erschwinglich sind und bei einer willkommenen Knappheit der Darstellung — man hat heute zu allem weniger Zeit — doch Wertvolles und Zuverlässiges bieten; nach Möglichkeit wurden ferner die Neuerscheinungen der letzten Jahre berücksichtigt. Ich denke mir Musikfreunde, wie es deren allerorts gibt, die ihre durch Ausübung oder Anhören erworbenen praktischen Musikkenntnisse durch Anlage einer kleinen Handbibliothek theoretisch stützen und erweitern wollen; für sie ist diese kurze Zusammenstellung gedacht.

Ich beginne mit *allgemein einführenden Werken* und stelle an die Spitze zwei kleine, erst kürzlich erschienene Bändchen von Hermann Unger: »Musikalisches Laienbrevier, ein Spaziergang durch die Musikgeschichte für Musikliebhaber« (Drei-Masken-Verlag) und »Musiktheoretische Laienfibel« (Engelhorns Verlag). Laienfibeln — darin liegt das Wesentliche; sie setzen gar nichts voraus, sondern wollen die ersten, primitiven Kenntnisse vermitteln; sie wollen nachholen, was der einseitige Schulunterricht, dem die Musik noch immer ein übelbehandeltes Stiefkind ist, versäumt hat. Ähnliche propädeutische Ziele verfolgen C. R. Hennig mit seiner »Einführung in das Wesen der Musik« (Teubner), Arnold Schering mit seiner Abhandlung über »Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören« (Quelle & Meyer) und Joachim Moser mit seinem »Musikalischen Zeitspiegel« (Engelhorns Verlag) hinsichtlich der verschiedenen Auffassung der Musik überhaupt im Laufe der Zeiten.

Mit *Musikgeschichten* steht es nicht viel besser als mit Kunstgeschichten; keine befriedigt vollauf. Die populären bleiben zu sehr am Äußerlichen, Historisch-Biographischen haften, und die andern sind beladen mit der »Exaktheit des Wissenschaftlichen«. Von kurzgefaßten Darstellungen ist mir immer noch die Grunskysche bei Göschen (5 Bändchen, ein Band 17. Jahrhundert, je

zwei Bände 18. und 19. Jahrhundert) wegen ihrer Sachlichkeit und ihrer Bevorzugung der musikalischen Formausdeutung vor dem Biographischen eine der liebsten gewesen. Noch gedrängter, nur mit knappen Strichen zeichnet die »Kleine Geschichte der Musik« von Einstein (Teubner). Von größeren ist die alte Naumannsche nach der Revidierung durch Eugen Schmitz wieder recht brauchbar geworden. Für die ältere Musik (bis zum Tode Beethovens) leistet das »Handbuch der Musikgeschichte« von Arrey v. Dommer (neubearbeitet von A. Schering) wertvolle Dienste. Eine erste »Deutsche Musikgeschichte« hat vor zwei Jahren Hans Joachim Moser zu veröffentlichen begonnen (1. Band, Cotta); auch von der Pfordten hat seine »Deutsche Musik« (Quelle & Meyer) nach nationalen Entwicklungsperioden orientiert, vielleicht nur allzusehr. Denn die Beschränkung aufs Nationale geht in der Kunst nie ganz ohne Schwierigkeiten und Gewaltsamkeiten ab. Bekannt als vorzügliches Nachschlagewerk, vor allem für die ältere und die klassische Musik — für die neuere genügt er nicht — ist Kretzschmars »Führer durch den Konzertsaal« (Breitkopf & Härtel, 2 Teile, »Kirchenmusik« und »Symphonie und Suite«). Ebenso brauche ich Riemanns »Musiklexikon« sowie seine sonstigen, allerdings sehr theoretischen Handbücher nicht zu erwähnen. Dagegen empfehle ich für populäre Zwecke die in Tabellenform angeordnete kleine »Geschichte der Musik« von Carl August Rau (Kösel & Pustet), die sich durch ihre Übersichtlichkeit und eine gute Bibliographie vortrefflich zum Handgebrauch eignet.

Die Zahl der Einzelbiographien ist fast schreckhaft groß; kein auch nur halbwegs bedeutender Komponist, für den nicht mindestens drei oder vier zur Verfügung ständen; dabei, wie gesagt, oft eine Detaillierung der kleinsten Lebensumstände, die mit dem Musikalischen nichts mehr zu tun hat. Um so mehr tut richtige Auswahl not. Die Meister vor J. S. Bach haben bisher wenig populäre Darstellungen gefunden (die äußerst verdienstvollen »Denkmäler der Tonkunst« sind kaum allgemein zugänglich); um so mehr muß auf sie verwiesen werden (z. B. Schütz, Buxtehude, Palestrina und Lasso), da sich die Moderne, wenn nicht alle Zeichen trügen, dem polyphonen Stil dieser Zeit mit gesteigertem Interesse zuwenden wird. Eine kurze Zusammenfassung findet man in A. Möhlers »Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik« (Göschen, 2 Bände). Für Bach bleibt Philipp Spittas Werk (Breitkopf & Härtel) die unerreichte Meisterleistung, das Vorbild aller großen Monographien, die einem ganzen Leben entwachsen sind. Das ebenfalls sehr zu empfehlende einbändige Werk von A. Schweitzer bringt dagegen eine Menge neuer Gesichtspunkte (ebenda, ursprünglich französisch geschrieben), während Philipp Wolfrum in seiner Bach-Biographie (ebenda) vor allem die Wirkungen auf die Folgezeit und die Gegenwart untersucht. Chrysanders Händel ist leider nicht fertig geworden; so fehlt das entsprechende Händelwerk; Fritz Volbach und H. Kretzschmar haben kleinere Darstellungen geliefert (Breitkopf & Härtel). Die Aufführungen seiner Opern, die jetzt da und dort stattfinden, werden das Problem Händel wieder aktuell machen.

Von dem großangelegten Haydn-Werk von C. F. Pohl liegen auch nur zwei Bände vor; das vor kurzem erschienene Buch von Albert Schnerring versucht in kleinerem Rahmen ein einheitlich abgerundetes Bild von diesem noch immer unterschätzten Meister zu geben (Amalthea-Verlag, Wien). Für Mozart war Otto Jahns idealisierende Verherrlichung (1856) jahrzehntelang maßgebend; heute ist sie überholt, vor allem durch den eignen Bearbeiter des Jahnschen Werkes selbst, Hermann Abert, der damit eine klassische Leistung vollbrachte (Breitkopf & Härtel, 2 Bände). Schurigs Auffassung (Insel, 2 Bände) bleibt trotz neuer Perspektiven zu sehr im Subjektiv-Romanhaften stecken. Dagegen ist der kürzlich bei C. H. Beck erschienene »Mozart« von Schiedermaier ein objektiver und absolut zuverlässiger Führer zu dem großen, immer wieder ewig jungen Meister. Kleine Biographien haben von der Pfordten (Quelle & Meyer) und Jos. Kreitmeyer beigesteuert (dieser als »Charakterzeichnung« auf Grund des gesamten Briefmaterials bei L. Schwann, Düsseldorf). Zeitgenössische Urteile und Berichte, die zum Teil hochinteressant sind, findet man in einem Band des Insel-Verlags, Mozart-Anekdoten bringt ein schmales Bändchen bei C. O. Recht (München).

Über Beethoven — aber nein, man erlasse mir bei der umfangreichen, leicht zugänglichen Beethoven-Literatur noch besondere Winke und Ratschläge; der einzelne Leser wird leicht das für ihn Passende herausfinden. Nur auf die gleichartig mit Mozart erschienenen Berichte von Zeitgenossen sei ausdrücklich verwiesen (2 Bände, Insel, übrigens, herausgegeben von Kerst, auch bei Hoffmann, Stuttgart).

Eine Übersicht über die romantische Bewegung behandelt ein instruktives Teubner-Bändchen von Edgar Istel, wie ein gleiches für die Klassiker Haydn, Mozart und Beethoven von C. Krebs vorliegt. Schubert ist von Walter Dahms zwar sehr ausführlich, aber weniger tiefgründig behandelt (Schuster & Löffler); das Wesentliche findet man schon in den knappen Skizzen von Wilhelm Klatte (Die Musik) und, was den Lyriker anlangt, in von der Pfordtens »Schubert und das deutsche Lied«. Schuberts Bedeutung als Orchester- und Kammermusiker harrt noch einer wirklich erschöpfenden Würdi-

gung. Für Schumann nenne ich die großen Werke von Dahms (Schuster & Löffler) und Abert (Breitkopf & Härtel), das kleine von Ernst Wolf (Die Musik), für Chopin das geistreich essayistische von Ad. Weißmann (Schuster & Löffler) und das neuerschienene von Bernhard Scharlitt (Breitkopf & Härtel). Bei keinem Komponisten ist das Biographische zur Erfassung der ganzen Künstlerpersönlichkeit so wichtig wie bei Liszt; sein Menschliches überragt vielleicht noch sein Musikantisches. Die beiden Darstellungen von Julius Kapp (Schuster & Löffler) und August Göllerich (Marquardt & Ko.) ergänzen sich glänzend; das erste ist eine reine Biographie, das zweite eine Würdigung der Persönlichkeit auf Grund persönlicher Erinnerungen. Die grundlegende fünfbändige Brahms-Biographie von Max Kalbeck ist in ihrem Urteil doch allzu einseitig verherrlichend; kritischer und wesentlich objektiver steht Walter Niemann (Schuster & Löffler) dem Meister gegenüber. Richard Wagner übergehe ich aus demselben Grunde wie Beethoven; die Literatur über ihn ist eher zu groß als zu klein. (Man vergesse dabei nicht Nietzsches »Fall Wagner«, der noch immer so zeitgemäß ist wie vor dreißig Jahren.)

Im Gegensatz zu Liszt ist bei Anton Bruckner das Biographische fast unnötig; allerdings hat das Fehlen interessanter Lebensschicksale hier auch seine symbolische Bedeutung. Den Bruckner-Verehrern — hoffentlich mehren sie sich! — stehen drei Werke zur Verfügung: das erste, noch mit Einschränkungen anerkennende von Rudolf Louis (Georg Müller), das formalanalytische, tiefschürfende von August Halm (»Die Symphonie Anton Bruckners«, ebenda) und das bekenntnishafte, das religiöse Moment herausschälende von E. Decsey (Schuster & Löffler). Knappe Lebensabrisse, zum Teil mit guten Analysen geben M. Morold (Breitkopf & Härtel), F. Gräflinger (Bosse), H. Teßmer (ebenda), A. Grunsky (Engelhorn). Für Hugo Wolf kommt neben dem großen Werk von Decsey (Schuster & Löffler) für bescheidene Ansprüche noch Morold in Betracht (Breitkopf & Härtel). Vor allem aber sollte man sich Wolfs »Musikalische Kritiken« nicht entgehen lassen (ebenda); sie sprühen nur so von Geist und Witz und zeigen, wie glänzend er auch die Feder zu führen wußte.

In der neuesten Zeit durchqueren sich natürlich die Entwicklungszüge, und die Bedeutungen und Richtungen lassen sich nicht so reinlich scheiden und überblicken. Ich führe als Kompendienwerke an: Rudolf Louis, »Deutsche Musik der Gegenwart« (Georg Müller), Walter Niemann, »Die Musik der Gegenwart« (Schuster & Löffler), Leopold Schmidt, »Das Musikleben der Gegenwart« (Max Hesse). Außerdem Artur Seidl, »Zur modernen Tonkunst« (Bosse) und die kleine Broschüre von H. Erpf, »Entwicklungszüge in der zeitgenössischen Tonkunst« (G. Braun, Karlsruhe). Früher erhielten die Komponisten erst nach ihrem Tode die literarischen Lorbeerkränze gewunden; heute ist das anders, sie kommen schon bei Lebzeiten dazu. So hat der Drei-Masken-Verlag eine Serie kleiner Monographien, »Zeitgenössische Komponisten«, herausgegeben, u. a. über Strauß, Reger, Klose, Schreker, Zilcher, Bittner usw., die jedenfalls zur Orientierung gute Dienste leisten. Im allgemeinen wird ja gerade hier jeder seine eignen Entscheidungen nach seinem persönlichen Geschmack und Bedürfnis zu treffen haben.

Noch ein Wort über die Theoretiker und Philosophen. An eigentlichen Musikphilosophen sind wir, im Gegensatz zur Kunstphilosophie, verhältnismäßig arm. Ich sehe in E. T. A. Hoffmann einen solchen, d. h. einen, der die Musik aus dem Lebendigen heraus eigenartig und neu als besonderes Element zu deuten wußte (seine musikalischen Schriften bei Engelhorn und Bosse); ich sehe vor allem in Nietzsche einen von ungleich überragender Bedeutung. Merkwürdig, daß gerade diese Seite an ihm bisher fast unbeachtet blieb (siehe übrigens W. Dahms, »Die Offenbarung der Musik« im Musarion-Verlag als erste Untersuchung über das Musikproblem bei Nietzsche). Daneben könnte man, jedoch mit Abstand, da hier doch mehr der Kritiker und Musiker zu Worte kommt, allenfalls noch Schumanns gesammelte Schriften über Musik und Musiker anführen.

Von neueren Theoretikern (nicht Fachgelehrten) nenne ich drei, die mir besonders zukunftweisend erscheinen: August Halm (»Von zwei Kulturen der Musik« und »Von Grenzen und Ländern der Musik« bei Georg Müller), Heinrich Schenker (Die 9. Symphonie Beethovens, Zeitschrift Der Tonwille) und Ernst Kurth (»Der lineare Kontrapunkt bei Bach«, »Die Harmonie in der Romantik« bei Max Hesse). Bei aller Verschiedenheit im einzelnen haben diese Bücher den gemeinsamen Vorzug, neue Gesichtsfelder für entscheidende musikalische Tatsachen erschlossen und überhaupt ein ganz andres Niveau der Betrachtung gefordert zu haben; sie sind allerdings keine leichte Lektüre.

Aus dem Überreichtum an Sonderabhandlungen populärer Art auch nur eine einzige herauszugreifen, verbietet der Raum. Ich verweise auf die einzelnen Sammlungen: »Die Musik« (früher herausgegeben von Richard Strauß, jetzt von A. Seidl bei Siegels Musikalienhandlung, Leipzig, etwa 40 Bände), »Deutsche Musikbücherei« (Verlag Bosse, Regensburg, ebenfalls etwa 40 Bände, u. a. enthaltend Nietzsches Randglossen zu Carmen, Phil. Em.

Bachs »Versuch über die wahre Art, Klavier zu spielen«), »Musikalische Volksbücher« (Engelhorns Verlag, bisher etwa 10 Bändchen), »Kleine Musikerbiographien« von La Mara (Breitkopf & Härtel), Tongers Musikbücherei (Verlag Tonger, Köln), Hesses Musikbücher (Verlag Max Hesse); einzelnes ferner in den Sammlungen Kösel, Teubner, Göschen, Quelle & Meyer. Eine schöne Ergänzung der Bücherei sind die neu erschienenen »Musikalischen Stundenbücher« (Drei-Masken-Verlag): eine Sammlung erlesener einzelner, meist wenig bekannter Tonschöpfungen in Buchform, u. a. Phil. Em. Bach, Lieder und Gesänge; Berlioz, Ausgewählte Lieder; E. T. A. Hoffmann, Klaviersonate Cis-Moll; Mozarts Gesellige Lieder; Palestrina, Missa Papae Marcelli; Luise Reichardt, Ausgewählte Lieder; Weler, Lieder zur Gitarre u. a.

Wenn dies kurze, notwendigerweise skizzenhafte Verzeichnis manchen das finden läßt, was er sucht, oder was ihn zu weiterem Forschen anregt, so hat es seinen Zweck erfüllt. Der Musiklaie wird es nicht zu bereuen haben, wenn er auch nach dieser Richtung hin seinen Gesichtskreis erweitert. Geschieht es doch nur, um desto verständnisvoller und tiefer Musik erfassen zu können und desto mehr der Offenbarung ihres Geistes teilhaftig zu werden.

Ein Lied zur Nacht

Nun rauschen alle Brunnen,
Die Rose taut am Strauch;
Nun quillen alle Lieder
Und meine Tränen auch.

Nun löschen alle Feuer,
Die Asche sinkt im Herd;
Den Abendrauch im Tale
Ein letzter Wind verzehrt.

Beruhigt durch die Gärten
Sein milder Atem geht;
Ein Saitenspiel der Ferne
Klingt auf und windverweht.

Ein Liebespaar im Traume
Vor mondumsprühtem Haus,
Im Ruch der Geißblattlaube,
Seelt in das Land hinaus.

Ein Alter, tief in Sinnen,
Gedenkt der Jugendzeit:
Glück, Liebe ging von hinnen,
Und was ihm blieb, ist Leid.

Nun hallen stille Gassen
Vom Schritt der Einsamkeit;
So manches Herz, verlassen,
Weint um Vergangenheit.

So vieles, was geschlummert
Am Tag in Menschenbrust:
Nun kommen Gram und Kummer
Und was da unbewußt.

Nun brücken alle Fernen,
Die große Sehnsucht singt,
Und zu den ewigen Sternen
Ein Lied der Seele dringt.

Der Leuchtmond über Hügeln
Vergoldet Flut und Tal,
Gießt Linderung und Balsam
In alle Erdenqual.

Es kommt der Haß zu schweigen,
Die Liebe waltet mild;
Noch treut an mancher Wiege
Ein süßes Mutterbild.

Nun rauschen alle Brunnen,
Träumt Flüsterbusch und Strauch;
Nun quellen alle Lieder
Und meine Tränen auch.

Kurt Geucke

Hugo Vogel: Welthandel

Wandgemälde in der Darmstädter Bank zu Berlin

Die Kette der Prinzessin Hats hepset

Von Hedwig Laudien

Wenn ich an dem alten, vornehmen Hause in der Königstraße vorüberschritt, wünschte ich mir immer, einmal einen Blick in seine Märchenpracht tun zu dürfen. Wie man sich nun aber oft im Leben etwas nur recht zu wünschen braucht, um es zu erreichen, so ward auch mir die Erfüllung. Der Besitzer, der seine Kostbarkeiten in früheren Jahren aus allen Erdteilen zusammengetragen hatte, war fast völlig erblindet und suchte einen Vorleser. Es gelang mir, unter vielen Bewerbern den Vorzug zu erhalten — vielleicht nur darum, weil ich mit so großer Ehrfurcht über des Sammlers alte, unverwüstliche Teppiche schritt.

Tag für Tag durfte ich nun in den Abendstunden in einem Prachtsessel aus der Empirezeit sitzen, und ich ließ mir eine Zeitlang daran genügen, den Reichtum um mich her zu fühlen. Aber in der Vitrine standen Porzellangebilde, zart, duftig wie Rosenblüten und wie diese von Leben erfüllt. Von den Wänden lockten die kunstvollsten Behänge, die herrlichsten Gemälde zum Schauen, und so konnte ich eines Abends der Versuchung nicht widerstehen. Sachte klappte ich das Buch zu, und während sich meine trunkenen Augen an der Schönheit im Raume labten, erzählte ich — ich weiß nicht was. Ich dachte gar nicht daran, daß mein Brotgeber es gemerkt haben könnte; als ich aber am nächsten Abend das Gemach betrat, brannte nur eine kleine Ampel. Wir saßen im Halbdunkel, und der Herr sagte: »Erzählen Sie wieder.« Suchend irrten meine verlegenen Augen vom Fußboden an den Wänden entlang. Sie schienen heute stumm; in dem sanften Dämmerlicht schliefen all ihre guten Geister, aus der Ecke nur leuchtete wie eine blaue Flamme die ägyptische Vase. Sie führte mich in ihr Land, und ich erzählte, was ich von dort erfuhr: von der heimlichen Liebe einer ägyptischen Königstochter.

In alter Zeit, wohl noch lange vor Thutmosis III., lebte in Ägypten eine Prinzessin, deren Schönheit von allen Dichtern des Landes gepriesen ward. Die Farbe ihres Körpers soll gleich gewesen sein der des leuchtenden Wüstensandes, ihre Haare nachtschwarz wie ihr fruchtbares Land.

Der Bewunderung, dem Fluche ihrer Schönheit, zu entgehen, liebte es die Prinzessin, nach des Tages Hitze, in die Kleider ihrer Dienerin gehüllt, die stillen Straßen zu durchwandern. Nichts andres wollte sie, als die Seele mit dem friedlichen Glanze des Nachthimmels füllen; aber die verliebten Sterne verrieten, was sie einer Prinzessin besser verschwiegen hätten. Verschwenderischer als die reichen Paläste umschmeichelten sie das Eingangstor eines schlichten Hauses. Davor saß Nacht für Nacht ein junger Meister bei der Arbeit. Eine Arbeit, die ihm lieb sein muß, dachte die Prinzessin, und sie konnte sich nicht Rechenschaft geben, ob es des Jünglings edle Züge oder sein freudiges Schaffen und sein friederfülltes Wesen waren, die sie unablässig in den Schatten dieses Hauses zogen. Einmal verriet sie sich.

»Wer bist du, schönes Weib?« fragte der Jüngling überrascht.

Da trat die Prinzessin nahe heran. »Sage mir, wer du bist,« flüsterte sie vertraulich, »und was du in jeder Nacht so eifrig arbeitest?«

»Echenatôn heiße ich,« antwortete jener schlicht und hielt seine Arbeit, eine halbfertige Kette, der schönen Fremden entgegen.

Bewundernd ließ die Prinzessin die Kette durch ihre Finger gleiten. »Aus diesem harten Gestein fügst du die Kette?« fragte sie staunend. »Für wen tust du solches?«

»Für mein Weib!« frohlockte der Jüngling.

Die Prinzessin aber erbleichte. »Für dein Weib?« wiederholte sie beklommen. »Wer ist dein Weib ...?«

»Ich weiß es noch nicht — — du, wenn du magst.« Des jungen Meisters Augen suchten kühn die ihrigen, seine Hand war ihr bittend entgegengestreckt.

Darüber vergaß die Prinzessin, daß sie nicht Herr war über ihr eignes Ich. Sie legte die zarten Fingerspitzen in seine Rechte und flüsterte ihm glückestrunken zu: »Ja, wenn die Kette fertig ist, will ich dein Weib sein.«

Echenatôn preßte die wundersamsten Frauenhände, die sein Auge je gesehen, an sein wogendes Herz; aber angstvoll, als könnte dieses unerwartete Glück nur ein gauklerischer Traum sein, frugen seine zitternden Lippen: »Wohin darf ich die Kette alsdann bringen?«

Heiße Glut überzog das schöne Antlitz der Prinzessin. »Komme in der Nacht, die dem Tage folgt, da der Sopdet in der Morgendämmerung sichtbar wird, hinaus nach Sakkâra,« sprach sie rasch, »dort am Grabe des Pharao will ich deiner harren.« Hierbei entzog sie ihm die Hände, hüllte sich in ihre Schleier und glitt wie ein Schatten durch die Straßen, die sie gekommen war.

Echenatôn wagte nicht, ihr zu folgen. Doch war er so des Glückes voll, daß er seiner Mutter von dem herrlichen Weib, das in der Sternennacht vor seinem Tore stand, erzählen mußte. »O Mutter,« schwärmte er, »sie war schöner als Sonne und Mond, schöner als das Meer — —«.

Verstehend schaute die Mutter auf den beglückten Sohn; doch erwiderte sie lächelnd: »Es mag sein, daß sie schöner war als Sonne und Mond und das Meer; aber sie kann nicht schöner gewesen sein als unsre Prinzessin.«



»Du hast sie nicht gesehen, hast nicht ihre zarten Hände gefühlt, nicht ihrer lieben Stimme gelauscht, Mutter: keine Prinzessin der Welt kann schöner sein!« so jauchzte Echenatôn, und die Mutter saß bei ihm und freute sich still mit ihm am Gedeihen seines Werkes, das ihm das Glück bringen sollte. — Sie konnten nicht wissen, um wie vieles schwerer die Tage der Braut verrannen. —

Der König wünschte, daß die Prinzessin einen Gemahl erwähle; nur eine List erhielt ihr noch die Freiheit. »Vater,« sprach sie auf sein Drängen geheimnisvoll, »mir träumte, ich stände am Nil, da kam Gott Rê in seiner Barke über den Himmelsozean, stieg herab zu mir, neigte sich und schmückte mich mit einer Kette, wundersam aus hartem Gestein gefügt. Ich harre dessen, der mir die Kette bringt.« —

Manche Kette ward darauf in den Königspalast gesandt, aber die Prinzessin erwiderte stets: »Das ist nicht die Kette, die ich im Traume sah.« — —

Echenatôns Kunstwerk ward inzwischen vollendet. Mit geschickter Hand fügte er noch ein sicheres Steinschloß daran, und als auch dieses gelungen war, betrachtete er mit unsäglicher Freude sein Meisterstück. Da trat die Mutter zu ihm. Sie erzählte von dem Traume der Prinzessin und fügte etwas unsicher hinzu: »Ob du jetzt nicht dein Glück machen könntest?«

Unwillig wandte sich Echenatôn: »Nein, Mutter, keine soll die Kette haben, als die nur, die in der Sternennacht vor meinem Tore stand.« — Indessen sah er Leute des Königs auf sein Haus zukommen. Rasch verbarg er die Kette unter den Fliesen. »Wenn mir was Schlimmes begegnen sollte, dann trage die Kette morgen hinaus an das Grab des Königs Zoser! Dort wirst du ein Weib finden; für sie allein ist sie bestimmt,« dies konnte er der Mutter noch zurufen, da kamen sie schon und verlangten sein Werk. Nichts Unrechtes hatte die Mutter tun wollen, ihr Stolz nur hatte den Sohn verraten. Der König aber, des Wartens müde, wollte die Kette für den Stiefbruder der Prinzessin, den er ihr zum Gemahl bestimmt hatte. Echenatôn wurden geboten: sechs Esel, Säcke voll Weizen und bunte Gewänder; aber er erwiderte immer nur: »Die Kette ist mir nicht feil.«

Da erschlugen sie ihn. Sie durchwühlten das ganze Haus, aber sie fanden nicht, was sie suchten; keine Marter konnte der Mutter das Geheimnis entlocken.

Der heiß ersehnte Tag der Nilüberschwemmung brach herein. Niemand im ganzen Lande wußte um die Freude der Prinzessin. In frühester Morgenstunde schmückte sie sich zum Gange zu dem Geliebten. Sie zog ihr bestes Gewand an, legte kunstvolle Spangen um ihre Arme, den schönsten Reif um die dunklen Haare und wanderte, nun selbst ihrer Schönheit froh, nach Sakkâra.

Den Geliebten fand sie dort nicht, umherirrend aber seinen Leichnam vor dem Grabe seiner Väter. Am Abend lag sie in schweren Fieberphantasien in ihrem Gemache — auf ihrem Halse ruhte die Kette des Echenatôn.

Da die Prinzessin auch, sobald ihr das Bewußtsein wiedergekehrt war, nicht angeben konnte, wie sie zu der Kette gekommen war, vermutete der König, daß der tote Echenatôn seine Weigerung bereut habe und wahrscheinlich in Gestalt einer Schwalbe am frühen Morgen mit der Kette in den Palast geflogen sei. Im Volke wurde durch diesen seltsamen Vorfall der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode neu gestärkt; nur die Mutter Echenatôns saß, nun selbst schon vom Tode gezeichnet, unter dem Tore, wo ihr Sohn so glücklich gewesen war, und murmelte, sich selbst zum Troste: »O Hats hepset, du warst es wert, daß er für dich starb!«

— — — — — — — — — — — —

Ich schwieg. Der Sammler schien tief ergriffen. Nach Minuten des Schweigens fragte er mit noch zitterndem Klange in der Stimme: »Was ward aus der Prinzessin? Genas sie wieder?« — Ich erwiderte, was ich von ihr wußte, daß sie später Königin geworden sei.

In des alten Herrn Antlitz arbeitete es heftig. Er tastete sich zu seinem Schreibtische, entnahm einem Schubfach ein kleines eingelegtes Kästchen, und mit diesem feierlich auf mich zukommend, sprach er: »Hier ist die Kette der Königin Hats hepset, der Tochter des Thotmes.«

Mich fröstelte; zögernd öffnete ich den Schrein. Indessen entnahm der Herr einem Schubfache noch ein kleines Maß Weizen und eine Papierrolle. »Auch dieses rührt aus der Totenkammer der Königin,« belehrte er mich. »Hier sind die Belege.«

Ich blickte auf die seltsamen Schätze in seinen Händen und dann wieder ergriffen auf die blauen, roten und grünen Steine, von denen jeglicher eine andre Form aufwies und die alle, kunstreich durchlocht, zu einer Kette verbunden waren. Eine plötzliche Angst um dieses uralte Ding aus Menschenhand ließ mich den Herrn bitten, die Kette wieder zu verschließen. »Sie ist wertvoller als meine Geschichte,« scherzte ich dabei. Behutsam nahm er sie an sich, und sie wieder in ihr Gewahrsam bringend, sagte er nachdenklich: »Vielleicht ist sie nur darum so wertvoll, weil sie eine Geschichte hat.«





Michael Echter: Gruppe

Von Kunst und Künstlern

Gustav Herm. Hamann: Sommerlandschaft (vor S. 417) und Damenbildnis (S. 508) — Wilhelm Wilcke: Märkische Landschaft (vor S. 497) — Fritz Gärtner: Grasmäher (vor S. 457) — Walther Zuchors: In der Sommerlaube (vor S. 425) — Paul Gerhard Bowe: Badende Knaben (vor S. 449) und Innenbild (vor S. 433) — Ludwig Schaefer: Sonnenopfer (vor S. 465) und Friedenssymphonie (vor S. 481) — Hugo Vogel: Welthandel (vor S. 505) — Michael Echter: Gruppe (S. 507) — Alfred Coßmann: Lebensregel (S. 509) und Selbstbildnis (S. 510) — Seemanns »Galerien Europas« und »Meister der Farbe«

Willst du den Sommer malen, so mußt du den Himmel und die Wolken malen können! Denn das Grün der Wiesen, das Gelb der Felder, das Rot der reifen Beere oder der Heckenrose — das alles tut's nicht: der Himmel selbst mit seinen blauweißen Melodien muß mit einstimmen in das Konzert der Farben, dann erst sind wir sicher, daß auch unser Sommer kein bloßer »grünangestrichener Winter« ist, wie Heines giftige Zunge ihn mal nennt, wenn auch nur zu einer Tridentiner Obstfrau, der er mit der unverfrorenen Versicherung schmeicheln zu können meinte, das einzige reife Obst, das Deutschland habe, seien gebratene Äpfel. Darum darf man sich nicht wundern, daß in G. H. Hamanns Sommerlandschaft der Himmel mit seinem vom Weiß ins Blau, Blaugrün und Violett spielenden Wolkenschleier einen so beträchtlichen Teil der Bildfläche einnimmt: hier oben, nicht dort unten auf dem Teppich der Wiesen, Ährenfelder, Kohlgärten, Sträucher, Feldwege und Waldsäume, so bunt er ist, ertönen die führenden Instrumente. Es gibt üppigere und lachendere Sommerbilder als dieses, Bilder, mit denen man gleich singen und jauchzen möchte, aber nicht von allen wird der Blick und Sinn des Beschauers so lockend nach oben gezogen, von wo doch die Jahreszeiten alle, mit ihrer Lust und ihrem Weh, auf uns herabtauen. — Nun soll man aber den Weimarer Maler nicht etwa für einen ausgesprochenen oder gar ausschließlichen Landschafter halten. So viel er in Paris für die Luft- und Lichtbehandlung von Monet gelernt haben mag, im Grunde blieb er, erst in seinem reifen Mannesalter von Klinger zum selbständigen Malen ermuntert, doch Bildnismaler, schon aus Liebe zur Zeichnung, zum Charakteristischen und Lebensvollen einer menschlichen Persönlichkeit. Deshalb setzen wir hier in den Text (S. 508) auch eins seiner Damenbildnisse her, nachdem wir schon früher das Bildnis Heinrich Lilienfeins (Januarheft 1923) von ihm gezeigt haben.

Das landschaftliche Motiv der Hamannschen



Gustav Hermann Hamann: Damenbildnis

Ins Genrehafte hinüber spielt das Bild »In der Sommerlaube« von Walther Zuchors. Die Betonung der Figur läßt den Bildnismaler ahnen, von dem wir bald eine Probe seiner das Repräsentative bevorzugenden Art bringen wollen, aber der Abglanz des naturhaften Sommerlichtes flutet doch auch hier herein: durch den grünen Schleier, der sich vor das Fenster gewoben hat, mit den zitternden Lichtern, die über die rotweiß gewürfelte Tischdecke hüpfen, in dem Licht, das auf dem Blumenstrauß, den Früchten und der Vase liegt, auch noch aus den lachenden Augen und von den blitzenden Zähnen des Mädchens, das wie im lebendigen Gespräch mit einem unsichtbaren Partner festgehalten ist, vielleicht eben im Begriff, ihm nach Evaart den Apfel zärtlicher Verführung zu schälen.

Wie Zuchors, so lebt und malt auch Paul Gerhard Vowe in Berlin, geboren aber ist er in Elberfeld (1874), und das Werk, das ihn zuerst bekannt machte, war ein heimatliches Erinnerungsbild, ein figurenreiches Kolossalgemälde zum Gedächtnis des Besuches, den das Kaiserpaar im Wuppertal gemacht hatte; es hängt — hoffentlich auch heute noch — im Rathaus zu Elberfeld. Auch Vowe nennt sich wohl mit Vorliebe einen Porträt- und Historienmaler, aber das hat nicht verhindert, daß er sich auch mit der Landschaft befreundete. Aus einer Villa am Wannsee kennen wir ein Triptychon von ihm, das in leuchtenden Farben den ganzen Glanz eines Sommertages am blütenumrankten Ufer des Sees auffängt. Noch auf der Akademie erhielt er den Menzelpreis für das Innenbild, das wir leider nur in Schwarzweiß wiedergeben können. Auch das eins seiner heimatlichen Erinnerungsbilder: die »gute Stube« im Hause seiner bürgerlichen Eltern. Der Sonnenschein fällt durch die weißen Vorhänge, gleitet über den rotaufleuchtenden Mahagonischrank. malt glitzernde Kringel auf den Fußboden und hebt die stickende Frau (in vorherrschendem Blau) silhouettenhaft vom Hintergrunde ab — das alles in eine warme Interieurstimmung getaucht, heimisch und gemütlich. Jüngeren Datums, eins

Sommerlandschaft dürfen wir in Mitteldeutschland suchen, die Stimmung der »Märkischen Landschaft« von Wilhelm Wilcke würden wir auch ohne diese Bezeichnung als norddeutsch erkennen. Ist doch dieser 1885 in Templin geborene Maler, ein Schüler Hans Lichts, auch als Künstler ganz und gar in der norddeutschen Wald- und Seenlandschaft aufgewachsen. Auch dies Bild hat, wie die schon früher von Wilcke wiedergegebenen (Februar 1920 und September 1919), die unmittelbare Frische des aus der Natur empfangenen Eindrucks und ist wohl gleich jenen, getreu der Lehre des Meisters, bis zum letzten Strich vor der Natur gemalt und vollendet worden.

Fritz Gärtners »Grasmäher« sind schon mehr ein Arbeits- als ein bloßes Naturbild. Jedenfalls spielt hier die Landschaft oder der Himmelsstrich keine Rolle mehr; Hauptsache ist diesem von seinen böhmischen Heimatseindrücken ausgegangenen Maler der rhythmische Zusammenklang der Erde, der Luft und der Wolken mit der Feldarbeit, diesem naturverschwisterten Tun der gleichsam von ihnen aufgesogenen Menschen.

der letzten Bilder Vowes, sind die »Badenden Knaben« (Besitzer: Herr Fabrikant Hans Bilstein in Altenvörde), die durch ihre man möchte sagen »wellenatmende« Frische in der vorletzten Großen Berliner Kunstausstellung auffielen. Das Bild ist im Seebad Westerland entstanden. Da sah der Maler einmal, wie Knaben, die eben aus der Schule kamen, kurzerhand ihre Bücher und Schiefertafeln, ihre Röcke und Hosen wegwarfen und splitternackt, unbekümmert um alle Badevorschriften, in die spritzenden Wellen hineinliefen, sich jagten, balgten und neckten. »Herz- und augenerfrischend, wie sich die von der Sonne gebräunten Knabenleiber im blaugrün gesäumten Gischt des Wassers tummelten!« ruft der Maler in glücklicher Erinnerung an dieses Sommererlebnis aus, und wir fühlen ihm sein Entzücken an einer auch alte Herzen wieder jung machenden Jugend nach.

Die beiden Radierungen von Ludwig Schaefer, »Sonnenopfer« und »Friedenssymphonie«, gelten dem Andenken eines allzu früh Vollendeten. Schaefer (geb. 9. Dezember 1879 in Berlin) war ein Schüler Professor Hans Meyers, des Meisterradierers, den die Leser als Schöpfer eines Totentanzes (Novemberheft 1921) kennengelernt haben. Er blieb, seiner entscheidenden Ausbildung getreu, vorwiegend Graphiker, auch in Italien, wo er sich nur nebenher in landschaftlichen Aquarellen versuchte. Komposition, große symbolische, gedankenträchtige Komposition war und blieb das Zauberwort seines Kunsttriebes; seine hinterlassenen Arbeiten enthalten manches, was noch an Meyers Schöpfungen anklingt, aber auch vieles, was eigne freie Wege einer starken Phantasie und eines religiös gerichteten, musikalisch gebändigten Gefühls findet. 1914, bald nach Beginn des Krieges, ging Schaefer als Sanitätshundführer ins Feld; schon am 6. März des folgenden Jahres fiel er in den Karpathen, nachdem er kurz zuvor noch elf Verwundete vom Tode des Erfrierens gerettet hatte.

Mit dem Mattondruckbilde »Welthandel« zeigen wir das jüngste Wandgemälde Hugo Vogels, gemalt für das Direktionsgebäude der Darmstädter Bank am Schinkelplatz in Berlin (20 Quadratmeter groß), das Gegenstück zu dem vor dem Kriege fertig gewordenen gleich großen Bilde »Industrie«. Um den oft so peinlichen Kontrast solcher Wandgemälde zu ihrer Umgebung zu vermeiden, hatte Vogel sich vorbehalten, den großen Raum, die Eingangshalle des Gebäudes, entsprechend abtönen zu lassen; so fügen sich nun diese monumentalen Darstellungen mit ihren dem Fresko ähnlichen Wachsfarben harmonisch in ihre Umgebung ein und beherrschen sie, statt, wie es bei ähnlichen Aufgaben so leicht geschieht, in sie unterzutauchen oder aus ihr herauszufallen. Auch die stark auf den Mittelpunkt hin betonte Komposition des Bildes selbst hat ihr Verdienst an dieser guten Gesamtwirkung.

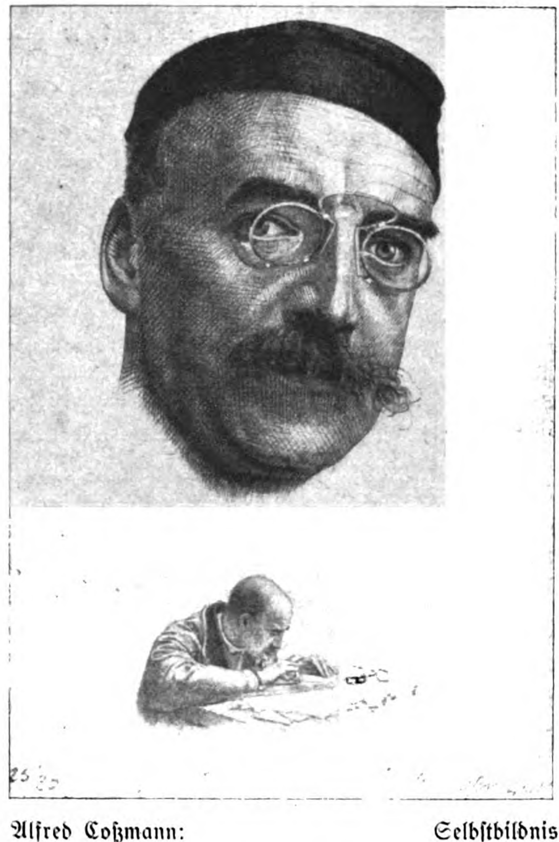
Ein Monumentmaler war auch der Münchner Michael Echter (1812—1879), von dem wir aus seiner besten Zeit eine uns von Prof. Alfred Lübke im Original zur Verfügung gestellte Gruppe wiedergeben (S. 507). Er hat Kirchenbilder gemalt, noch häufiger aber historische und allegorische Stoffe behandelt, zum Teil im Auftrage Schnorrs, Klenzes und Wilh. von Kaulbachs: für das Münchner Maximilianeum die Wandgemälde »Ungarnschlacht auf dem Lechfeld« und »Begräbnis Walthers von der Vogelweide«, für den Münchner Hauptbahnhof den völkerbindenden Verkehr, den Weltaustausch der Waren, den zur Dienstbarkeit gebändigten Dämon des Dampfes und die als Erdmutter aufgefaßte Telegraphie. Auch als erster Illustrator des Wagnerschen Nibelungenringes hat sich Echter durch seine 30 Fresken im sogenannten Theatereingang der Münchner Residenz ein Denkmal gesetzt.

Endlich noch zwei Arbeiten eines zeitgenössi-



Alf. Coßmann: Lebensregel

schen Meisters graphischer Kleinkunst, auf die in dankenswerter Weise ein in Amerika lebender Freund der Monatshefte unsre Aufmerksamkeit gelenkt hat. Alfred Coßmann (geb. 1870 in Graz), aus der glänzenden Wiener Radierschule William Ungers hervorgegangen, ist in den neunziger Jahren zuerst als Schöpfer von Allegorien- und Emblemezeichnungen bekannt geworden (ähnlich wie das Blatt »Lebensregel«), hat dann aber bald den Aufstieg zu größeren Originalarbeiten, wie »Der Agitator«, »Bauern aus dem Pinzgau«, »Wacht« und »Beethoven«, gefunden. In diesen Arbeiten, die durch zahlreiche Bildnisse ergänzt werden, verbindet sich eine alle Einzelheiten straff und stilvoll zusammenhaltende Gestaltungskraft mit strenger und behutsamer Technik, die ihre höchste Feinheit dem alten Handwerkszeug des Kupferstechers verdankt. Coßmanns Graphik vertraten schon vor dem Kriege in der Wiener Hofbibliothek über 60 Blätter, darunter die entzückenden Strichradierungen zu Gottfried Kellers schelmischer Novelle »Der Landvogt von Greifensee«. Coßmanns Selbstbildnis mit der reizenden Randzeichnung des über die Kupferplatte gebeugten Künstlers ist auf Anregung und im Auftrage des Herrn Bernhard Bruhn in Denver (Colorado) entstanden.



Alfred Coßmann: Selbstbildnis

Eine erfreuliche Botschaft für Kunstfreunde, die ihre Schätze gern fortlaufend empfangen und dann in Mappen sammeln: Seemanns »Galerien Europas« und »Meister der Farbe« erscheinen wieder (Leipzig, E. A. Seemann). Die »Galerien Europas«, die schon 10 Bände mit insgesamt 720 Blättern umfassende Farbdrucksammlung nach Gemälden alter Meister, werden durch ein den Dresdner Sammlungen gewidmetes Heft mit Nachbildungen von Werken Tizians (Der Zinsgroschen), Rembrandts (Saskia mit der Nelke), Terborchs (Lautenspielerin), Potters (Ruhende Herde) und Batonis (Büßende Magdalena) wieder eröffnet; die »Meister der Farbe«, jetzt wieder ganz der modernen Malerei vorbehalten, bringen koloristisch bahnbrechende Werke, wie Courbets »Steinklopfer«, Manets »Frühstück«, Corinths »Kreuzabnahme«, van Goghs Blumenstück aus der Hamburger Kunsthalle und Christian Rohlfs' »Patrokliturm in Soest«. Durch einleitende Aufsätze, wie sie dort und hier gegeben werden (Dr. Hans Vollmar über die Geschichte der Dresdner Galerien; Dr. Otto Holtze über die Etappen der modernen Malerei), soll das geistige Band hinfort fester als früher um die jeweilige Fünfzahl von Kunstblättern geschlungen werden. F. D.

Der erste Tag

Da war nicht Flur noch Tau noch Sonnengruß.
Durch starres Dunkel fühlte Gottes Hand,
In starrem Dunkel tastete sein Fuß,
Es stieß sich seine Stirn an starrer Wand

Wund, blutigwund. Die Tropfen tropften dicht.
In schicksalswindumrauschten Jugendlocken
Barg sich das wehe Gottesangesicht.
Weit, wie aus künft'ger Ferne, hallten Glocken.

Da, einmal, schrie Gott auf. Aus rotem Blut
Und seinen weißen Tränen quoll ein Flammen.
Des Dunkels starre Wand brach jäh zusammen —
Gott schuf das Licht, und siehe: es war gut.

Franz Lüdtke



Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Wilhelm Schmidtbonn: Die Fahrt nach Orplid — Paul Kornfeld: Die Verführung — Theodor Tagger: Esther Gobseck — Ernst Barlach: Der tote Tag und Der arme Vetter — Edward Knoblauch: Der Faun — William W. Parker: Die blaue Hawaii

Was will die Dramatische Rundschau hier noch mitten im Sommer? Um diese Zeit hatte der Theaterkritiker doch sonst seine Waffen längst im Tempel der Minerva aufgehängt, und er und seine Leser genossen die heilige Atempause, die Natur auf ihrem Jahresgipfel seit alters her der Kunst gebietet. Heuer zum erstenmal scheint dies Gesetz nicht beachtet zu werden. Ist der »Wonnemond« daran schuld, der uns dies Jahr ganz und gar nicht auf die »Weide« der Sommerlust geführt hat? »Mai kühl und naß füllt Scheuer und Faß« — das ist Zukunftstrost für den Landmann, Gegenwartsbargeld für die Theater. Aber es gibt noch andre Gründe für das »Durchspielen« der Bühnen, wenn sie auch genau so merkwürdig und widerspruchsvoll sind wie alles, was zum Theater gehört. Die eine nimmt mit Absicht gerade im Mai oder Juni einen besonders kühnen Anlauf, in der Hoffnung, durch den Sprung mit vollen Häusern gleich über den ganzen Sommer hinwegzufliegen; die andre denkt: Mein Gott, das Schild »Ausverkauft!« ist doch schon weggepackt, da könnten wir der Ehre und des literarischen Gewissens willen wohl mal auf die Experimentenjagd gehen. Es braucht ja nicht immer ein Bock zu sein, was man schießt. So kommt es, daß in diesem fünften Theaterfrühjahr nach dem Kriege die Auslagen reicher denn je bestellt sind, daß Panamahüte neben Pelzmützen, Barchenthemden neben Seidenmusselinhöschen hangen. Drum schnell eine kurze Musterung; etwas wird wohl darunter sein, was des Besehens oder Behaltens wert ist.

Jedenfalls fehlt es nicht an guten Namen auf dieser Frühjahrsmesse. Da erscheint W i l h e l m S c h m i d t b o n n und lädt uns zu einer »F a h r t n a c h O r p l i d« ein, Mörikes Traum- und Sehnsuchtsland, »das ferne leuchtet«. Die Handlung der drei Akte spielt auf einem Auswandererschiff während der Fahrt übers Weltmeer, kurz vor der Landung in Peru. Das Land ist schon in Sicht, und nun das Ziel vor Augen liegt, gärt es in den Seelen der europamüden Menschen gefährlicher denn zuvor. Einer, der Führer von zwanzig Fabrikarbeitern, ist seiner Zuversicht bar und seines Amtes müde geworden, hat er doch unterwegs erfahren müssen, daß sie alle das alte Europa mit seinem Zank, seiner Gier und seinem Neid mit sich genommen haben; die andern aber, je argwöhnischer sie sich untereinander belauern, klammern sich um so ängstlicher an den Führer, auf daß er sie nicht allein lasse und hilflos dem unbekannten Lande ausliefere. Es fände sich an Bord wohl einer, der selbstsicher genug wäre, die Verlassenen unter seine Obhut zu nehmen. Aber dieser eine, Herr Orphal, Ingenieur und Brückenbauer, weltgereist und weltgewandt, willens wie sie, Ackersmann zu werden, ist nicht bloß aus dem friedlosen Europa, sondern vor der Gemeinschaft der Menschen überhaupt geflohen, um auf neuer Erde ein neues Geschlecht, eine neue Menschheit zu gründen, wahr, rein und ursprünglich wie die Geschöpfe Gottes im Paradiese. Wie sollte er sich da, auf dem Wege zur Verwirklichung dieses hochfliegenden Planes, mit Kadavern aus der Alten Welt beladen! Seinen Traum, seine Idee will er erfüllen, und zu diesem seinem Manneswerk braucht er Einsamkeit. Nur seine beiden Nächsten hat er auf die Reise nach Orplid mitgenommen: Frau und Tochter. Beide sind ihm als gefügige Werkzeuge seines überlegenen und, wie sie fühlen, ehrfurchtgebietenden Willens zwar gehorsam gefolgt, aber ihre Herzen sind heimlich bei der Geselligkeit der Menschen geblieben. Die Frau, ohnedies zart und kränklich, zerbricht an diesem Zwiespalt der Gefühle, ehe noch das Land erreicht wird; und auch die Tochter, so verehrungsvoll sie zu dem Vater aufsieht, entgleitet ihm in die Arme eines jungen Menschen, der mit leidenschaftlicher Gläubigkeit das entgegengesetzte Evangelium von der tätigen, ewig ringenden und kämpfenden Gemeinschaft der Menschen verkündet. Sie läßt auch nicht von ihm, als offenbar wird, daß dieser junge Auswanderer ein Verbrechen auf dem Gewissen hat, und daß die Justiz ihm auf den Fersen ist. Da der Vater sich diesem seinen Plan zerstörenden Bunde widersetzt, flieht sie mit dem Geliebten, noch ehe das Schiff anlegt, der Stimme ihrer eignen Sehnsucht, dem Rufe ihres weiblichen Helferdranges folgend, und der Menschenfeind, der erfahren mußte, daß wir keinem andern, sei's auch der Nächste und Liebste, unsre Ideale aufzwingen können, sinkt angesichts der Küste über dem Sarge seiner Frau tot zusammen, wohl »Gottes liebster Fahrgast«, wie eine der Auswandererfrauen in ihrer Ergriffenheit meint, hier auf Erden aber ein Einsamer und Verlassener, der an seinen eignen Träumen Schiffbruch gelitten hat ... Denn werden, dürfen wir je auf Orplid landen? Ist das nicht vielmehr ein Land, nur deshalb schön und lockend, weil es »ferne« leuchtet? Wehe dem Menschen,



der Sehnsucht und Wirklichkeit mit plumper Hand zusammenkoppeln will! Das Gespann geht durch, und der Wagen zerschellt am nächsten Prellstein. Wehe noch mehr dem Hochmütigen, der seinen eigenwilligen, nur ihm taugenden »Plan« zum Zwingherrn werden läßt über andrer Menschen Glück und Sehnsucht oder gar, wie dieser Herr Orphal, einem jungen Menschenkinde, eben seiner Tochter, ohne ihr Herz zu fragen, nach seinem Phantom einen Gefährten, nein, einen Züchter des ihm vorschwebenden neuen Menschengeschlechts zu bestimmen sich vermißt! Das ist, mag der Wille noch so rein sein, ein Vergehen gegen den heiligen Sinn der Menschheit, ein Verbrechen an den ewigen, unveräußerlichen Rechten des Lebens. Aber das Leben läßt sich nicht spotten. Blut siegt über Hirn, Jugend über Alter. »Ob Europa, ob Amerika: mit dem Leben, wie es gegeben ist, fertig werden — das ist die Aufgabe«, ruft der junge lebensmutige und sühnungsdurstige Mensch, der das gleichfühlende Mädchen in seine Arme reißt, dem leben- und menschenentfremdeten Vater zu. Der aber wird von der Hand des Todes niedergestreckt in dem Augenblick, wo er, unbelehrt durch die doppelte Warnung seines Schicksals, den Plan faßt, wie der Rattenfänger im Märchen, seine natur- und menschenfeindlichen Lockrufe auch den Kindern des neuen Landes zu pfeifen.

Es ist dem leitenden Gedanken nach ein tapferes, Leben und Wirklichkeit, Tätigkeit und Menschengemeinschaft herzhaft bejahendes Werk, das der rheinische Dichter geschaffen hat (Buchausgabe bei Erich Reiß, Berlin), und gerade in diesem Augenblick, wo wir von der Faust der Notwendigkeit härter als je zur Einigkeit des Handelns gezwungen werden, hat es uns viel Ernstes zu sagen. In seiner dramatischen Form freilich wird es einigermaßen durch die leidige Tatsache gelähmt, daß der ganz in seine abstrakten Pläne eingesponnene Held einen Teil seiner abgezogenen Gedankenhaftigkeit auch dem Dichter vererbt hat. Die Menschen auf diesem gen Orplid segelnden Schiff kommen nicht recht zu Fleisch und Blut, und die dramatische Handlung mit ihrem ungelenken Szenenbau, drin mehr das Wort als die Tat regiert, will sich nicht zum lebendigen Organismus zusammenschließen. Dennoch verdient das Neue Volkstheater Dank dafür, daß es uns diese Dichtung auf der Bühne sehen ließ, schon des mutigen, tatfrohen Schlußwortes wegen:

— dem Land vertrauen
und hier mein Haus hinbauen!

Dem Titel und auch dem Thema nach, wie es zunächst aufleuchtet, könnte es scheinen, als wolle die von den Kammerspielen des Deutschen Theaters aufgeführte Tragödie »Die Verführung« von Paul Kornfeld (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin) die gleiche entschlossene Kampfweise spielen. Denn die »Verführung«, um die es sich in diesem Erstlingswerke des Frankfurter Dichters handelt, hat nichts mit Liebe oder Erotik zu schaffen, sondern gilt wie Schmidtbonns Drama dem Leben, der Gemeinschaft der auf diese Erde angewiesenen Menschen. Einem jungen glaubens- und liebesstarken Mädchen, das nicht zufällig den Namen Ruth trägt, gelingt es, einen im tiefsten Herzen von Weltschmerz und Menschenekel befallenen Mann, der sich als Mörder eines kalten, armseligen Philisters mit Leidenswollust der Einsamkeit des Gefängnisses ergibt, ins Leben zurückzuführen. Einen Augenblick genießt dieser Mann mit dem symbolischen Namen Bitterlich an der Seite der Geliebten auf einem lauten, lärmenden Volksfest nun wirklich den Taumel wiedergeborener Daseinslust. Dann aber fällt er desto rettungsloser in die Schlingen der ihm ewig feindlichen Welt und zieht schließlich seine Befreierin mit in den ihm tausendfach willkommenen Tod, wo für ihn allein die Erfüllung seiner nach den letzten, geheimsten Dingen lechzenden Lebenssehnsucht zu erwarten ist. Vorher, bei der Begegnung der beiden unter eine Welt von Larven geratenen Menschen, haben wir im Zusammenschlagen ihrer nur scheinbar einander fliehenden Flammen eine Szene erlebt, die vom Motor der inneren Dramatik steil und hoch emporgetragen wird, jetzt aber, beim Doppelsterben der beiden, insbesondere auf dem Wege, der Bitterlich mit Hilfe zweier doppelt vertauschter Giftfläschchen ins Jenseits befördert, sehen wir uns schaudernd in die Nachbarschaft jener Moritaten versetzt, wie sie auf Jahrmärkten zu schreiend bunten Wachstuchbildern von Bänkelsängern vorgetragen werden. Doch sind auch in diesem zweiten Teile, zumal in den nicht seltenen Monologen, noch Stellen, in denen sich der dunkle Seelendrang eines nach Gottes Hand und Willen, nach dem Wahren und Wesentlichen tastenden Menschen in dichterische Töne ausströmt — ähnlich wie wir es, nicht ohne Ergriffenheit, in Kornfelds um einige Jahre jüngerer Tragödie »Himmel und Hölle« erfuhren. Nur daß auch hier wieder alles Wirkliche, Irdische und Natürlichmenschliche erschreckend dürr, blutlos, grotesk oder verzerrt dasteht, so daß wir manchmal meinen, durch ein Wachsfigurenkabinett zu wandeln oder im Leichenschauhaus zu sitzen. Wenn diese wurzellos ins Metaphysische hinauflangende Dichtung trotzdem stellenweise Züge des schicksalsträchtigen Lebens gewann, so war das vornehmlich der glühenden Gefühlsinbrunst zu danken, die Alexander Granach der schemenhaften Erscheinung des Gottsuchers Bitterlich einzuhauchen wußte.

Das enge, grelle Beieinander erdfremder



Geistigkeit und derbsinnlicher Stofflichkeit ist überhaupt ein Zeichen der gegenwärtigen Dramatik. Zwischen Kino und Metaphysik tappt sie im Nebel ihren schmalen Weg. Rechts streckt sie ihre Hand nach Angelus Silesius aus, dem cherubimischen Wandersmann, dem gottseligen Sucher des »Wesentlichen«; links greift sie hinein in die überquellende Lebensfülle an Menschenschicksalen, die Honoré de Balzac, ein Krösus an Weltkenntnis, Beobachtungsgabe und Erfindungskraft, in seinen Romanwerken aufgespeichert hat. Da trifft sie denn in der Comédie humaine auf den Wuchererkönig Gobseck, einen Kerl, wie dazu gemacht, auch der geldwütigen Gegenwart noch einen Spiegel ihres Wahns und ihrer Lüste vorzuhalten. Theodor Tagger, der Leiter des Renaissancetheaters, hat ihn beim Kragen genommen und in ein Drama verpflanzt, das wohl nur, um sich von Hasenclevers »Gobseck« gleich äußerlich zu unterscheiden, vielleicht auch um das Ewigweibliche im Titel auszuspielen, nicht nach ihm, dem Shylock des Bürgerkönigtums, sondern nach seiner Enkelin »Esther Gobseck« nennt. Dadurch gewinnt es erwünschte Gelegenheit, das auf unsrer heutigen Bühne verhätschelte Motiv des Dirnentums in den Vordergrund zu schieben und die verkommene Aristokratie, entartete Geistlichkeit und lüsterne Börsenwelt mit dem Tanz um das goldene Kalb, »die einzige Gottheit, die wir noch kennen«, auch den um das Weib aufführen zu lassen, das Weib, das, von seiner erotischen Vergangenheit angewidert, nach dem Bad der Reinheit und Unschuld verlangt. An wildem und wüstem Geschehen herrscht in dieser Gesellschaft von Dirnen und Kupplerinnen, Lebemännern und Lüstlingen, Wucherern und aus dem Bagno entsprungenen Abbés eher Überfluß als Mangel, aber ein Drama wächst aus dem von hier und dort zusammengetragenen Kehrichthaufen der Balzacschen Romanwelt trotzdem nicht. Was sich bei Balzac in natürlicher Haltung und überzeugender Lebenswahrheit, wenn auch mehr typisch als individuell, in Bewegung setzt, das erstarrt bei Tagger zu hölzernen Puppen, die an groben Drähten gewaltsam hin und her gezerrt werden. Bis endlich im letzten der vier Akte Gobseck selbst mit seiner Rache an den Aristokraten, die ihm Tochter und Enkelin verderbt haben, zugleich den vulkanischen Zorn- und Wutausbruch gewinnt, der im fahlen, verzerrten Gesicht dieser Gewaltsdramatik für die nötige Theaterschminke sorgt. Da aber hat der Abend längst den Beweis erbracht, daß Balzacs Riesenplantage wohl für den Film, nicht aber für die dramatische Bühne auszubeuten ist, weil er selbst nach seiner ganzen Art mehr ein gehetzter literarischer Geschäftsmann als ein schöpferischer Dichter und Seelenkünder war.

Von jeher bin ich hier für die Beherrschung des dramatischen Handwerks, seiner Mittel, Möglichkeiten und Wirkungen eingetreten. Auch heute noch kann ich mich nicht davon überzeugen, daß die »Souveränität des Genies«, wie sie sich rings um uns spreizt, schöpferisch stark genug wäre, diese angestammten Rechte der Bühne über den Haufen zu werfen. So muß ich an diesem Ceterum censeo auch meinem lieben Jugendfreunde Ernst Barlach gegenüber festhalten, so gern ich, wie vor zwei Jahren dem Bildhauer und Zeichner, nun auch dem Dramatiker einen Lorbeerkranz ohne Disteln und Dornen flechten möchte. Aber ich frage mich: Was würde er zu einem Kollegen der Plastik sagen, der das Handwerkzeug der Werkstatt verachtet und sich nicht um die Optik der plastischen Form kümmert? Barlachs »Dramen« sind ursprünglich nichts andres als aus der Einsamkeit geborene dialogische Auseinandersetzungen einer leidenschaftlich mit sich und seinem Weltgefühl ringenden Künstlerseele, die sich mit erhabener Strenge dazu erzogen hat, in ihren plastischen Werken, so tief ihr geistiger Gehalt ist, nur die Form sprechen zu lassen und allem »Literarischen« den Eingang in sie zu verwehren. Da öffnete ihr denn, um sie nicht an ihren inneren Gesichten ersticken zu lassen, die Barmherzigkeit des Genius ein Ventil in den »Dramen«. An die Aufführung hat Barlach ursprünglich gewiß nicht gedacht; erst übereifrige Freunde hatten für ihn den Ehrgeiz, seine Bekenntnisse auch auf die Bühne zu bringen. Ein dauernder Bühnenerfolg war diesen Versuchen bisher nirgends beschieden; aber immer verschaffte sich die Persönlichkeit, die sich selbstverständlich auch in den Dramen nicht verleugnet, Respekt, Liebe und Anerkennung.

So auch sein »Toter Tag« und so sein »Armer Vetter«, die beide unmittelbar nacheinander auf dem Berliner Staatstheater und im Neuen Volkstheater zur Aufführung kamen. »Der tote Tag«, das erste der Barlachschen Dramen, ist ein mit elementaren mythischen und märchenhaften Motiven durchwirktes Lebensbekenntnis des aus den Banden sorgender, haltender und behütender Mutterliebe zur Selbständigkeit, zur Mannwerdung hinausstrebenden Jugend- und Schöpfungsdranges; der »Arme Vetter« eine mit naturalistischen Mitteln in die Komödie hinübergreifende Abrechnung des feinfühligen, empfindlichen Menschentums mit der plumpen und rohen Welt des Philisters. Beide Werke sind voller Tiefe, Kraft und Schönheit im einzelnen, aber an der Bühne zerbrechen sie. Man soll sie lesen (Verlag von Paul Cassirer, Berlin), nicht aufführen, wenn man nicht etwa der Meinung ist, daß unser Theater, das seine natürliche Bestimmung so wenig zu wahren weiß, gut daran tut, sich auch als Sprachrohr

für die persönlichen Bekenntnisse eines Künstlers herzugeben, der sich durch seine eigentlichen Werke, in diesem Falle die Holzbildwerke und Graphiken, ein Anrecht darauf erworben hat, in all seinen Äußerungen gehört zu werden. Barlachs Dramatik wird immer nur ein Nebenschößling am Stamme seiner Plastik bleiben, ein Reis freilich, das als solches blühender und saftiger ist als manche Einzelpflanze, deren Pfahlwurzel aus unfruchtbarem Boden kommt.

Die Zugänge, durch die unsre Theater mit der ausländischen Dramatik verbunden sind, scheinen Drehtüren zu sein: wenn sich ein Ausschnitt der Schreitkammer geschlossen hat, tut sich der andre selbsttätig auf. Der Franzosen sind wir einstweilen ledig, die Engländer lassen wir desto höflicher ein. Was sie uns bringen, ist nichts, woran sich unser deutsches Lebensgefühl bereichern oder auch nur innerlich erregen könnte, aber das, was die Engländer common sens, wir gesunden Menschenverstand nennen, und was sich so gut mit Mutterwitz und handwerklicher Gediegenheit verträgt, ist dort drüben noch immer zu holen. Manchmal mag es auch erst importiert sein, um dann unter britischer Handelsflagge wieder exportiert zu werden. Bei Edward Knoblauchs Komödie »Der Faun« z. B., mit der die Kammerspiele ihre Sommerspielzeit einleiteten, können wir diesen Verdacht nicht unterdrücken. Da läßt der Verfasser einen leibhaftigen bocksfüßigen und zottelbärtigen altitalischen Wald- und Flurgott in die englische Gesellschaft von heute hereinschneien, zu ähnlichem Zweck, wie unser Hauff in seiner bekannten Novelle den »jungen Engländer«, der eigentlich ein Affe ist, den Honoratioren von Grünwiesel in den Pelz setzt. Aber was der, als sardinischer Fürst Vivani in Lack und Frack eingeführt, den Lords und Ladys, den Geldleihern und Suffragetten an Wahrheiten sagt, wie er ihrer Scheinheiligkeit und salbungsvollen Heuchelei ins Antlitz leuchtet, ihnen zuletzt gar Natürlichkeit und Gefühlsmut beibringt, das müßte sich, dünkt uns, dem gottverfl... cant der Insulaner, bei denen Tartüff nach Oskar Wildes Wort einen Kramladen aufgemacht hat, die Hosen strammer und die Kandare straffer ziehen, wenn es ein Vollblutengländer wäre, der seinen Landsleuten die Leviten liest. Shaw ist jedenfalls ganz anders mit ihnen umgesprungen! Doch immerhin: auch dieser Halbengländer hat ein leidlich unterhaltsames Theaterstück zuwege gebracht, das sogar in der Liebeshandlung ohne die abgestandene englische Sentimentalität auskommt, und wenn der wieder in seinen Naturzustand zurückkehrende Faun der menschlichen Gesellschaft zum Abschied den ganzen Zivilisationskram, Frack, Stehkragen, weiße Binde, Lackschuhe usw., vor die Füße wirft, so mögen auch wir uns ein wenig getroffen fühlen.

So dünn und blutlos, so lau und zaghaft uns die moderne englische Gesellschaftsdramatik erscheint, den Ruhm der theatralischen Technik hat sie sich zu bewahren gewußt. Ein so geschickt und spannend aufgebautes Kriminalstück wie William W. Parkers »Blaue Hawaii« (übersetzt von Paul Rosenhayn) haben wir bei uns lange nicht gesehen. Dabei bewegt sich alles in den Formen der besten Gesellschaft; nicht eine Schlüpfrigkeit, nicht die leiseste Pikanterie — man könnte ein englisches Fräuleinstift in den Zuschauerraum führen. Denn die blaue Hawaii ist nicht etwa eine verführerisch tätowierte Polynesierin, sondern die zur höchsten Seltenheit gewordene Briefmarke von 1851. Hier spielt sie zudem die Rolle der Kraniche des Ibikus, indem sie einen jener raffinierten Gentleman-Verbrecher, die dort drüben ihr Vaterland haben, des Mordes an ihrem Besitzer überführt. Wie das eingefädelt, halb enthüllt und dann wieder doppelt verschleiert wird, eh' das Gespinst sich löst, das ist ein kleines Meisterstück kriminalistischer Webekunst, wert, einen neuen Pitaval zu zieren. Auch der Dialog ist nicht ohne Geist, und wenn man will, kann man aus der halsbrecherischen Attacke, die der eigentliche Held, der Rechtsanwalt Carpenter, gegen den Indizienbeweis reitet, sogar einige ernste Anregungen für Justizreform schöpfen.

Reiselied

Kaum zu Ende gehn die Tage,
Stehn sie so im Glanze still,
Schläft in allem eine Sage,
Liegt in allem eine Frage,
Wunder ohne Zweck und Ziel.

Und wohin dein Blick sich wende,
Jubelt eine bunte Welt,
Trunken faltest du die Hände,
Denkst an Anfang nicht noch Ende,
Hast dein Sach' auf nichts gestellt.

Nur zuweilen im Besinnen
Lächelst du und denkst zurück —
Es muß alles einst beginnen ...
Es geht alles einst von hinnen ...
Tage, Menschen, Leid und Glück!

Wilhelm Kunze



Literarische Rundschau

Paul Schultze-Naumburg: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen — »Das Taghorn« und Liebeslieder Heinrichs von Morungen — »Rembrandt als Erzieher« in neuer Ausgabe — »Der Falke«, eine neue Novellensammlung — Friedrich von Bodelschwingh und Maria Zanders — Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen — Zwei Geschichtsdarstellungen Rußlands — Grillparzers Liebesgedichte — Verschiedenes — Nachruf

Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen — wie leicht schreibt sich das hin, und doch: welche Verantwortung liegt beschlossen in den sieben Worten! Etwas von dem frommen Schauder, den der biblische Mythos in die Legende vom Turmbau von Babel gepreßt hat, steigt aus ihnen empor. Was ist der Mensch, daß er sich vermessen dürfte, ein so in und für sich vollendet aus der Hand des Schöpfers hervorgegangenes Gebilde wie die Landschaft nach seinem Willen und Geschmack umzuformen! Und doch muß es sein: Lebensnotwendigkeiten fordern es. Aber es sollte mit Ehrfurcht vor dem natürlich Gewordenen geschehen, und immer sollten die Gesetze und Maßstäbe der Natur als die Normen für die künstlichen Veränderungen respektiert werden, als die erhabene Grundkomposition, in die sich die Menschenwerke einordnen müssen.

Der Name Paul Schultze-Naumburg steht in der ersten Reihe derer, die die Arbeit eines Lebens daran gewendet haben, diesen Gesetzen nachzuforschen, ihren Sinn zu erkennen und theoretisch und praktisch etwas von dem Einklang zwischen Natur- und Kunstschöpfungen wiederherzustellen, gegen den Generationen und aber Generationen gesündigt haben und weiter sündigen. Diesem hohen Ziele dienen seine »Kulturarbeiten«, eine neunbändige Bücherfolge, in der er den Hausbau, die Gärten, die Dörfer und Kolonien, den Städtebau, die Kleinbürgerhäuser, die Schlösser behandelt hat, um das Ganze schließlich durch ein dreiteiliges zusammenfassendes Werk über die Gestaltung der Landschaft zu krönen. Praktisch ausgedrückt war der Zweck dieser Bücher der, der entsetzlichen Verheerung unsers Landes auf allen Gebieten sichtbarer Kultur entgegenzuarbeiten, auch die ungeübten Augen durch stetig wiederholte Gegenüberstellung guter und schlechter Lösungen gleicher (oder ähnlicher) Aufgaben zum Vergleich und damit zum Nachdenken zu zwingen und auf die guten Arbeiten unsrer Vergangenheit, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts jäh und verhängnisvoll unterbrochen worden sind, aufmerksam zu machen, um so die Tradition, die unmittelbar fortgepflanzte Arbeitsüberlieferung, wieder anknüpfen zu helfen.

An Erfolg hat es diesen Büchern nicht gefehlt. Es will bei uns schon etwas heißen, wenn eine solche Bändereihe noch zwanzig Jahre nach dem Erscheinen ihres ersten Teils so viel Lebenskraft hat, daß — zumal in diesen Zeiten der Buchteuerung — an eine neue Ausgabe gedacht werden kann. Freilich muß sie sich beschränken und zusammenraffen, muß sich mit einem Drittel des früheren Umfangs begnügen. Aber das wird ihre Wirkung eher stärken als schwächen. So begrüßen wir denn mit erfrischter Hoffnung den ersten Band dieser neuen Ausgabe, die die Grundlage des Ganzen, die Einführung in das Gesamtproblem nach gründlicher, zusammengeballter Umarbeitung nunmehr an die Spitze stellt, eben »Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen« (München, Georg D. W. Callwey).

Dies Buch will werben und wecken. Es spricht deshalb nicht so sehr zu denen, die schon zu den Gewonnenen und Überzeugten gehören, wie zu den andern, denen erst die Augen geöffnet werden sollen, denen erst noch die Erkenntnis dämmern soll, daß das Urteil unsrer bewußten Anschauung nicht allein »schön und häßlich« lautet, sondern »gut und schlecht«, in beiderlei Sinne, nämlich »praktisch brauchbar und unbrauchbar« und »moralisch gut und schlecht«. Mit andern Worten: das Verantwortungsgefühl für die sichtbaren Gestaltungen unsers Landes soll in das ganze Volk gepflanzt werden, die Forderung einer wahrhaftigen, schönen Gestaltung aller Dinge soll zu einer ebenso selbstverständlichen gemacht werden, wie sie auf sittlichem Gebiet die der Redlichkeit eines jeden Menschen schon lange bedeutet. Zu diesem Zwecke geht Schultze-Naumburg, ein ebenso glänzender Beherrscher des Wortes wie praktisch erprobter Architekt, mit Hilfe von mehr als 700 wohlüberlegt ausgewählten Abbildungen alle »Züge« im Antlitz unsrer Mutter Erde durch: die Wege und Straßen, die Pflanzenwelt im Landschaftsbilde, den geologischen Aufbau der Landschaft und die Nutzbarmachung der Mineralien, die Wasserwirtschaft, die industriellen Anlagen und die Siedlungen. Es wird so leicht kein Buch geben, durch das der praktische Mensch sich der Kunst, der künstlerisch fühlende dem tätigen, schöpferischen Leben näher gebracht fühlt, als durch dieses.

Gar leis' / in sanfter Weis' / wach, liebste Frau! /
Blick durch die Brau' / und schau, / wie dunkles Grau /
so gar fein blau / ist zwischen dem Gestirn!

So beginnt der Mönch von Salzburg, ein Minnesänger des zu Ende gehenden 14. Jahrhunderts, ein Zeitgenosse des extravaganten Oswald von Wolkenstein, sein »Taghorn«, eine



zärtlich-galante Begrüßung der eben erwachenden »minniglichen Dirn'«. Es ist keineswegs eins der besten der uns erhaltenen Minnelieder, aber die Überschrift ist hübsch und bezeichnend, und so versteht man's, daß sie den Titel hergeliehen hat für die dreibändige Sammlung von Dichtungen und Melodien des bayrisch-österreichischen Minnesangs, die Alfred Rottauscher und Dr. Bernhard Paumgartner, Direktor des Mozarteums in Salzburg, bei Carl Stephenson in Wien (I, Neuer Markt) herausgegeben haben. Natürlich in neuhochdeutschen Übertragungen, sonst würde sie hier nicht angezeigt werden, denn unsre Schulbildung setzt uns wohl in den Stand, den Horaz, nicht so aber die mittelhochdeutschen Texte zu verstehen. Was dieser Auswahl den eigentümlichen Charakter und den besonderen Reiz gibt, ist ihre glänzende Ausstattung in Format (Großquart), Druck und Buchschmuck (zum Teil farbig nach zeitgenössischen Bildern aus Handschriften) und vor allem die Beigabe der alten Sangesweisen, verlebendigt durch Klavierbegleitung. Denn diese Lieder wollen gesungen sein. Dann erst entfalten sie ihre Anmut, ihre Artigkeit, ihre Naivität und ihre Süßigkeit. Freilich können wir sie nur noch in einer bescheidenen Auswahl genießen; auf eine Überfülle von ihnen würde heute erst recht das scharfe Wort zutreffen, das, glaube ich, Schiller über sie sprach: es sei immer dasselbe, der Winter, der geht, der Frühling, der kommt, die Langeweile, die bleibt. Für solche auch zu uns noch sprechende Auswahl haben die beiden Herausgeber gesorgt, und da gerade der bayrisch-österreichische Minnesang die besten und originellsten Dichternamen zu den seinigen zählt: Dietmar von Aist, den Kürenberger, Walther von der Vogelweide, Ulrich von Liechtenstein, Neidhart von Reuenthal, den Tannhäuser und den Wolkensteiner, so braucht man sich vor Schillers Urteil nicht zu fürchten. Zudem hat Rottauscher im ersten Bande eine dichtungsgeschichtliche Einleitung vorangeschickt, die uns ohne viel Gelehrtenkram in dem Lebens- und Gefühlskreis des höfischen und dörflichen Minnesangs heimisch macht, und Paumgartner hat zum musikalischen Teil alles Nötige in so klarer Weise gesagt, daß ein bißchen Sing- und Klaviertalent die Jahrhunderte leicht überbrückt. So mögen denn nun wieder die zärtlichen, bald weltmännisch feinen, bald derberen Töne erwachen, die vor bald tausend Jahren zuerst erklangen und Frauenwangen röteten, Frauenherzen rührten: »Heil dir, liebe Sommerzeit, Segen deinem stolzen Blühn! « — »Ich hab in einem Garten gesehen zwo Rosen gar in lichtem Schein« — »Zartliebste Frau in lieber Acht, wünsch mir ein' lieblich-fröhlich Nacht« und »Ihr alten Weib', nun freut euch mit den jungen!«

Anders als diese Wiener Ausgabe verfährt Käthe Heß-Worms in ihren aus Übungen des Königsberger Deutschen Seminars hervorgegangenen Übertragungen der Liebeslieder Heinrichs von Morungen (mit Vorwort von Prof. Baesecke; München, Beck). Sie begnügt sich nicht mit ihren Verneuhochdeutschungen, so oft und so sorgfältig diese auch durchgefeilt sind, sie stellt ihnen jedesmal die Urtexte gegenüber, damit wir uns — da die mit ihnen geborenen Sangesweisen hier fehlen — ohne Mühe die zart-schlanken präraffaelitischen Linien der mittelhochdeutschen Verse mit ihrem höchst künstlichen Reim- und Vokalkonzert vergegenwärtigen können, das leider schlechterdings nicht mehr nachzubilden ist. Genug, daß das Hauptziel der Arbeit erreicht ist: »Gedanken und Empfindungen nach unsrer Art in leiblichen Versen ohne Übersetzersteifheit, ohne Abstrich oder Zutat auszusprechen und so hinzuleiten zu dem zart glühenden Gegenüber, in dem die goldenen Fädchen so viel kunstreicher, so viel zahlreicher und so göttlich leicht durch das klingende Gewebe geschlungen sind.« Der Morunger war kein Ober-, sondern ein Mitteldeutscher, ein Thüringer (um 1200). Aber auch unter den Oberdeutschen würde er der glänzendste und mächtigste Liebeslyriker von allen gewesen sein; Baesecke wagt sogar ihn einen Vorläufer Goethes zu nennen. Und in der Tat: seine Empfindung ist tief, leidenschaftlich und voller Erlebniskraft, sein dichterischer Ausdruck voll überraschend schöner Gleichnisse und Bilder. Er liebt es, die strahlende Schönheit der Frau in glühenden Farben zu malen: ihren lichten Schein, der dem anbrechenden Morgen, den Sternen, dem Monde, der Sonne gleicht. Weiß wie Schnee leuchtet ihr Leib durch die Nacht; wenn sein Auge sie erblickt, wird es Tag in seinem Herzen. In der Frühe geht sie ihm, wie Maria in den geistlichen Liedern, auf gleich dem Morgenstern; des Mittags steht sie ihm so hoch und unerreichbar da wie die Sonne; am lieben Abend neigt sie sich troststreich zu ihm hernieder. Aber auch das Dämonische fehlt ihr nicht. Wie eine Elbin hat sie ihn verhext, mit ihrem Blick ihn verzaubert, wie eine heerfahrende Räuberin nahm sie ihm sein Herz. Wer wissen will, wie seine Fraue aussieht, der mag das Herz des Dichters entzweibrechen; dann wird er sie in ihrer ganzen Schönheit schauen. Von seinem Dichterberuf aufs tiefste durchdrungen, weiß der Morunger auch überlieferten Formen und Wendungen den Stempel der Neuheit, der Einzigartigkeit und seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Unser eignes Herz, unser eignes Gefühl zeigt uns noch heute den Weg zu ihm.

Die Generation, die heute fünfzig zählt, wird sich noch des ungeheuren Aufsehens erinnern, das bei seinem ersten Erscheinen im Jahre



1890 das Buch »Rembrandt als Erzieher« hervorrief. Dies Aufsehen ist allenfalls nur mit dem zu vergleichen, das dreißig Jahre später Spenglers »Untergang des Abendlandes« erregte. Aber die Wirkung ergriff doch mehr das junge, das heranwachsende Geschlecht als die Reifen — 2 Mark kostete das Buch damals —, und sie ging tiefer, weil sie sich weniger an den Verstand als an das Herz wendete. Freilich, der tiefste Plan und Sinn des Werkes, den Deutschen mehr Charakter und Gesinnung einzuimpfen, wurde zunächst kaum erkannt; man hielt sich an Einzelheiten und ließ sich gerade von den kühnsten Aphorismen und Paradoxien zum leidenschaftlichsten Für und Wider entzünden. Die innere, fruchttragende Wirkung hat erst allmählich auf dem Wege vielfältiger Kanäle eingesetzt; kurz vor seinem Tode, ein halbes Menschenalter nach dem ersten Erscheinen des Buches, durfte sein Verfasser ohne Überhebung sagen, daß es in seinem Hauptinhalt vom deutschen Volke »absorbiert« worden sei. Und diese ansteigende, wenn auch manchmal verborgene Wirkung des Buches hat auch im letzten Jahrzehnt noch angehalten, indem die Deutschen sich anschickten, es ehrlich auf seinen wahren, überlegten Gehalt hin zu prüfen, und wirklich daraus zu lernen suchten.

Über die Person des Verfassers blieb man lange im unklaren. »Von einem Deutschen« stand auf dem Titelblatt; damit mußten wir uns Jahre hindurch begnügen; der Lorbeer, den zumal wir damals Jungen für den Verfasser in verschwenderischer Fülle bereithielten, fand keine Stirn, sie zu krönen. Erst um 1900 wurde bekannt, daß der Verfasser August Julius Langbehn hieß und in seinem Privatleben das war, was der Philister einen Sonderling nennt. Ja, noch 1908 und 1909, als Cornelius Gurlitt in der »Zukunft«, und 1911, als er in Westermanns Monatsheften (Juli) nach Briefen Hans Thomas u. a. Näheres über das Leben und die Persönlichkeit des 1907 still verschiedenen Rembrandtdeutschen mitteilen konnte, hatte er der Öffentlichkeit viel Neues und völlig Unbekanntes zu sagen. Jetzt liegt dies Leben in dem biographischen Abriß, den Langbehns Freund und Nachlaßverwalter Benedikt Momme Nissen in der Einleitung zu der autorisierten Neuausgabe des berühmten Buches gibt (56—60. Auflage; Leipzig, C. L. Hirschfeld), ziemlich offen und lückenlos vor uns, wenn wir von dem ausführlichen Lebensbilde, das Nissen verspricht, auch immer noch viele wichtige äußere und innere Aufschlüsse erwarten dürfen.

Mit der Zeichnung des Lebensgangs begnügt sich Nissen schon in der Neuausgabe nicht, er schildert aus langjähriger inniger Vertrautheit mit Langbehns Gedankenleben auch dessen geistige Entwicklung und Eigenart, nicht um ihn zu glorifizieren, sondern um die Rätsel zu lichten, die sein Buch heute noch aufgibt, und die neuen Leser, die es zweifellos reichlich finden wird, vor dessen Unter- wie Überschätzung zu bewahren. Es ist ein erlebtes und erkämpftes, durch und durch in Sittlichkeit gegründetes, durch und durch charaktervolles Denken, das sich uns da enthüllt, feind allem Gemeinen, Unnatürlichen und Unechten; aber es ist auch eine an Widersprüchen, Schroffheiten und Einseitigkeiten außerordentlich reiche Gedankenwelt, die sich in dem Rembrandtbuche mit unerschrockener, manchmal schier verwegener Subjektivität ausspricht. Nissen erwirbt sich ein Verdienst, wenn er aus dem Buche, dessen Neuausgabe er nach dem Willen des Verfassers einer gründlichen Durchsicht und Umordnung unterzogen, aber in allem Wesentlichen unangetastet gelassen hat, die Hauptlinienführung herausschält und den tieferen Zusammenhängen in dem kunstvoll verschlungenen Gewebe nachspürt. Das wird dazu helfen, das Buch vorsichtiger, verständnisvoller und kritischer zu lesen, als es bei seinem ersten Erscheinen der Fall war, und uns besser durch das ständige Zusammenspiel von Intellekt und Phantasie hindurchzufinden, worin sein unvergänglicher Reiz, aber auch seine Gefahr besteht.

In den siebziger Jahren gaben Paul Heyse und Hermann Kurz den Deutschen Novellenschatz heraus, im ganzen 24 Bände, von denen jeder drei, vier, auch fünf aufs sorgsamste ausgewählte Kunstwerke dieser vornehmen Erzählungsgattung vereinigte. Man braucht nur den Briefwechsel zwischen Heyse und Storm zu lesen, um sich zu vergegenwärtigen, wieviel ernste Kunstüberlegung und feinsinniger Geschmack dabei in Bewegung gesetzt wurden. Anfangs blühte der Sammlung denn auch ein schöner Erfolg. Dann aber überschattete das mit der Gründerzeit mächtig ins Kraut schießende Interesse an dem geschehnisreichen Roman mehr und mehr die Freude an der Novelle und damit auch jene als klassisch erachtete Sammlung. Jetzt soll der Gedanke in andrer Gestalt neu wiederaufleben, und es ist ein sinnvoller Akt dankbarer Gerechtigkeit, daß die neue, von der Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart herausgegebene Bücherreihe zeitgenössischer Novellen mit ihrem Gesamtnamen »Der Falke« gerade dem eine Huldigung darbringt, der jene frühere hauptsächlich besorgte. Denn Heyse war es, der für die Novelle die fast schon vergessene »Falkentheorie« wieder durchsetzte, d. h. für jede Novelle die eigentümliche, von allen andern markant unterschiedene besondere Begebenheit forderte: eine starke, deutlich betonte Silhouette, deren Umriß, nur in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck mache, wie der Inhalt jener Geschichte des De-

camerone vom »Falken«, in fünf Zeilen berichtet, sich dem Gedächtnis tief einprägt. Es wäre pedantisch, nun ein für allemal jede Gabe der neuen Sammlung auf diese Theorie festnageln zu wollen. Eine gewisse Freiheit ist erlaubt und erwünscht. Aber als allgemeine Verpflichtung auf die strengere Kunstform der Novelle betrachten wir den Titel allerdings; sonst hätte man ihn lieber ruhen lassen sollen.

Die ersten fünf Bände geben darin für das Ganze ein gutes Wahrzeichen. Wenn Lulu von Strauß und Torney in ihrem mit altmeisterlichem Pinsel gemalten Wirklichkeitsbild aus der kleinbürgerlichen Welt (»Das Fenster«), einem Ehekonflikt, auch die Balladendichterin, Albrecht Schaeffer in der heiklen Geschichte vom »Gitter« den Lyriker nicht verleugnet und Axel Lübbe in dem Schicksal eines preußischen Offiziers den Psychologen etwas stark hervortreten läßt — Novellen im guten Sinne des Wortes sind es immerhin, die hier erzählt werden. Peter Dörfler freilich nähert sich mit »Regine und Mang« schon wieder der elementarwuchtigen Dorf- und Bauerngeschichte, und Grete Auer liefert mit der (zuerst in den Monatsheften erschienenen) »Verwandlung der Imperia«, einem Lebensbilde aus der Blütezeit der italienischen Renaissance, eher ein kleines Kulturgemälde als die Seelengeschichte einer Einzelpersönlichkeit, auf die es doch abgesehen zu sein scheint. Als Novellenbücher im Heysischen Sinne mögen aber auch diese beiden Bändchen noch passieren, hat doch Heyse selbst ausdrücklich zugestanden, daß im Rahmen seiner Theorie auch eine glücklich geschilderte einzelne Situation und sogar ein merkwürdiges Charakterbild Platz habe.

Zwei edle und tatkräftige Menschenfreunde, eng verbunden mit dem sozialen Leben der Neuzeit, sind fast gleichzeitig zu der wohlverdienten Ehre biographischer Würdigung gekommen. An Friedrich von Bodelschwingh, dem Schöpfer der segensreichen Bethel-Anstalten in und um Bielefeld, erfüllt diesen Dienst der Pietät und der geschichtlichen Gerechtigkeit sein Sohn Gustav von Bodelschwingh. Die Darstellung, die er von des Vaters Leben und Lebenswerk gibt (2. Aufl., mit einem Bildnis; Berlin, Furche-Verlag), ruht auf dem sicheren Fundamente der vom Vater selbst noch diktierten Erinnerungen. Sie umfassen die ersten vierzig Jahre seines Lebens, seine Kinder- und Schulzeit in Koblenz und Berlin, seine landwirtschaftlichen Lehrjahre im Oderbruch, seine Studien im Basler Missionshaus und an den Universitäten Erlangen und Berlin, seine Amtsjahre in Paris und in Dellwig (zwischen Dortmund und Lünen) bis zum Beginn der Arbeit in Bethel. Dann setzen des Verfassers eigne Erinnerungen ein, und da er es verschmäht hat, das weitschichtige schriftliche und gedruckte Material herbeizuziehen, sich vielmehr ganz auf sein Miterleben verläßt, so haben wir ein Werk bekommen, das von Anfang bis zu Ende von der Blutwärme des Lebens erfüllt ist und den starken sozialen Atem einer selbstlosen Liebe und schöpferischen Hilfstätigkeit hat.

Das zweite Buch gilt dem Andenken einer Frau, einer Philanthropin, einer Wohltäterin aus der rheinischen Großindustrie, Maria Zanders. Sie war es, die in Bergisch-Gladbach im Zusammenwirken mit den Arbeitern ihrer Papierfabrik, durch gemeinsame Pflege der Kunst und Musik ein Beispiel sozialen Mäzenatentums aufgerichtet hat, wie es in so schöner, warmer Menschlichkeit vor ihr kaum da war, nach ihr kaum wieder zu erwarten ist. Mit Hilfe eines reichhaltigen Materials, bestehend aus Jugenderinnerungen, die die alternde Frau aus liebevollem Gedächtnis heraus niedergeschrieben hat, ihren Tagebüchern, einem umfangreichen Briefwechsel und den Aufzeichnungen der Tochter hat Anna Caspari diese Biographie geschrieben (mit vielen Bildnissen; Jena, Eugen Diederichs), und man merkt auch ihrer Darstellung an, wie die Verfasserin mit der Menschengüte, dem kernigen Deutschtum, dem sonnigen Humor und der scharf ausgeprägten Persönlichkeitsart dieser vorbildlichen Frau miterglüht.

Im Jahre 1913, als Preußen und mit ihm ganz Deutschland, noch unbehelligt von dem schon drohend heraufziehenden Weltgewitter, das Jahrhundertgedächtnis der Freiheitskriege beging, erschienen die »Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen«, Briefe, die sich die preußischen Königskinder untereinander geschrieben hatten, erfüllt von dem großen Erleben, das da in ihre jungen Jahre und ihre jugendlichen Herzen gefallen war. Von allen Zeitdokumenten, die damals hervortraten, war dies eins der frischesten und beredtesten, denn hier vernahm man ein Echo jener Tage, in das sich noch keine kühlen politischen Überlegungen mischten, in dem noch durchaus die warme Stimme der Menschlichkeit vorherrschte. Jetzt erfahren jene Hohenzollernbriefe eine erfreuliche Ergänzung: bei Cotta läßt der Geh. Archivrat Herman Granier Prinzenbriefe aus den Freiheitskriegen 1813—1815 erscheinen, im wesentlichen den Briefwechsel des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (4.) und des Prinzen Wilhelm (1.) von Preußen mit dem Prinzen von Oranien, dem Vetter und Altersgenossen des späteren ersten Hohenzollernkaisers. Und wieder ist es ein heller, jugendfrischer und siegesgewisser Klang, der da

aus fernen Tagen kraftvoller Erhebung in die dumpfe Not unsrer Tage bringt. In hemmungslos offenem Austausch ihrer Gefühle und Meinungen bieten die prinzlichen Freunde ein Charakterbild ihrer selbst und der mit ihnen heraufsteigenden Zeit, wie es unmittelbarer und lebendiger nicht gedacht werden kann. Niemand wird diese von edlem Schwung erfüllten, zugleich aber von drolligem Humor sprudelnden Briefe ohne Trost und Erquickung aus der Hand legen.

Wenn sich in einem großen, scheinbar für die Ewigkeit gefestigten Reiche eine so jähe und tiefgreifende Umwälzung vollzieht, wie jetzt in Rußland, so regt sich begreiflicherweise das Verlangen, die Geschichte eines solchen Reiches neu, schon mit Berücksichtigung dieser Wandlung und im Hinblick auf deren doch wohl erkennbare Vorbereitungen dargestellt zu sehen. Diesem Bedürfnis verdanken wir denn auch eine ganze Reihe russischer Geschichtsdarstellungen, die alle den Anspruch erheben, erleuchteter und erhellender zu sein als die älteren Werke, die von Brückner und Schiemann nicht ausgenommen. So unternahm es noch vor Abschluß der letzten Revolutionsbewegungen Dr. Albrecht Wirth, in einem einzigen Bande von 240 Seiten die gesamte Geschichte des russischen Reiches von 600 v. Chr. bis 1920 n. Chr. zu schreiben (mit 23 Abbild. und einer farbig gedruckten Karte; Braunschweig, Westermann), wenn er sich dabei auch auf die Höhenzüge beschränkte und den Gesichtspunkt der Gegenwart so vorherrschend sein ließ, daß fast die Hälfte der Darstellung auf die von uns allen miterlebte Zeit fällt. — Zwei je doppelt so starke Bände will Karl Stählin an die Aufgabe wenden, die Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart darzustellen (1. Band: bis zur Geburt Peters des Großen; Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Gründlicher und wissenschaftlicher als andre schöpft er aus dem Quell- und Wurzelboden des russischen Volkscharakters, und seine Aufmerksamkeit ist ebenso auf die soziale und volkswirtschaftliche Entwicklung gerichtet wie auf die rein politische. Aus dem allgemeinen Kulturzustand der einzelnen Epochen mit ihrer fremdartigen Farbigkeit läßt er die für uns oft so problematischen, zugleich abstoßenden und fesselnden Gestalten der einzelnen Herrscher und Volksführer herauswachsen (Iwan der Schreckliche, Boris Godunow u. a.), und nirgends gibt er, gestützt auf russische Geschichtswerke, der Versuchung nach, die westeuropäischen Maßstäbe auf ein Land und Reich zu übertragen, das erst eben wieder bewiesen hat, wie unbedingt und geschlossen es in sich selber ruht oder kreist.

Franz Grillparzers Liebesgedichte in Nachbildungen seiner Handschrift. Mit Geleitwort von August Sauer (Wien, Rikola-Verlag): ein rosafarbener Mappenschrein mit 19 schriftlichen Nachbildungen der leidenschaftlichsten, innigsten und schicksalvollsten Liebesgedichte dessen, von dem mit Recht gesagt worden ist, daß kein andrer Dichter das Aufbrennen der Liebe mit gleicher Kraft und Macht versinnlicht habe wie er. Prof. Sauer, der Prager Literarhistoriker, der beste Kenner des Grillparzerschen Lebens und Dichtens, der Herausgeber auch seines erst kürzlich erschlossenen literarischen Nachlasses, begleitet die bekenntnisreichen Blätter mit einem Erläuterungsheftchen, das alles zu ihrem Verständnis und Genuß Dienliche mit meisterlicher Knappheit zusammenfaßt. Da erfahren wir nicht nur, soweit sich das bei Grillparzers Verschwiegenheit feststellen läßt, wem die einzelnen Gedichte gelten, da belauschen wir auch ihr erstes Aufkeimen, wie die Knospe des Erlebnisses sich zur Blüte des Liedes entfaltet, manchmal auch noch, wie Sturm und Sonnenschein des Lebens mit ihr umgehen, und wie diese lyrischen Blüten ihren Samen in Grillparzers dramatische Dichtungen hinübertragen, wo sie dann alles Persönliche abstreifen, um die Metamorphose zu bedeutsamem und allgemein ergreifendem Menschenglück und Menschenleid durchzumachen. Ein Prachtwerk, dessen Kern die kostbare Schale verdient! F. D.

Verschiedenes

Die Großmächte in Ostasien von 1894 bis 1914. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges von O. Franke, ord. Prof. a. d. Hamburg. Universität (Braunschweig, Westermann). — Nirgends besser als in Ostasien lassen sich die überseeischen Vorbereitungen verfolgen, die England mit seinem französischen Kettenhunde Jahre hindurch für die große Katastrophe des Weltkrieges getroffen hat und die man heute mit der frechen Schandlüge von Deutschlands Schuld verdecken will. Es ist notwendig, der unwissenden und gedächtnisschwachen Welt die Wahrheit immer wieder vor Augen zu stellen. Diesem Zweck dient auch Frankes Darstellung, dient sie in wissenschaftlicher Methode, mit Hilfe der in jüngster Zeit zahlreich hervorgetretenen Aktenstücke und Lebenserinnerungen und der Durchleuchtung der Zusammenhänge, die erst der Krieg selbst aufgedeckt hat, aber auch auf Grund eigner Beobachtungen und Erfahrungen, war doch der Verfasser an den Vorgängen bis 1900 selbst unmittelbar beteiligt,

ist er doch heute der einzige noch Lebende, der aus persönlicher Erinnerung über den vielumstrittenen Einspruch von Schimonoseki zuverlässige Auskunft geben kann. Doch nicht bloß ein Mann der strengen Wissenschaft, auch ein warmfühlender Mensch und ein von glühender Vaterlandsliebe erfüllter Deutscher führt in diesem Lehrbuch angewandter Staatskunst das Wort.

*

Einst, bald nach ihrem Erscheinen im Jahre 1851, bis zur Lächerlichkeit überschätzt, dann, noch bevor das Jahrhundert zu Ende gegangen, über Gebühr verachtet und verlästert, kommen jetzt Friedrich von Bodenstedts Lieder des Mirza-Schaffy, die Verse eines deutschen, nicht eines persischen Dichters, wie man anfangs meinte, in Reclams Universalbibliothek (Nr. 6375—76) zu ihrer verdienten poetischen und historischen Gerechtigkeit. Niemand wird in ihnen heute noch die Schöpfungen eines großen phantasievollen und tiefsinnigen Dichters sehen, aber an der spielenden Anmut ihrer Rhythmen und Reime, an der fremdländischen Buntheit ihrer Bilder und an ihrer weltbejahenden Spruchweisheit darf man sich auch jetzt noch ohne Scham erfreuen. Wer weiß, ob die Lieder Rabindranath Tagores nach siebzig Jahren nicht verstaubter sind als diese heute.

*

Zu einer Zeit, wo fremde Heere unsern Rhein besetzt halten, erscheint im Musik-Verlag »Sang und Klang« (Berlin-Basel) das Album »Der Rhein im Lied«, eine Sammlung von Rheinliedern mit vollständigen Texten für Klavier mit Gesangstimme. Urdeutsch wie der Strom und das Land, das er durchfließt, sind seine Lieder. Vom Rhein aus ergoß sich der erste Strom der Geistesbildung in die deutschen Gaue; im Gebiet der Rheinlande ist der Kern der alten Heldenlieder, des Minnesangs, der Legendepoesie, des Volksliedes zu suchen, und bis auf unsre Tage hat sich diese dichterisch-musikalische Überlieferung in lebendigen Schöpfungen fortgepflanzt. So hatte es dieses Album leicht, sich mit den schönsten Perlen deutscher Liederdichtung zu schmücken, wenn auch das Verdienst groß bleibt, sie alle, von Schumanns »Des Sonntags in der Morgenstund'« bis auf Linckes »Sandmännchen«, auf eine Schnur zu reihen und in so schöner Fassung darzureichen.

*

Bei Langen in München erscheinen seit einiger Zeit Knut Hamsuns Gesammelte Werke, übersetzt von J. Sandmeier. Der dritte Band bringt neben dem »Schwärmer«, der humoristischen Geschichte Ove Rolandsens, des Telegraphisten, der mit glücklichstem Leichtsinn die krummsten Wege geht und schließlich über alle triumphiert, jene beiden vielgelesenen Werke, die den Namen des Norwegers in Deutschland zuerst bekannt und berühmt gemacht haben: »Pan«, die große, von den lyrischen Stimmungen des Waldes, der Frühlingsnacht und der Sehnsucht erfüllte Natursymphonie, und »Victoria«, die bezwingende Verherrlichung der Liebe und ihrer Allgewalt, in der strengen Verhaltenheit der Gefühle wohl das Germanischste, was Hamsun je geschrieben hat.

Dr. Richard Wengraf †

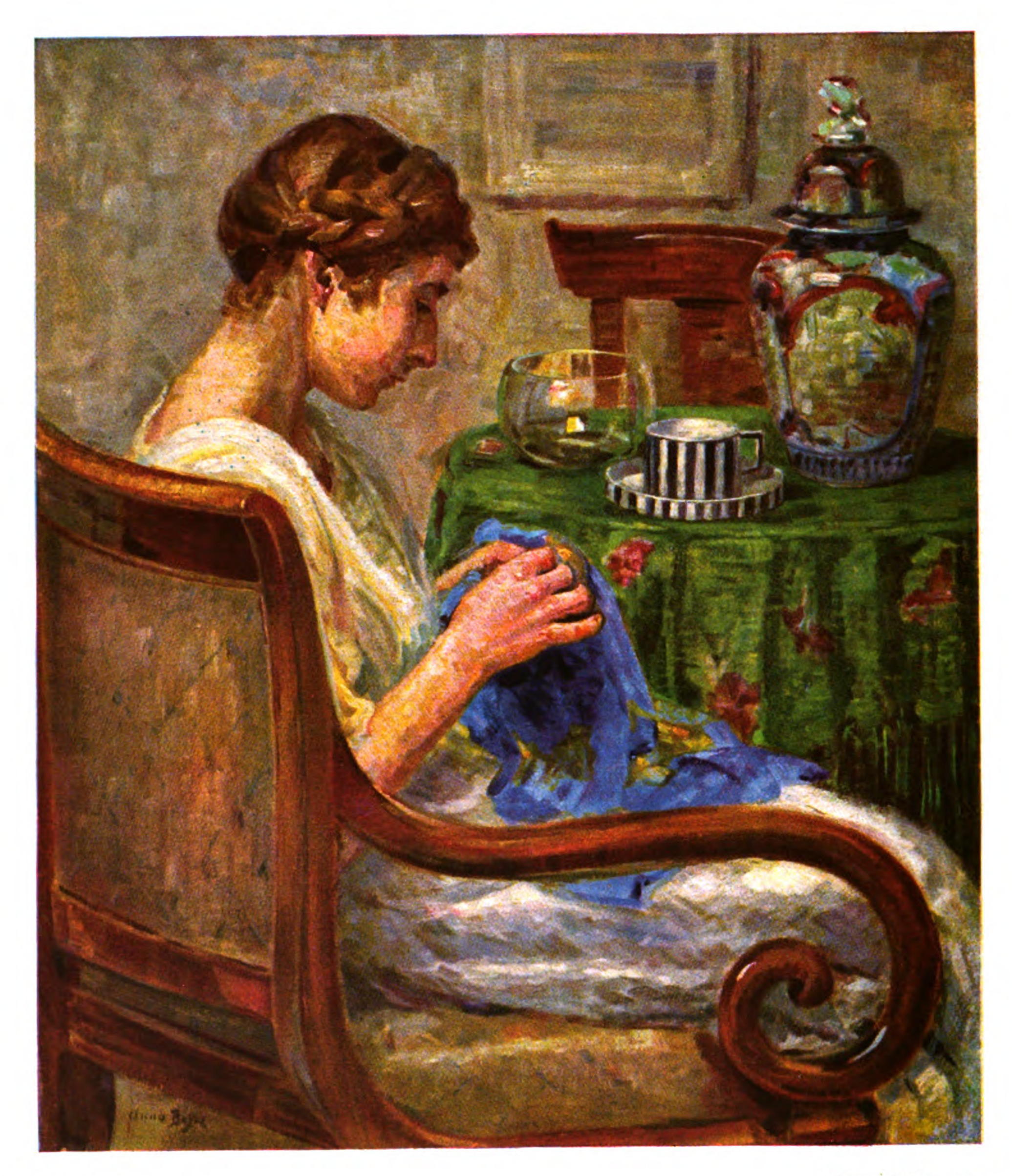
Erst nach Abschluß und Ausgabe des Juniheftes ist uns aus Wien die traurige Nachricht zugegangen, daß dort am 11. Mai nach längerer Krankheit Herr Dr. Richard Wengraf, der Wiener Redaktionsvertreter unsrer Monatshefte, gestorben ist. Seit dem Jahre 1908 eng mit dieser Zeitschrift verbunden, hat sich Dr. Wengraf zumal in den auch für eine unpolitische Zeitschrift schweren Kriegsjahren stets als ein glücklicher Berater, unermüdlicher Anreger und erfolgreicher Förderer unsrer Zeitschrift bewährt, und wie da Süd- und Norddeutschland, Österreich und Reichsdeutschland einträchtiglich zum Wohle der gemeinsamen Sache zusammen gearbeitet haben, das werden wir allzeit, besonders jetzt im wehmütigen Rückblick auf diese Jahre, als ein vorbildliches Beispiel literarischer Kameradschaft in dankbarem Gedächtnis bewahren. Mancher wertvolle österreichische Mitarbeiter ist durch sein Bemühen für uns gewonnen worden, manche uns und den Lesern willkommene novellistische Gabe, mancher gediegene Aufsatz aus dem Gebiete der österreichischen Kunst, Literatur und Wissenschaft dankt Erscheinen und Bilderausstattung seiner Vermittlung, manchen schönen Beitrag hat seine eigne an novellistischen und feuilletonistischen Arbeiten geschulte Feder für die Monatshefte geschrieben. Alles das lebt mit unsrer Zeitschrift in ihr fort; unser Herz aber drängt es, hier auch dem lieben Freunde und gütigen Menschen, der so unerwartet früh von uns gegangen ist, Dank und Lebewohl nachzurufen.

Schriftleitung und Verlag von Westermanns Monatsheften, Ende Mai 1923.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90. Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Anna Beyer: Die Stickerin



Die heilige Cäcilie

Eine vorwiegend unmusikalische Geschichte

Von Emil Ertl

Die letzten Strahlen der scheidenden Spätsommer-Sonne vergoldeten noch die Wipfel der gewaltigen Baumriesen, die den Auen des Praters das Ansehen eines natürlichen Wildparks verleihen, während die Weiher und Tümpel, die das Altwasser der Donau zurückgelassen hat, bereits in tiefe Schatten gebettet lagen. Wohltuend stieg Kühle von ihren schwarzen Spiegeln auf, die sich hinter urwaldartigem Lianengestrüpp verbergen ...

Konnte man sich eine lieblichere Oase denken, kaum viel weiter als eine kleine Wegstunde entfernt vom Glutkessel der großen Stadt?

Der etwas fadenscheinig gekleidete einsame Spaziergänger, der jetzt seine Schritte hemmte, um das märchenhafte Glühen der Bäume gebührend zu bestaunen, war den großstädtischen Vergnügungen abhold, in denen die gleichaltrigen unter seinen Berufsgenossen ihre Erholung, gelegentlich wohl auch ihre Abenteuer suchten. Dafür schwärmte er in aller Bescheidenheit seines fröhlich-anspruchslosen Gemüts für die unberührte Natur.

Obgleich in einer der entfernteren Vorstädte wohnend, ließ er sich's deshalb während der heißen Jahreszeit doch nicht verdrießen, fast allabendlich diese reizvoll verträumte Gegend in der Nachbarschaft des mächtigen Stromes aufzusuchen, nach Erquickung dürstend für Leib und Seele, sobald des Tages lederne Arbeit erledigt war. Und wenn er dann auf dem Rückweg, die belebteren Teile des Praters durchquerend, an all den lockenden Gastwirtschaften und menschenerfüllten Vergnügungslokalen vorübermarschiert und in seine dürftig möblierte Mietstube heimgekehrt war, dann sagte er sich jeden Abend, während er eine dünne Schicht Margarine auf sein Brot strich, daß die seelischen Freuden nicht nur wohlfeiler wären, sondern auch höher stünden als die materiellen Genüsse der Welt.

Im roten Feuer gleichsam sich selbst verzehrend, war die Sonne jetzt endgültig erloschen. Fahl und düster standen plötzlich die Baumriesen da, und den Gewässern entstiegen leise hinschwebende Nixen, deren bleiche Leiber unsichtbar blieben, so durchscheinend auch die bläulichen Schleier waren, in die sie sich hüllten. Der einsame Spaziergänger blickte nach der Uhr. Dankbar tat er noch ein paar tiefe Atemzüge, dann machte er kehrt und trat den Heimweg an, wie er's stets um diese Stunde tat. Lebhaft und beinahe übermütig geworden, schritt er aus, seinen Stock jugendkräftig durch die Luft schwenkend.

Er fühlte sich erquickt wie nach einem Bade und neu gestärkt für den ganzen kommenden Arbeitstag, den er wie immer bei seiner einförmig grauen Tätigkeit im Bureau versitzen würde. Damit hatte es übrigens seine guten Wege, der Rest des Abends, der ihm schon so viel des Schönen geschenkt, gehörte noch ihm: daheim, auf seiner Bude, wo er ihn mit neuen und wieder ganz andern Freuden zu beschließen und zu krönen gedachte. Schon das Vorgefühl davon beschwingte ihn. Und je mehr er



sich die Genüsse ausmalte, die ihm noch bevorstanden, um so eilfertiger beschleunigte er seine Schritte, er konnte es fast nicht mehr erwarten, zurückzukehren in seine königliche Residenz, die im fünften Wiener Gemeindebezirk lag, Margarethen, Högelmüllergasse Nummer 31, dritte Stiege, vierter Stock, zweite Tür links, hofseitig.

Daselbst verwahrte er nämlich etwas wie einen Schatz. Er bestand in einer großen, dicken Mappe mit Aussprüchen und Eingebungen berühmter Männer, einer Sammlung von Lebensregeln und Merksprüchen, die sich aber nicht etwa aus gedruckten und jedermann zugänglichen Beiträgen zusammensetzte — behüte! Sondern ihre Bestandteile waren durchaus handschriftlicher Natur, Gedankenblitze von Seltenheitswert, Unika sozusagen, von hohen Geistern und erlauchten Federn eigens nur für ihn allein ausgeheckt, bzw. zu Papier gebracht.

Angesichts der immer unerschwinglicher werdenden Bücherpreise war er nämlich auf den Gedanken verfallen, unter Umgehung des gesamten Druck- und Buchgewerbes die deutsche Schriftstellerwelt unmittelbar für seine Bildungsbedürfnisse in Kontribution zu setzen. Ein geschickt abgefaßter Brief, von aufrichtiger Bewunderung für die Werke des betreffenden Verfassers getragen, auch wenn er sie selbst zu lesen leider niemals Gelegenheit gefunden, und eine an diesen Brief wie ein Schwänzchen gehängte Bitte um ein eigenhändiges Wort als Andenken oder zur Beherzigung — das reichte in der Regel hin, ein mehr oder minder stattliches Autogramm auszulösen. Und da die Zahl der Dichter und Dichterlinge, der Schriftsteller und Schreibfexen aller Art Legion war, so fand die Fülle des mühelos zuströmenden Tiefsinns ihre Begrenzung eigentlich nur in den Geldmitteln, die man für Postgebühren, die selbstverständlich beizuschließende Antwort-Freimarke inbegriffen, aufzuwenden in der Lage war.

Solchermaßen mehrere Jahre hindurch mit beharrlicher Umsicht und Geschicklichkeit wirtschaftend, hatte er's nach und nach glücklich dahin gebracht, eine ziemlich beträchtliche Anhäufung von Gedankensplittern und Weisheitssprüchen um seine Person zu versammeln. Sie waren seine geistige Nahrung. In ihrer notgedrungenen Kürze stellten sie eine Seelenspeise von ähnlicher Konzentration dar wie etwa die durch chemische Künste zu einigen wenigen Tiegeln Fleischextrakt eingedickten Nährwerte ganzer Rinderherden. Und da er sie immer wieder von vorne las, so hatten die hellen Einsichten und profunden Wahrheiten, die darin aufgestapelt waren, mit der Zeit auf ihn abgefärbt und nach und nach einen feineren, vornehmeren und charaktervolleren Menschen aus ihm gemacht, als die meisten jungen Leute seines Schlages zu sein pflegen.

Welche Spannung, wenn eine Antwort ausstand! Welch ein Fest, wenn sie eintraf! Und gerade heute hielt er es für nicht ganz ausgeschlossen, daß die fällige Abendpost sich inzwischen hinter seinem Rücken mit einer erwünschten Bescherung könnte eingestellt haben, während er sich ahnungslos hier im Freien herumtrieb. Denn vor wenigen Tagen erst hatte er einen sozusagen von ihm entdeckten, sonst aber noch immer nicht genugsam gewürdigten lyrischen Dichter, der sich nach einem niederösterreichischen Flüßchen, das sein spärliches Gewässer der Schwechat zuführt, Adalbert von der Triesting nannte, um ein Stammbuchblatt angegangen, und da dem genannten Poeten eine gewisse Weitschweifigkeit nachgesagt wurde, so durfte er diesmal auf eine besonders ausgiebige Ergießung hoffen.

In Gedanken daran flammte fast plötzlich die Leidenschaft des Sammlers in ihm auf, der es kaum mehr erwarten kann, eine neue Kostbarkeit in den freudezitternden Fingern zu halten. Und daraus erklärt es sich auch, warum er in der Hast, mit der er seinen Heimweg durch den Prater verfolgte, fast einem verdächtigen Subjekt glich, das etwas gestohlen hat.

»No, no, no! Machen Sie Ihre Augen auf!« zeterte aus der Dämmerung der dunkle Schattenriß eines Mitmenschen, den er auf einer Wegkreuzung gerammt hatte.

»Oha! Bitte vielmals um Verzeihung!«

»Ja, wer ist denn das? Seh' ich recht? Prelinger —?« kam's aufgeräumt von der andern Seite. Und während er sich an beiden Händen festgehalten fühlte, fragte es herüber: »Sag' mal, Mensch, brennt es bei dir zu Haus? Oder warum stürmst du sonst so blindlings in die Nacht hinein?«

»Du bist es —?« antwortete etwas gedehnt und offenbar nicht ebenso erfreut der Eilfertige, der inzwischen auch seinerseits den Zusammenstößling erkannt hatte. Nicht mit Unrecht, wie sich bald herausstellen sollte, war sofort eine Ahnung in ihm aufgestiegen, daß der liebe, weltentrückte Abend, den er mit seinen Geistesschätzen auf einsamer Bude zu verbringen gedachte, nun ernstlich gefährdet sei. Voll Verlegenheit eine ausführlichere Entschuldigung wegen seiner Unachtsamkeit nachtragend, versuchte er seine Hände freizubekommen und unter dem Vorwand einer Verabredung, die er nicht versäumen dürfe, sich schleunigst loszueisen.

Aber der nächtliche Schatten, der sich als sein Kanzleigenosse Rybnitschek entpuppt hatte, fiel ihm entschlossen ins Wort: »Was dir nicht einfällt! Verabredung! Mit wem denn? Mit einer Dame vielleicht? Das mach' einem andern weis, der dich weniger gut kennt als ich! In deine Höhle wirst du dich verkriechen wollen, um Weltweisheit zu schinden, das wissen wir

schon. Schäm' dich! Bildungsphilister! Leimsieder! Pfui! Willst du noch gänzlich vertrocknen, statt dein Leben, wie es sich für einen anständigen Menschen ziemt, fröhlich zu genießen?«

»Aber ich genieße es doch ohnedies auf meine Weise!« erlaubte sich Prelinger, schon halb und halb eingeschüchtert, zu bemerken.

»Deine Weise ist unweise, lieber Freund,« antwortete Rybnitschek; »aber jedem Bettler gefällt seine Krücke. Willst du wissen, wie du lebst? Wie der Mond im letzten Viertel lebst du! Nichts da! Heut abend kommst du mal mit mir! Wenn schon die Vorsehung uns einander in die Arme geführt hat, so werden wir doch nicht standepede wieder auseinandergehen!«

Eine ganz andre Natur als Prelinger, gehörte Herr Rybnitschek zu den Leuten, die immer in Geselligkeit plätschern müssen. Da er diesen Abend ausnahmsweise auf dem Trocknen saß, war ihm der Kollege gerade recht in den Wurf gekommen. Er fuhr fort, ihm die Hölle heißzumachen und das Evangelium von Wein, Weib und Gesang zu predigen. Und schließlich erzählte er von einer Damenkapelle, die sich in der Gartenwirtschaft »Zum Eisvogel« aufgetan habe, wo sie Abend für Abend durch ihr glänzendes Zusammenspiel die Zuhörer entzücke. Fast durchweg aus ersten Kräften bestehend, genieße dieses Orchester mit Recht Weltruf, nur ein Vandale, ein Tauber oder ein Zebu mit Höcker könne die Gelegenheit, sich einen solchen Kunstgenuß zu verschaffen, ungenützt vorübergehen lassen. Und da es sich nun so gut treffe, daß er, Rybnitschek, sich gerade auf dem Wege zum »Eisvogel« befinde, so setze er als selbstverständlich voraus, daß Prelinger die zufällige Begegnung mit ihm als Fingerzeig des Schicksals betrachten und sich anschließen werde, um den Abend in seiner Gesellschaft zu verbringen.

»Kurz und gut,« entschied er, »du kommst mit! Ich bin sicher, du dankst es mir noch. Ich lade dich auf eine Flasche Wein ein, sei kein Frosch, du wirst mir doch keinen Korb geben!«

Es ist seltsam, wie ein Ja oder Nein, dem niemand eine besondere Tragweite beimessen würde, manchmal ein ganzes Leben bestimmt. So ahnte auch Prelinger nicht, daß er in diesem Augenblick den Würfelbecher in der Hand hielt, der die Lose seiner Zukunft barg.

Noch schwankte er. Um aber sein bevorstehendes Nachgeben begreiflich zu machen, kann das Geständnis nicht länger unterdrückt werden, daß er trotz aller aus der Autographensammlung geschöpften Philosophie in gewisser Hinsicht ein schwacher Mensch war. Dazu kam, daß sich die naturgesetzmäßige Anziehung der ungleichnamigen Pole Prelinger und Rybnitschek und damit auch ihr Zusammenstoß im obersten Teile des Lustparks, nahe dem sogenannten Volksprater, vollzogen hatte. Von der Stelle, wo die beiden Kollegen standen, sah man jenseits eines breiten Fahrdammes die Lichter der Gastgärten und Wirtschaften immer zahlreicher aufblitzen, und seit einiger Zeit hatte auch Musik eingesetzt, die lockend und verführerisch herüberklang.

Die süßen Rhythmen eines Walzers fuhren dem entsagungsvollen Einsiedler in die Beine, betörende Gefühle, ein Gemisch von Sehnsucht, Lebenshunger und Verzücktheit, schwellten ihm das Herz. So geschah es, daß der Versucher, als er, zu Tätlichkeiten übergehend, ihn nun gar unterfaßte und mit sich zog, auf keinen allzu hartnäckigen Widerstand mehr stieß, ja, daß dieser völlig erlahmte, nachdem der Rubikon der Hauptallee überschritten war. Es dauerte nicht lange, so sah man die beiden jungen Leute Arm in Arm einträchtiglich der Stätte des Glanzes und der Töne entgegenstreben. Wenige Minuten später saßen sie unter den hochgewölbten Kastanien im Gastgarten des »Eisvogels«.

Das Tischchen, an dem sie Platz genommen, stand in der ersten Reihe, dem Orchester gerade gegenüber. Das Zwischenspiel aus der Cavalleria rusticana wogte in vollem Gang. Die Geigen klagten und seufzten. Die Dirigentin, die wie eine Königin am Pulte stand, zog den Jammer Santuzzas und Turridus empfindungsvoll in die Breite. Prelinger, der Musik ungewohnt, zerschmolz sofort. Er saß wie im Traum. Das viele Neue, das so plötzlich auf ihn einstürmte, beraubte ihn fast des Verstandes. Ganz unwirklich kam ihm dies alles vor. Die zwanzig oder dreißig jungen Damen in schneeweißen Kleidern mit blutroten Schärpen, die sich in mehreren Sitzreihen übereinander knapp vor ihm aufbauten! Die rosig blassen oder blühend gefärbten, reizvoll gekräuselten und kunstvoll aufgesteckten blonden, braunen und schwarzen Mädchenköpfe! Die anmutig bewegten nackten Arme und Hände, das vielfältige Fiedeln und Streichen, Blasen, Flöten und sogar Paukenschlagen, alles durch holde Weiblichkeit ausgelöst und immer in strammem Takt, mit der Bestimmtheit eines einzigen großen Musikinstruments! Glich dies ganze bunt flirrende, ohrenbetäubende und sinnbestrickende Ereignis nicht einem Feenmärchen aus Tausendundeiner Nacht?

Verbohrt in eine etwas weltfremde Zurückgezogenheit und unmusikalisch, wie er war, richteten die glänzenden Bilder, die sein Auge blendeten, die exotisch zauberhaften Klänge, die rauschend und brandend über ihm zusammenschlugen, eine heillose Verwirrung in seinem Kopfe an, der so groß wie ein Wasserschaff wurde. Aber er glaubte nie etwas Schöneres gesehen und gehört zu haben, und wie einem Kinde, das man übermächtigen Eindrücken aussetzt, feuchteten sich ihm die Augen ...

Er schrak förmlich zusammen, als Herr Ryb-



nitschek sich jetzt herüberneigte, um ihn auf eine von den strahlenden Huldinnen ganz besonders aufmerksam zu machen.

»Die Blonde sieh dir an, die Primgeigerin, meine ich. Die erste, gleich über dem Dirigentenpult! Ein üppiges Weib — wie? Und was für ein Ton! Unter allen andern hört man sie heraus, so prachtvoll singt ihre Geige ...« Und während er sich über die Speisen hermachte, die ihm soeben vorgesetzt wurden, fügte er kauend hinzu: »Das ist der Star der Gesellschaft, mußt du wissen. Eine gottbegnadete Künstlerin, eine Virtuosin, wie du sie in deinem ganzen Leben nicht wieder zu hören bekommst!«

Aber Herr Prelinger erblickte in der blendenden Ansammlung weißer Gestalten mit roten Schärpen längst keine einförmige Masse mehr, er hatte sich gefaßt, hatte Zeit gewonnen, sie in Einzelerscheinungen aufzulösen und sich sein eignes Urteil über diese und jene zurechtzulegen. Sein Blick war schließlich wie gebannt an einer anmutigen jungen Geigerin haftengeblieben, die neben der Primgeigerin saß und deren Spiel ihn dermaßen fesselte, ja bezauberte, daß er bald kein Auge mehr von ihr wenden konnte. Durch die Ansprache des Kollegen aus seiner Versunkenheit emporgestört, fühlte er in seinem Inneren eine merkwürdige Gereiztheit sich hochbäumen, die dem tiefgründigsten Seelenkenner Rätsel aufgegeben hätte. Und ohne lange zu überlegen, antwortete er so sicher und überzeugt, daß er selbst darüber staunen mußte: er verstehe zwar nichts von Kunst, die kokette Blondine aber, von der jener so viel Aufhebens mache, könne ihm gestohlen werden. Sie spiele, wie man zu sagen pflege, aus dem Handgelenk, ohne tiefere Empfindung, ohne Anteil des Herzens. Mit Kunst, so viel kapiere sogar er, habe dies nichts zu tun.

Und in einem Tone, der jeden Widerspruch von vornherein abzulehnen schien, schloß er: »Das zarte braune Mädchen, das knapp neben ihr sitzt, das ist eine ungleich größere und die wahrhaft gottbegnadete Künstlerin der Gesellschaft!«

Ganz paff ob dieser Offenbarung, sperrte Rybnitschek Augen und Ohren auf, schüttelte den Kopf, lachte kurz heraus, schien aber im Augenblick wenig Lust zu verspüren, sich in einen Meinungsstreit einzulassen, und sagte schließlich geringschätzig abweisend, während er mit Essen fortfuhr: »Na, hör' mal, du verstehst auch was!«

Aber das glaubte nun in allem Ernst Herr Prelinger wirklich besser zu verstehen. Schon die ganze Zeit hindurch hatte er das zarte braune Mädchen neben der Primgeigerin ununterbrochen beobachtet. Hingerissen von der Innerlichkeit, mit der sie spielte, konnte er sich an ihr gar nicht satt sehen. Sie las aus denselben Noten wie ihre stattlichere Nachbarin, doch hatte sie ihren Part so gut inne, daß sie nur selten einen Blick auf das Blatt zu werfen brauchte, das vor ihnen ausgebreitet lag, und fast immer auswendig spielte. Während aber die blonde Primgeigerin über das Pult hinweg recht fleißig in den Garten hinunter liebäugelte, hielt jene ihre schönen großen traurigen Augen, sooft sie der Noten nicht bedurfte, zum Himmel gerichtet, und dann sah sie aus wie ein Engel, der andächtig selbst den Klängen lauscht, die er aus seinem Instrument hervorzaubert. Nicht ein einziges Mal hatte sie Aufmerksamkeit für die Zuhörer übrig, so hingegeben und ihrer selbst unbewußt ging sie in ihrer Obliegenheit auf. Sie schien nur um der Musik selbst willen zu spielen oder ihre Kunst Gott darzubringen.

Die Erwartung Rybnitscheks, sich in seinem Kollegen einen angenehmen Gesellschafter für den Abend eingefangen zu haben, ging nicht in Erfüllung. Prelinger war zerstreut, geistesabwesend, gab einsilbige oder gar verkehrte Antworten, wenn der andre etwas zu ihm sagte, und merkte offenbar nicht auf. Solange die Musik erklang, saß er gleichsam in der Kirche, mit Andacht lauschend, ganz gleichgültig, was gespielt wurde, ob eine Ouvertüre, ein Walzer oder ein Potpourri aus Operetten. Aber auch in den Pausen war nichts mit ihm anzufangen, und wenn er sich die Hände halb wund geklatscht hatte und sich endlich zufriedengeben mußte, blieb er doch jeder Unterhaltung unzugänglich und wendete keinen Blick vom Orchester. Die Kleinigkeit, die er sich anstandshalber zum Abendessen hatte bestellen müssen, berührte er kaum, und von dem vorgesetzten Wein auch nur zu nippen, hätte er gänzlich vergessen, hätte ihn Rybnitschek nicht immer wieder dazu ermuntert. Übrigens war es diesem bald klar geworden, daß die zum besten gegebene Flasche schlecht angelegtes Kapital sei, und als an einem der entfernteren Gartentische eine Gesellschaft mit Damen auftauchte, die lebhaft herübergrüßte, ergriff er rasch die Gelegenheit beim Schopf, entschuldigte sich mit Verpflichtungen, denen er sich nicht entziehen könne, und siedelte vergnügt zu den Bekannten über.

Prelinger seinerseits war nicht böse, allein an seinem Tischchen zurückzubleiben. Nun konnte er sich ungestört in den Anblick seiner heiligen Cäcilie vertiefen. Er wußte nicht, gefiel sie ihm besser, wenn sie den Bogen führte oder wenn sie ihn ruhen ließ? Während die übrigen Mitglieder des Orchesters in den Pausen miteinander schwatzten oder, wie Angler ihre Widerhaken, blitzende Äuglein ins Publikum warfen, hielt sie dann ihren Blick in den Schoß gesenkt, wo auch die Geige lag, und saß still, wie geistesabwesend, gleichsam unter dem hehren Strahlenmantel der Demut da, als hätte sie



nicht alle Ursache, die Stolzeste unter der Schar der Charitinnen zu sein und den Kopf hoch zu tragen wie irgendeine ihrer Mitschwestern. In der gleichen Stellung ließ sie auch den Beifall über sich ergehen. Dieser brach wiederholt wie prasselnder Feuerregen über die Kapelle herein, und Herrn Prelingers ziemlich umfangreiche Handflächen trugen nicht wenig dazu bei, das Geknatter zu verstärken. Sein Klatschen galt nur ihr allein, er hätte gewünscht, daß sie ihn bemerkt und beachtet, ihm durch einen Augenaufschlag gedankt hätte. Und zitterte doch davor, daß dies geschehen könne. Denn gerade diese völlige Unnahbarkeit und Unbekümmertheit, die sie vom Lob der Menge unabhängig machte, verlieh ihr in seinen Augen etwas Königliches, ja Heiliges.

Von welch seltener Herzensreinheit zeugte doch dies stille Dienen um der Sache willen! Auch nicht das kleinste Brosamen von Anerkennung schien sie für ihre Leistung in Anspruch zu nehmen. Eher hatte es den Anschein, als täte der Beifall ihr wehe, indem er ihr Zartgefühl verletzte, und als würde sie, je lauter dieser dröhnte, immer trauriger, immer einsamer, immer erdenferner auf ihrem Platz, auf dem sie bewegungslos in sich gekehrt verharrte, indessen ihre Kameradinnen, die blonde Nachbarin voran, nach allen Seiten mit dem Kopfe winkten und — das eingefrorene Lächeln der Tänzerinnen auf den Lippen — gleichsam Huldigungen einsammelten.

Über solchen Beobachtungen und erhebenden Erlebnissen Zeit und Ort vergessend, wußte Prelinger schließlich selbst nicht recht, wohin der Abend eigentlich gekommen war, als plötzlich ihn die Tatsache überraschte, daß er zur Neige ging. Eben hatte er nach Schluß eines brillant gespielten Galopps wieder wie toll in die Hände geklatscht, da fiel es ihm auf, daß seine Begeisterung ohne Resonanz blieb, und als er sich verwundert umsah, bemerkte er erst, daß er zwischen leeren Tischen und Stühlen saß. Das Publikum hatte sich verlaufen, bloß ein paar gähnende Kellner lungerten in seiner Nähe noch herum, verwünschten ihn vermutlich längst ins Pfefferland. Bestürzt zog er die Uhr. Es war Mitternacht vorbei. Auch die Sitzreihen des Orchesters hatten sich überraschend schnell geleert. Gerade sah er noch einige weißgekleidete Damen, ihre Instrumente unterm Arm, durch eine Tür im Hintergrund verschwinden. Von der Angebeteten konnte er nichts mehr erblicken. Enttäuscht trat er den Heimweg an.

Aber während er durch die dunklen Alleen des Praters und die ausgestorbenen Straßen der Stadt langsam nach Hause ging, umschwebte ihn unablässig das holde Bild des schönen, blassen, traurigen Mädchens, in welchem die Musik, die reinste und hehrste aller Künste, um die er sich bis dahin nicht im geringsten gekümmert, ganz plötzlich Gestalt für ihn gewonnen hatte. Von Melodien war ihm keine zurückgeblieben, sein Gehör ermangelte jeder Schulung; und doch spürte er bis in seine nächtlichen Träume die rhythmischen Bewegungen ihres Spiels, die harmonische Ruhe ihrer stillen, weltabgewendeten Andacht, in die sie während der Pausen versunken geschienen. Erst am nächsten Morgen, als er erwachte und durch sein Hoffenster ihm ein trostloser Regentag mürrisch ins Zimmer lugte, überkam ihn etwas wie Ernüchterung und Katzenjammer.

Wie er den gestrigen Abend zugebracht, das widersprach eigentlich all seinen Grundsätzen. Hatte er sich denn nicht planmäßige Selbsterziehung zur Geistigkeit und strengstes Haushalten mit seinen Mitteln zur Pflicht gemacht? Und nun dies plötzliche Untreuwerden! Dieses Sichverlieren an Eindrücke aus einer andern und fremden Welt, die ihm auf die Dauer doch nichts sein konnte und durfte! Dieses nach seinen Begriffen leichtfertige Geldausgeben, durch das sein Beutel an einem einzigen Abend so unheimlich erleichtert worden war, wo er doch gerade nur so viel gezehrt hatte, um nicht der Verachtung der Kellner anheimzufallen! Warum ließ er sich's nicht wie sonst an einem bescheidenen, durch den gewohnten Umgang mit hohen Geistern gewürzten Imbiß auf seiner Bude genügen? Wußte er etwa nicht, daß es in dieser Zeit fast ruinös war, eine Gastwirtschaft zu besuchen, noch dazu ein vornehmeres Lokal mit Musik? Wozu also hatte er's getan? Warum, weshalb? Bloß weil ihm gerade Rybnitschek in den Weg gelaufen? Schmachvoll, durch solche Zufälligkeiten bestimmbar zu sein! Doppelt schmachvoll, so leicht sich ablenken zu lassen von seinen großen und würdigen Zielen! Denn ein solches war die Ausgestaltung der Autographensammlung, die nicht etwa dem Sport oder der Spielerei diente, sondern neben der Befriedigung literarischer Bedürfnisse vor allem dem Aufbau und der Ausbildung seiner eignen Persönlichkeit, seines Charakters, seines ganzen geistigen Menschen. Sechs oder acht Briefe, vielleicht mehr, wäre er um dieses einzige Abendessen zu schreiben in der Lage gewesen. Wieviel nützliche Anregungen, wieviel kostbare Lehren der Lebensweisheit hätten die ihm eintragen können!

In diesem Zusammenhang fiel ihm plötzlich ein, daß er ja erst unlängst eine Taube mit angehängtem Bettelschwänzchen ins Dichterland ausgesendet und ihre Heimkehr mit einem Ölzweig im Schnabel gerade in diesen Tagen erwartet hatte. Und richtig, dort auf der Kommode, wo die Aufwartefrau für gewöhnlich die Post abzulegen pflegte, leuchtete schneeweiß —

in der trunkenen Umnebelung des gestrigen Abends von ihm gänzlich übersehen — ein Schreibebrief herüber, der ganz so aussah, als sollte er der kühnsten Hoffnungen Erfüllung in sich bergen. Mit zitternden Fingern den Umschlag erbrechend, gewahrte er, daß er wirklich und wahrhaftig eine eigenhändige Niederschrift des von ihm aus gebührender Entfernung verehrten Adalbert von der Triesting in Händen hielt, dem nach seiner Überzeugung nur Mißgunst der Kritik den Eingang in die Literaturgeschichte versperrte.

Das erste, worauf er nach Entfernung der Hülle stieß, war ein etwas länglicher Begleitbrief, dem sich bei flüchtiger Durchsicht nur so viel entnehmen ließ, daß er ausführliche Mitteilungen über die zahllosen Prügel zu enthalten schien, welche Neid und Übelwollen einer unentwegt ringenden Poetenseele zwischen die Beine geworfen hatten. Geschmeichelt durch ein so ehrenvolles Zeichen von Vertrauen, mußte Herr Prelinger die nähere Kenntnisnahme dieses bemerkenswerten literarhistorischen Dokuments doch einer späteren Gelegenheit vorbehalten, da es höchste Zeit für ihn war, ins Amt zu eilen. Ein zweites Blatt jedoch, das die eigentliche Widmung für die Sammlung darstellte, nahm er mit ins Bureau und las es so oft im Laufe des Vormittags zwischen seinen Akten, bis er es auswendig wußte.

Beherzigung

Und bist du glücklich, sag's nicht,
Weil kein Mensch dich versteht.
Und bist du elend, klag's nicht,
Weil kein Hahn danach kräht.
Was Glaube —? Er belügt dich!
Was Liebe —? Sie ist nicht echt!
Und Hoffnung —? Ach, sie trügt dich!
Welt, wie bist du schlecht!

Adalbert von der Triesting.

Grau in grau verlief die Arbeit in der Amtsstube, grau stand vor den Fenstern der Regentag, grau wie schwere Nebelschwaden lag dem Abenteuerling von gestern abend der Gedanke auf dem Herzen, daß er sich unbefugterweise eingedrängt hätte ins Reich des Glanzes und der Klänge, und daß es doch zu nichts führen könne, wenn er, die kleine, in dunkler Verborgenheit hindämmernde Existenz, sein Auge zu erheben wage zu einer Künstlerin von Rang und Ruf, die sicherlich zu den gefeiertsten Namen hätte zählen können, hätte edle Bescheidenheit sie nicht daran gehindert, sich in den Vordergrund zu drängen. Von dieser Symphonie in Grau hoben die schwarzgalligen Verse des in den weitesten Kreisen unbekannten Dichters sich ab wie eine prophetische Drohung. Wer weiß, ob der Schein nicht trog, und der Glaube an die schöne, zarte, anmutige Geigerin nicht in Enttäuschung zerronnen wäre, hätte sich Gelegenheit geboten, ihre nähere Bekanntschaft zu machen? Wer weiß, traf der Sänger und Seher von Gottes Gnaden nicht den Nagel auf den Kopf mit der vielleicht nicht ganz neuen, aber gewiß aus eigner bitterer Erfahrung geschöpften Entdeckung, daß die Liebe falsch sei und die Hoffnung eitel?

Bisweilen, wenn die Gedanken zu dem lieblichen Erlebnis von gestern zurückschweiften, wollte freilich ein stürmisches Wonnegefühl Herrn Prelingers Herz überfluten. Aber eingedenk der Weisung: »Und bist du glücklich, sag's nicht, weil kein Mensch dich versteht«, ließ er sich nichts merken und tat Herrn Rybnitschek gegenüber blasiert und gelangweilt, denn auf Verständnis von dieser Seite hätte er keinesfalls zählen dürfen. Und wenn dann in jähem Wechsel dieses selbe Herz sich wieder leidvoll zusammenkrampfte in banger Sehnsucht nach Licht und Liebe, ließ er sich erst recht nichts merken, stumm in seiner verfinsterten Seele die Mahnung beherzigend: »Und bist du elend, klag's nicht, weil kein Hahn danach kräht!« Im Sinne des eigenhändig gewidmeten Dichterwortes gedieh denn auch mehr und mehr die Erkenntnis in ihm zur Reife, daß die Welt nicht einmal eine österreichische Krone wert sei, woraus wieder folgte, daß man gut daran täte, sich mit ihr in keine näheren Beziehungen einzulassen, am allerwenigsten auf dem heißen Boden des »Eisvogels«.

Merkwürdig aber, wie schon allein die Witterung mit ihren noch nicht genügend erforschten Einflüssen aufs Gemüt im Handumdrehen das ganze Weltbild verändern, ja in sein Gegenteil verkehren kann. Am Nachmittag hatte sich's aufgehellt, die Sonne brach durch Wolken, der klarste Himmel wölbte sich über einem wonnig milden Abend, und als die Lichter angezündet wurden, war der erste Gast, der im Wirtsgarten des »Eisvogels« seinen Einzug hielt, Herr Prelinger.

Das Leben war stärker als Adalbert von der Triesting. Es behielt die Oberhand und folgte seiner natürlichen Bestimmung, indem es glaubte, liebte und hoffte.

Die blonde Primgeigerin sah den andächtigen Zuhörer, der ihr schon gestern abend angenehm aufgefallen war, wieder an demselben Tischchen in der vordersten Reihe sitzen und fühlte sich geschmeichelt. Als Virtuosin von Ruf daran gewöhnt, Huldigungen entgegenzunehmen, zweifelte sie nicht, daß sie selbst der Gegenstand seiner Bewunderung sei, ein Irrtum, der um so eher entschuldbar war, als das holde braune Mädchen, von dem Herr Prelinger kein Auge wendete, knapp an ihrer Seite saß. Der bescheidene junge Mann, der so viel Verständnis und Begeisterung für die Musik zu haben schien,

gefiel ihr wohl. Sie warf ihm freundliche Blicke zu, sie spielte gleichsam nur mehr für ihn allein, während er gleichsam nur allein dem Spiele seiner heiligen Cäcilie lauschte, und sie dankte, wenn der Beifall losbrach, mit ihrem etwas kecken lächelnden Kopfnicken ausschließlich nur ihm, während sein begeistertes Klatschen nur der bescheiden-anmutigen blassen Geigerin an ihrer Seite galt, die wie immer gen Himmel oder in den Schoß blickte. So verfehlte das teils empfindsame, teils neckische Werben, das hier in die Erscheinung trat, wechselseitig sein Ziel, indem die heilige Cäcilie nichts von Herrn Prelinger, und Herr Prelinger nichts von der blonden Primgeigerin wußte.

In ihrer Überzeugung, an dem sympathischen jungen Herrn, der sie (wie sie meinte) so unzweideutig anschmachtete, eine Eroberung gemacht zu haben, wurde die verblendete Primgeigerin natürlich mehr und mehr bestärkt, als dieser auch weiter Abend für Abend an seinem Gartentischchen auftauchte, der Erste war, der kam, und der Letzte, der ging, und in seinen stürmischen Beifallsbezeigungen für die musikalischen Genüsse so wenig erlahmte wie in seiner auf die Gegend, wo sie saß, gerichteten Aufmerksamkeit. Freilich begriff sie nicht recht, warum er nach Schluß des Konzerts niemals Gelegenheit nahm, sich ihr zu nähern und ihre persönliche Bekanntschaft zu suchen. Ein gewandter Lebemann war er offensichtig nicht, sein dürftiges Äußeres, sein ganzes Gehaben kennzeichneten ihn eher als einen unbeholfenen, aber ehrlichen und gutwilligen großen Jungen, wie sie sich einen solchen als Verehrer ihrer Kunst und Anbeter ihrer Person schon lange gewünscht, denn sie brauchte für ihre Freistunden, wie sie bei aller Ehrbarkeit offen einzugestehen pflegte, immer auch etwas »fürs Herz und fürs Gemüt«. Sie übte sich also in Geduld und beschränkte sich einstweilen darauf, mit ermunternden Blicken fortzufahren, erwartungsvoll dem Zeitpunkt entgegenharrend, wo er sich ein Herz fassen und sich endlich erklären würde.

Was nun den Ritter Toggenburg vom »Eisvogel« anlangt, so hatte er inzwischen den herzhaften Entschluß gefaßt, sich endgültig von Adalbert von der Triesting loszusagen und keck seine kleinen Ersparnisse anzugreifen, um sich allabendlich den hohen Genuß zu verschaffen, seine heilige Cäcilie hören und vor allem sehen zu können.

Was er sich im Laufe der Jahre dank seiner anerkennenswerten Bedürfnislosigkeit auf die hohe Kante gelegt, war ursprünglich allerdings dazu bestimmt gewesen, ihn in Zeiten der Not über Wasser zu halten. Aber war gerade jetzt in gewissem Betracht ein solcher Fall nicht gegeben? Wirklich ähnelte die kritische Epoche seines Lebens, in der er sich befand, in vieler Hinsicht einem krankhaften Fieberzustand. Am Abend, unter den hohen Kastanien des Gastgartens, schüttelten ihn Schauer des Entzückens, während tagsüber allerhand Hirngespinste ihn beängstigten, die ihm seine Zukunft als auf diese oder jene Weise verfahren vorgaukelten. Bald nahm er als ausgemacht an, daß das schöne holde Mädchen, das er im Herzen trug, ewig unnahbar für ihn bleiben würde wie ein überirdisches Gnadenbild — dann war sein Leben ihm nichts mehr wert, und er hätte am liebsten darauf verzichtet. Bald träumte er wieder Erhörung und Erfüllung — dann sah er eine gottbegnadete Künstlerin, berufen, auf den lichten Höhen des Daseins zu wandeln, in enge Verhältnisse herabgezogen, mit geknickten Fittichen und verkümmerndem Herzen gewissermaßen ans Pflaster des Alltags geschmiedet, sich selbst aber als zentnerschwere Eisenkugel an einer Kette, welche die zartesten Knöchel umklammerte, nachgeschleppt von einem lilienweißen Füßchen, das langsam hinwelkte vor Sehnsucht nach freiem, leichtbeschwingtem Ausschreiten über die Wolken hin. Immer wieder lautete das Ergebnis seiner Selbstquälerei, daß es eine Vermessenheit sondergleichen sei, wenn ein Mensch, der von Musik soviel verstehe wie ein Nashorn, sein Verlangen gerade zu einer Seele zu erheben wage, die ein Hort der süßesten Melodien war. Und immer wieder zog er keine andre Folgerung aus dieser Erkenntnis, als daß er am Abend pünktlich auf seinem Stammsitz im »Eisvogel« saß, um noch ein letztes und dann allerletztes Mal sich am Anblick der lieblichen kleinen Geigenkünstlerin zu entzücken.

Endlich, an einem Sonntagmorgen, wachte er mit dem festen Vorsatz auf, dem Zwiespalt in seiner Seele ein Ende zu bereiten und eine Entscheidung herbeizuführen, falle sie aus, wie sie wolle.

Dem Dichter Adalbert von der Triesting war seit einiger Zeit ein gefährlicher Antagonist erstanden, mit dem er sich in den »Dichterstimmen« beharrlich befehdete. Wie zum Hohn und um die Gegnerschaft recht nachdrücklich zu unterstreichen, hatte der literarische Widersacher nach einem andern niederösterreichischen Wässerchen, welches der Triesting eine Zeitlang parallel läuft, dann aber mit jäher Abkehr nicht in die Schwechat, sondern in die Fischa fällt, sich den Kriegsnamen Leodegar von der Piesting zugelegt. Beide dichtenden Kampfhähne, von denen ein jeder sich als Häuptling einer ganzen Schule fühlte, sahen schon allein in ihren Namen die zwischen ihnen gähnende Kluft versinnbildlicht, ohne zu bedenken, daß sowohl Schwechat wie Fischa in die Donau münden, wo denn letzten Endes auch die Gewässer der Triesting und der Piesting wieder friedlich zusammenkommen.

Da nun Herr Prelinger von der trübseligen Schwarzmalerei Adalberts, seines früheren Leitsterns, sich entschlossen abgewendet hatte, so lag der Gedanke nahe, bei dessen Gegenpol anzuklopfen und es jetzt zur Abwechslung einmal mit der vielleicht tieferen Weisheit Leodegars zu versuchen.

Er schrieb also an diesem Sonntagmorgen mit seiner schönsten Schrift den üblichen Bewunderungsbrief ins reine, hängte hinten das oft bewährte Schwänzchen dran und beschloß, nachdem er an den Sänger von der Piesting adressiert und schweren Herzens seine letzte kostspielige Briefmarke auf den Umschlag geklebt hatte, den voraussichtlich zu erwartenden aphoristischen Kernspruch über sein Schicksal entscheiden zu lassen. Bis zu dessen Eintreffen aber wollte er strenge Karenz üben und den »Eisvogel« gänzlich meiden, also gleichsam eine Art seelischer Fastenzeit einschalten, um sich würdig auf das endgültige Erkenntnis vorzubereiten.

An diesem Nachmittage wanderte er denn auch nicht wie sonst in den Prater, sondern schlug ehrenfest die entgegengesetzte Richtung nach Schönbrunn ein. Der Einsamkeit bedürftig, suchte er in dem weiträumigen Schloßpark jene wenig begangene Gegend auf, wo von Waldbäumen umrauscht eine künstliche römische Ruine sich wehmütig im dunklen Becken eines Weihers spiegelt, und ließ sich diesem nachdenklichen Bauwerk gegenüber, das an die Vergänglichkeit weltlicher Freuden mahnt, auf einer Steinbank nieder, um den widerspruchsvollen Zuständen seines Inneren nachzusinnen. Er saß noch nicht lange auf seinem Platz, als er durch einen der geschorenen Laubgänge, die mit weißen Marmorbildwerken geschmückt sind, zwei weibliche Gestalten sich nähern sah, von denen die eine außerordentlich üppig gewachsen und auch prächtig gekleidet war, während die andre an ihrer Seite eher ein Mädchen aus dem Volke zu sein schien. Da die beiden ganz nahe herangekommen waren und eben im Begriff standen, an Herrn Prelinger vorüberzuschreiten, machte die stattliche Dame plötzlich halt, nickte lächelnd mit dem Kopfe und sagte, ein paar Schritte auf ihn zugehend: »Ei, sieh doch, das ist ja unser Bekannter vom ‚Eisvogel'!«

Prelinger war emporgeschnellt und stand unbeholfen und verlegen wie ein Schuljunge vor den beiden ungleichen Grazien, in denen er erst jetzt die blonde Primgeigerin und ihre Pultnachbarin, seine heilige Cäcilie, wiedererkannte. Er hatte den Hut gezogen, wurde über und über rot und gab, sich ehrerbietig verneigend, seiner Bewunderung für die Darbietungen der Kapelle Ausdruck, der die Damen anzugehören die Ehre hätten. Aber im selben Augenblick empfand er die gutgemeinte Wendung auch schon als mißlungen und suchte sich rasch zu verbessern, indem er hinzufügte, daß es freilich mehr noch dem Orchester selbst zur Ehre gereiche, zwei solche Künstlerinnen, wie sie es wären, zu seinen Mitgliedern zu zählen.

»Sind es wirklich ihrer zwei?« antwortete darauf mit betonter Verwunderung und Heiterkeit die blonde Primgeigerin und fing so unbändig zu lachen an, daß ihr voller Busen unter dem Kleide zitterte.

Hierüber erschrak Herr Prelinger nicht wenig, denn das anmutig blasse Mädchen, das bescheiden zur Seite stand, war gleichzeitig bis über die Ohren rot geworden und schlug wie beschämt die Augen nieder. In geheimer Sorge, abermals nicht ganz das Richtige getroffen zu haben, konnte er doch nicht dahinterkommen, was er etwa verfehlt haben sollte, und senkte, ratlos, wie er war, nun ebenfalls den Blick zu Boden, unsicher, ob er etwa einem häßlichen Ausbruch von Neid gegenüberstehe, durch den die aufgedonnerte Blondine andeuten wollte, daß nur sie selbst die einzige und alleinige große Künstlerin der Gesellschaft sei.

Diese gewährte ihm übrigens keine Zeit zu langem Nachdenken, indem sie, sich von ihrem Lachanfall erholend, dem mit Glut übergossenen und offenbar in peinlichste Verlegenheit gestürzten jungen Mädchen mit gutmütig ermunternden Worten Trost zuzusprechen begann: sie brauche nicht zu erröten, es sei nicht ihre Schuld, wenn der Herr mehr Liebhaber als Sachverständiger sei, übrigens komme es weniger auf das »Gedudel« an (so beliebte sie sich auszudrücken) als darauf, daß einer ein guter Mensch sei, und das treffe bei ihr zu, was sie mit tausend Eiden bestätigen könne. Hierauf sich wieder Herrn Prelinger zuwendend, der sich auch auf diese Äußerung keinen Reim zu machen wußte und, ohne daß sein vorhin aufgekeimter Verdacht gänzlich zerstreut worden wäre, doch vor neuen Rätseln stand, sprudelte sie mit leichtem Mundwerk einen Schwall liebenswürdiger Redensarten hervor, wie es dem Künstler schon wohltue, auch nur einen einzigen Zuhörer im Publikum zu wissen, der mit seinem ganzen Herzen bei der Sache sei.

Und schließlich versicherte sie, es sei ihr ein Vergnügen gewesen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben, zu ihrem Bedauern könne sie sich jetzt nicht länger verweilen, da sie mit ihrer kleinen Kollegin noch einen Spaziergang auf die Gloriette zu machen beabsichtige. Die Zeit sei ohnedies schon stark vorgeschritten, denn vor Einbruch des Abends müßten sie beide wieder im Prater sein. Damit reichte sie ihm ihre behandschuhte kleine Hand zum Abschied, fügte aber wie beiläufig noch hinzu: »Wenn Sie übrigens nichts andres vorhaben und sich anschließen wollen, so sind Sie dazu eingeladen.«



W. Wolfgang Breuer: Der Fischer

Wer nun etwa der Meinung wäre, Herr Prelinger habe eine abschlägige Antwort darauf gegeben, den hätte ein aus zwei Damen und einem Herrn bestehendes Kleeblatt leicht vom Gegenteil überzeugt, das wenige Minuten später den Stufenpfad hinter der römischen Ruine gegen den Eichen- und Ahornwald anstieg, der den östlichen Abhang des von der Gloriette gekrönten Hügels einnimmt. Die blonde Primgeigerin, die sich als Fräulein Julie vorgestellt hatte, bestritt die Kosten der Unterhaltung, sie schwatzte das Blaue vom Himmel herunter, es war ihr aber gut zuzuhören. Ihre Bemerkung von vorhin, ob es denn wirklich zwei Künstlerinnen in der Kapelle gebe, und ihr unbändiges Lachen über diesen Gedanken blieben unerklärt, denn den Eindruck einer hinterhältigen oder neidvollen Natur machte sie durchaus nicht. Temperamentvoll, heiter und ungezwungen, wenn auch vielleicht etwas stark von sich selbst eingenommen, schien sie vielmehr zu jenen urwüchsigen und zutraulichen Gemütern zu zählen, die das Herz auf der Zunge tragen, beinahe im ersten Augenblick schon meinte man seit ewigen Zeiten mit ihr bekannt zu sein. Aber so unterhaltsam sie zu plaudern wußte, so hörte Herr Prelinger, der an der Seite ihrer jungen Kollegin hinterdrein schritt, doch nur mit halbem Ohre zu. Er war froh, daß sie ihm das Reden gänzlich abnahm, noch konnte er sein Glück kaum fassen, das ihn so unerwartet wie durch überirdische Fügung an die Seite des angebeteten Mädchens gezaubert hatte. Er fühlte jeden ihrer Schritte, jede ihrer Bewegungen, und als sie sich niederbeugte, um eine verspätete Blume zu pflücken, spähte er dienstbeflissen nach andern Blumen aus. Es wuchsen keine mehr in dem Waldboden, der schon mit welken Blättern bedeckt war, doch entdeckte er über einem knorrigen Stamme ziemlich hoch oben ein paar glänzend glatte Eicheln, die zwischen buntverfärbtem Laube dicht nebeneinander in ihren zierlichen Bechern steckten, zog mit der Krücke seines Stockes den Ast herunter, reckte sich hoch und brach das Zweiglein. Er reichte es ihr dar, sie nahm es lächelnd an und dankte ihm.

»Die Eichel ist eine schöne Frucht,« sagte er.

Diese geistreiche Bemerkung war das erste Wort, das er an sie richtete, und sie antwortete anscheinend aus vollster Überzeugung: »Ja, eine wunderschöne Frucht.«

Ermutigt fuhr er fort: »Man muß sich zu Sommersende überhaupt mehr ans Laub halten. Es fängt schon an, gelb, rötlich oder gar kupferbraun zu werden, so ersetzt es die schönen Farben der Blumen, bei denen in dieser Jahreszeit nicht mehr viel zu holen ist.«

»Sie haben recht,« sagte sie lebhaft; »ich werde mich mehr ans Laub halten.«

Er war glücklich, daß sie ihm beistimmte und nun wirklich anfing, einen Strauß von bunten Zweigen zu sammeln. Eifrig half er ihr dabei. Die blonde Primgeigerin erzählte inzwischen mit viel Humor von ihren auf der Musikschule verbrachten Jahren, von ihren Konzertreisen, von den Triumphen, die sie gefeiert hatte. Er hörte jetzt überhaupt nicht mehr zu, er hatte für nichts andres Sinn als für die in der Hand seiner kleinen Flamme immer mehr zunehmende Ansammlung bunter Läublein, die er nach Kräften vermehren half, und fand, daß sie die Auswahl und Zusammenstellung mit wunderbarem Geschmack besorgte. Nach einer Weile blieb Fräulein Julie, die immer vorgegangen war, stehen und wendete sich um. Sie bemerkte erst jetzt, daß er zurückgeblieben war, und daß sie in die leere Luft gesprochen hatte.

»Wo bleiben Sie denn?« rief sie. »Wollen Sie einen Dürrkräutler-Laden aufmachen?«

»Der Herr hilft mir,« sagte das junge Mädchen; »er meint, daß es dankbarer ist, buntes Laub zu pflücken statt Blumen, und er hat recht. Sieh den wunderschönen Buschen! Die Mutter wird sich freuen!«

»Wie hat Ihnen neulich das Potpourri aus Richard Wagner gefallen? Ich finde, die Dirigentin nahm die Tempi zu schleppend,« sagte die üppige Blondine, die durch das Steigen etwas außer Atem geraten war und ihre Schritte mäßigte.

Er sah sich nun genötigt, an ihrer Seite zu bleiben und Rede und Antwort zu stehen. Er »schwamm« nur so, wie man zu sagen pflegt, und mußte auf der Hut sein, sich keine Blöße zu geben. Gewiß, stimmte er zu, sicherlich hätte die Dirigentin die Tempi zu schleppend genommen. Er fand es reizend, daß die andre, deren Namen er noch gar nicht wußte — denn er hatte nicht zu fragen gewagt —, die aber seiner Überzeugung nach die weit bedeutendere Künstlerin war, obgleich sie ein viel geringeres Kleid trug, so gar nichts von Musik redete, sondern sich nur harmlos über die bunten Farben der Blätter freute. In ihrer Nähe brauchte man nichts zu wissen, man wandelte so beruhigt an ihrer Seite. Übrigens setzte auch Fräulein Julie das Verhör nicht fort, es dauerte nicht lange, so führte sie das Gespräch wieder auf eigne Faust, er hatte nichts zu tun, als geduldig zuzuhören.

»Im Orchester geht man unter mit seiner Kunst,« sagte sie. »Ich will Ihnen einmal ganz allein etwas vorspielen, unter vier Augen, da werden Sie Ohren machen!«

Sie sah ihn von der Seite an und warf ihm so feurige Blicke zu, daß er ganz verlegen wurde und, weil er nicht wußte, was er antworten sollte, sich ins Scherzhafte flüchtete. »Unter vier Ohren, müßten Sie sagen, da werde ich Augen machen.«

Sie lachte hell auf: »Sie sind ein Schlimmer, ein stilles Wasser! Ich wußte gar nicht, daß Sie so witzig sein können.«

Er war froh, daß er dem Trommelfeuer ihrer Blicke mit heiler Haut entronnen war, und nahm sich vor, noch öfter witzig zu sein, wenn dies so geringe Unkosten erforderte.

Als sie auf der Höhe angelangt waren, stiegen sie durch die enge Wendeltreppe auf die Gloriette und betrachteten von der Plattform das herrlich ausgebreitete Bild zu ihren Füßen. In weitem Bogen umspannten sanft geschwungene Höhenzüge das ungeheure Häusermeer der Stadt, aus deren Mitte die Nadel des Stephanturmes zum Himmel stieg. Noch weiter entfernt sah man das Riesenrad, in dessen Nähe sich der »Eisvogel« befinden mußte, über die hohen Bäume des Praters ragen, schon in blauen Abenddünsten verschwimmend.

Mit ausgestreckter Hand darauf hinweisend, sagte Herr Prelinger, als Fräulein Julie für einen Augenblick auf der andern Seite zurückgeblieben war: »Da drüben ist die Stelle, wo ich unvergeßlich Schönes erlebte. Sie ahnen nicht, Fräulein, wie viel Erhebung und reine Freude ich Ihrer hohen Kunst danke!«

»Oh, sprechen Sie nicht davon, bitte sprechen Sie nicht davon!« flüsterte sie, ihn mit geängstigten Augen anflehend.

Er fand eine so weitgehende Bescheidenheit schon fast übertrieben. Bevor er aber noch etwas erwidern konnte, war die blonde Primgeigerin herangetreten und sagte: »Es ist hohe Zeit, daß wir aufbrechen, Zilli! Die Sonne geht bald unter, wir müssen vorher noch nach Hause, uns in Uniform zu werfen.«

Prelinger, der den von ihr genannten Namen nicht deutlich verstanden hatte, erlaubte sich jetzt zu fragen, ob er ihn erfahren, und wie er das Fräulein nennen dürfe.

Hierdurch erst darauf aufmerksam gemacht, daß sie versäumt hatte, das junge Mädchen gebührend bei ihm einzuführen, entschuldigte sich Fräulein Julie, ehrlich bestürzt: »So — schön, was hab' ich da angestellt! Nannte ich nur meinen eignen Namen und vergaß den meiner lieben Kollegin? Das war aber artig! Bitte vielmals um Verzeihung! Cäcilie heißt sie, so nennen wir sie eben Zilli.«

»Cäcilie?« sagte Herr Prelinger ganz benommen. »Wie merkwürdig! So nannte ich das Fräulein schon längst in meinen Gedanken, weil sie mich im seelischen Ausdruck ihres Geigenspiels immer an eine heilige Cäcilie erinnerte.«

Er hielt inne und sah verdutzt drein, denn in diesem Augenblick platzte die Primgeigerin neuerdings mit einem unbezwingbaren Lachen heraus, während das junge Mädchen abermals rot geworden war und aussah, als sei sie vor Scham und Verzweiflung dem Weinen nahe.

»Nehmen Sie mir's nicht übel,« rief Fräulein Julie endlich, sich die Lachtränen abtrocknend, »aber es ist zu drollig! Ich darf Ihnen nicht verraten warum, aber es ist wirklich zu drollig! Könnten Sie den Zusammenhang verstehen, Sie würden gewiß selbst mitlachen.«

»Ich erführe wohl gerne —« begann Herr Prelinger etwas gekränkt.

Aber sie ließ ihn gar nicht vollenden und schnitt ihm das Wort ab: »Nein, fragen Sie nicht, bitte, fragen Sie nicht! Es läßt sich in der Geschwindigkeit wirklich nicht erklären, worum es sich da handelt ... Kommen Sie jetzt, bitte, kommen Sie, wir müssen unbedingt fort, sonst wird es zu spät! Komm, Zilli, rasch, wir dürfen doch den Beginn des Konzerts nicht verzögern, es wäre gegen unsern Vertrag und würde uns Strafgeld kosten!«

Sie stieg mit Fräulein Zilli das turmartige Bauwerk wieder hinunter, und Prelinger folgte ihnen ganz betreten. Er verstand von dem allen so viel wie nichts und vermutete, bei seiner Unbewandertheit in musikalischen Dingen irgend etwas Albernes gesagt zu haben. Ziemlich einsilbig geworden, ging er neben den Damen her, die nun den kürzesten Weg nach der nächsten Haltestelle der Stadtbahn einschlugen. Denn Fräulein Julie wollte die Tram benützen, da sie sonst mit Umkleiden nicht mehr rechtzeitig fertig würde.

Ehe sie in den Wagen der Elektrischen stieg, der eben wie gerufen daherkam, wendete sie sich noch einmal an Herrn Prelinger, ihm die Hand reichend: »Nichts für ungut, und auf Wiedersehen beim ‚Eisvogel'!«

Dabei blitzte sie ihn mit denselben verliebten Äugelchen an, die sie ihm zu machen pflegte, wenn sie spielte. So wenig er es aber früher bemerkt hatte, so wenig bemerkte er es jetzt, ganz eingehüllt in stürmische Freude, weil das junge Mädchen nicht ebenfalls mit eingestiegen war, wie er befürchtet hatte, und nun unversehens allein mit ihm auf der Straße stand.

»Sie gehen zu Fuß, Fräulein?«

»Ich kann mir in diesen teuren Zeiten die Tram nicht leisten, ich komme auch so noch zurecht.«

»Wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?«

»Im fünften Bezirk, in der Fendigasse.«

»Und ich in der Högelmüllergasse — da sind wir ja beinahe Nachbarn!« rief er außer sich vor Vergnügen. Und fast ein wenig errötend ob seiner Kühnheit, setzte er bescheiden hinzu: »Würden Sie vielleicht gestatten, daß ich Sie begleite, da wir doch beinahe denselben Weg haben?«

»Es wird mich sehr freuen,« sagte sie höflich.

Beseligt schritt er an ihrer Seite die langen städtischen Straßen entlang, während sie den großen Strauß von buntem Laub vor sich her-



trug, den er ihr hatte sammeln helfen. Heiter und harmlos plauderten sie miteinander über dieses und jenes. Er konnte sich nicht genug darüber wundern, daß eine so große Künstlerin so einfach und schlicht sein konnte, daß sie so gar nichts Geziertes oder Eingebildetes an sich hatte, sondern wie die guten lieben Mädchen aus dem Volk mit ihm redete und lachte. Und er meinte im stillen: am Ende würde sie sich doch in seine bescheidenen Verhältnisse zu schicken wissen, trotz ihrer glänzenden Gaben und Aussichten, vorausgesetzt nur, daß sie in ihrem Herzen etwas für ihn übrig hätte ...

Es überkam ihn plötzlich ein fabelhafter Mut, und er klopfte auf den Busch, aber vorsichtig, auf Umwegen: »Der fünfte Bezirk ist eigentlich sehr nahe.«

»Nahe?« fragte sie erstaunt. »Ich finde, es ist ein ziemlich weiter Weg bis dahin.«

»Ich würde am liebsten ewig so an Ihrer Seite hergehen.«

»Eine Ewigkeit dauert der Weg freilich nicht,« lachte sie auf. »Aber wenn es viel weiter wäre, als es ist, würde es Ihnen vermutlich doch bald zu lang.«

»Niemals!« beteuerte er. »Und Ihnen?«

»Ich seh' Sie heute zum erstenmal,« sagte sie einfach. »Aber ich habe diesen Nachmittag gern mit Ihnen verbracht.«

»Das freut mich von Herzen! Ich danke Ihnen, Fräulein Zilli! Sie haben mich wirklich nie zuvor gesehen?«

»Niemals.«

»Eigentlich weiß ich es ohnedies. Sie würdigten mich nie eines Blickes. Ich aber sah und bewunderte sie oft. Ich konnte mich nicht satt sehen an Ihnen. Ich konnte mich nicht satt hören an Ihrem Spiel.«

Schweigend ging sie neben ihm her.

Nach einer kleinen Weile streifte er sie mit einem Seitenblick und sah, daß sie still in ihr Taschentuch weinte. Betroffen machte er halt.

»Fräulein Zilli, was ist Ihnen? Hab' ich Sie gekränkt? Und wodurch?«

»Nein, Sie haben mich nicht gekränkt,« antwortete sie, den Kopf schüttelnd. Sie trocknete ihre Tränen und setzte ihren Weg fort, immer an seiner Seite. »Es gibt eben auch viel Trauriges in der Welt,« sagte sie. Und sie begann offen und rückhaltlos von ihren häuslichen Verhältnissen zu erzählen. Daß sie bei ihrer Mutter wohne, die eine liebe und vortreffliche Frau sei, während der Vater ihnen beiden viel Sorge gemacht hätte. Gänzlich verändert aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt, sei er ein roher, arbeitsscheuer und gewalttätiger Mensch gewesen, der ihr und der Mutter seinen Willen aufgezwungen und von ihrem Verdienst gelebt hätte. Das seien wohl schlimme und harte Zeiten gewesen, die sie da durchzumachen gehabt. Und es liege auch immer noch wie ein Alp auf ihr, wenn sie daran denke, obgleich inzwischen die Erlösung gekommen sei. »Seit einem Monat ist er übers große Wasser — gottlob!« sagte sie. »Traurig, wenn ein Kind von seinem Vater so sprechen muß — nicht wahr? Aber es ist nun einmal nicht anders, wir atmen auf, die Mutter und ich, seit er fort ist. Manches Schlimme freilich hat er uns zurückgelassen, das muß noch ausgetragen werden. Und besonders eins ist da, das mich niederdrückt, eine große Schmach, die er mir aufgebürdet hat, und die schwer auf mir lastet. Könnt' ich davon sprechen, so wäre mir leichter, aber ich darf es nicht ... Erst bis die Zeit um ist,« schloß sie, »dann wird ja alles wieder gut sein, hoff' ich. Wir werden uns schon ehrlich durchbringen ...«

Prelinger fühlte, daß er nicht weiter in sie dringen dürfe. Schwer aber fiel es ihm, die Frage zu unterdrücken, die ihn schon all die Zeit her beschäftigte. Gar zu gerne hätte er nämlich gewußt, warum, sooft er seiner Bewunderung für ihr Geigenspiel Ausdruck gegeben hatte, Fräulein Julie in Lachen ausgebrochen war, und warum auch sie selbst so ängstlich abwehrte, wenn er auf ihre Kunst zu sprechen kam. Aber er fürchtete neue Stürme in ihr aufzuregen, wenn er diesen anscheinend heiklen Punkt abermals berührte, und legte sich Schweigen auf. Erst als sie zu dem Hause gelangt waren, wo sie wohnte, und er ihr unter der Torfahrt die Hand zum Abschied reichte, drängten sich ihm, fast gegen seinen Willen, Worte über die Lippen, die auf jene Rätsel Bezug nahmen.

»Ich sage Ihnen auf Wiedersehn, Fräulein Zilli! Denn so bescheiden Sie auch jedes Lob ablehnen, Sie werden mich doch nicht hindern, Ihr dankbarer und begeisterter Zuhörer zu bleiben.«

»Um Gottes willen,« rief sie entsetzt, »Sie wollen doch nicht wieder in den ‚Eisvogel' kommen?«

»Warum nicht? Gewiß will ich es und bitte ausdrücklich um ihre Erlaubnis dazu. Denn wenn Fräulein Julie, die offenbar nur sich selbst gelten läßt, auch darüber lacht, so verehre ich in Ihnen doch nach wie vor meine heilige Cäcilie ...« Und lächelnd setzte er hinzu, während er sie warm und werbend dabei ansah: »Übrigens würde diese in meinen Augen an Heiligkeit nichts einbüßen, wenn sie wenigstens ab und zu einmal auch einen Blick für das vorderste Tischchen im Garten übrig hätte. Wäre dies der Fall, so könnten wir uns jetzt gegenseitig zurufen: Auf Wiedersehn noch heute abend!«

In tiefster Bestürzung faßte sie nach seinem Arm und rüttelte ihn: »Nein, nein, nein! Sie dürfen nicht mehr in den ‚Eisvogel' kommen! Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie nie wieder dahin! Ich verlange kein allzu großes

Opfer von Ihnen, die Konzerte werden ohnedies mit Ende kommender Woche eingestellt, dann ist der Garten gesperrt, es handelt sich nur um ein paar Abende, auf die Sie verzichten müssen. Tun Sie es mir zuliebe! Schlagen Sie mir's nicht ab! Haben Sie Mitleid mit mir! Kommen Sie nie wieder hin!«

Sie flehte so eindringlich, so aufrichtig und leidenschaftlich zu ihm, daß er fast davon erschüttert wurde. Es blieb ihm ganz unverständlich, was sie dazu veranlassen konnte, aber er fühlte, daß hier gewichtigere Gründe im Spiele sein mußten, als er bisher angenommen hatte.

»Wie soll ich mir das alles zusammenreimen?« fragte er verwirrt und fassungslos. »Geben Sie mir doch eine Erklärung, Fräulein Zilli! Warum soll ich den Ort meiden, wo ihre Kunst mir schon so viel Glück und Erbauung geschenkt hat?«

»Oh, ich kann Ihnen nichts erklären!« rief sie in Verzweiflung. »Mein Wort bindet mich, der Mund ist mir verschlossen, ich darf nicht sprechen, es ist ein fürchterliches Geheimnis, das auf mir lastet, glauben Sie mir!«

Und während Tränen aus ihren Augen stürzten, wiederholte sie: »Wenn Sie mir nur ein ganz klein wenig gut sind, so kommen Sie nie wieder hin!« Damit ließ sie ihn stehen und eilte weinend die Treppe hinauf.

Wie Herr Prelinger an diesem Abend nach Hause gekommen war, wußte er nachträglich selbst nicht mehr. Genau wie an jenem ersten Abend im »Eisvogel«, da die neuen Eindrücke so überwältigend auf ihn einstürmten, war auch heute sein Kopf so groß wie ein Wasserschaff. Unzählige Fragen, Zweifel, Vermutungen, Befürchtungen wirbelten blind darin durcheinander, und leider durfte er auch nicht hoffen, daß mit der Zeit eine Klärung eintreten würde, wenn nicht etwa die Lösung von außen kam.

Wie zerschlagen und von allen guten Geistern verlassen, brachte er seine Tage hin. Er konnte es nicht übers Herz bringen, Zillis inständiger Bitte zuwiderzuhandeln, und litt, da er den »Eisvogel« vorschriftsmäßig mied, Qualen der Eifersucht, wenn er Abend für Abend daran denken mußte, daß sie nun andern aufspielte, daß diese andern sie hören und sehen durften, während er in den Bann getan war und ausgeschlossen blieb. Die seelische Fastenzeit kam ihm um so härter an, je weniger sie noch als eine freiwillige Übung gelten konnte. Er redete sich deshalb ein, daß die Entscheidung über seine endgültigen Entschlüsse nach wie vor in den Händen Leodegars von der Piesting liege, und harrte mit gespannter Ungeduld dem Eintreffen einer Antwort von dieser Seite entgegen. Aber der verehrte Dichter schien keine Eile zu haben. Oder würde er ihm überhaupt keine Antwort geben? Das wäre nach seiner Meinung, da er doch eine Freimarke beigeschlossen hatte, einfach schofel gewesen. Ganz gewiß aber und vor allem wäre es traurig gewesen, wenn ihn die Wegweiser und Leitsterne seines Lebens im entscheidendsten Augenblicke ratlos seinem Schicksal überlassen hätten.

Gegen Ende der Woche an einem Abend, als er zu Hause sitzend, um seine bohrenden Gedanken abzulenken, mit der Autographensammlung, die bisher alphabetisch nach Verfassern geordnet war, eine Umgruppierung vornahm und das Gleichartige und Sinnverwandte unter die Schlagwörter »Gott«, »Welt«, »Geist« und »Gemüt« zusammenfaßte, klopfte es an die Zimmertür — Fräulein Julie.

»Kimmste nich, so hol' ich dich,« sagte sie eintretend und lachte belustigt auf, als sie sein verblüfftes Gesicht sah. »Meine Liebe ist wie die Kamille,« fuhr sie leichthin scherzend fort; »sie gedeiht um so besser, je mehr man sie mit Füßen tritt. Sie meiden die Musik — gut, wie Sie wollen, es nützt Ihnen nichts, die Musik rückt Ihnen auf die Bude. Aber Spaß beiseite, ein gegebenes Wort halt' ich auch, und da ich nun einmal versprochen habe, Ihnen unter vier Augen oder Ohren etwas vorzuspielen, so soll es geschehen. Also sperren Sie Ohren oder Augen auf, am besten beides!«

Damit stellte sie ihren Geigenkasten auf den Tisch und begann ohne weiteres zu stimmen, während sie ihren Umhang auf einen Stuhl niedergleiten ließ. Sie war geschmackvoll und modisch, ohne Überladung gekleidet, noch halb sommerlich, Arme und Nacken frei, und nahm sich trotz ihrer etwas zu üppigen Fülle leiblich hübsch aus in ihrer Gepflegtheit. Im Halsausschnitt blitzte sogar etwas, das beinahe nach Diamanten aussah. Herr Prelinger, der die Verpflichtung fühlte, doch auch etwas zu sagen, dachte krampfhaft nach, ob ihm nicht ein erlösender Witz einfiele wie damals auf dem Weg zur Gloriette, wo sie ein so dankbares Publikum abgegeben hatte. Aber die Inspiration blieb aus, er mußte sich darauf beschränken, ihr in Worten, die sich zwischen seinen Zähnen zu spießen schienen, dafür zu danken, daß sie ihm einen solchen Kunstgenuß verschaffen wolle.

»Bitte, es geschieht gern,« sagte sie, die Saiten versuchend und an den Geigenwirbeln drehend. »Das Orchester ist nichts als ein elendes Gedudel, es liegt mir daran, daß Sie auch einmal einen Begriff davon bekommen, was wirkliche Musik ist. Setzen Sie sich!«

Er gehorchte und versank willenlos in einer Mulde des Kanapees, dessen Sprungfedern verbraucht waren. Sie spielte. Ein Hexentanz von Doppelgriffen und Läufen, mit denen er nichts anzufangen wußte, ließ ihn Schlimmes ahnen. Fingerfertigkeit! dachte er.

Aber — halt! Vielleicht kam's besser als er-



wartet, etwas wie eine Melodie hatte sich angemeldet. Halb und halb konnte er sie sogar verstehen, nur brach sie für seinen Geschmack viel zu rasch ab, bereits verlor und verstrickte sie sich wieder in ein Gestrüpp von Künstlichkeiten. Der Faden war ihm entglitten, er tappte im Urnebel. Ein wildes Durcheinander von Tönen umschwirrte ihn wie ein Mückenschwarm. Dabei quälte ihn die Frage, was er wohl sagen würde, wenn sie geendet hätte. Denn irgend etwas mußte er dann sagen, das war klar, und eine gar zu arge Blöße wollte er sich doch nicht geben.

Jetzt leuchtete für einen Augenblick die Melodie von vorhin wieder auf. Wenn sie sich nur mehr an diese gehalten und eine Zeitlang bei ihr geblieben wäre! Aber nein! Schon hatten uferlose Wogen alles Sangbare abermals eingeschluckt und verschlungen. Fort war es, verschwunden auf Nimmerwiedersehn. Gerade wie ein zum Appetitreizen hingehaltenes Würstchen, das in dem Augenblick zurückgezogen wird, wo man danach schnappen will.

Sicherlich ein klassisches Musikstück, dachte er. Aber was fängt man damit an, wenn man nichts davon versteht? Ein Tohuwabohu war es für ihn, sonst nichts! Und das mußte man sich so ohne weiteres gefallen lassen? Mußte wie mit gefesselten Händen dasitzen und durfte nicht Einspruch dagegen erheben?

Wie lange würde es wohl noch dauern? Am Ende wollte sie den ganzen Abend so fortspielen? Entsetzlicher Gedanke!

Als sie geendet hatte, zwang er sich, »Bravo, bravo!« zu rufen, und fügte gepreßt hinzu: »Welche Technik!«

Sie legte die Geige hin und setzte sich knapp neben ihn aufs Kanapee. Die Sprungfedern gaben unter ihrer Last so unerwartet jäh nach, daß sie wie in Butter einsank und auf ihn drauffiel, wobei sie sich einen Augenblick lang mit den Armen an ihm festhielt. Lachend richtete sie sich wieder empor und setzte sich nun endgültig zurecht. Er war erschrocken von ihr abgerückt und schwieg verlegen, sich fast den Kopf darüber zerbrechend, was er noch zum Lob ihres Spieles vorbringen könnte.

»Sie sind ja noch ganz ergriffen?« sagte Fräulein Julie.

»Ja, dieser Bogenstrich!« stieß er hervor.

»Mit der Zeit kommt man schon ein bißchen vorwärts,« meinte sie in aller Bescheidenheit. »Aber viel Arbeit und Mühe steckt darin. Lieben Sie Strauß?«

»O sehr! Das heißt, ich habe kein gutes Gedächtnis für die Namen der verschiedenen Tondichter.«

»Er gehört zu den Bedeutendsten unter den Modernen,« erklärte sie.

Ein langes Schweigen trat ein. Herr Prelinger hörte das Blut in seinen Ohren rauschen. Er wußte nicht, wurde noch gespielt, oder war es eine rein örtliche Erscheinung in seinem Kopfe. Ein Schwindelgefühl ergriff ihn ...

Er hatte keine Ahnung, wie lange diese peinliche Pause eigentlich gedauert hatte, als er Fräulein Julie sagen hörte: »Sind Sie aber ein kalter Fisch!«

In demselben Augenblick fühlte er sich seiner Sinne wieder mächtig, es war, als hätte die schmetternde Posaune des jüngsten Gerichts ihn zu neuem Leben erweckt, und er sprang auf. Laut und deutlich hatte es an die Tür gepocht. Ein jubelndes »Herein!« entrang sich seinen Lippen.

»Rybnitschek!« rief er erlöst. »Darf ich die Herrschaften miteinander bekannt machen?«

Herr Rybnitschek verneigte sich artig und nannte vor freudiger Überraschung strahlend seinen Namen, indem er der Dame ehrerbietig die Hand küßte. Was ihn betreffe, fuhr er galant fort, so müßte er ein wahrer Hinterwäldler sein, wüßte er nicht, daß er das Glück habe, einer der größten Geigenkünstlerinnen gegenüberzustehen, die je sein Ohr entzückt hätten. Zwar sei er in letzter Zeit leider abgehalten gewesen, den »Eisvogel« zu besuchen, und von heute ab seien ja auch die Konzerte, wie er zu seinem Bedauern habe lesen müssen, dort überhaupt eingestellt, es klinge aber von dem letzten Abend her, wo er in Gesellschaft seines Freundes Prelinger ihrem Spiele gelauscht hätte, noch jetzt der süße Ton ihrer Geige in ihm nach, und er werde ihn niemals vergessen können. Darum betrachte er es als ein wahres Geschenk des Schicksals, daß er ihr nun auch persönlich die Hand drücken und für die Genüsse, die er ihr danke, sich als ihr Schuldner bekennen dürfe.

»Mein Fräulein,« schloß er, sich abermals über ihre Hand beugend, »ich mache Ihnen mein Kompliment! Wer andern so viel Freude schenkt, der muß selbst ein glücklicher Mensch sein.«

»Sie sind zu gütig, mein Herr,« versetzte Fräulein Julie, unter der Sonne seiner Anerkennung förmlich auflebend. »Es tut einem wohl, wenn man nach mancherlei Enttäuschungen, wie sie keinem Künstler erspart bleiben, einmal einem Menschen begegnet, der der Kunst wahres Verständnis entgegenbringt.«

Er antwortete abermals verbindlich, ein Wort gab das andre, sie gerieten ins Plaudern. Sie scherzten und lachten miteinander und redeten fast immer beide zugleich, der Gesprächsstoff ging ihnen nicht aus, es sprudelte nur so von ihren Lippen. Im Handumdrehen hatten sie sich angefreundet, und nachdem Herr Rybnitschek die Geige auf dem Tisch liegen gesehen und die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hatte, wie sie sich habe können einfallen lassen,

einem solchen Bärenhäuter und Duckmäuser etwas vorzuspielen, der sich auf Musik so gut verstehe wie der Bauer aufs Austernessen, da fingen sie an, sich gemeinsam über Prelinger lustig zu machen.

»Ich war so albern, ihm vorhin Richard Strauß vorzuspielen,« sagte Fräulein Julie, »aber ich glaube, es war für ihn ein schmerzhaftes Vergnügen, diese Austern zu schlucken.«

»Er wird sich gedacht haben,« meinte Herr Rybnitschek hänselnd: »Merkwürdig, daß der Komponist der Fledermaus auf solche Abwege geraten konnte!«

Sie lachten beide lustig heraus, Prelinger aber verstockte sich und trumpfte auf: »Das konnte ich schon aus dem einfachen Grunde nicht denken, weil ich diese Fledermaus nie gehört habe und gar nicht kenne.«

Nun lachten sie ihn erst recht aus, bis Fräulein Julie anzüglich zu necken fortfuhr: Herr Prelinger sei übrigens nicht einmal so unmusikalisch, wie er sich anstelle, sonst könnte er für die Kunst einer andern Dame im Orchester — er wisse schon, welche sie meine — nicht so viel übrig haben.

»Was sagen Sie dazu?« rief sie ausgelassen. »Die Betreffende, von der ich spreche, erinnert ihn im seelischen Ausdruck ihres Geigenspiels an eine heilige Cäcilie, er hat es mir selbst gestanden!«

»Ja, ja, er gehört zu den Stillen im Lande,« amüsierte sich Rybnitschek. Aber plötzlich stieg ihm eine Ahnung auf, er fragte, an sich haltend: »Das ist doch nicht etwa Ihre Pultnachbarin, die hübsche kleine ...«

»Pst! Pst!« machte Fräulein Julie.

»Die hübsche kleine Blindgeigerin,« platzte Rybnitschek heraus, »die im Orchester an Ihrer Seite saß?« Und er brüllte vor Lachen und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel, daß es klatschte.

»Kostbar, kostbar! Schon damals, als ich ihn zum ‚Eisvogel' schleifte, hatte er sofort ein Auge auf das hübsche junge Mädchen geworfen und behauptete wie aus der Kanone, sie sei die bedeutendste Künstlerin des ganzen Orchesters!«

Sie schüttelten sich beide vor Lachen, und Fräulein Julie wiederholte ein paarmal hintereinander: »Wirklich? Hat er das gesagt? Wahrhaftig? Ist das möglich?«

»Ich konnte es damals auch kaum glauben,« beteuerte Rybnitschek; »zuerst war ich allerdings ganz verblüfft, dann aber dachte ich, er mache sich einen Spaß mit mir, denn ich hielt es nicht für möglich, daß ein Mensch, der Augen im Kopf hat, eine Blindgeigerin nicht von einer wirklichen Violinspielerin unterscheiden könne.«

Herr Prelinger war erbleicht und stand steif und starr da, mit geschlossenen Lippen düster in sich gekehrt. Endlich fragte er ruhig und kühl: »Willst du nicht die Güte haben, mir zu erklären, was eine Blindgeigerin eigentlich ist?«

»Den Gefallen kann ich dir gern erweisen,« antwortete der Kollege. »Nicht jede Geigerin ist ein hübsches Mädchen, und nicht jedes hübsche Mädchen kann geigen, verstehst du? Da nun ein Damenorchester nicht nur gut spielen, sondern in seiner Gesamterscheinung auch einen möglichst hübschen Anblick gewähren soll ...«

»Sie nehmen ihm alle Illusionen!« rief Fräulein Julie, von Mitleid angewandelt, dazwischen.

»Nein, ich bitte, fortzufahren,« beharrte Prelinger.

»Also, die Sache liegt doch auf der Hand,« sagte der Kollege: »Der Unternehmer engagiert einfach ein paar besonders hübsche Mädchen und verteilt sie zwischen die andern in die ersten Reihen.«

»Und du willst sagen, daß diese Mädchen überhaupt nicht spielen können?«

»Selbstverständlich! Keinen Dunst haben sie von der Sache, sie müssen nur so tun, als ob. Das nennt man dann eine Blindgeigerin. Und eine solche, siehst du, ist deine heilige Cäcilie.«

Er fing abermals weiblich zu lachen an, Fräulein Julie aber war plötzlich ernst geworden, packte ihre Violine in den Kasten und rüstete zum Fortgehen. »Lassen Sie es nun gutsein!« mahnte sie Herrn Rybnitschek. Und sich an Herrn Prelinger wendend, sagte sie gutmütig: »Kränken Sie sich nicht, lieber Freund! Sie werden ja einsehen, für einen Unbeteiligten war Ihr Irrtum ein bißchen drollig, die gute Zilli kann aber wirklich nichts dafür. An jenem Nachmittag in Schönbrunn durften wir Ihnen nichts verraten, weder ich noch sie, das mußten wir alle im Kontrakt unterschreiben, damit es dem Publikum gegenüber Geheimnis bleibt. Sie ist sonach ganz unschuldig an der Sache und ein Prachtmädel, das können Sie mir glauben! Lassen Sie sich's also nicht anfechten und tragen Sie es ihrer heiligen Cäcilie nicht nach, daß sie nicht geigen kann, denn auf das bißchen Gedudel, wie ich schon damals sagte, kommt's wirklich nicht an! So — und jetzt entschuldigen Sie, daß ich Ihnen heute vorspielte, ich hätt's ohnehin nicht getan, hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß. Ich bildete mir nämlich ein ...« Sie stockte, unterbrach sich und beschäftigte sich angelegentlich damit, ihre Handschuhe fertig zuzuknöpfeln. Dann nahm sie die Violine unter den Arm und streckte ihm ihre Hand hin. »Nein, ich will mich nicht schöner machen, als ich bin,« sagte sie entschlossen. »Sie sollen es wissen, ich muß auch meine Strafe dafür haben, weil ich so viel über Sie lachte. Ich bildete mir nämlich im ‚Eisvogel' die ganze Zeit hindurch ein, daß ich es war, der Ihre schwärmerischen Blicke und Ihr begeisterter Beifall galten. Erst jetzt, nach den Äußerungen Ihres Herrn Kollegen, ist mir

ein Seifensieder aufgegangen. Ich täuschte mich, wie Sie sich täuschten. Ich habe mich unsterblich blamiert, indem ich Ihnen mit meiner Geige auf die Bude rückte. So — nun wissen Sie es, nun ist es an Ihnen, mich auszulachen. Leben Sie wohl, tragen Sie mir nichts nach und nehmen Sie sich die Sache nicht zu Herzen.«

Rybnitschek bot ihr den Arm, und sie entfernten sich, während Prelinger sich stumm verbeugte. Unbeweglich wie eine Bildsäule aus Stein stand er noch eine Weile da. Plötzlich machte er einen Luftsprung und fing an, in seiner Stube umherzutanzen.

Es war ihm plötzlich ein Walzer in den Sinn gekommen, den er wiederholt im »Eisvogel« hatte spielen hören, und beseligt sang er, während er fortfuhr, das Tanzbein im Dreivierteltakt zu schwingen, einen rasch improvisierten, seinen Gefühlen angemessenen Text dazu:

»Sie hat keine blasse Idee von Musik,
O Himmel, welch ein erwünschtes Geschick!«

Und mit närrischem Ungestüm setzte er diese Übung so lange fort, bis er schließlich erschöpft innehalten mußte und mit solcher Wucht aufs Kanapee hinfiel, daß auch die letzten noch widerstandsfähigen Sprungfedern kaputt gingen.

Übrigens gewann noch einmal, und zwar schon am nächsten Tage, der Geist Adalberts von der Triesting Gewalt über ihn. Schwarze Gedanken schlugen ihm ihre Geierkrallen ins Herz: Was mußte das für eine Art Mädchen sein, die sich zu Blindgeigerinnen hergeben! War es nicht Vorspiegelung falscher Tatsachen? Mehr noch! Ein unwürdiges Zurschaustellen der eignen Schönheit, ja der eignen Person!

Zwar wußte er jetzt das Benehmen Zillis und verschiedene Äußerungen, die sie getan, erst richtig zu deuten. Durchschaute, was in ihr vorgegangen war, und begriff, daß sie selbst am meisten unter der schiefen und zweideutigen Lage gelitten hatte, in der sie als Geigenkünstlerin, die nicht geigen konnte und gewissermaßen nur als Schaustück und zum Aufputz diente, die ganze Zeit her sich befunden. Aber warum hatte sie sich in eine solche Lage überhaupt begeben? Wäre es nicht Sache eines ehrbaren Mädchens gewesen, dergleichen von vornherein zurückzuweisen?

Neue Leiden und Zweifel krochen an ihn heran, als ihm nun doch in letzter Stunde der als Ratgeber und Wegweiser angerufene Nothelfer beisprang.

Adalbert von der Triesting pflegte, sooft er von Autographenjägern bedrängt wurde, sich die Sache leicht zu machen, indem er einem jeden, der ihn um ein Stammbuchblatt anging, immer wieder denselben Gedenkspruch mit auf den Weg gab, und zwar eben jene trübselige Klage über die Schlechtigkeit der Welt, die auch Prelinger damals eingeheimst hatte. Im Lauf der Jahre hatte der düstere Sänger diese Verse so oft versendet, daß sie kein Geheimnis bleiben konnten und auch seinem literarischen Widersacher Leodegar von der Piesting bekannt wurden. Weil nun dieser Wert darauf legte, sich bei jeder Gelegenheit als Gegenpol seines von ihm geringgeschätzten Bruders in Apoll zu offenbaren, den er mit Anspielung auf dessen Namen einen »tristen« Dichter nannte, so war er längst auf den Gedanken verfallen, ein für allemal einen lebensbejahenden und wahrhaft sonnigen Leitspruch zu verfertigen, den er absichtlich fast in dasselbe Silbenmaß goß, dessen der andre sich bedient hatte, und versendete ihn nun auch seinerseits durch die Bank an alle Verehrer, die ihn um seine Handschrift ersuchten, gleichsam als Gegengift gegen den schnöden Tiefsinn seines Rivalen. Hieraus erklärt es sich, daß Herr Prelinger, als der lange ersehnte Brief schließlich doch noch eintraf, zu seiner Überraschung etwas wie die ins Rosenrote getauchte Kehrseite der trostlosen Expektoration des andern darin vorfand. Die beiden Autogramme, wenn man sie nebeneinanderhielt, glichen sozusagen zwei Vexierspiegeln, aus denen einem dasselbe Gesicht jetzt verschrumpft und vergrämt, jetzt wieder lächelnd und überernährt entgegenblickt. Denn als der Brief erbrochen war, zeigte sich die folgende

Beherzigung

Und naht sich ein Glück dir, umschling es
Mit fromm-demütiger Glut,
Und naht ein Leid sich, bezwing es
Mit gottgeläutertem Mut!
Vom Lichte des Glaubens umwoben,
Daß waltende Liebe dich hält,
Strebe hoffend nach oben —
Wie schön ist dann die Welt!

Leodegar von der Piesting.

Als Herr Prelinger diese frohe Botschaft in sich aufgenommen und mit begeisterter Eilfertigkeit seiner Autographenmappe einverleibt hatte, stoben vor der Zuversicht und dem Menschheitsglauben des Sängers von der Piesting all seine Zweifel und Bedenken in Nichts auseinander.

Er entschloß sich nun zum Klügsten, was man an manchen Wendepunkten des Lebens tun kann: für ausgemacht zu halten, was er für wünschenswert hielt. Und während er gegen Abend fast ohne sein Zutun den kurzen Weg in die Fendigasse zurücklegte, stand er gleichsam unter einer Führung, die ihm, sooft der Mut ihm sinken und sein Fuß stocken wollte, die Mahnung ins Ohr raunte: Und naht sich ein Glück dir, umschling es mit fromm-demütiger Glut ...

Auf sein Läuten öffnete eine besonnene und heitere alte Frau. Er fragte nach Fräulein Zilli. Die sei nicht daheim, würde aber bald zurückkommen, er möge nur eintreten.



Sie führte ihn durch eine winzige Küche in ein bescheidenes Wohnzimmer und nötigte ihn, auf einem kleinen Kattunsofa Platz zu nehmen.

»Sie sind gewiß der Herr aus Schönbrunn?« fragte sie lächelnd.

Und als er bejahte, erzählte sie, wie trostlos die Zilli gewesen sei, daß sie ihm damals nicht habe reinen Wein einschenken dürfen, und wie sie überhaupt darunter gelitten hätte, etwas vorstellen zu müssen, was sie nicht sei. »Denn sowenig sie ohne Fehler ist,« sagte sie, »so ist doch kein Falsch an dem Mädel. Ich glaube, sie hätte lieber gehungert, als sich zu einer solchen Komödie herzugeben. Aber sie wird Ihnen schon selbst alles sagen, wenn Sie nur ein wenig Geduld haben und warten wollen.«

»Eigentlich sagte sie mir ohnedies genug, wär' ich nicht so schwer von Begriffen gewesen,« gestand Prelinger ein. »Nur das eine versteh' ich noch heute nicht: eine Geige kann einem doch nicht aufgezwungen werden, wenn man sie nicht freiwillig in die Hand nimmt.«

»Auch eine Geige kann einem aufgezwungen werden,« sagte die alte Frau gelassen. »Der Vertrag beim Unternehmer war unterschrieben, ohne daß sie gefragt wurde, und sie mußte gehorchen, weil sie minderjährig war. Das hat ihr Vater ihr eingebrockt, und sogar nachdem er fort war, blieb ihr nichts übrig, als bis zum letzten Abend auszuharren, sonst hätten wir Strafgeld zahlen müssen, mehr als wir besitzen. So steht's im Kontrakt, und das alles hätte sie Ihnen gern gesagt. Aber sie durfte nicht, denn das steht auch im Kontrakt ... Ja, sehen Sie, Herr,« schloß sie lächelnd, »so kann man halt doch gezwungen werden.«

Herrn Prelinger war nach diesen Mitteilungen noch viel leichter zumute geworden als vordem, nun hatten auch die letzten Reste von Zweifel sich verflüchtigt. Denn obgleich Zilli damals, auf dem Heimweg von Schönbrunn, ihm auch dieses angedeutet hatte, daß der Vater es gewesen war, der sie gezwungen, so hatte er's doch ebensowenig verstanden wie vieles andre und begriff erst jetzt die Zusammenhänge. Eine nie gekannte Fröhlichkeit machte ihn fast übermütig und verleitete ihn sogar zu Schnurren. »Haben Sie nichts fallen hören, gute Frau?« fragte er schalkhaft und unvermittelt.

Sie verstand nicht, wie er es meine, und sah sich verwundert und betreten nach allen Seiten um.

»Es ist mir der letzte Stein vom Herzen gefallen, der noch darauf lag,« sagte er in jungenhafter Ausgelassenheit und von Glück völlig benommen. »Wissen Sie denn, wie schön die Welt ist, verehrte Cäcilien-Mutter?«

Verdutzt sah sie ihn an und konnte nicht klug aus ihm werden.

»Verzeihen Sie mir!« rief er, sich besinnend. »Sie müssen mich ja für verrückt halten, und ich bin es auch halb und halb. Aber verraten Sie mir nur eins, beste Frau: Glauben Sie, daß sie mir ein wenig gut sein könnte?«

»Wer?« fragte sie erschrocken. »Doch nicht die Zilli? Sind Sie aber stürmisch!«

»Es ist wahr, sie kennt mich noch nicht so gut, wie ich sie kenne,« sagte er; »aber manchmal weiß man doch schon beim ersten Zusammentreffen, wieviel's geschlagen hat.«

»Vor der Hand, mein' ich,« sagte die Alte und lächelte bedächtig, »vor der Hand — schämt sie sich bloß vor Ihnen, daß sie nicht Geige spielen kann. Aber das eine hat sie wohl gesagt, daran erinnere ich mich, und das sind ihre eignen Worte: Bei keinem Menschen, sagte sie, liegt mir so viel daran, daß ich wieder ehrlich vor ihm stehen könnte, wie bei dem.«

Prelinger war aufgesprungen, ergriff ihre alten runzligen und abgearbeiteten Hände und bedeckte sie mit Küssen. »Das hat sie gesagt? Das hat sie wirklich gesagt?« stammelte er trunken vor Freude.

»Das hat sie wahrhaftig gesagt. Aber Sie sind ja wirklich verrückt!« wehrte die Alte ihn ab. —

Als er sich aufrichtete, stand unerwartet wie eine Erscheinung das holde, schöne Mädchen in der Tür. Ihre Augen waren so groß und fern auf ihn gerichtet und strahlten doch aus ihrer Tiefe die freudige Überraschung wider, ihn plötzlich vor sich zu sehen.

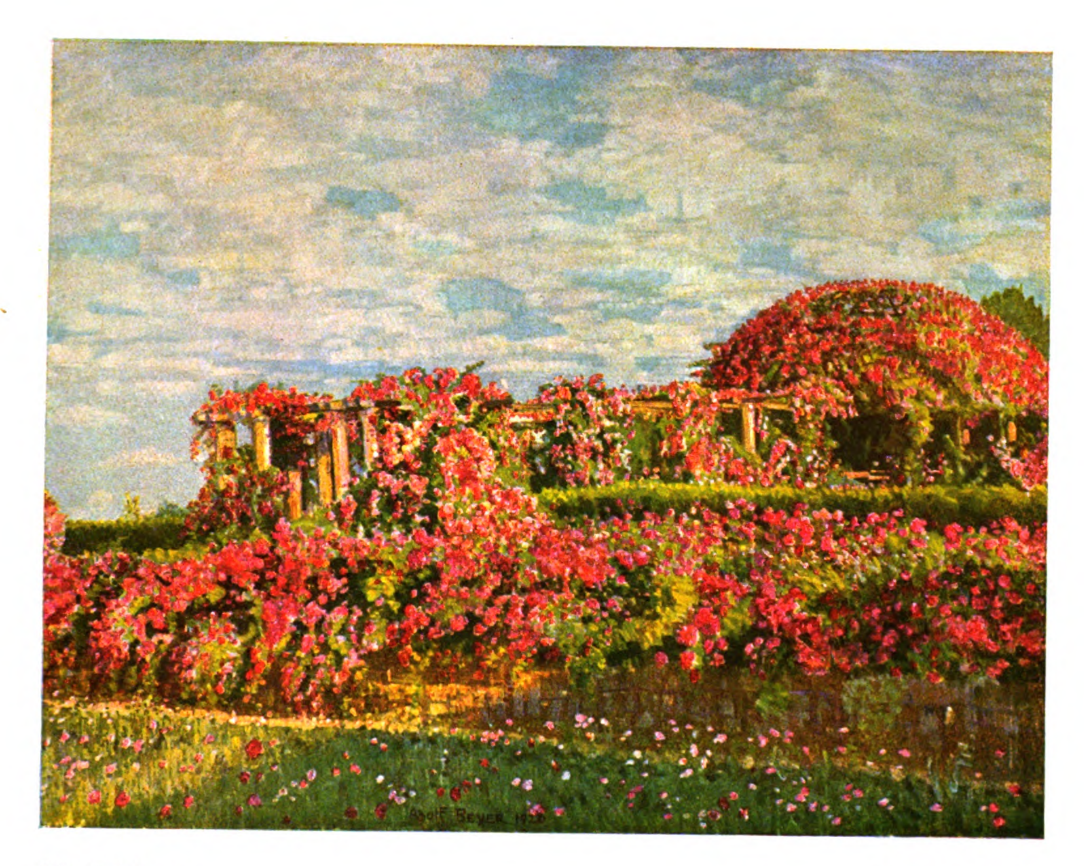
»Cäcilie!« rief er aus und tat einen Schritt ihr entgegen.

Aber sie erhob abwehrend die Hände: »Keine Cäcilie mehr, am wenigsten eine heilige, Sie sollen nichts andres in mir sehen, als was ich bin!« Und hastig, wie gejagt, kam es über ihre Lippen: »Ich bin keine Geigerin, daß Sie es nur gleich wissen! Ich kann nichts, gar nichts, keinen Ton kann ich spielen, keinen einzigen Ton! Ich habe nichts mit Musik gemein, hören Sie! Ich bin ein ganz einfaches, ungebildetes Mädchen, nichts weiter, und ich bin alles eher als eine Künstlerin!«

»Aber das ist ja der Grund, warum ich so selig bin!« rief er jubelnd und lachend. »Fahr wohl, heilige Cäcilie, fahr wohl, törichter Traum, der mich ängstigte! Ich gebe dich leichten Herzens hin und stehe fest auf irdischem Boden! Ich halte mein Glück und umschling' es mit fromm-demütiger Glut! ...« Und geschmückt mit dieser fremden Feder aus dem Gedankenschatze Leodegars von der Piesting, breitete er die Arme aus: »Zilli! Zilli? Meine Zilli!?«

Da stürzte sie mit unverhehltem Jubel in seine weit geöffneten Arme und barg weinend ihren Kopf an seiner Brust.





Adolf Beyer: Der Rosendom



Adolf Beyer: Waldsee

Aufn. van der Emissen

Adolf und Anna Beyer

Von Prof. Heinrich Werner

Von einem in Leben und Schaffen engverbundenen Künstlerpaar zu berichten, aus dessen gemeinsamem Werke den Lesern unsrer Monatshefte schon manch gutes Beispiel im Buntdruck vorgeführt worden ist, sollte für den ihm freundschaftlich nahestehenden Verfasser eine feine und liebe Aufgabe sein. Und als er sich zur Niederschrift des Aufsatzes an den Schreibtisch setzte, da gedachte er mit einem frohen Gruß an Anna und Adolf Beyer zu beginnen. Aber da ist ihm ein düsterer Gesell grausam störend recht eigentlich ins Konzept gefahren — der Tod. An einem Sonntage im Juni des verflossenen Jahres stand Frau Anna Beyer voll Schaffenslust in ihrer Werkstatt, und vor ihr auf der Staffelei hatte sie eine Lieblingsarbeit, eine vor der Natur begonnene Landschaft. Sie wollte ausgestalten, was draußen in Licht und Luft im unmittelbaren raschen Erfassen skizzenhaft hingestrichen war — da sank sie mit Palette und Pinseln in den Händen lautlos zu Boden. Ein Herzschlag hatte sie jäh aus dem Wirken und Leben gerissen.

Also muß aus der Würdigung, die Erreichtes werten und loben und über das Erreichte Hinausstrebendes, Verheißenes ankündigen wollte, zum guten Teil eine Totenklage werden und der Gruß an die Lebende sich in ein Gedenken der Geschiedenen wandeln. Ein Blick in die Bilderfolge dieses Heftes wird ja den Lesern am besten sagen, wie grausam zerstörend das Schicksal hier gewaltet hat. Denn aus all den mit bunten oder einfarbigen Abbildungen gezierten Blättern wächst der Eindruck heraus: hier wirkt ein volles Erfassen und Ausschöpfen des Lebens, eine äußerste Hingabe an seine vielgestaltigen Wunder, an die Fülle seiner Schönheit. Freilich, das gilt für die Arbeiten *beider* Künstler, nicht für die der toten Anna Beyer allein. Aber das verschärft gerade die Tragik des Falles, nachdem es zuvor für das verbundene Paar Quelle des Glücks im künstlerischen Schaffen und menschlichen Leben gewesen ist. Denn hier war *ein* Ziel für zwei Ringende, *eine* Anschauung, aus der eine wechselseitige Anfeuerung aufflammte. Aber diese Einheit,





Adolf Beyer: Frühling

nen Residenz den Luxus einer weit und breit berühmten Oper leistete und vor allem das Ballett in einem übertriebenen Maße pflegte. Da waren Prunkdekorationen und Ausstattungsmalereien in Menge zu schaffen, aber Vater Beyer verlor in dem Großbetriebe nicht die Freude und Lust an kleineren und feineren Aufgaben. In der Sommerzeit gab es ausgiebige Ferien, und die nutzte er zu Ausflügen in die wunderschöne Umgebung Darmstadts und schuf draußen in der Natur und in der stillen Werkstatt zu Hause manches Landschaftsbild, das der damals in Gesetz und Regel festgelegten Durchschnittsmalerei voraus war. Der einzige Sohn durfte früh mit hinauswandern auf Kunstfahrten und — noch ein Kind — auch wohl einmal ein paar Pinselhiebe hinein in eine Dekoration wagen. Es kamen wenig Leute ins elterliche Haus, aber die Musik wurde dort neben der Malerei eifrig gepflegt, und so lief des Knaben Sehnen und Wünschen von Anfang an schnurstracks auf das eine Ziel los: Künstler zu werden. Aber was für einer? Ein Musiker oder ein Maler wie der Vater? Schließlich siegte der im Blute liegende Trieb, und der Siebzehnjährige bezog die Zeichenschule des großherzoglichen Museums.

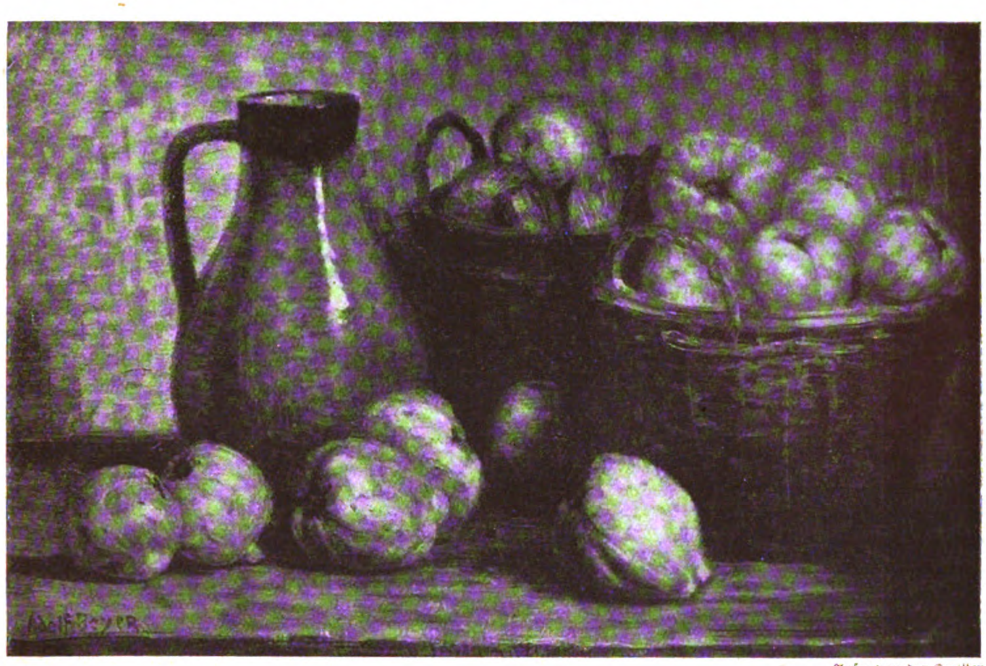
Das war ein verstaubtes und verzopftes

dieser Zusammenschluß hatte nicht zur Erstarrung, zur restlosen Gleichmacherei des künstlerischen Erlebnisses geführt, weil von den beiden Malersleuten doch jeder für sich seine besonderen Mittel genutzt, seinen eignen Weg zum gemeinsamen Zielpunkte gegangen ist. Das nötigt aber nun auch, bei eindringenderer Betrachtung die Arbeit der beiden voneinander zu scheiden und über ihren Entwicklungsgang gesondert zu berichten.

Adolf Beyer, mehr als ein Jahrzehnt älter als seine Gattin, heute im Beginn der Fünfziger stehend, ist schon in einem Malerhause groß geworden. Sein Vater, Carl Beyer (1826 bis 1903), war festangestellter Maler am früheren Hoftheater zu Darmstadt. Seine Tätigkeit als solcher fiel hauptsächlich in die Zeit, da der kunstfreundliche und besonders musikbegeisterte Großherzog Ludwig II. sich in der damals noch ganz klei-



Adolf Beyer: Die alte Stadtmühle in Schotter (Oberhessen)



Adolf Beyer: Stilleben mit Krug und Äpfeln

Aufn. van der Smissen

Anhängsel an die staatlichen Sammlungen im alten Darmstädter Schloß, kaum genutzt von ein paar einheimischen Liebhabern und Kunstbeflissenen und eigentlich nur noch am Leben, damit das Amt des damals stets aus Malerkreisen gewählten Galerieinspektors nicht ganz den Charakter einer Sinekure annehmen sollte. Da wurde nun während drei schmerzlich langer Jahre vor ehrwürdig alten Gipsmodellen gezeichnet. Der Herr Galerieinspektor war ein erbitterter Feind alles Neuen und auf unfehlbare Regeln und festliegende Kunstgesetze eingeschworen; auch nicht ein geistiges Band ging von ihm hinüber zu seinen Schülern.

Da war es wie Osterglockengeläut, als im Frühling 1889 der Vater dem nun zwanzig Jahre gewordenen Sohne eines Tags verkündete: Du darfst nach Karlsruhe auf die Kunstschule. Es war wie eine Lösung aus schwerem, unfroh und stumpf machendem Banne. In Karlsruhe hatte gerade ein frischer Wind eingesetzt. Ein paar neue Professoren — Fritz Schönleber war darunter — waren neu berufen worden, des Tiermalers Hermann Baisch Klasse galt damals als die



Adolf Beyer: Rosa Tulpen

Aufn. van der Smissen



Aufn. van der Smissen

Adolf Beyer: Der Dragoner

Mit Genehmigung der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart

Hauptstadt in vier fleißig verbrachten Jahren doch kein Lehrer eigentlich persönlich nahegetreten war, zog er 1893 nach München, in der Hoffnung, in Paul Höckers Klasse und farbenfreudiger Schulung die Kraft zum Aufstieg, zur freien Selbständigkeit zu empfangen. Aber — eine schlimme Enttäuschung zum Beginn: die Höckerklasse war überfüllt, eine Aufnahme unmöglich. Adolf Beyer, von Haus aus keine frohe, sondern eine grüblerische, besinnliche Natur, trug die schwere Enttäuschung fast verbittert und wollte am Gedeihen seiner weiteren Künstlerlaufbahn verzweifeln, so fest hatte er auf Höcker als einen guten Helfer gehofft, zumal da ihm eine Ausstellung der vom Meister geleiteten Schule in Farbe und Technik alles das verheißungsvoll vor Auge und Seele gestellt hatte, was er selbst für sich erstrebte. Da hellte ein glücklicher Zufall den für den jungen Malersmann verdunkelten Horizont. Ein Kamerad sprach von dem just neu an die Münchner

beste Schulung für ein dem zunächst in der fremden Umgebung noch hilflos herumtappenden Kunstjünger völlig verschlossen gewesenes Gebiet, allüberall taten sich Fragen und Rätsel auf. Aber beglückend: hier saß man nicht mehr vor staubigen Gipsen, nicht mehr hinter schematischen Vorlagen. Man ging hinaus in den Garten der Akademie, hinaus in die freiliegende Umgebung. Luft und Sonne und ihr Spiel auf den Dingen und um sie wurden ein fröhliches, stets neue Wunder enthüllendes Studium. Freilich, der Vater schüttelte den Kopf, wenn der Junge in den Ferien seine gewonnene Weisheit auskramte und an landschaftliche Vorwürfe gleich mit dem Pinsel statt nach alter Manier mit dem sorgsam unterzeichnenden Stift heranging. Der alte Streit zwischen überkommener Weisheit und jungem Neuerungswillen flammte auf, und aus dem Trotz des Kampfes gewann der Sohn die Einsicht, sein malerisches Betätigungsfeld sei die Landschaft.

Nun löste er sich mehr und mehr von der in Karlsruhe vornehmlich gepflegten Figuren- und Porträtarbeit, und da ihm in der badischen



Aufn. van der Smissen

Adolf Beyer: Das grüne Band



Aufn. van der Smissen

Adolf Beyer: Die Malerin

Residenz! Jahre des Mühens um eine Existenz und Jahre des Ringens, in steter Arbeit, künstlerisch zur erstrebten Freiheit und zur Gewißheit der eignen Richtung und Persönlichkeit zu kommen.

Aus der oft peinigenden Not der inneren Kämpfe riß sich Beyer 1900 durch eine Reise nach Paris. Weltausstellung und in ihrem Rahmen die Jahrhundertrückschau über französische Malerei! Da wirbelte das Leben wieder um den in der kleinen Stadt schon zu eingesessen Gewordenen, und als er, in der von vielen jungen Deutschen durch Jahrzehnte mit Vorliebe besuchten Akademie Julian aufgenommen, noch einmal die anfeuernde Kraft scharfer, aber Schaffenslust spendender Kritik auf sich wirken fühlte, da jagte er alle Bedenken und Zweifel zum Teufel und war fortan seiner Sache und seines Könnens gewiß. Auch die Erkenntnis hat ihm für alle Zeit bei aller Bewunderung für die französischen großen Maler der Pariser Aufenthalt gebracht, daß er in deutscher Art und im deutschen Lande auch als Maler wurzle, und als er wieder über den Rhein nach Hause fuhr, da geschah es mit dem alten deutschen Heimweh, aber auch in der frohen Zuversicht, gegen alle künstlerischen Bedenken und Seelennöte den Heilquell gefunden zu haben: unentwegtes und unbeirrtes Studium vor der Natur, Umsetzen der geschauten

Kunstschule berufenen Karl Marr, und in der Glaspalastausstellung hing das ob der Kühnheit seiner Licht- und Sonnenfleckenmalerei Bewunderung und Aufsehen erregende Gemälde »Sommernachmittag«. Nun bewunderte Beyer schon lange Karl Marrs Kunst, aber von des Meisters Übersiedlung nach München hatte er kein Wörtlein gehört. Ein eiliger Besuch im Atelier, die Bitte um Aufnahme als Schüler hatten Erfolg. Es begann eine frohbeschwingte und eifrige Studienzeit. Die Bewunderung für den neugewonnenen Meister hielt auch stand, zumal da dieser die Begabung seines Jüngers rasch erkannte und ihn durch eine seine Selbständigkeit vorwärtstreibende Kritik auszeichnete. Aber so schön, wie es im Anfang war, blieb es nicht. Das Atelier wurde von Ausländern über die Maßen gefüllt, es gab keine innere Bindung in der rasch wechselnden, bunt zusammengewürfelten Schülerschaft, und dazu zwangen äußere Gründe den jungen Maler, sich nun auf eigne Füße zu stellen.

Also zurück nach der Heimat, nach der damals noch durchaus kunststillen hessischen



Aufn. van der Smissen

Adolf Beyer: Bildnis Göbel
Moderne Galerie in Darmstadt



Aufn. van der Emissen

Adolf Beyer: Bildnis eines jungen Mannes
Gemälde im Landesmuseum in Darmstadt

Wirklichkeit durch die Seelenkraft des malerischen Erlebnisses und seine Niederschrift in der Pinselarbeit.

Es folgte die Zeit des zähen Ringens um Anerkennung in der Öffentlichkeit; es galt sich durchzusetzen. Ach, da hieß es oft im bitteren Kampfe um das liebe Brot auf manch lockenden Bildgedanken verzichten und einen schlecht lohnenden Auftrag tapfer und tüchtig ausführen. Aber schulend und übend war die Zeit durch ihre vielfältigen Anforderungen, und die Bilder entstanden in ganzen Folgen: Bildnisse, Landschaften, Stilleben, Innenräume; Öl, Aquarell, Pastell, auch graphische Blätter. Es ging vorwärts, langsam, aber merklich.

Auch im Kampf gegen die Verdumpfung und Trübsal des einheimischen Kunstlebens. Gleich Adolf Beyer waren aus Großstädten ältere Darmstädter Maler in die Heimat zurückgekehrt, junger, hoffnungsvoller Nachwuchs regte die Schwingen, und wer von den Eingesessenen etwas zu sagen hatte, der tat nun mit, als ein Sammelruf Beyers erging und als kühnes Wagnis der von ihm gegründeten »Freien Vereinigung Darmstädter Künstler« das Werk einer ersten hessischen Kunstausstellung unternommen wurde. Sie kam 1898 zustande und bedeutete einen vollen Erfolg. Von da an ist Beyer der Organisator noch manch andrer Ausstellung gewesen.

Die Gründung der Darmstädter Künstlerkolonie durch den jungen Großherzog von Hessen hat die stille Residenz dann bald zum Schauplatz einer ganzen Reihe von künstlerischen Veranstaltungen und vornehmlich großen Ausstellungen gemacht, die alle in erster Linie der Förderung handwerklicher Kunstübung dienten. Beyer und der in Darmstadt einheimische Malerkreis standen abseits und kamen im Anfang nur gastweise in den Kolonieausstellungen zur Geltung. Aber um so mehr hieß es, sich ohne Unterstützung neben dem großen Unternehmen zu behaupten, und Adolf Beyers Verdienst ist es, durch straffe organisatorische Zusammenfassung und durch Heranziehung hervorragender auswärtiger Maler und Bildhauer hessischer Herkunft seine »Vereinigung« und ihre Bedeutung unter oft bedrohlichen Stürmen und Kämpfen erhalten zu haben. Unter



Adolf Beyer: In der Ausstellung



dem Zwang, sich wehren zu müssen, blieb der künstlerische Wille in steter Spannung, stieg die Inanspruchnahme der Kräfte. Die großen auswärtigen Ausstellungen, vornehmlich in München und Berlin, brachten Adolf Beyers Namen fast regelmäßig in ihren Künstlerverzeichnissen, geschlossene Sammlungen von Arbeiten des Malers durchliefen die privaten Kunstsalons der Großstädte, der Erfolg kam in Anerkennung und Festigung seines Namens, auch in klingendem Lohn. Die Behauptung des in ehrlichem Mühen Erreichten forderte immer erneuten Kampf, wie er keinem Künstler erspart bleibt. In langen Schaffensjahren war allmählich aus dem jungen Maler ein gereifter, aus dem Pfadsucher und zur Höhe Strebenden ein über Ziele und Mittel seines Schaffens Geklärter geworden.



Adolf Beyer: Bildnis meiner Frau

Das war nicht geschehen, ohne daß auch Adolf Beyer in den erregten Malerstreit um »neue Kunst« hineingehorcht hätte. Als die Sezession — wie zahm erscheint uns die früher wild gescholtene heute! — zu Anfang der neunziger Jahre die Perücken zu zausen begann, da gehörte auch Beyers Herz ihr, aber zu einer leidenschaftlichen Anteilnahme hat es seine im Grunde bedachtsame Art nicht kommen lassen. In unentwegtem Naturstudium hatte er sich zu einem auf tüchtige Formdurchbildung gestützten Impressionismus durchgerungen, aber sich nie in geschwinden Kunststückchen einer blendenden Augenblicksmalerei verloren. Die allerjüngsten Revolutionen des Expressionismus, Kubismus usw. haben ihn nicht berührt, und der bereits über sie gekommene rasche Verfall scheint im großen Kreis der ihrem wilden Sturmlauf Ferngebliebenen auch Beyer recht zu geben.

Die selbsterarbeitete Festigung der künstlerischen Gesinnung hatte in der gemeinsamen Arbeit mit der geliebten Frau die stärkste Stütze. Aus dem beglückenden Ehebunde ist den beiden immer erneute Anregung und gegenseitige Förderung zugeströmt. Sie wuchsen aneinander, die sich mehrenden Erfolge, die durch ganz Deutschland dringende Anerkennung bestätigten es.

Bei der bunten Fülle der von Anfang an auf Vielfältigkeit eingestellten Arbeit Adolf Beyers ist es schwer, einen Ausgang für eine Einteilung und sachliche Scheidung innerhalb seines Gesamtwerkes zu finden. Vielleicht ist es am richtigsten, mit seiner Bildnismalerei einzusetzen, die dem von der Akademie gekommenen jungen Maler die besondere Straffung seines Willens und erwägende Anwendung technischer Mittel aus ihren äußeren Forderungen heraus vorschrieb. Klare Absicht war in jedem Falle: Verlebendigung der Persönlichkeiten aus ihrem innerlich erfaßten Wesen, daher, wo es anging, ihre Darstellung in ihrem Betätigungskreise, jedenfalls aus dessen geistiger Sphäre heraus. So sind Bürger-, Gelehrten- und Künstlerbildnisse gereift, von Arbeit zu Arbeit sich steigernd in der Sicherheit einer bei aller Gründlichkeit der Gestaltung flotten und freien Art. Die Bildnisse seiner Frau (S. 541 u. 543) sind dafür

kennzeichnend, und besonders das durch Ankauf für das Landesmuseum ausgezeichnete Herrenbildnis (S. 541).

Schon an diesen vereinzelten Beispielen ist selbst aus dem einfarbigen Druck der Abbildungen zu erkennen, wie der Maler dabei wechselnde Ausgangspunkte für die Lichtbehandlung, für die Aufgabe der farbigen Lösung gewählt hat. Er ist dann vom Porträt im Innenraum zum Freilichtbildnis vorgeschritten, da ihm dafür noch unbeschränktere Möglichkeiten offenstanden. Auf dem Wege dazu liegt das lustige Doppelbildnis, »Der Dragoner« benannt (S. 540). Mehr repräsentative Behandlung forderten die offiziellen Aufträge zu Bildnissen des früheren Großherzogs von Hessen für Säle und Festräume in öffentlichen Gebäuden. Es wollte was heißen, bei fast einem Dutzend im Laufe der Jahre geforderten Porträten des Landesherrn die Einstellung immer wieder aus tiefer seelischer Erfassung der Aufgabe zu gewinnen. Dieses Ergebnis ermöglichte das Bekenntnis zu gesteigerter Farbigkeit. Sie ließ sich am besten bei den Frauenbildnissen aus den Reizen des vielfarbigen Gewandes herausholen. Es darf dabei außer auf gelungene Jungmädchenbildnisse auf das Bildnis der Frau des Künstlers (S. 543) verwiesen werden. Die Heranziehung der Pastelltechnik neben der langsameren Arbeit in Öl ist darum auch für Beyer etwas Selbstverständliches geworden.

Außerdem hat er Landschaften gemalt, schier unzählige, in allen Arten der Technik und im allgemeinen auch am liebsten. Draußen im freien Licht in der Nachbildung und Durcharbeit des Geschauten unterm blauen Himmel überkam den Maler erst recht das Glück des immer erneuten Versuchens und Probierens. Er konnte da den Möglichkeiten nachspüren, den Natureindruck im Abbild in Einklang zu bringen mit feierlichem, sich vertiefendem seelischem Erleben. Sagt man, Beyers Landschaften seien alle mit einer andachtsvollen Versenkung und Hingabe an den Vorwurf gemalt, so ist das nicht leere Redensart, und gleich die Abbildungen auf den ersten beiden Seiten dieses Aufsatzes gestatten die Nach-



Anna Beyer: Rosenpergola



Anna Beyer: Sonniger Morgen

prüfung. Sie künden auch, daß Beyers Freude ihre Heimstatt hat im engumschlossenen Stück Landschaft, in einer kleinen Welt voll lyrischer Stimmung, voll stiller Heimlichkeit. Muß man noch sagen, daß auch dafür das gemeinsame Schaffen mit der Gattin Quell der Freude und der Förderung gewesen ist?

Die Blumenmalerei aber ist eine sogenannte Spezialität der beiden Eheleute geworden. Sie kamen dazu sozusagen aus Langerweile. Wenn schlechtes Wetter oder winterliche Zeit das Verweilen und Arbeiten im Freien unmöglich machte, dann trugen die bunten Blüten die entbehrte Schönheit in Zimmer und Atelier, und wenn man daranging, sie festzuhalten, dann war es mit der erzwungenen Arbeitsruhe und mit der daraus geborenen Griesgrämigkeit vorbei. Die Malersleute sahen sich nicht nur zur eignen Freude immer mehr hinein in die vor ihnen aufgetane Farbenpracht, sie lernten auch die außerordentlich schulende Kraft dieser flotteste Technik fordernden Arbeit schätzen und lieben, und daß just diese Gaben Beyerscher Kunst einen ungeahnten Absatz fanden und oftmals Wegbahner waren für Aufträge andrer Art und zu Aufforderungen zu Sonderausstellungen, das wurde als willkommene Beigabe empfunden, denn noch jeder Maler hat sich gefreut, wenn er flott Bilder verkaufen konnte.

Bliebe zur Charakteristik Adolf Beyers noch mancherlei zu sagen: von der Graphik z. B., die ihm in Bildnis, Landschaft und Tierdarstellung manch schönen Erfolg eingetragen hat. Aber die diesem Aufsatz auferlegte Raumbeschränkung fordert, nun zum zweiten Teile überzugehen, zur Besprechung des Sonderwerkes aus dem Bereich dieses Doppelschaffens, das mit Frau Anna Beyers Namen verbunden ist. Ihr Entwicklungsgang ist weniger mühsam und an Kämpfen ärmer gewesen als der ihres Gatten. Das machte zum guten Teil, daß sie schon in ihren letzten Lehrjahren an ihm eine gute Stütze hatte und nach Beginn ihrer freien künstlerischen Tätigkeit im beglückenden Bunde mit ihm Erfüllung aller Lebenswünsche fand.



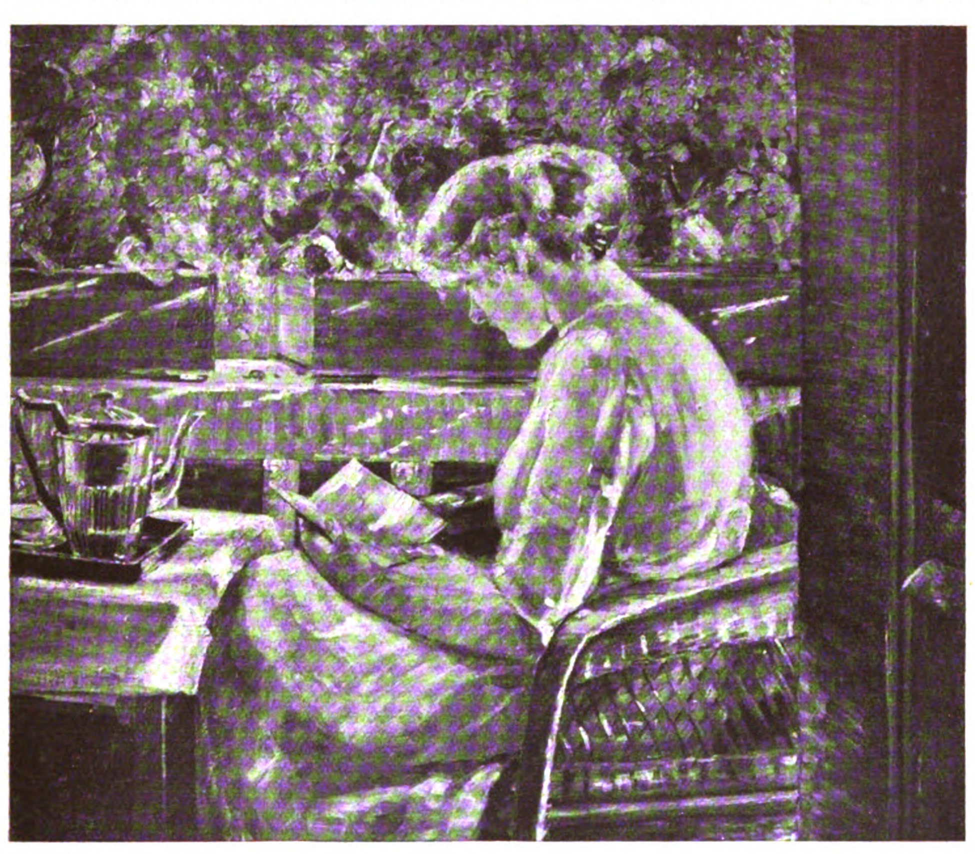
Anna Beyer: Aufn. van der Smissen Die alte Mühle

Anna Beyer entstammte einer angesehenen hessischen Gelehrtenfamilie. Im Hause des Vaters, der Gymnasialdirektor in Darmstadt war, künstlerisch früh angeregt und gut geleitet, erhielt sie den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen bei dem trefflichen,



Anna Beyer: Aufn. van der Smissen Blumenfenster

heute noch im vierundachzigsten Lebensjahre rüstig schaffenden Landschaftsmaler Heinrich Kröh in Darmstadt. Sie erprobte die junge, zunächst nicht auf berufsmäßige Betätigung hinzielende Fertigkeit in selbständigen Kopierarbeiten in der schönen Galerie des Darmstädter Landesmuseums und bekundete dabei eine so starke Fähigkeit der Einfühlung in den Geist und in die Fassung der alten Originale, so sichere Formbeherrschung, daß Ausbildung kehrte Anna Beyer nach Darmstadt zurück. Die gemeinsame Arbeit mit Adolf Beyer begann, und im Jahre 1904 schlossen die beiden den Ehebund — wie sehr zu ihrem Heile, ist bei der Besprechung von Adolf Beyers Lebenswerk dargelegt worden. Für Anna Beyer bedeutete die errungene Gemeinsamkeit zunächst stofflich eine Erweiterung ihrer Arbeit. Bis dahin vornehmlich als Porträtmalerin tätig, folgt sie

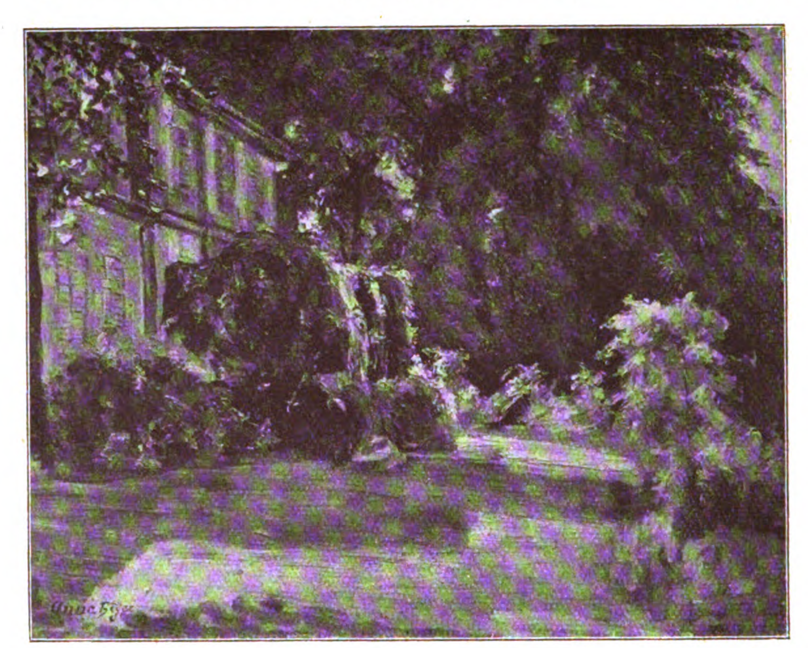


Anna Beyer: Auf dem Balkon

ihr der Weg nach München zur Fortbildung und vor allem zur Berührung mit dem frischen drängenden Leben eines großen Kunstzentrums freigegeben wurde. Sie kam in eine gute Schule zu Paul Nauen und Friedrich Fehr. Wenn diese Meister ihr Farbengefühl bildeten, so gab ihr der unvergleichlich kraftvolle, danach als Karlsruher Akademieprofessor so schmerzlich früh gestorbene Schmitt-Reutte die Grundlagen zu einem starken zeichnerischen Aufbau des Bildgestaltens.

Noch vor Abschluß ihrer künstlerischen

dem Gatten nun in die freie Natur. Landschaften, Blumenstücke dringen auch in ihr Darstellungsbereich, und verbindet gleiche Gesinnung das Paar im Streben, so wahrt die jüngere Frau doch neben dem älteren Genossen die Sprache ihrer persönlichen Art. Noch emsiger geht sie dem Problem des flutenden Lichtes nach, greift sie Motive auf, die insonderheit das Spiel der Sonnenflecken auf belichtetem Gelände festhalten, auf dem Laubwerk, den Blättern, die eine Laube umwuchern, auf der Gestalt eines hellgekleideten Mädchens darin (S. 547), im



Anna Beyer: Herrenhaus

Widerspiel auf Wiesen und Wald. Ihr Pinsel geht leichter über die Leinwand. Im weichen Flimmern stehen die Dinge auf ihren zarten Bildern. Aber es ist niemals etwas von ängstlicher, zimperlicher sogenannter »Damenmalerei« darin zu spüren. Die Technik ist breit und geht den Dingen eindringlich nach mit den Mitteln einer frisch zupackenden Darstellung. Deren gegenständliche Welt ist, wie schon gesagt, der des Adolf Beyerschen Schaffens naturgemäß fast ganz entsprechend: Bildnisse, Innenräume, Landschaften und Blumen. Nur Graphik fehlt, dagegen hat die Künstlerin sich gelegentlich auch bildhauerisch mit Erfolg versucht.

Nach diesen allgemeinen Ausführungen bedürfen die nach Anna Beyers Gemälden gefertigten Abbildungen dieses Heftes keiner Deutung und Hinweise mehr im einzelnen, zumal da sich die Prunkstücke der Rosenpergola aus einem Park des Großherzogs von Hessen bei Darmstadt (S. 544), des Waldinneren auf dem Bilde »Sonniger Morgen« (S. 545) und der prachtvollen »Alten Mühle« aus dem Spessart (S. 546) selbst in der eintonigen Wiedergabe als farbensprühend kenntlich machen.

Es war eine Freude, Anna Beyer bei der Arbeit zu beobachten. Wie die schlank gewachsene große elegante Frau dabei in steter Spannung war, wie das große sprechende Auge prüfend zwischen Modell und Leinwand hin und her ging! Lust und Freude an der Arbeit beschwingten dann ihr sonst leicht zu ernster Betrachtung, ja zu melancholischen Anwandlungen geneigtes Temperament, und nichts ließ vermuten, daß die lebensprühende, gesund aussehende Frau mitunter von Ahnungen eines frühen Todes umschattet war. Es hätte



Anna Beyer: Hyazinthen und Krokus
Besitzer: Finanzrat Dr. Becker in Darmstadt





Anna Beyer: Weiße Rosen

niemand einen Grund dafür finden können, und doch hat sie recht behalten. Eine Grippe hatte sie im ausgehenden Winter 1922 böse geschwächt. Aber mit dem Frühling kamen wieder Kräftigung und Genesung, jede Spur der schlimmen Krankheit schien getilgt. Und dann doch das erschütternde jähe Ende! Ihr Name bleibt mit ihrem nachgelassenen reichen Lebenswerk verbunden. Den Ihrigen aber, dem Gatten und dem halbwüchsigen Sohne, ist die Sonne aus dem von der feinsinnigen Frau künstlerisch reizvoll gerüsteten Heim genommen, und es wird lange währen, bis Adolf Beyer die alte Spannkraft zur Arbeit, die Freude am Malenkönnen zurückgewinnt.

Freilich, er weiß: er muß. Und da ihm das Leben schon viel Schweres zur Überwindung entgegengetürmt hat und er dessen im zähen Kampfe immer Herr geworden ist, hat die starke Hoffnung gute Wurzel, daß er auch nach dem Verlust seines Liebsten und Teuersten aufrecht und trotzig am Werk bleiben und zu neuen künstlerischen Erfolgen und damit zu neuer Schaffenslust vorschreiten wird. Die guten Wünsche seiner Freunde und all derer, denen seine kraftvolle, gute Kunst lieb geworden ist, begleiten ihn auf seinem künftigen Wege, auf dem es auch für ihn, den jetzt so schwer Gebeugten, noch das Gebot »Aufwärts!« gibt.

Gewesen

Rote Rosen ranken
Übers Friedhofstor,
Lehn' im Abendlichte
Sinnend lang davor.

Weite Wege wandern
Mußten, die hier ruhn;
Bei den Wegemüden
Liegt mein Liebster nun.

Bunte Blumen blühen
Lustig drüber hin. —
Wißt ja nicht, ihr Blumen,
Wie ich einsam bin.

Lust und Leid und Liebe,
Die sein Herz umschloß,
Hat er mitgenommen
In der Erde Schoß.

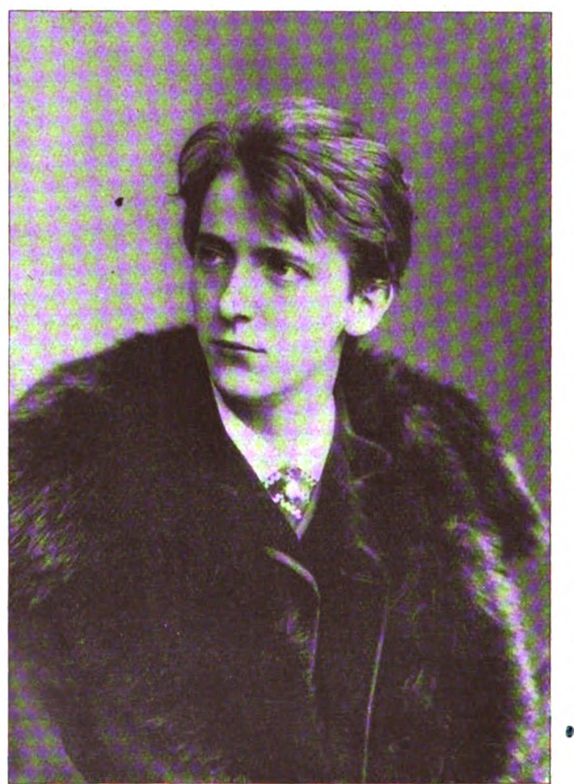
B. Göricke



Bernhard Stavenhagen (1862—1914)

Von Sophie Lederer-Eben

Aus dem Schatten, in den du allzufrüh hinabsankest, träumen deine Augen auf, Freund, deine großen blauleuchtenden, — Augen, deren Feuer einstmals an das Blitzen sonnentflammter Stahlklingen gemahnte und — müder geworden — ganz in die Weite brannte, fernem klarem Horizonte zu, der unter spätem Mittagshimmel steht; und dein beseeltes Antlitz spricht zu mir wie in stillem Einverständnis und Vertrauen: »Sage, was mein Leben war!« —



Bernhard Stavenhagen als Zwanzigjähriger

Briefe liegen vor mir, viele Briefe mit feinen, scharfen Schriftzügen, Niederschlag deiner ausgesuchten geistigen und seelischen Kultur. Sie sind gerichtet an die »wohlaffektionierte, gnädige Schwester«, an das »liebe Kätzchen«, das du mit all der Zärtlichkeit, mit der ganzen tändelnden Grazie und dem Zauber deines Herzens umschmeicheltest. Umgab man dich im Geiste nicht stets mit einem Hof tändelnder Grazien und spielender Genien? Wie oft war ich versucht zu glauben, daß sie auf deinen Lippen ihr zierlich loses Spiel trieben, wenn im Zusammensein mit dir ein Scherzwort voll geistiger Anmut blitzesgleich, leichtherzig blendend den Raum durchflog, den du mit beschwingten Schritten, wie von einem fröhlichen inneren Feuer getrieben, durchmaßest; wenn du am Flügel saßest, glaubte ich gar leibhaftig zu sehen, wie sie in blendenden Lisztschen Bravourgängen, in schmeichelnden Mozart- oder perlenden, demantglitzernden Chopin-Passagen deine zaubernde Hand in spielender Anmut prestissimo über die Tasten zogen, an seidenen, gleitenden Bändern. Selbst im schreienden Schmerz Beethovenscher Septimen waren sie gegenwärtig, und andächtig lauschten sie dir über dem schweren Nachtgewölk dunkelgebrochener Mollakkorde in einem heimlich strahlenden Schönheitssternenhimmel, den deine Hände beseligt über deiner Klangwelt ausspannten, blau, trunken im Glanz.

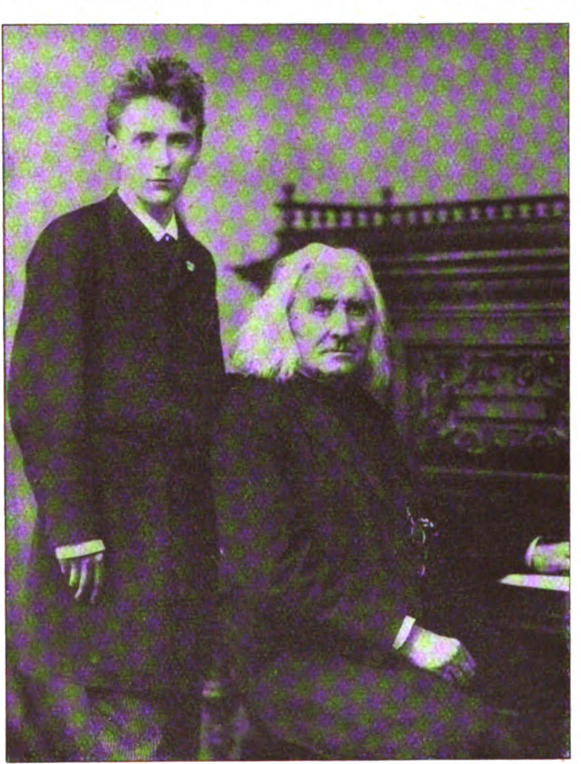
Was sich, anscheinend hemmungslos, in das Wesen und die Technik deiner Kunst übersetzte, der Zauber deines Geistes, die Schönheit deines Herzens, kannten sie nicht des Lebens letzte Tiefen? Abseits von den Briefen an die Schwester liegt vor mir noch ein andres Schreiben von deiner Hand: eine Empfehlung für einen Künstler in Not. Knappe treffende Worte umreißen sein künstlerisches Können, warme, ach so eindringlich warme Worte empfehlen ihn der Hilfe. Man fühlt: der dies schrieb, wußte um den Schmerz. Auf dem Grunde seines bezaubernden Herzens lebte Verstehen heftigster Lebenserschütterungen. Und man weiß nun: die Quelle seiner Kunst war die Seele.

Hätte er sonst die gewaltige tragische Dialektik des Lisztschen »Totentanz« zu so aufwühlendem, erschütterndem Erleben erwecken können, daß seine Zuhörer, gewöhnt, ihn frenetisch zu bejubeln, wie in atemraubendem, grauenhaftem Traum gelähmt, des Beifalls vergessen mußten? Hätte er mit so strahlend weichen Fingern, in so selbstvergessener, blutender Hingabe, in so weltentrückter Andacht hinabgleiten können in die abgründige Tiefe und Liebe des zweiten Satzes in Beethovens C-Moll-Klavierkonzert? Keiner hat es so verstanden wie er.

Der Achtzehnjährige sitzt in Berlin an seinem Flügel und studiert; er hat die Hochschule dort absolviert, hat sich 1880 den Mendelssohn-Preis erspielt und arbeitet nun für sich allein, ohne Anleitung. Er ist bereits in Berlin, wo die Eltern wohnen, öffentlich aufgetreten. Die Kritik hat sich freundlich gestellt, nur der Herausgeber und Schriftleiter der »Allgemeinen

Musikzeitung«, Otto Leßmann, der Einflußreichsten und Genialischsten einer, sprach von »kleinem, sanglosem Ton«. Das traf ins Herz und brennt wie eine frische Wunde! Denn der Jüngling weiß: Der Ton, das ist die Seele des Klaviers.

Als winziges Bübchen schon hat er den Wesensklang der andern Instrumente »erahnt«, wenn er, mit aufgereckten Füßchen, hochroten Wangen und leuchtenden Augen zwischen den Orchestermusikern seiner Heimatstadt Greiz stehend, sich anstrengte, in die Hörner und Posaunen hineinzugucken, um zu sehen, woher der Ton käme, allen elterlichen Abberufungsversuchen immer nur autokratisch das eine entgegensetzend: »Ich will hören!« Auf der Hochschule hat er den Wesensklang dieser Instrumente mit ihrem Klangwesen und ihren Klangmöglichkeiten erkennen gelernt. Nur, um desto überzeugender, tiefer zu spüren, daß der Wesensklang, die Sprache des den ganzen Orchesterapparat umfassenden Tasteninstruments, des Klaviers, diese Sprache, in der er schon früh seine kleinen kompositorischen Versuche stammelte, die seiner eignen Seele ist. Sie berührt sein Innerstes am unmittelbarsten. Von je hat er dumpf gefühlt: er muß die Seele des Klaviers und damit sich selbst erlösen. Und er weiß nun: er ist noch weit vom Ziel. Jener Eine, Genialische hat seinen Ahnungen Gewißheit gegeben. Auf schreit sein Verlangen. Und er schreibt an die Schwester: »Es muß noch ganz anders werden — mit mir!« — Schnell entschlossen ist er, Rat suchend, bei Leßmann. — Nie werde ich der Stunde vergessen, da Otto Leßmann in dem ihm eigentümlichen leidenschaftlichen Wesens- und Sprachrhythmus mir erzählte, er habe Schicksal gespielt, habe mit fester Hand hineingegriffen in die Entwicklung eines Seelenfrühlings, der nur der Sonne des Genies bedürfe, um zu erblühen; er habe Stavenhagen in Lisztschen Boden verpflanzt, habe ihn nach Weimar, zum »Meister« geschickt. Leßmanns genialer Spürsinn ahnte damals schon in dem Jüngling einen »ganz Großen«.



Bernhard Stavenhagen und Liszt

Zwischen Meister und Jünger aber ist es wie ein unaussprechliches Sichfinden. Letzte Erfüllung aller keuschen Sehnsüchte der eignen Seele ist dem Jungen des Meisters Spiel: »Ich kannte alles,« schreibt Stavenhagen nach Hause, »und doch war alles Offenbarung!« Aber auch der Meister steht gefesselt, ergriffen, als Stavenhagen mit zwei Chopins und einem Liszt vor ihn tritt, erkennt Keime, Ansätze, die er noch in keiner Seele gefunden, die seiner eignen frühen Seele verwandt sind. Er sieht: traumumdämmert wandelt hier ein Suchender die Wege eines Dichters, und hellseherisch prophezeit er ihm die ruhmvollste Zukunft. Fortan liebt er diesen Schüler, wie man seine eigne Jugend liebt. Hochauf schlägt die angeborene Flamme des Ehrgeizes in der jugendlichen Seele unter dem Hauche des Feuergeistes, der von nun an, wie ein Pfingstgeist, lebenzeugend, über des Jüngers Dasein wirkt, Richtung und Rhythmus seiner Arbeit bestimmend.

Und nun sitzt Bernhard Stavenhagen wieder an seinem geliebten Flügel.

Um ihn ist Stille, in der sein eigner Klavierton bedeutsam aufklingt. Er hat den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, damit der Klang unmittelbarer sein Ohr träfe, und »hört« — hört mit der angeborenen, ausgesuchten Feinheit seines Klangsinnes, mit aller Angespanntheit seiner auf zarteste Schwingungen reagierenden Nerven, probiert, feilt am klanglichen Ausdruck, daß sein Klavierton dem seines Meisters ähnlicher werde und doch eine Emanation der eignen Psyche bleibe. In ihm ist die große Ehrfurcht, die große Sehnsucht. Auf dem jungen, reinen Antlitz wechseln Schatten und Licht, gleiten so weich ineinander wie auf dem Kelch einer zar-

ten, wunderschönen Blüte. Seine Technik, dank der Elastizität seines Geistes, der Raschheit seines Temperaments natürlich mühelos und anmutig behende, wird zu blitzendem Geschmeide. Ihn irrt nicht die Stille um ihn her; die Gleichförmigkeit der äußeren Szenerie, in der die Stunden des Tages aufblühen und verbleichen, macht ihn nicht ungeduldig; er weiß, sie scheint nur Stillstand, er fühlt so brennend: jede Sekunde ist Erleben, ist fortschreitende Glut, hat fröhliche, sieghaftem Ziel zueilende flammende Flügel. Die Stille, in der seine Kronen sich winden, wird zum erwartungsvollen Hintergrund, darauf, um so berauschender, die Welt innerlich gehörter Klanggestaltung erblüht. Manchmal bleibt der Klavierklang dem innerlich Gehörten fern. Dann springt er ungeduldig auf, wandert auf und nieder, bis das Klangideal stiller, unmittelbarer zu ihm spricht, bis er sie erlösen kann, die Seele des Klaviers, in süßen Chopinklagen oder in tiefen Bach- und Beethovenglocken, bis sie, seinem Ohr vernehmbar, auf ihren Schwingen die Feinheit seines Geistes und seiner Hände trägt.

»Welche Wandlung! Welche Technik! Welche Kraft und Größe!« ruft erschüttert Otto Leßmann aus, als er, aus Berlin herbeigeeilt, kurze Zeit darauf Stavenhagen im Kreise der »großen« Lisztschüler in der Hofgärtnerei in Weimar hört. Liszt läßt den Jüngling nicht mehr von sich, auf allen Reisen muß er ihn begleiten: Roms monumentale Größe, die interessanten Künstlerkreise von Paris fliehen vorüber; eine tiefe Eindrucksfähigkeit, eine im Elternhause fast zärtlich gepflegte Allgemeinbildung helfen, Erlebtes für die Kunst fruchtbar zu machen. Im Umgang mit dem größten aller Klavierspieler, zu dem er im vertraulichsten Verhältnis steht, springen dem Jüngling überall lebensfrische Quellen auf, Briefe von größter Lebensfülle, von starker Plastik der Anschauungs- und Ausdrucksweise berichten nach Hause. Jeder Augenblick erscheint bedeutsam, wird heiß empfangen und mit Bewußtsein gelebt. Jede Situation ist ein Zuständliches, wird als »Genrebild« empfunden und empfängt durch diese Art des Sehens reizvollste Objektivität. Die Pointe ist ihm jederzeit zur Verfügung. Wie hellrotes Herzblut schäumt seine Lebensfreude, so, wenn er in Chiemsee, wo er mit dem Meister auf der reizenden Fraueninsel weilt, übermütige Freude an komischen Verkleidungsszenen der Bauern und Fischer findet, oder in Rom in der Italienischen Oper, trotz sehr kritischer Einstellung, mitschreit, »oft nur Schreiens halber«, aus Freude am Beifallslärm. Entzückend, wie er in einem kleinen Ort, wo er spielen soll, das einzige zur Verfügung stehende uralte Klavier auseinandernimmt, es mit glühenden Wangen eifrig verbessert zusammensetzt, um glücklich nach Hause schreiben zu können: »Chopin und Liszt haben eingeschlagen!«



Bernhard Stavenhagen (1898)

In London, wo er mit des Meisters Es-Dur-Klavierkonzert Stürme von Jubel entfesselt, darf er mit diesem Hand in Hand vor die erschütterte Menge treten. Trotzdem bleibt er bescheiden, fast scheu; reizvoll Unerschlossenes ist in ihm; seelische Zartheit verehrt »edle Empfindungen« an blonden Malerstöchtern. In Colpack, dem fürstlichen Schloß des Malers Muncacsy, spricht Liszt das ergriffene Wort: »Er ist mein Erbe!« Als solcher darf Stavenhagen auf der letzten gemeinsamen Reise in Bayreuth des Meisters Totenwache halten.

Von nun an wird er des angebeteten Meisters Bannerträger. So in England, so in Berlin, wo er eine Totenfeier durch Aufführung der Werke Liszts veranstaltet. Die Kritik rühmt sein geistvolles Spiel, die Süßigkeit seines Tones,



Ludwig Danziger: Letzte Garben

die Mannigfaltigkeit seiner Klangschattierungen im Piano, seine verblüffende Technik, die alle Probleme des modernen Klavierspiels mühelos löst, ohne doch jemals Selbstzweck zu werden. Otto Leßmann aber, von nun an sein eifrigster Wegbereiter, nennt Stavenhagen »das letzte, große Vermächtnis des Meisters an seine Kunst«. Seine Konzertreisen führen ihn nach Österreich, Ungarn, Rußland, England, bis nach Amerika. Ein glänzender Name eilt ihm überall voraus. Anton Rubinstein selbst ebnet ihm den Weg. Er gilt bald als der bedeutendste Vertreter des modernen, hochromantischen Lisztstils.

Enttäuschungen, Sorgen sind zwischen all dem Glänzenden; er ist stark genug, sie allein zu tragen; karge Umrisse nur zeigen sich in Briefen an die Seinen, die er über alles liebt. Aus London eilt er einmal, in schnellem Entschluß, nach Berlin, nur, um sie zum Heiligen Abend zu überraschen, und erkrankt eines von ihnen, so lebt er, fernab, in blutender Sorge.

Trotz rauschendster Erfolge bleibt er innerlich gesammelt, in Ehrfurcht vor seiner Kunst, seiner Mission. Ein zielbewußtes Wollen zieht Mauern um ihn, insbesondere beim Einreisen in fremde Städte: »Ich halte mich fern von jedem äußeren Anreiz, von jedem gesellschaftlichen Verkehr, da ich mich erst einspielen muß«; oder: »Ich verzichte auf alles, um frisch zur Arbeit zu sein. Ich bin in so starker Kunsterregung, daß alles andre daneben verbleicht.« — »Je höher man mich stellt, desto größer wird meine Arbeitssehnsucht«, schreibt er einmal aus Moskau, wo die schnelle Folge der Konzerte kein Studium zuläßt. Noch immer glaubt er sein Ziel nicht erreicht: »Ich ruhe nicht, bis ich endlich kann, was ich will«, denn ewig wach ist seine scharfe Selbstkritik. 1889 schreibt er aus Wien: »Der Enthusiasmus spottete jeder Beschreibung. Ich habe aber, außer Beethoven, sehr mäßig und sehr nervös gespielt.« Nach einem Konzert in London berichtet die Kritik, niemand habe, seit Anton Rubinstein, so gefesselt, so hingerissen; Stavenhagen selbst aber schreibt über dies Konzert nur heim: »Ich habe leidlich gespielt, aber mein Bach war zu ruhelos.« Ein seltsamer Ton klingt schon 1889 auf: »Wolff [der Leiter der Konzertdirektion gleichen Namens in Berlin] hat weitgehende Pläne mit mir. Ob ich die Verwirklichung erlebe? Ich bin so sehr müde oft.«

Je mehr seine Persönlichkeit sich in ihren Möglichkeiten entfaltet, desto autoritativer wirkt sein Name. Der Großherzog von Weimar ernennt ihn 1890 zum weimarischen Hofpianisten; neben seiner pianistischen Tätigkeit leitet er als Dirigent die symphonischen Konzerte sowie die Hofoper der Musenstadt, der seine Gattin Agnes, geb. Denis, die ideale Vertreterin Wagnerscher Frauengestalten, der Stolz und die Stütze dieser Oper, angehört. Zum Hofkapellmeister ernannt, siebelt er kurz darauf nach München über, dirigiert das dortige Kaimorchester, leitet die Meisterklasse am Münchner Konservatorium. Mitten in vielfarbigster Tätigkeit blühen ihm Lieder und Klavierstücke auf voll innigen volkstümlichen Empfindens. Ein H-Moll-Klavierkonzert wird geschrieben, intime Kenntnis und glänzende Handhabung des Klaviersatzes aufweisend, und eine gar süße, selige Weihnachtsmusik, die, als stimmungsvolle Begleitung zu szenischen Bildern, in der Weihnachtszeit im Deutschen Theater zu Berlin aufgeführt worden ist.

Um Bernhard Stavenhagen ist das Parfüm der großen Welt. Gefangen von seinem Spiel, vom Zauber seines Wesens, verwöhnen ihn Frauen, schöne, elegante, geistreiche Fürstinnen sind ihm liebevolle, sehr persönliche Gönnerinnen. Seidene Schleppen rauschen, weiße Schultern locken, schöne Augen strahlen auf, wo er, auf dem Podium oder in elegantem Salon, erscheint, bescheiden sich verneigend; gepflegte, juwelenblitzende Hände erheben sich ekstatisch zu seinem Flügel, an dem er, beseelt und feuergeistig, die Meisterwerke der Musik nachschafft. In seinen Augen ist einsames Leuchten — das scheidet den flimmernden Umkreis aus, deutet in Seelentiefen. Unter vielen tausend Menschen ist er allein, ganz gleich, ob er in London, in Berlin oder Neuyork spielt, ob er, einer plötzlichen Stimmung gehorchend, die Gralsglocken des »Parsifal« feierlich hineinbluten läßt in die dunklen Wogen der Kölner Domglocken oder, in Petersburg bei verdunkeltem Saal, die »Mondscheinsonate« zugibt. Immer ist er einzig im Dienste des Geistes, den er nachschafft. Und all die Strahlenden, Verwöhnten um ihn überkommt Ehrfurcht. Auch die weltlichsten unter ihnen ahnen, daß hier Tempeldienst getan wird. Und die Menschen stehen wie eine Mauer um seinen Flügel, wenn er geendet hat, jubeln, schluchzen, können sich nicht trennen von ihm, von diesem Vornehmsten, der Letztes, Bestes in ihnen erlöste.

Seine Intuition wechselt nicht nach Stimmung oder Laune. Unbeirrbar ist sein klangliches Ideal. Im Augenblick, wo seine künstlerische Phantasie es ergriffen, sich seiner bemächtigt hat, steht das musikalische Kunstwerk in starkem Aufriß, in klaren, großzügigen Linien vor ihm, gewinnt so feste Gestalt, wie ein Werk bildender Kunst. So kann er von »seiner« Polonäse in As-Dur (Chopin) sprechen, die »viel größer, langsamer und majestätischer« sei als die eines seiner Fachgenossen. »Sie ist rein und langsam, ruhig und groß in Ton und Wirkung.«

Seine Kritik wuchs aus seinem Glauben, der zum Teil ein Schauen war. Sie war scharf, weil sein Glaube so hoch war an seine Kunst,



an Menschen, an Dinge des Lebens. In seiner Kunst deckte sich dieser Glaube mit einer Intuition von bildhafter Klarheit, mit einer Persönlichkeitsauswirkung ohnegleichen; Menschen und Dinge des Lebens blieben oft dahinter zurück; denn da dieser Glaube zugleich Sehnsucht war, übergoß er Menschen und Dinge mit heißem Glanz. Und oft mußte der Künstler erkennen, daß sie nur »durch seine Phantasie in so verführerische Beleuchtung getreten waren«. Er lernte wissen: Je höher das Ideal, desto mehr bleibt als unzulänglich zurück. Die Erkenntnis, daß dieses »mehr« sehr viel, fast alles bedeute, war die Kreuzesblume, die er auf dem Wege lachenden Frohsinns pflückte, und die er, je weiter er gen Mittag schritt, um so fester an sein Herz pressen mußte.

Sein zweites Klavierkonzert gibt hiervon Kunde. Es ist in Genf geschrieben, wo er eine zweite Heimat gefunden hatte und am Konservatorium die Ausbildungsklassen leitete, an demselben Konservatorium, das siebzig Jahre früher unter seines Meisters Liszt Führung geblüht hatte.

Bernhard Stavenhagen hat dies Konzert in seiner letzten Lebenszeit oft gespielt; Rehbold, einer seiner glänzendsten Schüler, führte es gelegentlich einer Gedächtnisfeier zu seinem sechzigsten Geburtstag am 24. Februar 1923 auf, in der alten Singakademie in Berlin, die einst Zeuge von Stavenhagens beispiellosen Triumphen war. Musikalischer Farbenglanz von Makartschem Reiz steilt sich von dunklem, fast tragischem Hintergrunde; neben blühendem Fluß des mit pianistischem Klangreiz überreich ausgestatteten, dennoch symphonisch behandelten Klavierparts stöhnen mit Schwere unerbittlich belastete Harmonie- und Akkordfolgen, wie in trostloser Schmerzeinsamkeit. Das Gewitter des Krieges, die Not des Vaterlandes, die er, der Heimat fern, nur um so tiefer und bitterer empfunden hat, umzogen sein strahlendes Herz mit dunklem Gewölk. Dies Konzert schrieb einer, der weinen konnte, als er, dem Vaterlande fern, in Straußens »Don Quichotte« den »Tod des Helden« dirigierte.

Ja, seine letzte Lebenszeit war voll Trauer. Aber der Schmerz konnte ihn nicht sich selbst entfremden, er löste keine Bitterkeit in ihm aus. Nicht nur deswegen war er einer, den »die Götter lieben«. Er war einer von jenen Entflammten, die ihren »Stern« haben. Goethe nennt den mystischen Schrittbereiter, der über dem Leben genialer Menschen steht, dem sie in ihrer Wesensauswirkung folgen müssen, der selbst die äußeren Umstände des alltäglichen Lebens zu einem Mosaik zusammenfügt, das farbige Ergänzung ihres Willens und Handelns scheint, ihr »Daimonion«. Man kann diesen seltsam zielstrebigen »höheren« Willen, der die Genialen zu ihrer Höhe trägt und sie hinwegnimmt, wenn ihre Persönlichkeit sich erfüllt hat, Zufallswillen nennen. Er scheint Fügung.

Nicht in seiner kompositorischen oder Lehrtätigkeit, nicht in seinen Erfolgen als Dirigent, so groß und vornehm sie auch waren, bedeutend genug, ein Leben von weniger wurfkräftigen Umrissen wie das seine auszufüllen — nicht in diesem allen beruhen Bedeutung und Nachruhm Bernhard Stavenhagens. *Er hat die Seele des Klaviers erlöst. Darin liegt sein Meistertum. Denn er war ein Dichter.*

Und kann man Eugen d'Albert um der »großen Linie« willen den Beethoven unter den Nachschaffenden nennen, so gebührt Stavenhagen der Platz Chopins, als einem Künstler, dessen Natur und Seele mit der Natur und der Seele seines Instruments am tiefsten verwandt und am innigsten verwachsen war.

Mendelssohn

Gäste, Lachen, Stimmenschwirren,
Übermut und Jugendlust —
Plötzlich, wie ein Vogelirren,
Seiner Kraft sich kaum bewußt,
Eine dunkle Stimme schwingt
Leise durch die Räume,
Eine dunkle Stimme singt
Uns in bange Träume. —

Lachen, Scherzen jäh verstummt;
Wie ein dunkler Falter summt
Heimatsuchend, sehnsuchtsbang
Dunkler Stimme Schicksalssang.
Gräbt mit magischer Gewalt
Runen in das Schweigen:
„Ach, wie so bald, so bald
Verhallet, verhallet der Reigen!"

Karl Gustav Grabe



Berufswahl

Von Dr. Julius Reiner

Die Steigerung der Leistungsfähigkeit ist das Ziel der neuzeitlichen materiellen und ideellen Kultur. Mit einem Mindestmaß von Energie ein Höchstmaß des Erfolges zu erzielen, wird immer mehr zur Weltforderung. Und es steckt darin mehr sozialer Sinn, als man vermutet. Letzten Endes läuft diese Forderung auf eine Bereicherung der materiellen und ideellen Welt hinaus, wenn man sie richtig stellt. Sie will die Menschen zu souveränen Herrschern über den Stoff- und Kräftevorrat der Welt machen. Dies ist nicht nur eine Frage der Technik, sondern auch der Psychologie, genauer ausgedrückt: der **Berufswahl**. Die richtige Wahl des Berufes ist jedenfalls eine wesentliche Förderung dieser weltökonomischen Forderung.

Die meisten Menschen wählen ihren Beruf, ohne genau zu wissen, ob und inwiefern ihre geistige und körperliche Beschaffenheit sich dafür eignet. In den meisten Fällen pflegen rein zufällige und äußerliche Beweggründe die Wahl zu bestimmen. Die Folge dieser ungenügenden oder oberflächlichen Selbstprüfung und Selbsteinschätzung bleibt nicht aus; man bringt eben von vornherein nicht alle die Bedingungen mit, die für den gewählten Beruf notwendig oder vorteilhaft sind.

Zwar gibt es genug Betätigungen, bei denen es weder auf große physische oder geistige Kräfte, Geschicklichkeit und Geschmack ankommt, aber auch für den geringsten und einfachsten Beruf muß die Gesamtorganisation auf die zu verrichtende Tätigkeit schon von Natur aus abgestimmt sein. Es genügt nicht, wenn man seine beruflichen Pflichten rein mechanisch erlernt und ebenso mechanisch ausübt; das kann jede Maschine. Von einem Menschen muß aber weit mehr verlangt werden, er muß seinen Beruf nicht nur nach der rein technischen Seite hin beherrschen, er muß ihn auch mit Zufriedenheit ausüben, falls er mehr als eine Maschine bleiben will. Er muß Initiative, Erfindungsgeist und Teilnahme für seinen Beruf mitbringen, er muß Vorliebe für seinen Beruf haben. Diese Eigenschaften sind in fast jedem Berufe erforderlich. Auch der alltäglichste Beruf verlangt den ganzen Menschen, vielleicht nicht so sehr im Interesse des Berufs als im Interesse des ihn Ausübenden. Denn die besondere Geeignetheit für den Beruf erzeugt eine innere Stimmung, die eine wachsende Zufriedenheit aufkommen und auch die langweiligste Arbeit interessant gestaltet oder angenehm empfinden läßt. Bei einer derartigen Veranlagung werden die beruflichen Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten leichter überwunden, was schon eine größere Leistungsfähigkeit bedeutet.

Wenn man aber ohne genaue Selbstprüfung in einen Beruf hineinkommt, und ohne zu wissen, ob man für ihn nicht nur die nötige rein äußerliche, sondern auch die innere Veranlagung hat, so stellen sich bald Unstimmigkeiten ein, die der Entfaltung besonderer Kräfte hinderlich sind.

Jeder, der nur etwas Erfahrung in diesen Sachen hat, wird unter seinen Bekannten Fälle finden, in denen der eine oder der andre, der aus Neigung einen Beruf ergriffen hat, trotzdem über den Durchschnitt nicht hinausgekommen ist, und die den Befähigten und Begabten sicheren Früchte bei ihm ausgeblieben sind. In diesen Fällen mögen vielleicht mißliche Umstände, die außerhalb des Vorhersehens liegen, eine entscheidende Rolle gespielt haben, aber die Hauptschuld wird der ungenügenden Kenntnis und Bewertung der psychologischen Voraussetzungen zuzuschreiben sein, die einem jeden Beruf eigen sind.

Wenn man bedenkt, wie viel Zeit, Kraft und Geld durch die falsche Berufswahl verschwendet wird, wird erst klar, welche Vorteile eine zuverlässige Berufswahl bietet. Durch Anstellung von ungeeigneten Menschen in den verschiedensten Berufsarten wird dem individuellen und sozialen Wohlstande ein großer wirtschaftlicher und moralischer Schaden zugefügt. Mangelhafte, unrentable Leistungen, Vergeudung der Rohmaterialien, eine nicht genügende Ausnutzung der Arbeitszeit, der Werkzeuge und Maschinen sind die Folgen der Untauglichkeit in den Berufen. Auch für das Gebiet der wissenschaftlichen Berufstätigkeit läßt sich Ähnliches nachweisen. Untüchtigkeit ist in den meisten Fällen nur eine Folge der Ungeeignetheit, nicht der Faulheit.

Es sind genug Fälle bekannt, in denen Menschen, trotz der größten Anstrengung und des besten Willens, in ihrem Berufe unheilvolle Fehler begangen haben, die nur auf ihre berufliche Ungeeignetheit zurückzuführen sind. Wie oft werden solche Menschen gezwungen, ihren Beruf oder ihre Stellung zu wechseln! Die aus ihrem Berufe herausgedrängten und stellenlosen Personen fallen ihren Verwandten oder der Öffentlichkeit zur Last, während sie in einem ihren Fähigkeiten angemessenen Berufe recht brauchbare und einwandfreie Arbeit leisten könnten. Man könnte durch eine richtige Berufswahlberatung erreichen, daß die Zahl der Stellungslosen, der Unzufriedenen, der Deklassierten stark herabgedrückt wird, und würde so zu einer Gesundung des sozialen Organismus nicht wenig beitragen.

Wenn man die Laufbahn der Stellungslosen und aus ihren falsch gewählten Berufen Verdrängten verfolgt, wenn man die vergeblichen



Versuche und Anstrengungen ins Auge faßt, die sie gemacht haben, um sich einen Erwerb zu verschaffen, wenn man all die Demütigungen und Entbehrungen, die sie auf ihrem Leidenswege erdulden, berücksichtigt, muß man in der wissenschaftlichen Berufswahlberatung ein sittliches Gebot erblicken. Denn so mancher wäre nicht auf eine abschüssige Bahn geraten, wenn er innerhalb der Gesellschaft einen seinen Fähigkeiten angemessenen Platz angewiesen bekommen hätte, wenn man ihn einem Berufe eingegliedert hätte, der ihn nicht nur ernährt, sondern auch befriedigt.

Zwar ist es noch verfrüht, von einer wissenschaftlich fest begründeten Berufswahlberatung zu sprechen, aber angesichts der Tragweite dieses Unternehmens kann man sie nicht früh und eindringlich genug als eine soziale Notwendigkeit fordern.

Es gehört etwas mehr dazu als eine oberflächliche Kenntnis eines Berufes und der psychologischen Gesetze, um bei der Berufswahl als Berater mit Erfolg arbeiten zu können. Man muß genau wissen, welche besonderen Fähigkeiten jeder Beruf zur Voraussetzung hat, welche in erster und welche in zweiter Reihe in Betracht kommen. Man muß ferner mit den psychologischen Untersuchungsmethoden vertraut sein, um die für jeden Beruf erforderlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften genau bei den zu Beratenden feststellen zu können. Für viele, nicht gerade komplizierte Berufe mag es ein leichtes sein, die Befähigung zu erkennen. Wo es nur auf das sichere Arbeiten einzelner Sinne und Muskelgruppen ankommt, da ist es nicht schwer, die Geeignetheit herauszufinden. Ob einer sich zum Lastträger oder Schmied eignet, ist schnell festgestellt. Anders verhält sich die Sache schon, sobald es sich darum handelt, die Geeignetheit für Berufe ausfindig zu machen, bei denen die körperlichen und geistigen Fähigkeiten ineinandergreifen und jene reichhaltigen, feinen und fast unerschöpflichen Kombinationen erzeugen, die in ihren Verästelungen verfolgt, auseinandergehalten und genau erfaßt werden müssen.

Einige Beispiele: Es soll z. B. untersucht werden, ob jemand sich für den Beruf eines Wagenführers einer elektrischen Straßenbahn eignet. Da muß man zuerst genau wissen, worauf es in diesem Berufe ankommt. Zweifellos gehört dazu ein gutes Auge, eine schnelle Reaktion auf äußere, insbesondere Sehreize, d. h. man muß imstande sein, zweckmäßig schnell und sicher all die Bewegungen auszuführen, die mit der Führung des Wagens zusammenhängen; man muß ferner die Entfernungen richtig abschätzen und sie in Beziehung zu der Schnelligkeit der Wagenführung setzen. Es darf aber auch nicht an Geistesgegenwart fehlen, die den Wagenführer in den Stand setzt, bei plötzlichen und unvorhergesehenen Fällen das richtige Mittel anzuwenden. Noch viele andre Fragen kämen hier in Erwägung, je nachdem, ob es sich um einen Wagenführer in verkehrsreichen oder verkehrsarmen Straßen handelt.

Man könnte nun einen doppelten Untersuchungsweg einschlagen: entweder man prüft den Bewerber auf die einzelnen erforderlichen Eigenschaften, oder man schafft eine ähnliche verwickelte Situation und läßt ihn in einem einzelnen Experiment seine psychologische Beschaffenheit mit Rücksicht auf das Wagenführen zeigen. Diesen Weg hat Prof. Hugo Münsterberg von der Harvard-Universität bei Neuyork eingeschlagen. Das von ihm gewählte Experiment hat sich glänzend bewährt, denn es stellte sich heraus, daß die von ihm als besonders geeignet Bezeichneten tatsächlich gute und altbewährte Wagenführer der Gesellschaft waren, die von der Gesellschaft zur Kontrolle der Experimente ohne Wissen des Experimentators ihm zur Prüfung zugeschickt waren.

Ein andres Beispiel. Es soll jemand darauf untersucht werden, ob er sich für den Lehrerberuf eignet. Worauf kommt es dabei hauptsächlich an? Zweifellos auf die pädagogische Begabung. Nun ist aber für die verschiedenen Disziplinen ein spezielles pädagogisches Talent erforderlich. Man kann ein großer Mathematiker sein, ohne das geringste Talent für den Unterricht in Literaturgeschichte zu haben. Jede dieser Disziplinen verlangt nicht nur besondere Kenntnisse, sondern auch besondere Unterrichtsmethoden. Man muß also hier eine weitgehende Differenzierung walten lassen und, erst nachdem die besonderen Voraussetzungen festgelegt sind, an die Prüfung gehen, ob die Geeignetheit für den betreffenden Beruf vorhanden ist. Es mag z. B. jemand ganz umfassende Kenntnisse in der Mathematik oder Literaturgeschichte besitzen, wenn es ihm aber an dem spezifischen pädagogischen Talent fehlt, so wird er einen mangelhaften Lehrer abgeben. Derartige Fälle gehören nicht zu den Seltenheiten, und so mancher mußte die Folgen dieses Mißverhältnisses nicht nur selbst empfinden, sondern auch den Schülern gereichte die verfehlte Berufswahl ihrer Lehrer nicht selten zum Nachteil.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier auf die wichtigsten Berufsarten eingehen und angeben, worauf es bei ihnen hauptsächlich ankommt und wie man die Geeignetheit für jeden Beruf experimentell vorausbestimmen kann. Die wissenschaftliche Berufswahlberatung ist noch nicht aus dem Anfangsstadium heraus; es muß noch unendlich viel Arbeit geleistet werden, bevor man feststehende Normen wird aufstellen können. Es bedarf noch der liebevollen und starken Mitwirkung nicht nur der Psychologen



und Pädagogen, sondern auch aller Männer, die auf den verschiedensten Gebieten des Handels, Gewerbes, der Industrie, Technik, Verwaltung, Wissenschaft usw. eingehende Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt haben. Erst dann, wenn von bewährten Berufsmännern alle Erfordernisse, die das Charakteristikum ihres Berufes ausmachen, genau bekanntgegeben werden, erst dann wird der Berufswahlberater seine Aufgabe mit annähernder Sicherheit lösen können.

Trotzdem darf nicht vergessen werden, daß bei aller experimentellen Genauigkeit noch eine ganze Reihe von Fragen von der Berufswahlberatung nicht eindeutig zu beantworten sein wird. Es gibt körperliche und geistige Anlagen, die nicht immer rechtzeitig erkannt oder deren Entwicklungsmöglichkeiten nicht genau übersehen werden können. Wem sind nicht Fälle bekannt, wo Menschen eine überraschende Entwicklung genommen haben, und umgekehrt Fälle, in denen ein vielverheißendes Talent weit hinter den Erwartungen, zu denen es berechtigte, zurückgeblieben ist?

Vielleicht wird mit dem Fortschritt der Psychotechnik auch dieser Mangel der Prognose beseitigt werden, vielleicht wird der Blick eines erfahrenen Berufswahlberaters auch in diesen schwierigen und zweifelhaften Fällen das Richtige treffen. Aber man muß von vornherein vor übertriebenen Hoffnungen warnen und die Grenzen der wissenschaftlichen Berufswahlberatung etwas enger ziehen, damit keine Enttäuschungen zu befürchten sind. Allerdings wird es immer vereinzelte Fälle geben, wo die Berufswahlberatung durch den wirklichen Verlauf der Ereignisse korrigiert oder Lügen gestraft werden könnte. Man braucht nur an folgenden Fall zu denken. Da wird z. B. einem jungen Manne, der sich weder durch ein gutes Zahlengedächtnis noch durch eine besondere Kombinationsgabe auszeichnet, abgeraten, sich dem Börsengeschäft zu widmen; er mag wohl ein guter Korrespondent sein, aber es fehlt ihm rasche und richtige Erfassung der wirtschaftlichen Konstellationen und all der Momente, die beim Börsengeschäft von ausschlaggebender Bedeutung sind. Da sich aber diesem jungen Manne durch irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen eine Stelle im Bankgeschäft darbietet, läßt er die Meinung des Berufswahlberaters unberücksichtigt und widmet sich dem Bankgeschäft. Der Zufall läßt ihn eine oder mehrere Spekulationen glücklich durchführen, und nun könnte man diesen oder viele ähnliche Fälle, die im Leben keineswegs eine Seltenheit sind, gegen die Berufsberatung anführen. Dies wäre aber durchaus unrichtig. Denn die Berufsberatung läßt sich nur von wissenschaftlichen und nicht von Zufalls- oder Glücksmomenten leiten. Auf fast allen Gebieten der menschlichen und kosmischen Ereignisse gibt es Ausnahmen, Fälle, die sich von der Regel abheben und die die menschliche Vernunft nicht vorauszusehen vermag.

Innerhalb gewisser Grenzen ist schon heute die Psychotechnik in der Lage, das Problem der Berufswahlberatung mit Erfolg zu lösen, obgleich sie als selbständige Wissenschaft noch sehr jungen Datums und von der Psychologie und Pädagogik abhängig ist.

Die experimentelle Psychologie und Pädagogik verfügen über eine stattliche Reihe von Untersuchungsmethoden, die verschiedenen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zu prüfen. Diese Methoden können auch mit Erfolg für die Berufswahl angewendet werden. Es kommt nur darauf an, die richtige Auswahl unter diesen Prüfungsmethoden zu treffen und sie der jeweiligen Berufsart anzupassen. Für die Prüfung der Sinnesschärfe und der körperlichen Fähigkeiten gibt es einwandfreie Untersuchungsmethoden. Ganz anders verhält es sich aber, wenn wir die geistigen Fähigkeiten und Anlagen prüfen wollen. Trotz der großen Auswahl der Prüfungsmethoden weisen die meisten ziemliche Schwächen auf, und es gehört sehr viel Erfahrung — ich möchte auch sagen: Intuition — dazu, bei der jeweiligen Berufsdiagnose die richtige Methode anzuwenden. Schon bei der Prüfung des Gedächtnisses stoßen wir auf nicht geringe Schwierigkeiten.

In erster Reihe ist nicht zu vergessen, daß ein universelles Gedächtnis für die meisten Berufsarten gar nicht verlangt wird und auch nur selten vorkommt. Man muß zwischen den verschiedenen Gedächtnisarten unterscheiden und dementsprechend die Prüfungsmethode wählen. Der eine hat ein vorzügliches Gedächtnis für Zahlen, der andre für Namen oder Ereignisse, die er nur *gehört* oder *gesehen* hat. Das Gedächtnis kann treu, kurz oder lang sein, es kann aber auch unzuverlässig für abstrakte und sehr zuverlässig für konkrete Sachen sein. Mit einem Worte, das Gedächtnis weist eine Mannigfaltigkeit der Formen auf, die ganz genau unterschieden werden müssen, da man sonst bei der Beratung leicht fehlgeht.

Für einen Verwalter eines großen Warenlagers kommt es z. B. gar nicht darauf an, ob er ein gutes Gedächtnis für abstrakte Sachen hat. Er muß ein gutes konkretes Gedächtnis haben, das den zu verwaltenden Gegenständen angepaßt ist, er muß auch über ein gutes Ortsgedächtnis verfügen, damit er genau weiß, wo die verschiedenen Waren untergebracht sind. Wie grundverschieden ist ein solches Gedächtnis von dem eines Arztes oder Klaviervirtuosen! Und doch werden alle diese verschiedenen Fähigkeiten mit *einem* Namen bezeichnet.

Fast jede schöpferische Tätigkeit verlangt neben



der Beherrschung des rein fachlichen Stoffes noch eine andre Fähigkeit, die man Kombinationsgabe nennen könnte. Auch hier stehen wir vor Schwierigkeiten. Nicht jede Prüfungsmethode kann so ohne weiteres für die Berufswahlberatung dienstbar gemacht werden. Dazu gehört ein genaues Eingehen auf die spezielle Berufsart und eine geschickte Anpassung der dazu gehörenden Untersuchung. Ein guter Kopist braucht noch lange kein origineller Maler zu sein, und man kann ganz hervorragende künstlerische Ideen haben, ohne die Fähigkeit zu besitzen, sie technisch einwandfrei wiederzugeben.

Man sieht, worauf es bei der Berufswahlberatung ankommt: es muß in jedem Falle das Spezifische des Berufes erkannt und beim Prüfling einwandfrei festgestellt werden. Es müssen für die verschiedenen Berufe typische Untersuchungsmethoden erst geschaffen werden. Erst wenn dies von berufenen und weitausschauenden Fachleuten geschehen und dafür ein umfangreiches Tatsachenmaterial angehäuft sein wird, kann man allenfalls zu einer kritischen Sichtung der gewonnenen Untersuchungsmethoden schreiten.

Vorläufig befinden wir uns erst im Anfangsstadium dieser so überaus wichtigen Wissenschaft. Aber es ist nur zu wünschen, daß man ihr nach jeder Richtung die gebührende Aufmerksamkeit und Mitarbeiterschaft schenkt.

Schattenspiel

Zur Nacht sah ich ein seltsam Schattenspiel:
Zwei Bäume standen hart an Ufers Rand
Einander gegenüber stumm im Sand.
Sie streckten sehnend die entlaubten Äste
Einander zu – vergebens, ach, vergebens!
Verdorrt war längst die Quelle ihres Lebens,
Weil jäh ein Frost in ihre Blüte fiel.

Es schweigt die Nacht. Tiefdunkel liegt der Fluß.
Am Himmel steigt der bleiche Mond herauf,
Zerrißne Wolken hemmen seinen Lauf,
Bis sie erliegen seinen Siegerstrahlen. –
Da seh' ich sanft sich einen Schatten malen
Vom einen zu dem andern dürren Baum,
Der still sie eint zu altem Liebestraum
In tiefer Nacht, da rings die Welt versunken.

So starbt ihr nicht! Noch glüht in euch der Funken,
Der einst so heiß euch zueinander zog,
Die starren Äste noch verlangend bog,
Daß ihr, von nie gelöschter Sehnsucht trunken,
Euch nächtens eint in diesem Schattenkuß.

Irene Wild



Zwischen Glück und Vollendung

Novelle von Hermann Lint

II (Schluß)

Kurt-Werner spürte in den nächsten Wochen, wie sich mit der Vorbereitung der »Hannele«-Aufführung ein ganzer Ring von Gedanken, Stimmungen und geheimen Sensationen um Margarete legte.

Sie begann vom ersten Tage, ja vom ersten Abend, an dem sie erfuhr, daß sie die Rolle spielen werde, sich auf das engste mit den einzelnen Szenen des Stückes zu befassen. Sie war kein Auswendiglerner. Sie ähnelte den musikalischen Menschen, die etwas hören und sogleich wiedergeben können und die, wenn sie die gehörte Erinnerung auch nicht immer mit genauester Nachahmung übertragen, doch eine musikalische Idee wiedergeben, die zuweilen wertvoller bleibt als eine mechanische Repetierung.

Auf den Spaziergängen — schon ehe die Proben begannen — konnte sie plötzlich das Gespräch des fiebernden Kindes mit der Diakonissin oder dem Lehrer Gottwald sprechen oder die Schlußverse hersagen »Die Seligkeit ist eine wunderschöne Stadt« und hatte mit wenigen Worten eine Stimmung um sie beide gebreitet, die so heilig erschien wie der dunkle Wald zu ihren Häupten oder die Abendwolken, die sich in ein rötliches Jenseits verteilten. Kurt-Werner lag auf dem Rücken, lauschend, ihre Stimme in sich hineinziehend. Sie saß gerade aufgerichtet, mit ihrem Gesicht ihm abgewandt. Sie beherrschte nicht ihre eigne Rolle allein, sondern das ganze Stück. Aber es war, als ob sie die Worte der andern Personen nur andeutete, nur ganz sacht hingleiten ließ und immer zu einem tieferen Register griff, wenn sie Hanneles Worte sprach, und dieses Register anschwellen ließ zu traurigen, oft gepreßten Tönen.

Man stelle sich vor, wie sie da im Walde saßen, auf jenen schon an alpine Gipfel erinnernden Weidenhügeln, wie man sie in Münchens Nähe findet, mit dem kurzen graugrünen Gras, vor sich ein paar verwitterte Tannen, nach Süden wachsend, alles eine sommerlich tagdurchglühte Abendlandschaft. Und in diese geruhige Natur hinein kamen ihre Worte:

Hannele: Kommst du vom Herrn Jesus?

Schwester Martha: Was sagst du?

Hannele: Ob du vom Herrn Jesus kommst?

oder:

Schwester Martha: Der Doktor sagt, du sollst etwas Milch nehmen, damit du wieder zu Kräften kommst.

Hannele: Ich mag nicht gesund werden.

Schwester Martha: Du magst nicht gesund werden? Nun überleg' dir's nur erst ein Weilchen. Komm, komm, ich will dir die Haare aufbinden.

Hannele: Ich will nicht gesund werden.

Schwester Martha: Warum denn nur nicht?

Hannele: Ich möchte so gern ... ich möchte so gern — in den Himmel kommen.

Kurt-Werner lag reglos. Niemand konnte ihm ansehen, was in ihm angeschlagen hatte. Ein Wind wehte an seine Lippen. Margarete sprach weiter.

Dann brach sie ab, seufzte ein wenig, legte sich nun auch zurück, an das buschige Moos hin.

»Wie oft habe auch ich gedacht: Ich möchte so gern in den Himmel kommen,« sagte sie nach einer Weile, noch im Tonfall von vorhin, »wie oft ... Und jetzt, Kurt-Werner, ach, wie glücklich bin ich jetzt, wie zieht mich das Neue an, wie dankbar bin ich, hier sein zu dürfen, mit dir und um dich und so viel Schönes vor mir zu haben!«

Kurt-Werner schwieg noch immer. Er schwieg anscheinend ein ruhiges, abgeklärtes Schweigen, das Margarete an ihm kannte, wenn sie etwas vorgesprochen hatte. Es fiel ihr nicht weiter auf. Aber Kurt-Werner spürte etwas wie ein gewaltiges Schloß, das sich über ihn legte und ihm seine Brust zuzusperren schien, so daß er fast nach Atem geschrien hätte. Was war das?

Margarete fuhr fort: »Ich glaube, ein jeder Mensch will einmal sterben. Manchmal habe ich früher gedacht, wer sterben muß, spürt es eine Weile zuvor, daß er stirbt. Es ist gewissermaßen das Todeszeichen im Inneren, das ihm den Sterbewillen aufdrückt. Man meint, sterben zu wollen, und in Wirklichkeit ist es das Sterben selbst, das schon da ist und einem den Willen dazu beibringt. Denn ich denke, wenn die Natur so gütig ist, daß sie, vom Zufall abgesehen, alles Leben allmählich zur Reife und dann zum Vergehen führt, soll sie das Heiligste, das sie den Menschen gab, das Leben der Seele, nicht zum Ende hinreifen lassen und den Menschen irgendwie wissen und fühlen lassen, daß das kommende Ende da ist?«

Kurt-Werner lag jetzt wie betäubt. Vielleicht hätten ihn die Worte Margaretes, wenn sie sich auf etwas andres bezogen hätten, verblüfft, weil sie abgeklärt über ihre Lippen kamen, wie man es von Mädchen ihres Alters kaum gewohnt ist. Aber nicht Margarete war es, die ihn jetzt anrührte, sondern das, was der Inhalt ihrer Worte war.

Mühsam seine inneren Schwingungen verbergend, sagte er ziemlich ruhig: »Woher kommt es aber wohl, daß so viele Menschen vom Sterbenwollen sprechen, die gar nicht sterben wollen. wenn es ernst wird?«



»Das kann ich mir erklären,« sagte Margarete, feierlich wie vorher. »Man kann sich einreden, sterben zu wollen. Wie man sich einreden kann, schlafen zu wollen, ohne müde zu sein, oder wie man sich an einen Tisch setzen kann, ohne hungrig zu sein. Aber das wirkliche tiefe innere Sterbenwollen ist das nicht. Und eben weil es das nicht ist, sterben die Menschen dann auch nicht, sondern schreien um Hilfe, ehe sie ertrinken, oder gießen einen Teil des Giftes fort. Aber wer will deshalb verneinen, daß es ein wirkliches Sterbenwollen gibt, ein Zerbrechen von innen heraus, ein Sich-nach-dem-Ende-sehnen, das nur der Reflex der körperlichen oder, besser gesagt, materiellen Auflösung ist? Und wer sieht in die Menschen hinein, um sagen zu können, ob nicht dieser oder jener lebensfroh scheinende Mensch im Inneren schon reif geworden sein mag für dieses Sterben, ob nicht Dinge, die wir nicht sehen noch abfühlen können, ihn in einsamen Stunden zersetzt und zum Verfall gebracht haben? Nein, ich glaube, daß es dem Menschen anders geht als es den Dingen in der Natur zuweilen geht. Da bricht wohl eine Blüte, ehe sie gereift ist, im Sturm zusammen, da schlägt ein Hagel die unvollendete Frucht zu Boden, aber vom Menschen gilt, was Hoffmannsthal den Tod sprechen läßt: ‚Doch alle reif — fallt ihr in meinen Arm!'«

Wieder machte sie eine Pause.

»Ich fühle, daß ich das Hannele spielen kann, weil ich einmal dem Sterben sehr nahe war, weil ich von innen heraus mich nach der Erlösung sehnte damals, als alles fehlschlug, als wir unsre Sachen verkaufen mußten, als der Hunger bei uns anklopfte und fremde Menschen uns mit Widerwärtigkeiten plagten. Ich wollte sterben, aber ich war nicht zur Reife meines Lebens gelangt. Ich konnte noch überwinden, neu beginnen, weiterleben. Ich war gesundheitlich nicht gebrochen, wie dieses arme verhungerte, mißhandelte Kind.«

»Du wirst diese Rolle wundervoll spielen,« sagte da Kurt-Werner fast mühselig und doch in dem festen Wunsche, dieses ihn aufwühlende Gespräch zu beschließen.

Margarete fühlte das wohl heraus. »Es wird sehr auf die Besetzung ankommen,« sagte sie leichthin, ohne das Thema von neuem zu streifen.

Am Abend fand eine Vorbesprechung zu der ersten eigentlichen Hannele-Probe statt. Kurt-Werner konnte mit seinen Gedanken allein bleiben. Er wanderte in den Englischen Garten.

Weit schweifte er hinaus, den kleinen und den großen Hesseloher See hinter sich lassend. Ein schmaler Mondstreif sank in den Grund des dunklen Himmels. Es war schon gegen zehn Uhr abends, und Margarete erwartete ihn erst gegen halb zwölf vor dem Theater, da die Besprechung erst nach Schluß der Vorstellung begann. Wundervoll saß es sich in dieser dunklen, warmen Nacht im Englischen Garten.

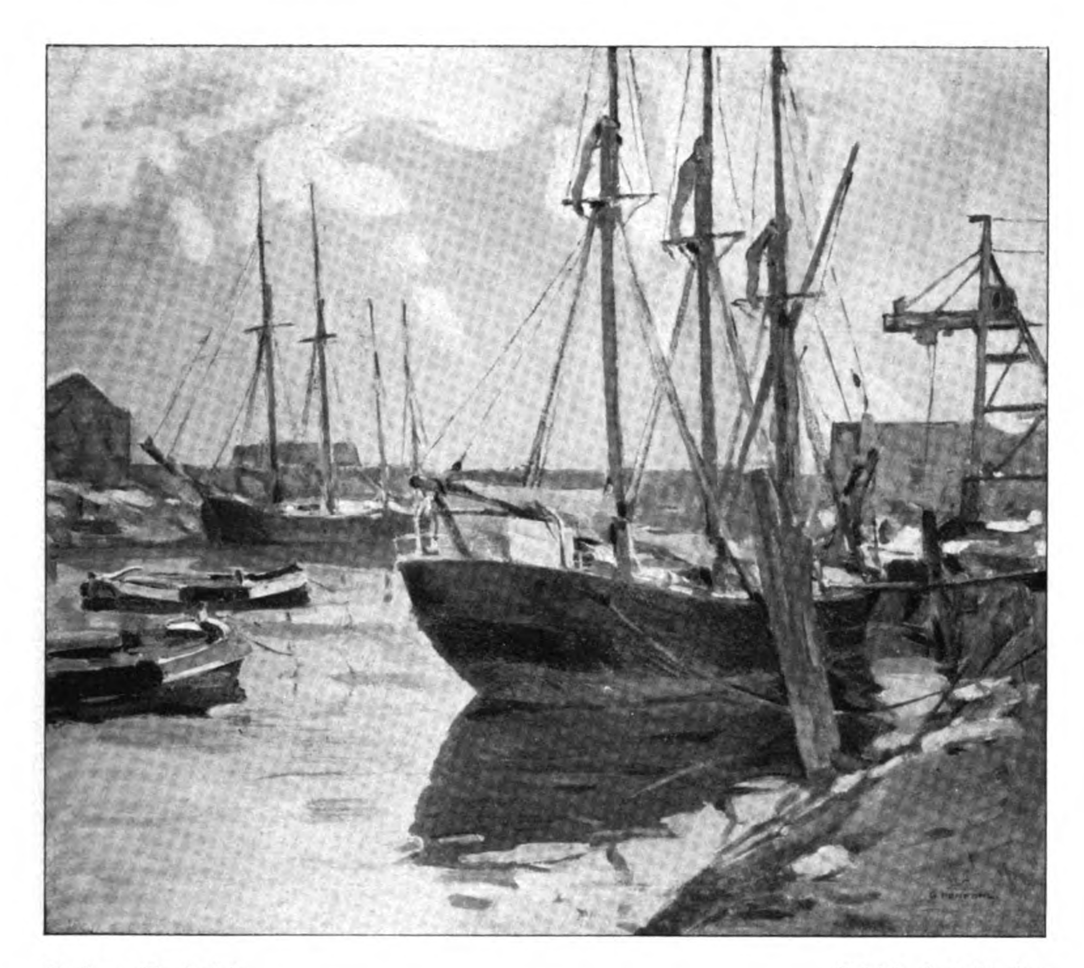
Ob man wohl vom Tode weiß? dachte Kurt-Werner. Von dem ihn so sehr erregenden Gespräch mit Margarete war ihm eine Stelle unerklärt geblieben.

Konnte der Mensch nicht auch durch Zufall sterben, also unerfüllt und ungereift? sann er in sich herum. Von einem Steine getroffen, von einer Welle verschlungen, von einem Rade zerdrückt? Dann war doch wohl die Meinung, daß man etwas wie Sterbebereitschaft vor dem Tode empfinde, nicht richtig? Aber wer kannte das innere Gewand der zufällig Sterbenden, dieser unnatürlich Sterbenden? Ja, das war es: die Menschen hatten eine Scheidung gezogen zwischen natürlichem und unnatürlichem Tode. War das vielleicht eine willkürliche, unüberlegte Unterscheidung? Die Menschen glaubten doch an eine göttliche Vorsehung. Ob Gott im Bette sterben läßt oder auf der Straße, ob an Krankheit oder im Unbewußtsein, was hatte das mit seiner Vorsehung zu tun? Eine Vollendung konnte das eine wie das andre sein.

Er dachte an die Klöster in Italien, die er besucht hatte. Da stand ihm eins vor Augen unweit von Florenz, zwischen Olivenwäldern und Traubengärten gelegen. Über jede Zelle war ein Totenkopf geheftet und eine Inschrift: Memento mori! Ein Aufruf, sich der Vollendung bewußt zu werden, des kommenden Hammerschlags. Ein schauerlicher Kontrast zu den Besuchern, die an das Sterben nicht denken mochten. Aber die Mönche, wer von ihnen mochte sich nicht innerlich vollbracht fühlen und dem Spruche danken, der die Sterbebereitschaft bekräftigte? Damals war er rasch in die weiße Sonne des Tages zurückgeeilt, bedrückt von dem Schauder der eisgekälteten Mauern. Warum fiel ihm das jetzt wieder ein? Warum dachte er an das Sterben?

Ein sachter Wind ging durch nahegelegene Weidengebüsche. Wieder stieg ein Bild vor ihm auf. Wie in einem Nebel glaubte er die Gestalt der Andersenschen Mutter zu sehen, die ihr totes Kind suchen geht, ihre Augen dem See als Perlen hingibt, alles opfernd, was von ihr verlangt werden könnte, um das Kind zurückzuholen. Und schließlich: der bitterliche Bescheid, daß dieses Kind vollendet war, vollendet, wenn man sein Leben an der Zukunft maß, einer traurigen, ungewissen, dem mütterlichen Herzen unglücklich scheinenden Zukunft. So durchkreuzten ihn seltsame Dinge.

Um halb zwölf fand er Margarete am Eingang des Theaters wieder. Alles zeigte gute Aussichten. Der Darsteller der Gottwald-Rolle war von auswärts gekommen und brachte anscheinend gutes Können mit.



Gustav Jenkohl: Schiffe bei Itzehoe

Es begann nun eine anstrengende Zeit für Margarete. Proben über Proben und dazwischen Filmaufnahmen in einem Münchner Atelier, die die freien Tage belegten und noch stärker erschöpften als die Theaterproben. Kurt-Werner stellte alles Plänemachen zurück. Seine Umsiedlung wollte er auf die Zeit nach der großen Hannele-Premiere verschieben, denn Margarete wollte jetzt erst recht nichts von diesen Dingen hören.

Aber lebhafter als je besprachen sie alle Einzelheiten, die sich aus dem Einstudieren der Rolle ergaben.

»Ich spiele eigentlich die Rolle noch genau so wie bei der ersten Probe,« sagte Margarete etwa drei Tage vor der Aufführung. »Wenn ich auch zuweilen dieses oder jenes verändre, weil es der Regisseur nun mal so haben will, bei der Aufführung werde ich es doch nach meinem Gefühl spielen. Entweder man trifft den Ton oder man trifft ihn nicht.«

Sie war frei von aller Sentimentalität. Außerhalb der Bühne lag ihr jede Weichheit fern. Nur wenn es sich um den Eindruck handelte, den Kurt-Werner von ihrem Spiel haben mochte, verlor ihr Sprechen die gewohnte Aktivität. Es lag etwas Anschmiegsames in ihrer Stimme, wenn sie zum Beispiel bat, Kurt-Werner möge nicht in die Generalprobe kommen, er solle den Eindruck ununterbrochen auf sich wirken lassen, während bei der Generalprobe sehr wohl ein Zurückgehen, also eine Unterbrechung möglich sei.

Angekündigt als besonderes Ereignis, als Eröffnung der Wintersaison, als erstes Auftrittsereignis von Fräulein Rauth in einem Stück, das bisher nicht zum Spielplan gehörte, unter Mitwirkung vielleicht in München verbleibender auswärtiger Darsteller, kam der Abend heran.

Kurt-Werner hatte es verstanden, eine kleine Seitenloge für sich zu erhalten. Er wollte zurückgelehnt, wie damals in der Wendla-Vorstellung, zuhören, einsamer Zeuge sein. Das konnte man im Parkett nicht.

Er war schon zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung auf seinem Platze, hatte Margarete zuvor ins Theater gebracht, war dann noch ein wenig herumgeschlendert, das allmählich eintreffende, sehr premierenhaft ausschauende Publikum beobachtend, bis ihn die Unruhe in das Haus trieb.

Wenige Minuten vor Anfang kam der Logenschließer zu ihm heran und flüsterte ihm zu, ob er wohl gütigst gestatten möge, die freien, von ihm bestellten, aber unbenutzten Plätze — was dem Logenschließer bekannt war — einem Herrn und einer Dame zu überlassen; sie seien Bekannte der Direktion, soeben in München eingetroffen, alles sei besetzt, Stühle könnte man nicht mehr ins Parkett stellen. Der Diener bat sehr eindringlich. Kurt-Werner konnte nicht nein sagen. Er ließ die beiden Herrschaften eintreten. Die Loge hatte einen Vordersitz, den ein roter Vorhang ein wenig einrahmte. Er drückte sich in die Ecke hinein, entschlossen, den kleinen Vorfall nicht auf seine Stimmung wirken zu lassen.

Die Armenhausszenen gingen vorbei. Jetzt trug man sie hinein. Schnell rollte die Handlung ab, und doch schien es Kurt-Werner nicht schnell genug, um zu ihrer Stimme, ihren Worten zu gelangen.

Endlich kam der erste Hauch von ihren Lippen: »Ich fürchte mich so! Ich fürchte mich so!«

Von diesem Augenblick an befiel Kurt-Werner ein Gefühl, das ihn ganz und gar, wie mit einem gewaltigen Griff, der Handlung, der Szene, dem Spiel, ja selbst der Sprache Margaretes entrückte. Er hörte wie aus einer dumpfen Ferne Töne, sah Gesten, schleierhaft und bestrickend, vernahm unendlich vieldeutig scheinende Worte. Er faßte nach seiner Stirn. Wie kam es, daß alles für ihn einen so merkwürdigen Sinn annahm?

»Des Himmels Kinder sind wie die blauen Blitze der Nacht!« sagte die Frauengestalt, Hanneles Mutter.

Plötzlich glaubte er, daß auch ihn etwas erhelle. Sie war der blaue Blitz der Nacht, sie erhellte etwas für ihn. Jetzt ... jetzt ... ganz langsam kam das Aufdämmern über ihn.

Er sah sein Leben vor sich, bis zu dem Punkt, bis zu dem Abend, da sie ihm entgegengesandt worden war. Was wollte er nun noch? Was wollte er mehr, als sie hören, ihre Stimme hören, ihren Aufstieg sehen, ihre Erhöhung erleben? Und er erlebte sie jetzt. Ohne darüber zu urteilen, wie sie spielte, ließ er nur das Tönen ihres Organs, das Spiel ihres Wesens, wie es aus dem schmalen Bett des Armenhauses drang, über sich hergehen.

Aber das waren nicht die Schauer, die ihn befielen.

Etwas andres stieg gluthaft, wie ein heißes Schwellen in ihm auf. Eine Angst. Eine Furcht. Nicht um sich, nicht um sein Leben. Um das, was jetzt sein Leben ausmachte, was wie ein reifer Kern in seinem Inneren herangewachsen war, alle die letzten Monate. Ja, eine Furcht. Um Margarete. Wie, wenn er sie verlöre? Wie, wenn sie, die Zarte, vom Schicksal Frühgereifte, ihm dahinstürbe? Er versuchte, diese Bilder zu verscheuchen. Aber kaum kamen die Armenhäusler wieder auf die Bühne, kaum hatte der Lehrer Gottwald die Worte gesprochen: »Da seht euch doch auch die Tote mal an«, als es ihn noch heftig überzeugender befiel. Wenn sie mir nur nicht stirbt, mir nur nicht stirbt! hauchte es in ihm.

Ich will eher sterben als sie, sagte etwas in seiner Brust. Ich will dieses Grauen, sie zu verlieren, von mir tun. Ich habe das Höchste, das Größte erlebt, was Menschen erleben dürfen: den Aufstieg eines Menschen, an den man glaubt. Sie wird eine Schauspielerin werden wie keine zweite, sie wird die großen zerbrochenen Augen der Duse haben und das scherbenhafte Klingen in der Stimme, wie es die Sarah Bernhardt in ihren jungen Jahren hatte. Sie wird eine Tragödin sein, fern jeder Schule, ungeformt von Meistern oder Regisseuren, Sprecherin ihres eigensten Ichs.

Der Vorhang zog sich zusammen. Noch klang das Wort des Doktors, als ob es in den Portieren zerknisterte: »Tot.« Keine Hand bewegte sich. Dann plötzlich durchbrandete eine spontane Welle des Aufschreies den Saal. Man stand auf, man klatschte, man rief.

Aus der Seitenloge stahl sich ein Herr hinaus und rief den Beschließer. »Ich glaube, dem Herrn, der die Loge genommen hatte, ist etwas zugestoßen ... Kommen Sie, bitte!«

Kurt-Werner saß in sich zusammengeknickt auf dem Stuhl, seine Hand griff in die dunkle Portiere. Sein Kopf war herabgesunken.

Der Beschließer rührte ihn ein wenig an.

Da zuckte Kurt-Werner zusammen.

Er vermochte schwer, seine Augen aufzureißen. Er hatte in einer tiefen Betäubung gelegen.

»Ein kleiner Ohnmachtsanfall ...« sagte er zu dem Beschließer, der jetzt mit ihm allein war. »Die Hitze vielleicht ... die Spannung, Sie werden mich ja verstehen.«

Man half ihm. Er fand bald seine gewohnte Haltung wieder. Das Publikum drängte schon nach den Ausgängen. Er blieb eine Weile an einer Säule gelehnt, bis er die Frische der Straße suchte und den seitlichen Hof betrat, auf dem er Margarete zu erwarten hatte.

Der Erfolg der Vorstellung war beträchtlich. Die Tagesblätter brachten zwar keine Kritiken von besonderer Überschwenglichkeit, bemängelten diesen oder jenen »Fehlgriff« der Regie, aber über Margaretes Spiel herrschte volle Einigkeit der Anerkennung. Und das an jedem Abend dichtgefüllte Theater sprach noch deutlicher für ihren Erfolg. Sie selbst war befriedigt. Es war nun doch ihre erste große Premiere, und der spontane Beifall, den sie geerntet hatte, die anerkennenden Worte der Direktion und die Anziehungskraft, die unverkennbar ihr Spiel ausübte, ließen die sonst gewohnten Zweifel und Selbstbemängelungen nicht aufkommen. Dazu kamen manche kleinen Vorfälle, wie zum Beispiel Anfragen nach Bildern, der Besuch eines Reporters, oder daß zuweilen Leute auf der Straße sich anstießen, wenn sie vorüberging, und ihren Namen murmelten. Ja, sie hatte einen Erfolg errungen und durfte sich dessen bewußt sein.

Kurt-Werner versuchte die Gewaltigkeit des Eindrucks, den er bis zu seinem Ohnmächtigwerden am Schluß der Vorstellung in sich aufgenommen hatte, in aufrichtige Worte zu kleiden. Aber er hatte, als er sie am nächsten Morgen aufsuchte, das Gefühl, daß irgend etwas die Freiheit seiner Worte hemme, daß irgend etwas dem Rollen seiner Redewendungen in die Speichen falle.

»Und den Schluß ...?« fragte Margarete. »Wie fandest du den Schluß? Wie war das Zusammenspiel zwischen Gottwald und mir?«

»Gut, sehr gut,« sagte er und versuchte das Mechanische seiner Worte durch einen besonderen Nachdruck zu verwischen. Er hatte ja das Hinsinken Hanneles an den Fremden gar nicht mehr mit Bewußtsein erlebt.

»Bist du müde?« fragte Margarete nach einer Weile.

Da fiel ihm ein, daß er mit einem sonderbaren Gefühl erwacht war. Es war wie ein Dämmerzustand um ihn gewesen. Etwas, was zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein lag. Merkwürdig, dachte er, diese Freude im Herzen, dieses endliche Sichfinden mit einem Menschen, an dem man nicht nur Schönheit und Beweglichkeit, ästhetischen Reiz und grazilen Scharm liebt und bewundert, sondern dem gegenüber ein tiefes Gefühl der Verpflichtung, ein Aufblick besteht, ja ein Gefühl der unendlichen Dankbarkeit für das, was er durch sein eignes Steigen und Werden zu geben vermag. Dieses Gefühl des geheiligten Stolzes der Welt gegenüber, daß ein Mensch liebenswert geworden ist seines produktiven Wertes wegen, nicht um des zufälligen Zusammentreffens von gleichem Geschmack, gleicher Begierde, gleicher Sinnlichkeit. Wann hatte er je eine Frau so geliebt? Wann hatte er je eine Frau geliebt um dieser Dinge wegen, mit einer Liebe, die ganz isoliert war von den Fragen des täglichen Lebens, des Heims, der Wirtschaft, der Bequemlichkeit, der Reisen und was sonst zwischen Mann und Frau die Zerstreuung ausmacht? Wenn heute Margarete stürbe, dachte er, was wäre mir verloren? Und aus ihm tönte nur das eine zurück: Alles!

Sein ganzes Leben hatte er umgestellt, umgeworfen. Und der Einsatz hatte gelohnt. In ganz neue Zweige des Lebens hatte er sich verloren, in Gebiete, die ihm, dem Kunsthistoriker, dem Gelehrten, so fernlagen. Aber was kümmerte ihn das! Die Einheit mit seinem Inneren ward durch Margarete hergestellt. Aus der Behäbigkeit seiner guten, aber durchschnittlichen Bestrebungen gerissen, sah er etwas ansteigen, was ihn an die Dämonie seiner Meister des

Barocks, an die Unsterblichkeit seiner präraffaelitischen Italiener, an das Vergeistigte der niederländischen Landschafter erinnerte, an etwas, was uns überall, wo Großes heranwächst, als etwas Außergewöhnliches anrührt und uns stillstehen macht in dem chaotischen Gewoge des Lebens. Das hatte ihn angerührt. Das ließ ihn stillstehen vor Margarete.

Und mit diesem Gefühl und tiefster freudigster Ergriffenheit, das ihn an jenem Morgen befiel, mischte sich ein Empfinden, das sich schwer kennzeichnen oder beschreiben ließ. Etwas wie eine Sehnsucht nach Entrücktheit, nach Sichloslösen von allem, ja von allem.

Er entsann sich, das einigermaßen ähnlich in Rom empfunden zu haben, inmitten der Peterskirche, in die er — zum erstenmal — an einem schwerheißen Vormittag eingetreten war, plötzlich umrauscht von einem Orgelchor, von hellen und dunkleren Stimmen, die aus allen Winkeln des Doms auf ihn her klangen. Da stand er auf den wundervoll getäfelten Marmorfliesen, über sich die unendlich gewölbte Kuppel, umgeben von den schweren Bronzeheiligen, die in ihrer Versteinerung an ewiges Dasein gemahnten. Auge, Ohr, jeder Nerv des Körpers erfüllt von dem Kontrast himmelgemahnender Sensationen gegenüber dem irdischen Lärm der Straßen, die hinter ihm lagen. Was er nie begriffen hatte, vermochte er da eine Sekunde lang zu fühlen: er verstand plötzlich, was die Weltabgewandtheit, die Askese, das mönchische Leben bedeuten mochte, er verstand einen Augenblick, wie nahe Ekstase und Hingabe alles Erdischen, alles Persönlichen, alles Haftenden nebeneinander wohnen können. Er verstand, daß ein Wanderer seinen Stab, ein Reicher seine Habe, ein Kaufmann seine Pläne hinwerfen konnte, um in das Leben einzugehen, das ihm hier entgegenströmte. Er verstand es, aber nur einen Augenblick. Er war noch viel zu jung, um diesem Eindruck länger und eindringlicher nachzugehen.

Aber jetzt überkam ihn Ähnliches. Aus der unerhört innerlichen Ekstase, die sein Leben mit Margarete jetzt, auf dem Höhepunkt ihres Schaffens, in ihm löste, befiel ihn die Sehnsucht nach Weltabgewandtheit, nach Abschluß. Was konnte noch kommen? Und was würde sein, wenn er das nicht zu halten vermochte, was ihn jetzt erfüllte?

»Ich bin nicht müde, mein Liebling,« sagte er sehr sanft. »Aber du kannst vielleicht gar nicht empfinden, wieviel mir das Gestrige gewesen ist und wie es mir noch immer nachgeht.«

Da legte sie ihre Arme weit und weich um ihn. »Ich spiele für dich ... jeden Abend,« sagte sie. »Und wenn dieser langweilige Film vorüber ist, dann gehen wir an alle deine Pläne heran, lassen deine Möbel herschaffen und richten uns gemütlich ein.«

Wie zuversichtlich das klang!

Kurt-Werner nickte. Er kam aus der eigentümlich verwirrten Stimmung eines Sichgelöstfühlens und doch wiederum Beschwertseins nicht heraus.

Margarete hatte noch ein paar Außenaufnahmen zu erledigen, die im Hochgebirge stattfinden sollten. Die Hannele-Vorstellungen sollten eine Woche lang ausfallen. Kurt-Werner hatte einen Augenblick daran gedacht, mit ihr zu reisen. Aber sie kamen davon ab. Margarete sah voraus, daß es nicht guttun würde, wenn sie einen Begleiter um sich hätte, der den Mitarbeitern des Films, besonders dem Regisseur und seinem Stabe, ein unbeteiligter Fremder war. Verheiratet waren sie noch nicht Seine und ihre Stellung waren besser gewahrt, wenn er die kurze Zeit in München zurückblieb.

»Die Zeit wird schnell vergehen,« sagte Margarete, »und dann ... dann gehen wir an unser Leben heran!«

Wie lebensfrisch hatte sie der Erfolg gemacht! Kurt-Werner sah das mit offenster Beglückung. Als sie von der Hauptstadt abgereist waren und Margarete schmal und bläßlich, ausgenutzt von dem ermüdenden Winter, auf dem Polstersitz saß, so fast, wie man eine zerbrechliche Vase oder Porzellanfigur für einen Augenblick des Umräumens vorsichtig auf ein Sofa stellt, wie leidvoll hatte sie da dreingeschaut! War es ein Wunder, daß eine alte Dame sich an dem Blick ihrer großen dunklen schmerzvollen Augen verfing und nach einer Weile fragte: »Die junge Dame ist wohl sehr zart?«

Damals hatte Kurt-Werner Grund genug, logische Gründe jedenfalls genug, sich um sie zu sorgen und in Angst zu sein. Wie hatte er sich während der ganzen Fahrt um sie bemüht, ihr zugeredet, wenn sie nichts verzehren wollte, ihr Wein eingeträufelt und ein Kissen unter den Kopf gerückt! Würde sie den neuen Anstrengungen und Aufregungen gewachsen sein?

Jetzt, da sie frischer aussah, als er sie je gekannt hatte, sogar ein wenig gebräunt, und mit einem Blick in den Augen, der unter aller ihr wohl nie vergehenden Schwere eine gewisse Heiterkeit barg — jetzt war wohl kaum mehr ein Grund für besondere Ängstlichkeit vorhanden. Und doch zitterte er jetzt fast noch stärker als damals.

Sein Leben war ja nun in seinem täglichen, ja stündlichen Ablauf an das ihre gebunden. Nicht, daß sie unablässig miteinander waren. Dazu hatten sie beide viel zu viel Ablenkungen, denn auch er arbeitete, während sie probte, in der Bibliothek oder in den Pinakotheken. Aber die ganze Tageseinteilung bis in die Nacht hin-



ein war doch auf ihr Zusammensein eingerichtet. Er konnte um jede Stunde ihres Daseins seine Fürsorge walten lassen und selbst, wenn sie sich einen halben Tag nicht sahen, alles auf das Wiedersehen einrichten. Jetzt beschlich ihn das Unbehagen: wenn ihr etwas auf dieser Reise zustoßen würde, wenn sie abglitte, wenn ein Gewitter sie durchnäßte, wenn eine Erkältung ihre zarten Lungen bedrohte? Es war, als ob irgendein geheimer Dämon ihn mit allen nur denkbaren Möglichkeiten eines ihr zustoßenden Unglücks bestürmte.

Was hatte ihn in der Vorstellung durchzuckt, kurz ehe er die Besinnung verlor? Ich will eher sterben als sie. Ich will dieses Grauen, sie zu verlieren, von mir tun! — Hatte er das nicht gedacht?

Jetzt stieg es wieder in ihm auf. Aber jetzt, wo er bei stärkerer Besinnung war, wo ihn nicht der Dämmerzustand des Abgleitens von der Wirklichkeit umfing — jetzt bekamen plötzlich diese Gedanken eine neue, wieder veränderte Bedeutung.

Er erschrak.

Er wollte also sterben?

Er? Vor ihr sterben, um ihren Tod nicht zu erleben?

Und welches andre Mittel als dieses gab es, um ganz sicher den Höchstzustand seines Lebens festzuhalten, wie es jetzt war, die Seligkeit, die Gewißheit, den Glauben an ihre Zukunft?

Reglos lag er jeden Morgen vor dem Erwachen. Er sah die Dinge im Umkreis, die geschmacklosen Bilder in dem Pensionszimmer, die braunen verstaubten Samtportieren, den Schreibtisch — den wer weiß wieviel Studenten benutzt hatten in den guten alten Zeiten! —, er sah das alles wie ein Toter, wie jemand in einem Glassarg. War er denn schon gestorben?

Dann stand er auf. Es war doch ein schöner, sonniger, kühl durchwindeter Morgen, Münchner Luft, vom Gebirge kommend. Warum nur hatte ihn diese Stimmung befallen? Er fühlte sein Herz ein wenig klopfen, wie wenn man eine Treppe zum vierten Stockwerk etwas hastig hinaufsteigt. Herz oder Seele, was war es? —

Einige Tage später reiste Margarete ab. In zahlreicher Begleitschaft. Regisseur und Hilfsregisseur, ein Direktor der Gesellschaft, mehrere bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen, Komparsen, Operateure und Hilfsoperateure — ein ganzer Stab von Menschen eines einzigen Wirkungskreises wimmelte vor dem Wagen, der für diesen Zweck reserviert worden war. Eine lustige, fröhliche Gesellschaft!

»Siehst du, daß ich gut aufgehoben sein werde!« sagte Margarete. Sie schien glücklich, eine Woche der Zerstreuung und Ablenkung von dem alltäglichen Münchner Leben vor sich zu haben. »Und ich komme ja bald wieder,« fügte sie hinzu, als Kurt-Werner noch immer nicht so recht beipflichten wollte, sehr bald ... in spätestens einer Woche. Werde ich früher fertig, so lasse ich die ganze Gesellschaft oben auf den Bergen und reise allein zurück zu dir.«

Dann, als ob sie etwas von Kurt-Werners Fürsorglichkeit annehmen müsse, bedrängte sie ihn mit vielen Ermahnungen, wie er sich pflegen müsse, auch einmal ausspannen solle und daß er ja nichts Gefährliches unternähme.

Der Zug ruckte ganz sacht an. Alles sprang auf die beiden Plattformen, die die bayrischen Wagen zu haben pflegen. Margarete stand schon am Fenster ihres Abteils, während die andern, die keinen Abschiednehmer hatten, nicht mehr sichtbar waren. Ganz einzeln leuchtete ihm ihr Kopf zurück, ganz langsam schienen sich ihm ihre großen tiefen Augen zu verlieren.

Er winkte. Er sah, wie ihre kleine Hand sich erhob. Er sah sie noch, als der Zug schon die große Wölbung des Ausgangs passiert hatte.

Er verbrachte einen langen gequälten Nachmittag. Merkwürdig war ihm zumute. Er entsann sich, wie er früher — wenn seine Frau einmal eine längere Reise antrat — mit dem Gefühl eines Aufatmens allein geblieben war, obschon er damals noch in großer Friedlichkeit mit seiner Frau lebte. Nicht, daß er ihre Abfahrt herbeigesehnt hätte! Aber das Gefühl, nun einmal ganz unbehindert zu sein, bis in die späte Nacht hinein, hier und dort hinschlendern, irgendeine Zufallsbekanntschaft machen, zu Nacht speisen zu können, wann er wollte, das hatte ihn in seiner Ehe oft befriedigt, eine Zeitlang wenigstens, bis ihn wieder das Verlangen nach dem häuslichen Zusammensein packte. Mit Margarete hatte er kein Heim. Aber sie selbst war Heimatsgefühl für ihn geworden, mehr als die andre.

Er ging dem Englischen Garten zu.

Als er an einem der Seen vorüberkam, fiel ihm ein, wie er hier nächtlicherweile entlang gewandert war, als Margarete die erste Arrangierprobe im Theater hatte. Allein war er gewesen, mit wunderlichen Gedanken über das Sterbenwollen im menschlichen Organismus, und war ihr doch so nahe gewesen, da er sie noch spät erwarten durfte. Er drehte jetzt scharf um. Zu viel gemahnte ihn hier an Margarete.

Und dann überlegte er wieder: Nur acht Tage! Ist es nicht kindlich, daß mir das so zu Herzen geht? Was soll ihr denn zustoßen? Mehr als ein Dutzend Personen sind um sie herum und fast ebenso besorgt für sie, wie ich es sein könnte!



Er machte sich klar, wie hilfreich Schauspieler untereinander zu sein pflegen. Man findet das wohl selten in andern Berufen. Aber hier wird es durch das tägliche Zusammenspiel, durch die man möchte sagen sensitive Gemeinschaft, die das Aufeinandereinwirken mit Sprache, Gefühl und Stimmung hervorruft, zu etwas durchaus Begreiflichem. Die ärgsten Neider und »Feinde« versöhnen sich hier rasch und gründlich, wenn Anteilnahme am Platze ist. Und als Schauspieler finden sie auch rasch die Worte und die Liebenswürdigkeit, das Vergessen aller früheren Konflikte glaubhaft zu machen. Sie duzen sich, sie schreien sich an, sie leihen sich alles aus, was sie brauchen. Sie leben noch immer alle zusammen und erleben noch immer alles zusammen, als ob sie noch auf den alten Schauspielerwagen durch die Welt führen. Margarete hatte viele Neider, aber auch um so mehr begeisterte Bewunderer, die sich sofort um sie bemühen würden, wenn ihr etwas zustoßen sollte. Also warum sich ängstigen?

Am Abend ging Kurt-Werner in eine kleine Münchner Weinklause, in der sich nach den Vorstellungen allerlei Mitglieder der Schauspielzunft zusammenfanden.

Er wurde freundlich begrüßt. »Hallo!« rief ihm ein jugendlicher Kollege Margaretes entgegen. »Heute sind Sie Strohwitwer, Herr Doktor. Kommen Sie an unsern Tisch und lassen Sie uns von Fräulein Rauth schwärmen.«

Und sie schwärmten wirklich von ihr, sprachen auch von vielen problematischen Fragen des Bühnenberufs, von der Schwierigkeit des Emporkommens, den Großstadt- und Provinzbühnen, dem Ensemble — und dem Starsystem und was so sonst die brennenden Themen dieses Kreises waren.

Kurt-Werner atmete ein wenig auf. Hier war doch etwas mehr Anschlußgefühl für ihn als in der Einsamkeit des Englischen Gartens oder im Hofgarten, wo er nachmittags fast eine Stunde an einem kleinen Kaffeetisch gesessen hatte.

Er ging gegen zwölf langsam nach Hause. Über den Odeonsplatz, an der Hofkirche vorbei, in schmalere Straßen hinein. München kann des Nachts so abgeschieden sein. Er hörte seine Tritte, jeden einzelnen. Er kam sich vor wie vor fünfundzwanzig Jahren, als er Student in Tübingen war. Er kam sich vor, als ob er ganz allein, völlig einsam in dieser Stadt sei, heute abend.

Etwas schlich an ihn heran. Was war das? dachte er. Sterben?

Er nahm seinen Hut vom Kopf, so daß ihm der kühle Wind die Stirn bestrich. Ja, er hatte es gefühlt, wieder gefühlt, noch deutlicher als zuvor und jetzt ganz ohne Gedanken an Margarete. Sterben als solches ... Merkwürdig war das! Was sollte ihm das Leben noch bringen? Das Glück um Margarete barg die ewige Sorge um ihren Verlust und seine kommende unerträgliche Einsamkeit. Aber ohne diese Sorge würde er jetzt sein glücklichstes Glück erlebt haben! Also warum die Sorge nicht abtun? Sterben wollen, um im Höhepunkt gelebt zu haben? Warum nicht?

Er konnte jetzt in dieser sonderbaren, schon etwas herbstlichen Nacht verstehen, warum so viele Frauen, die er gekannt, geliebt hatte, sterben wollten. Für die Frau war die Liebe Erfüllung. Ihr Leben war die Liebe. In ihrem Innersten, in ihrem Unterbewußtsein mußte die Frau immer, immer das Gefühl mit sich tragen, das er heute zum erstenmal empfand: Sterbenwollen, wenn sich alles Sehnen restlos vollendete. Alles Sterbenwollen war ein Festhaltenwollen des Nichtfestzuhaltenden, war kein Verzicht, kein Aufgeben, sondern der Beschluß, vom Gipfelpunkt nicht mehr zu weichen. Keine Negation war der Todgedanke, er war die Verklärung, das kristallisierte Chaos, der Höhepunkt, das Gefühl des vollendeten Glückes.

Er fühlte wieder ein leises Zittern in der Gegend seines Herzens.

Langsam stieg er in sein Zimmer hinauf. Ein Telegramm kündete die glückliche Ankunft Margaretes in den Bergen. Aber es verscheuchte nicht, was ihn aufgerührt hatte. Wie Totenmusik klang es in ihm. Nur ganz äußerlich brachte ihm der rasche Gruß Beruhigung. Aber er erleichterte ihn nicht. Schwer sank er in die Nacht hinein.

Am frühen Morgen schon schrieb er ein paar herzliche Zeilen an Margarete. Er wanderte zum Bahnhof, um den Brief mit dem Zuge zu befördern, der vorgestern Margarete in das Gebirge gebracht hatte. Freundliche, ruhige, etwas sehnsuchtsvolle Worte waren es, die er ihr schrieb.

Als er der großen Halle wieder den Rücken wandte, rief man ihm beim Namen. Er drehte sich um.

Aus dem Gewühl der gerade mit dem Berliner Nachtzug ankommenden Menschen kam ihm der Freund entgegen, der dereinst sein Erleben mit Margarete und die daraus sich anbahnenden Veränderungen etwas bespöttelt hatte.

»Kaum kommt man in München an, so begegnet man den treulosen Berliner Freunden!« rief er lachend. »Ich hätte dich freilich auch ohne diesen Zufall ausfindig gemacht.«

Die etwas gespannte Auseinandersetzung von damals war vergessen. Kurt-Werner half dem Freunde beim Unterbringen des Gepäcks in die Droschke und begleitete ihn in das nicht allzu ferne Hotel. Dann verabredeten sie etwas für den Nachmittag.

Kurt-Werner zögerte noch einen Augenblick, ehe sie sich trennten. »Weißt du,« sagte er dann langsam, »du könntest mir als Mediziner einen Gefallen tun, einen großen Gefallen.«

»Und der wäre?«

»Ich fühle mich in letzter Zeit nicht mehr so frisch, so leicht wie früher. Willst du mir heute nachmittag eine richtige Untersuchung angedeihen lassen? Ich habe zu dir mehr Vertrauen als zu den sogenannten Kapazitäten ... und unsre alte Freundschaft ...«

Er sah wohl etwas verändert aus, als er das sagte. Der andre erwiderte rasch: »Gewiß, soll noch heute geschehen ... also bei dir, nicht wahr?« —

Gegen halb fünf erschien der Freund.

Es war nun einmal seine Art, alles etwas sarkastisch, manchmal sogar mit einem Anflug von Zynismus zu beobachten. Als er den etwas spießbürgerlichen »Salon« in Kurt-Werners Pension betrat, der eigentlich nur ein Nebengelaß zu dem geräumigen Schlafzimmer war, lächelte er ein wenig.

»Du findest das sehr gewöhnlich?« fragte Kurt-Werner. »Diese Behausung entspricht meinem veränderten Lebensstil. Selbst wenn ich mir draußen ein kleines Haus kaufe und mit meinem Mobiliar ausstaffiere, wird es weniger elegant werden als in Berlin. Hier, in diesem Zimmer bin ich glücklicher gewesen als seit Jahren.«

Der andre war etwas verlegen geworden. Er hatte durchaus nicht beabsichtigt, gleich wieder eine Diskussion über Kurt-Werners verändertes Leben herbeizuführen, das freilich in den Kreisen seiner Berliner Bekannten noch immer den Gesprächsstoff bildete. Man bedauerte, daß dieser mondäne und dabei doch wissenschaftlich beachtete Mann zu einem Münchner Bohemien geworden sei.

»Aber keineswegs finde ich dieses Quartier unerfreulich,« sagte er rasch. »Und heute, wo das Leben im Hotel ja eine wahre Skala von unerfreulichen Überraschungen mit sich bringt, ist jede einigermaßen nette Privatwohnung vorzuziehen.« Er wußte das Gespräch auf Dinge zu lenken, für die er Kurt-Werners Interesse voraussetzen konnte. Er erzählte, wie man in Berlin die Münchner Premierenerfolge der kleinen Rauth bemerkt habe, und daß man meine, sie käme nach ein paar Jahren als »Star« in die Hauptstadt zurück. Kurt-Werner fühlte sich bedrückt. Am liebsten hätte er die Konsultation wieder rückgängig gemacht. Aber dafür bot sich nun mal nicht mehr die rechte Möglichkeit.

Nachdem ihn der Arzt ein paar Minuten beklopft hatte, erkundigte er sich nach den näheren Symptomen der merkwürdigen morgendlichen Beklemmungszustände, von denen Kurt-Werner etwas angedeutet hatte.

Dann sah er ihn ernsthafter an, als man es von ihm gewohnt war. »Höre, mein lieber Kurt,« sagte er, »du bist herzleidend geworden. Vielleicht bist du es schon immer etwas gewesen, ohne es zu bemerken. Jetzt jedenfalls hast du eine ganz beträchtliche Herzneurose und dazu einen Herzklappenfehler.«

Kurt-Werner berührte das wenig. Er hatte von dergleichen Dingen oft genug gehört und empfand die ihm angekündigte Erkrankung als Harmlosigkeit.

»Du hast recht,« sagte der Arzt. »Beides ist harmlos, wenn man sein Leben entsprechend vorsichtig einrichtet. Sonst aber kann es sehr schnell einmal zu ernsteren Komplikationen kommen. Also schone dich. Unternimm keine größeren und steilen Bergpartien, vermeide raschen Temperaturwechsel und suche kein hohes Klima auf. Außerdem verschreibe ich dir zwei kleine Medikamente.«

Es war gegen sieben geworden, als sie sich trennten.

Kurt-Werner empfand, als der Freund ihn verlassen hatte, etwas wie ein Gefühl des Rückschlages gegenüber der Leichtigkeit, mit der er zunächst die Nachricht von seinem Herzbefunde aufgenommen hatte.

Die Dämmerung sah durch die halboffenen Fenster. Unten gingen sommerliche Fußgänger. Ein paar reizende Tauben schwirrten von einem Kirchturm in der nächsten Nähe auf gegenübergelegene Dächer. Ein Zug von Wandersleuten, jungen Menschen mit Rucksäcken und buntbewimpelten Gitarren, stolperte durch eine der Gassen. Wie landstädtisch konnte München sein! Morgen wollte er hinaus, irgendwo an einen Platz, den er von seinen Ausflügen mit Margarete kannte, diesen ersten Einsatzpunkten ihrer schönen Münchner Sommerzeit.

Aber auch dieser Plan vermochte ihn an diesem Abend nicht mehr ganz zu erleichtern. Irgendein Druck lag über ihm.

Er schrieb noch des Nachts das Folgende auf einen großen Bogen Aktenpapier, so wie er es für seine wissenschaftlichen Arbeiten benutzte:

An Margarete.

Ein Arzt hat mir gesagt, daß es einmal rasch mit mir zu Ende gehen kann. Grund zur Besorgnis ist nicht vorhanden, wenn ich keine Unvorsichtigkeit begehe. Aber immerhin, wer kennt kommende Unvorsichtigkeiten? Das Leben ist ja überhaupt nur eine Kette von Unvorsichtigkeiten, wenn man es rückblickend betrachtet, im besten Falle: von solchen, die gut ausgelaufen sind.

Darum, Margarete, wenn mir etwas zustößt, nimm diese Zeilen sanft und ohne Bitterkeit zur Hand. Sie sind mein Dank an dich.

Wir sprachen einmal vom Vollendetwerden. Ich fühle mich tief im Innersten vollendet, und



ich bin der Meinung, daß auch mein angeblich krankes Herz nur der äußere Ausdruck innerer Sterbebereitschaft ist. Dir danke ich dieses Gefühl tiefster Befriedigung mit dem Leben. Du hast in wenigen Monaten mein bisheriges Leben umgestoßen und in dem Glücke deines Aufstieges mir alles gegeben, was ich bisher im Leben vermißt hatte. Ich glaube an dein Können, ich glaube an deine unendlich starke künstlerische Kraft. Mein Leben ist in das deine hineingeglitten, es ist mir ohne das deine nicht mehr denkbar. Wer will mir die Sorge, wer die Furcht verdenken, in dir einmal alles verlieren zu müssen? Wer will mir den Gedanken verargen, daß der Tod, den ich nicht suche, mir kein Vernichter wäre, wenn er mir ein Stück des Weges entgegenkäme? Zum erstenmal in meinem Leben und reichlich spät hat mich, den durch so viel Liebeserleben Hindurchgeleiteten, das Gefühl gepackt, daß es »ein Nochmal« für mich nicht gibt. Ich habe mein ganzes Leben, Margarete, für dich umgestellt, deinem mir ganz neuem Wesen angepaßt, deine Gedanken, deine gesellschaftlichen Kreise, deine Lebensideale in mich hineinbezogen. Und ich bin in kurzer Zeitspanne auf einen Gipfelpunkt gelangt, den mir Jahre mühseligen Klimmens vorenthalten hatten. Ich schaue ins Tal, ich schaue ins Himmelsblau, wie damals auf dem Wendelstein, ruhig, befriedigt von der Schönheit des Glaubens, erfüllt von dem Wissen um dich. Ich sterbe glücklich. Denke niemals in Trauer an mich. Sie wäre nicht das Bild meines Fortgangs von deiner, unsrer Welt. Denke an mich, den dankbar Vollendeten.

Er nahm einen Briefumschlag, schrieb ihren Namen darauf, siegelte ihn und legte ihn in das Schließfach des Schreibtisches. —

Am nächsten Morgen brannte warme Morgensonne in sein Zimmer. Noch einmal schien der beginnende Herbst eine ganz hochsommerliche Art anzunehmen.

Ein Brief von Margarete war gekommen, ein freudiger, freilich etwas hastiger Brief, vollgepackt mit dem, was sie in den Bergen erlebte, von anstrengenden Aufnahmen und den Schönheiten der ruhigen Stunden. Er steckte den gelesenen Brief in seine Brieftasche. Er wollte ihn im Laufe des Tages noch einmal lesen.

Heute wollte er hinaus, an den Starnberger See, hinaus aus der beschwerenden Glut der großen Stadt.

Die Starnberger Landschaft glänzte in hellster Sommerlichkeit. Alles Herbstanfängliche schien verschwunden. In den Nachmittagsstunden stieg er von dem nahegelegenen Waldhügel hinab, an dem er ein paar Stunden gelegen, gesonnen, ja sogar ein wenig geschlafen hatte. Wie heiß es noch immer war!

Seitdem er einmal in der Nähe Neapels — bei einer wissenschaftlichen Exkursion — einen nicht gerade bedeutsamen, aber doch nicht ganz harmlosen Hitzschlag bekommen hatte, drückte eine gewisse Schwere auf seine Stirn, wenn es sehr heiße Tage gab.

Wie verlockend das Wasser glänzte! Die breiten Wellen, die ein Dampfer verursacht hatte, verebbten gemächlich am Ufer. Die Mitte des Sees war spiegelglatt. Nur wenige Segler waren da, die Windstille verlockte nicht zum Segeln. Da hinauszuschwimmen, dachte er, da hinaus in die Kühle!

Wenige Minuten später stand er vor der Badeanstalt, stark erhitzt durch den heißen Abstieg und den sonnigen Gang auf der kahlen Chaussee.

Etwa eine Viertelstunde darauf schwamm er gemächlich in den See hinaus.

Vor ihm lag jetzt die bleiern blaue Fläche. Er kam sich vor, als ob er auf einer Wiese läge, langgestreckt, mit dem Auge gerade die Spitzen der Grashalme über sich sehend. Wie reizvoll konnte es sein, sich flach hinzuwerfen und den Blick über die gerade Fläche streifen zu lassen, anstatt nach unten schauen zu müssen! Im Hintergrunde zeigten sich jetzt — da der Tagesdunst sich etwas klärte — die Berge, jene lange Kette klein scheinender Bergspitzen, die sich von dem Karwendelgebirge weit ins Algäu ziehen. Genau so, dachte er, wie man sie so oft vom Fenster der Eisenbahn sieht, kurz vor München oder kurz nach München, Begrüßung oder Abschied schöner bayrischer Tage.

Er schauerte einen Augenblick. Das Wasser war kühl, wenn man einen heißen Weg hinter sich hatte. Aber dann reckte er sich von neuem und holte mit den Armen aus. Diese Weite, diese Fläche, diese Sierra Nevada da im Hintergrunde!

Merkwürdige Gedanken kamen ihm. Er glaubte einmal zu sehen, wie die Gestalt seiner Mutter über eine Wiese von Enzianen ging, von tiefblauen Enzianen ... über den Bergspitzen dahinten. Dann wieder war es ihm, als ob Margarete riefe, so laut riefe, daß er einen Augenblick innehielt, um zu hören, ob es vielleicht wirklich irgendeine Stimme sei. Er war nun schon weit hinausgeschwommen. Als er zurückblickte, schienen ihm die Starnberger Häuser klein und entrückt dazuliegen.

Weiter hinaus! dachte er. Die Berge waren ja heute wie nie, beleuchtet im kommenden Tiefglanz des Nachmittags, jede Spitze hob sich vom Horizont wie im Hintergrunde alter Präraffaeliten. Er dachte an seine Studien, an seine Bücher ... dann wieder an sein neues Leben. Lag es nicht auch wie jene Bergkette vor ihm, dem Auge so erkennbar in jeder Einzelheit?



Eine leichte Bewegung nach oben schien ihn zu packen. Schwebte er? Wo war das Wasser, die Fläche ... das stieg jetzt alles an, hob und senkte sich ... war das Luft geworden? Wo waren die Berge geblieben? Mutter, dachte er einen Augenblick ... Margarete ... Glück ... Erfüllung ... Irgend jemand in weitem weißem Mantelgewand — wie der zum Heiland werdende Pfarrer Gottwald im »Hannele« — schien hinter der Stelle aufzugehen, wo sich eben noch die Bergkette bläulich hingedehnt hatte. Das Gewand flog auf, wurde Nebel, hüllte alles ein ... Auch ihn?

— — — — — — — — — — — —

Jemand hatte einen Aufschrei gehört. Man lief am Ufer zusammen. Eine alte Frau bestätigte, daß einer immer weiter hinausgeschwommen und dann plötzlich verschwunden sei.

Ein Ruderboot stieß hinaus. Ein Motorboot folgte und überholte es. Bald fand man den leblosen Körper. Von der Garderobenfrau wurde er rekognosziert und die Adresse des Toten ausfindig gemacht.

Während sich diese Äußerlichkeiten abspielten, hatten sich dickballige Wolken um die Bergspitzen am Horizont gelagert und sie allmählich eingehüllt. Eine dunstige Schicht stieg von der westlichen Wetterecke auf, und Witterungskenner erklärten am Abend, daß es der letzte wirkliche Sommertag gewesen sei.

Was warst du wohl?

Was warst du wohl in meinem letzten Leben,
Geliebter, mir? Ein klingend Instrument,
Auf dem in wunderbarem weichem Weben
Die Sehnsucht schwang, die nie Erfüllung kennt?

Ein Rosenstock, der unter meinem Fenster
Sein duftend Leben glutvoll ausgehaucht,
Und den ganz still zur Stunde der Gespenster
Des Mondes lichter Strahl in Silber taucht?

Ein Vogel, der in meinem schatt'gen Garten
Alljährlich wieder neu sein Nest gebaut?
Ein lieblich Kind, um das sich andre scharten,
Zu huld'gen mir als glückumfloßener Braut?

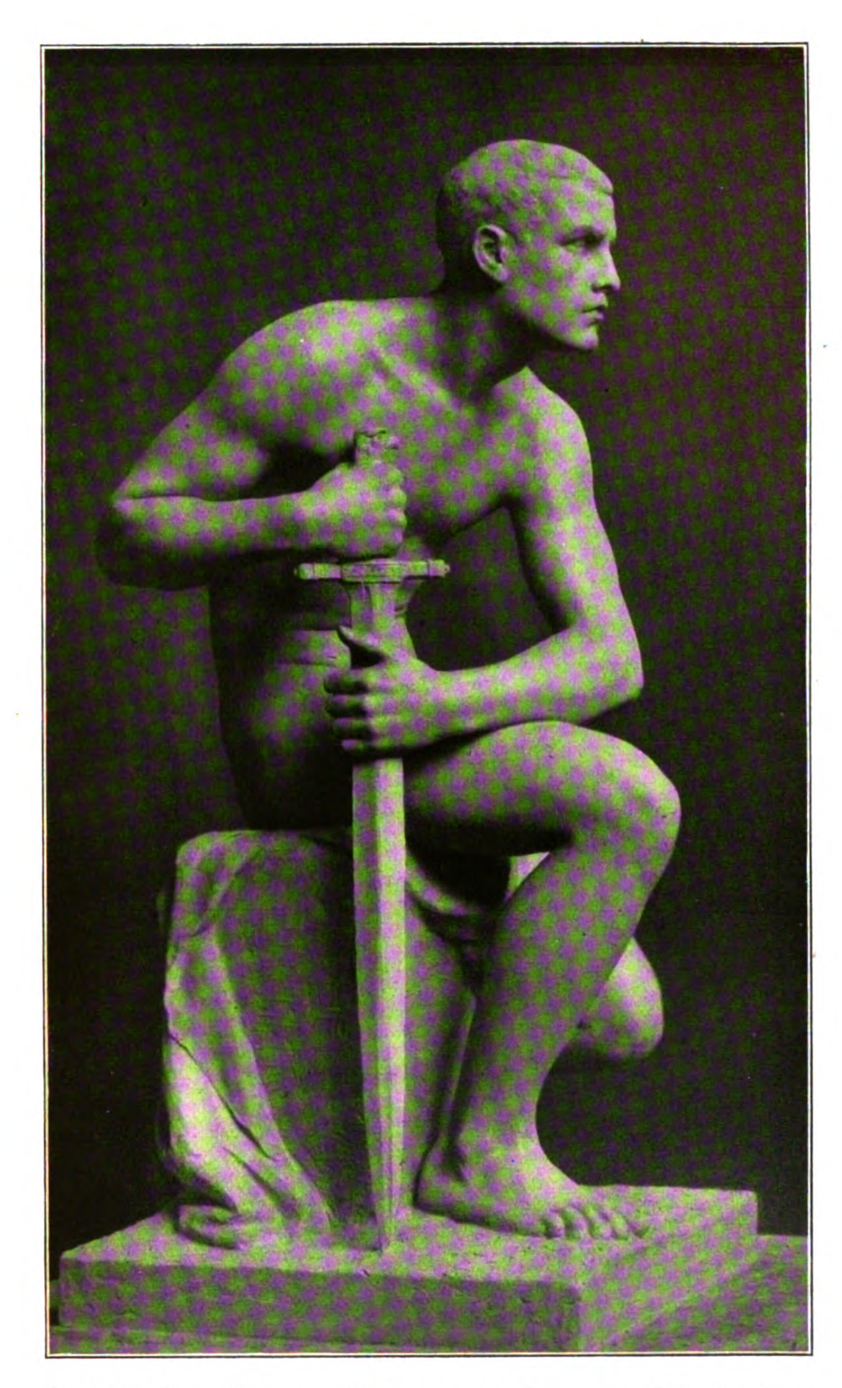
Mein Freund wie heut, dem ich in Lust und Leiden
Mein tiefstes Innres offenbaren kann?
Mußt' ich voll heißer Sehnsucht einst dich meiden?
Warst du mein heißgeliebter, einz'ger Mann?

Bin Hand in Hand durchs Leben ich gegangen
Mit dir, bis uns zuletzt der Tod getrennt?
Hat uns durchbebt ein brennendes Verlangen,
Ein Lieben, das nicht Recht noch Sitte kennt?

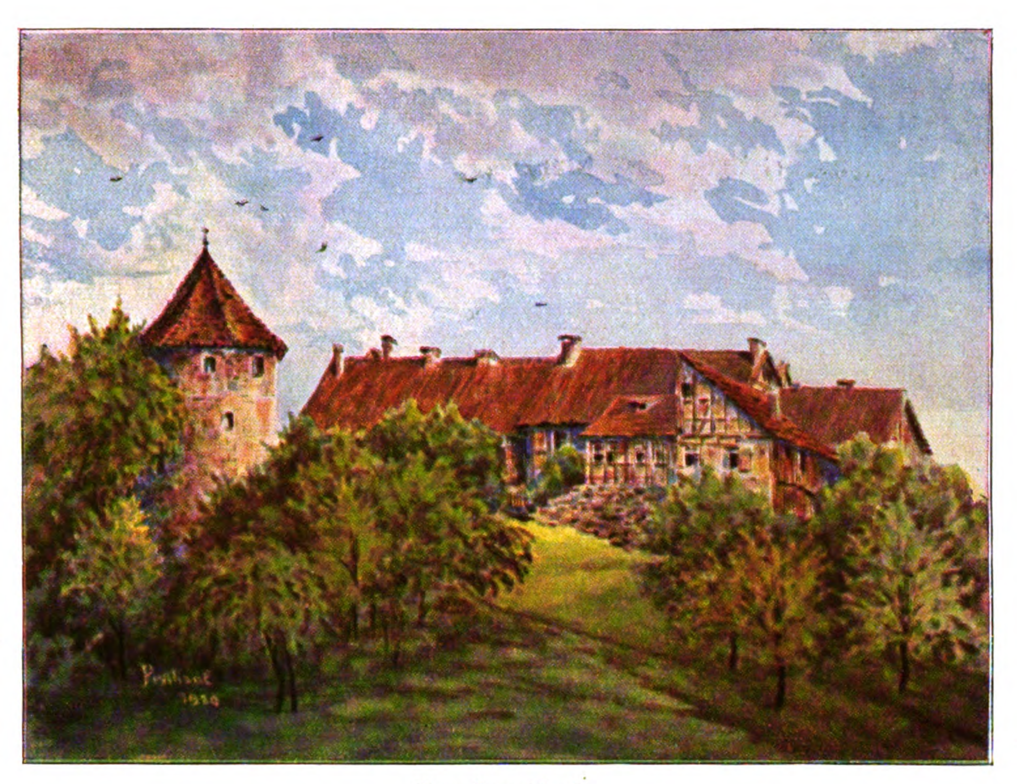
Eins ist gewiß: daß deine reine Seele
Die meine schon seit Jahrmillionen liebt
Und über Elend, Kummer, Not und Fehle
Sich lösend voller Opferfreude gibt.

Und sollte einst das Leben uns auch trennen,
Wir werden immer suchend uns umwinden
Und in der Sehnsucht glühend heißem Brennen
Die Wege wieder zueinander finden.

M. S. Thiemann



Ernst Müller: »Stets wach!« Figur vom Schweriner Jägerdenkmal



Das Hexentürmle

Schleusingen

Von G. Schäfer / Illustriert von Franz Frühauf

An dem Südabhange des Thüringer Waldes, da, wo tief eingeschnittene Quertäler, die Quellgebiete der Werra und der Ilm, das Gebirgsmassiv durchfurchen, liegt der preußische Kreis Schleusingen, so genannt nach der Kreisstadt gleichen Namens.

Schleusingen war früher die Residenz der gefürsteten Grafen von Henneberg, deren Herrschaft bis tief ins Grabfeld und bis ins Eisenachische und Hessische hineinreichte. Zu jener Zeit und auch noch später zur Zeit der Reformation und im Dreißigjährigen Kriege spielte Schleusingen eine nicht unbedeutende Rolle, da einer der Hauptübergänge über den Thüringer Wald, die sogenannte Frauen- oder Frauenwälderstraße, durch Schleusingen führte.

Den in der Chronik Schleusingens denkwürdigsten Tag sah die kleine Waldstadt wohl im Jahre 1624, als Kaiser Ferdinand II. einen Gesandtenkongreß nach dorthin anordnete, um sich die endliche Anerkennung der Entsetzung des Winterkönigs und die Übertragung der Kurwürde auf Maximilian von Bayern auch von den protestantischen Fürsten zu sichern. Es muß ein außerordentlich buntes Leben und Treiben gewesen sein, das damals in Schleusingen herrschte; denn von allen Seiten waren Fürsten oder deren Abgeordnete mit Gefolge zusammengekommen, und an Geld und Wohlstand fehlte es zu dieser Zeit in Deutschland noch nicht. Ein anschauliches Bild dieses Kongresses gibt das Theatrum Europaeum (I, S. 820). Besonders fesselt in dieser Beschreibung der pomphafte Aufzug des Kurfürsten von Sachsen, der seit dem Aussterben der gefürsteten Grafen von Henneberg durch Erbvertrag Herr der Grafschaft war. Es mag seinem Statthalter in Schleusingen nicht leicht geworden sein, den Kurfürsten mit seinem Troß und all die andern Fürstlichkeiten und Gesandten, die damals erschienen waren, standesgemäß unterzubringen und zu versorgen. Dies war nur dadurch möglich, daß die Henneberger Grafen ihre fürstliche Stellung, auf die sie größten Wert legten, in der Führung eines entsprechenden Hofstaates bewiesen und dadurch neben dem imposanten Schloß auch





Die Bertholdsburg

An Gustav Adolf lag es, daß dieser Vorschlag nur ein Plan blieb. Er vertraute zu sehr auf sein Siegerglück und glaubte Wallenstein entbehren zu können. Auch mag ihn das Mißtrauen, das er naturgemäß dem von seinem Kaiser Abgefallenen entgegenbrachte, davon abgehalten haben, das Angebot Wallensteins anzunehmen.

Welche Wendung hätte der Protestantismus nehmen können, welche Zukunft stand ganz Deutschland bevor, wenn Wallensteins Plan verwirklicht worden wäre! Auf der einen Seite der nordische protestantische König und der abgesetzte kaiserliche Feldherr, noch ein Machtfaktor ersten Ranges, und im Hintergrunde der römische Kardinal Richelieu, alle drei die größten Politiker des Jahrhunderts und unter ihnen zugleich die zwei genialsten Feldherren; auf der andern Seite das Haus Habsburg, die Hochburg des damals von den Jesuiten geleiteten Katholizismus.

die sonstigen Nebenanlagen, besonders Prinzensitze und Jagdhäuser, geschaffen hatten.

Nach den denkwürdigen Sommertagen des Jahres 1624 wurde für Schleusingen der Herbst 1631 noch einmal von allgemein geschichtlicher Bedeutung. Gustav Adolf nahm in diesem Jahre auf dem Schleusinger Schloß sein Hauptquartier. Ungekannt kam damals am 29. September der Abgesandte Wallensteins, Sesyma Raschin, nach Schleisny hinter dem Thüringer Walde, wie es in seinem Tagebuch heißt. Gustav Adolf stand schon längere Zeit mit Wallenstein in Unterhandlung. Im Schlosse zu Schleusingen gelangten diese Verhandlungen zu einem gewissen Abschluß. Wallenstein erklärte sich bereit, die kaiserliche Armee in Schlesien und Böhmen zu unterwerfen und den Kaiser in Wien zu bedrohen, wenn ihm Gustav Adolf 12 000 Mann und 58 Geschütze überlassen würde.



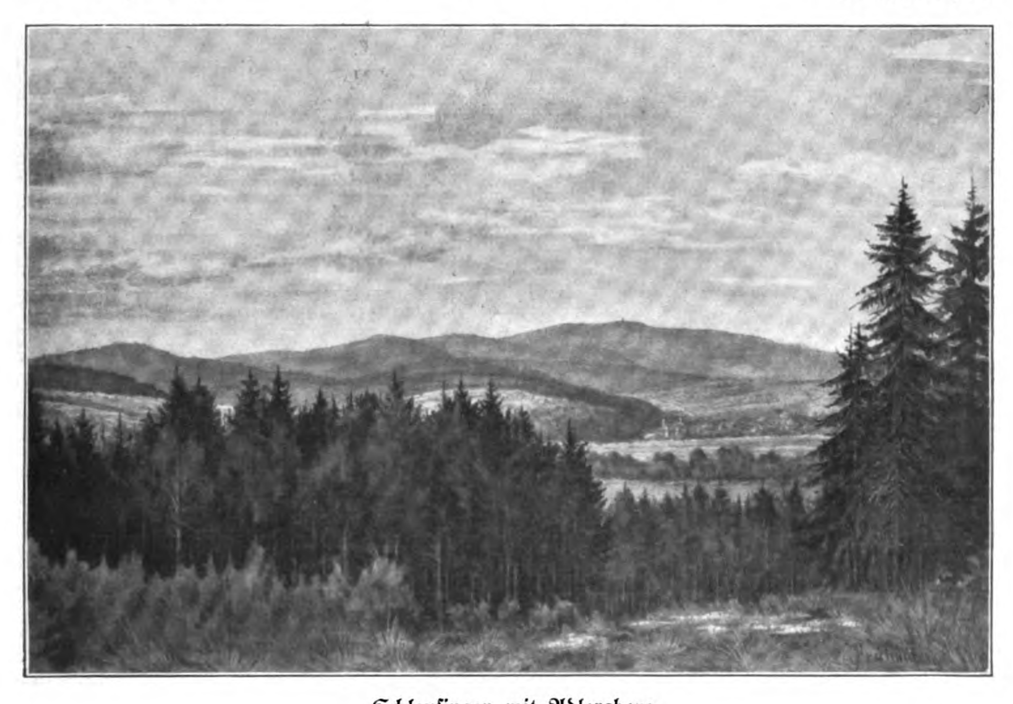
Schloßeingang

Nach dem Dreißigjährigen Kriege verlor Schleusingen mehr und mehr an Bedeutung. Lange Einquartierungen im letzten Teil dieses Krieges brachten den vorhandenen Wohlstand immer weiter zurück. Die Kurfürsten von Sachsen waren in ihren alten Landesteilen genug in Anspruch genommen. Bis auf die Jagd, die meist von den kursächsischen Prinzen ausgeübt wurde, bot die Grafschaft ihnen auch nichts Besonderes. Schleusingen wurde immer bedeutungsloser, um so mehr, als sich auch der Verkehr über den Wald allmählich nach dem Hasel- und wilden Geratal über die Schwesterstadt Suhl nach der alten Wald- oder Leubenstraße hin wandte, hier die Plätze Arnstadt und Erfurt mit Schweinfurt und Würzburg über Meiningen verbindend. Meiningen war 1860 Residenz geworden und hatte sich dank seiner günstigen Lage außerordentlich gut entwickelt.

Nach der Völkerschlacht bei Leipzig wurden die königlich säch-



Alte Burgstraße mit Bertholdsburg



Schleusingen mit Adlersberg



Die Nahebrücke in Schleusingen

In dieser Beziehung war das benachbarte Suhl durch den Bergbau auf Eisen, Kupfer und Silber, der in seiner Nähe im Lautertal betrieben wurde, besser daran. Auch der Anschluß, den die Stadt 1888 durch die Bahnlinie Themar—Schleusingen an die Werrabahn und 1904 über den Wald an Ilmenau—Erfurt erhielt, sowie die Verbindungslinie mit Suhl über den Friedberg, wodurch die Hauptbahn Erfurt—Ritschenhausen erreicht wurde, haben hieran wenig geändert: Schleusingen war und blieb die ruhige Beamtenstadt. Dagegen hob sich durch die Bahnen der Fremdenverkehr. Allerdings ein Badeort mit dem Leben und Treiben Friedrichrodas oder gar Oberhofs ist Schleusingen nicht und wird es niemals werden. Aber für alle, die das beschauliche Leben in einem alten ehrwürdigen Städtchen lieben, ist Schleusingen mit seinen beiden Zahnradbahnen einer der schönsten Punkte im Südteil des Thüringer Waldes.

sischen Lande, darunter auch Henneberg, der Verwaltung des russischen Generaladjutanten Fürst Repnin unterstellt, der seinen Sitz in Dresden nahm. Durch den Wiener Friedenstraktat vom 21. Mai 1815 kam Henneberg an Preußen. Am 28. April des folgenden Jahres wurde es als Henneberger oder Schleusinger Kreis dem Regierungsbezirk Erfurt zugeteilt.

Schleusingen war Residenz gewesen und wurde nun Sitz der Verwaltungsbeamten der Grafschaft. Das hatte zur Folge, daß Gewerbe und Industrie nicht recht hochkommen konnten, um so mehr, als auch sonst die nötigen Vorbedingungen hierzu fehlten.

Fünf landschaftlich reizvolle Täler vereinigen sich bei Schleusingen: das Erle-, Vesser-, Fischbach-, Nahe- und Schleusetal. Die Stadt selbst ist auf und an den Bertholdsberg, der sich als langer Rücken zwischen Nahe- und Erletal hinzieht und nach Süden, Westen und Osten steil abfällt, gebaut. Das Schloß, die Bertholdsburg genannt, krönt sie mit der evangelischen Kirche. Durch die vier Türme des Schlosses und den Kirchturm, der wie zum Schloß gehörig ausschaut, erhält das ganze Stadtbild den rechten Abschluß. Die Grafen von Henneberg haben

zum Bau ihrer Residenz gute Baumeister gehabt. Mag das Schloß und auch die Kirche vor sachverständiger Kritik im einzelnen nicht bestehen, im ganzen betrachtet ist es so wunderbar der gesamten Landschaft und dem Stadtbild angepaßt, daß man es sich in andrer Ausführung nicht denken mag. Und das ist es ja, weshalb es uns so lieb und wert wird und sich so tief in unsre Erinnerung einprägt. Woher das kommt? Vielleicht, weil die früheren Baumeister weniger auf dem Zeichenbogen als in der Bauhütte im Modell ihre Entwürfe anfertigten. Ein Modell läßt sich viel besser in eine Landschaft hineindenken als eine Zeichnung, die man jeweilig nur in einer Ansicht herstellen kann. Es läßt sich auch von allen Seiten, von oben und unten, nah und fern betrachten.

So bietet denn das Schloß von allen Seiten einen Anblick, der ein Künstlerauge wohl begeistern kann. Wie oft mag es schon skizziert, aquarelliert oder photographiert sein! Die beigegebenen Bilder stammen von einem Schleusinger Bürger aus alteingesessener Familie und sind Liebhaberarbeiten. In ihnen drückt sich so recht die Liebe zur Heimat aus. Das eine zeigt den Eingang zur Stadt vom Weißen Berge her. Das Stadttor, das früher hier den Eingang bildete, besteht nicht mehr. Bei der andern Ansicht ist das Schloß von der alten Nahebrücke gesehen. Über diese alte Nahebrücke sind wahrscheinlich auch Gustav Adolf und Tilly geritten, und jene alten Häuser in der Sirupsgasse, die flußabwärts hinter der alten Nahebrücke abzweigt, haben damals ebenfalls schon gestanden. Die Zeit hat hier nicht viel verändert. Begüterte haben hier wohl nie gewohnt, und so ist alles geblieben, wie es war. Da man unmittelbar am Wasser saß, hat auch das Feuer diesen ehrwürdigen Gebäuden keinen großen Schaden tun können.

Das Schloß hat mehr Wandlungen erlebt. Es ist stets der Sitz des jeweiligen Administrators, später Landrats mit den diesem zugeordneten Bureaus gewesen und damit auch den Ansprüchen der verschiedenen Zeiten angepaßt worden. Jedoch ist das Äußere pietätvoll fast unverändert erhalten geblieben. Nur die alte Zugbrücke beim Schloßeingang, den Abbild. S. 570 zeigt, hat einer festen Brücke Platz machen müssen.



Die Schützenstraße



Das Fischhaus

vertraut ist, fesselt, das sind die Doppeljoche, jene alten Anspannvorrichtungen, die hier aufbewahrt werden. Haben auch diese Stücke kein biblisches Alter, so geben sie doch einen Fingerzeig dafür, daß schon ganz alte Kultur im Schleusetal heimisch gewesen sein muß. Vieles hiervon ist im Wandel der Zeiten verlorengegangen, aber manches hat sich doch noch in der unmittelbaren Nähe der Stadt erhalten, was dafür noch wertvolle Aufschlüsse geben könnte. Man braucht nur die Feldfluren, die jetzt allerdings sämtlich aufgeteilt sind, genauer ins Auge zu fassen, und man wird noch vielerorts jene lang geradedurchgehenden Beetrücken, sogenannte Hochäcker, erkennen können, die sich bei der Ackerkultur unsrer germanischen Vorfahren gebildet haben. Die Tiere wurden damals

Auch ruht kein schweres Tor mehr in den mächtigen Angeln hinter dem romanischen Eingangsbogen.

Wenn da jemand, der wundervolle Kamine und wertvolle Altertümer in dem Schloß vermutet, enttäuscht ist, so wird er voll befriedigt, sobald er das Hexentürmle, das ehedem Wachtturm in der Stadtmauer war, heut aber vom Hennebergischen Geschichtsverein als Heimatmuseum eingerichtet ist, aufsucht. Im Hexentürmle soll's nach dem Volksmund nicht geheuer sein. Jedenfalls hat es früher einmal als Gefängnis gedient, und manch armer Sünder mag darin sein Leben ausgehaucht haben.

Was den Besucher des Hexentürmles und seiner Sammlung, besonders, wenn er schon mit der Umgebung des Schleusestädtchens voreinander, wie heut noch in Nordfrankreich, gespannt und deshalb recht lange Stücke gepflügt, damit man nicht so oft zu wenden brauchte. Und dann die vielen noch gut erhaltenen Hohlwegstücke, besonders im Schleusetal nach Themar hinunter und auf der andern Seite über den Friedberg hinweg, die wahrscheinlich schon in grauer Vorzeit den Ureinwohnern als Weg gedient haben. Es steht wohl fest, daß die von den vorgeschichtlichen Bewohnern des kleinen Gleichberges benutzten Porphyrplatten aus den Crawinkler Brüchen bei Ohrdruf stammen.

Der Große und der Kleine Gleichberg, dieser auch die Steinsburg genannt, liegen im Süden und heben sich, sobald man eine der die Stadt umgebenden Höhen besteigt, wie zwei große Pyramiden gegen den Hori-

zont ab. Der Eindruck, den man besonders gegen Abend von diesen beiden Basaltkegeln bekommt, bleibt jedem unvergeßlich. Auch wohl den nüchternsten Menschen erfaßt da eine weihevolle Stimmung und lenkt seine Gedanken auf das Unfaßbare, Unendliche. Fürwahr, unsre Vorfahren brauchten keine Pyramiden zu bauen, um den Menschen der Gottheit näherzubringen, die Natur hat es hier in viel eindrucksvollerer Weise getan. Und gewiß wird ebenso, wie wir heute, schon vor mehreren tausend Jahren der Ureinwohner des Schleusegrundes bei seiner Arbeit in heiliger Ehrfurcht nach den Gleichbergen aufgeschaut haben, war doch für ihn auf dem Kleinen Gleichberg noch dazu das von Priestern gehütete Heiligtum. Für den Archäologen ist der Kleine Gleichberg eine außerordentlich interessante Stätte und auch heute noch eine Fundgrube seltenster Art, denn nachdem die keltischen Ureinwohner abgewandert waren, ist die Steinsburg lange Zeit als vorgeschobener Brückenkopf von den Cheruskern gegen die Überfälle der Katten benutzt worden. Man muß heute besonders die Umsicht bewundern, mit der jene früheren Festungsbaumeister die Vorteile des Geländes bei dieser wohl größten germanischen Völkerburg ausgenutzt haben.



Die Sirupsgasse

Wie im Süden die Gleichberge, so bildet im Norden der langgestreckte, 899 Meter hohe Adlersberg den Abschluß gegen den Horizont. Er ist sowohl durch das Finstere Erletal als auch das reizvolle Vessertal nach zweieinhalbstündiger Fußwanderung zu erreichen. Der Weg durch das Vessertal ist etwas weiter, bietet aber dafür den Vorteil, daß er über das Stutenhaus führt, den von Schleusingen aus besuchenswertesten Punkt im Gebirge. Seine wundervolle Lage, der angenehme Aufenthalt, die großartige Schönheit der Umgebung und die nicht geringe Zahl wundervoller Waldwege, die von Schleusingen nach ihm hinführen, rechtfertigen dies vollauf. Aus der Nähe des Stutenhauses genießt man einen prachtvollen Blick auf Schleusingen mit den beiden Gleichbergen im Hintergrund. Seitdem die Zahnradbahn von Schleusingen nach Ilmenau geht, schenkt man sich wohl meist den Aufstieg und fährt durch das an Schönheit hinter dem Vessertal nur wenig zurückstehende Nahetal bis nach dem Flecken und Höhenkurort Schmiedefeld. Man erreicht dann

ohne besondere Steigung den Adlersberg über das Stutenhaus und wandert durch eins der Täler nach Schleusingen zurück.

Fährt man über Schmiedefeld noch zwei Kilometer hinaus bis auf den Rennsteig, so kann man auf einer Tagestour Gabelbach mit dem Kickelhahn und dem Goethehäuschen aufsuchen. Der Weg führt mit wechselnder Szenerie immer auf dem Gebirgskamm entlang. Wundervolle Fichtenbestände zu beiden Seiten der prachtvoll gepflegten Straße erfreuen mit herrlichen Durchblicken auf die tiefgrünen ebenmäßig gewölbten Berggipfel das Auge. Den Höhepunkt der Wanderung bildet aber jedenfalls der Blick vom Goethehäuschen in die nahen tief eingeschnittenen dunklen Waldtäler und auf die fast greifbar herangerückten, gegen den Horizont scharf abgehobenen Berggipfel. Man erlebt hier, so oft man auch diesen Punkt aufsucht, eine Weihestunde, und die Innigkeit und Tiefe von Goethes »Über allen Gipfeln ist Ruh; in allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch« kommt einem hier wie eine neue Offenbarung vor. Bei dem sehr steilen Abstieg nach Ilmenau wird die Erinnerung an Goethe noch einmal wach, indem man die Rüstigkeit des beim letzten Aufstieg bereits Siebzigjährigen bewundern muß. Von Ilmenau erfolgt dann die Rückfahrt wieder mit der Bahn.

Aber wer kann all die Punkte angeben, die es sich lohnt, von Schleusingen aus aufzusuchen! Bei der Mannigfaltigkeit wird gewiß jeder auf seine Rechnung kommen. Besondere Freuden wird aber der Jagdfreund genießen. Wenn auch der Krieg und die Nachkriegszeit hier vielem Abbruch getan haben, so ist doch noch sehr gutes Hoch- und vor allem Auerwild vorhanden, das dem Kenner das Herz höher schlagen läßt. Nicht ohne Grund ist Bismarck 1850 nach Schleusingen gekommen, um in der Stadtforst einen kapitalen Auerhahn zu erlegen. Bären gab's in den Forsten um Schleusingen herum noch lange nach dem Dreißigjährigen Kriege, und Wölfe sogar bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

Eine ganz besondere Bedeutung hat von jeher für Schleusingen die Fischerei gehabt. Da, wo fünf Fischwässer sich mit so quellklarem und nährstoffreichem Wasser vereinen, muß es schon Forellen, Äschen und Schleien geben. Die Fischerei ist heut ein Sport, dem auch noch der, der nicht gerade Kriegsgewinnler ist, nachgehen kann. Welche landschaftliche Schönheiten es dazu noch bei den klaren Gebirgsbächen in saftig grünem Wiesengrund unmittelbar bei Schleusingen gibt, dafür zeugt das eine Aquarell von der Schleuse an der Stäte. Trotz der vorgeschrittenen Kultur in den Waldtälern mit ihren Glashütten, Porzellanfabriken und Gasanstalten ist der Fischreichtum noch recht befriedigend. Wie groß er aber früher gewesen ist, das zeigt eine alte Schleusinger Gesindeordnung, in der es heißt, daß den Dienstboten nicht mehr als zweimal in der Woche Forellen vorgesetzt werden dürfen. Fischzucht wurde in Schleusingen von alters her betrieben; hierfür ist das alte gräfliche Fischhaus ein historischer Zeuge.

Der Weltkrieg hatte Schleusingen gewissermaßen zu einem Vorort von Suhl gemacht, denn jeder nur irgend Arbeitsfähige war zu dieser Zeit in den dortigen Waffenfabriken tätig. Damals ist viel Geld und Leben nach Schleusingen gekommen. Heute aber ist das Städtchen wieder das alte, ruhige Schleusingen, das mit seinen sauberen Häusern und freundlichen Bewohnern dem Fremden bald lieb und wert wird.

Hinter den Bergen

Hinter den Bergen blüht ein Garten,
Rosenumduftet, klein und fein;
Zwischen den Blumen spielt um die schönste
Rose der Sonnenschein.

Hinter den Bergen türmen sich Wolken,
Ängstlich schweift mein Blick,
Und ich gebe Botschaft den Winden,
Doch sie bringen kein Wort zurück.

Hinter den Bergen klagt eine Seele
Zwischen Gras und grünem Klee,
Und ich weiß es und kann sie nicht trösten,
Denn ich selber tat ihr weh.

Hans Meinel





Motiv aus dem Erzgebirge

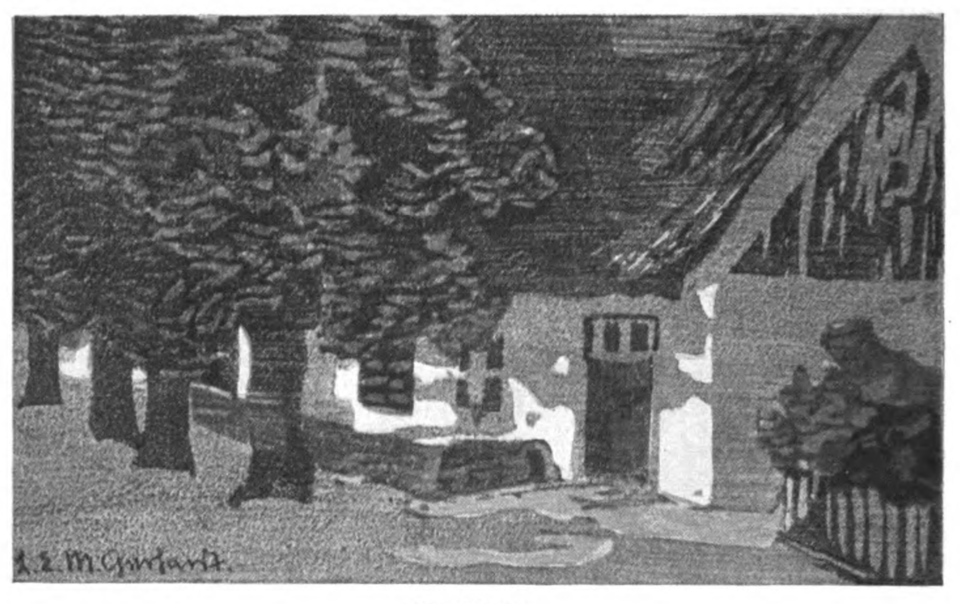
Farbige Holzschnitte von L. E. M. Gerhardt

War es wirklich nur Zufall, daß uns bald nach dem verlorenen Kriege aus dem Leserkreise wiederholt und immer dringlicher die Frage vorgelegt wurde: Warum pflegt Ihre Zeitschrift nicht öfters die Kunst des Holzschnitts? Mir scheint, in dieser dankenswerten Anregung sprach sich zweierlei aus: zunächst der Gedanke, daß wir auch in der Kunstpflege vom Prunk und glänzenden Schein zum Einfachen, Natürlichen und Gediegenen zurückkehren müßten, und sodann die Erkenntnis, daß wir unnötiger- und ungerechterweise eine Kunstüberlieferung vernachlässigt oder verachtet hatten, die ihre Wurzeln im deutschen Wesen hat und enger als andre künstlerische Ausdrucksarten mit unserm seelischen und geistigen Leben verknüpft ist. Vergegenwärtigen wir uns, wie streng die Technik des Holzschnitts die ausübende Hand zur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit zwingt; erinnern wir uns, in welch enger gegenseitiger Hilfsbereitschaft Dichtung und Holzschnitt in den Kinderjahren der Buchdruckerkunst bei uns auf dem Plan erschienen, wie Lieder, Heiligengeschichten, Märchen und Streitschriften auf ihren vereinten Schwingen ins Volk getragen wurden, gerade damals, als der deutsche Geist sich selber mit verjüngtem Gewissensernst zu erkennen trachtete — und wir werden begreifen, daß der Ruf nach einer gerechteren Würdigung des Holzschnitts sich gerade jetzt wieder hören läßt, wo die Not der Zeit, die auch heilsam sein kann, uns von außen nach innen, vom Schein zum Wesen drängt.

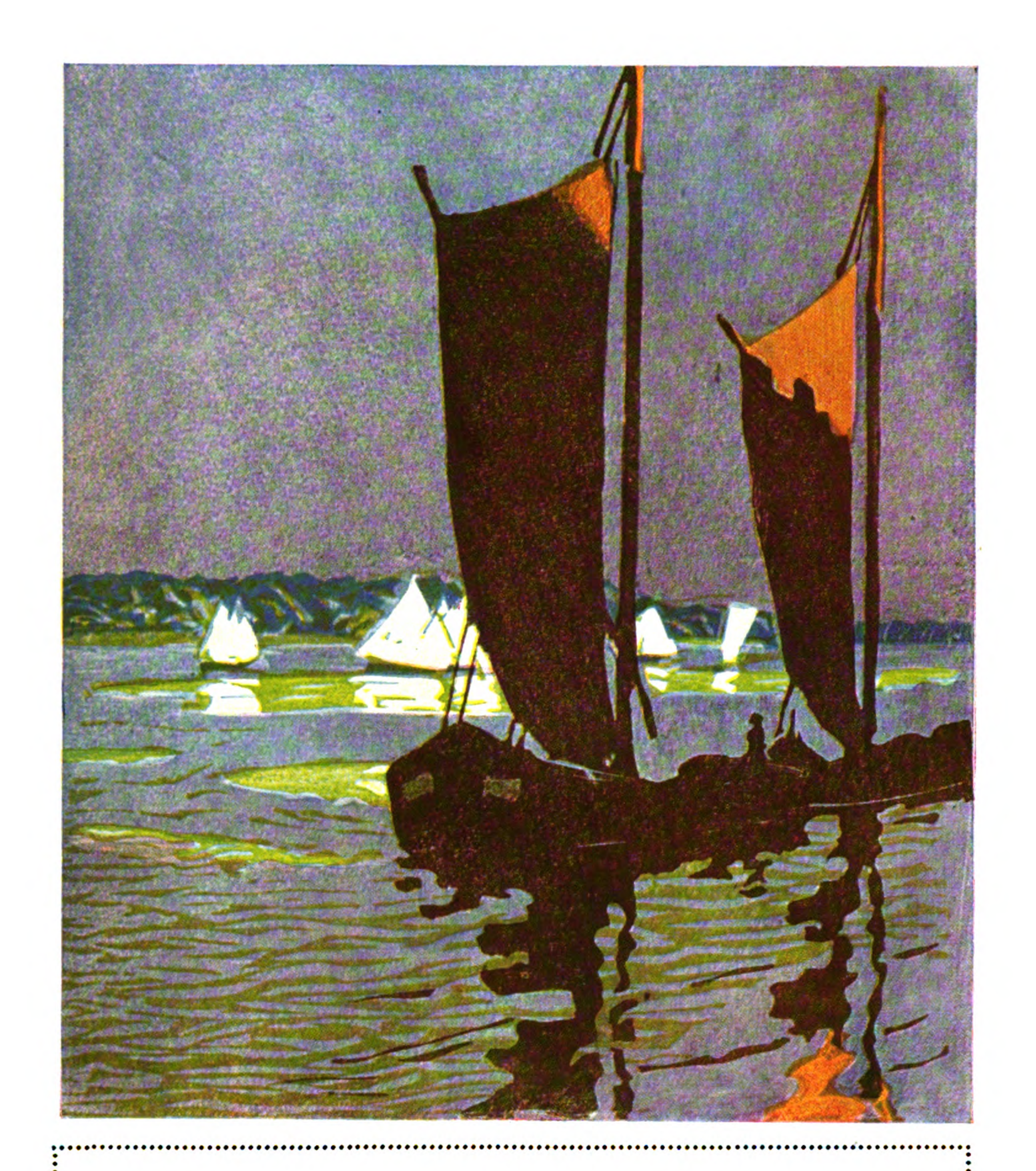
Freilich das eine müssen wir gleich betonen: den Originalholzschnitt zu pflegen, d. h. unmittelbar von dem »Stock« zu drukken, wie er aus der Hand des Künstlers hervorgegangen, ist einer Zeitschrift mit hoher Auflage heute unmöglich; das verbieten die technischen Bedingungen des modernen Maschinendrucks. Wohl aber setzt uns das photomechanische Wiedergabeverfahren der Autotypie, der Tonätzung, in den Stand, auch die feinsten Tonwerte des Holzschnitts

— und selten nur verzichtet er heute noch auf solche Tönungen und Abschattungen — »faksimilegetreu« aufs Druckpapier zu bringen. Insbesondere kommt die Tonätzung in Gestalt des Vierfarbendrucks dem einer neuen Blüte entgegengehenden farbigen Holzschnitt und seinem nächsten Verwandten, dem Linoleumschnitt, zugute, die sich beide unter dem Einfluß der ostasiatischen Holzschneidekunst mehr und mehr den tonigen, um nicht zu sagen malerischen Wirkungen ergeben haben. Es ist bezeichnend, daß in den beiden Ländern, in Deutschland wie in Ostasien, wo der schwarzen Kunst, in beweglichen Lettern Bilder zu drucken, fast zu gleicher Zeit die Wiege bereitet wurde, Schriftdruck und Bilddruck sozusagen Arm in Arm auf die Wanderung gingen, und daß diese Gemeinschaft dem Holzschnitt, zumal dem farbigen, etwas Literarisches, an die Dichtung Grenzendes vererbt hat. »Literarisch« oder »dichterisch« hier beileibe nicht in dem Sinne von redselig oder geschwätzig verstanden! Wie jede zeichnende Kunst — und zu ihr gehört ja der Holzschnitt, der erst auf das Holz gezeichnet und dann geschnitten wird —, ist auch die »Xylographie« eine Kunst der Abkürzung, der Hervorhebung des Charakteristischen und Bedeutsamen. Auch der Holzschnitt will nicht etwa Wirklichkeit, sondern eine künstlerische Umschreibung der Wirklichkeit geben, will das Bild der Wirklichkeit in gereinigtem und erhöhtem Maße durch eine Art Zeichensprache in uns neu erwecken. Je deutlicher und kräftiger diese Form, um so ausdrucksvoller und lebendiger das Blatt. Aber nicht nur die Wirklichkeit soll in dieser Zeichensprache erkennbar sein, auch der geistige Gehalt soll aus ihr sprechen. Beziehungen innerer Art soll sie aufdecken, geheime Zusammenhänge soll sie knüpfen, Stimmungen in uns soll sie ertönen lassen. In der Technik, in der Flächenbehandlung mag unser moderner Farbenholzschnitt viel von den Ostasiaten, besonders den Japanern, gelernt haben; in seinem Gehalt, dem epischen, dem erzählenden Moment, ist er — von wenigen Ausnahmen abgesehen — gut deutsch geblieben.

Das gilt insbesondere von den farbigen Holzschnitten L. E. M. Gerhardts, die diese Zeilen begleiten und schmücken. Schon der Studiengang der Künstlerin beweist das. Nachdem sie, 1873 in Frankfurt a. d. O. als Tochter des Landessyndikus der Provinz Brandenburg geboren, aber früh mit ihren vier Geschwistern nach Berlin gekommen, ihre erste künstlerische Ausbildung nur für Bildnis und Figuren in der Zeichenschule des Vereins der Berliner Künstlerinnen bei Müller-Schönefeld und hauptsächlich bei Dora Hitz empfangen hatte, ertappte sie sich — ein echt deutscher Individualitätszug! — bald auf einer immer stärker werdenden



Im Schatten

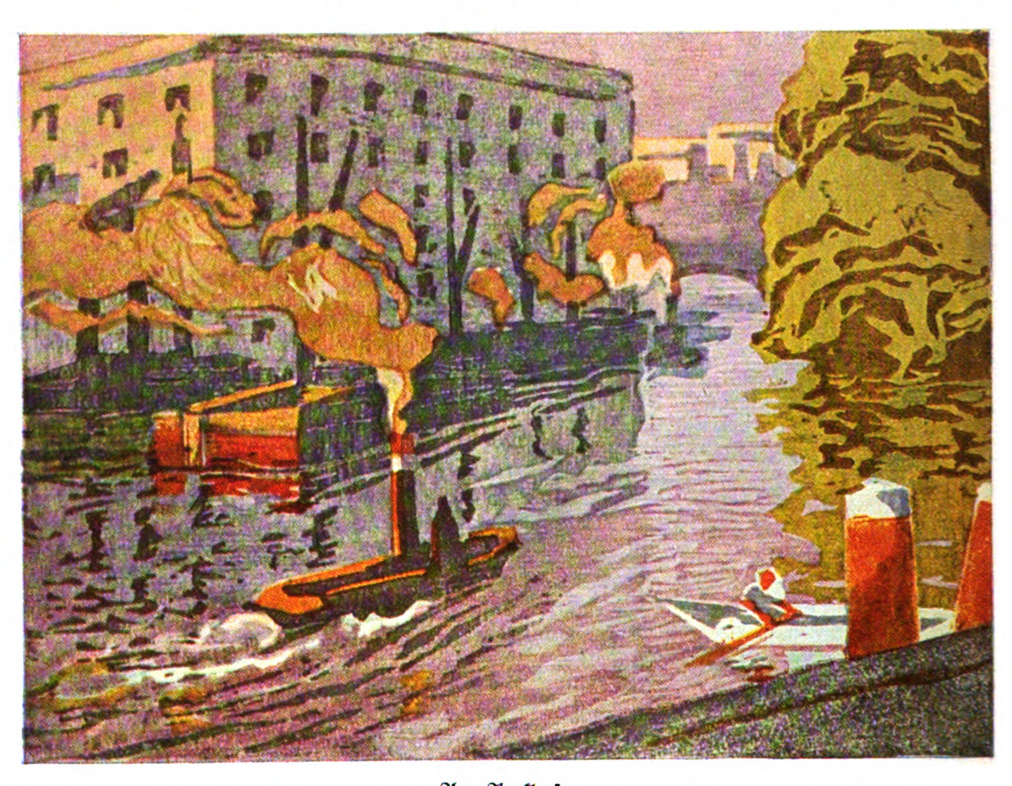


Havelschiffe

Farbiger Holzschnitt von L. E. M. Gerhardt

Vorliebe für die Landschaft, genauer gesagt: für die deutsche Stimmungslandschaft der See. Hinfort versuchte sie, ohne deshalb das Erlernte leichtsinnig über Bord zu werfen, ihre Studien auf eigne Faust. Größere Reisen, auch in die uns jetzt verschlossene Welt, nach Italien, Frankreich, der Schweiz, Holland, ja sogar eine mehrmonatige Seefahrt auf einem Hamburger Handelsdampfer, der bis nach Nordafrika fuhr und längere Zeit an der griechischen Küste verweilte, um schließlich über London zurückzukehren, ließen die junge Künstlerin eine vollendete Sicherheit im Skizzieren mit dem Buntstift gewinnen und machten sie mit einer reichen und mannigfaltigen Stoffwelt vertraut, aus der ihr namentlich die Wunder Athens in begeisterter und dankbarer Erinnerung haften geblieben sind. Daneben zeichnete sie immer fleißig Akt, eine Übung, die für den bildenden Künstler ebenso wichtig und unentbehrlich ist wie für den Musiker das Klavierspiel. Als sie sich dann, heimgekehrt und seßhaft geworden, unter der Anleitung H. Francks der Technik des Lithographierens zuwendete, mußte sie freilich, wie damals manch andrer — es wird bald nach der Jahrhundertwende gewesen sein —, zu ihrer Enttäuschung erfahren, daß durch die Überschwemmung des Marktes mit »Künstlersteinzeichnungen« diese schöne und edle Technik mehr und mehr in Mißkredit geriet. Deshalb flüchtete sie sich zum farbigen Holz- und Linoleumschnitt, angeregt durch die feinen, geschmackvollen Blätter Emil Orliks, die gerade damals, ein ins Deutsche übertragener Widerklang der ostasiatischen Kunst, so viel Aufsehen bei uns machten, und ermuntert durch eine Ausstellung im Berliner Alten Museum, wo die Platten und Werkzeuge gezeigt wurden, um den Hergang des Schnittes und Handdruckes zu veranschaulichen.

Auf die Schulbank brauchte sich Margarethe Gerhardt nun nicht mehr zu setzen. Was sie sich praktisch angeeignet hatte, genügte, um sie in eigner Regie zur Meisterschaft auszubilden. Sparsamkeit der Mittel war ihr Wegweiser zur Wirkung; mit möglichst wenig Platten auszukommen, ihr Ehrgeiz und ihr Arbeitsreiz. Auf die haarscharfen Konturen der Japaner, die für unser



Am Packhof



Heidehaus

Gefühl so leicht ins Kleinliche geraten und die Stimmung vernachlässigen, hat sie sich nie eingelassen: sie bevorzugt die konturlose Fläche und erzielt dadurch die dem Auge so wohltuende Weichheit ihrer Blätter. Auf der Leipziger Bugra von 1914, der epochemachenden Ausstellung für Buchgewerbe und Graphik, hatte sie die Freude, an hervorragender Stelle zum erstenmal mit einem Holzschnitt vertreten zu sein. Aber noch mancherlei geschäftliche Hemmnisse waren zu überwinden, bevor sie bei Amsler & Ruthardt in Berlin den verständnisvollen und unternehmungslustigen Kunstverlag fand, der ihren Schöpfungen den Weg zur Öffentlichkeit und Anerkennung bahnte. Seitdem stellt sie, im Verein mit gleichstrebenden Kollegen und Kolleginnen, regelmäßig in Berlin (Schöneberger Rathaussaal), Karlsruhe, Mainz, Darmstadt, Kiel und andern Städten aus, mit wachsendem Erfolge und unablässig bemüht, ihren Stoffkreis zu erweitern und ihre Technik zu vervollkommnen.

Was ihr Sorge macht, ist allein die leidige Tatsache, daß nun auch hier wieder der Maschinendruck den Versuch unternimmt, den Handdruck zu »ersetzen«. Aber wir sollten denken, daß, wer nur ein wenig Auge und Empfinden für die eigentümlichen, persönlichkeitsatmenden Schönheiten des Handdrucks hat, gegen solchen Wettbewerb gefeit sei. Darum gerade haben wir aus den reichhaltigen Mappen der Künstlerin fünf Blätter ausgewählt, die alle Jahreszeitenstimmungen vom Frühling zum Winter wiedergeben und, jedes für sich besonders und eigenartig, beweisen, daß der farbige Holzschnitt erst dann zum vollgültigen Kunstwerk wird, wenn er neben der Kunstfertigkeit die schöpferische Intuition, das empfindungsstarke Gefühl und die persönliche Note des Künstlers zu bewahren weiß. F. D.



Der Blinde von 1914

September war's und ist so lang nicht her,
Da sah man welsche Wälder, welsche Fluren
Dichtauf bedeckt mit welscher Manneswehr,
Tornistern, Mänteln, blauen Kriegsmonturen.

Als hab' ein Wirbelwind von ohngefähr
Durch das französ'sche Arsenal geblasen
Und streue nun zum Spaße kreuz und quer
Den ganzen Plunder über Feld und Rasen.

Französ'sche Garde war's, die damals dort
Vor unserm Sturm ums nackte Leben rannte,
Den letzten Fetzen Ehre warf sie fort
Und lief und lief im Schweiße ihrer Schande.

Schlotternde Angst und feiges Memmentum
Heulten um Gnade dort im eklen Chore –
So klang das Lied vom gall'schen Waffenruhm
Und so der Taufgesang der Trikolore.

Und wie von selbst, als sei's den Stahl nicht wert,
Drehten bedächtig sich die Bajonette,
Wie man mit Knüteln unter Hunde fährt,
Drosch man mit Kolben schweigend um die Wette. –

So war es just und ist so lang nicht hin,
Und dünkt ein Märchen fast aus fernen Zeiten.
Ein blinder Krüppel, der ich heute bin,
Bin ich ein Markstein doch von Ewigkeiten.

Das räud'ge Pack, das heut an Rhein und Ruhr
Mit Blut und Peitsche uns Gesetze pinselt,
Noch immer trägt's die nämliche Montur,
In der es damals um Pardon gewinselt.

Noch immer führt's in scheck'ger Söldnerhand
Die gleichen Waffen, die die Feigheit lähmte,
Noch immer höhnt der Fetzen Tuch ins Land,
Den niedre Angst mit ew'ger Schmach verbrämte.

Nur eines fehlt – just die Muskotenfaust,
Die solches Raubgezücht vom Hofe knüttelt –,
Noch schläft der Ruf, der wie ein Donner braust
Und an den Kammern unsrer Herzen rüttelt.

Dort liegt gestapelt, was kein Hundsfott fand,
Kein scheeles Späherauge je entdeckte –
Ein Grimm und Haß, der wie ein stiller Brand
An allen Qualen dumpfer Ohnmacht leckte.

Die rote Lohe noch, die möcht' ich schaun,
Die prasselnd flammt aus solch geheimem Schwelen,
Möcht' meiner Augen jäh erloschnes Braun
Noch einmal nur an solcher Glut beseelen!

Ihr aber, ihr, die ihr in Frankreich saht,
Wie die Canaillen dort im Staube lagen,
Sagt's auch den andern noch, daß ein Soldat
Nicht Waffen braucht, um einen Hund zu schlagen.

Friedrich Volland



Der Vampir

Novelle von Franz Hirtler

An einem hellen Februarnachmittag, als die Straßen nach nebeligen Stunden plötzlich in die klare Weite hinauswuchsen, verließ der Dichter Arnold Imhof seine Wohnung und trat durch den winterlich kahlen Vorgarten mit anfangs unsicheren, fast traumhaften Schritten auf den Gehweg der breiten Allee, die in großgeschwungenem Bogen die villenreichen Außenviertel der Stadt durchzieht.

Die Gittertür schloß sich mit leisem Geräusch. Arnold Imhof blieb stehen und sah nach beiden Seiten der Straße entlang. Es schien, als wäre sein Wille gar nicht beteiligt gewesen an den Bewegungen und Schritten, die ihn von seinem Schreibtisch hinweg auf die Straße geführt hatten. Die dunkle, hinter Säulen sich unhörbar bewegende Tür hatte ihn ausgesetzt auf den breiten Weg, an das Ufer des lebendig bewegten Stromes, der von vorüberrasenden Automobilen und sich kreuzenden Trambahnwagen wie von Schiffen wimmelte.

So stand er völlig unschlüssig einige Sekunden auf dem Gehweg und sah auf die frosterstarrten Wagenspuren des Fahrwegs, zwischen denen Eiskristalle glänzten.

Der scharfe Nordwind veranlaßte ihn, in unbewußter Bewegung den Kragen seines Pelzmantels hochzustellen, und endlich merkte er, daß er südwärts schritt. Auf diesem Weg hatte er den eisigen Wind im Rücken. Er ließ es gerne geschehen, daß ihm so von einem Luftzug die Richtung gewiesen worden war. Denn es war gleichgülig und ohne Bedeutung für ihn, wohin er ging. Wenn nur etwas geschah, um der Zeit ein wenig in die Speichen zu greifen, diesen langen und leeren Stunden, die ihn bis zur Verzweiflung peinigen konnten, wenn er in seiner Wohnung weilte. Zeit! All die tätigen und geschäftigen Menschen konnten nicht genug von ihr haben, geizten mit ihr, rissen sich um sie. Ihm war sie in diesen Wochen zum Fluch und zur Pein geworden, sie umgab ihn von allen Seiten, bedrückte und beengte seine Seele, es gab kein Mittel, sich ihrer zu entledigen.

Seit dem Tage, da er den Roman »Heilige Nächte« abgeschlossen und aus den Händen gegeben hatte, lebte er in diesem Zustand, den er seit vielen Jahren kannte, gegen den es aber kein Heilmittel gab. Tag um Tag quälte er sich durch diese Stunden hindurch und war sich bei jeder Bewegung selbst im Wege.

Oft schon hatte es ihn wie heute durch die Straßen der Großstadt oder auf die Dörfer hinausgetrieben. Dann war die Qual der Lebensleere eingelullt, und im Rhythmus des Dahinschreitens oder im Anblick des bewegten Lebens wurden die öden Stunden mild und erträglich. Nun zog es ihn wie an einem unsichtbaren Faden in das Innere der Stadt. Er atmete die kalte Luft mit Wohlbehagen ein. Menschen gingen vorüber. Er sah heute nichts von dem Ausdruck ihrer Gesichter. Sein zu schärfster Beobachtung geschultes Auge umfaßte die Bewegungen der Gestalten, das Schlenkern der Arme, die stolze oder demütige Haltung in den Schultern und die verschiedenen Arten des Gehens vom Trippeln junger Mädchenbeine bis zum gewichtigen Schreiten eines Dienstmannes. Mit nur halbem Bewußtsein und ohne jede Absicht nahm er so das vorüberflutende Leben auf in jenen losgelösten und vereinfachten Bildern, die wesentlich sind für das künstlerische Erfassen des Lebens. Er empfand dabei zum erstenmal wieder das ganz leise von fernher ihn anstrahlende Glücksgefühl, unter Menschen zu sein. Es kam wie Sirenengesang in seine verödete Seele und weckte unendliche Sehnsucht. Er wußte, daß er niemals wie diese vorübergehenden Bürger das Behagen des warmen Zusammensitzens finden würde. Zur Einsamkeit war er verdammt, sie war seine Bestimmung, sein Schicksal. Nur in Einsiedeleien wuchsen die reifen Werke, das wußte er und trug mit dem spärlichen Glück des Schaffenden ergeben seine Not und Qual: den nie befriedigten Drang nach unmittelbarer Lebensteilnahme.

Er wurde oft gegrüßt und dankte mit zerstreuter Höflichkeit. Wie viele Menschen kannten ihn, von denen er nichts wußte! Man erwies ihm die Hochachtung, die der Bürger dem Erfolgreichen entgegenbringt, aus vielen Augen kam ihm schwärmerische Verehrung entgegen. Was ihm so zuströmte an Herzlichkeit, bewegte aber nichts in ihm, führte ihn nicht hinein in das Land seiner Sehnsucht. Alle Organe, die ermöglichten, das Leben anzufassen, es festzuhalten und darin aufzugehen, waren bei ihm verkümmert. Die Fähigkeit, zu fühlen, zu ahnen, was Tausende suchten, die Gabe, daraus Gleichnisse und Vorbilder einer höheren Wirklichkeit zu schaffen, waren groß in ihm gewachsen auf Kosten der schlichten und starken Erlebniskraft, die den Ärmsten und Einfältigsten unter den Vorübergehenden gegeben war. Arnold Imhof war sich der ungeheuren Einseitigkeit seines Wesens bewußt, er hoffte kaum mehr auf Erlösung aus diesem Zustand, wenn er auch immer wieder von Verlockungen überfallen wurde, die ihn auf Stunden und Tage wankend machten, so daß er dann aus tiefer Seele aufschrie: Ich muß ja nicht Künstler sein, nicht Romane und Dramen schreiben! Wer befiehlt es mir? Ich will ein Mensch sein, ein ganzer, mit vielen Kräften und mit der Fähigkeit, eignes Glück und Leid zu fühlen wie andre! — Immer wieder war es geschehen,



daß er doch tun mußte, was er verworfen hatte, immer wieder fand er sich im Zustand der Betäubung über weißen Papierblättern und schrieb und schrieb und wuchs dabei fiebernd in ein seltsames Leben hinein, das nicht das seine war, das er aber durchschaute und lenkte mit der Kraft des Schöpfers. Dann schien es ihm, als ob ihm die ganze Welt gehörte, als ob alles Glück und Leid ihm beschieden wäre, und er es tiefer empfände als die Menschen draußen. Aber alles inbrünstige Schaffen konnte den Lebenshunger nicht stillen.

Die Sehnsucht und Begierde, mit den Dingen des Lebens sich selbst beschäftigen zu können, statt immer nur Gebilde aus ihrem Widerschein zu schaffen, traf ihn dann stets im Zustand tiefster Ermattung. Denn alle seine Lebenskräfte dienten nur der Aufgabe, für die er geschaffen war, der Dichtung. Jetzt, da der Drang zu seinem Werk vorüber war, lag er am Wege des Lebens wie eine wertlose ausgepreßte Frucht. Eine Null war er, ein Nichts, wenn er nicht schrieb! Es war immer wieder die gleiche düstere Erfahrung. Niemand ahnte etwas davon, denn er konnte sprechen, lachen und schien mitten im Leben zu stehen. Wohl wußte er viel von den Seelen, die um ihn lebten, wohl durchschaute er das Dasein tiefer, aber was war all sein Wissen, Denken und Fühlen gegen das, was der Unbedeutendste unter den Mitmenschen an einem einzigen Tag in unmittelbarem Erleben erfuhr!

Er sehnte den Zeitpunkt herbei, da er wieder Energien in sich gesammelt fühlte zu schöpferischem Tun. Dann, wenn er in seltsamer Ekstase schrieb und baute an einer Welt, in der das Leben sinnvoll war, hatte er die dunkle Empfindung, daß auch sein Dasein einen Sinn hatte. Aber er konnte nichts tun, den Zustand der Leere rascher zu überwinden. Er mußte diese endlos langen Stunden über sich ergehen lassen und die Qual des Gefühls ertragen, daß er das Leben versäumte.

Er kam jetzt der Innenstadt näher, schaute in die Auslagen der Schaufenster und kaufte kleine Gegenstände, nach denen es ihn in diesem Augenblick gelüstete: einen auf einer von Delphinen getragenen Muschel schlafenden Amor aus Bronze, ein feines altes Stück, eine antike Tonampel und einen neuartigen Patentbleistift. An Buchhandlungen ging er vorbei, ohne einen Blick auf die ausgestellte Literatur zu werfen. Sie interessierte ihn nicht, und er fürchtete, dort seine eignen Bücher zu sehen, deren Anblick ihn jetzt gepeinigt hätte.

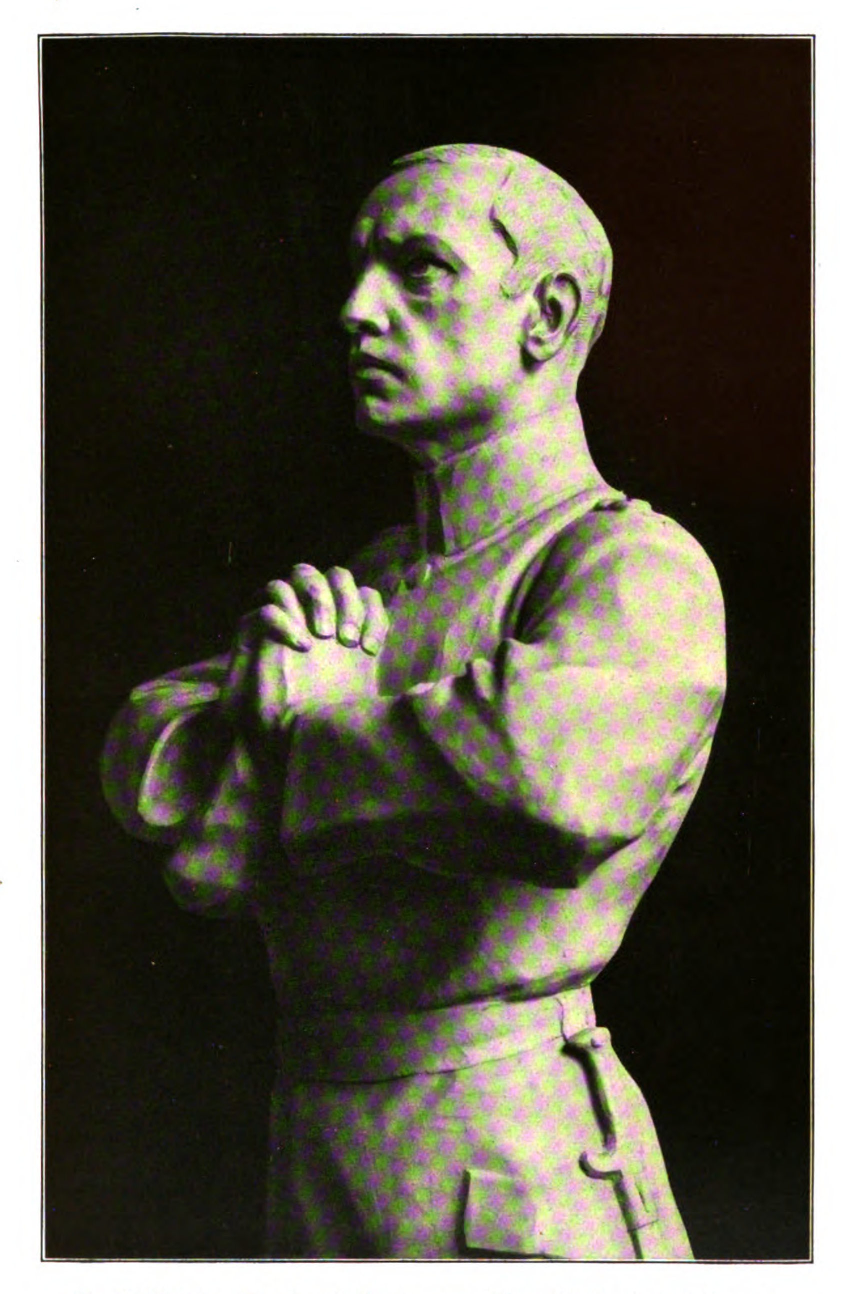
Er wurde angesprochen. Die Höflichkeit eines alten Herrn und die Freundlichkeit seiner Tochter nahm er hin als etwas Selbstverständliches. Die Worte galten nicht ihm, sondern seinen Werken. Er fühlte sich in diesen Tagen von der Welt seiner Bücher getrennt, sah auf sie wie auf etwas Fremdes, fast Feindseliges. Seine Gedanken und Gestalten lebten, sie hatten sein Blut, er aber schleppte sich kraftlos mit leerem Herzen durchs Dasein. In den deutschen Großstädten wurden seine Dramen gespielt, seine zwei Romanbände hatten Aufsehen erregt, und von dem eben vollendeten war dasselbe zu erwarten. Ein leiser Trost lag darin, daß er auf diese Weise lebte und wirkte. Es gab sicher Menschen, die durch seine Bücher und Dramen ein Stück von dem wurden, was er hätte sein können. Ja: von seinem einsamen Schreibtisch aus griff er schließlich doch ins Leben ein, und die Welt änderte sich durch sein Wort. Dann drang auf allerlei Umwegen die Verkündigung, die seine Werke enthielten, zu den Menschen; ihm war, als müßte auch der Straßenkehrer, an dem er vorüberkam, etwas davon erfahren, ohne daß er je ein Wort von Arnold Imhof las oder hörte. Aber dies alles war beängstigend und schauerlich. Er fühlte qualvoll den Vampir, der sein Leben aussog. Ihm war, als höhnten ihn seine eignen Gestalten, denen er sein Blut gegeben und sein Leben geopfert hatte.

Er wandelte bummlerisch über die Hauptstraße. Der Anblick der vorübergehenden Mädchen und Frauen fesselte ihn. So viele waren verlockend und begehrenswert. Für ihn aber war auch das Reich der Liebe und ihr Glück verschlossen. All sein Verlangen und seine Sehnsucht floß in die Frauengestalten seiner Dichtungen, dies war das einzige Glück, das er vom Weibe empfing. Die unmittelbare Süßigkeit dieser holden Welt zu kosten, war jetzt sein heißester Wunsch. Frauenliebe, die Wonne, ein Weib zu umarmen, schien ihm jetzt der Inbegriff der lebendigen Teilnahme am Dasein.

Am Königsplatz, wo sich die Straßenbahnlinien kreuzten, die Autos in rascher Folge vorüberjagten und die Menschen sich drängten, stand er einige Minuten still. Inmitten dieses Treibens zu stehen, tat ihm wohl und täuschte ihm das Glücksgefühl vor, unter Menschen Mensch zu sein. Es gelüstete ihn nach warmer Behaglichkeit, nach spießbürgerlichem Vergessen aller Not, nach Gesellschaft und Musik.

Er befand sich plötzlich im »Paradiesvogel«, dem stimmungsvollen Kaffeelokal, wo man über weiche Teppiche schritt, auf bequemen Korbsesseln im freundlichen Schein orangefarbener Tischlampen saß.

Er nahm in einem behaglichen Winkel Platz, bestellte Kaffee und überblickte den Raum, in dem alles Grelle und Laute vermieden war. Kein Strahl des hellen Wintertages drang hier herein. Auf den Tischchen standen Blumen in zierlichen Vasen. Die Luft war angenehm erwärmt und roch nach frischem Zigarettenrauch.



Ernst Müller: Denkmalsfigur vom Ehrenfriedhof in Worms

Im »Paradiesvogel« konnte man sich jederzeit der Illusion einer Sommernacht hingeben.

Von einem wenig erhöhten Podium herab floß Musik in weichen Wellen. Die vier Künstler hatten ein melancholisches Lächeln in ihren glatten Gesichtern und liebten kostbare Handbewegungen. Wenn sie spielten, waren sie ganz der Musik hingegeben und beachteten die Zuhörer nicht. Dann war es, als wehten farbige seidene Bänder und silbrig glänzende Fäden durch den behaglichen Raum über die Menschen hin, deren Gesichter im Schein der Lampen verklärt waren. Ein besonderes Fluidum war hier entstanden dadurch, daß die Damenwelt vorherrschte. Unter ihrem unmerklichen Einfluß verlor das Leben des Großstädters die wilde Hast, und die öde Gier der Gesichter verkroch sich hier hinter freundlichem Lächeln.

Arnold Imhof freute sich. Er dachte, daß dies nun fast so war, wie er sich Japan vorstellte. Die hübschen Mädchengesichter des »Paradiesvogels« leuchteten blumenhaft. Ihr Duft war süß und verlockend, und ein unbekümmert froher, zu Abenteuern bereiter Sinn lachte aus den Frauenaugen. Die Bürgersfrauen sagten, im »Paradiesvogel« verkehre die Halbwelt. Was für Empfindungen bei dieser Feststellung mitwirkten, kann nicht sicher gesagt werden; es war immerhin bemerkenswert, daß auch Damen der Gesellschaft im Geleit von Brüdern oder Ehegatten sich den Zauber dieser Räume ansahen, und daß im Schein der roten Lichter ihre Gesichter auch das Geeschalächeln zeigten, während ihre Begleiter eine gewisse Steifheit des Benehmens nicht überwinden konnten. Liebespaare saßen in den Nischen, kuchenessend, zigarettenrauchend, plaudernd und dem Gefühl eines reizenden kleinen Abenteuers sich hingebend.

Diese Welt war Arnold Imhof nicht neu. Er hatte, durch die zufälligen und unabsichtlichen Beobachtungen im »Paradiesvogel« und an ähnlichen Orten angeregt, die Kapitel seiner »Heiligen Nächte« aufgebaut, die im »Birkenwäldchen«, einem Kaffeehause seiner Erfindung, spielten.

Während die Weisen aus der »Boheme« sich durch den Raum schwangen und auch in den nicht hinhörenden Gästen seltsam vibrierende Gefühle lösten, konnte Arnold Imhof ein Gespräch belauschen, das zwei Damen am benachbarten Tische führten.

»Er hat es ihr doch geschrieben! Ich habe es selbst gelesen.«

»Gewiß! So mußte es kommen!«

»Hatte ich es nicht gleich gesagt?«

»Warum war sie so ungeschickt?«

»,Ella,' sagte ich, ,Ella, du mußt mit ihm reden.' Aber sie tat es nicht!«

»Sie hat Charakter ...«

Ein nichtssagendes Gespräch, das wie das Geplätscher eines Springbrunnens sich anhörte. Der Tonfall des banalen Alltags. Und doch war Arnold Imhof seltsam von diesen Worten berührt. Es war ihm zunächst, als hätte er genau diese Worte schon einmal gehört. Sie waren in irgendeinem Winkel seines Unterbewußtseins aufbewahrt gewesen. Aber er wußte nicht mehr, mit welchen Personen und Vorgängen sie im Zusammenhang standen. Es lag über jenen Dingen ein seltsames Dunkel, das sich nicht erhellte, so sehr er sich auch den Kopf zerbrach. Von den Sprecherinnen kehrte ihm die eine den Rücken zu. Die andre beobachtete er voller Spannung. Sie war ihm völlig unbekannt, und nichts an ihr half ihm den Weg finden zu einer bestimmten Erinnerung an ein tatsächliches Geschehnis. Da sein Dasein so arm war an wirklichem Erleben, hielt er es für undenkbar, daß jene unbedeutenden Worte der Erinnerungsrest irgendeines vergessenen Vorkommnisses waren, dessen Zeuge er gewesen.

Er kam nicht so rasch von dieser Sache los. Da die Mädchen sich jetzt im Flüsterton unterhielten, konnte er keine weiteren Anhaltspunkte gewinnen. Allmählich schien es ihm, als seien es eigentlich nicht die Worte gewesen, die ihn berührt hatten wie etwas von fernher Bekanntes, sondern etwas, das vor und zwischen den Worten lag. Die Ahnung dieser Dinge umschwebte ihn, es war nur nötig, daß ihm irgendein Stück einer Einzelheit davon deutlich wurde, dann war er in den Zusammenhang hineingerissen, und ein lebendiges Bild entstand. Je mehr er aber bemüht war, sich an irgend etwas zu erinnern, um so ferner und nebelhafter wurde die Ahnung. Er beruhigte sich endlich und gab es auf, weiter darüber nachzugrübeln. Es belustigte ihn jetzt, daß er den kleinen Gesprächsfetzen immer noch wortgetreu im Ohr hatte. Er konnte ihn sich wiederholen lassen, und jedesmal kehrte der gleiche Tonfall wieder wie beim Abspielen einer Grammophonplatte.

Eine plötzliche Ablenkung erfuhren seine Gedanken, als die Musikkapelle mit einem neuen Stück einsetzte. Es war, als hätten sich die vier Instrumente aufgerafft, um etwas Wesentliches zu sagen. Sie hatten bisher den Hintergrund und die Dekorationen des Lebens gemalt. Nun schien ein Mensch auf die Bühne zu treten, ein Mensch mit Sprache und Gebärde. Das Menuett aus der Es-Dur-Symphonie von Mozart erklang.

Zunächst eine Aufforderung in eleganter Rokokogeste. Dann folgten die gemessenen Schritte des Tanzes. Jetzt begrüßten sich die Herzen in tiefer Verneigung. Pirouette: man drehte sich ringsum, lobte das Dasein und erwies sich selbst eine fröhliche Reverenz. So ist das Leben, so ist es immer, so wiederholt sich der zierliche Tanz! Aber horch, was ist dies? Da bricht im Mittel-

faßt eine Weise durch, ganz unvermittelt und doch wie aufgerufen nach dem Gesetz des Kontrastes, eine Verkündigung aus der höheren Welt. Sie rührt an alle Herzen, sie hebt die Seelen aus dem Gefäß des Körpers. Jeder sieht sich lächeln, sieht sich im Reigen, die Hände reichend, sieht tiefer, fühlt erschauernd Not und Jammer der Welt, schaut auf ununterbrochen blutende Herzen, und — doch! Und doch: bleibet im Reigen! ruft die tröstliche, süße Verkündung, es gibt nichts Besseres, als trotz aller Bitternis fröhlich im Reigen zu bleiben! Reicht euch die Hände! Pirouette! Mit blutendem Herzen zu tanzen, das ist unser Teil!

Arnold Imhofs Gedanken lösten sich los von Klang und Rhythmus der Musik. Er sah — auch jetzt war er ein außenstehender Zuschauer — die seltsam geschwungene Linie eines Menschenschicksals, ein sich verblutendes Leben, ein lächelndes Antlitz, hingereichte Hände, schwebende Drehungen, es war Lola, deren Leben er jetzt durchschaute, Lola, die Blumenmalerin, die in einigen Kapiteln der »Heiligen Nächte« in helles Licht getreten war, von der er aber nichts wußte, als was auf jenen Romanseiten stand.

Er schaute, ganz mit seinen inneren Gesichten beschäftigt, vor sich hin. Noch waren keine Einzelheiten deutlich an der Linie dieses Lebens, aber das Wesentliche war da und konnte von nun an leben und wachsen in ihm.

Da geschah es, daß er plötzlich ein Augenpaar auf sich ruhen fühlte. Obwohl er nach der Richtung gestarrt hatte, aus der ihn der ernste und fragende Blick traf, war ihm nicht aufgefallen, daß die eine der beiden von ihm belauschten Damen fortgegangen und die andre sich ihm zugewendet hatte. Jetzt sah sie ihn an mit seltsam strahlenden ruhigen Augensternen, und als sie sein Erwachen aus tiefer Versunkenheit bemerkte, ging ein unbewußtes Lächeln über ihr Gesicht.

Dieses vorüberhuschende Lächeln riß Arnold Imhof völlig aus der träumerischen Ruhe, er griff nach der Kaffeetasse und rückte heftig seinen Stuhl zurück, als wollte er sich seiner leiblichen Anwesenheit versichern. War es möglich? Dies war Lola, die Lola seiner »Heiligen Nächte«! Wieder hörte er den Klang der Stimmen in dem belauschten Gespräch, und jetzt wurde es ihm klar, warum er so merkwürdig von jenen Worten berührt worden war: er hatte Lolas Stimme gehört, und etwas in ihm hatte sie erkannt! War es Zufall, Täuschung oder Einbildung? Er saß ihr Aug' in Auge gegenüber? Sein Verstand warf hundert Zweifel gegen das sichere Gefühl, daß er die Lola seiner Dichtung lebendig vor sich hatte. Aber die rasche Beobachtung und Vergleichung brachte die Bestätigung seines Gefühls.

Endlich, noch unentschlossen, was er tun sollte, nickte er ihr grüßend zu. Da ging ein leises Befremden über die Züge der Unbekannten. Sie erwiderte seinen Gruß so, als wäre sie nicht sicher, ob er ihr gegolten hätte. Wieder wurde ihm in dieser konventionellen Bewegung ein Stück des Wesens dieses Weibes enthüllt, und er wußte es nun ganz bestimmt, es war Lola. Nicht Scheu oder Befangenheit lag in der Unsicherheit ihres Grußes, sondern Lolas kühle, aus bitteren Erfahrungen herangereifte Vorsicht. Und doch war dabei der seltsame und unvergeßliche Strahl ihrer Augensterne nicht erloschen, dieser Blick, in dem er erkannte, daß ihre lebenshungrige Seele noch immer auf der Lauer lag und der Abenteuer nicht müde geworden war. Denn nur das, was die Welt Abenteuer nennt, war für sie Leben, und sie schien dazu bestimmt zu sein, in friedlichen, idyllischen Menschen zuerst Verwirrung zu stiften und weiterhin Bewegungen auszulösen, die diese Menschen dann ihrem eigentlichen Schicksal zuführten. So war sie dem Helden seiner »Heiligen Nächte« erschienen, hatte seine Seele in Aufruhr und Taumel versetzt, daß er bürgerliches Ansehen und ein weichliches Bräutigamsglück hinwarf um ihretwillen. Sie aber mußte ihrem Schicksalsgebot folgen und durfte ihn nicht länger halten, als bis er verwandelt war und reif für seine eigentliche Bestimmung. Das war Lola, deren Wesen er jetzt ganz durchschaute, die er aber, als die »Heiligen Nächte« sich in ihm aufbauten, in einem bezeichnenden Bilde geschaut hatte. Sie durchkreuzte die Bahn von Männern, die in unwürdiger Anpassung an zufällige Dinge lebten, und führte sie ihrem eigentlichen Wesen zu. Dann war ihre Sendung vorbei, sie schritt weiter. Es war ein gefährliches Spiel. In den »Heiligen Nächten« war es um ihr Leben gegangen, der Revolverschuß des Helden traf sie in die Schulter.

Da stand nun alles vor Arnold Imhofs Augen. War es denkbar, daß Lola wirklich lebte, daß er hellseherisch schreiben konnte, was sich tatsächlich irgendwo ereignete? Es schien ihm jetzt durchaus möglich. Aber gleichzeitig erregte ihn die Hoffnung, daß sich nun erfüllen konnte, was er in diesen Tagen heiß ersehnte: daß er unmittelbaren Anteil gewinnen würde am Leben, das er abseits stehend so oft nachgebildet und gedeutet hatte. Er spürte, wie das zu seltsamen Abenteuern Lockende ihn von Lola her umgarnte, es durchzuckte ihn, sich jetzt einmal dem wirklichen Leben hinzugeben, fühlend, wollend und handelnd sich zu versuchen wie irgendeiner der Helden seiner Dichtungen. Nur einmal wenigstens wollte er sich irgendwie bewähren in einem Erlebnis. Es sollte ein Heilmittel sein auf Jahre hinaus gegen die Qual des Gefühls, ausgeschlossen zu sein. Darum war Lola über seinen Weg gekommen, Lola, die Süße, die Kostbare,



die Einzige, die ihm geben konnte, was er ersehnte, in der alles beschlossen war, was er liebte.

Er war aufgestanden und zu ihrem Tisch getreten. Schon diese wenigen Schritte gaben ihm ein rauschendes ahnungsvolles Glücksempfinden. Er spürte, wie mit dem Entschluß, zu handeln, eine erwartungsvolle Ruhe über ihn gekommen war. Mit einer Verbeugung stellte er sich vor und fragte, ob er an Lolas Tisch Platz nehmen dürfe. Sie schaute ihn neugierig an und nickte.

Nun? fragten ihre Augen.

»Es scheint mir, Fräulein, daß wir uns von irgendwoher bekannt sind,« sagte er lächelnd.

»Ich glaube es nicht, mein Herr,« erwiderte sie fast belustigt, »aber es ist mir ein Vergnügen, Sie persönlich kennenzulernen. Aus der Entfernung haben wir uns wohl schon oft gesehen!«

»So? Merkwürdig: Sie fielen mir heute zum erstenmal in die Augen. Aber ist es nicht seltsam, daß ich doch von Ihnen wußte?«

»Wer hat Ihnen von mir erzählt? Oder haben Sie in der Zeitung etwas über mich gelesen?«

»Niemand hat mir von Ihnen etwas gesagt, und Zeitungen lese ich nicht.«

»Ja, aber wie können Sie dann von mir etwas wissen?«

»Sie heißen — Lola? Sie sind Blumenmalerin? An der linken Schulter haben sie die Narbe einer Schußverletzung, die Ihnen ein schlanker blonder Herr, ein hoher Staatsbeamter, beigebracht hatte. Sie stammen aus dem Rheinland. Stimmt dies?«

Das Mädchen sah ihn zuerst erstaunt an und lachte dann mit überlegener Miene: »Da haben Sie sich nicht gut unterrichtet, mein Herr! Ich heiße Ruth, und nicht wie die Schöne aus ‚Cavalleria'! Die Geschichte mit dem blonden Herrn hat man Ihnen auch falsch berichtet. Es war ein stämmiger Seeoffizier, der mich mit dem Dolch in die Schulter stach ...«

»Also doch! Es stimmt also doch! Kleinigkeiten spielen dabei keine Rolle. Aber ich versichere Ihnen auf mein Wort: niemand hat mir etwas von Ihnen erzählt!«

»Wenn ich nicht wüßte, daß Sie Schriftsteller sind, würde ich Sie für einen Amateurdetektiv halten, der seine Kunst an mir versuchen möchte. Es wäre kein übler Anfang! Aber erklären Sie mir —!«

»Ich kann nichts erklären, Fräulein. Übrigens: woher kennen Sie meine Beschäftigung?«

»Ach, wer sollte Sie nicht kennen? Die ganze Stadt kennt doch den Dichter Arnold Imhof! Seit Ihr Bild in der Illustrierten erschien, sah ich Sie einigemal. Aber schon vorher waren Sie mir aufgefallen. Wie kam es nun, daß ich Sie interessierte?«

»Ich weiß es nicht. Sie waren mit einemmal da. Zufällig, könnte man sagen, kamen Sie mir ins Gehege. Eine seltsame Parallelität der tatsächlichen Welt und der Welt meiner Phantasie ...«

»Ich verstehe Sie nicht recht. Glauben Sie nicht, daß Ihnen doch jemand von mir erzählt hatte, und daß Sie diesen Umstand vergaßen?«

»Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß ich von außen her Kunde von Ihnen erhielt. Ich war damals in St. Anton, als ich mich mit Ihnen beschäftigte. In der Einsamkeit dieses armseligen Dorfes entstand mein letzter Roman.«

»Sie sprechen immer rätselvoller. Wie haben Sie sich denn mit mir beschäftigt? Ich weiß nichts davon.«

»Sie konnten es nicht wissen. Aber vielleicht fühlten Sie irgendwie meine Nähe. Besinnen Sie sich!«

»Ach, das ist Unsinn! Sie wollen mich verblüffen und ausspionieren. Sie brauchen eine Romanfigur. Jetzt machen Sie Ihre Experimente mit mir. Damit sollen Sie aber nicht weit kommen!«

»Nein, Fräulein Ruth, es ist alles mein Ernst. Ich treibe kein Spiel mit Ihnen. Sie werden in drei Wochen ein Buch von mir erhalten, in dem ich einiges von Ihnen geschrieben habe. Sie werden sich darin deutlich erkennen, und ich zweifle nicht daran, daß das Wesentliche jenes Abenteuers mit dem Schiffsoffizier, den ich als Beamten sah, mit meiner Darstellung übereinstimmt. Wenn Sie noch zweifeln, kann ich Ihnen schon heute die Abschrift des Romans zur Verfügung stellen.«

»Höchst sonderbar! Ja, ich muß Sie darum bitten. Ich bin äußerst gespannt darauf. Wie kommen Sie dazu, gerade mich in Ihre Dichtung zu bringen?«

»Das ist mir selbst ein Rätsel. Was veranlaßt mich, Romane oder Dramen zu schreiben? Es ist geheimnisvoll, wie ein Werk unter Qualen aus mir herauswächst, und daß ich von Dingen schreibe, die ich nie erfahren und erlebt habe.«

»Seltsam! Ich kann es nicht begreifen. Ich dachte, der Romanschreiber baute sein Werk aus eignem Erleben oder aus dem, was er beobachtete und erfuhr.«

»Das ist ein Irrtum, wenigstens, soweit mein Schaffen in Frage kommt. Ich konstruiere nichts aus Wirklichkeitsbrocken zusammen. Der Zustand, in dem sich der Dichter während der Entstehung seines Werkes befindet, läßt sich gar nicht beschreiben. Es ist keineswegs so, daß er passiv ist und irgendeiner Eingebung folgt. Es ist die höchste geistige Anspannung erforderlich, um sich heranzutasten an das, was im Dunkel in ihm lebt. Ihm wird nichts geschenkt, er muß in schwerer Arbeit eine Welt aus dem Nichts herausheben. Aber gewiß kennen Sie dies auch ein wenig. Sie sind doch Künstlerin?«

»Ich male Blumen und zeichne Stickereimuster.



Dabei empfinde ich natürlich Derartiges nie. Ich brauche nur die Stunden abzuwarten, in denen es mich drängt zu malen oder zu zeichnen, dann wird mir alles geschenkt. Mit der Dichtkunst läßt sich das gar nicht vergleichen.«

»Ich glaube es auch. In Ihren Blumen und Ornamenten ist nichts Hellseherisches. Seien Sie froh darum! Sie haben das Leben zu schmücken, nicht zu deuten. Das ist der Anfang und das Ende der Kunst. Horchen Sie auf diese Musik! Sie ist auch dekorativ. Das Preislied Walter Stolzings!«

»Oh! Ich kenne Ihre Meinung über Wagner aus Ihrem Roman ‚Isemanns Flucht'! Aber ich finde, daß diese Musik herrlich ist und alles in sich birgt, was in einem Kunstwerk sein kann: tiefe Lebensdeutung und beglückender Formenreichtum.«

»Ich weiß, daß Sie Wagner lieben und vom Tristan rasend entzückt sind. Darum finden Sie sicher jenes Kapitel in ‚Isemanns Flucht' abscheulich?«

»Ja, es hat mich geärgert. Ich will es auch gestehen, daß ich — aber das müssen Sie nun auch wissen! Haben Sie nie einen Brief erhalten von jemand, der Sie deswegen schmähte?«

»Oh, ich erhalte viele Briefe! Auch über diesen Punkt ist mir allerlei zugeflogen. Haben Sie mir auch schon geschrieben?«

»Sie müssen sich doch erinnern an ein langes Schreiben. Zehn Seiten! Es war darin nicht nur von Wagner die Rede, auch von einer Frauengestalt in ‚Isemanns Flucht'. Heißt sie nicht Doris?«

»Ja: Doris Lanz. Und jetzt erinnere ich mich dunkel an einen Brief, der sich begeistert über diese Gestalt aussprach. Nur eins gefiel Ihnen nicht an ihr. Was war es doch?«

»Ich verstand nicht, daß Sie sie gegen den Schluß hin so weich werden lassen. Käthchen von Heilbronn in moderner Variation! Dies gibt es nicht mehr, Herr Imhof. Sie können es mir glauben. Ich schrieb Ihnen damals, daß das Weib von heute nicht nur an Verstand, sondern auch an Willen dem Manne ebenbürtig ist.«

Über Imhofs gespannt blickendes Gesicht ging ein rasches Lächeln: »Finden Sie denn, daß Doris und Käthchen keinen Willen haben?«

»Nicht den, den ich meine! Den Willen, Macht über andre zu gewinnen, den Willen zur Freiheit!«

Imhof sah sie jetzt voll Staunen an und schwieg nachdenklich einige Augenblicke. Dann nickte er ihr zu und sagte aus plötzlicher Erkenntnis heraus: »Ja, dies ist's! Darüber schrieben Sie mir ausführlich. Und daraus entsprang meine — Lola! Ich wußte nichts mehr davon ...«

»Wie meinen Sie?«

»Dieser vergessene Brief war die Verbindung zwischen mir und Ihnen. Er gab mir mehr von Ihnen, als was buchstäblich darin steht. Ihr ganzes Wesen hörte ich wohl daraus klingen und sah die Linie eines Schicksals. Ihr — Lolas Schicksal! Es ist seltsam. Aber warum blicken Sie so ernst?«

»Es wird mir ein wenig unheimlich. Sie glauben mein Schicksal zu kennen?«

»Sie werden den Roman »Heilige Nächte« lesen. Wenn Sie es wollen, noch heute. Dann werden Sie nicht mehr zweifeln, daß ich Fühlung hatte mit Ihrem Leben.«

»Und — wissen Sie auch das — was kommen wird? Was steht mir noch bevor?«

Ruth hatte es mit mehr Angst als Neugier ausgesprochen und schaute ihn mit einem heißen Blick ihrer großen dunklen Augen an. Es war, als wollte sie ihn, von dem sie sich auf dämonische Art abhängig fühlte, irgendwie bezwingen und für sich gewinnen. Imhof spürte mit Freude diesen Willen, faßte Ruths Hand und hielt sie fest. Er sprach leise und eindringlich zu ihr: »Ihre Zukunft, Fräulein Ruth, ruht noch in der Tiefe. Es würde mir viel Mühe machen, sie auszugraben. Vielleicht gelänge es mir auch nicht. Ich will es gar nicht versuchen. Sie dürfen nichts davon wissen. Es wäre zu gefährlich für Sie — und jetzt auch für mich!«

Ruth lächelte, aber es war ein erzwungenes äußerliches Mienenspiel. Auch ihre Worte suchten ein ängstliches Staunen und die Bewunderung seiner seherischen Kräfte zu verhüllen: »Ach, es ist ja alles Unsinn! Seit wann sind Romandichter Propheten?«

Imhof zuckte die Achseln, als interessierte ihn dieser Gesprächsstoff nicht mehr recht. Seine Augen tranken das Bild Ruths, er war durchschauert von der nahen Wirklichkeit dieses schönen und verlockenden Weibes, mit dem ihn so seltsame Beziehungen verbanden. Aber er fand nicht leicht den Übergang zu dem, was jetzt zu sprechen war. »Ich will Sie nicht ängstigen, Fräulein! Haben Sie neulich im Theater den ‚Wettlauf mit dem Schatten' gesehen? Nein? Versäumen Sie die nächste Aufführung nicht! Die Dinge, die Ihnen so zweifelhaft sind, werden in diesem Stück als selbstverständliche Tatsache verwendet. So müssen Sie es nehmen, wenn Sie Ihr Spiegelbild Lola betrachten. Ob ich durch unmittelbare Beobachtung dazu kam, ein Stück Ihres Lebens nachzuzeichnen, oder durch unterirdische Kanäle von Ihnen Kunde erhielt, soll Ihnen nicht von Bedeutung sein.«

»Es ist mir unangenehm, daran zu denken. Und schrecklich ist es, daß Sie gewissermaßen meine Zukunft in der Hand hätten, wenn es wahr wäre, was Sie sagen. Aber ich kann und darf es nicht glauben!«

»Glauben ist Gefühlssache. Aber beruhigen Sie sich doch! Ihre Zukunft scheint auf andre Weise zu mir kommen zu wollen. Jenes Lola-



Kapitel erscheint mir jetzt wie das Vorspiel zu einem neuen Stück Leben, das nicht gedichtet, sondern wirklich gelebt sein soll. Ist es ein Zufall, daß ich Sie heute hier traf?«

»Was wollen Sie von mir?«

»Dies ist endlich die richtige Frage, Fräulein Ruth! Vergessen Sie das andre, das Sie ängstigt! Was ich von Ihnen will? Ach, das ist schnell gesagt! —«

Er sah ihr offen und mit knabenhafter Begeisterung in die unruhigen Augen. Seine Arme machten eine fast hilflose Bewegung, als wollte er etwas Vorübereilendes festhalten. Er rückte ihr näher und legte eine Hand auf die Lehne ihres Sessels. Sie sah ihn gespannt an, als er weitersprach:

»— Wissen Sie, daß ich bis heute fast nie gelebt habe? Es ist mir wie eine alte Sage, daß ich in jungen Jahren Erlebnisse hatte. Aber seither, seit zwanzig Jahren, ist nicht ein Tag, nicht eine Stunde, die ganz mir gehörten. Ich stehe außerhalb des Lebens. Nun zum erstenmal fühle ich, daß es zu mir kommen will. In Ihnen, Fräulein Ruth, will es zu mir kommen. Das ist der Sinn unsers Zusammentreffens!«

Ruth schwieg und schaute ihn beruhigt an. Sie lächelte über seine ungewöhnliche Ausdrucksweise, hatte aber offenbar Gefallen daran. Sie schien gerne weiter zuhören zu wollen, so daß er mit frohem Eifer fortfuhr:

»Werden Sie zu einem grenzenlos Einsamen kommen —, mir Anteil schenken am Leben, Ruth? Sie können es. Freundschaft, Liebe — alles biete ich Ihnen. Sie dürfen wählen. Ich kenne Sie, ich weiß, was Sie mir sein können. Das Leben selbst sind Sie mir! Gehen Sie diesmal nicht an mir vorbei!«

Noch nie hatte ein Mann so zu ihr gesprochen. Sie fühlte die Glut seines stürmischen, knabenhaften Begehrens, sah seine sonst kalt blickenden Augen feurig leuchten und war berauscht durch den Gedanken, von dem berühmten Dichter umworben zu werden. Sie verlor ein wenig die Sicherheit, die sie sonst im Verkehr mit Männern besaß, und statt ein hinhaltendes Spiel mit ihm zu beginnen, nickte sie ihm kindlich erfreut und fast unbewußt zu, schickte dann aber dieser zu raschen Einwilligung einen ironischen Seufzer nach.

Imhof erkannte staunend seinen Sieg und hielt ihr, jetzt wieder zu seiner früheren Art und Haltung zurückkehrend, kameradschaftlich die Hand hin.

Sie schlug ein und lachte. Auch sie hatte einen Standpunkt gefunden: »Wir wollen es mit der Freundschaft versuchen. Schon wegen der geheimnisvollen Beziehungen, die nach Ihren Worten zwischen uns bestehen.«

Er rief den Kellner und bestellte zwei Gläser Südwein. Dann stießen sie an und tranken. Ruth nahm eine Zigarette aus dem Etui, das er ihr anbot, und als die Rauchwölkchen stiegen, schienen sie von einem schwebenden Fluidum umwoben zu sein, das ihre Seelen einander näher rückte.

Ruth sagte mit einem Gesichtsausdruck, der die gütige und kluge Seite ihres Wesens verriet: »Sie haben eine ungewöhnliche und etwas aufregende Art, sich auszudrücken. Aber vorhin, als Sie von Ihrer grenzenlosen Einsamkeit sprachen, war es mir doch fast, als lese ich in einem Roman, in dem die Menschen unglaubhafte Reden führen. Derartige Wendungen findet man in Ihren Büchern gottlob nie. Wie kommt es, daß Sie selber sie gebrauchen?«

»Sie hielten es für Phrase, was ich sagte? Es ist leider bittere Wahrheit, Ruth. Von allen Menschen, die hier um uns sind, habe ich sicherlich am wenigsten erlebt — trotz meiner weiten Reisen. Ich schaue durch die letzten Jahre zurück: es ist mir unerklärlich, wo die Zeit hinkam. Ich habe sie nicht gelebt.«

»Was nennen Sie Leben? Ist es nicht das reichste und stärkste Leben, das in Ihren Werken steckt? Und einen Teil davon, das Wesentlichste haben Sie doch gelebt? Wie hätten Sie es sonst darstellen können, Imhof?«

»Ach, das ist der landläufige Irrtum, Ruth. Nichts von alledem habe ich erlebt. Nehmen Sie es nur einmal ganz wörtlich: ich habe nie das Glück der Freundschaft, die Wonnen und Enttäuschungen der Liebe genossen, war nie in Affären verwickelt, nie der Held von Abenteuern, ich habe nie etwas eingesetzt und habe darum nie verloren und nie gewonnen im wirklichen Leben ...«

»Wer ist zufrieden mit dem, was ihm beschieden ist! Warum sollten Sie weniger Anteil am Leben haben als die andern? Sie, der das Leben viel tiefer zu erfassen vermag, dem feinere Empfänglichkeit für alle Daseinsreize gegeben ist — Sie klagen, daß Sie nichts erleben könnten?«

Ruth lächelte belustigt und schien erfreut zu sein über die Schlagkraft ihrer Worte.

Imhof sah ernst vor sich hin und sprach düster: »Niemand weiß etwas von dem Vampir, der dem Dichter die Lebenskraft aussaugt. Niemand kennt das Verhängnis, das die Kunst dem bringt, der ihr ganz verfallen ist. Man hat wohl Ibsens Epilog und Manns Tonio Kröger gelesen, aber man nimmt sie nicht ernst und glaubt, das Leben des Dichters sei besonders begnadet und reicher als das jedes andern Sterblichen. Dies ist ein merkwürdiger Irrtum, der unser Leiden noch vergrößert, weil die Menschen nun von uns Dinge verlangen, die wir nicht leisten können. Auf jedes Dichters Schulter sitzt der Vampir. Er trinkt sein lebendiges Blut und gibt ihm Traumgesichte. Aber auf die



dichterischen Halluzinationen folgt immer ein grauenvolles Erwachen in die Wirklichkeit hinein. Blutleer und erschöpft liegt der Dichter dann am Wege — — —. Haben Sie nie davon gehört?«

»Nein, lieber Freund, ich halte es für krankhaft und übertrieben, wenn Sie so sprechen.«

»Sie haben recht, Ruth, der Seelenzustand des Dichters ist mit dem des Bürgers verglichen krankhaft, und jeder Künstler ist übertrieben und heftig in seinen menschlichen Regungen. Er ist das Ergebnis einer einseitigen Hochzüchtung. Die Natur rächt sich dafür.«

»Das mag wahr sein, Imhof, aber der Zustand kann überwunden werden. Haben nicht viele große Künstler einen Ausgleich gefunden und gehörten dem Leben an wie der Kunst? Und ist nicht jede große und ernste Arbeit mit Opfern und Entsagungen verbunden? Warum vergessen Sie ganz das Glück, das Ihnen Ihr Schaffen gibt? Sie schenken dem Leben viel. Dem Liebenden verleihen Sie neue Kraft und Schwung zur Liebe, dem Helden schaffen Sie Vorbilder, dem Dulder stärken Sie die Seele, und allen zeigen Sie tausend neue Möglichkeiten, zu leben und zu handeln. Ihr Lebensgefühl. Imhof, wird in Tausenden wirksam. Ist das nicht ein erhebender Gedanke?«

»Leider ist er mir schon sehr trivial geworden. Haben Sie von jenem bedeutenden Romandichter gehört, der sagte, er gäbe seinen ganzen Dichterruhm um — um den Kuß einer Sechzehnjährigen? Diesen Ausspruch verstehe ich sehr gut!«

»Ich finde ihn ungeheuer banal! War es nicht Victor Hugo? Er brauchte nicht zu wählen zwischen Ruhm und Liebe. Er konnte beide zugleich haben! Und so jeder!«

Über Arnold Imhofs Gesicht ging ein kindliches Staunen. Er lächelte. Eine bisher verborgene Seite seines Wesens zeigte sich, so daß in seinen Zügen sich nichts mehr von der Blasiertheit des Großstädters offenbarte. Er sah Ruth fragend an und flüsterte: »Glauben Sie das, Ruth? Oh, ich wünsche sehr, daß Sie recht hätten!«

Sie strich in einer plötzlichen Aufwallung von ursprünglicher Zärtlichkeit über Imhofs Hand, die auf der Lehne ihres Sessels lag. Die Kapelle spielte die schmachtenden Weisen des Gounodschen Frühlingsliedes. Als sie geendet hatten und das Publikum lauten Beifall spendete, machte Imhof eine abwehrende und geringschätzige Geste. Ruth aber klatschte begeistert in die Hände und sah Imhof herausfordernd und lachend an.

Als Imhof an diesem Abend mit Ruth in seine Wohnung trat, war er schweigsam geworden und schien von den vielen ihn erregenden Worten ermüdet zu sein. Er nahm Ruth den Mantel ab. Die Lampe an der Decke und die auf dem Schreibtisch sprangen strahlend aus dem Dunkel.

Wortlos schloß er Ruth, die sich nach einem Spiegel umgesehen hatte, in die Arme. Sie erwiderte seine Küsse, sie lag hingebend in seinen Armen und legte seine zaghafte Hand an ihre Brust. Er spürte lebendiges Leben und schaute sie mit staunender Bewunderung an. Der eigentümliche Duft ihres Haares bezauberte ihn. War es Flieder? Dann sah er erstmals, welchen feinen Reiz die blauen Steine ihrer Ohrringe auf ihrer weißen Haut ausübten. Ihre Augen waren ihm ganz nah, sie glichen dunklen Seen, aus deren Tiefe märchenhafte Lockungen aufstiegen. Wie kam es, daß er schwerer atmete? Aus ihren Armen sich lösend, aber ihre Hände noch haltend, schaute er sie an.

»Ruth, wie bist du schön!« sagte er. Und nach einer Weile: »Viel schöner noch als Lola!«

Er zog sie wieder an sich und küßte ihren Hals und ihre Schultern. Plötzlich fühlte er, daß er ihr trotz seiner stürmischen Zärtlichkeit kühl erscheinen könne. Es war merkwürdig, wie rasch das Gefühl, das ihn zu ihr hindrängte, immer wieder abriß. Er hatte ihre warmen Lippen auf seinem Munde verspürt, aber bald nach der ersten überwältigenden Empfindung begann er unwillkürlich seine eignen Gefühle zu zerfasern und wurde zerstreut. Es war ihm, als wäre diese Wirklichkeit nicht echt, und er müßte endlich aus einem traumhaften Zustand erwachen in die lebendige Gegenwart, die hinter einem rätselhaften Schleier ihm jetzt näher war als jemals.

Voll dunkler Besorgnisse hielt er sie fest umschlungen und flüsterte ihr Koseworte ins Ohr, die ihm von irgendwoher in den Sinn kamen. Ruth lächelte beglückt, schwieg und schien ganz dem Augenblick hingegeben. Da wunderte er sich über sich selbst und begriff mit einemmal nicht mehr recht, was er gesagt und getan hatte.

Er bot ihr endlich einen Platz an auf dem bequemen Ledersofa, vor dem ein runder Tisch stand, und packte die eingekauften kleinen Gegenstände aus. Ruth war entzückt von der Bronze, die Amor auf einer von Delphinen getragenen Muschel darstellte.

»Ich schenke sie dir,« sagte Imhof erfreut. Er strich ihr, während sie das kleine Kunstwerk betrachtete, gedankenvoll über das weiche Haar und wunderte sich über das veränderte Aussehen seines Zimmers. Es schien ihm viel geräumiger zu sein als früher und fast weitläufig in den Entfernungen von der Tür zum Fenster und von seinem Platz bis zu den Bücherschränken.

Nur der Schreibtisch hatte nichts Befremdendes. Er stand da wie immer, wartend und ein-



labend. Die grünbeschirmte Tischlampe warf einen hellen Schein auf bereitliegende weiße Papierblätter. Er ging hinüber, sah auf die großen leeren Bogen, als läse er etwas darauf, öffnete dann langsam ein Schubfach und holte ein dickes, zwischen orangefarbene Deckel geheftetes Manuskript heraus und legte es vor Ruth auf den runden Tisch.

Sie nahm es in die Hände wie eine besondere Kostbarkeit und las den Titel: »Heilige Nächte«.

»Ich bin sehr gespannt,« sagte sie mit ernstem Augenaufschlag und blätterte die mit schwarzer Maschinenschrift bedeckten Seiten um.

Er beugte sich zu ihr nieder und legte seinen rechten Arm auf ihre Schulter. »Dreizehntes Kapitel: Lolas Sendung,« erklärte er und half ihr die Seite suchen. »Aber willst du jetzt lesen?«

»Ich muß es lesen, Lieber. Ich muß sehen, was du von mir weißt. Es ist mehr als Neugierde. Willst du mir vorlesen?«

»Nein, ich lese schlecht, und es wäre mir jetzt eine unangenehme Störung. Bis zum Ekel bin ich meiner Worte überdrüssig. Aber ich will mich still verhalten.«

»Ist es lang?« fragte sie, mit kindlichem Eifer schon den Anfang lesend.

»Eine halbe Stunde. Es ist das größte Kapitel. Das Weitere kann ich dir dann kurz erzählen.«

Sie nickte und las.

Er mußte sich zwingen, ruhig zu sitzen. Am liebsten wäre er im Zimmer auf und ab gewandelt. Aber das mußte Ruth stören. Es war eine seltsame Empfindung für ihn, jemand in seinem Arbeitszimmer zu haben. Er spürte eine leise Angst um etwas in seiner Seele, bis er sich umwandte und Ruth ansah. Sie lehnte sich in verlockender Haltung in die Sofaecke, war völlig versunken in den Roman und ahnte nicht, daß er sie beobachtete. Er freute sich an der atmend bewegten Linie ihres Körpers und an dem andächtigen Ausdruck ihres Gesichtes, dem die halbgeschlossenen Augenlider einen Zauber heiliger Unschuld verliehen. Das war nicht mehr Lola.

Es war jetzt so still in dem Zimmer, daß er ihren Atem hörte. Seine Erregung wuchs. Er erinnerte sich nicht mehr deutlich an Lola.

Indem er nachsann, stieg wie aus fernher kommenden Klängen eine Weise in ihm auf und mit ihr das Bild Ruths, wie er es bisher nicht gesehen. Es war eine bekannte Melodie, der Mittelsatz des Menuetts aus der Es-Dur-Symphonie von Mozart. Er hatte sie im »Paradiesvogel« gehört gerade in dem Augenblick, als er Lola in Ruth entdeckt hatte. Es war seltsam, daß diese Töne ihn nun nicht mehr losließen und daß er nun Ruth anders erkannte als noch vor Minuten. Er fühlte ihren Stolz und ihren hartnäckigen Eigensinn, wenn es um Dinge ging, die sie verstand und völlig durchschaute, dann aber auch ihre Leidenschaft und unbedingte Hingabe, wenn sie Neues und Wunderbares irgendwo witterte. Das gab ein eigenartiges Bild eines Weibes, das sich seines Wesens nicht bewußt ist, und eine ungewöhnliche Lebenslinie ...

Ruth bewegte sich. Sie bat um eine Zigarette. Er bediente sie und fragte nach dem vorläufigen Eindruck, den das Lolakapitel auf sie machte.

»Es ist groß, vielleicht das Größte, das du schriebst. Und es ist ganz wahr!« sagte sie mit tiefer Ergriffenheit und las weiter.

Ihre wenigen Worte bewirkten in Imhof eine Verstärkung der Vorstellungen, die er von Ruth hatte. Noch immer klang die Mozartsche Weise mit. Er sah Ruth gehen und lachen, hörte die Worte wieder, die sie mit ihrer Freundin im »Paradiesvogel« gewechselt hatte, und langsam kam Sinn und Bedeutung in die Bilder, die sich vor ihm bewegten.

Er nahm den Patentbleistift, den er am Nachmittag gekauft hatte, und zeichnete sonderbare Figuren auf das Papierblatt, das vor ihm lag.

Dann sah er lange vor sich hin.

Er schien mühsam auf etwas zu horchen, das von fernher zu ihm drang. Plötzlich nahm er ein neues Blatt und begann zu schreiben.

Die Uhr schlug drei. Imhof bückte sich nach einigen vom Schreibtisch geglittenen beschriebenen Blättern, und während dieser Bewegung kam die Wirklichkeit wieder zu ihm und die Erinnerung. Er schaute auf die Uhr und erschrak. Er hatte sieben Stunden lang geschrieben, den ersten Akt und die wichtigste Szene des zweiten. Aber was war das doch gewesen am Vorabend? Das Zimmer war leer. War nicht ein Weib, war nicht Ruth bei ihm gewesen?

Er stand auf und wankte an den Tisch, an dem sie gesessen hatte. Da lag noch der Rest der Zigarette, die sie geraucht hatte, in der Aschenschale und daneben das Manuskript der »Heiligen Nächte«. Ruth aber war fort. Sie hatte sich unbemerkt davongeschlichen, während er schrieb.

Mühsam sann er nach. Er fühlte keinerlei Schmerz darüber, daß sie von ihm gegangen war und er ein nahes Glück versäumt hatte. Noch war etwas wie der Duft ihrer wirklichen Gegenwart im Zimmer. Er empfand ihn wie eine quälende Erinnerung an Lebendiges, dem er nicht gewachsen war.

Plötzlich erblickte er neben dem Roman ihre Karte. Er las: Ruth Waldorf, Auenstraße 17.

Darunter war geschrieben: »Ich durfte nicht stören, da dich eine andre Stimme gerufen hatte. Aber ich bin immer da für dich und möchte dir gehören. Schreibe, wann ich kommen darf. R.«

Seiner bebenden Hand entfiel die Karte.



Er sah auf die Papierblätter, die er beschrieben hatte, und seine müden Augen begannen freudig zu leuchten.

Er las, verbesserte an einigen Stellen und sprach leise vor sich hin.

Dann suchte er umständlich nach Briefpapier und schrieb Ruths Adresse auf einen Umschlag. Vorgebeugt, die Stirne mit der Hand bedeckend, starrte er auf den Briefbogen.

Endlich schrieb er ohne abzusetzen hin, was zu schreiben war: »Ruth! Ich reise morgen nach St. Anton, um an einem Drama ungestört zu arbeiten. Wen der Vampir zum Opfer erwählt hat, vor dem flieht alles, was euch andern schön und wertvoll dünkt. Ich darf nur die unstillbare Sehnsucht nach dir haben. Wir werden nie mehr Aug' in Aug' zusammen sein. Lebe wohl! Arnold F.«

Es war ihm wichtig, diese Angelegenheit auch äußerlich vollständig zu erledigen. Er steckte den Bogen in den Umschlag und schloß ihn. Dann nahm er eine Marke, klebte sie auf und legte den Brief in den flachen Korb, aus dem seine Hauswirtin am Morgen die Postsachen zu nehmen pflegte.

Er ging jetzt mit leichten Schritten noch einige Male im Zimmer auf und ab. Als er endlich entschlossen war, sich niederzulegen, und schon die Tür des Schlafzimmers geöffnet hatte, kehrte er nochmals um und suchte in den Blättern seines werdenden Dramas. Er fand die Stelle, strich einen Satz durch und schrieb nach kurzem Nachdenken einen andern darüber. Dann, nachdem er die ganze Seite nochmals überlesen hatte, nickte er befriedigt und trat in sein Schlafzimmer.

Nagelorakel

Die weißen Flecken auf den Fingernägeln,
Den Wölkchen ähnlich, die am Himmel segeln,
Bedeuten — weißt du was? — 's ist doch bekannt —
Bedeuten Glück! Zeig einmal deine Hand!
Der Tausend ja, welch fleckiges Gewimmel,
Ein jeder Nagel ist ein Schäfchenhimmel!
Will jedes Schäfchen da ein Glück anzeigen,
Dann, Junge, hängt der Himmel dir voll Geigen.

Laß uns einmal betrachten: Sieh, der Daumen hier,
Kurz, breit und stämmig, stellt sich gegen vier
Just in die Quer und ist doch ihre Stütze,
Und ohne ihn ist all ihr Tun nichts nütze.
Das Glück, das dir sein Nagel prophezeit,
Mißacht' es nicht, es nennt sich Festigkeit.

Nun sehn wir weiter, was verspricht der zweite?
Der Zeigefinger deutet in die Weite.
Ein Nagelfleck, hellschimmernd wie ein Stern,
Weist auf ein Ziel, so unerreichbar fern;
Er spricht von Sehnsucht. Wie der Adler kreist,
So wird, wenn dich ihr Zug von hinnen reißt,
Dein Flug sich hoch und immer höher schrauben.
Sehnsucht ist Glück — o laß sie dir nicht rauben!
Ein andres Glück verkündet dir der dritte.
Der Mittelfinger spricht von goldner Mitte.
Du suchest Glück in Ost, West, Süd und Nord,
Die Heimat aber ist der rechte Ort.
So les' ich denn in diesen Runenzeichen
Vom Heimatglück, vom Rauschen deutscher Eichen.

Und der verheißt ein Ringlein dir von Gold,
Das wird ein Joch, doch dieses Joch wird hold.
Auf seinem Nagel steht es eingeschrieben:
Wenn du ein Mann wirst, sollst du glücklich lieben.

Und dann zum Schluß, was will der kleine Schecke?
Betrachte seine ringelrunden Flecke,
Was soll durch sie dir wohl verheißen sein?
Ich will's dir sagen: Liebe Kinderlein,
Die sollen blühend deiner Eh' entsprießen,
Dich in die Kette der Geschlechter schließen.
Du folgtest deinen Vätern auf dem Fuß,
Ihr Lächeln ist schon ferner Enkel Gruß.
Was dich durchströmt, ist Leben ohne Grenze,
Und in dein Herbsten lachen neue Lenze.

So das Orakel. Wenn du ihm vertraust,
Dann wird es wahr. Mach einmal eine Faust.
Nun liegt das Glück in deiner Hand beschlossen;
Halt fest, als wäre sie aus Erz gegossen,
Daß niemand dir dein bestes Gut entwind':
Dein Selbst, die Sehnsucht, Heimat, Weib und Kind.
Und will ein Gauch sich dir ans Leder wagen,
Sollst du mit dieser Faust ihn niederschlagen.
Vertrau' dem Glück, das sie umschlossen hält,
Dann schlägt sie dir den Teufel aus der Welt.

Georg Bodenheim





Blick auf St. Marien in Elbing

Nach einer Radierung von Wilhelm Noack

Sport und Spiel

Gedanken zur Dresdner Jahresschau 1923

Von Dr. Hans Zimmer

Der geschichtsphilosophische Gedanke des naturnotwendigen, immer zwangsläufig wiederkehrenden Wechsels von Wellentälern und Wellenbergen in der Schicksalsentwicklung der Menschheit und der einzelnen Völker hat etwas Tröstliches, Aufrichtendes. 1807, das Jahr des vernichtenden Tilsiter Friedens, wurde abgelöst durch 1813, das Jahr der Völkerschlacht; auf die niederschmetternde anonyme Broschüre »Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung« folgten die himmelstürmenden Verse Körners, Arndts, Schenkendorfs, und auf die nagenden Qualen des deutschen Heute werden wir oder unsre Nachfahren von der lichten Höhe eines deutschen Morgens herabblicken wie auf den bösen Traum einer bangen Nacht. Noch freilich, ehe es so weit kommen kann, müssen wir uns hindurchfinden durch ein Labyrinth verwickelter politischer und wirtschaftlicher Probleme. Reparationen, Kriegsschäden und -schulden, Valuta und Markstabilisierung sind nur ein paar Stichworte aus diesem gewaltigen Aufgabenkreis. Aber irgendwann einmal in näherer oder fernerer Zukunft wird doch die Weltvernunft auch diese Probleme durchdacht und gelöst haben, und dann wird die Bahn wieder frei sein für eine neue Annäherung der Völker, das Bewußtsein gemeinsamer Weltinteressen wird wieder aufleben und gepflegt werden, und unter den Mitteln, es zu heben, wird neben Wissenschaft, Verkehr und Handel eine neue, geschichtlich zwar alte, aber erst seit dem Weltkriege wieder jung gewordene Großmacht mit in den Vordergrund treten: der Sport.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, hat der Sport eine im höchsten Maße internationale Bedeutung, und es geschähe ihm Unrecht und wäre nur unklug, wollte man sie ihm verkümmern oder beschneiden. Der Sport als neutralster aller Völkervermittler und Völkerversöhner — es liegt darin zugleich ein Fingerzeig, daß er sich unter allen Umständen davor hüten muß, eine politische Färbung anzunehmen, auch eine innerpolitische natürlich, und es ist vielleicht einer der größten logischen Irrtümer der deutschen Sozialdemokratie, daß gerade sie, die doch zu einer »Internationale« hindrängt, nicht einmal im eignen Lande diesen Fehler vermeidet, den Sport vielmehr zur Parteisache macht.

International, ja mehr noch als das, nämlich Menschheitssache und Sache aller Lebewesen überhaupt ist auch das Spiel. Das junge Tier spielt so eifrig und unermüdlich wie der junge Mensch. Für das Kind ist das Spielen eine Selbstverständlichkeit wie das Atmen, eine Notwendigkeit wie das Schlafen. Im Spieltrieb bei Tier und Mensch erkannte Schiller mit Recht die Grundbedingung aller Ästhetik, und der Sport des Jünglings ist nichts als die Fortführung des kindlichen Spiels, eine Übersetzung des Spiels aus dem Unbewußten ins Bewußte, aus dem Selbstverständlichen ins Systematische, aus dem Ungewollten ins Gewollte. Daher die enge Verwandtschaft zwischen Spiel und Sport, daher auch die tiefe innere Berechtigung, in der Jahresschau deutscher Arbeit 1923, die seit Mitte Mai zahlreiche Besucher nach Dresden zieht, diese beiden Gebiete zu vereinen. Kinder aller Nationen werden stets eins sein im Spiel. Der Eskimojunge wird mit dem Spaniermädel Vater und Mutter spielen, sobald ihnen der Deutsche ein Puppenbaby beschert. Ebensogut aber wird es dem skandinavischen oder amerikanischen Sportsmann unmöglich sein, im Sport »zu seiner Höchstform aufzulaufen«, solange ihm der kräftesteigernde und anfeuernde Wettbewerb der übrigen Völker fehlt.

Mit alledem ist die Frage »Dürfen Spiel und Sport national sein?« grundsätzlich verneint. Sie dürfen nicht national sein, denn sie sind ihrem ganzen Wesen nach international.

Aber der Begriff »national« ist dabei nur von einer Seite erfaßt, sozusagen von der politischen, völkergeschichtlichen Seite. Genauer angesehen, hat er noch eine zweite, völkerpsychologische Seite. Um über sie die nötige Klarheit zu gewinnen, muß etwas weiter ausgeholt werden.

Kein Mensch kann je einen Menschen gesehen haben, der nur »Mensch« war, nicht zugleich Deutscher oder Franzose oder Russe oder Patagonier oder Hindu usf. Man sieht also: die Begriffe »Mensch« und »Menschheit« sind nur Abstraktionen, das letzte, höchste, umfassendste Reale im Völkerleben ist das Volkstum. Auch mit dem Worte »Rasse« bezeichnet man es, aber dabei ist doch zu einseitig das Gewicht auf das Körperliche gelegt und das Seelische in den Schatten gestellt. Faßt man dagegen das »Volkstum« als die Summe der psycho-physischen Wesensbesonderheiten eines Volkes, als die körperlich-seelische Mischung, die den Deutschen zum Deutschen, den Franzosen zum Franzosen, den Russen zum Russen macht usf., so sieht man, daß und warum es Unterschiede unter den Völkern gibt, die nicht unbeachtet bleiben dürfen, weil sie nicht unbeachtet bleiben können, mit denen man rechnen muß, weil sie nun einmal vorhanden sind, und gerade wer die Internationalität von Spiel und Sport betont, wird auch sehr bald erkennen, daß dabei die Volkstumsunterschiede zwischen den Völkern geschont bleiben müssen.

Die Dresdner Jahresschau nennt sich eine Jahresschau deutscher Arbeit. Darin liegt kein falscher Nationalstolz oder -dünkel, wohl aber ein tiefberechtigtes Nationalgefühl und -bewußtsein. Wenn der Deutsche von seinem Deutschtum spricht, so tut er das nicht in dem Sinne, wie der Franzose von der grande nation redet oder der Engländer sein »Ich« (I) stets mit großem Anfangsbuchstaben schreibt. Er tut es im Sinne der alten Griechen, des bescheidensten und doch selbstsichersten Volkes des Altertums, das den Unterschied zwischen sich und den andern Völkern sehr scharf erkannte und gern hervorhob, ohne damit eine Wertung aussprechen zu wollen; und so kam es, daß es der Deutsche war, der das unübersetzbare Wort »Volkstum« schuf.

Es müßte wunderlich zugehen, wenn der deutsche Charakter der Dresdner Jahresschau sich nur in ihrem Titel auswirken wollte. Eigentlich schon in seinem dritten Wort — deutsche Arbeit — greift dieser Titel ins Sachliche über. Die Deutschen sind ja wirklich das arbeitsamste Volk der Erde, und daß das »made in Germany« aus einem Brandmal längst zu einem Ehrenzeichen geworden ist, beweist die Jahresschau in jeder ihrer Hallen.

Noch einmal an wichtiger Stelle stoßen wir in ihrem Umkreis auf das Wort »deutsch«: deutsche Weihnacht. Man ist zu denken geneigt, daß dieser Verbindungsraum zwischen der Spielwaren- und der Sportgeräteausstellung den Volkstumcharakter der Jahresschau am klarsten ausdrücken sollte; aber wir empfinden die Vermittlerrolle dieses Raumes trotz seiner wohltuenden blauen Tönung, trotz seines Halbdunkels und seines Sternenhimmels als eine mehr äußerliche, rein räumlich bedingte. Gewiß, der figurenreiche, sinnige Lößnitzer Weihnachtsberg ist ein holdes Wunder der Volkskunst, die aufgestellten Spielwaren sind mit erlesenem Geschmack ausgewählt, die hohen Tannenbäume (aber ohne Lichter!) sind mit weihnachtlichem Gold- und Silbertand übersät, aber schon der Marienaltar, so unbestritten sein Kunstwert auch ist, wird nicht als deutsche, sondern allenfalls als kirchlich-katholische Weihnacht empfunden, und alles in allem fehlt dem Raum das Beste, eben das Weihnachtliche, das Gefühlsmäßige, die Stimmung. Ein schöner Gedanke, aber unmöglich in der Durchführung! Denn zur Weihnacht gehören weihnachtfeiernde Menschen, Weihnachten ist ein Fest, und ein Fest ist eine Handlung, kein starres Ausstellungsobjekt — Weihnachten läßt sich überhaupt nicht ausstellen, sondern ein für allemal nur erleben.

An einer andern Stelle der Jahresschau genießen wir dafür ein Erlebnis von überraschendem Reiz. Wir Deutsche erleben ein orientalisches Märchen, ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Wir erleben es ganz als Deutsche, mit allen Organen unsers deutschen Volkstums, wir erleben es so, weil das fremde Märchengut von dem deutschen Künstler unbewußt in deutsche Eigenart übersetzt worden ist. Ich meine das Märchen »Ali Baba und die vierzig Räuber«, im sogenannten Poelzig-Pavillon in zwei Bildern aus Obibaba-Stoffpuppen nach Entwürfen des Kunstmalers Kallista dargestellt von den gewerblichen und kunstgewerblichen Werkstätten Opifex G. m. b. H. in Dresden. In diesen farbenreichen, packend originellen Gruppen liegt etwas, was uns und unsre Kinder bei jedem Beschauen neu fesselt und an unser Innerstes greift, und wenn wir dem auf den Grund gehen, so ist es die vielgestaltige deutsche Phantasie, der deutsche Sinn für Individualisierung und scharfe Charakteristik, endlich und vor allem aber der unwiderstehliche deutsche Humor.

Auch im Vergnügungspark der Jahresschau setzt sich dieser Humor durch, urwüchsig in dem immer gerammelt vollen Bierlokal Oberbayern, polierter in der Schrammelmusik des Wiener Weinschanks, ganz rein und unverfälscht aber in dem von jung und alt belagerten Kasperltheater. Dieses stets ausverkaufte Kunstinstitut mit seinen dröhnenden Lachsalven ist ein schlagender Beweis für die Wahrheit des Satzes, daß ein Volk stets das am meisten anspricht und packt, was aus ihm selber, aus seiner Volksseele, aus seinem Volkstum heraus geboren ist. Der Franzose hat seinen Arlequin und Pierrot, der Italiener seinen Pantalone, wir Deutsche aber haben unsern Kasperl und wollen ihn ans Herz drücken mit unsern Kindern, weil er deutsch ist wie wir.

Auch in der Spielwarenabteilung der Jahresschau begegnet er uns, mit ihm aber Tausende von andern Gestalten der verschiedensten Art. Was uns an dieser Spielwarenabteilung zunächst als charakteristisch deutsch auffällt, das ist die unbefangene Freude am schrankenlosen Walten einer überquellenden Phantasie. Schier verwirrend und atemberaubend wirkt die Fülle, die sich uns aufdrängt, und es bedarf schon einer gewissen Besinnung und Sammlung, um aus ihr heraus zwei Grundtöne erklingen zu hören, in denen sie zu uns spricht: das ist auch hier der deutsche Humor und nicht minder vernehmlich das deutsche Gemüt. Wie sehr aber der Deutsche dank diesen Volkstumsbesonderheiten Phantasie, Humor und Gemüt dazu berufen ist, auf dem Gebiet der Spielwarenindustrie als Führer in der Welt voranzugehen, beweist das klar in die Augen springende Ergebnis dieser Ausstellung, daß die ganze Industrie, mag sie im Erzgebirge, in Thüringen oder in Nürnberg zu Hause sein, auf gleicher

Stufe marschiert, in allen Zweigen ein Höchstes erreicht hat.

Bei der Sportindustrie liegt das etwas anders. Auch sie bewegt sich durchweg auf einem achtunggebietenden Niveau, aber aus dem Hochplateau des ausgezeichneten Durchschnitts ragen noch einzelne besonders hohe Gipfel hervor, der Fortschritt der Entwicklung hängt an einzelnen großen Namen: Kaspar Berg in Nürnberg, Hager in Braunschweig usf. So weit geht dieses Streben nach besonderer Leistungsfähigkeit im einzelnen, daß sich auch hier etwas ganz charakteristisch Deutsches erkennen läßt: die Richtung auf Spezialisierung, dieselbe Richtung also, die auch unsrer Wissenschaft zu ihrer führenden Weltrolle verholfen hat. Da gibt es Firmen, die sich insbesondere mit Kleinmotorfahrzeugen befassen, andre, die nur Ruder herstellen, und wieder andre, die ausschließlich dem Box- oder Hockeysport dienen: es ist ja immer der Schlüssel zu Erfolgen des Deutschen gewesen, daß er imstande ist, seine ganze Kraft mit liebevoller Eindringlichkeit und zähester Ausdauer arbeitsteilend an ein Ziel, eine Aufgabe, ein Höchstes zu setzen.

Neben der eigentlichen Ausstellung laufen nun in Dresden endlich noch die sportlichen Veranstaltungen her. Ihre Fülle ist groß, fast zu groß: sie jagen einander. Ein Urteil über sie wird sich erst fällen lassen, wenn sie alle vorbei sind, aber es wird dann ein Urteil sein von einschneidender Bedeutung für den deutschen Sport, denn schon geht es nicht mehr um die Frage: Haben wir einen deutschen Sport? — sie ist längst und glänzend bejaht —, sondern es geht um die schwerer wiegende Frage: Ist dieser deutsche Sport deutsch? Ist er nur eine Summe von angelerntem technischem Können, oder ist er herausgewachsen aus unserm deutschen Volkstum? Zeigen wir mit ihm nur unsre Geschicklichkeit und unsre Kraft oder offenbaren wir in ihm auch unsers Volkes innerstes Wesen? In diesem Sinne wird die Jahresschau 1923 einen sportlichen Anschauungsunterricht, eine große Heerschau, einen gewaltigen Rechenschaftsbericht abgeben. Aber mag es selbst sein, daß sich dabei Schäden zeigen, Schwächen offenbaren und Halbheiten herausstellen: nur nicht die Augen verschlossen, nur fest und unerschrocken der Wahrheit ins Antlitz geschaut! Auch dieser Mut zur Wahrhaftigkeit gehört zum deutschen Wesen.

Allenthalben in der Jahresschau 1923, wir sahen es, streicht ein Hauch deutschen Volkstums durch die Hallen und Herzen, und doch verfolgt auch sie trotz dieses nationalen Charakters ein Ziel von internationaler Bedeutung: auf ihrem Gebiete die Geltung der deutschen Industrie in der Weltwirtschaft zu stärken. Werde ich nun noch besonders die Frage »Dürfen Spiel und Sport national sein?« abschließend beantworten müssen? Ich glaube doch, es mag sich jedem mitdenkenden Leser ganz von selbst die Lösung des Problems aufgedrängt haben: Spiel und Sport sind Menschheitswerte und damit international begründet, aber es wäre der folgenschwerste Fehler, den ein Volk mit und an ihnen begehen könnte, wenn es bei ihrer Betätigung nicht sein Volkstum wahren und pflegen wollte; ja, erreichen werden Spiel und Sport ihr hohes internationales Menschheitsziel gerade erst dann, wenn sie nach ihm hinstreben auf dem Wege des Volkstums. Gegenseitige Anerkennung, Würdigung und Schonung des fremden Volkstums muß notwendigerweise die beste Verständigung unter den Völkern hervorrufen, aus der achtungsvollen Betrachtung des Besonderen ergibt sich am sichersten die Erkenntnis des Allgemeinen, Verbindenden und Verbrüdernden.

Der Deine

Die Wässerlein springen,
Die Wolken wandern mit leichten Schwingen
So froh dahin.
Nun muß ich ein liebes Liedlein singen
Auf dich,
Und daß ich der Deine bin.

Es fliehn die Stunden,
Es ziehn daher aus den weiten Runden
Die Träume licht.
Sie alle haben den Weg gefunden
Zu mir
Und malen mir dein Gesicht.

Und ich inmitten,
Und die Vögel und alle Blumen schütten
Sich selig aus.
Und die Sonne, sie kommt dahergeschritten
Zu uns
Und baut uns ein gülden Haus.

Ernst Behrends



Barbara

Novelle von Otto Linck

Barbara war ein wenig sonderbar und, wie die Leute meinten, böse und mißtrauisch. Es ist aber nicht ganz leicht, aufzuwachsen unter dem ängstlichen Schutz einer menschenscheuen, vergrämten Mutter und, kaum erwachsen, plötzlich allein zu sein, Tag um Tag, Nacht um Nacht, in einem kleinen Häuschen ganz am Ende der Dorfstraße, wo die Felder ins Grenzenlose über die Hügel laufen, Wind aus ungeheuren Himmeln stürzt und der Wald so nahe ist, daß man sein Rauschen im Schlaf neben sich hört wie das Atmen eines großen Tieres. Es ist schwer, in solcher Umgebung stillzusitzen, Jahr um Jahr, zwischen kleiner Gartenarbeit und dämmernden Wintern, schwer, in vorgeschriebenem Maß ein kleines Erbe zu verzehren und dabei fassungslos tagtäglich älter zu werden und doch immer heimlich zu warten, daß etwas einbräche wie Gewitter und Märchen in das unerlöste Sein ...

Kein Wunder, daß man bei solchem Leben auf seltsame Gedanken kommt, anders wird als die andern, Dingen nachgrübelt, die den sicheren Menschen nicht des Bedenkens wert sind. Alles, was jenseits ihres Zauns lag, war Abenteuer und Gefahr, fiel erstaunlich und zusammenhanglos in Barbara hinein; sie wunderte sich über das ewige Auf- und Abgehen der Sonne, bog sich schauernd unter den wechselnden Wandel des Jahres, das immer herrlich anhob, stark wurde und müde von Früchten, bis es wieder grauenhaft zerfiel. Alles, was in ihrem kleinen Kreis geschah, war schwer von Bedeutung; Sommerabende waren tiefe Seligkeit, Sturmnächte Abgründe des Grauens; das Wachsen und Welken der Blumen fühlte sie wie Menschliches und bewahrte ein gütiges Herz für alles Getier, auch für die Geringsten, die Sperlinge, die zum Ärger der angrenzenden Feldbesitzer im Weinlaub ihres Häuschens sichere Brutstätten hatten.

Darum kamen aber im Sommer die Dorfkinder, angetrieben von den Alten, den Zweckgierigen und Verhärteten, und lärmten mit Klappern tagelang um Garten und Haus. Bis Barbara, böse und keifend, selbst wie ein geduckter, verängstigter grauer Vogel, aus dem Laubengang neben dem Haus hervorstürzte und den Auseinanderstiebenden hilflos mit der schwachen Faust drohte. Ihre Stimme überschlug sich kreischend, sie erschien älter, spitziger, als sie war (denn sie war doch noch so jung!). Ganz erschöpft von dem vergeblichen Ausfall wankte sie wieder zurück, warf ihre Liebe nur noch leidenschaftlicher fort von den Menschen auf die stummen Tiere und die demütigen Gewächse des Gartens, neigte sich um so zärtlicher über den erblindenden Spiegel der Abende, in den schwarzen, lautlosen Quell der Nacht.

Doch Barbara hatte ein so weites, bedürftiges Herz, daß ihr die stumme Kreatur nicht genügte, immer streckte sie heimliche Hände noch den Menschen aus. Aber wieder brachen ihr ruchlose Fäuste die noch nicht erblühten Rosen vom Strauch, rissen nachts ganze Äste aus den Fliederbüschen, daß langgeschlitzte Wunden klafften, johlte eine teuflische Horde vor den verschlossenen Fenstern. Alles, um zu kränken, ihren schmerzvollen Frieden zu stören, um sie tiefer in die Einsamkeit zu stoßen.

Immer entschlossener wuchs Barbara so in Abwehr hinein, ihre Sehnsucht versteckte sich im hintersten Winkel, daß sie sich selbst nicht mehr fand, und die begierig spähenden Augen des Dorfes sahen nur noch das abweisende Gesicht einer schnell Alternden und die schrulligen Züge verstümmelten Gefühls.

Denn es gibt für die, denen das Geschick ein weiches und zärtliches Gemüt bestimmt hat, nichts Unerträglicheres als die Einsamkeit. Sie müssen ihr Herz umstellen mit absonderlichen Liebhabereien oder inbrünstig vorliebnehmen mit der vergänglichen Liebe der Pflanzen, den unsteten Vögeln des Himmels und dem wandernden Zug der Wolken, die wie Sinnbilder unerfüllter Wünsche über ihrem Leben ziehen. Ihr Herz bleibt in dem stillen Verkehr gläubig und unschuldig wie zu Beginn und kann sich jede Stunde in der rauhen Welt der Wirklichkeit verlaufen wie ein Kind. — —

Durch das Tal wurde eine Bahn gebaut.

Der Entwurf, die genaue Festlegung der Linie, die Enteignung der Grundstücke hatten viel Streit und Aufregung in die Gegend gebracht; Barbara wußte kaum etwas von dem Plan, obwohl die Gleise nicht zu weit von ihrem Anwesen über die Straße geführt werden sollten.

Eines Mittags, eben hatte sie ihre Mahlzeit beendigt, stand jedoch plötzlich ein junger Mann auf der Schwelle des Hauses und bat sie recht herzlich um Unterkunft über die Zeit, die er als Bauleiter an dem Bahnbau beschäftigt sei.

Nicht gewohnt, mit Männern umzugehen, fiel das Mädchen vor allem andern in eine große Verlegenheit, doch der Fremde ließ nicht nach, bat zutraulich und höflich, schilderte seine Not, in dem von Bauarbeitern überfüllten Dorf unterzukommen, so treuherzig, daß sie sich nicht zu helfen wußte. So unmöglich war zwar das Ansinnen, daß es Barbara gar nicht recht begriff, doch rührte sie das Gefühl, daß da einer war, der so ganz anders als die Dorfbewohner mit ihr verkehrte, sie ohne weiteres für voll und hilfsbereit nahm.

So war sie leicht zu überrumpeln. Ehe sie noch alles recht durchdacht hatte, nahm der Fremde ihr Zögern für Einwilligung und dankte



so herzlich, daß sie fassungslos keine Erwiderung wagte.

Schon war sein Koffer da, Zeichenbretter, Papiere breiteten sich selbstverständlich in der grünen Stube aus; der Schrank klaffte, füllte sich, und zu den offenen Fenstern fiel durch die Fuchsienstöcke die klare Frühsommersonne fröhlich auf den verblichenen Plüsch der Möbel, wehte ein frischer Luftzug in den altertümelnden Duft des jahrelang sorgfältig verschlossen gehaltenen Zimmers. Alles, als müßte es so sein. Barbara stand und staunte ...

Wochen vergingen; eine ununterbrochene Reihe strahlender Tage zog der Sommer den Wald entlang.

Barbara vergaß ihre anfängliche Verwirrung, ja gewann eine nie gekannte Ruhe und Sicherheit des Gemüts. Verlor die Angst vor der Tücke der Menschen mehr und mehr, fand, obwohl der Gast in Wahrheit wenig Mühe machte, keine Zeit, zu grübeln, haltlos zu träumen; ihr ganzes kleines Leben drehte sich in engem Kreis um sein Zimmer, seine Mahlzeiten, seine Bequemlichkeit. Nie gefühlte Befriedigung löste dies Sorgenkönnen aus, und Blumen, Vögel, Land verloren ihren geheimen seelischen Sinn. Wohl ging sie noch durch den Garten, aber teilnahmloser als früher; wohl sah sie noch über den Zaun, aber ohne wandernde Sehnsucht; nun, da sie jemand erwartete, für den sie den Tisch in der Laube deckte, sorgfältig Post und Zeitungen zurechtlegte.

Dann kam er frisch und munter wie immer, griff hungrig zu, hatte seinen harmlosen Spaß an ihrer Verlegenheit, plauderte, lachte, freute sich, ein Ohr für jugendlich stürmende Pläne zu haben, und baute eine Welt voll Brücken, Tunnels, abenteuerlichen Fahrten durch fremde Länder um die atemlos Lauschende auf. Oder er begleitete sie auch an schönen Abenden eine Weile durch den Garten. Da sprach sie, leise und ohne ihn anzusehen, von dem, was sie geben konnte, von den Früchten, den Blumen, den Gemüsen. Er ging lächelnd darauf ein, verfolgte gehorsam das Reifen der Äpfel und Birnen an den Spalieren, roch an den Rosen und Nelken, bog sich über die Beete und befühlte das Rundwerden des Salats, das Festwerden des Krauts. Er tat es nicht ungern, diese Gänge erinnerten ihn in weiter Ferne an Kindheit und Zuhause; wahrlich, gestand er sich, eine so gute Unterkunft hatte er noch nirgends gefunden, eine richtige Sommerfrische, die er mit Behagen auskosten wollte.

Dann saß er wohl noch lange bei der schmetterlingumschwärmten Lampe, rauchend, lesend, umgeben von den leisen Nachtgeräuschen des lebendigen Gartens, hörte den Wald von der Ferne und den Wind über die Felder schlendern und fühlte, während er langsam Seite um Seite umschlug, über sich hoch und beruhigend die vielen Sterne.

Barbara hatte sich zögernd, erst einer dringenden Einladung Folge leistend, an das andre Ende der Bank gesetzt, saß dort still mit irgendeiner Vorarbeit für den nächsten Tag beschäftigt. Sie fühlte sich beglückt und gestillt und wußte nichts mehr von der ängstlichen Erwartung, die sie früher gerade um diese Stunde gequält hatte. Auch der Hohn der Dorfbewohner wagte sich, seit der Fremde da war, nicht mehr offen ans Haus; unbehelligt stürzten sich dieses Jahr die schrägen Schwärme der Sperlinge in das reifer werdende Korn, und die Schlingrosen hingen in dicken Gehängen um Zaun und Gartentor.

Wenn es regnete, arbeitete der Ingenieur zu Hause an Plänen und Berechnungen. Pfiff dazu eine lustige Melodie, warf bei Gelegenheit ein Scherzwort in die Küche, in der Barbara so vorsichtig wie möglich herumhantierte. Er vergaß das Gesagte sofort wieder, eifrig über seine Papiere gebeugt, die Barbara, erstaunlich, wie sie ihr schienen, beim Zimmeraufräumen kaum anzusehen, geschweige anzurühren wagte.

Nie aber versäumte sie es, ihm einen Strauß auf den Tisch zu stellen; glaubte sie doch zu spüren, daß er daran Freude hatte. Den ganzen Garten plünderte sie aus.

Doch das Jahr schritt vor: erst waren es noch Narzissen gewesen und späte Primeln, dann schnell zerfallender Mohn vom Ölbeet und viel Nelken, alle Sorten Rosen; nun prunkten schon Goldball und Sonnenblumen, bald Dahlien und die ersten Astern, besonders die kleinen, buschigen Arten, deren üppige Sträucher alle Wege versperrten. Doch bald waren auch diese schon verblüht und zerzaust, daß Barbara Not hatte, einen ordentlichen Strauß zusammenzubringen.

Bis der Fremde eines Abends einen Brief erhielt, der ihn, da der Bahnbau im Rohen vollendet war, an eine andre Stelle berief. Mit lächelndem Bedauern fügte er bei, nun werde Barbara wohl froh sein, den lästigen Eindringling vom Halse zu bekommen. Gab ihr wie immer die Hand und wünschte früher als sonst gute Nacht.

Ließ sie in namenloser Bestürzung zurück. Traumhaft Erlebtes stürzte lautlos in sich zusammen, Zukunft war wieder da und klaffte wie ein Abgrund; brennende Ahnung stieg auf, daß sie im Begriff war, Langersehntes, Niebesessenes für immer zu verlieren. Das glitt und glitt, entfernte sich jetzt schon, lief wie Sand durch die Finger, daß sie ratlos auf das Zucken ihres Herzens hörte.

Dazu vernahm sie, noch lange erstarrt im dunklen Garten sitzend, mit einemmal deutlich die ruhigen Atemzüge des Schlafenden. Das verwirrte noch mehr; aufbrechende Klarheit ertrug sie nicht, plötzliche Erkenntnis traf sie wie

ein Schlag, sie warf den Kopf zwischen beide Arme und weinte, über den Tisch gegossen, in schluchzenden Stößen, uferlos, doch fast befreit. —

Am Abschiedstag war Barbara starr, tat alles Notwendige wie im Schlaf, als sei ihr Gefühl gefroren. Half Gepäck schnüren, packte noch Obst ein, band einen letzten, mühsam zusammengesuchten Strauß, alles stumm, müde, teilnahmlos.

Er aber war, das tat im Innersten weh, heiter und guter Dinge wie immer; fühlte nichts, kostete nach seiner Art behaglich den leichten Trennungsschmerz aus, den Blick schon unternehmend in die Ferne gerichtet.

Erst als er Barbara unter der Haustüre herzlich für alles danken wollte, stockte er; erschrak, als er ihr bleiches Gesicht sah. Ahnte mehr, als er wissen wollte, empfand plötzlich ein rätselhaftes Schuldbewußtsein und ein hilfloses Mitleid, wie gegen ein leidendes Tier. Was weiß ein Mensch vom andern, dachte er, und was kann er ihm helfen! Und versuchte mit einigen scherzhaften Wendungen, die ihm im gleichen Augenblick roh erschienen, über die Verlegenheit hinwegzukommen; ja versprach, gar bald wiederzukommen, was doch keinen Sinn hatte.

Dann ging er, eiliger als notwendig, winkte noch ein paarmal zurück; ein Knabe führte auf einem Handwagen sein Gepäck hinterdrein.

Barbara stand regungslos am Gartentor und sah ihm nach; er entfernte sich, wie eine Traumgestalt dem Bewußtsein verschwimmt. Sie stand noch auf derselben Stelle, als der Gast längst hinter den Häusern verschwunden war.

Mit schleppenden Gliedern ging sie endlich zurück, fühlte schauernd den Hall ihrer Tritte in dem leeren Haus. Gewohnheitsmäßig rückte sie Stuhl und Tisch in der verlassenen Stube zurecht, deckte die Schutztücher über die Plüschmöbel, schloß die Laden, trug den Teller, auf dem noch Reste vom Frühstück lagen, in die Küche.

Fühlte sich schauerlich einsam, abgeschnitten vom lebendigen Leben, wie begraben; fürchtete die Nacht, die öde und leer auf sie zukam. Wußte, daß sie wach liegen werde, an der Qual dieses ungeschehenen Erlebnisses rätselnd, geängstet von dem neuen, brennenden Rauschen ihres Bluts, durch die hohlen Zimmer, die ohne Atem waren, dem lautlosen Niedertropfen der Stille lauschend. Wußte, daß dahinter unabsehbar viele andre solche Nächte kamen und dumpfe Tage ohne Sinn.

Tiefer glitten indes die Tage in den Herbst. Morgens lag mitunter schon Reif über den Wiesen, dazwischen regnete es viel. Der Garten war naß und unfreundlich, die letzten Blumen wurden rostbraun und faulten; jenseits des Zauns stand das Wasser in Lachen zwischen den schwarz gewordenen Kartoffelstauden. Oder die Tage waren traurig und verschlafen; kein Tier war in ihnen zu sehen, man fürchtete sich vor der eignen Stimme, willenlos drehte sich das Laub von den Zweigen und blieb regungslos auf der Stelle liegen. Wo war der Sommer, die Sonne, die Farbe des Himmels?

Barbara tat in stumpfer Verzweiflung, was an der Zeit war; las Äpfel zusammen, reihte sie im Keller auf, grub im zähen Lehm Kartoffeln, stach ohne Freude die Beete für das Frühjahr um. Nimmer fand sie zurück ins gewohnte Sein. Wo war Traum und Sehnsucht und Sicherheit der Entsagung? Sie fand kein Echo bei der grauen, leblosen Natur, hob nimmer den Blick über das Land, stumm war Blume und Tier; verwirrt trug sie das überkommene Schicksal wie eine Frucht, die nicht reif ward. Bewahrte zusammenhanglose Bruchstücke der Erinnerung, kleine Gespräche, unverstandene Pläne und ertappte sich erschrocken auf dem Gedanken, daß er da wäre, käme.

So kam der Tag, da die neue Strecke feierlich dem Verkehr übergeben wurde.

Nach Mittag wurde der Festzug, der die Vertreter der Regierung, der anliegenden Gemeinden, die Bauleitung durch die neu erschlossene Gegend tragen sollte, im Dorfe erwartet. Es traf sich, daß seit langer Zeit zum erstenmal wieder die Sonne schien, die milde, gebrechliche Sonne des Novembers. Das ganze Dorf war auf den Beinen, stand Kopf an Kopf gedrängt um den schmucken kleinen Bahnhof; grünes Tannengewinde schlang sich um den Giebel des Gebäudes, schwang sich in hohem Bogen über die Gleise, »Herzlich Willkommen!« stand auf einem Schild.

Barbara stand klein, eng eingekeilt in der geschwätzigen Menge. Unwiderstehliche Unruhe hatte sie an dem Festtag zu Hause umgetrieben, bis sie nachgab, verblichenen, selten getragenen Staat aus dem Schrank holte und nun zaghaft und verschämt, vor heimlicher Erregung zitternd wie eine Braut, mit den vielen gleichgültigen Menschen auf Unvorstellbares wartete.

Endlich, es war schon eine gute halbe Stunde über die angesagte Zeit, hörte man den Zug deutlich aus dem letzten Einschnitt heranläuten, lustig und ausgelassen wie eine über Wiesen trabende Herde. Alle Köpfe streckten sich, man vernahm ein Rauschen; schon fuhr die Lokomotive, immer noch aus vollem Halse läutend, dunkle Rauchwolken ausstoßend, durch die Ehrenpforte, hielt ächzend und schütternd vor der vorwärtsdrängenden Menge.

Brausender Jubel erscholl. Gewaltig erschien die Einfahrt Barbara, halb verstandene Erinnerungen wirbelten in ihr hoch wie vom Sturm aufgewühlte Blätter.

Schwarzgekleidete Herren stiegen aus den Abteilen, stellten sich feierlich auf dem Bahnsteig

auf; der Stationsvorsteher salutierte militärisch mit seiner neuen roten Mütze. Einer machte Armbewegungen, redete, ein zweiter entgegnete, gewichtige Worte, die, kaum verstanden, verhallten; plötzlich flogen die Hüte von den Köpfen, ein schwächliches Hurra rollte zögernd über das nasse Feld, als bliebe es an den feuchten Ackerfurchen kleben.

Da erkannte Barbara ihn, wie er mitten unter den Fremden stand und seine Augen still lächelnd über das Dorf und seine begeisterten Bewohner laufen ließ. Fühlte, daß er sie nicht fand!

Ein Stich bitterer Enttäuschung traf Barbaras Herz; auch empörte sie der Gedanke, daß er, der dies alles gemacht hatte, einer unter vielen so weit hinten stand. So war die Welt ...

Doch schon stiegen sie wieder ein, Türen wurden schmetternd zugeschlagen, ein schneidiger Pfiff ertönte, fort glitt der Zug, hinein in die Felder, der Ferne zu.

Barbara wurde von der schwatzenden Menge mit fortgeschwemmt, wußte kaum, wie sie nach Hause gelangte.

Am nächsten Tag verkehrten schon die ordentlichen Züge; der Fahrplan war nicht gerade reichhaltig: zwei Züge liefen im Tag talaufwärts, wendeten am Ende der Nebenbahnstrecke und fuhren wieder das Tal hinunter. Noch hatte Ankunft und Abgang der Züge den Reiz der Neuheit für die Anwohner, jedesmal sammelten sich Kinder, auch Erwachsene, die gerade um den Weg waren, an der Station, schauten aufmerksam dem Aus- und Einsteigen der wenigen Reisenden, dem Verladen der Güter und Milchkannen, dem wichtigen Gehabe der Schaffner zu; dann schellte sich das Züglein behaglich weiter durch die leere, herbstlich dämmernde Landschaft und hinterließ in den Hinterdreinblickenden ein unbestimmtes Gefühl von Sehnsucht und Wanderlust.

Auch Barbara stand regelmäßig dort. Sie hätte nicht sagen können warum. Sobald sie die Glocke der Lokomotive über die Hügel hörte, litt es sie nimmer zu Hause, zog sie unaufhaltsames Verlangen und heimliche Erwartung.

Sie versuchte es gar nicht, sich klar zu werden, folgte Tag um Tag willenlos dem Ruf.

Bald fiel ihr regelmäßiges Kommen auf, erregte Kopfschütteln und Verwundern im Dorf; es ging in dem Straßenstück, das sie passieren mußte, auch nicht ohne derbe Zurufe und Anfragen ab. Aber seltsam, Barbara empfand die Neugier der Leute nicht mehr feindlich, nickte lächelnd auf einen groben Scherz, entwaffnete durch ein gar nicht mehr böses, kindlich strahlendes Gesicht.

Seitdem sie aus ihrer Abgeschiedenheit heraus war, noch so verworrene menschliche Sehnsucht trug, kam sie den Leuten näher und, wenn sie gar nicht wußte, wozu sie auf dem Bahnhof stand, gab sie acht, daß keine Kinder auf die Gleise sprangen, scheuchte mit erhobenen Armen bedrohte Hühner und Enten, leistete Schwerbeladenen hilfreiche Hand bei der Beförderung von Körben und Koffern. Barbara war nicht zu übersehen; der Stationsvorsteher nickte ihr freundlich zu, die Schaffner kannten sie und winkten aus dem Zug; so freute sie sich, unbewußte Enttäuschung tapfer überwindend, jedesmal schon auf die nächste Ankunft.

Es war, als machte sie das in ihr liegende, ungekannte Schicksal den Menschen, die sie früher nicht gekannt hatte, verwandter. Sie lachten wohl über das Mädchen, deuteten hinter ihr mit dem Zeigefinger an die Stirn, nahmen sie wie eine Kranke, ein Kind. Sie benutzten sie als Uhr, fragten, ob es wirklich schon Zeit auf den Vormittagszug sei, oder baten sie gar eilig aus dem Fenster heraus, noch einen Brief auf den Abendzug mitzunehmen.

Barbara ward über die Teilnahme stolz und gerührt. Irgendwie fühlte sich die Einsame zum erstenmal tätig in das lebendige Getriebe der Menschen verflochten, hielt sich für wichtig und unentbehrlich, vergaß darüber das heimliche Warten, das sie erfüllte bis zum Rand. Spürte staunend neue Liebe und Hoffnung in sich wachsen, betrat zögernd neues Land.

Doch Ende November zog ein stechend kalter Wind um den kahlen Bahnhof, er fuhr schonungslos auch in die offene Wartehalle. Bald schneite es, bald regnete es; der einfahrende Zug war auf der Wetterseite mit einer dicken Eiskruste überzogen, fünfzig Meter hinter der Station sah man ihn nicht mehr, ängstlich klopfte das Läutwerk der Lokomotive davon ins Graue.

Vergebens sah sich am nächsten Morgen der Stationsvorsteher nach Barbara um.

Als man sie endlich aufsuchte, lag sie schwer krank zu Bett, phantasierte; in jagender Kurve stieg das Fieber. Es war zu spät, sie ins Krankenhaus zu bringen.

In ihren Phantasien brach das unbewußte Geheimnis ihres Lebens auf, taumelnd sprudelte der Mund, was kaum das Herz gewußt hatte.

Die Eisenbahn fuhr ohne Aufhören durch ihre lohen Träume; brausend über springende Brücken, durch rauschende Tunnels. Er stand am Steuer, führte die Fahrt, strahlender Held ... Hielt sie in Armen, hob sie ins unermeßliche Glück ... O weite Erde, aufbrechender Himmel!

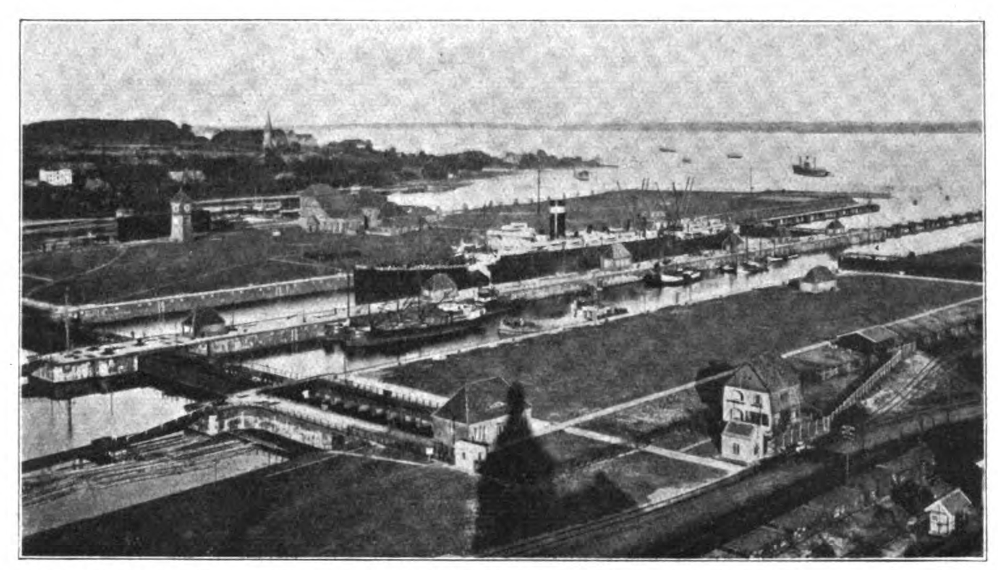
Barbara starb selig.

Die Leute schüttelten die Köpfe, aber es kamen so viele zur Beerdigung, wie es sich Barbara nie hätte träumen lassen.



Clara L. von Marcard-Cucuel: Sonnenblumen

Aus der Galerie Eduard Schulte in Berlin



Einfahrt in den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Holtenau mit den Ostseeschleusenanlagen. In einer Schleusenkammer liegt der 17 300 Tonnen große amerikanische Ozeandampfer »Minnekahda«

Der Kaiser-Wilhelm-Kanal

Seine geschichtliche Entwicklung und weltwirtschaftliche Bedeutung

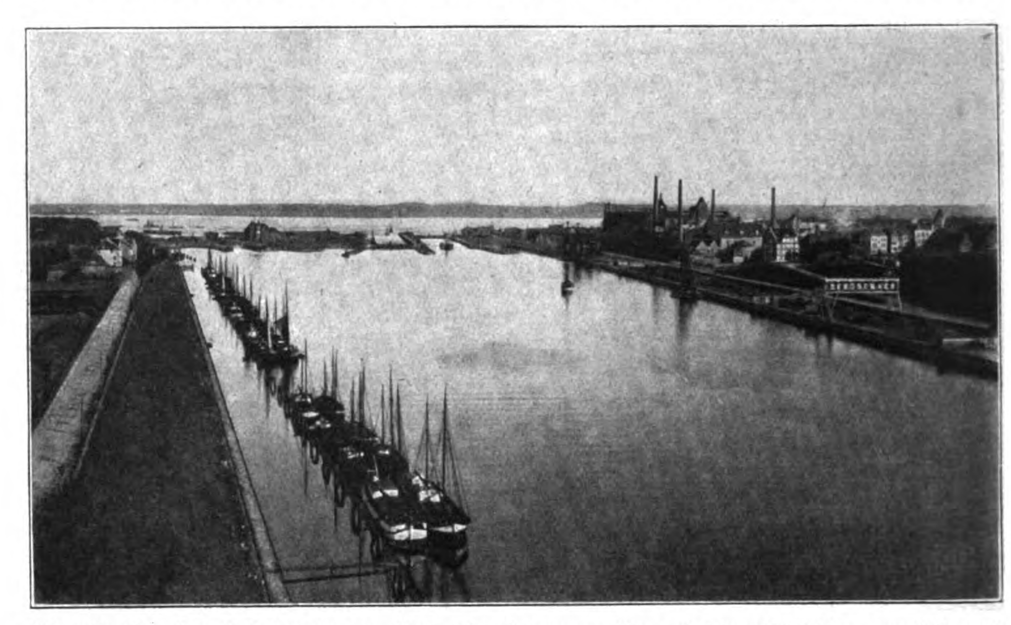
Von Willy Neitzel (Holtenau), Obersekretär beim Reichskanalamt

Die Tatsache, daß Deutschland durch den großartigen Bau des Nordostseekanals eine kulturelle Großtat schuf, nehmen wir heute oft schon als etwas Selbstverständliches hin. Um so mehr erscheint es angebracht, sich der Bedeutung dieses Werkes gerade jetzt bewußt zu werden, wo der deutsche Name durch geschickte Aufreizung und gehässige Politik in der ganzen Welt einen so schweren Schlag erlitten hat. Um den Kanalgedanken richtig würdigen zu können, ist es notwendig, auf seine Entstehungsgeschichte und Entwicklung einzugehen.

Der Gedanke, die langgestreckte nordalbingische Halbinsel zu durchstechen und durch eine kürzere gefahrlosere Wasserstraße, als sie der Weg um Skagen bietet, eine Verbindung der Nordsee, des »Deutschen Meeres«, oder, wie der Bewohner der Halbinsel sie mit Vorliebe nennt, der »Westsee«, mit der Ostsee, dem »Baltischen Meer«, zu schaffen, ist sehr alt und hat für den Deutschen eine um so bedeutsamere Vergangenheit, als ein guter Teil deutscher Geschichte darin sich widerspiegelt.

Es mag auf den ersten Blick auffällig erscheinen, daß der Gedanke eines Nordostseekanals nicht schon zu einer Zeit aufgetaucht und erwogen worden ist, da der mächtige Städtebund der Hansa die nordischen Meere beherrschte und nicht nur in den deutschen Küstenstädten, sondern auch in denen Skandinaviens und den baltischen Städten der deutsche Kaufmann, der deutsche Reeder allein für Handel und Wandel sorgte. Wenn man sich jedoch erinnert, daß die Blütezeit der Hansa in eine Zeit fällt, wo der Seeweg nach Ostindien und Amerika noch nicht entdeckt war, wo die Erzeugnisse Asiens und Afrikas, soweit sie im Norden Europas Absatz fanden, nicht auf dem Seewege, sondern von den italienischen Seeplätzen aus über Land an die Küsten der nordischen Meere gebracht wurden, so ist damit die Erklärung dafür gegeben. Der Handel bewegte sich eben damals hauptsächlich in der Richtung von Norden nach Süden, unter Zuhilfenahme des Landtransports in langen Wagenzügen und Karawanen, die vom Binnenlande heraus auf Hafenplätze geleitet wurden, von denen aus sie über See weiter nach Norden gebracht werden sollten. Nachdem aber der Seeweg nach Ostindien gefunden war, fing Asien an, seine Erzeugnisse auf diesem billigeren und trotz aller Fährlichkeiten der weiten Seefahrt doch sicheren Wege nach Europa zu senden und den nordischen Hafenplätzen direkt zuzuführen. Daß das westlich gelegene Amerika, das für seinen Verkehr mit Europa auf den Seeweg allein angewiesen war, dasselbe tat, liegt in der Natur der Sache. So verödeten allmählich die von Italien über die Alpen durch Deutschland nach dem Norden führenden Straßen, und ein neuer überseeischer Verkehr entstand, der von Westen, vom Ärmelmeer her nach Osten seine Richtung nahm. Die Hafenplätze an der Nordsee erstarkten und überholten bald die durch die nordalbingische Halbinsel wegen der vielen und





Die erste Kanalstrecke bei Holtenau. Links Segelfahrzeuge, die nach Brunsbüttelkoog zur Elbe und Nordsee geschleppt werden sollen

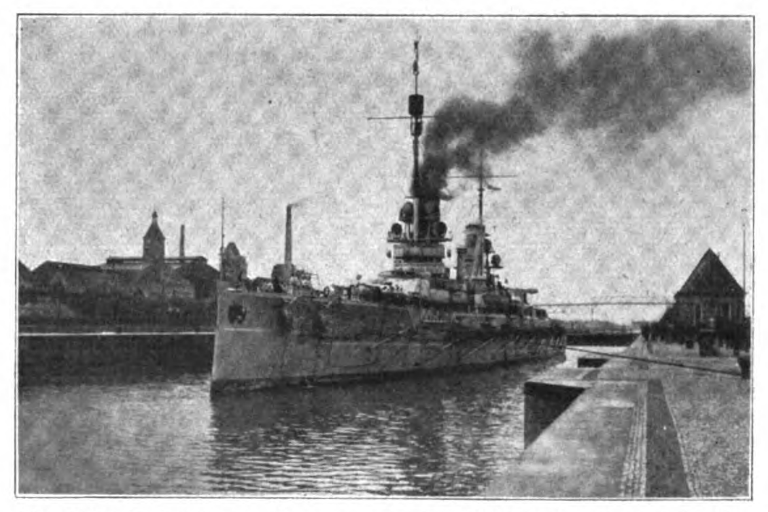
großen Gefahren der sie umspülenden Meeresteile, des Skagerraks, des Kattegats, der Belte und des Öresunds, vom Weltverkehr fast abgeschnittenen Seestädte der Ostsee, die immer mehr zurückgingen.

Zuerst finden wir den Plan einer Verbindung der Ostsee mit der Nordsee im 14. Jahrhundert bei den norddeutschen Hansestädten, und zu Ende des 14. Jahrhunderts stellten die Lübecker eine Verbindung zwischen der Trave und der in die Elbe führenden Delvenau mittels des sogenannten Stecknitzkanals her. Der in den Jahren 1391 bis 1398 erbaute Stecknitzkanal, durch den Lübeck damals über Mölln und Lauenburg mit Hamburg verbunden wurde und der heute noch besteht und schiffbar ist, kann als einer der ältesten Kanäle in Europa angesprochen werden. Selbstverständlich kam dieser Kanal nur als Binnenschiffahrtskanal für die Kleinschiffahrt in Frage und war für Seeschiffe nicht befahrbar. Er kann auch kaum als Beweis dafür herangezogen werden, daß man damals bereits einen Nordostseekanal für notwendig oder wünschenswert gehalten habe. Ein andrer Kanal älterer Zeit hat zwischen der Alster und der Trave unter Benutzung der Alster und der Beste, Nebenflüsse der Elbe und der Trave, bestanden, soll jedoch nur 25 Jahre in Benutzung gewesen sein, da, wie die Geschichte berichtet, der Besitzer der Güter Borstel und Jersbeck, Detlev von Buchwaldt, dessen Gebiet er berührte, ihn im Jahre 1550 infolge einer Fehde mit den beiden Hansestädten Hamburg und Lübeck wieder zuschütten ließ. Auch dieser Kanal hatte selbst für Seeschiffe damaliger Zeit keine Bedeutung und war zur Hauptsache für den Binnenverkehr, wenn nicht gar nur für den Ortsverkehr zwischen Hamburg und Lübeck angelegt.

Einen den Umweg um Skagen abschneidenden, für Seeschiffe befahrbaren Kanal hat zum ersten Male König Christian III. von Dänemark (1538 bis 1559) geplant. Er beabsichtigte, einen Kanal von Ripen aus quer durch Schleswig zu führen, und zwar entweder nach Kolding mit Benutzung der Täler der Ripenau und der Königsau oder nach Hadersleben. Der Umstand, daß Christian III. Herr der drei nordischen Reiche Schweden, Norwegen und Dänemark war, läßt darauf schließen, daß nicht Zwecke der Landesverteidigung und, da die gewählte Linie so weit nördlich liegt, auch noch nicht Rücksichten auf die internationale Schiffahrt bei diesem Plane maßgebend waren. Der König hatte wohl nur die Absicht, für die einheimische Schiffahrt durch den Kanal den gefährlichen Weg um Skagen aufzuheben. Woran die nie begonnene Ausführung des Planes gescheitert, ist nicht bekannt. Im Jahre 1571 faßte Herzog Adolf I. von Schleswig-Holstein (1544 bis 1586), der Bruder Christians III., gleichfalls den Plan, unter Benutzung des Stromlaufs der Eider einen Seekanal durch seine Lande herzustellen. Ob dieser Plan je weiter verfolgt und etwas zu seiner Ausführung geschehen ist, darüber fehlen alle Nachrichten. Dann brachte einige Jahrzehnte weiter der Dreißigjährige Krieg, der in deutschen Landen so großes Elend schuf und ihre Kultur um Jahrhunderte zurückwarf, einen neuen Förderer in der Person des Herzogs von

Friedland, den die Welt zumeist nur als furchtbaren Kriegshelden kennt. Wallenstein, der im Mai 1628 mit der Bildung einer deutschen Kriegsflotte zur Bekämpfung der evangelischen nordischen Reiche, die auf der Seite der Gegner des Kaisers standen, beschäftigt war, faßte den Plan, durch eine Durchstechung der jütischen Halbinsel seiner in den Häfen seines Herzogtums Mecklenburg und andern Ostseehäfen gebauten und gesammelten Flotte einen vor Dänen und Schweden sicheren Weg in die Nordsee zu bahnen, und hatte hierzu bereits eine Menge Erdarbeiter zusammengezogen. Die Ausführung des Planes soll nur infolge der Kommandoenthebung Wallensteins durch den Kaiser unterblieben sein. Doch auch in den Landesherren Schleswig-Holsteins war das Interesse für den Kanalbau nicht erloschen, und Herzog Friedrich III. von Holstein und Gottorp (1616—1659) nahm den Plan Herzog Adolfs wieder auf. Ungefähr zur selben Zeit wie Friedrich III. von Holstein-Gottorp im Süden der Halbinsel plante König Christian IV. von Dänemark, Herzog von Holstein-Glückstadt (1588—1648), in ihrem Norden einen Seekanal zu bauen, und zwar zwischen Ballum und Apenrade. Beide Pläne wurden nicht verwirklicht. Sehr interessant ist, daß außer Wallenstein noch ein zweiter hervorragender Name des 17. Jahrhunderts, der »Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland«, Oliver Cromwell, sich Mitte des 17. Jahrhunderts gleichfalls mit dem Problem eines Kanals zwischen Ostsee und Nordsee beschäftigte. Dies Cromwellsche Projekt verfolgte etwa die Binnenlinie Wismar—Schweriner See—Elde—Elbe bei Boizenburg. Zu diesem Zweck wollte Cromwell nichts Geringeres, als Wismar den Schweden abkaufen. Durch den 1658 erfolgten Tod des Protektors fiel der Plan von selbst. Außer diesen Plänen gab es noch weitere, die jedoch ebenfalls damals alle nicht zur Verwirklichung kamen. Ein volles Jahrhundert hindurch ruhte dann das Kanalprojekt vollständig; erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde es wieder aufgenommen.

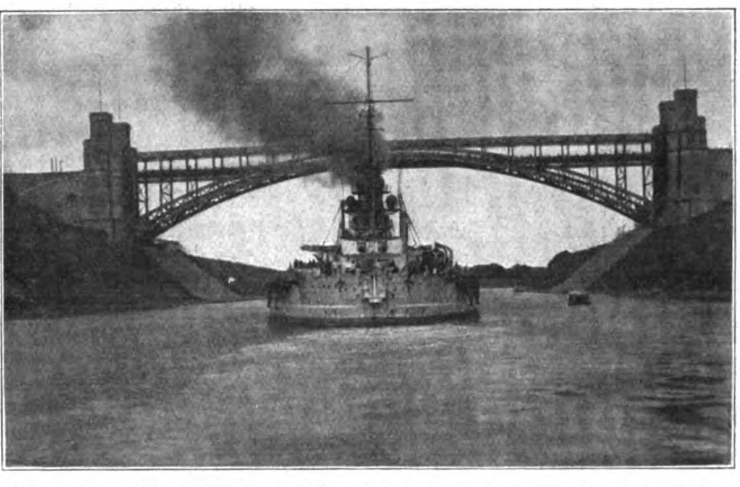
Die erste wirklich bedeutsame Kanalverbindung zwischen der Ost- und der Nordsee wurde durch den im Jahre 1777 in Angriff genommenen schleswig-holsteinischen Kanal, den sogenannten Eiderkanal, der heute noch unter diesem Namen vielen bekannt sein wird, geschaffen, und zwar auf Betreiben des damaligen Dänenkönigs Christian VII. Der Bau des Eiderkanals dauerte 7 Jahre, von 1777 bis 1784. Er hatte eine Wassertiefe von 3 Meter (9 Fuß), eine Wasserspiegelbreite von 28,7 Meter, in der Sohle 18 Meter. Die nutzbare Länge der Schleusen belief sich auf 35 Meter, die Breite auf 7,8 Meter. Die Länge des Kanals selbst betrug von der Holtenauer Mündung bis zur Rendsburger Schleuse nur 43 Kilometer. Von Rendsburg aus ging der Kanal unter Benutzung des natürlichen Laufs des Eiderflusses bis Tönning und dort in die Nordsee. Für damalige Verhältnisse gewährte der Eiderkanal immerhin schon größeren Seeschiffen die Durchfahrt. Der Kanal, von dem heute noch Reste bei Rathmannsdorf mit der Rathmannsdorfer Schleusenruine und bei Rendsburg vorhanden sind, war ein Schleusenkanal, und zwar hatte ein Schiff bei einer Gesamtdurchfahrt nicht weniger als sechs Schleusen zu durchfahren, die bei Holtenau, Knoop, Rathmannsdorf, Königsförde, Kluvensiek und Rendsburg angelegt waren. Als am 18. Oktober 1784 der Eiderkanal seiner Bestimmung übergeben wurde, konnten die beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein mit Recht behaupten, in den Besitz des bis dahin größten europäischen Kanals gelangt zu sein, für den die nach damaligen Verhältnissen recht bedeutsame Summe von 9044754 Mark aufgebracht worden war. Ein halbes Jahrhundert lang etwa genügte der Eiderkanal den Ansprüchen der Schiffahrt, dann schon wurden Stimmen laut, daß er unzulänglich sei. Namentlich seit der Einführung der Dampf-



Die Schleusenkammer in Holtenau. In der Schleuse das frühere deutsche Großkampfschiff »Kaiser«

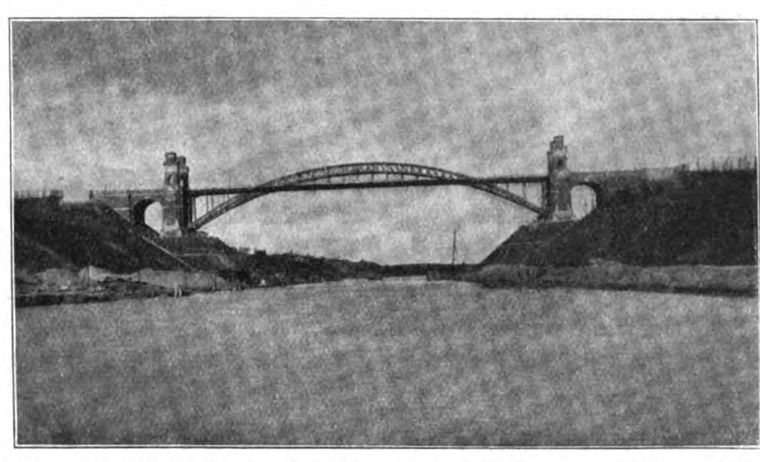
schiffahrt, durch ihre schnelle Verbreitung und seitdem das Streben nach immer größeren Schiffsgefäßen auch für den Handel allgemeiner wurde, erkannte man bald, daß der Eiderkanal für die größere Schiffahrt nicht mehr genügte. Die umfangreiche Schleusenhaltung des Kanals und seine vielen und starken Krümmungen machten sein Befahren für viele Schiffe unmöglich. Auch dauerte die Durchfahrt durch den Kanal immerhin recht lange; Segelschiffe brauchten mindestens 3 bis 4 Tage, Dampfer etwa 40 Stunden.

So wurde schon im Jahre 1848 ein Vorschlag zur Umgestaltung des Eiderkanals gemacht, damit auch größeren Schiffen eine Durchfahrt ermöglicht und die Befahrung im allgemeinen erleichtert werde. Man beabsichtigte das Fahrwasser der Eidermündung zu verbessern, die Eider zu berichtigen und die östliche Mündung des Kanals von Holtenau nach Eckernförde zu verlegen. Außer diesem wurden in den Jahren 1848 und 1849 noch einige weitere Pläne ausgearbeitet, die jedoch alle unverwirklicht blieben. Insbesondere war es der nach der sogenannten »Erhebung« der Herzogtümer Schleswig und Holstein im März 1848 gebildete »Ausschuß zur Begründung einer deutschen Flotte«, der neben seiner Hauptaufgabe, für den Bau von Schiffen und namentlich Kanonenbooten zu sorgen, in der richtigen Erkenntnis, daß eine deutsche Flotte nur wirksam werden könne, wenn eine unabhängige gute Verbindung zwischen der Nord- und der Ostsee geschaffen würde, den Kanalgedanken vertrat und verfolgte. Obgleich das Interesse Deutschlands den Kanal gebieterisch forderte, weil er für Deutschlands Wehrfähigkeit zur See und den Schutz seiner Küsten unerläßlich war, blieb es auch jetzt wieder bei den Plänen. Erst im Jahre 1864 griff die preußische Regierung den Plan eines guten Verbindungsweges von der Ost- zur Nordsee wieder auf und beauftragte durch das preußische Handelsministerium den Geheimen Baurat Lentze, eine Untersuchung darüber anzustellen, welche Linie zum Zwecke der Herstellung eines Handels- und Marinekanals am besten geeignet sei. Lentze entschied sich damals für die Linie Eckernförde—Sankt Margarethen. Dieser Plan brachte zum ersten Male den Kanal als reinen Durchstich auf Meereshöhe ohne Schleusen. Nur an der Elbmündung mußte, wie unvermeidlich wegen Flut und Ebbe der Nordsee, eine Schleuse vorgesehen werden. An dem Plan, der vom preußischen Handelsminister ausgegangen war, wurde dann vom preußischen Kriegsministerium Kiel als Ausgangspunkt und unerläßliche strategische Forderung geltend gemacht. Der geplante Kanalbau kam jedoch vorerst nicht zur Ausführung. Erst als durch den dänischen und österreichischen Krieg Schleswig-Holstein an Preußen gefallen war und der König von Dänemark durch den am 30. Oktober 1864 zu Wien abgeschlossenen Frieden alle seine Rechte auf die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zugunsten des Kaisers von Österreich und des Königs von Preußen aufgegeben und sich verpflichtet hatte, die Verfügungen, die diese Monarchen hinsichtlich der Herzogtümer treffen würden, anzuerkennen, und als nunmehr sicher war, daß die Herzogtümer fortan nur unter einem rein deutschen Fürsten stehen und auch Schleswig dem Deutschen Bunde angehören werde, da waren die mannigfachen politischen Hinderungsgründe beseitigt. Die preußische Regierung wandte sich den Kanalplänen jetzt auch mit größerem Interesse zu; sie ließ den Eiderkanal daraufhin untersuchen, ob er durch Ausbau zu einem zeitgemäßen Seeschiffahrtskanale umgestaltet werden könne. Dieser Plan kam aber wegen der in der Eidermündung befindlichen Untiefen, deren dauernde Beseitigung ausgeschlossen schien, nicht zur Ausführung. So blieb es einige Zeit auch jetzt noch bei den »Plänen«. Es kam der Sommer 1870 und mit ihm der glorreiche Krieg gegen Frankreich. Das neue Deutsche Reich entstand, Deutschland blühte empor, deutscher Handel und Verkehr und die deutsche



Das Kriegsschiff »Kaiser« auf der Fahrt durch den Kanal. Im Hintergrunde die Eisenbahnhochbrücke bei Levensau

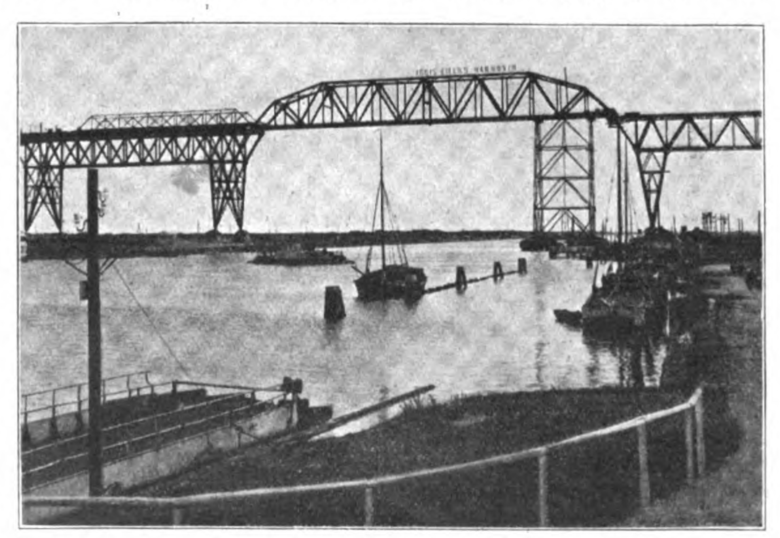
Schiffahrt erreichten bald ungeahnte Höhen und, was für den Bau eines Nordostseekanals ausschlaggebend wurde, die deutsche Kriegsflotte erstarkte. In immer weiteren maßgebenden Regierungskreisen sah man ein, daß die Schaffung eines verbesserten Kanalweges von der Nord- zur Ostsee dringende Notwendigkeit wurde. Der veraltete Eiderkanal genügte den Ansprüchen der Schiffahrt immer weniger, und der gefährliche Weg um Skagen war zeitraubend und kostspielig, forderte alljährlich viele Opfer an Menschenleben und Schiffen, und vom strategischen Standpunkte war die Schaffung eines Nordostseekanals schon deshalb dringendes Gebot, weil der Weg um Skagen durch dänisches Hoheitsgebiet führte und im Kriegsfalle leicht gesperrt werden konnte.



Die Eisenbahnhochbrücke bei Grünenthal. An den Kanalböschungen die Erweiterungsarbeiten

So brachte das Jahr 1878 endlich einen neuen Zeitabschnitt in der Vorgeschichte des Nordostseekanals, indem ein Hamburger Kaufmann und Reeder, H. Dahlström, eine Schrift: »Die Ertragsverhältnisse eines schleswig-holsteinischen Seeschiffahrtskanals« veröffentlichte. Dahlströms Pläne gingen anfangs darauf hinaus, für den Nordostseekanal eine Aktiengesellschaft zu gründen, was aber bald hinfällig wurde, da das Reich den Kanalbau zu seiner Sache machte. So fanden die Dahlströmschen Pläne bei der Regierung wenig entgegenkommende Aufnahme. Trotzdem erlahmte Dahlström bei seinen Plänen und Bestrebungen nicht und trat im Oktober 1879 mit einer neuen Schrift: »Der Nordostseekanal als Durchstich mit Endschleusen zwischen der Elbmündung, dem Eidergebiet und der Kieler Bucht« an die Öffentlichkeit. Er legte sie den deutschen Behörden vor, woraufhin er im März 1880 von der Regierung in Schleswig die Erlaubnis zu den Vorarbeiten für den Kanal erhielt. Der von Dahlström zusammen mit Wasserbauinspektor Boden ausgearbeitete Kanalplan Brunsbüttel—Rendsburg—Kiel gab im allgemeinen später die Grundlage für das Reichsprojekt ab.

Durch das Reichsgesetz vom 16. Mai 1886 wurde dann die »Herstellung eines für die Benutzung durch die deutsche Kriegsflotte geeigneten Schiffahrtskanals« von der Elbmündung über Rendsburg nach der Kieler Bucht unter der Voraussetzung genehmigt, daß Preußen zu den auf 156 Millionen Mark veranschlagten Gesamtherstellungskosten den Betrag von 50 Millionen Mark im voraus gewährte. Dieser Bedingung wurde durch das preußische Landesgesetz vom 16. Juli 1886 genügt. So wurde nach langen Verhandlungen endlich die gesetzliche Grundlage



Die Eisenbahnhochbrücke bei Hochdonn (Strecke Hamburg—Dänemark)

zur Schöpfung unsers gewaltigen Kaiser-Wilhelm-Kanals gegeben.

Der Grundstein zum Bau des neuen Nordostseekanals wurde am 3. Juni 1887 durch den greisen Kaiser Wilhelm I. gelegt, der bei dieser Gelegenheit Kiel zum letzten Male sah. Der schwierige, großartige Bau dauerte 8 Jahre, von 1887 bis 1895, und als dann am 18. Juni 1895 in Holtenau die feierliche Schlußsteinlegung des Nordostseekanals oder, wie er jetzt benannt wurde, Kaiser-Wilhelm-Kanals, in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. und einer Flotte aller seefahrenden Mächte erfolgte, hatte das Deutsche Reich in dem vollendeten Kanal eine kulturelle Großtat vollendet, ein Zeichen bewußter Kraft und Macht.

Nachdem der Kaiser-Wilhelm-Kanal etwa ein Jahrzehnt lang den Ansprüchen der deutschen Kriegsmarine genügt, wie auch bei einem stets steigenden Verkehr der Handelsschiffahrt größte Dienste geleistet hatte, mußte der Erkenntnis Raum gegeben werden, daß seine Einrichtungen im Vergleich zu den stetig wachsenden Anforderungen der Schiffahrt an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt seien und bald unzulänglich werden würden. Die Schiffsabmessungen hatten in den 10 Jahren sprunghaft zugenommen, und es schien, als ob diese Entwicklung noch nicht ihr Ende erreicht hätte. Schon seit einer Reihe von Jahren konnten die größten Handelsschiffe den Kanal nicht mehr befahren; auch für moderne Kriegsschiffe reichten seine Abmessungen nicht mehr aus. Hierzu kam, daß die Zahl der den Kanal benutzenden größeren Dampfer immer mehr wuchs, wodurch bei den bisherigen Kanalabmessungen eine Hemmung des sonst so erfreulich steigenden Verkehrs eintrat. Ein vom Kanalamt in Kiel und dem Reichsamt des Inneren aufgestellter allgemeiner Entwurf für eine großzügige Kanalerweiterung fand daher im Jahre 1907 die Billigung der gesetzgebenden Körperschaften des Deutschen Reichs. Die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals wurde in den Jahren von 1907 bis 1914 ausgeführt, und am 24. Juni 1914, kurz vor dem Weltkriege, wurde während der »Kieler Woche« der erweiterte Kaiser-Wilhelm-Kanal durch den Kaiser dem Weltverkehr übergeben. Dies war der Entstehungsweg unsers heutigen für die Schiffahrt höchst bedeutsamen Kaiser-Wilhelm-Kanals.

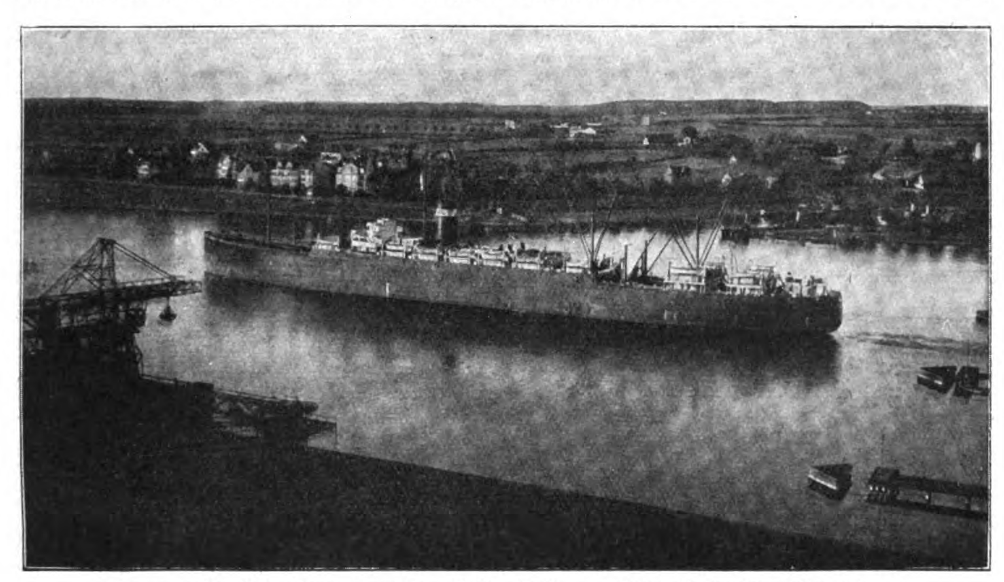
Die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals ist sehr großzügig. Die Kanalsohle wurde von 22 Meter auf 44 Meter verbreitert, also verdoppelt und um 2 Meter tiefer gelegt. Die Wassertiefe wurde auf 11,33 Meter gebaggert, die Wasserspiegelbreite auf 103 Meter erweitert. In den schärferen Krümmungen sowie in den Ausweichen und Wendestellen wurden erhebliche Verbreiterungen geschaffen. Für die Einfahrt in den Kanal wurden an beiden Enden neue Doppelschleusen gebaut, deren Abmessungen 330 Meter nutzbare Kammerlänge, 45 Meter lichte Weite und 14,10 Meter Drempel- und Sohlentiefe unter mittlerem Kanalwasserstand hatten, das heißt also eine Tiefe von 12,42 Meter über dem gewöhnlichen Elbniedrigwasser, sowie anderseits eine Tiefe von 13,75 Meter über mittlerem Ostseewasser. Die neuen Kanalschleusen sind heute die größten der Welt. Sie übertreffen auch die 305 Meter langen, 33,5 Meter weiten Schleusen des Panamakanals nicht unerheblich. Die neuen und großen Schleusen machten die Anlage neuer und größerer Vorhäfen innen wie außen nötig. Die Drehbrücken bei Taterpfahl und Rendsburg sowie die Prahmdrehbrücke bei Holtenau wurden durch eiserne Hochbrücken und die Straßendrehbrücke bei Rendsburg durch eine neue, weiter gespannte eiserne Drehbrücke ersetzt. Die drei neuen Hochbrücken haben wie die beiden alten (Levensau und Grünenthal) 42 Meter Lichthöhe über mittlerem Kanalwasser erhalten. Die Spannweite der Hauptöffnung beträgt rund 150 Meter. Die Kosten dieser gewaltigen Kanalerweiterung wurden auf 223 Millionen Mark veranschlagt.

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges ist für den Kaiser-Wilhelm-Kanal von einschneidender Bedeutung geworden. Während vor dem Kriege und im Kriege die Hauptbedeutung des Kanals die militärische war und die Mittel für den Bau und für die Erweiterung in erster Linie aus strategischen Gründen bewilligt wurden, ist heute die militärische Bedeutung des Kanals hinfällig geworden, um so mehr aber jetzt seine weltwirtschaftliche Bedeutung an die erste Stelle gerückt.

Die militärische Bedeutung des Kanals beruhte darauf, daß das Deutsche Reich eine von dem Auslande unabhängige Verbindung der Nord- und der Ostsee für die deutsche Flotte erhielt und dadurch in der Lage war, die in der Ostsee stationierten Streitkräfte ungehindert und ungesehen nach der Nordsee zu werfen und umgekehrt. Die jetzt nur noch in Frage kommende große wirtschaftliche Bedeutung der allen Nationen zur Benutzung gleichmäßig offenstehenden Kanalanlage besteht in erster Linie in der Abkürzung der Fahrt zwischen den beiden Meeren, ferner in dem Umstande, daß der Nordostseekanal die Vermeidung der gefährlichen Fahrt um Skagen gestattet und somit die Möglichkeit bietet, Verluste zu vermeiden. Die Abkürzung der Fahrt hängt naturgemäß von der Lage der einzelnen Häfen zueinander ab. Wie erheblich dieser Vorteil für die Schiffahrt ist, veranschaulicht folgendes Beispiel:

Ein 1000-Tonnen-Dampfer mit einer Ladefähigkeit von 2000 Tonnen, also ein verhältnismäßig kleiner Frachtdampfer, spart, wenn er auf





Der amerikanische Ozeandampfer »Minnekahda« auf der Fahrt durch den Kanal

einer Fahrt von Stettin nach Hamburg den Kaiser-Wilhelm-Kanal benutzt, etwa 30 Stunden Zeit und ungefähr 18 Tonnen Kohlen. Jeder Fachmann wird bestätigen, welch große Kostenersparnis bei der heutigen ungewöhnlichen Höhe der Chartermiete und den heutigen Kohlenpreisen sowie der Kohlenknappheit in Deutschland das für ein Schiff bedeutet. Diese Berechnung gilt nur für einen kleinen Dampfer, um wieviel größer muß also der Vorteil für größere Schiffe sein. Die Wegabkürzung bei Benutzung des Nordostseekanals ist gegenüber dem Wege um Skagen ganz erheblich; sie beträgt für ein Schiff auf der Reise vom Englischen Kanal nach der Ostsee 250 Meilen, von Rotterdam und Antwerpen rund 235 Meilen und von Hamburg rund 425 Meilen. Es steht also außer Zweifel, daß der Kaiser-Wilhelm-Kanal die günstigste Schiffahrtsstraße für alle kontinentalen und atlantischen Häfen ist, ebenso wie umgekehrt für die meisten nordischen Häfen. Die für die Benutzung des Kanals zu entrichtende Kanalabgabe fällt gegenüber den erheblichen Vorteilen nicht ins Gewicht.

Für Segelschiffe ist der Zeitgewinn noch erheblich größer. Zu diesem Zeit-, Schiffsfrachtkosten- und Zinsengewinn tritt als weitere Ersparnis die Vermeidung der Lotsenkosten im Sund, die Verminderung der bedeutenden Versicherungsgebühr für Ladung und Schiff. Auch der Wegfall der Gelder, die für das namentlich im Winter häufig erforderliche Anlaufen eines Nothafens im Kattegat und Skagerrak zu entrichten sind, darf als Ersparnis erwähnt werden.

Welch große Rolle der Kaiser-Wilhelm-Kanal für den gesamten Welthandel spielt, geht auch aus den bei den Versailler Friedensverhandlungen gestellten Forderungen der Internationalisierung des »Kieler Kanals«, wie der Friedensvertrag ihn nennt, hervor. Wenn auch die Internationalisierung des Kaiser-Wilhelm-Kanals nicht gefordert und nicht erreicht werden konnte, so wurde immerhin erlangt, daß gemäß Artikel 380, Abschnitt 6 des Friedensdiktats von Versailles der »Kieler Kanal« und seine Zugänge den Kriegs- und Handelsschiffen aller mit Deutschland im »Frieden« lebenden Nationen auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung dauernd frei und offen stehen. Das erstreckt sich nicht nur auf die Durchfahrt, sondern auch auf die für die Benutzung des Kanals erhobenen Abgaben, was bei dem heutigen geringen Wert der deutschen Mark stark zuungunsten der durchfahrenden Schiffe deutscher Nationalität ausschlägt. Ein gewisser Ausgleich kommt der deutschen Schiffahrt durch die Rabattgewährung für mehrfache Benutzung des Kanals zugute. Sie wird natürlich den deutschen Schiffen mehr als den fremden zuteil, weil die deutschen sich meistens auf kürzeren Fahrten befinden und darum den Kanal häufiger benutzen.

Der Jahresverkehr des Kaiser-Wilhelm-Kanals war in der bei der Vorlage des Gesetzentwurfs im Reichstage überreichten Denkschrift auf 18000 Schiffe mit 5500000 Register-Tonnen geschätzt worden. Diese Ziffern sind in der bisherigen Entwicklung des Gesamtverkehrs stark überschritten worden. Im Jahre 1912 beispielsweise benutzten 57366 Schiffe mit zusammen 9924237 Register-Tonnen netto Raumgehalt den Kanal, und im Jahre 1921 waren es 32552 Schiffe mit 9384639 Register-Tonnen Gesamtraumgehalt. Der Kanalverkehr hat be-

sonders in den letzten drei Jahren nach dem Kriege erheblich zugenommen. Schiffe aller Nationen verkehren heute auf dem Kaiser-Wilhelm-Kanal. Die starke Zunahme des Kanalverkehrs nach dem Kriege hat seine Ursache teilweise in der Gründung neuer Staaten, in der Internationalisierung Danzigs, dann aber auch darin, daß nach dem Kriege eine Versorgung der europäischen, insbesondere der östlichen Länder mit Lebensmitteln und Waren aller Arten notwendig wurde.

Die vorstehenden Zeilen werden gezeigt haben, daß der Kaiser-Wilhelm-Kanal nicht nur für das deutsche Wirtschaftsleben, sondern insbesondere auch für den Welthandel und die Weltschiffahrt eine Lebensader, eine unentbehrliche Schiffahrtsstraße geworden ist. Der Kanal ist heute nach seiner Erweiterung zweifellos auch der vollkommenste deutsche künstliche Seeschiffahrtsweg, der Seeschiffen aller Größen die Benutzung ermöglicht. Möge das bewährte Werk aller Welt bezeugen, was Deutschland durch Fleiß, Tüchtigkeit und gediegenes Wissen zu leisten fähig war, und möge es unserm Vaterlande für seinen wirtschaftlichen Wiederaufbau reichen Segen bringen!

Dämmerstunden

Da taucht sie wieder auf, die enge Stube,
Vom Ofenfeuer spärlich nur erhellt.
Da bin ich selbst, der scheue braune Bube,
Für den sie war die ganze weite Welt.
Dort saß die Mutter, und ihr Auge starrte
So traumverloren und von Tränen naß.
Ich fasse ihre Hand, die schlanke, zarte:
„Erzähl' mir was!“

Dann wieder sind es die vom Alter grauen
Gemäuer unsrer engen Musenstadt.
Vergoldend fällt am Dome Unsrer Frauen
Der Sonne letzter Strahl aufs Zifferblatt.
Der Abend bringt die lang ersehnte Kühle,
Und dunkler färbt sich nun der Wein im Glas.
„Du weißt, mein Freund, was ich im Herzen fühle:
Erzähl' mir was!“

Auch denke gern ich jener Dämmerstunden,
Da ich mein Lieb in meine Arme zog.
Ich war so glücklich, daß ich sie gefunden,
Daß einmal mir das Leben nicht mehr log.
Und als wir selig dann umschlungen ruhten
Und sie von Wonneschauern matt und blaß,
Sprach ich: „Der Lohe folgt jetzt sanftres Gluten,
Erzähl' mir was!“

Und wieder senkten sich des Dämmers Schleier
Aufs Aug' mir, doch der Tag kommt nie mehr, nie!
Dahin, die meines Herzens Trost und Feier —
So bleibe du mir nun, o Phantasie!
Nur du, nur du zieh nicht wie sie von dannen,
Du, des Verlaßnen einziger Verlaß!
Und will mich die Verzweiflung übermannen:
„Erzähl' mir was!“

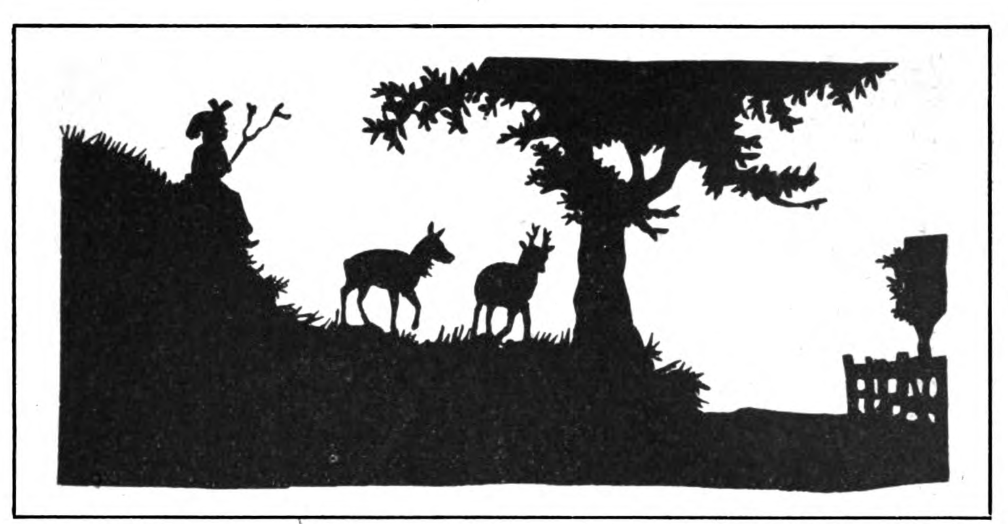
Heinz Alfred



Jul. C. Turner: Beim Guß

Aus dem Verlag von Amsler & Ruthardt, Berlin W 8





Rehe. Scherenschnitt eines acht- bis neunjährigen Knaben in München
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)

Von der Rettung des Kindes

Von Adelheid von Sybel-Petersen

Im Jahre 1921 veranstaltete die Mannheimer Städtische Kunsthalle eine Ausstellung kindlicher Malerei und Zeichnung, deren Titel wie ein fragender und mahnender Ausruf in die Welt hinausklang und demgemäß auch Beachtung fand: »Der Genius im Kinde.« Den Kommentar und die eigentliche Sinnesausdeutung, die Ausschöpfung dieses vergänglichen Ausstellungswerkes gab dann das gleichnamige Buch des Mitveranstalters G. F. Hartlaub (im Verlage von Ferd. Hirt in Breslau), das mehr gelesen und nachdenklich gewertet werden sollte, als es bis jetzt geschehen ist.

Was im folgenden von der Rettung des Kindes zu sagen ist, geht gern von den Hartlaubschen Aufstellungen und Erfahrungen aus; denn in diesem Buche haben wir mehr als eine ungewöhnlich reiche, tiefe Studie über das Kind und die Psychogenesis kindlichen Hervorbringens: wir haben hier eine Verheißung. Hier ist eins der Anzeichen — sie mehren sich — dafür, daß eine Gegenwelle einsetzt gegen die Tyrannis der materialistisch-mechanistischen Welt- und Lebensauffassung, die heute praktisch die einzig bestimmende ist; auch da, wo man sich gefühlsmäßig von Idealen oder Religiosität durchdrungen fühlt. Anzeichen ist dies Buch, daß ein Blick erwacht für die Gefahren, womit die einseitige Verhirnlichung, die Mechanisierung des Daseins, die steigende Gier nach Genuß und Besitz, die ganze Anbetung des Äußeren — des Apparates —, in der wir verfangen sind, die Zukunft der Menschheit bedroht, die im Kinde, nach Fichtes Wort, die Augen zu uns aufschlägt. Und wie sehr unsre Kinder bedroht sind: eindringlicher als alles andre zeigt dies die schlimme Verfassung, die für so viele unsrer Halbwüchsigen geradezu typisch geworden ist. Wie auch nicht? Besteht doch die Heranbildung unsrer Jugend mehr oder minder in einer sehr rationellen, gut gehandhabten Dressur für die äußeren Zwecke des Daseins: »Lebensertüchtigung«. Äußerliche Übermittlung von theoretischem Wissensstoff. Praktisch-mechanische Schulung für Beruf und Erwerb. Das Exakte, Materielle, Nützliche, d. h. alles, was den natürlichen Egoismus im Menschen stärkt, als Fundamentierung; nebenbei eine leichte Überwölbung mit ein wenig »Geistigem«, ein wenig Kunstübung, die sich meistens in Ausbildung von technischer Fertigkeit erschöpft. Und man wundert sich über die steigende Dekadenz, die seelische Verstumpfung, die Zerfahrenheit und Roheit der Jugend? Was helfen Wandervogeltum, Jugendbewegung, Sportpflege, was hilft uns die wissenschaftliche Kinderforschung, »welche mit allen Mitteln messender und vergleichender Beobachtung die innere und äußere Welt des Kindes vor uns hinstellt«, wenn man die Grundforderungen des kindlichen Wesens nicht erkennt und den tragenden menschlichen Innenkräften im frühen Jugendalter die Flügel bricht!

Hartlaub sagt von seinem Buch, daß er es darin unternehme, uns den Eigenwert kindlichen Schaffens bewußt zu machen und an seinem Teil Zeugnis abzulegen für das freie Kind und das, was er in bewußter Wiederaufnahme romantischer Vorstellungen seinen »Genius« nenne.

Genius — der »Lebenerzeugende« der Römer, der Lebenschützende: so zeigt ihn Hartlaub. Er ist, gleichsam von außen her wirkend,



die Verkörperung des rettenden, bewahrenden Lebensinstinktes, so daß, wer seinem Genius folgt, weder irrt noch strauchelt, weil »noch ungebrochen, diesseits von Gut und Böse, Häßlich und Schön fortzeugend in seinem Sein und Tun Natur vollkommen sich auslebt«. Der Genius ist »die persönliche Verbildlichung jener unsichtbaren Außenwelt unbewußter Lebens- und Seelenkräfte, die nach altem hermetischem Gleichnis den heranwachsenden Menschen umgeben und ihm erst allmählich zur selbstbeherrschten Innenwelt werden«. Kind und Kindheit stehen unter der Überleuchtung des Genius, durch den »das Geschöpf dem allwissenden Unbewußten gleichsam noch lebendig angeschlossen« ist. Umfangen, durchblutet, gelenkt vom äußeren Lebens- und Seelenkosmos nennt Hartlaub das Kind, weshalb auch »eine ganze wahrhaft kosmische Fülle der Möglichkeiten, wenn auch in winzigen Gaben, sein« und Kindliches »vollendet und ohne Zeit« ist. In der Tat lebt das Kind, noch unverstört von der Schimäre des Wirklich und Unwirklich, unmittelbar in und mit dem Wesen der Dinge, von denen es sein eignes Wesen noch nicht abzutrennen vermag. Es lebt in den bildenden Naturkräften, die in ihm Menschenaugen öffnen, und »man braucht kein Romantiker zu sein, um



Der zerbrochene Krug. Bleistiftzeichnung eines zehnjährigen Mädchens in Höchst
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)

aus gewissen, oft nur beiläufigen Äußerungen und Erzählungen gerade der kleinen Kinder die in so tiefen wie einfachen Sinnbildern redende Stimme der unfehlbaren Natur zu vernehmen«. Kindheit kennt nichts Stummes noch Totes. Ihr ist die Welt noch das Märchen, wie sie es vorzeiten unsern Ahnen war, die ihr eignes Innere ebenso bild- und gestalthaft erlebten wie die Natur in ihrem ewigen Werden, Sein und Vergehen und von solcher Schau und natürlichen Weisheit nicht anders Kunde zu geben vermochten als in Bild und Gestalt der Märchen. Weil seither der Mensch in seiner Eigenkraft des scharf umrissenen Einzelbewußtseins aus diesem heiligen Ring heraustrat, das Kind aber — Mittelpunkt und Umkreis zugleich — noch darinsteht, fühlt es das Wunder seines Träumens erlöst und gedeutet durch das Märchen, mit dem es sich identifiziert, das es spielend tätig neu erschafft.



Am Stammtisch. Feder- und Wasserfarbenzeichnung eines zehn- bis elfjährigen Knaben in Darmstadt
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)

Wenn Hartlaub vom kindlichen Träumen — und ist nicht die ganze Kindheit ein Wachtraum? — und Spielen sagt, daß darin das Kind sich frühe Bewußtseinsstufen der Rassenentwicklung unwillkürlich zu retten und unbewußt zu vergegenwärtigen sucht, so möchte man dies noch erweitern: nicht nur Vergangenheit der Rasse, seelische Morgendämmerung der Menschheit werfen im Kinde ihre Wellen herauf in das Licht der Gegenwart, damit im Nacheinander



Weihnachtsmann im Schnee. Wasserfarbenzeichnung eines zwölfjährigen Knaben in Säckingen
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)



»Maria, sie guckt ganz fromm«. Wasserfarbenzeichnung eines fünfjährigen Knaben in Darmstadt
(Die Haare sind goldgelb, das Gesicht spielt ins Rötliche)
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)

»Der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt«, das heißt, wo er losgebunden von selbstsüchtigen Nützlichkeitszwecken und dem Zwang äußerer Konvention frei die Kraft seines Ursprungs, die schöpferische Gestaltungskraft, die Phantasie walten läßt.

Wann wird man endlich das Wesen der Phantasie richtig erkennen und die unselige Verwechslung von Phantasie und Phantasterei überwunden haben? Phantasie ist die eigenschöpferische Innenkraft, die den Menschen befähigt, aus dem »Nichts« ein »Etwas« zu erschaffen, Unerfindliches zu »erfinden« und unter Überwindung der Ich-Vereinzelung die Substanz der eignen Tiefe mit der Substanz andern Wesens zu verbinden. Diese eigenschöpferische Kraft offenbart sich nicht nur, wie man es gewöhnlich betrachtet, im Schaffen des Künstlers und im kindlichen Spiel, sondern sie liegt genau genommen unserm ganzen moralisch-seelischen Innenleben zugrunde, wo es sich über das rein Affekt- und Begierdenmäßige aufschwingt. Wenn ein Mensch, befeuert von Liebe, von Idealen oder Religiosität, sich zu Handlungen der Hingabe, Selbstopferung, des Mutes, der Barmherzigkeit erhebt, weder durch äußeren Zwang noch durch persönlichen Vorteil veranlaßt, so ist es eigenschöpferische Innenkraft, im tiefsten verstanden: Phantasie, durch die er dem Gewicht alltäglicher Selbstsucht und der Trägheit des Herzens entrissen wird.

Einer Menschheit, der man systematisch in früher Jugend die Kräfte der Phantasie lähmt, wie es heute geschieht, lähmt man die wichtigsten moralischen seelischen Kräfte und gibt sie dem Elend eines im einzelnen wie im ganzen immer schrankenlos wütenden Egoismus preis, der schließlich in einem Krieg aller gegen alle sich selbst verzehren wird.

Hat er vielleicht schon begonnen? Fühlt man dies? Und zugleich die Notwendigkeit der Rettung von innen heraus, durch eine Um-

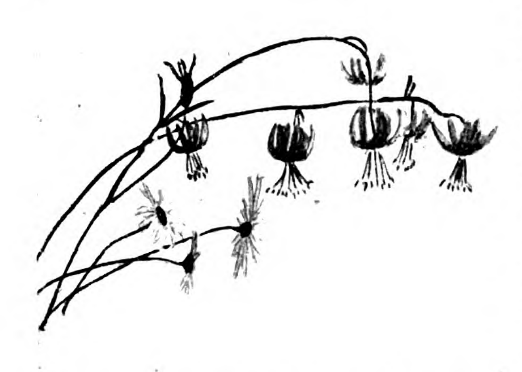
die ewige Gleichzeitigkeit von allem bekundend; sondern das Überirdische, das Weltschöpferische zeigt sich im Kinde unmittelbar und weist den Blick vorwärts in Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft. Im Kinde sehen wir eine das Maß seines physischen Volumens unendlich übersteigende Willenstätigkeit am Werk, die in ihrem eignen Raum, ihrer eignen Zeit webt und sich souverän jeglichen Dinges bemächtigt, um es neu zu schaffen und mit neuem, oft unerhörtem Sinn zu erfüllen.

Diesen dem Menschen ursächlich innewohnenden Willen nennt Schiller in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung den Spieltrieb. Er ordnet ihn den beiden andern Trieben, dem Stoff- und dem Formtrieb, über, da diese durch den Spieltrieb erst in ihre richtige gegenseitige Wechselbeziehung gebracht werden. Hartlaub sagt vom Kinde, daß es im Spiele sich ganz auf sich selbst stellt, ganz »Kind«, nicht »Zögling« ist. Bei Schiller haben wir den lapidaren Satz:



Das Sternenkind. Illustration zu einem selbst erfundenen Märchen (Feder- und Wasserfarbenzeichnung eines achtjährigen Knaben)

wandlung und Erneuerung der gesamten seelischen Verfassung? Mit Worten ist hier nichts getan. Nur durch die Rettung des Kindes kann die Menschheit gerettet werden, indem man hineingreift in die Tiefe kindlichen Wesens, auf jene »wahrhaft kosmische Fülle der Möglichkeiten«, mit denen der Genius das Kind begabt und die man heute verkümmern läßt oder mit Gewalt tötet. Fundamentaler ist keine der unzähligen heutigen pädagogischen Forderungen als die Hartlaubsche, daß Erziehung die Aufgabe habe: »Nicht nur den Zögling für das heutige Leben zu ertüchtigen, sondern ihm die schöpferischen Allmöglichkeiten der Geniuszeit zu bewahren.« Das heißt nichts andres, als daß die im kleinen Kinde frei spielenden Phantasiekräfte nicht im Schulalter erstickt und ertötet, sondern erfaßt, gelenkt, gepflegt werden sollen, so daß sie beim erwachsenen Menschen zu bewußt beherrschtem, wirkungsfähigem Willen und Gefühl werden. Gemüt und Verstand müssen in gegenseitige Harmonie gebracht werden, so daß die schöpferischen moralischen Kräfte das Intellektleben durchpulsen. Dadurch wird die Grundlage zu wahrer Sittlichkeit, zu wahrer Macht gegeben. »Da, wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Macht mehr«, bemerkt Goethe. Was aber ist machtloser als die gegenwärtige europäische Menschheit, die im Netz der selbstgeschaffenen Zustände qualvoll verstrickt ist? Es rächt sich schwer an Kindern und Kindeskindern, daß man an die Stelle des Göttlich-Schöpferischen im Menschen den abstrakten Bildungstrieb gesetzt und damit dem inneren Lebensgefühl, der instinktiven inneren Sicherheit den Todesstoß gegeben hat, so daß der große Sinn des Lebens verlorenging. Denn dieser beruht auf einer »dem Verstand nicht weiter erweisbaren Voraussetzung, daß in uns selbst, aus den Tiefen des Herzens des Gottes eigne, wesenhafte Kraft sich mühevoll zum Bewußtsein heraufringt« (K. J. Obenauer). Dies Verlorengegangene den Menschen wiederzuschenken, neu zu schenken: hier liegen Aufgaben der Erziehung auf Generationen hinaus. Wehe, wenn man an ihnen vorübergehen würde! Hier liegt die Zukunftsverheißung, deren Runen wir in der schöpferischen Regsamkeit der Kinderseele lesen. Nicht töten darf man im Kinde das Märchen der Welt, nicht roh zerreißen die Fäden, die den aufwachsenden Menschen mit seinem Urquell verbinden; sondern dies alles muß hinübergerettet werden in den Erwachsenen als lebensvolle und lebenspendende Kraft. »Lasset dem Kinde, was des Kindes ist!« ruft Hartlaub aus. Und: »Es gilt, das Kind im Kinde zu retten, es zu potenzieren, es reif und bereit zu machen für die Wirkung des Genius.« Er



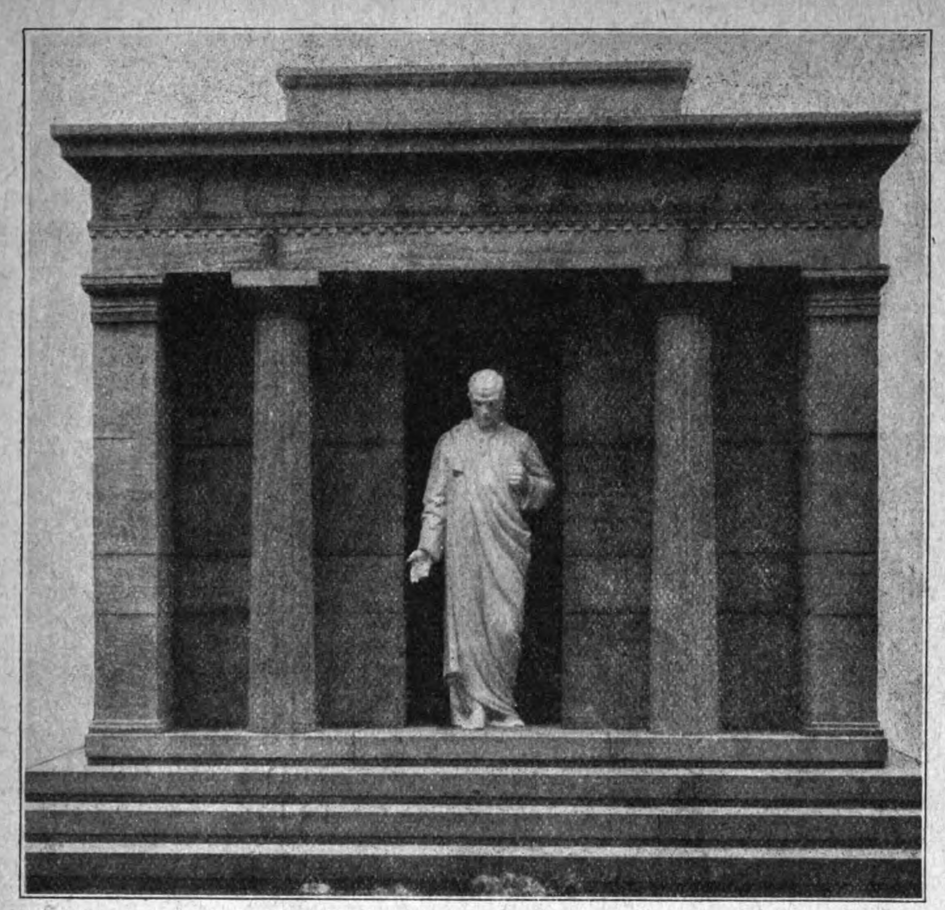
Blumenzweig. Bleistift- und Wasserfarbenzeichnung eines siebenjährigen Mädchens
Aus dem Buche »Der Genius im Kinde« von G. F. Hartlaub (Breslau, Ferd. Hirt)

spricht von der Verführung aller Scheinwerte der modernen Zivilisation, die auf das Kind einstürmt, und fordert vom Unterricht, daß er das Kind »in der Abwehr bestärke, es anleite, sein Bestes, Eigenstes nicht ganz preiszugeben, sondern es auch unter veränderten Lebensumständen bewußt zu bewahren, so daß das ‚Kind im Manne' gerettet werde«. Er fordert »Schulung der Seele«, Entwicklung der inneren und äußeren Ausdrucksfähigkeit, »Befreiung des Gemütes« und rührt damit an eine fressende Wunde der Gegenwart. Denn von all diesem ist bisher in den Erziehungsgepflogenheiten wenig zu merken, obgleich die Notwendigkeit dazu von vielen Lehrern und Erziehern empfunden wird. Den Weg, der gegangen werden muß, weist das Kind selbst in seiner unendlichen Lust am schöpferischen Hervorbringen. Und obwohl Hartlaub es ablehnt, Kritik an der Gesamteinstellung zum Problem des Kindes zu üben, wird sein Buch ohne seinen Willen zu einer solchen: indem er einfach kindliches Produzieren, kindliches Zeichnen und Malen in seiner ganzen Bedeutung, seinem großen Ernst aufzeigt, als reinste Manifestation des Genius! Man wird verlernen müssen, kindliche »Kritzeleien«, z. B. sogenannter unbegabter Kinder, zu belächeln oder als unnütz zu verbieten. Man wird Kunst- und Kunstübung mehr und mehr als den Lebenssaft erkennen müssen, der die ganze Erziehung stärkend durchtränkt. Und zwar Kunstübung nicht im Sinne äußerlicher Schulung, sondern als freie seelische Betätigung von innen her, wobei es nicht auf die Leistung, das Resultat, sondern auf den für das Gesamtwesen des Menschen bedeutsamen Akt des Hervorbringens ankommt. Vielleicht wird die Psychologie einmal krankhafte seelische Strömungen und Hemmungen zurückführen auf die katastrophale Vergewaltigung der Kindesseele beim Eintritt ins Schulalter, wo das wundervolle Gewebe lebendiger Bilder zerstört und das kindliche Wesen durch die Überschwemmung mit abstrakt konventionellem Wissensstoff getrübt und zur Untreue an sich selbst gezwungen wird. Nichts ist ergreifender, rührender als die Beseligung eines vielleicht zurückgebliebenen, schwerfälligen, verschüchterten Kindes, aus dem plötzlich die Fähigkeit zum bildnerischen Ausdruck hervorbricht. Es mag oft Wochen, ja Monate dauern, bis die »Befreiung des Gemütes« eintritt und die unterdrückte eigenschöpferische Kraft sich entfaltet. Ist aber ein solcher Durchbruch geschehen, regt die kleine Seele sich erst, so ist stets ein Einfluß auf das Gesamtverhalten des Kindes zu bemerken, der sich in einer erhöhten Frische und Freudigkeit, in einer stärkeren geistigen Regsamkeit und seelischen Zugänglichkeit auswirkt, wie vielfache Beobachtungen bewiesen haben. Hier gilt abermals ein Wort von Hartlaub: »Es mag bei dem weniger befähigten Kinde nur Groteskes und Kümmerliches herauskommen, selbst in diesem Fall rührt der Lehrer an den eigentlich künstlerisch-produktiven Punkt, an den schöpferischen Freiheitspunkt im kleinen Menschen. Er ‚bringt nicht bei', sondern er ‚erzieht'.«

Hartlaub hat seinem Buche einundneunzig Wiedergaben kindlicher Malerei mit wichtigen Erläuterungen beigefügt. Wenn auch diese Blätter alle von bildnerisch stark begabten Kindern stammen: was sie sagen und fordern, gilt für alle Kinder. Gerade heute, wo man viele Menschen auf ein fast untermenschliches Niveau sinken sieht, wo durch Religionslosigkeit die Sittlichkeit immer mehr unterminiert ist und jegliche Ehrfurcht vor höheren Werten zu schwinden droht, verlangt das Eigenschöpferische, das Phantasiemäßige die sorgsamste Pflege.



Stadtkinder und Landkinder. Bleistiftzeichnung eines neunjährigen Mädchens



Ernst Müller: Denkmal in Viersen für Heinrich Fuhrmann

Von Kunst und Künstlern

Ernst Müller: Denkmalsfigur für den Ehrenfriedhof in Worms (vor S. 585); »Stets wach«, Figur vom Schweriner Jägerdenkmal (vor S. 569); Denkmal in Viersen (S. 615); Denkmal für Edler in Barcelona (S. 616); Relief vom Denkmal für Heinrich von Tiedemann (S. 616) — Julius C. Turner: Beim Guß (vor S. 609); Gießerei (S. 617); Der Handpfannengießer (S. 618); Gustav Fenkohl: Schiffe bei Itzehoe (vor S. 561) — W. Wolfgang Breuer: Der Fischer (vor S. 529) — Wilhelm Noack: Blick auf St. Marien in Elbing (S. 593) — Clara L. von Marcard-Cucuel: Sonnenblumen (vor S. 601) — Ludwig Danziger: Letzte Garben (vor S. 553) — Adolf Beyer: Der Rosendom (vor S. 537) — Anna Beyer: Die Stickerin (vor S. 521)

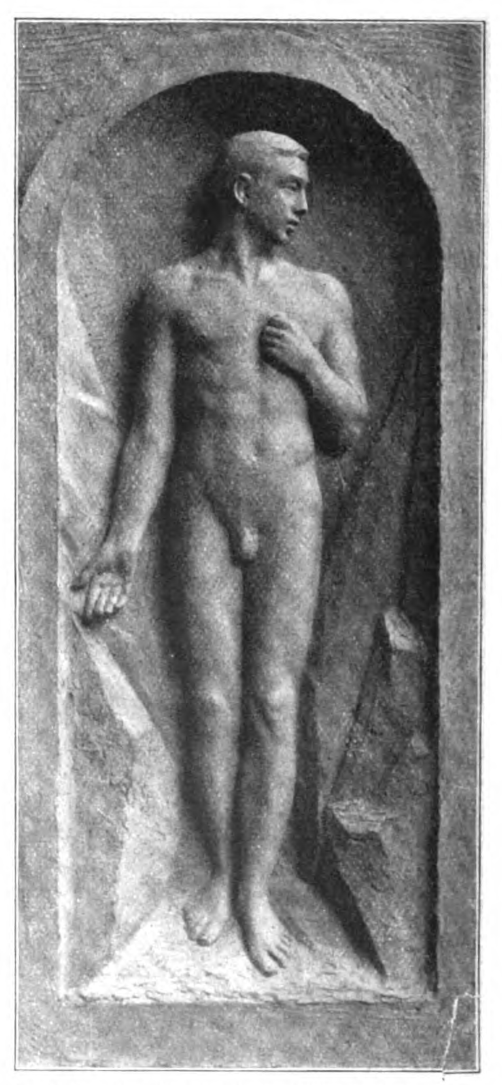
Als Karl Storck hier vor zwanzig Jahren (Maiheft 1903) zum erstenmal Kunde gab von den plastischen Schöpfungen des Bildhauers Ernst Müller, wählte er für seinen Aufsatz in trotzigem Widerspruch zu der damals herrschenden Geschmacksrichtung die Überschrift »Seelenleben in Körperformen«. Er wollte damit sagen, daß dieser Künstler zu den ersten und damals noch seltenen zählte, die sich zutrauen durften, den seelischen (und auch gedanklichen) Gehalt einer Figur rein durch sie selber, ohne allegorische Beigaben, auszudrücken. Dieser früh von ihm selbst erkannten und bewußt gepflegten Richtung ist Ernst Müller auch in seinem weiteren Schaffen treu geblieben. Sie war es, die ihn zu einem unsrer gesuchtesten Grabmalkünstler gemacht und ihm vor vielen andern die Anwartschaft gegeben hat, den seelischen Bewegungen, die das Kriegserlebnis in uns gelöst hat, plastische Gestalt zu verleihen. So durfte er für das Denkmal auf dem Ehrenfriedhof in Worms als Hauptfigur die attributlose Gestalt eines schlichten Soldaten wählen und brachte allein durch sie, durch ihre Haltung, ihre Gebärde, ihr Antlitz und ihren Blick die andächtig gesammelte, männlich zusammengeraffte Willenskraft der opferbereiten Vaterlandsliebe zur Erscheinung; so durfte er für das Schweriner Jägerdenkmal eine nackte, auf ihr bloßes Schwert gestützte Jünglingsgestalt bilden, und wir fühlen aus dem angespannten Körper, den gestrafften Sehnen und Muskeln, dem vorwärtsstrebenden Nacken, Hals und Kopf, dem zielsicheren Auge,



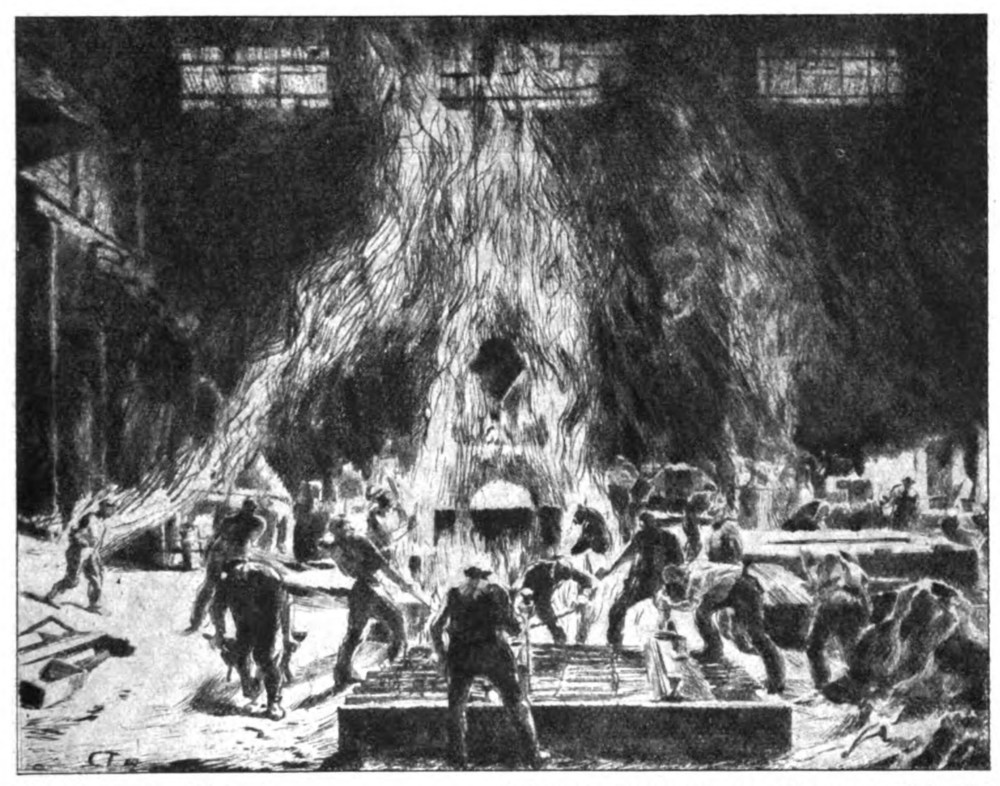
Ernst Müller: Relief vom Denkmal für Heinrich von Tiedemann

daß dies die stete, schutzbereite Wachsamkeit ist. Auch die privaten Grabdenkmäler, die Müllers Namen weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt gemacht haben, sprechen nicht bloß zu unserm Auge, sondern unmittelbar auch zu Herz und Seele, mag er nun, wie für Viersen, die verklärte Gestalt des Verewigten in antiker Gewandung hoheitsvoll aus der Säulenhalle des Grabmals hervortreten lassen oder, wie für das Denkmal in Barcelona, die porträttreue Erscheinung des Abgeschiedenen so idealisieren, daß sie sich wie ein Naturgebilde in die durchbrochenen Felsformen einfügt, oder endlich in dem Relief den nach oben weisenden Glauben an die Auferstehung und das ewige Leben in eine Gruppe bannen, die sich, selbst wenn das kniende Mädchen Bildniswert hätte, hoch über das Persönliche erhebt. Jede dieser Schöpfungen sagt uns, daß hier ein Künstler am Werke ist, der aufs innigste mit seiner Aufgabe fühlt und empfindet, der aus dem Grunde eines ihm tief eingepflanzten Lebensernstes und einer vom lauten Alltag entwöhnten Schmerzvertrautheit schafft.

Einer ähnlichen, sich ganz an ihre Aufgabe wegschenkenden Hingegebenheit begegnen wir in den Radierungen Julius C. Turners, obgleich sie im Gegensatz zu den Werken Müllers nicht der Erinnerung und dem Andenken der Vergangenheit, sondern dem tätigen, im Schweiße des Angesichts arbeitenden Leben der Gegenwart gelten. Darstellungen, wie dieser 1881 zu Schievelbein in Pommern geborene, erst spät zu gesammelter graphischer Arbeit gelangte Künstler sie in den Blättern »Beim Guß«, »Gießerei« und »Der Handpfannengießer« gibt, lassen sich in ihrem Werte nicht durch geläufige artistisch-ästhetische Formeln wie »Arbeitsrhythmus« oder »Flächenbehandlung«



Ernst Müller: Denkmal für Edler in Barcelona



Jul. C. Turner: Gießerei   Aus dem Verlage von Amsler & Ruthardt in Berlin W 8

erschöpfen: hier spricht aus jedem Strich die lebenswarme Teilnahme an der schweren Arbeit und an den Menschen, denen sie ihr Gepräge aufgedrückt hat. Die Kühle der Kunst vermählt sich hier mit einem sozialen Empfinden, das, fern von jeder anklägerischen Tendenz, ein mit tausend Zungen redendes Denkmal unsrer Zeit schafft.

Die Ruhe und Stille der Natur kommt über uns, wenn wir von diesen mächtig bewegten Arbeitsbildern den Blick auf die »Schiffe bei Itzehoe« richten, die wir dem Berliner Maler Gustav Fenkohl verdanken. Dort das zur glühenden Arbeit gezwungene und gepreßte Element des Feuers; hier das sanft und friedlich atmende Element der Luft, das nur noch leise mit den Rahen und Schiffskörpern im Hafen spielt. Ein Hauch von Feierabendstimmung liegt über diesem Bilde, Schiffe, Wasser und Wolken scheinen sich nach dem Schlafengehen zu sehnen, und eine schweigengebietende Feierlichkeit steigt aus der schlichten Darstellung auf.

Wie Fenkohl (vergleiche über ihn den Aufsatz von Widmer im Juniheft 1921), so ist auch W. Wolfgang Breuer den Lesern kein Unbekannter mehr: im Februarheft 1921 hat Albert Lorenz mit seiner poetischer Nachempfindung ein Bild seiner graphischen Kunst gezeichnet, die damals schon wie ein kleiner in sich geschlossener Kosmos erschien. Seitdem ist Breuer mit seinen radierten und lithographierten Zyklen zu Ruhm und Ansehen gelangt und doch in seinem Schaffen und seinen Mitteln nur noch erlesener und delikater geworden. Hier haben wir wieder einmal einen Poeten unter den Graphikern, einen Lyriker von beschwingter Phantasie und zartester Empfindung. Ich weiß nicht, ob man den »Fischer« als chinesisch ansprechen darf, aber Verse aus der chinesischen Lyrik klingen in uns auf, wenn wir uns in den Duft und die süßverträumte Heimlichkeit dieses Blattes versenken, etwa die von Li-Tai-Pe, die den gleichen Titel »Der Fischer« tragen:

Die Erde hat den Schnee getrunken, und schon leuchten die Blüten des Pflaumenbaumes.
Die Blätter der Weide gleichen neuem Gold, und der See liegt da wie geschmolzenes Silber.
Nun kommen Schmetterlinge, die Flügel wie mit Schwefelstaub gepudert, und senken ihre sammetartigen Köpfe in die Blumenkelche.
Aus dem Kahn, der still im Wasser steht, wirft der Fischer sein Netz, das zerbricht den glatten Wasserspiegel.
Er denkt an sie, die er daheimgelassen hat, wie ein Schwalbenweibchen im Nest, an sie, die er bald wiedersehen wird, Nahrung heimbringend, wie das Schwalbenmännchen.

Mit einem höchst originellen jungen Künstler soll die auf Seite 596 wiedergegebene Radierung »Blick auf St. Marien in Elbing« die Leser bekannt machen. Mir scheint, da begegnet uns so eine Art Spitzweg der Radiernadel, ein Künstler, der Zeichner »und Poet dazu« ist. Wer in Elbing daheim ist, wird wissen, daß der Blick für diese Dächeraussicht vom Städtischen Leihhaus genommen ist. Von da kann man den kleinen Leuten, die in den Dachwohnungen und Giebelstuben hausen, mitten in die Stube sehen, wie es der Mond im Andersenschen Märchen tut. Aber auch auf den Dächerchen selbst fehlt es nicht an buntem, lustigem Leben. Da treffen sich die verliebten Kater und Kätzchen zu schwindelnden Grat- und Firstwanderungen, Schwalben und Dohlen umkreisen das Kirchendach, Tauben umflattern die Giebel und Schornsteine, und in ihren »Dachgärten« begießen kopfwackelnde Mütterchen ihre Blumenkästen und Kakteentöpfe. Der diese Dachidylle, erst wohl mit flüchtigem Bleistift, dann mit bedachtsamer kalter Nadel, festgehalten hat — Wilhelm Noack heißt er und ist 1892 in Berlin geboren —, meinte zunächst, als der Zeichenlehrerberuf ihn nach Elbing verschlagen hatte, in ein recht prosaisches Nest geraten zu sein, bis ihm dann offenbar wurde, daß sich die Poesie auch hier finden läßt, wenn man nur die Magnetnadel dafür in sich hat. Auf der Berliner Kunstschule bei Erich Kuithan, Willy Maillard, Bernhard Haßler und Philipp Franck hatte er in ernster Arbeit zeichnen gelernt und war gar nicht böse geworden, wenn ihm seine Lehrer, vor allem sein Lieblingslehrer Maillard, immer wieder einprägten: »Gefühle und Erlebnisse — schön und gut! Aber zeichnen muß man können, sein Handwerkszeug muß man beherrschen, sein Können muß man beweisen!« So vollzog sich der von der Not der Zeit gebotene Übergang von der geliebten Malerei erst zur Lithographie, dann zum Holzschnitt und endlich zur Radiernadel ohne allzu großen Schmerz, und wenn Noack jetzt die Nadel oder den Diamanten auf dem Nickelzink spazierenführt, so fühlt er sich, von Hermann Strucks »Kunst des Radierens« beraten, seiner Mittel so sicher, daß er nur dem »Singen und Klingen der eignen Persönlichkeit« zu lauschen braucht, um solche Poetenblätter hervorzubringen, wie wir sie in seinem Elbinger Zyklus haben, aus dem das St.-Marien-Blatt nur eine erste, vorläufige Probe ist.



Jul. C. Turner: Handpfannengießer
Aus dem Verlage von Amsler & Ruthardt in Berlin W 8

Unsre mehrfarbigen Kunstblätter grüßen noch einmal den sich nun schon wieder zum Abschied rüstenden Sommer. Die Münchner Malerin Clara L. von Marcard-Cucuel zaubert uns mit lebhafter Koloristik die majestätische Sonnenblume, die Tochter des Augusts, vor Augen, sie, die, »dem Helios zu eigen, nur zu ihm den Blick erhebt«; Ludwig Danziger läßt um die »Letzten Garben«, die vom Felde heimgebracht werden, schon Herbstluft und Herbstgewölk weben.

Die beiden Farbenblätter »Der Rosendom« von Adolf Beyer und »Die Stikkerin« von Anna Beyer, seiner allzufrüh dahingegangenen Lebens- und Kunstkameradin, finden ihre Würdigung in dem Aufsatz von Heinrich Werner. Es ist uns eine ganz besondere Freude, daß dies in seiner Menschlichkeit und in seinem künstlerischen Schaffen so sympathische Darmstädter Künstlerpaar in dem Verfasser dieses Aufsatzes einen Darsteller gefunden hat, der seine Entwicklung und sein fruchtbares Zusammenarbeiten jahrelang, und zwar gerade in der entscheidenden Zeit, aus nächster Nähe und in vertrautem Umgang beobachten konnte. Wie das gesamte Darmstädter Künstlerleben, so hat Prof. Werner von Bensheim, seinem früheren Wohnort, aus namentlich das Schaffen der beiden Beyer mit liebevollster Teilnahme verfolgt. F. D.

Literarische Rundschau

Otto Ernsts Gesammelte Werke — G. F. Hartlaub: Der Genius im Kinde — Paul Schaffner: Gottfried Keller als Maler — Manzonis Gesammelte Werke — Colin Roß: Südamerika, die aufsteigende Welt und Der Weg nach Osten — Jacob Burckhardt: Die Kultur der Renaissance in Italien — Felix Salomon: Englische Geschichte — Friedrich M. Kircheisen: Napoleon der Denker — Ranke: Die Vorherrschaft Frankreichs in Europa — Wolfgang Michael: Ranke und Treitschke und die deutsche Einheit — Namen- und Sachverzeichnis zu Spenglers »Untergang des Abendlandes« — Verschiedenes

Fast gleichzeitig mit Ludwig Thoma und Hermann Sudermann ist nun auch Otto Ernst, dem Vater Appelschnuts und alter ego Asmus Sempers, von seinem getreuen Verleger die Gesamtausgabe seiner bisherigen Werke bereitet worden, erst nach seinem sechzigsten Geburtstage, aber doch zu einer Zeit, wo solch Beginnen ein außergewöhnliches Wagnis und eine besondere Ehre bedeutet (Leipzig, L. Staackmann; 12 Bände mit Bildnis). Bei der literarischen Kritik genießt Ernst nur ein dürftiges Ansehen: die neueren kritischen Literaturgeschichten, wie die von R. M. Meyer und Friedrich von der Leyen, nehmen kaum von ihm Notiz, und auch Bartels, Engel, Biese und Riemann tun ihn kurz und kühl ab. Desto selbstbewußter darf er auf seine Publikumserfolge pochen. Er hat dem deutschen Philister, aber nicht selten auch dem guten, gesitteten, volks- und vaterlandsbewußten Bürger aus dem Herzen gesprochen, zumal dem liberal gesinnten, denn ein wenig Politik oder erzieherisches Propagandentum mischt sich in fast alles, was dieser Dramatiker, Erzähler und Publizist auf den Markt bringt. Nicht zuletzt hat ihm solche Gunst der breiten Leserwelt seine unverzagt fröhliche Lebensbejahung eingetragen, die nicht aus flatterhaftem Leichtsinn, sondern aus standhafter Freude am Kampf und aus lodernder Begeisterung für alles Gesunde und Tüchtige erwachsen ist. Meistens trat er in Kriegsrüstung auf den Plan, mochte er nun von der Schaubühne herab seine Anklagen gegen Kirche, Schule, Gesellschaft, Politik und Stände ins Volk schleudern oder, wie in seinen Romanen, Erziehungs- und Bekenntnisbücher geben, die uns mehr noch als in Herz und Gemüt ins Gewissen reden sollen. Doch er kann auch scherzen und spielen, und das Lachen ist ihm nicht weniger eine »ernsthafte Angelegenheit« als dem unvergleichlich größeren Wilhelm Raabe, dem er weder als Gewissenswecker noch als Humorist auch nur den Finger zu reichen vermocht hat. Immerhin: der heitere Novellist und mehr noch der muntere, fröhliche Plauderer, der Verfasser der »Karthäusergeschichten«, der Kleinmaler des »Frohen Farbenspiels«, der gemütvolle Sinnierer »Vom geruhigen Leben«, vor allem aber der behaglich schmunzelnde und nachdenkliche Beobachter des Kinderlebens, sie sind und bleiben die erfreulichsten Seiten seiner Gesamterscheinung.

Die Staackmannsche Ausgabe der Gesammelten Werke sucht nach Möglichkeit allen Zweigen des Otto Ernstschen Schaffens gerecht zu werden. Sie bringt an der Spitze den dreibändigen »Semper«, den in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzenden autobiographischen Bildungs- und Entwicklungsroman, an dem aber nicht eigentlich das Zeitgeschichtliche, sondern das zeitlose Behagen des deutschen Familiengefühls das Schöne und Bleibende ist, so daß sich die beiden letzten Bände mit dem ersten kaum messen können. Was einst Friedrich Paulsen, der Philosoph und Erzieher, von jenem ersten Bande geschrieben hat, gilt noch heute: »Überquellende Lebenskraft und Lebensfreude geben dem Buche die Grundstimmung, Freude darüber, daß die Welt so groß und tief, so reich an Schönem und Gutem, an Wissenswertem und Begehrenswertem ist.« Dann folgt das »Hermannsland«, der Roman aus der Kindheit des neuen Jahrhunderts, ein nur halb gelungener Versuch, noch einmal in den Strom der Erinnerung hinabzutauchen und den Helden in die Zeit der Not zu stellen, aber reich an tapferem Deutschbewußtsein und mutigem Zukunftsglauben. Auf leichteren Achsen rollen sodann die Novellen (»Karthäusergeschichten« und »Besiegte Sieger«), Satiren, Fabeln, Epigramme und Aphorismen vorüber, um Stimmung für den Band Gedichte zu machen, die, wenigstens in dieser knappen, selbstkritisch gesichteten Auswahl, vielleicht das künstlerisch Beste sind, was der Lebenskünstler, Weisheitsfreund und Menschenkenner Otto Ernst sich vom Herzen geschrieben hat. Den »Bühnendichtungen« gehören nur zwei Bände. Es fehlen »Bannermann«, das Kampfstück gegen die sittliche Unbedenklichkeit der Parteiführer, das »Jubiläum« und der »Tartüff«. Dafür steht neben der »Jugend von heute« (jetzt »Der Zweikampf« betitelt), der Satire gegen das eitle Gigerl- und Übermenschentum junger selbstgefälliger Literaten, und dem »Flachsmann«, dem für die geistlosen Drillmeister der Schule aufgerichteten Pranger, die politische Komödie »Der Herr und der Mann«, und leider hat selbst das persönliche Rachestück »Gerechtigkeit«, worin ein überempfindlicher Autor seiner Gekränktheit durch kleinliche Ausfälle gegen die Presse Luft macht, seine »Verewigung«, sogar unter dem Titel »Revolverjournalisten«, gefunden. Auch »Die größte Sünde«, die mit einem Freigeist ins Gericht geht, weil er sich aus Rücksicht auf die Familie seiner Braut kirchlich trauen läßt, und »Die Liebe höret nimmer auf«, eine sogenannte

Tragikomödie aus der Boheme, gehen nicht an uns vorüber. Um so dankbarer sind wir für die Märchenkomödie »Ortrun und Ilsebill«, eine Dramatisierung des niederdeutschen Märchens vom »Fischer un sine Fru«, und das »Marienkind«, schon der lyrischen Schönheiten wegen, die in diesen Bühnenspielen ruhen. Das Beste aber kommt zuletzt. Wir meinen nicht den Band Abhandlungen und Aufsätze, der uns, neben den Würdigungen Fontanes, Hebbels, Heines, Goethes (bezeichnenderweise des geselligen Liederdichters), Schillers und Lessings, mit der philisterhaft törichten Kampfschrift gegen Nietzsche, den »falschen Propheten«, beglückt, sondern die beiden Bände humoristischer Plaudereien, darunter die Sammlungen »Ein frohes Farbenspiel«, »Vom geruhigen Leben«, »Vom grüngoldenen Baum« und — »Appelschnut«. Dieses Kinderbuch ist heute noch so herzerquickend wie am Tage seines ersten Erscheinens. Hat es schon damals, als wir noch heller in die Welt blickten als heute, an vielen Trübseligen eine wahre Genesungskur vollzogen, so darf es jetzt, wo die finsteren Wolken so schwer auf uns herabhangen, erst recht gewiß sein, für ein Weilchen Sonne, Wärme und Fröhlichkeit ins bedrückte Herz zu tragen.

Unser Aufsatz »Die Rettung des Kindes« fußt auf G. F. Hartlaubs Werk »Der Genius im Kinde« (Breslau, Ferd. Hirt), einem Buche, das auch außerhalb der von unsrer Mitarbeiterin aufgenommenen Gedankengänge Beachtung und Empfehlung verdient. Insbesondere für alle die, die sich aus Neigung oder von Berufs wegen mit dem Kinde, seinem Seelenleben und seinen Versuchen, sich auszudrücken, beschäftigen. Eltern und Erzieher werden es mit Genuß und Nutzen lesen. Oder vielmehr: werden es studieren müssen. Denn es ist schon insofern ein echt deutsches Buch, als es seinen Gegenstand mit der uns eigentümlichen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit anpackt. Andre, verwandte Veröffentlichungen dieser Art — ich denke an das Büchlein »Kinderkunst« des Italieners Ricci, das zu Anfang des Jahrhunderts erschien und ein gewisses Aufsehen machte — begnügten sich mit einigen Erläuterungen zu und Folgerungen aus den gesammelten und wiedergegebenen Kinderzeichnungen; der Deutsche Hartlaub gibt den ganzen philosophisch-psychologischen Unterbau des Problems, das wir mit einem kümmerlichen Schlagwort »Kunst des Kindes« nennen. Seine Arbeit erwuchs aus Vorbereitungen und Aufbau der von der Mannheimer Städtischen Kunsthalle unter Leitung Fritz Wicherts im Frühjahr 1921 veranstalteten Ausstellung von Zeichnungen, Malversuchen, Scherenschnitten und Klebearbeiten begabter Kinder. Aber diese Ausstellung war nur der äußere Anstoß, das Sprungbrett zu einer Untersuchung, die über das dort Gezeigte weit hinausgreift. Nicht nur, daß Hartlaub einen historischen Überblick über die »Anbetung«, den Kult des Kindes gibt, wie er sich im Christentum oder vielmehr in der persönlichen Lehre seines Gründers offenbart und sich dann in wechselnden, oft jäh veränderten Formen bei Rousseau, in der Romantik, beim Maler Runge, bei Ludwig Richter, Bogumil Goltz bis auf Ellen Key, Thoma, Maeterlinck, Wedekind, Hasenclever, ja bis auf den Dadaismus fortsetzt, er untersucht auch den Unterschied zwischen Genie und Genius, geht mit Ernst und Liebe den zwei bedeutungsvollen Erlebnisformen des Kindes, dem Träumen und Spielen, nach, sucht die Verbindungslinie zwischen dem Romantisierungstrieb und dem Willen zum Komischen, verfolgt im Leben der Menschheit die Entwicklung des Bild- und Zeichenausdrucks, des Schmucks und der Gebärde, wobei sich höchst interessante landschaftliche und stammhafte Unterschiede ergeben, stellt die Zusammenhänge zwischen Erfindung und Gesinnung fest und schreitet den weiten Kreis der Einflüsse und der ganzen Umwelt ab, um schließlich auch noch für den Zeichenunterricht wertvolle Erkenntnisse und Fingerzeige zu gewinnen.

Aus den Leitideen des Buches verdienen folgende hervorgehoben zu werden:

1. In jedem Kinde wirkt die noch ursprüngliche und vorbewußte Naturkraft des »Naiven«, wirkt der »Genius«, der den werdenden Menschen in 14 Jahren das äonenhafte Menschheitspensum vom Ur- und Naturzustand des Neugeborenen bis zur geistigen Verfassung des heutigen erwachsenen Europäers bewältigen läßt.

2. Diese vom »Genius« geförderte Entwicklung des heranwachsenden Kindes läßt je nach der Begabung des Kindes gewisse Mehrleistungen sichtbar werden, die sich in der Form des (wachen) Träumens und Spielens offenbaren: das Kind täuscht spielend sich vor, was dem Menschen einst Wirklichkeit war.

3. In der Mehrleistung von Traum und Spiel mit ihrem Trieb zum Komischen und Romantischen schließt sich das Kind instinktiv gegen die »ernsten« Ansprüche des »Lebens« und der Erwachsenen ab; so ist Spiel nicht Vorübung fürs Leben, sondern dessen Abwehr.

4. Für die Erziehung ergibt sich daraus die Aufgabe, nicht nur den Zögling für das heutige Leben zu ertüchtigen, sondern ihm die schöpferischen All-Möglichkeiten der Geniuszeit zu bewahren. Hiernach bestimmt sich die Wahl der Lektüre, des Spielzeugs und des Bilderbuchs aus dem Umkreis der Wahlverwandtschaft des Kindes, nicht aber aus dem Bereich moderner »Fortgeschrittenheit«.

5. Neben dem »Tun« und »Sagen« ist vor





Gottfried Keller: Aussicht vom Susenberg ins Limmattal. Ölstudie
Aus den Neujahrsblättern der Stadtbibliothek zu Zürich

allem das »Bilden« eine Form des Traums und Spiels: Basteln, Bauen, Zeichnen, Malen, Ausschneiden, Modellieren. Kinderzeichnen ist nicht Gestaltung für das Auge des andern, sondern Hilfsmittel des Spiel- und Vergegenwärtigungstriebes.

6. Der Zeichenlehrer hat die Aufgabe, auch auf diesem Felde den »Genius« in seiner Wirkungsart zu unterstützen, also Achtung und Förderung des kindlichen »Stils« (mit seinen typischen Zeichenfehlern im heutigen Sinne) zu beweisen.

Man sieht, das Buch geht kühne Gedankenwege, und wer ihm folgen will, darf sich dem Führer nicht willenlos ergeben, darf sich nicht einfach von ihm mitreißen lassen, sondern muß in Zustimmung, Zweifel, Weiterdenken und Widerspruch seine Selbständigkeit bewahren. Dann erst wird ihm das Buch wahrhafte Förderung geben. Begleitet ist es von 91 freischöpferischen Kinderzeichnungen vom 3. bis 14. Lebensjahre, darunter Kindheitsleistungen bekannter Künstler, wie Hans von Volkmann und Alfred Kubin, Zeichnungen von Künstlerkindern, freie Schulklassenarbeiten u. a. Auch alle diese Beispiele finden an Hartlaub einen feinsinnigen und liebevoll nachspürenden Erläuterer.



Gottfried Keller: Babeli Marti
Jugendgenossin Kellers, der das Schicksal die Größe normaler Menschen versagt hatte. Sie stand getreulich an des todkranken Dichters Schmerzenslager
(Aus einem Skizzenbuch Kellers)

Wahrscheinlich hätte der Dichter des »Grünen Heinrich«, des »Sinngedichtes« und der »Leute von Seldwyla« ein recht saures Gesicht dazu gemacht, wäre ihm zu Lebzeiten ein Buch vor Augen gekommen, wie es jetzt, ein Menschenalter nach seinem Tode, Paul Schaffner geschrieben hat: Gottfried Keller als Maler (mit 60 Abbildungen; Stuttgart, Cotta). Hing doch in Kellers Schlafzimmer als ewige Warnung vor neuen Malversuchen ein schwarzer Rahmen, in den eine leere Leinwand eingespannt war. Aber das braucht uns heute nicht mehr zu kümmern; die Geschichte hat ihre eignen Rechte und

darf sich durch Sympathien oder Antipathien ihrer »Helden« gegen einzelne Entwicklungsepochen ihres eignen Selbst auf ihrem Forschungswege nicht beirren lassen. Längst ist in einzelnen Beobachtungen erkannt und in einzelnen Punkten auch schon festgestellt worden — u. a. von Boerschel in unsern Monatsheften (Dezemberheft 1908) —, was die malerische Begabung und Schulung Kellers für seine Dichtung bedeutete; ein zusammenfassendes, systematisch aufgebautes und erschöpfendes Werk aber über diese Vereinigung und gegenseitige Beeinflussung der Doppelbegabung fehlte bisher noch. Schaffner hat es uns gegeben, mit voller Beherrschung des Stoffes, unmittelbar aus den Quellen schöpfend, gewissenhaft auch in die feinsten Einzelheiten dringend und doch schließlich zu den höheren, bleibenden Gesichtspunkten aufsteigend, die eine solche Untersuchung und Darstellung allein zu einem Kunstwerk stempeln können.

Lesen wir nach, was in Boerschels keineswegs oberflächlichem Aufsatz über Keller als Maler gesagt werden konnte, so erscheint es dürftig gegenüber der Fülle von Leben und Anschauung, die Schaffners Buch über uns ausströmt. Erst hier steht der Maler Keller nach seiner Entwicklung, in seinen äußeren und inneren Kämpfen, mit seinen Abhängigkeiten und seinen selbständigen Trieben vor uns auf, erst hier, und das ist das eigentlich Wertvolle an dem Buche, empfängt der Dichter Keller aus der Zwiespältigkeit, von der das Gesetz seines Schaffens bis ins vierundzwanzigste Lebensjahr beherrscht wurde, aus der innersten Zelle seines geistigen und künstlerischen Organismus die entscheidende Beleuchtung. Besonders dankbar aber werden es die Leser des Schaffnerschen Buches empfinden, daß es nicht in »artistischem Jargon« bloß zu Kennern und künstlerischen Fachgenossen, sondern zu der gebildeten Allgemeinheit spricht und insbesondere sich nicht scheut, alle Bilder, Studien und Skizzen, die hier in guten Abbildungen vor dem Auge ausgebreitet werden, eingehend zu beschreiben, ja sogar nach ihrem literarischen Inhalt und ihrer malerischen oder graphischen Technik zu erläutern.

Zu der neueren italienischen Literatur hat der Deutsche nur ein recht loses Verhältnis. Nach Dante hat — von modernen Eintagsberühmtheiten wie D'Annunzio und Grazia Deledda abgesehen — noch Boccaccio und allenfalls noch Petrarca zu uns gesprochen, schon für Leopardi und Carducci haben gute Übersetzer und Vermittler, selbst Heyse, vergebens geworben. Aber steht dazwischen nicht **Alessandro Manzoni**, der Dichter der »Verlobten« und der »Geistlichen Hymnen«? Ehrlich: auch das sind nicht viel mehr als Titel, die wie Spielpfennige weitergegeben werden, ohne daß mit ernstlicher Lektüre drauf gezahlt würde. Selbst Goethes Autorität, von der das Wort (an Eckermann) überliefert ist, daß an den »Verlobten«, der mailändischen Geschichte aus dem 17. Jahrhundert, alles, was aus der Seele des Dichters komme, ebenso vollkommen sei wie das Äußere, Zeichnung und Lokalitäten und dergleichen, und daß der Leser immer von der Rührung in die Bewunderung und wiederum von der Bewunderung in die Rührung falle, selbst dies gewichtige Urteil hat daran bisher wenig zu ändern vermocht. Jetzt wird mit einer neuen **deutschen Gesamtausgabe Manzonis**, die **Hermann Bahr** und **Ernst Kamnitzer** besorgen, ein neuer Versuch gemacht, ihn uns, uns ihm zu erobern. Anlaß dazu gab dem Theatiner-Verlag in München der 50. Todestag des italienischen Dichters und Philosophen (22. Mai 1923). Bisher sind erschienen: »Die Verlobten« (neu übersetzt; Bd. 3 und 4), zuvor noch nicht ins Deutsche übertragene Schriften zur Philosophie und Ästhetik (darin die Shakespeare-Analysen; Bd. 5) und die Abhandlung »Über die katholische Moral«. Folgen sollen Gedichte, Dramen, Schriften zur Geschichte und Literatur, Briefe und ein biographisch-kritischer Ergänzungsband.

Ein frisch Bekehrter ist der eifrigste Prediger seiner neuen Erfahrungen und Überzeugungen — **Colin Roß** ging aus dem Graus des Weltkrieges und den Enttäuschungen der deutschen Revolution nach **Südamerika**, in der Meinung, dort das Neuland zu finden, auf dem der Pflug der neuen sozialen Ideen es leicht haben werde, die Schollen eines besseren Menschenglücks aufzubrechen. Er ward enttäuscht. Er erkannte in wenigen Monaten, daß hier die Überstürzung der sozialen Entwicklung mit noch viel größeren Gefahren drohe als bei uns, hier, wo es sich zum großen Teil um Volkselemente handelt, die weder lesen noch schreiben können, die bisher in einer Art patriarchalischer Abhängigkeit, ja in halber Leibeigenschaft gehalten wurden. Und der so Bekehrte war ehrlich genug, die Enttäuschung zu überwinden und sich auf die Wirklichkeit einzustellen. Die Frucht seiner im Dienst sozialer und wirtschaftlicher Zwecke unternommenen Pionierreisen durch Argentinien, Chile, Bolivien, Uruguay und Brasilien ist das aus eilig erhaschten, dann aber nachgeprüften und überarbeiteten Augenblicksaufnahmen zusammengestellte Buch »**Südamerika, die aufsteigende Welt**« (Leipzig, Brockhaus; mit 54 Abbildungen und 2 Karten), ein Buch, das nicht bloß für den von einem neuen Tag zu neuen Ufern gelockten Auswanderungslustigen wertvoll ist, sondern auch von den Daheimbleibenden mit Nutzen gelesen werden wird.

Und kaum daheim, ließ sich Colin Roß von ner Reise- und Abenteuerlust abermals hin- ıslocken. Diesmal auf den Weg nach Osten, einer Reise durch Rußland, die Ukraine, ranskaukasien, Persien, Buchara und Turke- nn, Länder, die uns seit der großen Umwälzung ie ein einziger mächtiger Trümmer- und Scher- enhaufen erscheinen wollen, und in denen doch – sonst könnten sie nicht leben — irgendwo hon Keime einer neuen Saat aufgehen müssen. er uns nicht loslassenden Frage, wie es im ahen und fernen Osten in Wahrheit aussieht, t Roß mit offenen Augen und unerschrockenem orschermut nachgegangen. Die landschaftlichen, ölkergeschichtlichen und künstlerischen Merkwür- gkeiten haben andre kundiger und gründlicher schildert als Roß; die wirtschaftlichen und po- itischen Erscheinungen der unmittelbaren Gegen- art sind von keinem so herzhaft angepackt wor- en wie von ihm, in diesem aus dem Osten itgebrachten Buche, das, gleich seinem süd- merikanischen fesselnd, manchmal ein wenig zu manhaft geschrieben, mit reicher, meist selbst- rlegter Bilderbeute geschmückt ist (ebenda).

Jacob Burckhardts weltberühmtes Werk »Die Kultur der Renaissance in Italien« hatte sich im Laufe ihrer Auflagen on dem Bearbeiter Ludwig Geiger so viele un- ötige Aufschwellungen mit Zutaten, Anmerkun- en und gelehrten Exkursen, so viele Entstellun- en der ursprünglichen Form und Absicht ge- illen lassen müssen, daß es eine Wiedergeburt es Echten und Persönlichen bedeutet, wenn der eue Herausgeber, der Leipziger Historiker Walther Götz, in der 13. Auflage auf die rausgabe von 1860 zurückgeht (Stuttgart, Alfr. Kröner). Was konnte es für den inneren Wert ieses Werkes ausmachen, ob alle neueren For- chungen, Ansichten und Behauptungen in sein Bett geleitet wurden! Aus der »Kultur der Renaissance« war ein Handbuch und Nach- chlagewerk der gesamten Renaissancegeschichte eworden, in dem das Wesentliche, das, worauf s dem Schöpfer des Werkes ankam, mehr und nehr verlorengegangen, sein Geist unter einem wahren Dornengestrüpp von emsig zusammen- esuchten Notizen erstickt war. Burckhardt wollte Erkenntnis, Geiger bot Kenntnisse; Burckhardt schuf ein den Stempel der Persönlichkeit tragen- des Kunstwerk, Geiger gab ein gelehrtes Kom- pendium. Eine wahre Erlösung, daß mit diesem Unfug nun ein Ende gemacht ist!

Es gab bisher keine Englische Geschichte von den Anfängen bis zur Gegen- wart, die, in deutscher Sprache geschrieben, die Aufgaben erfüllte, die Gegenwart aus der Vergangenheit verständlich zu machen. Erst Felix Salomon, der Professor für englische und französische Geschichte an der Universität Leipzig, legt jetzt ein solches Buch, einen Ein- bänder von 342 Seiten, nach langer Vorberei- tung als Ergebnis von Forschungen und Er- fahrungen eines arbeitsamen Lebens vor (Leip- zig, K. F. Koehler). Der Werdegang des eng- lischen Staates, völlig verschieden von dem des deutschen, ist das Grundthema des Buches; die Außengebiete des britischen Weltreiches werden in ihrem Verhältnis zum Mutterlande behan- delt, und es wird dargelegt, wie es kam, daß das britische Weltreich etwas andres wurde als ein vergrößerter englischer Staat. Also der Staat (nach Rankes Forderung) als Beob- achtungsstandpunkt einer historischen, aber nicht internationalen Neutralität.

»Napoleon der Denker« nennt Fried- rich M. Kircheisen, wohl der beste Na- poleonkenner von heute, eine Sammlung von Worten Napoleons, die mehr dem Staatsmann und dem Menschen als dem Feldherrn in ihm gelten (Dresden, Carl Reißner). Zu leicht ver- gißt man, daß hinter dem Eroberer von Italien und Ägypten die emsige, unvergleichliche Denk- und Tatarbeit des Mannes stand, der den »Abgrund der Revolution« schloß, der seinem zerrütteten, aus tausend Wunden blutenden Hei- matlande wieder neue, staunenswerte Lebens- kraft verlieh; vergißt, daß der unbarmherzige, gefürchtete Herrscher, der einem ganzen Zeit- alter seinen Willen aufzwang, nichts andres war als ein Mensch mit seinen Vorzügen, Fehlern und Widersprüchen. Keiner aber kann diesem Manne seine Größe und seinen Charakter ab- sprechen. Es ist heute noch fruchtbar, zu hören, nach welchen Maximen er sein Leben und Han- deln einrichtete.

Aus Rankes Französischer Geschichte hat Kurt Kunze für das Bibliographische In- stitut in Leipzig ausgewählte Kapitel heraus- geschält, die sich zu dem Thema »Die Vor- herrschaft Frankreichs in Europa« (16. und 17. Jahrhundert) zusammenschließen. Man wird diese Kapitel heute mit besonderer Aufmerksamkeit und nicht ohne Trost lesen, zei- gen sie doch, daß das seit dem Dreißigjährigen Krieg aufs tiefste gebeugte Deutschland auch der größten ihm feindlichen Weltmacht gegenüber die Kraft zu neuem Aufbau gefunden hat. Im Mittelpunkt der klassischen Darstellung stehen die großen Gestalten Richelieus, Mazarins und Ludwigs 14., aber wir lernen auf der Gegen- seite auch schon die dem französischen Macht- willen widerstrebenden Kräfte kennen: Wil- helm 2. von Oranien, den Großen Kurfürsten, den Prinzen Eugen und Marlborough. Eine Kette von zeitgenössischen Bildnissen durchschlingt die Textseiten.

Eine Herz und Charakter stärkende Schrift möchten wir allen denen empfehlen, auf denen schwer der Druck dieser vaterländischen Notzeit



lastet: »Ranke und Treitschke und die deutsche Einheit«, Festrede, gehalten am Tage der Reichsgründung von Wolfgang Michael, Professor der Geschichte an der Universität Freiburg (Berlin, Dr. Walth. Rothschild). Ranke und Treitschke werden hier von der Seite ihres menschlichen und politischen Tuns gegenüber der Neugestaltung Deutschlands gewürdigt. Die Verschiedenheit der Temperamente tritt stark hervor: der kühle Ranke, der jedem Ereignis erst die historische Seite abgewinnen muß, dessen Teilnahme an der Zeitgeschichte sich zu steigern scheint in dem Maße, wie sie ins Reich der Vergangenheit versinkt, und der leidenschaftliche Treitschke, der ganz im Augenblick lebt, mit Zorn und Liebe dem Geschehen des Tages folgt. Von Ranke weiß der Verfasser namentlich die Zeit des Krimkrieges und die frühen sechziger Jahre scharf zu erfassen, in denen er bei König Max von Bayern die preußische Politik Bismarcks unterstützte. Treitschkes Verhältnis zu Nord und Süd, zur deutschen Einheit, zum Schicksal Elsaß-Lothringens u zu Bismarck wird nach seinen (zum Teil e kürzlich bekannt gewordenen, zum Teil noch u gedruckten) Briefen geschildert.

Zu Spenglers »Untergang d Abendlandes« ist bei Beck in München e ausführliches abclich geordnetes Namen- u Sachverzeichnis erschienen. Mit dess Hilfe ist es möglich, aus den zwei oft mit ein Schlag tausend Fäden rührenden Bänden müh los alle Stellen zu finden, in denen sich d Verfasser über die verschiedenen Kulturen, Kunst, seine eigentümlichen philosophischen Be griffe, wie »Tatsachen und Wahrheiten«, »Ko mischer Takt«, »Blut«, »Geist«, über die ve schiedenen Religionen, über das Geheimnis d Zahl, der Zeit und des Raumes usw. geäuße hat. Man hat es nun leicht, zu vergleichen u die Widersprüche des geistreichen Problematike festzustellen, aber auch, was wertvoller ist, si Spenglers Ansichten zu neuen Ideengrupp zusammenzustellen. F. D.

Verschiedenes

Heinrich Scharrelmann — wir wissen, mit welcher Vollendung er die Jugendlehre zur Kunst, zur fröhlichen, heiteren Kunst erhoben hat. Zumal seine Berni-Bücher (Braunschweig, Westermann) sind berühmt geworden. Diese kleinen farbenfroh und lustig illustrierten Bücher, die ein modernes Großstadtkind die Wunder der Welt erleben lassen, nicht mit der wissenden Überlegenheit der Großen, der Erwachsenen, nein, mit Augen, Sinnen und Seele des Kindes selbst. Ein neuer Band, illustriert von Paul Helms: Berni lernt Menschen kennen, gute und böse, lockere und leichtsinnige, reiche und arme, und dabei gewinnt er Fühlung mit dem Leben, ohne doch seiner Kindlichkeit entfremdet zu werden. Eine Erziehung zum sozialen Geist, wie wir sie uns nicht besser wünschen könnten.

*

Kunst und Geschichte von Dr. H. Lukenbach (Gesamtausgabe; München, R. Oldenburg). — Ein Bilderwerk mit vielen Hunderten von Illustrationen von den alten Phöniziern bis zur Gegenwart, ein Werk der Anschauung, das sich in erster Linie ans Auge wendet und außer einer allgemeinen Einleitung über Kunstgebiete und Kunstzeiten nur nötig hat, die Bilder mit erweiterten Unterschriften zu erläutern. Die Bilder sind oft sehr geschic zu Gruppen zusammengefaßt, deren einzeln Stücke sich nun gegenseitig erklären, wie: Götter bilder; Kunstgewerbe; Schmuckformen; Säule Schaumünzen usw. Unter den Bildern finden sich auch eine ganze Anzahl von farbigen Kuns blättern mit Gemäldenachbildungen nach Wer ken Grünewalds, Cranachs (Ruhe auf de Flucht), Holbeins, Raffaels, Rembrandts u. a

*

Seit bald zwanzig Jahren gibt der Lehre Wilhelm Kolbe in Bleicherode unter de Titel »Heimatland« eine illustrierte Zeit schrift für die südlichen Vorlande des Harze heraus, mit kundiger Umsicht und geläuterte Geschmack, wie uns nach der vorliegenden Prob scheint. Namentlich pflegt er den Zusammenhang der Landschaft mit der bodenständiger Kunst und Dichtung. So finden wir in einem Sonderheft von Dr. Günther Holstein Hermann Hendrichs Kunstschaffen dargestellt, dessen Höhepunkt nach des Künstlers eigner Ansicht in der Walpurgishalle auf dem Hexentanzplatz bei Thale zu suchen ist. Es wäre wünschenswert, wenn es der Tatkraft und dem freudigen Idealismus des Herausgebers vergönnt sein würde, die Zeitschrift durch die Brandung dieser schweren Zeit hindurchzusteuern.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig.
Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Antworten und Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



thringens
(zum Teil
Teil noch

rgang
München
Namen- u
Mit deß
i oft mit ein
Bänden müß
denen sich
Kulturen,
sophischen
heiten«, »Ka
über die
Geheimnis
usw. geäuße
ergleichen u
Problematike
voller ist,
Ideengrupp
F. D.

sehr geschic
ren einzeln
wie: Götter
en; Säulen
ldern finden
bigen Kunst
nach Werg
e auf des
andts u.

der Lehre
unter der
rierte Zeit
des Harze
geläuterten
nden Prob
Zusammen-
enständigen
r in einem
ein Her-
fen dar-
Künstlers
e auf dem
Es wäre
und dem
bers ver-
die Bran-
uern.

---

lin-Steglitz.
— Für den
stermann

straße 90.
liegt.



